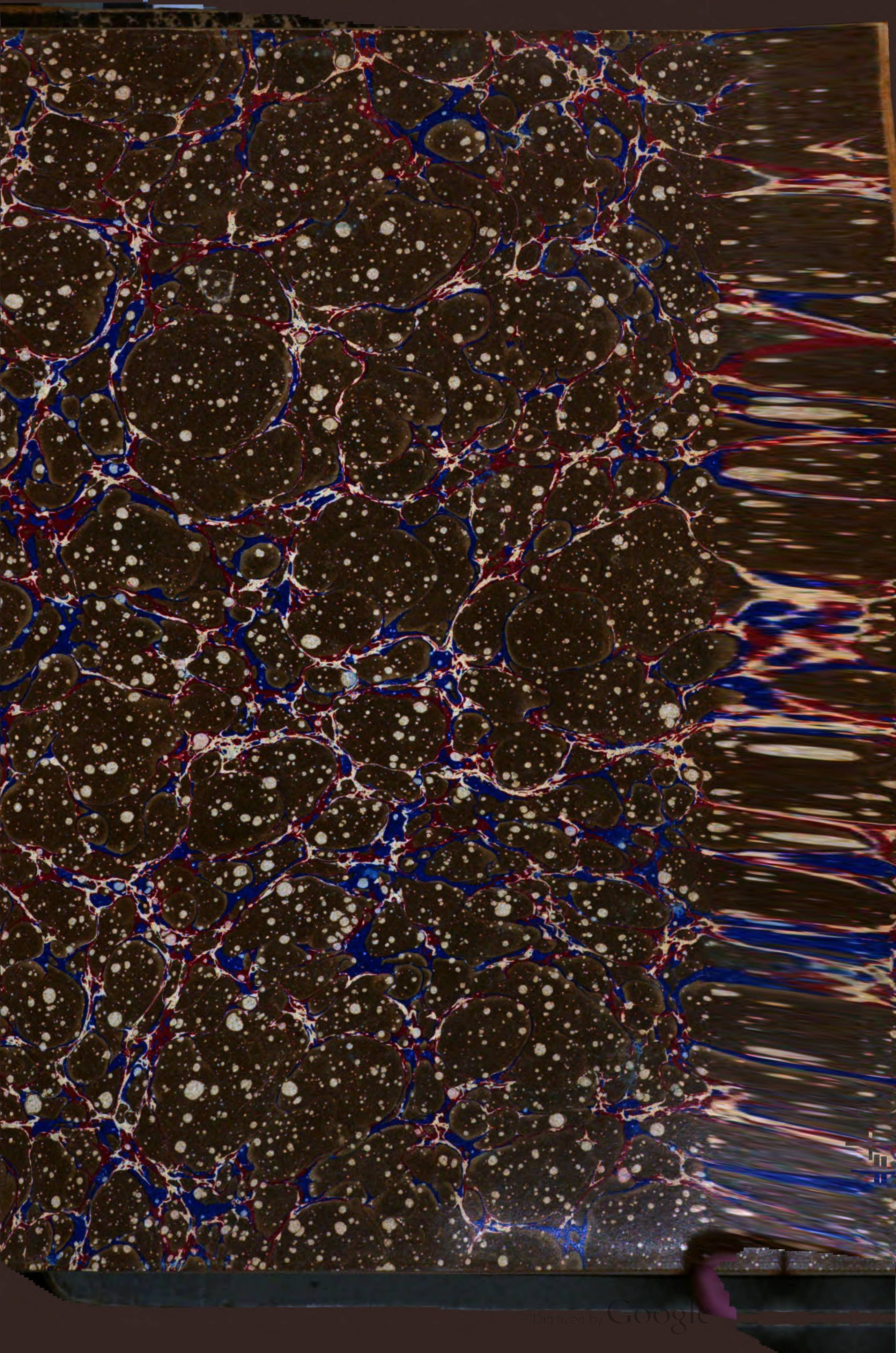




AP 31
H 29
V. 9
SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES



Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

von

H. Liebhart.

Neunter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cincinnati, Chicago und St. Louis:
Verlag von Walden und Stowe.
New York: Phillips und Hunt.
1881.



AF
V. 9

Inhalt des Neunten Bandes.

Titelbilder.

Die beiden Schwestern.
Cromwell und seine Tochter.
Lenzesbotschaft.
Jesu Salbung.
Hannah More.
In Gottes Schöpfung.
Der Sonntag.
Lauterbrunnen und der Staubbach (Schweiz).
Großmütterchen.
Bischof Thomas Bowman.
Herbstbild.
Jugendland.

Abhandlungen.

Biographien und Lebensbilder.

Erzählungen.

Erbauliches.

Geschichts- und Zeitbilder.

Naturwissenschaftliches und Gemeinnütziges.

Skizzen und Reisebilder.

Gedichte.



Musik.

Sonntagschul-Lektionen.

Schule und Erziehung.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

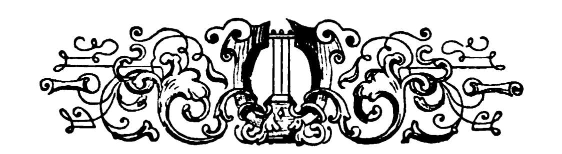
Aphorismen.

Dispositionen.

Am Kamin und Im Schatten.

Chronik der Gegenwart.

Holzschnitte.



Zwei Schwestern.

Wenn leise klagend die
Erinn'rung schwebt
Um's nächtlich dunkle Grab
vergang'ner Zeiten,
Und längst erstorb'ner Blüthen
Sargtuch hebt —:

Läßt ihre schön're Schwester,
Hoffnung, gleiten
Den leichten Finger durch des
Herzens Saiten,
Und Freude rings die weite
Welt durchbebt!

Land und Land

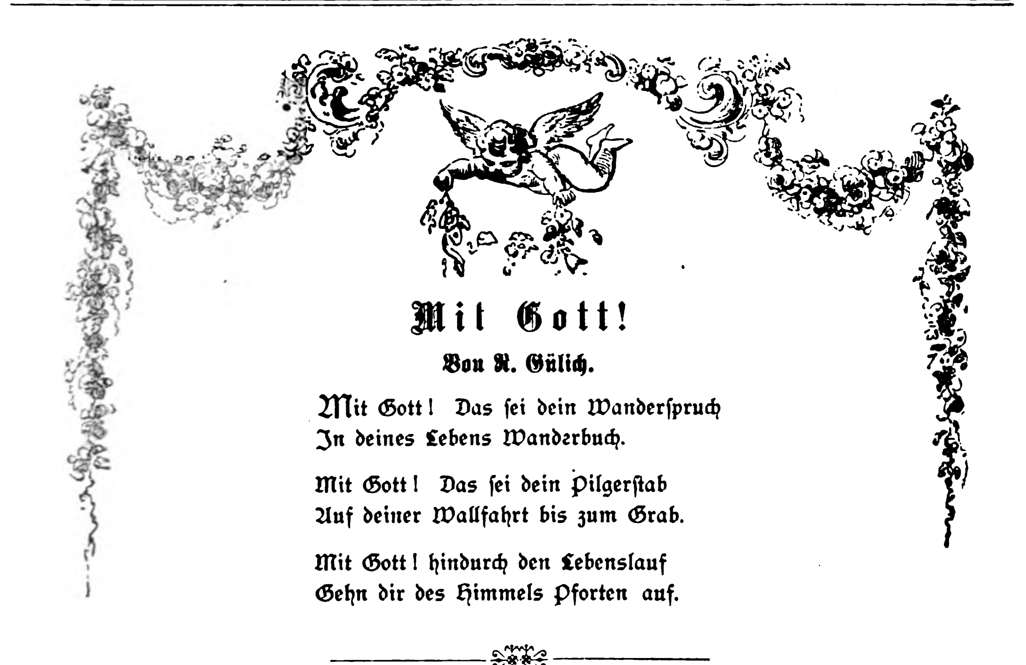
dieselbe so zu sagen zu unterstützen und zu er- | noch vor fünfzig Jahren von vielen Christen



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. **Januar 1881.** **Erstes Heft.**



Mit Gott!

Von R. Gülich.

Mit Gott! Das sei dein Wanderspruch
In deines Lebens Wanderbuch.

Mit Gott! Das sei dein Pilgerstab
Auf deiner Wallfahrt bis zum Grab.

Mit Gott! hindurch den Lebenslauf
Gehn dir des Himmels Pforten auf.

Das erfolgreichste Institut der christlichen Kirche.

Vom Editor.

Die Kirche, deren Aufgabe die Bekehrung der Welt ist, hat zur Erreichung dieses Zieles das Evangelium erhalten mit dem Auftrage, hinzugehen in alle Welt und dasselbe zu predigen, und wird in dieser mächtigen, schwierigen Arbeit durch die Verheißung ermuthigt, daß der göttliche Auftraggeber bei ihr sein wolle alle Tage bis an der Welt Ende.

Diese genau bezeichnete Bestimmung bedingt naturgemäß Einrichtungen, Arbeiten, Unternehmungen — Institutionen verschiedener Art; denn soll jener große Auftrag ausgeführt werden, so gilt es, der eigentlichen Verkündigung des Evangeliums, der Predigt im engern Sinne, durch richtige Mittel den Weg zu bahnen, sowie dieselbe so zu sagen zu unterstützen und zu ergänzen. Deßhalb befaßt sich die Kirche mit der Seelsorge, mit Kranken- und Armenpflege; darum errichtet sie Rettungsanstalten aller Art; deßhalb treibt sie innere und äußere Mission; darum pflegt sie die Jugend, errichtet Schulen und hat im letzten Jahrhundert das Institut der Sonntagschule in's Leben gerufen und entwickelt, welches sich ohne Zweifel als die erfolgreichste aller von der Kirche in der Neuzeit zur Evangelisirung der Welt unternommenen Einrichtungen bewiesen hat. Weder die Mission im engeren und weiteren Sinn, noch irgend ein anderes kirchliches Institut hat nach allen Richtungen hin solche Früchte aufzuweisen, übt solch gewaltigen, nachhaltigen Einfluß aus, als das noch vor fünfzig Jahren von vielen Christen

verpönte, und heute noch von einigen thörichten, eingebildeten Menschen gering geachtete Sonntagschulwesen.

Entsprungen aus einer vor hundert Jahren in England gegründeten „Lumpenschule", deren ursprünglicher Zweck durchaus nicht das jetzige „Sonntagschulziel" war, hat die Sonntagschule einen Siegeslauf durch die Welt gemacht, der geradezu beispiellos genannt werden darf. Sie ist in jedem Welttheil fest begründet, zählt Mitglieder aus allen Völkern der Erde, und hat sich so zu sagen aller bekannten Sprachen und Dialekte bemächtigt. Das früher so unscheinbare Institut, welchem viele ein nur ganz kurzes, jämmerliches Dasein prophezeiten, ist zur großen Weltanstalt geworden, deren Einfluß auf die Menschen, deren Macht als Hebel der Kirche kaum zu hoch veranschlagt werden kann.

Die Spötter, die Gegner, die Gleichgiltigen sind besiegt worden und werden täglich noch besiegt. Ereiferte sich auch Englands hochkirchlicher Episcopalismus bis zur grimmigen Entrüstung ob dem unberufenen Eindringling — das Sonntagschulwesen wurde daselbst doch gar bald zur Nationalsache, an welcher die Episcopalkirche so viel Antheil und Interesse hat, als irgend eine andere. Schüttelte auch die Schul- und Pfarrweisheit Deutschlands dem fremdartigen Gewächs, dem englisch-amerikanischen Kinde gegenüber wieder und wieder das gepuderte Haupt; sagte man auch zum hundertsten Mal, daß auf deutschem Boden, wo der Luther und die Obrigkeit so gründlich für Religionsunterricht gesorgt und noch sorge, derartige bedenkliche Einrichtungen überflüssig seien: so stehen solchen Phrasen doch die Thatsachen gegenüber, daß heute bereits 1466 Sonntagschulen in Deutschland bestehen, in welchen jeden Sonntag 170,582 Menschen zu finden sind, und daß die Obrigkeit, z. B. ganz kürzlich die preußische — in gründlichem „Erlaß" die Sonntagschule hoch empfiehlt, und Anweisungen ertheilt, wie dieselbe zu befördern sei. Zuckt auch der oder ein anderer in den Vereinigten Staaten mit der Achsel oder verzieht spöttisch den von Weisheit sprühenden Mund, wenn von der Größe und dem Fortschritt der Sonntagschulsache die Rede ist — thut nichts zur Sache — solche armselige Witzlinge werden einfach ausgelacht und bleiben — dahinten.

Die Thatsache, daß 1,460,881 Lehrer und Lehrerinnen, nebst 12,340,316 Schülern, also im Ganzen dreizehn Millionen und über achthunderttausend Menschen allsonntäglich aus allen Nationen, Farben, Rassen, Zungen, Geschlechtern, Alters- und Rangstufen und der verschiedenartigsten Berufsarbeit zusammentreten, um Gottes Wort zu studiren — diese Thatsache allein ist genügend, der Sonntagschulsache den ersten Rang unter allen kirchlichen Institutionen anzuweisen. Nimmt man noch dazu die andere Thatsache, daß in diesen Bibelschulen eine große Anzahl der höchst Gebildeten, sowie viele der Verkommensten, Kinder, welche kaum gehen können, und Greise, Väter und Mütter, der Millionär und der Bettler, Kirchenglieder und andere zu finden sind, so wird dadurch die Macht und der ausgedehnte Einfluß der Sonntagschule über die Gesammtmenschheit noch klarer.

Da nun das Studium des Wortes Gottes, mit dem Endzweck, dadurch die Bekehrung und Heiligung des Menschen zu bezwecken, das Ziel der Sonntagschule ist, so leuchtet es Angesichts der Massenbetheiligung ein, welch einen Hebel wir in der Sonntagschule zur Evangelisirung der Welt besitzen. Sie ist Schule und Gottesdienst. Als Gottesdienst weckt sie das Gewissen und sorgt für Anregung und Erbauung. Als Schule verbreitet sie Bibel- und Gotteskenntniß, spornt zum Studium göttlicher Wahrheiten an und führt in dieselbe ein. Und welch ein Studium der Schrift, welch Bibelforschen hat sie durch ihre neuerdings eingeführten, systematischen Methoden angeregt! Millionen Menschen aus allen Nationen sind beschäftigt, das Wort des Herrn zu ergründen, und zwar mit den besten Hilfsmitteln, die geschaffen werden können. Die Bibelgelehrsamkeit gehört nicht mehr einzelnen Bevorzugten an; sie ist populär, Eigenthum der Welt geworden, weil die Sonntagschulmethode die allertüchtigsten Kräfte angetrieben, ihre Gelehrsamkeit und Lehrfähigkeit in den Dienst zu geben zur Herstellung der allerbesten Mittel für populäre Schrifterforschung.

Die volle Frucht solches von so vielen Menschen ausgeführten Bibelstudiums, dieser beständig auf Millionen ausgeübten Eindrücke, kann hienieden nicht ermessen werden. Die Ewigkeit wird die Folgen in strahlendem Lichte zeigen. Fällt auch viel Same auf den Weg und unter die Dornen, muß auch viel mit Thränen gesäet werden ohne sichtbare Freudenernte, so ist der Erfolg der Sonntagschule als Mittel zur Evangelisation der Welt und Bekehrung der Menschen doch ein äußerst bedeutender, wie schon aus den Statistiken hervorgeht, obwohl diese noch lange nicht all die Frucht des ausgestreuten Samens aufweisen.

Nach den besten vorhandenen Berichten werden jährlich etwa 350,000 Personen aus den Sonntagschulen bekehrt, eine Zahl, welche gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, wenn man bedenkt, daß die Bisch. Methodistenkirche allein im Jahre 1879 77,000 Bekehrungen aus den Sonntagschulen berichtet, während sie doch aus den dreizehn Millionen achthunderttausend des

Gesammt-Sonntagschulvolkes nur eine Million und achthunderttausend zählt. Vergleichen wir diese Methodisten-Statistiken etwas weiter, so ergiebt sich, daß die Nettozunahme der Mitgliedschaft im selben Jahre 6141 Personen betrug, und daß, die Todesfälle mit eingerechnet, 27,279 Personen in den Kirchenverband eintraten. Würde nun diese Ziffer mit der Anzahl der Bekehrungen aus der Sonntagschule (75,000) verglichen, so tauchen unwillkürlich allerlei Fragen auf, z. B. auch die: „Wie viele Personen hat denn die Kirche aus der Welt gewonnen, und — ist die Sonntagschule nicht beinahe der einzige Rekrutirungsplatz der Kirche?

Ebenso interessant und belehrend ist ein Vergleich der deutsch-methodistischen Statistik. Dieselbe belehrt uns, daß der deutsche Methodismus in Amerika im Jahre 1880 einen Reinzuwachs von 1155 Mitgliedern aufweist und 508 Todesfälle vorkamen, daß also 1663 Personen in den Verband der deutschen Methodisten eintraten. Eine andere Rubrik ergiebt, daß aus den deutsch-methodischen Sonntagschulkreisen 1416 Personen bekehrt wurden. Auch diese Zahlen beweisen, so viel Zugeständnisse auch auf allen Seiten gemacht werden mögen, daß die Sonntagschule zur fast einzigen Bezugsquelle der Gemeinde geworden ist. Es sollte dem durchaus nicht also sein. Die Kirche sollte Macht über die Welt haben und Tausende aus ihr gewinnen. Wie dem aber auch sei — es ergiebt sich aus all diesen Vergleichungen, daß dem jetzigen Thatbestand gemäß die Sonntagschulkreise das Material für die Gemeindeglieder liefern, und daß deßhalb die Sonntagschule für den Zuwachs in der Gemeinde das erfolgreichste Institut genannt werden darf.

Wie mächtig der durch das Sonntagschulwesen ausgeübte Einfluß ist, ergiebt sich ferner aus der Anregung, die Tausende und aber Tausende von demselben zu ihrer weiteren Ausbildung empfangen haben. In der alten wie in der neuen Welt haben tüchtige Erzieher darauf hingewiesen, wie nothwendig die Fortbildung sei, nachdem der eigentliche Schulunterricht vorüber. Man hat Fortbildungsschulen und andere Anstalten zu dem Zwecke gegründet. Dies ist gut und recht; jedoch — kein Institut, welcher Art es auch sei, wird je so viele Menschen auf so nachhaltige Weise zur Fortbildung anhalten, als die Sonntagschule. Jeder Lehrer und Sonntagschüler ist in steter Fortbildung begriffen. Was sind die Sonntagschul-Institute, Conferenzen, Conventionen, Lehrervorbereitungs-Versammlungen u. s. w. anders, als Fortbildungsschulen? Tausende jüngere und ältere Personen aller Stände kommen in Chautauqua und andern Plätzen zusammen, um in den verschiedensten Zweigen des Wissens Unterricht zu empfangen und Kopf wie Herz zu bilden. Was ist die Veranlassung? Die Sonntagschule mit ihren Anforderungen.

Betreffs höherer kirchlicher Lehranstalten ist das Sonntagschulwesen die Ursache des Bestandes so vieler Akademien und Collegien, und die Quelle, aus welcher sie Zuzug beziehen. Würden in der Sonntagschule nicht viele Mädchen und Knaben angeregt, so möchte wohl Bedürfniß und Platz für höhere, religionslose Staatsschulen, nicht aber für kirchliche Lehranstalten vorhanden sein. In der Sonntagschule sitzen die kommenden Prediger, Lehrer, Missionäre und Missionsfrauen der Kirche, und von da drängen sie sich in den Lehrsaal der kirchlichen Lehranstalt, um sich für ihren hochwichtigen Beruf tüchtig zu machen.

Der religionslosen Volksschule gegenüber ist die Sonntagschule in den Ver. Staaten Ersatz- und in vielen Fällen Gegenmittel. Was auch immerhin von der religiösen Familienerziehung gefordert werden mag, oder was auch fromme, tüchtige Prediger des Wortes im Religionsunterricht leisten mögen, als allgemeines Volksinstitut ist es die Sonntagschule, die unserer Nation das bietet, was in den kirchlichen Staatsschulen Deutschlands geboten wird — nämlich biblischer Unterricht für die Masse. Ja, unsere amerikanische Bibelschule bietet einen Bibelunterricht, der vor dem der deutschen Volksschule in neun Fällen aus zehn den unschätzbaren Vortheil hat, daß derselbe von einem Lehrer ertheilt wird, der persönlich vom Worte erfaßt ist, was von Schullehrern in Deutschland, so tüchtig sie auch sonst sein mögen, als einer Klasse nicht gesagt werden kann.

Im allgemeinen Volksleben äußert sich der gewaltige Einfluß der Sonntagschulsache in der Literatur, die durch sie entstanden, in dem Gesang, den sie hervorgerufen und welchen sie pflegt, und in der Anregung, die sie unter allen Klassen der Bevölkerung für die sittliche Erziehung der Jugend hervorgerufen, so daß selbst Juden und ungläubige Judengenossen, Turner und andere Heiden in Christenlanden förmlich gezwungen wurden, Sonntagschulen zu gründen. Nicht bei Hunderttausenden, nein, Millionenweise werden die Sonntagschulzeitungen, Blätter, Karten, Bücher und Hilfsmittel aller Art gedruckt und verbreitet. Und könnte solcherlei Literatur auf das Volksleben etwa einflußlos bleiben? Das religiöse Volkslied der Neuzeit ist das Kind der Sonntagschule. Sagt man, daß viel Schund erzeugt worden, so ist nur das die halbe Wahrheit, während die ganze auch zu verzeichnen hat, daß viele der köstlichsten Schätze der

Literatur und der religiösen Volkslieder, die heute Herzen trösten und erfreuen, ihren Ursprung in der Sonntagschule haben.

Wer nun all diesen gewichtigen Thatsachen gegenüber einfach behauptet, das Sonntagschulwesen sei eben zur Mode geworden, wie so manches Andere von Zeit zu Zeit auf amerikanischem Boden zur Mode werde; es werde aber wieder in den Hintergrund gedrängt werden und aussterben, wie andere Bewegungen auch; wer also redet, der versteht nichts von der Geschichte des Sonntagschulwesens, welches durchaus nicht Modesache ist, sondern sich äußerlich sowohl als innerlich aus ganz geringen, ja ärmlichen Anfängen zu seiner jetzigen Macht und Bedeutung entwickelt hat und darum auch nicht wie ein Strohhalm erlöschen kann.

Betreffs der inneren Entwickelung sind folgende Stufen zu vermerken: Erste Periode.— Lesen und Auswendiglernen biblischer Abschnitte und nicht viel weiter. Zweite Periode — Erbauliche Anwendung des Gelesenen. Dritte Periode — Der kirchliche Katechismus. Vierte Periode — Das Biblische Fragebuch. Fünfte Periode — Die moderne Sonntagschulmethode, welche Alt und Jung systematisch in's Wort einführt, dasselbe erklärt ohne Erbauung auszuschließen, es in's Gedächtniß aufnimmt, ohne dasselbe mit Wortschwall zu beschweren, und auch dem Katechismus eine Stelle einräumt.

Bezüglich der äußeren kirchengeschichtlichen Entwickelung finden wir z. B. in der Bischöflichen Methodistenkirche: Anno 1779, noch vor Organisation der Kirche, die Frage im Conferenz-Protokoll: „Wie können wir für die religiöse Erziehung der Kinder sorgen?" In der Disciplin von 1784, als die Kirche organisirt war, wird angeordnet, daß, wo zehn Kinder zu finden, deren Eltern Mitglieder der Kirche sind, soll der Prediger wöchentlich Religionsunterricht halten. Im Jahre 1786 gründet Bischof Asbury die erste Sonntagschule in den Vereinigten Staaten im Hause des Thomas Crenshaw, im Hanover County, Virginia, und bald darauf organisiren Methodistenprediger andere derartige Schulen. Im Jahre 1790 wird die Sonntagschule als solche in den Protokollen der Conferenzen zum ersten Mal offiziell anerkannt und empfohlen, namentlich für die Neger und die Armen, und 1796 ersuchte die General-Conferenz die Bischöfe Cook und Asbury, einen Anhang zu der Disciplin zu verfassen, in welchem sie auch anempfehlen, überall, wo ausführbar, Sonntagschulen zu gründen für die Kinder der Armen. Von 1796 bis 1824 trat etwas Stillstand ein, aber in diesem Jahre wurde es jedem Reiseprediger von der General-Conferenz zur Pflicht gemacht, wo immer möglich Sonntagschulen zu gründen. Man traf Anordnungen zur Herausgabe eines Katechismus, und die Buchagenten wurden angewiesen, eine gute Auswahl von Sonntagschulbüchern auf Lager zu halten. Das Jahr 1827 bezeichnet einen weitern Fortschritt, indem in demselben die Sonntagschul-Union der Bisch. Meth. Kirche organisirt wurde.

Von dieser Zeit an entwickelte sich das Sonntagschulwesen rasch, welche Entwickelung sich in folgenden Maßnahmen äußert: 1836 ertheilt die General-Conferenz den Bischöfen die Vollmacht, Sonntagschulagenten anzustellen; 1840 werden genaue Regeln aufgestellt betreffs der Pflichten der Prediger und Vorst. Aeltesten den Sonntagschulen gegenüber und wird der Vierteljahrs-Conferenz die Aufsicht über die Sonntagschule ertheilt; dann auch fällt in dieses Jahr die Reorganisation der Sonntagschul-Union; 1841 Herausgabe des Sonntagschul-Advocate; 1844 eine Sonntagschul-Convention während der General-Conferenzsitzung, Erwählung des ersten Sonntagschul-Editors — Rev. Daniel P. Kidder, D. D.; 1852 werden die Sonntagschul-Superintendenten als Mitglieder der Vierteljahrs-Conferenz anerkannt; 1860 ein durch ein einzig Wort der Disciplin angezeigter, höchst bedeutungsvoller Fortschritt, indem es dem Prediger zur Pflicht gemacht wird, Bibelklassen nicht nur für größere Kinder und die Jugend, sondern auch für Erwachsene zu organisiren, und Herausgabe des Sonntagschul-Journals für Lehrer; 1861 wurde das Sonntagschullehrer-Institut eingeführt (17. April 1861 das erste in Freeport, Ill.); 1864 wurde der Vierteljahrs-Conferenz Vollmacht ertheilt, den Superintendenten seines Amtes zu entsetzen; 1866 Dr. Vincent's Ernennung zum General-Sonntagschulagent, und 1868 seine Erwählung zum correspondirenden Sekretär der Sonntagschul-Union, und seither — vollständige Einführung der neueren Methode.

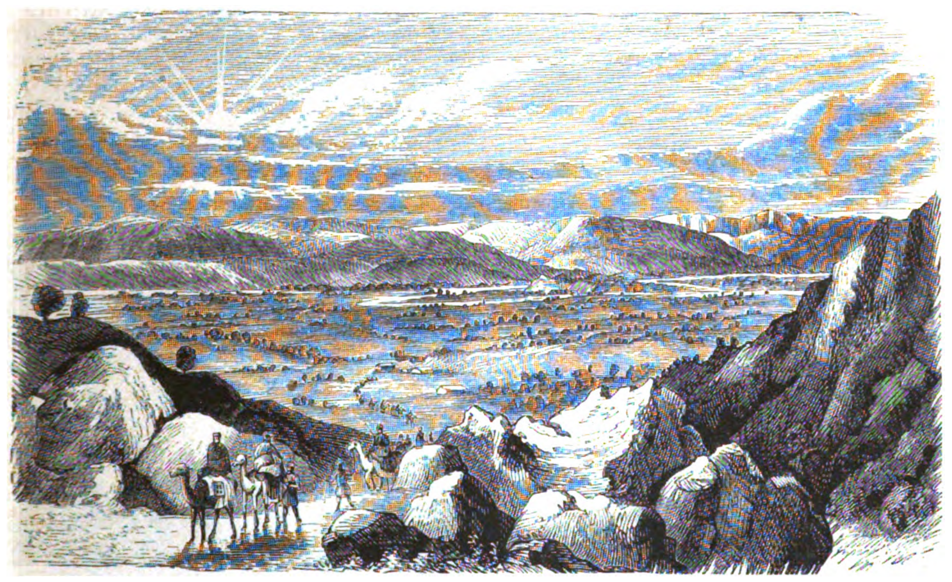
Folglich ist die Sonntagschulsache durchaus nicht mit einem aus dem Boden aufgeschossenen Pilz zu vergleichen. Nein — sie ist ein gesunder, kräftiger Baum, der sich naturgemäß entwickelte und dessen Entwickelung fort und fort stattfinden wird. Die Sonntagschule ist nicht Modesache; sie ist Nothwendigkeit und darf mit vollstem Rechte das erfolgreichste Institut der christlichen Kirche genannt werden.

Ein Streifzug durch das Land der Hethiter.

Bearbeitet von W. Köncke.

Palästina, das heilige Land, zieht die Aufmerksamkeit mehr auf sich, als alle andern Länder der Welt. Ueber dasselbe hat der Herr auf eine eigenthümliche Weise verfügt, denn er hat auf diesem kleinen Flächenraume von durchschnittlich 55 englischen Meilen Breite und 180 Meilen Länge größere und bedeutungsvollere Begebenheiten für die Entwickelung der menschlichen Familie sich abspinnen lassen, als sonst auf der ganzen Erde.

Der interessanteste Theil dieses kleinen Landes liegt in seinem südlichen Theile, wo ursprünglich ein kleiner Stamm, die Hethiter, ihren Wohnsitz hatten. Es ist ein gebrochenes Land, reich an Hügeln und Thälern in jeder erdenklichen Form und unterschiedlicher Größe. Die Erdunterlage ist meistens Kalkstein, der sich durch Regen und Sonnenschein leicht auflöst und Kulturboden ergiebt. Um Flächenraum zum Landbau zu gewinnen, bildete man an den Bergabhängen Terrassen. Diese bereicherten nicht allein das Land, sondern trugen viel zur Schönheit desselben bei, da sie meistens mit Oel- und Feigenbäumen, sowie Weinstöcken bepflanzt wurden. In den reichen Thälern wurden die Halmfrüchte gezogen. Aber durch den Verfall der jüdischen Nation, durch Kriegsverheerungen, aber namentlich durch Vertreibung der Bewohner ist an die Stelle des Reichthums allgemeiner Ruin getreten. Nach und nach fielen die Terrassenmauern, der schöne, reiche, lockere Boden wurde in die Thäler hinabgewaschen, so daß die nackten, kahlen Felsen jetzt hervorragen. Von diesem allgemeinen Charakter des Landes bildet hier und da ein kleiner Flecken, der mit ungewöhnlicher Sorgfalt bebaut wird und daher reiche Früchte trägt, eine Ausnahme, so daß ein Reisender erklärt: „Je mehr ich von Palästina sehe, desto mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß es einstens zu den reichsten Ländern der Welt gehörte."



Die Jordan-Ebene oberhalb Jericho.

Um Jerusalem her, sowie von da bis zum Todten Meer, ist das Land gebirgig. Der einzige Berg aber, der weit und breit gesehen werden kann, ist der Frankenberg, ungefähr fünf Meilen südöstlich von Bethlehem gelegen. Die Kreuzzügler haben ihn mit Festungswerken gekrönt, denn er bot durch seine Höhe, sowie dadurch, daß er schwer zu ersteigen war, bedeutende Vortheile als fester Rückhalt.

Der Weg von Jerusalem nach Bethlehem zieht sich in einer südöstlichen Richtung durch ein Thal, welches sechs Meilen lang ist und eine durchschnittliche Breite von zwei Meilen hat. Nach halbstündiger Reise auf diesem Wege von Jerusalem aus findet man östlich in einem Felde



Terrassen-Kultur in Palästina.

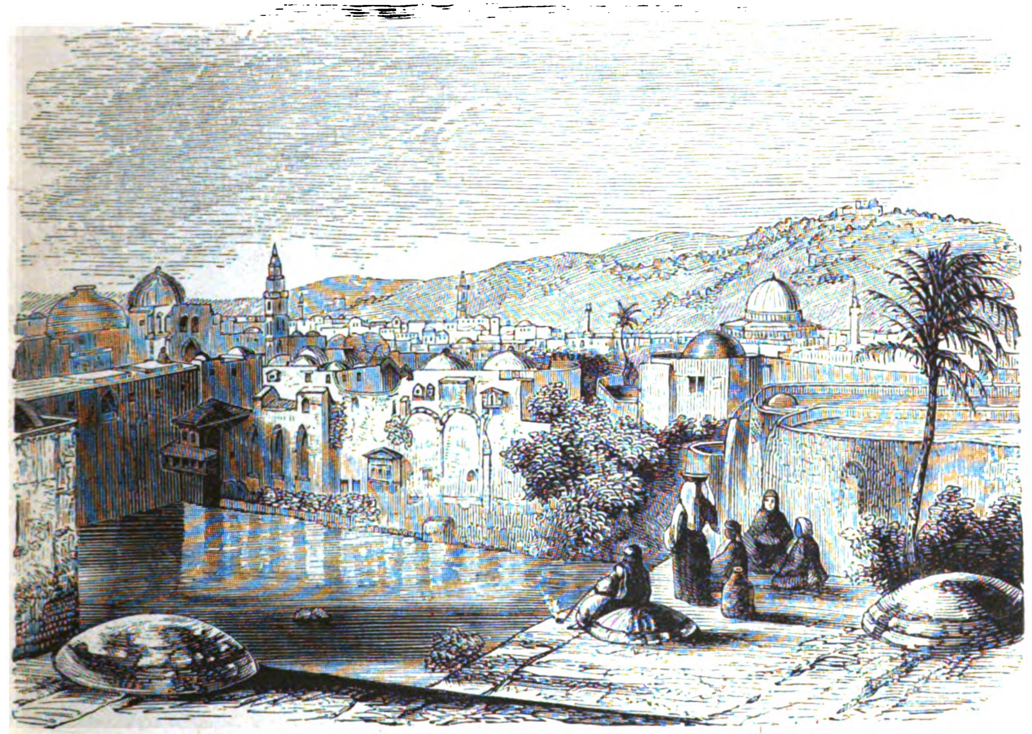
und am Fuße einer Bergkette das Kloster des „Heiligen Elia“. Als der große Prophet Elia vor des Ahabs Isabel floh, soll er auf seiner Flucht hier ermüdet angekommen sein und sich auf einen großen glatten Stein, der dem Thore des Klosters gegenüber liegt, hingelegt haben. Die Mönche zeigen mit großer Vorliebe den Reisenden den Platz, sowie Vertiefungen in dem



Bethlehem.

Stein, welche sein Körper in demselben gelassen. Kann mönchische Leichtgläubigkeit oder Thorheit noch weiter reichen?!

Von hier kann man schon Bethlehem gut, ja selbst vortheilhaft sehen. Der erste Eindruck von Bethlehem ist naturgemäß fesselnd. Die Umgebung, obzwar mangelhaft bebaut, ist schön. Der Boden ist reich, die steilen Bergabhänge und Thäler sind mit Olivenbäumen, Feigenbäumen und Weinanlagen bedeckt. Ein Reisender sagt: „Die nächste Umgebung von Bethlehem erinnert an die Beschaffenheit des Landes in den glücklichen Tagen des jüdischen Staates und was es unter einer weisen Regierungsverwaltung und einer fleißigen Bevölkerung sein könnte." Aber der Ackerbau ist jetzt nur in der unmittelbaren Nähe von größeren Städten möglich. Binnen zwei Meilen von Bethlehem liegen Felder brach und wüste, welche einst viele Personen für ihre Arbeit reichlich entschädigten. Und wozu auch bauen, wenn, wie dies der Fall ist, die plündernden Beduinen, welche sich immer in dieser Gegend aufhalten, die Früchte schon davon tragen, ehe sie völlig reif sind? Sie erdreisten sich, am hellen Tage in Gegenwart des Eigenthümers die schönsten Weizenfelder als Weideplätze für ihre Pferde ꝛc. zu gebrauchen. Unter solchen Umständen kann natürlich der Ackerbau nicht gedeihen.



Hesekia's Teich.

Bethlehem ist auf einem Bergrücken, der sich ostwärts von einer Bergkette hinauszieht, erbaut. Der Weg zu der Anhöhe ist so steil, daß man nur mit Mühe hinaufreiten kann. Der Berg ist nach Osten, Norden und Süden von tiefen Thälern umgeben. Die Häuser sind von grauem Kalkstein in Quadratform, mit kleinen Domen gekrönt, erbaut. Der Straßen giebt es nur wenige, und diese sind enge, aber gepflastert. Obzwar die Stadt von keiner Mauer umgeben ist, so hat sie doch zwei Thore, die des Nachts geschlossen werden. Von dem westlichen Thor bis zum Kloster des heiligen Grabes, das sich am östlichen Ende der Stadt befindet, ist wohl eine Entfernung von einer halben Meile, der ganze Bergrücken jedoch ist noch einmal so lang. Die Bevölkerung, die auf 5000 Personen geschätzt wird, ist eine christliche. Bethlehem ist eine blühende, moderne Stadt — die Geburtsstätte eines Glaubens, der nicht rückwärts, sondern vorwärts schaut. Unter den ältesten sowie glaubwürdigsten Ueberlieferungen ist die zu zählen, welche die Geburtsstätte des Heilandes bezeichnen. Der Platz wird schon im zweiten Jahrhundert von Justin Martyr erwähnt.

Ueber diese Stätte ist die Kirche des Heiligen Grabes erbaut, von deren Innern zwei Wendeltreppen 20 Fuß hinab in die Grotte führen. Diese ist mit italienischem Marmor bekleidet. Am östlichen Ende wird der Platz gezeigt, wo die Jungfrau den Heiland der Welt gebar. In einer kleinen Nische im Fußboden ist ein silberner Stern angebracht, der gerade unter dem Platze sein soll, wo der Stern der Weisen „oben über dem Kindlein stand". Von wem die Mönche diese wunderbare Thatsache erfahren haben, wird nicht gemeldet. Oestlich von Bethlehem liegt das schmale Hirtenthal, wo der himmlische Bote den Hirten erschien und das Gloria in Excelsis zum ersten Male vom himmlischen Chor gesungen wurde: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Der morgenländische Reisende Heddon berichtet:

„Nach einer halbstündigen Reise auf dem Wege von Bethlehem nach dem Todten Meere hat man die Wüste Judäa's erreicht, wo kahle Berge und dunkle Hohlwege mit einander wechseln. Hier führt der Weg oft an Abhängen vorbei, wo man nur mit der äußersten Vorsicht einem Unglücksfalle vorbeugen kann. Wir haben später gefährlichere Plätze gefunden, aber zu keiner Zeit haben wir das Gefühl von Gefahr so stark gehabt, als auf der Reise von Bethlehem nach der Kehle des Kidron. Ueberhaupt ist die ganze Reise von Bethlehem bis zum Todten Meere eine unangenehme und gefahrvolle. Doch nach der langen Reise über nackte Berge und durch tiefe Schluchten erreicht man das Ende, um auf eine angenehme Weise überrascht zu werden, denn vor uns liegt die lange Kette der moabitischen Gebirge wie ein mächtiger unregelmäßiger blauer Wall, und zu unseren Füßen lag das große melancholische Wunder — das Todte Meer. Daß Schönheit in der Wüste Judäa's oder am Todten Meer zu finden wäre, war mir im Entferntesten nicht in den Sinn gekommen, und doch war von unserer Höhe aus die Ansicht reizend. Wir stiegen in's Thal hinab, in welchem ein Dickicht von ungewöhnlicher Vegetation sich befand, durch welches wir uns hindurch arbeiteten bis an das Ufer des Meeres. Auch hier wurde ich angenehm getäuscht, denn das schöne, helle, glatte Wasser spiegelte auf seiner Fläche die Umgebung ab und der ganze Eindruck des Oeden und Todten schwand zeitweilig — aber nur zeitweilig, denn längerer Aufenthalt brachte die Enttäuschung — ein Gefühl der lautlosen Stille und Lebensabwesenheit. Die Einsamkeit des Ortes ist nicht zu beschreiben. Man empfindet oftmals mehr als man sieht."



Wüste in Judäa.

Weihnachten.

Micha 4, 8 und 5, 1.

Und du, Thurm Eder, eine Feste der Tochter Zions; es wird deine goldene Rose kommen, die vorige Herrschaft, das Königreich der Tochter Jerusalems.

Und du, Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist!

Weihnachten! das liebe, süße, heilige Fest ist uns wieder angebrochen; das Kinderfest, das unsere alten, verknöcherten Herzen wieder jung machen möchte; das Fest, an dem die Freude geboren ist, an dem der Himmel die arme, verlorene Erde küßte, an dem die Engel Gottes wieder eine Heimath fanden bei Menschenkindern. O, das holde, liebe Fest! Wie klingt schon sein Name so lind und weich und friedvoll durch die kalte, unruhvolle Welt; als wäre er wie ein Nachhall von den Engelchören. Es war Alles so dunkel hier unten, in Finsterniß und Schatten des Todes; ein tiefes, schmerzvolles Seufzen strich über die Wüsten der Erde; aber nun ist die Sonne aufgegangen; helle, heilige Harmonien klingen durch die Welt, denn mitten in all dem Leid, in all dem Elend steht die Krippe, und aus den Augen des Kindes von Bethlehem blickt das Erbarmen und die Freundlichkeit Gottes die sehnsüchtige Welt an. Ach, wie kalt und hölzern klingen uns alle Worte, die wir von diesem Kinde reden können; wie eng und armselig sind unsere Gedanken und Herzen, wenn wir versuchen, die Freude zu fassen, die Weihnachten über die Welt gebracht hat! Mit den Engeln singen, das ist eigentlich Alles, was wir in dieser Zeit thun können und mögen.

Wir Glücklichen, daß wir Weihnachten haben mitten im Winter der Welt! Draußen ist alles so kahl, so dürr, so einsam, so eiskalt und dunkel; aber wir stehen um unsere helle, warme Christfreude; uns ist der Heiland geboren; uns ist der Himmel aufgegangen; wir schmücken unsere Häuser mit Lichtlein, und bei dem grünen Tannenbaum, um den unsere Kinder singen, erinnern wir einander daran, daß in Bethlehem unser Lebensbaum erwuchs, den kein Winter tödtet, daß es auch im Herzen nun grünt und blüht und singt und klingt, weil Jesus, das Kind Gottes, aus der Krippe uns die Hände entgegenstreckt und uns an Sein Herz zieht.

Was hätten die alten, heiligen Männer Gottes darum gegeben, wenn sie hätten haben können, was wir haben! Wie gern hätte David mit seiner Krone und Harfe wohl unter unsern Kindern unter dem Weihnachtsbaum gesessen und die rauschenden Akkorde seiner Saiten mit ihren hellen Stimmen zusammen klingen lassen! Und die alten Propheten, wie grüßten sie mit Entzücken die heimlichen, verstohlenen Strahlen, welche Gottes Gnade von Bethlehem aus rückwärts in ihre Jahrhunderte fallen ließ! — Da steht Einer von ihnen vor uns, Micha von Maresa, die Weihnachts-Nachtigal in den dunklen Nächten der alten Jahrhunderte. Lassen wir das Herz einmal stille werden, seinen sehnsuchtsvollen und doch so entzückenden Weisen zu lauschen, und aus den dämmernden Hallen einer ehrwürdigen Vergangenheit heraus seine Rede zu verstehen.

Bei den Hürden Bethlehems steht Micha, auf den Feldern der Hirten, die von dem Engel die Weihnachtsbotschaft hörten. Aber es ist noch dunkel um ihn; sein Herz ist traurig. Wie ist Alles zerfallen! wie ist Davids Stadt so klein und arm geworden, als ob es fast vergessen wäre, daß des großen Königs Wiege einst unter diesen Dächern stand. Draußen vor der Stadt auf der Höhe ragt die alte ehrwürdige Ruine eines Thurmes, des Thurmes Eder, des Heerdenthurmes. Einst ein Außenwerk der alten Befestigungen Jerusalems, wie ein aufgehobener Finger den Feinden entgegendrohend, ist er jetzt ein zerfallender Trümmerhaufen, mit Dornen und wilden Rosen umrankt, eine Behausung der Eulen, ein Nest der Schlangen. Und Micha steht und sieht und sinnt, und seine Augen füllen sich mit Thränen. — Aber plötzlich verklärt sich das düstere Bild vor seinen Augen, als fielen von einer fernen Sonne tausend Lichter in seine tiefen Schatten. Es flimmert und leuchtet um ihn. Der alte Thurm wächst himmelan, wie eine starke Wehr der vorigen Herrschaft, das wilde Gestrüpp um seine alten Quadern leuchtet und funkelt wie lauter Schnüre von Gold und Diamanten, die wilden Rosen glühen wie Sternlein. Aber eine ist anders wie alle andern; sie wächst über sie alle, und bald sieht er nur diese eine, die goldene Rose des Thurmes Eder. Er weiß wohl, wer es ist; vor seinen entzückten Augen zerreißt der Vorhang der Jahrtausende und der Seher singt uns sein unvergeßliches Weihnachtslied, das nun so unzertrennlich hinein gewoben ist in alle unsre Weihnachtsfreude, das Lied von der goldenen Rose vom Thurm Eder, von Bethlehem Ephrata und dem Helden, dem die Völker anhangen sollen. — Und was ist aus Bethlehem geworden! Das arme Hirtendorf ist wie eine königliche Residenz, wie weder Jerusalem noch Rom es jemals gewesen ist. Siehe, da ist der große König, der Herr aller Welt; da stehen um seinen Thron seine Starken und Helden, die heiligen Engel; da fliegen sie hinaus, seine Boten, um die Befehle des Königs bis an

die Grenzen des Reiches zu tragen, die heiligen Apostel, welche die Welt ihm erobern; und aus aller Welt ziehen sie zu ihm in großen Haufen, aus den Wüsten, von den Gestaden des Meeres, aus den Schluchten der Berge, ihm zu huldigen, ihn anzubeten, ihm ihre Opfer und Lieder zu Füßen zu legen.

O Micha! Wir haben mehr, als du hattest! Du sahest sein Bild, wir haben ihn selbst. O, wir kennen diese goldene Rose von Bethlehem besser noch als du, — die Rose unter den Dornen, so roth wie Herzblut, süß duftend wie Himmelsluft; die Rose, die das harte Gestein unsers kalten Herzens so fest und innig umklammert hält; die Rose, die der einzige heilige Schmuck unseres Lebens ist. — O kommt, alle meine Gedanken! Komm alle brennende Sehnsucht meines Herzens! kommt um die goldene Rose Gottes, die Er der Welt geschenkt hat! Stimmt die Harfen, macht weit das Herz für die große, heilige Freude! Gott hat sich erbarmt, die Nacht ist hin, die Sonne lacht uns an, uns ist der Heiland geboren, Christus, der Herr, der unsre Seele suchte, nach dem die Welt sich sehnte! Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden! den Menschen ein Wohlgefallen! Amen!



Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
By Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts min Chind im Schlof!

Hebel.



„Lobsinge dem Herrn, meine Seele!“



Weihnachtsabend in de Frömd.

Von A. W.

Nu brennen to Hus woll de Dannenböm,
Un Allens freut sick un lacht,
Un nachsten, denn hebbens so selige Dröm,
Kinn Jes hett so Jeden bedacht.

Min Mutting allen wakt noch spät in de Nacht,
De Thran ut de Ogen ehr föllt:
„Kinn Jes hett den Enen ja doch nich bedacht;
De is jo so wit in de Welt."

De En, min lew Mutting, de En dat bün ick;
Mi hett dat Kinn Jes nich bedacht;
För mi giw't ken Lust un ken hüsliches Glück —
För mi giw't ken heilige Nacht.

Ick sitt so verlaten, so trurig, allen,
Wo de Palmenbom ragt in dat Land,
Wo de Sünnenstrahl glänzt up dat Felsengesten,
Un stütt mi den Kopp in de Hand.

Doa denk ick torüg an de glückliche Tid,
Wo ick ok vör den Dannenbom stahn;
Min Hart ward so weik, min Hart ward so wit,
As füng dat to bläuden mi an.

Doa swebt mi dat Bild von den Kirchenplatz vör,
Von dat Varehus trulich un still.
Sneeschanzen liggen bet dicht vör de Dör,
Un de Flocken, se driben ehr Spill.

Wat kümmert de Snee mi; is't Hart doch so het,
Un tüht an de Laden mi ran:
Jn de Laden tor Rechten ein Knastlock ick wet,
Wo nah binnen man rinkiken kann.

Doa stahn se denn All üm den Dannenbom
Un freuen sick äwer sin Licht,
Un ick — ick stah buten un kik as in'n Drom
Jn Mutting ehr lewes Gesicht.

Wo lücht't ehr de Freud' ut de Ogen so warm,
As se Jeden hett geben sin Del;
Dunn küssen's ehr All un nehmens in'n Arm
Un seggen, dat wir doch to vel.

Wie Korlbror' woll an den Clawzimbel geht
Un spelt den schönen Choral,
Dat olle, dat lewliche Wihnachtsled:
„Von'n Hewen hoch kam ick hendal!"

Un as nu dat Vörspill to Enn is gahn
Von de lewliche Melodie,
Dunn stimmen de Annern so fröhlich mit an,
Un ick? — Jck bün nich dorbi —

Jck sitt so verlaten, so trurig, allen,
Wo de Palmenbom ragt in dat Land,
Wo de Sünnenstrahl gläugt up dat Felsengesten,
Un stütt mi den Kopp in de Hand.

Jahresende.

Warum Weihnachten fällt, just wenn das Jahr zu Ende geht? Darum, weil, wo Menschen aufhören, Gott allemal neu anfängt. Wenn das Jahr abklingt und zu Sylvester die Glocken läuten, dann falt' deine Hände! Sylvesterklang ist ernster Klang. Sylvesternacht ist nicht zum Tanz und Jubel, sondern zum Stillesein und zum Gedenken, daß dort, wo die Glocke klingt, unten am Kirchthurm, ein Kirchhof liegt. Da finden wir unsere Herberge. Auf dem Schachbrett des Lebens geht's bunt her; die Springer springen, die Läufer laufen, und in wildem Trubel rennt Alles durch einander, Springer und Läufer, Bauern und Könige. Doch das Spiel geht zu Ende, und wenn die Glocke schallt, werden sie alle eingesargt, alle: Springer und Läufer, Bauern und Könige. Auch wir beide. — Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!

Wir danken dir, Gott, daß in der Winternacht, welche das Land deckt, Sterne schimmern, und der Weihnachtsstern, der über Bethlehem gestanden. Fange neu an, du Barmherziger, weil die Menschen am Ende sind, und laß dein Evangelium der Welt einen Morgen verkündigen. Und auch uns und unsern Lieben!

O du selige, o du fröhliche,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren,
Christ ist geboren.
Freue, freue dich, o Christenheit!

Gelobt seist du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Deß freuet sich der Engel Schaar:
Hallelujah!

Das Lied sollst du singen. Und damit du's thust, sende ich auch ein Bild zum heiligen Christ, ein liebliches, auf dem die Engel singen. Sieh nur vorn das schmucke Blatt, da ist der Weihnachtsstern, und Tannenbäume brennen, und Kinder knieen um die Krippe. Bewahre das schöne Bild, und in deiner Seele den Stern, und laß sein Weihnachtslicht dir in's Neujahr leuchten!

Ein tiefer, großer Seelenschmerz
Zerreißt und heilt zugleich das Herz:
Vom Unruhvollen, Bänglichen,
Vom Eitlen und Vergänglichen
Führt er, beruhigend, den Sinn
Zum Dauernden und Ew'gen hin.

Drei Weihnachts-Abende in Brasilien.

Weihnachten! Nach fast vierzehnjähriger Abwesenheit von der Heimath ist es mir wieder vergönnt, die traulichsten Erinnerungen an die goldenen Tage der Kindheit durch eine echt deutsche Weihnachtsfeier aufzufrischen.

Im Lande der Palmen feiert man auch Weihnachten, aber das ist nur ein schwacher Abglanz der Weihnachtslust, welche hier von Jung und Alt empfunden wird. In buntem Reigen ziehen in diesen Tagen wieder und wieder jene Weihnachtsabende an mir vorüber, wie ich sie in jenen vierzehn Jahren verlebt. Ich will Einiges davon aufzeichnen; vielleicht, daß sein fremd anmuthendes Farbenspiel auch Andere unterhält.

I.

Es war im Jahre 1866, und ich mit ein paar Freunden auf dem Wege nach Porto Alegre, wo ich die Weihnachtsferien verleben wollte. Nach mehrtägigem Ritt durch Urwald und Camp (Grasebene) befanden wir uns glücklich in Rio Grande do Sul, gerade am 24. Dezember.

Rio Grande do Sul ist eine langweilige, rings von Dünensand umgebene Hafenstadt. Nur dem Umstande, daß sie Hafenstadt ist, verdankt sie es, daß sich viele Europäer, besonders aber viele Deutsche, daselbst niedergelassen haben. Wo sich aber Deutsche niederlassen, da gründen sie eine „Germania", das heißt: einen deutschen Club. Auch Rio Grande do Sul besitzt seine „Germania", und zwar eine ganz vorzügliche. Dorthin schlenderte ich nach meiner Ankunft, und sah mit mir den mir befreundeten Dr. E., Direktor der deutschen Schule, eintreten.

„Sie kommen mir gerade recht," sagte er, „wir wollten heute Abend eine Weihnachtsbescheerung in der Schule veranstalten, und nun hat der Tischler noch nicht einmal den Baum gemacht. Ich weiß nicht, wie ich fertig werden soll. Sie müssen helfen."

Dazu war ich gern bereit. Der Tischler wohnte nebenan, und wir gingen zunächst zu ihm. Der Baum, den er fabricirte, war fast vollendet; er leimte soeben in den Stamm die obersten Zweige ein. Stamm und Zweige waren glatt gehobelt, und das Ganze sah wie ein Kleiderständer aus. In einen Baum sollte ich es verwandeln. Nachdem der Lehrbursche das Gestell in den großen Schulsaal getragen, umwand ich es mit den grünen Zweigen einer Ginsterart, welche als einziges Grün in den Dünen von Rio Grande wuchert. Schüler und Schülerinnen des Dr. E. schleppten große Körbe

voll von diesem Kraute herbei. Im Zeitraum von einer Stunde war aus dem Kleiderständer ein Tannenbaum geworden, und nun wurde die liebe Jugend hinausgeschickt, damit sie nicht sehe, was weiter den Baum schmücken sollte. Wir aber hatten ihn bald mit Lichtern, vergoldeten Nüssen und Confect behängt und auf weißgedeckten Tischen die sonstige Bescheerung für die Zöglinge geordnet.

Es war ein furchtbar heißer Tag und ein ebenso heißer Abend; ein wahres Schwitzbad hatten Eltern, Lehrer und Zöglinge auszustehen, als sie sich gegen Abend vor dem in reichem Lichterglanze prangenden Weihnachtsbaum versammelten und ein heimathliches Weihnachtslied anstimmten. Eine hübsche Ansprache des Direktors und die Vertheilung der aus nützlichen Büchern und Süßigkeiten bestehenden Geschenke beschloß die Feier.

Trotz der Hitze des Südens war mir weihnachtlich zu Sinn geworden, und diese Stimmung hielt auch den ganzen Abend über an, denn in den verschiedenen Familien, die ich später besuchte, traf ich auch strahlende Bäume — freilich nur künstliche — und fröhliche Kindergesichter; bei einem Maler war sogar der Baum von grüner Pappe angefertigt; er erfüllte aber doch seinen Zweck und wurde von den Kindern mit dem Liede: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!" angesungen.

Als ich um Mitternacht durch die Straßen schritt, waren diese wie ausgestorben. Alles schlief, aber im Hafen ertönte noch Gesang. Ja, dort unweit der Landungsbrücke schaukelte sich eine Hamburger Brigg auf den Fluthen. Bei dem Schiffslichte erkannte ich den wachthabenden Matrosen, welcher auf dem Verdeck hin und wider schritt und in die Nacht hinaussang: „Stille Nacht, heilige Nacht!" So feierte der sein Weihnachtsfest. Leise in die schöne Weise einstimmend, kehrte ich in meinen Gasthof zurück.

II.

Der nächste heilige Abend sah mich in einer schrecklichen Lage.. Die Colonisten von Sao Lorenco, größtentheils Pommern, waren durch Feinde ihres Coloniedirektors irre geleitet worden, und das verkehrte Auftreten des Letzteren hatte nicht wenig dazu beigetragen, sie in der falschen Ansicht, daß er ihnen eine zu hohe Summe Geldes für das von ihm verkaufte Land abgenommen habe, zu bestärken. Lange gährte es in der Colonie. Drohbriefe wurden an den Direktor gesandt, und Alle, welche sich auf die Seite des Letzteren stellten, wurden verhöhnt und mit dem rothen Hahn auf ihrem Dache bedroht. Die Regierung hatte auf meine Verwendung, durch die ich mir allerdings den Haß der aufrührerischen Colonisten zuzog, dreißig Mann Nationalgardisten, einen Offizier und einen Sergeanten zur Aufrechterhaltung der Ordnung geschickt, leider waren aber in echt brasilianischer Weise die Waffen ausgeblieben, weßhalb der Sergeant mit zwei Mann in die ferne Stadt gesandt werden mußte, um sie zu holen.

Am 23. Dezember 1867 saßen der Direktor, der Offizier und ich, der ich inzwischen die Funktion eines Adjunkten übernommen hatte, beisammen. Die Vaterlandsvertheidiger lagen im Schatten des Hauses und drehten sich aus Maisstroh und feingeschnittenem Tabak Cigaretten; die Damen des Hauses beschäftigten sich mit den Kindern. Da plötzlich erschien mit entfärbten Wangen eines der Dienstmädchen und rief: „Da kommen sie von allen Seiten, und Alle haben Pistolen und Messer!"

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, so vernehmen wir schon Pferdegetrappel und hören die rauhen Stimmen anscheinend betrunkener Bauern.

Wir schließen die Thür. Der Offizier tritt an das einzige geöffnete Fenster und fragt die Leute in portugiesischer Sprache nach ihrem Begehr. Er wird nicht verstanden. Ein wüstes Geschrei erhebt sich, und der Anführer der Rotte, ein desertirter schwedischer Matrose, der schon zweimal als Mörder in Haft war und später wegen Mordversuchs an seinem Schwiegervater von den Pommern mit Knütteln todtgeschlagen wurde, schwingt sein Waldmesser und sucht am Fenstersims emporzuklettern.

Die muthige Donna Maria tritt an das Fenster — die Colonisten draußen verstummen. Alle haben große Achtung vor dieser Frau, welche sie als gute Mutter und Gattin kennen.

„Was wollt Ihr, Leute?" fragte Donna Maria.

Nun erheben sich erst einzelne Stimmen und lassen die ungerechtfertigtsten Klagen und die wahnsinnigsten Forderungen laut werden, plötzlich aber schreit die ganze Rotte: „Wir wollen das Geld heraushaben, das man uns zu viel abgenommen; wir wollen den Direktor aufhängen." Dazwischen ertönten einzelne Rufe: „Reißt den Zaun ein, und wenn man uns nicht hören will, so steckt das Haus an allen Ecken in Brand!"

Schon hört man, wie die Aexte in Bewegung gesetzt werden, und immer größer wird der Haufe der Revoltanten. Es sind gewiß über hundert Kerle, die das Haus umzingelt haben, alle offenbar trunken vom Genuß des Zuckerbranntweins, den sie auch jetzt noch unter sich kreisen lassen, unter gemüthlicher Betheiligung der waffenlosen Vaterlandsvertheidiger.

Noch hält sich Donna Maria tapfer am geöffneten Fenster und beschwört die Leute, auseinander zu gehen, und diese Zeit benutzte ich, um ihren wie Espenlaub zitternden Gemahl auf dem Bodenraum hinter Kisten und Gerümpel zu verstecken. Während dieser Zeit hat sich Donna Maria mit den Kindern entfernt, wohin? weiß ich nicht; ich selbst behalte eben Zeit, den Revolver, den ich in der Hand trage, von mir zu werfen, um nicht mit Waffen ergriffen zu werden, worauf ich dem Keller zuspringe — eine Vertheidigung wäre ja doch nicht möglich gewesen. Kaum hat sich die Fallthür hinter mir geschlossen, so weicht die Hausthür dem Andringen so vieler Menschen, die mit starken Pfählen dawiderstoßen, und die Menge der Trunkenen wogt in das Haus. Die Kellerlucken sind vergittert; an ein Entfliehen ist nicht zu denken. Ich höre, wie über meinem Haupte geflucht, gelästert, getanzt, gesungen und vor allen Dingen geraubt wird; denn über mir ist das große Waarenlager des Directors, der zugleich Kaufmann ist. Das schurrende Geräusch, welches ich gerade von dorther vernehme, bezeugt, daß man die Waarenkisten zerschlagen und zum Anzünden des Hauses gebrauchen will. Einmal droht eine Stentorstimme allen Hausinsassen mit Gurgelabschneiden.

Inzwischen ist es dunkel geworden, und durch die Luken fällt Sternenschein in mein freiwilliges Gefängniß, aus welchem zu entrinnen ich nicht hoffen kann, wenn die Unmenschen ihre Drohung, Feuer anlegen zu wollen, ausführen. Ich öffne ein wenig die Fallthür, und im Kerzenschein, der vom Corridor hereinfällt, erkenne ich den Officier, welcher einigen Colonisten seinen Degen übergiebt und sich als ihr Gefangener erklärt. Er wird nebst seiner Frau hinausgeführt und sein Gepäck ihm nachgetragen. Dann höre ich ein Zerschlagen von Waarenkisten, und schon wähne ich Alles verloren — da erklingt über mir eine wohlbekannte laute Stimme und übertönt das Geschrei der Anderen: „Wo Sie auch immer im Hause sein mögen, Herr R...., kommen Sie getrost her! Es soll ihnen nichts geschehen. Wir sind hier, Ihre Freunde!"

Nun folgt ein kurzer Kampf zwischen den gutgesinnten und den aufrührerischen Colonisten, der anscheinend zu Gunsten der ersteren entschieden wird. Es tritt Stille ein; ich schließe, daß der Director zum Vorschein gekommen ist und, geschützt von den Freunden, die gestellten Forderungen unterzeichnet.

Gegen Mitternacht verziehen sich die Ruhestörer, und ich kann nun mein Versteck verlassen. Dort sitzt der Mann noch mit der Feder in der zitternden Hand, und Donna Maria geht weinend im Zimmer auf und nieder.

„Was haben Sie gethan?" frage ich.

Er schiebt mir ein Blatt Papier hin, welches vor ihm liegt. Es enthält ganz unmögliche Versprechungen, welche er mit den Anführern der Rotte zusammen unterzeichnet hat. Ein Exemplar des Vertrages haben Letztere mitgenommen.

„Das ist ein werthloser Wisch," sage ich. „Sie haben hier unter dem Druck der Gewalt Ihr Wort verpfändet und brauchen es aus diesem Grunde nicht zu halten. Vor Allem müssen Sie und Ihre Familie so schnell wie möglich gerettet werden. Geben Sie mir Geld, und lassen Sie mich für Alles sorgen."

Ich ging, um mein Pferd zu satteln, fand es aber in der Dunkelheit nicht und benutzte daher das erste beste Soldatenpferd, das ich erwischte. Der Officier lagerte draußen im Freien mit seiner Frau und wagte sich nicht in das Haus zurück, weil ihm dies von den Colonisten verboten worden.

Nachdem ich das nöthige Geld empfangen, ritt ich fort. In vielen Colonistenhäusern schimmerte noch Licht, und dann und wann hörte ich Stimmen vor mir auf dem Wege. Ich mußte daher vorsichtig reiten. Bei Tagesanbruch lag der Urwald hinter mir, und vor mir, vom Schein der Morgenröthe erhellt, breitete sich der weite Camp aus, von der Lagoa dos Patos (das große südbrasilianische Binnenmeer) wie von einem Purpurband umsäumt.

Nach einer kleinen Stunde hielt ich vor dem Hause eines befreundeten brasilianischen Kaufmanns, der an der Mündung des Sao Lourenco-flusses wohnte. Ich pochte an die Hausthür. Eine Sclavin öffnete mir und führte mich in das Haus. Ich trat an das Bett des Freundes, erzählte ihm kurz, was geschehen, und theilte ihm meinen wohl durchdachten Rettungsplan mit. Er weckte sogleich seine männliche Dienerschaft und einen Herrn, der in seinem Hause logirte und Besitzer von Pferd und Wagen war. Letzterer war bereit, Hülfe zu leisten. Kaum ließen sich die Herren Zeit, einen Morgenimbiß zu nehmen; dann trabten sie fort, und das erwähnte Fuhrwerk folgte ihnen auf dem Fuße.

Ich begab mich jetzt zu dem portugiesischen Schiffsführer des einzigen Schiffes, welches im Hafen lag. Er weigerte sich, allem Herkommen zuwider, am ersten Feiertage in See zu gehen, doch überwand ich seine christlichen Bedenken mit der Schilderung der traurigen Folgen, welche sein Zögern haben könnte, vor allen Dingen aber wohl mit dem Inhalt der wohlgespickten Börse, die ich bei mir führte. Er sagte endlich zu und versprach, im Laufe des Tages Alles seeklar machen zu wollen.

Beruhigt kehrte ich in das Haus des Freundes zurück, um mich dem Schlummer hinzugeben. Noch lag ich mit offenen Augen auf einer

Feldbettstelle — da trat die schwarze Sclavin herein und flüsterte mir zu:

„Sie werden verfolgt. Draußen im Laden sind Colonisten, welche Sie suchen. Kommen Sie! Ich werde Sie verstecken."

Ich folgte ihr in eine Waarenkammer, wo ich hinter großen Tonnen eine günstige Deckung fand. Bald erkannte ich die Stimmen meiner Verfolger, welche den Aussagen der Sclavin, daß ich gar nicht hierhergekommen, keinen Glauben schenken wollten und bis in den Raum vordrangen, in welchem ich mich befand. Sie gingen einen Schritt von mir jenseits der Tonnen, hinter welchen ich saß, vorüber und verzogen sich dann. Bald hörte ich draußen Pferdegetrappel, das sich entfernte, und ich verließ mein Versteck. Schlaflos verging mir der Tag, der mir wie eine Ewigkeit erschien, und der Abend zog herauf — der heilige Abend.

Heiliger Abend! Ja, ich will an Dich denken, so lange ich lebe! Es war schon dunkel — und noch keine Nachricht, ob die Familie des Directors gerettet sei oder nicht! Der Schiffsführer kam und meldete, daß Alles bereit sei. Wo blieben die Unglücklichen? Waren sie vielleicht überfallen und ermordet? Ich lief in die Nacht hinaus, und auf dem ersten Berge, den ich erreichte, warf ich mich nieder und legte das Ohr auf den Boden, um besser horchen zu können. Nichts! Nichts! Ueber mir stand der Orion, das freundliche Gestirn, das heute über so viele weihnachtsfrohe Menschen seinen Glanz entsandte, und hier sah es auf ein Menschenkind in unsäglicher Qual.

Ich kehrte an den Hafen zurück. Die Negerin stand vor der Thür; das gute Geschöpf schien an unserm Schicksal herzlichen Antheil zu nehmen.

„Es ist schon Mitternacht," sagte sie, „oben bei Guimaraes haben eben die Hunde gebellt; wenn sie jetzt nicht kommen, so ist gewiß ein Unglück geschehen."

Ich seufzte und strengte mein Gehör an. Das war Pferdegetrappel, welches mit jeder Secunde näher kam. Ich trat in den Schatten des Hauses, um, selbst ungesehen, mich über die Personen der Kommenden vergewissern zu können. Schon von Weitem erkannte ich die Stimme des Directors, und bald hielt er mit seinem Begleiter, einem Soldaten, vor der Thür und stieg ab. In diesem Augenblicke trat die Negerin mit einer Laterne vor das Haus. Welch ein Anblick! Blutend und mit zerfetzten Kleidern standen der Director und sein Begleiter vor mir. Mit wenigen Worten erzählten sie mir, daß kein anderes Mittel zum Entweichen gewesen, als sich quer durch den Urwald, der Richtung des Compasses folgend, Bahn zu brechen, ohne indeß ein Waldmesser zu benutzen, wodurch ihre Fährte zu leicht verrathen worden wäre. Die zahlreichen Urwaldsdornen hätten ihnen die Kleider und die Haut zerfetzt. Ein wohlwollender, diesseits des Waldes wohnender Brasilianer hätte ihnen Pferde gegeben; sonst hätten sie noch gar nicht hier sein können.

„Wo ist meine Frau mit den Kindern?" fragte der Director. „Sie müssen ja schon lange hier sein, wenn die Colonisten sie durchgelassen haben."

Ich zuckte die Achseln und entgegnete beruhigend: „Sie werden schon kommen."

„O!" rief er aus und sank schluchzend in einen Lehnstuhl. Ich sah dem Manne an, daß er bis zum Tode erschöpft war, und wirklich hemmte der Schlaf bald den Lauf seiner Thränen. Als ich ihn schnarchen hörte, ließ ich ihn allein. Der Soldat lag draußen und schlief auch. Ich aber fand keinen Schlaf und lief ruhelos auf dem Camp umher, und Alles, was ich dachte, war — Donna Maria und ihre Kinder!

Es mochte drei Uhr sein — da vernahm ich Wagengerassel und Donna Maria's ferne Klagrufe: „Mein Mann! mein unglücklicher Mann! O wenn ich doch wüßte, ob er gerettet ist!"

Da war es mir wirklich weihnachtlich zu Sinn, aber viel schöner noch wie sonst am heiligen Abend, denn so habe ich noch nie bescheert, und unsere Donna Maria ist wohl auch niemals so bescheert worden, wie damals, als ich ihr durch die Nacht zurief: Gerettet, alle gerettet!

Bald waren wir alle auf einem Schiff und gegen Abend ankerten wir im Hafen von Rio Grande, von wo aus Schritte zur Bestrafung der Schuldigen eingeleitet wurden.

Jetzt ist über der ganzen Begebenheit schon lange Gras gewachsen; der Director R.... schlummert auf heimathlicher Erde den letzten Schlaf, und seine Colonie, das Werk seines rastlosen Schaffens, erfreut sich einer gedeihlichen Entwickelung und friedlicher Zustände.

III.

Weihnachten 1877 herrschte statt der Dürre eine ungewöhnliche Nässe; der Arroio do Paraizo, ein über zerklüftetes Gestein dahineilender Bach, an welchem mein Haus lag, übertönte mit seinen Wasserfällen unsere eigenen Worte.

Meine Christbescheerung trug ich auf dem Arme; mein blauäugiges Töchterchen war freilich schon vor sieben Monaten auf die Welt gekommen und sah schon ganz verständig in dieselbe hinein; aber da ich die Kleine am Weihnachtsfeste auf dem Arme trug, war es mir, als sei sie mir noch einmal bescheert worden, und meiner Frau ging es gerade so. Wir saßen am offenen Fenster und blickten hinaus in den Gischt der Wellen, die sich am Gestein brachen. Die Kleine streckte die Arme aus, als wollte sie die

Leuchtkäfer haschen, die am Fenster vorbeiflogen. Ein wunderbarer Anblick, diese brasilianischen Leuchtkäfer! Sie entwickeln am Kopfe und unter dem Bauche einen so starken phosphorischen Glanz, daß man bei dem Lichte eines einzigen Thieres lesen kann, wenn man dasselbe über das zu lesende Blatt hält. Sie fliegen mit großer Geschwindigkeit und könnten leicht für laternentragende Menschen gehalten werden, wenn sie nicht so zahlreich wären. Auch an jenem Weihnachtsabend schwirrten sie zu Tausenden durch die Luft und hoben sich in ihrem Glanze vortrefflich von dem dunklen Hintergrunde des Urwalds ab.

„Wir haben keinen Weihnachtsbaum aufgeputzt," sagte ich zu meiner Frau, „da wollen wir wenigstens versuchen, ob wir denselben nicht durch Leuchtkäfer ersetzen können."

Und ich öffnete die Fenster und zündete Licht an, um damit die Thiere anzulocken. Es dauerte auch nicht lange, so flogen einige große, prächtige Nachtfalter in das Zimmer herein, und ebenfalls vom Lichte angezogen, folgten Leuchtkäfer auf Leuchtkäfer, ein herrlicher Anblick! Nun drehte ich die Lampe herunter. Die Augen meines Töchterchens folgten dem glänzenden Fluge der Käfer voll Entzücken, und wenn einer ihr zu nahe am Näschen vorbeisummte, dann streckte sie die Aermchen aus, als wollte sie ihn haschen, bis endlich der Sandmann sich einstellte und der seltsamen Christbescheerung ein Ende machte.

* * *

Und nun, nach langen Jahren fällt mein Blick wieder auf eine winterliche Landschaft, die mich an das nahende Weihnachtsfest gemahnt. Zwar haben sich die lieben, treuen Mutterhände, die mir als Kind meinen Weihnachtstisch schmückten und den Tannenbaum anzündeten, lange schon zum letzten Schlaf gefaltet; Schnee bedeckt den Grabhügel, unter welchem die Unvergeßliche schlummert, und in dem epheuumrankten Elternhause am Kirchplatze, wo einst so viele Strahlen der Liebe und des Glückes das Christfest zum schönsten Tage des Jahres machten, wohnen Fremde. O, das thut bitterlich weh!

Dennoch aber überkommt es mich wie Weihnachtsluft und Weihnachtshoffnung aus der schönen Kinderzeit, wenn ich an den Schaufenstern all die Herrlichkeiten erblicke, mit welchen deutsche Kunst und deutsches Gewerbe das schönste Fest der Deutschen zu schmücken verstehen; ich freue mich des Augenblickes, wenn Glockenklänge durch die Nacht hallen, des Festes Anfang verkündend, und in Palast und Hütte die Lichter der Weihnachtsbäume angezündet werden. Dann will auch ich meiner kleinen Brasilianerin ein Bäumchen anzünden, das doch noch viel schöner sein soll als alle Leuchtkäfer im Urwalde.

Alfred Waedler.

Erinnerungen an Tirol.

Von Dr. C. F. Paulus.

Eine glückliche Alpenreise ist eine Mitgabe für's Leben. „Wie in jedem Menschen," schreibt Göthe in einem Brief aus der Schweiz, „selbst in dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal zugegen gewesen ist, so ist es mit dem Menschen, der große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist." Zu den größten Gegenständen der Natur gehört aber unstreitig das Hochgebirge. Wenn ein bis dahin nur an die sanftwelligen Formen des Mittelgebirges gewöhntes Auge zum ersten Mal die blendend weiße Gebirgsmauer des Hochgebirgs erblickt, die bald in gerader Linie, bald in wild zerrissenen Hörnern und Nadeln sich in bläulicher Ferne hinzieht, so ist dieser Eindruck ein mächtig erschütternder, ähnlich dem, dem wir empfinden, wenn wir zum ersten Mal das offene Weltmeer vor uns liegen sehen. Diesen Hochgenuß bietet eine Alpenreise im vollsten Umfange. Selbst Reisenden, welche zum Theil bedeutende Hochgebirge gesehen, bleibt der Eindruck der Alpen unverlöschlich.

Das Ziel der meisten Touristen, welche die Alpenwelt kennen lernen wollen, ist die Schweiz, welche allerdings die ganze Fülle der Naturschönheiten eines Hochgebirges auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum einschließt und zugleich auf den Haupttouristenstraßen den Reisenden allerlei Annehmlichkeiten und Erleichterungen bietet, dagegen aber ein bis in's Einzelste gehendes Schröpfsystem ausgebildet hat, welches weniger bemittelten Reisenden den Naturgenuß nicht selten trübt. Erst neuerdings, besonders seit der Eröffnung der Brennerbahn, hat sich der Strom der Touristen auch den bisher wenig beachteten Tiroler Alpen zugewandt, welche an Großartigkeit der Naturscenerien der Schweizer Alpen nicht nachstehen, und zugleich Vortheil gewähren, daß die übermäßigen Hotelrechnungen, mit welcher der Reisende in der Schweiz regalirt zu werden pflegt, dort noch unbekannt sind.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen möchte ich den geneigten Leser auffordern, mich im Geiste bei einem Ausflug in die Tiroler Alpenwelt zu begleiten, wobei die Erinnerungen an

eine Tiroler-Reise, die ich vor Jahren mit meinem seligen Vater und meinem Bruder unternahm, uns wesentlich zu Statten kommen werden.

Nachdem wir die bairischen Alpen durchwandert, überschreiten wir bei Mittenwald die österreichische Grenze und betreten damit das eigentliche Tirol. Freilich läßt sich die Grenze



Tiroler.

zwischen Ländern leichter ziehen als zwischen Völkern. Schon in den bairischen Alpen haben wir die kräftigen markigen Gestalten der Tiroler gesehen und die kleidsame Tracht kennen gelernt, welche den Tiroler auch im Auslande auszeichnet, wo ihn der Handel mit den Erzeugnissen des heimischen Gewerbfleißes häufig hinführt. Aber um den Tiroler kennen zu lernen und seinen Charakter zu studiren, muß man ihn in seiner Heimath aufsuchen und auch dort nicht an den frequenten Straßen und in großen Städten, sondern in den abgelegenen reizenden Gebirgsthälern, in welchen sich dieser kräftige, schöne Menschenschlag noch in seiner unverderbten kernhaften Natürlichkeit vorfindet. Der echte Tiroler, d. h. der deutsche Tiroler, der zu Gott und aller Welt „Du" sagt, ist der kräftige Natursohn voll Sitteneinfalt, Offenheit und Redlichkeit. Dabei ist er eine durchaus conservative Natur. Der aus der Vorzeit überlieferte katholische Glaube wurzelt tief in den entschieden religiös angelegten Gemüthern und prägt sich in den Sitten und Gebräuchen des Volkes mannigfaltig aus. Auf einen Protestanten macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn ihm zum ersten Mal von einer solchen Tiroler Hünengestalt der landesübliche Gruß: „Gelobt sei Jesus Christ!" entgegengerufen wird. Ich wenigstens konnte mich einer tiefen Bewegung nicht erwehren und antwortete darum auch trotz meiner protestantischen Vorurtheile frisch weg: „In Ewigkeit!" Vor kleinen Betkapellen, Kruzifixen und heiligen Bildern sieht man häufig betende Frauen und Kinder knieen, sei's, daß eine innere fromme Regung, sei's, daß Krankheit oder eine andere Noth sie zum Gebete treibt; und an gefährlichen Bergpfaden oder an dem



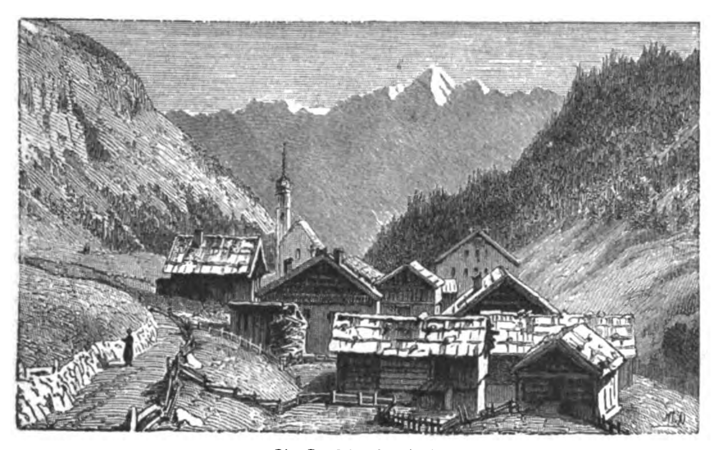
Tirolerin.

Ufer wilder Bergbäche stößt man oft in einer Stunde auf mehrere Gedenktafeln, auf welchem die Vorübergehenden zur Fürbitte für Verunglückte aufgefordert werden. In der Regel ist dann der Unglücksfall selbst auf der Gedenktafel abgebildet, aber freilich mit haarsträubender allen Forderungen der Kunst Hohn sprechender Farbenkleckserei. Wie die katholische Kirche, so kann aber auch das österreichische Kaiserhaus



Holztransport im Winter.

mit welchem Tirol seit fünf Jahrhunderten verbunden ist, auf des Tirolers unerschütterliche Anhänglichkeit, und wenn es zum Kampf geht, auf seinen selten fehlenden Stutzen, auf sein Gut und Blut rechnen. Dies beweisen die Erinnerungen, welche sich an die Namen Andreas Hofer, Speckbacher, Haspinger rc. knüpfen, zur Genüge. Dagegen sympathisiren die Wälsch-



Ein Dorf im Hochland.

Tiroler mit Italien. Diese Grenzbewohner „mit dem blitzenden Auge, das die Weiber dem Himmel, die Männer der Hölle abgestohlen haben," gehören nicht der deutschen Nationalität an und haben die fast jedem Mischvolk eigenthümlichen Fehler.

Nicht mit Unrecht hat man den Tirolern Rauflust vorgeworfen. Man stößt auf Ringer, sogenannte Robler, die ein Seitenstück zu den Athleten Griechenlands liefern. Mit lautem, gellendem Schrei fordert der Robler im Gebirge irgend einen Gegner zum Zweikampf heraus. Meldet sich ein solcher, so giebt es ernste Arbeit. Im Zweikampf geht es heiß her, daß die Glieder krachen, und oft heißt's: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Preis des Sieges ist, daß der Ueberwinder dem Ueberwundenen die Feder vom Hute nimmt und auf den eigenen steckt. Die leidenschaftliche Vorliebe des Tirolers für das Scheibenschießen und die Jagd ist männiglich bekannt.

Die Tracht der Tiroler ist insgemein malerisch, obwohl in verschiedenen Theilen des Landes verschieden. Wie stattlich nimmt sich die kräftige Gestalt dieser Natursöhne aus in den kurzen, dunkeln Hosen und den das Knie frei lassenden Wadenstrümpfen, dem breiten, künstlich gearbeiteten Gürtel und den breiten Hosenträgern über der rothen oder dunkeln Weste, der kurzen schwarzen Jacke und dem großen runden Filzhut, den grüne Bänder und Federn, besonders die Schwanzfedern des Auerhahns schmücken! Ich entwarf einmal in einer Schenke eine flüchtige Bleistiftskizze von vieren dieser Alpensöhne, die beim Wein um einen Tisch versammelt waren. Da wollte es mein Unstern, daß einer derselben mein Vornehmen bemerkte und meine Zeichnung zu sehen verlangte. Ich gab sie ihm zögernd, weil ich fürchtete, dieselbe möchte ein Unwetter über mein Haupt herabrufen. Allein der Bursche verstand Spaß. Er zeigte die Skizze seinen Genossen, welche dieselbe für sehr gelungen erklärten und unter großer Heiterkeit meine Geschicklichkeit priesen.

Die weibliche Kleidung hat mehr Abweichendes und ist in manchen Gegenden geradezu unschön wegen des hinten kurzen Mieders und der fast bis zum Nacken hinaufgezogenen Taille. In den meisten Gegenden jedoch ist auch die Tracht der Mädchen geschmackvoll und malerisch, wie z. B. die der (auf unserem Holzschnitt dargestellten) Oberinnthalerinnen mit dem grünen Filz- oder gelben Strohhute, im grünen Leibchen mit weiten blendend weißen Hemdärmeln.

Der produktive Boden Tirols ist verhältnißmäßig gering. Nur 5 Prozent kommen auf Aecker, 2 Prozent auf Weingärten und 54 Prozent auf Wiesen, Gärten, Weiden und Waldungen; das Uebrige, also fast die Hälfte des Landes, ist kahler Felsboden oder bedeckt mit ewigem Gletschereis. Der Getreidebau kann unter solchen Umständen nur unbedeutend sein. Dagegen ist das südliche Tirol ergiebig an Obst und Wein, selbst an Citronen und Oliven. Auch Seidenbau wird lebhaft betrieben. Von beson-



Im Schnee.

derer Wichtigkeit ist die Viehzucht oder die Alpenwirthschaft.

Was dieser Alpenwirthschaft ein besonderes Interesse verleiht, ist der uralte Brauch, zur Sommerzeit das Vieh unter der Obhut eines Hirten (Senn) oder auch wohl einer Hirtin (Sennerin), auch Schwaigerin genannt, auf den entfernten Matten, den Alpen, weiden zu lassen. Um uns mit dem Leben auf der Alpe etwas näher bekannt zu machen, begleiten wir eine Sennerin nach ihrem Sommeraufenthalt. Der längste Tag des Jahres ist vorüber und damit die Zeit des „Auftriebs“ gekommen. Die Sennerin hängt der Leitkuh die Almglocke um, und sobald sie ertönt, geräth alles Vieh in freudige Aufregung. Nach einem herzlichen Abschied Und dennoch ist sie zufrieden, ja sogar heiter, wenn nur das Wetter schön und das Vieh gesund ist. „Aber ängstlich wird es der Bewohnerin der einsamen Hütte, wenn die Sommerschwüle donnernde Gewitter erzeugt und zuckende Blitze die Heerde bedrohen. Und wenn dann die Nebel herabgezogen kommen! Schwer und fröstelnd lagern sie tagelang über der Alm und wollen gar nicht weichen, bis sie sich endlich in kalten Regen auflösen, während dann auf den Berggipfeln Schnee fällt und der Sturm Flocken und Wolken vor sich hertreibt; dann läßt das Vieh den Kopf hängen und die Schwaigerin ist völlig zag. Sie möchte lieber unten in der Kirche oder beim Tanze sein.“ Endlich kommt der Michaelistag heran und mit ihm die Zeit



Das Frühstück im Dorf.

von dem Hausvater und den versammelten Hausgenossen verläßt die Magd oft mit Thränen im Auge den Bauernhof und zieht mit der ungeduldigen Heerde hinauf auf die Alp, wo sie Monate lang, von aller Welt abgeschlossen, zubringt. Hier steht eine geräumige Blockhütte. Die Spalten und Risse in den Wänden sind mit Moos gefüllt und das Bretterdach ist mit Steinen beschwert. Nur eine einzige Thür ist vorhanden. Die Kühe und die Sennerin wohnen unter einem Dach und zuweilen sogar zwischen denselben Wänden. Schön ist die Sennerin selten, wohl aber treu und gutherzig und dabei von kräftigem Gliederbau, wie es ihr schwerer Beruf erheischt. Die Almwirthschaft versteht sie aus dem Grunde, und bei ihrer Sorgfalt für die ihr anvertrauten Thiere hat sie den Tag über vollauf zu thun. Nur von Zeit zu Zeit erscheint ein Hausgenosse von „unten herauf“, welcher die von ihr bereitete Butter abholt und ihr etwa frische Nahrungsmittel heraufbringt. zum „Heimtrieb“, welcher die Almerin wieder in den trauten Kreis der Ihrigen zurückführt.

Die Alpenwirthschaft setzt schon einen gewissen Wohlstand voraus, daher haben die minder begüterten Tiroler vielerlei andere Erwerbszweige. Bei ihrem natürlichen Talent für mechanische Arbeiten werden viele geschickte Drechsler und kunstreiche Holzschnitzer, Beschäftigungen, zu denen ihnen die höheren Alpenwälder das geschätzte Holz der Zirbelkiefer liefern. Andere sammeln Arzneikräuter, seltene Steine, Pech und was sich sonst verwerthen läßt. Viele reisen den Sommer über im Auslande umher und treiben Handel mit den Produkten der Heimath. Auch das Schlagen des Holzes in den Wäldern beschäftigt eine große Anzahl Alpenbewohner. Die Holzschläger bringen gleich den Sennen den Sommer fern von ihren Wohnungen zu, nur daß sie am Sonntag dieselben besuchen können, da ihre Stämme nicht wie die Heerden einer Beaufsichtigung bedürfen. Der Transport der Stämme

geschieht häufig dadurch, daß dieselben in die Rinnen der Gebirgsbäche gewälzt werden, von wo sie dann im Frühling von dem Schneewasser, das die wasserleeren Rinnen in tobende Bäche verwandelt, in's Thal hinabgeschwemmt werden. Ganz schwere Stämme aber, die weit von solchen Rinnen entfernt sind, bleiben oft liegen, bis im Winter die Berge mit Schnee bedeckt sind, und so leicht an den steilen Hängen herab eine Bahn gemacht werden kann. Dann wird das untere Ende des Stammes auf einen massiven, von zwei kräftigen Ochsen bespannten Schlitten befestigt, welcher von zwei fast ebenso kräftigen Holzschlägern gelenkt wird; und dann geht es vorwärts, indem die schäumenden, rauchenden Thiere die gewaltige Last nach der Aufforderung ihrer Führer bald zurückhalten, bald fortziehen, bis sie an der Stelle angekommen sind, wo das Holz verwerthet werden kann. Die Jagd (früher namentlich die Gemsenjagd), welche eine Hauptbeschäftigung der Tiroler bildet, wird nicht nur zum Vergnügen, sondern auch von Manchen als wirklicher Erwerbszweig betrieben, obwohl der Ertrag höchst gering und die zu bestehenden Gefahren oft sehr groß sind.

An die Gefahr wird der Alpenbewohner freilich schon von Jugend auf gewöhnt. Die nöthigsten Arbeiten für den Haushalt sind oft mit Lebensgefahr verbunden. Wenn ein Aelpler nach dem nächsten Dorfe über ein Bergjoch geht, so mag er jedesmal denken, daß dies vielleicht sein letzter Gang sei. Ein Gewitter, ein Nebel, ein Schneegestöber, das ihn überrascht, kann ihn in's Verderben stürzen. Heute noch ist es mir lebhaft in Erinnerung, mit welcher Besorgniß unser Führer auf dem Durpaß eine düstere Wetterwolke beobachtete, welche hinter uns am Horizont heraufstieg, und mit welcher Dringlichkeit er uns zur Eile ermahnte, während wir am Saume des Gletschers die östliche Paßhöhe hinabstiegen. Und seine Besorgniß war wahrlich keine unbegründete! Denn gerade an derselben Stelle wurde mein seliger Vater bei einer späteren Tiroler Reise von einem fürchterlichen Schneesturm übereilt, aus dem er sich nur mit Mühe nach dem Bade Hinterdux rettete, woselbst er in eine Krankheit verfiel, von welcher er leider nie wieder ganz genas. Der Winter mit seinem Schneegestöber und seinen Schneelawinen bringt den Bewohnern der hochgelegenen Gebirgsthäler manche neue Gefahren. Manchmal begräbt der Schnee die Häuser fast bis zum Dache und überdeckt ganze Wälder mit einer undurchdringlichen Decke. Manche Hütte wird auf Wochen von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, und andere müssen im Winter ganz und gar verlassen werden. Selbst niedriger gelegene Orte, die im Sommer mit Gästen überfüllt sind, sind im Winter trotz ihrer wohlgebauten Straßen absolut unzugänglich. Nur an recht kalten Tagen und des Morgens, ehe die Sonne die Eisdecke aufgeweicht hat, kann man ohne Gefahr zu versinken oder von Lawinen verschüttet zu werden, über den Schnee hinwegkommen.

In strengen Wintern leidet das Wild oft sehr, da es auf den gefrorenen Höhen kein Futter findet, weßhalb die Waldschützen in solchen Zeiten die ausgehungerten Thiere zu füttern pflegen, um sie beim Leben zu erhalten. Manchmal überwinden diese auch ihre natürliche Furchtsamkeit und suchen sich ihre Nahrung bei einsam stehenden Häusern oder selbst in den Straßen der Dörfer, wo sie von Seiten der Dorfbewohner nicht nur geschont, sondern geschützt und gefüttert werden.

Neujahrsgedanken.

Von P. H.

Neujahr ist jedesmal ein Wendepunkt, ein Markstein der flüchtigen Zeit, wo es gilt, stille zu halten, um sich zu schauen, und in sich, und vor Allem über sich. Hinter dir liegen wieder unzählige Proben göttlicher Güte, die Denkmäler seiner unermüdlich suchenden, tragenden, schonenden Hirtentreue und der lockenden Liebe deines Erbarmers, auf die alle du mit dankerfülltem Herzen das alte Bekenntniß schreiben darfst: „Bis hierher hat der Herr geholfen!" Aber hinter dir liegt auch des verflossenen Jahres Sünde und Schuld, und wohl dir, wenn sie wirklich hinter dir liegt, abgethan und ausgelöscht im Blute des Lammes, daß sie nicht wieder aufsteht aus dem Grabe des Vergessens, in das du sie gebettet und dort auf ewig verbannen zu können geglaubt hast, um wie ruhmlose dunkle Schreckgestalten auch auf der lichten Pforte eines neuen Lebensjahres dir wieder zu begegnen und dich zu verklagen vor deinem Gott! Schmerzlich genug, wenn dir das drückende Gefühl bleibt, wie weit du noch zurückgeblieben, wie du zwar gewachsen an Alter und vielleicht auch an allerlei äußerem Besitz und Gewinn, oder an irdischem Wissen und Können, aber nicht ebenso zugleich an der Weisheit, die dich weise machen kann zur Seligkeit, nicht ebenso stetig und sicher auch an der Gnade bei Gott und den Menschen, hinan zu kommen zum vollen Mannesalter in Christo Jesu und immer fester ihm eingewurzelt zu werden in persönlicher, unwandelbarer Lebens- und Liebesgemeinschaft, im Glauben gestellt auf einen ewigen Felsen,

der nicht wankt und nicht weicht im rauschenden Strome, im brausenden Sturme der Zeiten! Fährst du an diesem Felsen achtlos und haltlos vorüber, dann treibt dein Schifflein auch rastlos und rettungslos dahin auf dem offenen Meer deines Lebens und es fluthet an dir vorüber, wie Welle an Welle sich drängt, ohne dir einen bleibenden Ewigkeitssegen zu lassen, und kein flehender Wunsch, kein fester heiliger Vorsatz, keine heiße, brennende, bittere Thräne der Reue bringt die verlorenen Tage dir jemals zurück. Auf diesen Felsen stelle dich heute, und ob du auch nur im Sinken ihn findest, dann gehst du auch sinkend nicht unter im gähnenden Abgrund der Wogen, der alles andere verschlingt; dort auf dem Felsen fasse festen Fuß!

Hier allein findest du auch den rechten weiten Ausblick und Aufblick. Zwar hinein in die Zukunft, und was sie uns noch bringen und lassen mag, dringt kein irdisches Auge und jedes Verlangen, das stürmisch mit keckem Griff ihr schweigendes Geheimniß zu enthüllen sich müht, bleibt erfolglos und ohne Erfüllung. Nur Eines wissen wir alle gewiß, „daß unser Leben ein Ziel hat und wir davon müssen." Aber das „Wann?" ist auch für dieses Allergewissesteste ungewiß. Darum gilt es mit dem Psalmisten zu bitten: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." Denn unsere Jahre auf Erden sind Lehrjahre, da es täglich Neues zu lernen giebt, und weit mehr noch Altes zu erlernen und Wanderjahre, die mit raschem Pilgerschritt, aber auch in ernstem Pilgersinn Stufe um Stufe uns höher und näher von einer Station zu der anderen bis zum ewigen Ziele führen sollen, wo erst die wahre Heimath der Seele sich findet, droben im Licht! Und Arbeitsjahre sind sie, die mahnen, zu wirken, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann, — dort erst winkt uns die Ruhe! „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volk des Herrn. So lasset uns nicht versäumen, einzukommen zu dieser Ruhe, daß unser Keiner dahinten bleibe."

Nicht darauf also kommt es zumeist an, wie nah oder fern dir äußerlich noch dein Lebensziel steht, sondern wie fern oder nah du selber ihm innerlich bist. Und darüber sollst du dich heute besinnen, daß du klar deiner Stellung zu deinem Gott dir bewußt werdest. Auch jetzt wieder, in der entscheidungsvollen Stunde, wo ein Jahr deines Lebens dem andern die Hand reicht, reicht dein Gott dir die Hand zu neuem, treuerem Bunde. Er steht jetzt vor deines Herzens Thüre und klopft bei dir an, was willst du, was wirst du ihm antworten? — Und wenn du einst stehen wirst an seiner Thüre, früher oder später, welche Antwort wird er, welche kann oder muß er dir geben, wenn du anklopfst an den Pforten der ewigen Stadt, durch deren Thore nichts Unreines oder Gemeines je den Eingang findet? — Darum: „Wer zu dieser Ruhe kommen will, der reinigt sich." Und so werden unsere Jahre hienieden freilich auch immer Kampfesjahre bleiben, auch wenn es äußerlich mit uns im Frieden geht. Aber auch da sind wir getrost: „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet," die schlimme Welt da draußen und die schlimmere drinnen im eigenen Herzen. Christus hat schon gesiegt, und Er giebt noch den Seinen Sieg und Frieden. Er, der die Seelen retten kann und rettet bis auf's äußerste, Er allein kann und wird sie auch bewahren vor dem Argen, und will es, wenn sie nur an Ihn sich halten, aber an Ihn allein!

Weg also mit der verzehrenden, quälenden Unruhe unserer Sorgen und weg mit der bangen, zagenden Furcht! „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, Er sorget für dich," du aber hast denn ausgesorgt. An den Mann halte dich, und schließe nur immer fester, immer voller an Ihn dich an! — Und mag es auch sein, daß auch im neuen Jahre wieder das alte Leid anhebt und die Noth, die rings sich lagert an allen Pfaden der Menschenkinder, auch zu dir ihren Weg findet und deine Begleiterin wird, die auch vor deines Hauses, vielleicht vor deines Herzens Schwelle den schweren Stein der Sorge wälzt, glaube nur, auch jede deiner Nöthen nach außen oder nach innen, sei's eigene oder fremde, ist nur eine geöffnete Thüre mehr für die Hilfe deines Erbarmers und alle deine Verlegenheiten sind nichts als eben so viele noch verschlossene Knospen, die du nur in's Sonnenlicht des Glaubens und unter den Himmelsthau deiner Gebete und stillen Thränen stellen darfst, so blüht dir gerade aus ihnen dein herrlichstes, bleibendstes Glück, Rosen aus Dornen gepflückt.

So lasset uns muthig schreiten über die Schwelle des heutigen Tages und feste, gewisse Schritte thun; nicht im Stumpfsinn der gleichgiltigen Menge, der auch ein Jahreswechsel mit seinem scharfen Einschnitt in's Leben gar nichts bedeutet, weil sie auch für's neue Jahr nur die alten bleiben wollen ohne innere Umwandlung, ohne göttliche Herzenserneuerung; auch nicht im Trübsinn, der blos nutzlos und segenslos klagt über das was dahin ist, und die Vergangenheit sich zum Raube genommen, welche die göttliche Traurigkeit nicht kennt, die allein zur Seligkeit wirket eine Reue, die Niemand gereuet; am wenigsten im Leichtsinn der Welt, die den heiligen Ernst des Augenblicks wegscherzt in lustigem Lachen, oder wegschwemmt in rauschender üppiger Freude, oder wegscheucht in

flüchtigem Genuß, oder wegträumt in behaglichem Wohlsein und träger Ruhe des Fleisches. Du aber werde wach und gehe den kommenden Tagen entgegen mit dem stillen gefaßten Sinn eines Gotteskindes, das auch ein neues Jahr der Gnade, wenn gleich als einen noch unbekannten Gast aus fremdem Lande, begrüßt mit dem alten wohlbekannten Worte des Glaubens: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für“ und mit der flehenden Bitte:

„So nimm denn meine Hände“
„Und führe mich“
„Bis an mein selig Ende“
„Und ewiglich!“

Mäuserich's Christtag-Erzählung.

Frei dem Bilde nacherzählt.

H. A. Schrötter.

S— s—, husch, husch! so eilte unruhiger als gewöhnlich die Mäusemama durch die Dachkammer und trug die kühn entwendeten Schätze in den entferntesten Winkel, um dort ihren Jungen auch ein Christfest zu bereiten. Sie gehörte einer romantischen Mäusefamilie an und hatte selbst einen grünen Tannenzweig, der unten im Hause liegen geblieben war, mit hinaufgeschleppt. Alles war bereit und neugierig piepte die kleine Gesellschaft abwechselnd aus dem Mäuseloch, doch die Hauptperson, Herr Mäuserich, der strenge Gebieter, fehlte noch. Er hielt auf Ordnung und trotz des Drängens der Kleinen, die gierig nach den Leckerbissen verlangten, welche ihre feine Nase ihnen verkündete, wagte die Mäusemama nicht ohne ihren Gemahl einzubescheeren, der ganz gewiß durch ein besonderes Ereigniß so lange zurückgehalten wurde.

Endlich kam der Ersehnte und schleifte mühsam ein prächtiges Stück Käse mit sich, das nun noch als besondere Beigabe zu den übrigen Geschenken gefügt wurde. Die Kleinen hatten die kostbare Ladung wohl gesehen und als nun der Papa sie rief: „Schön guten Abend, meine Trabanten, kommt, kommt!“ Da stürzten sich alle eins übers andere kugelnd und springend hervor auf den Vater zu und fragten naseweis: „Wo hast du den Käs her?“ „Wie bekamst du den Käs?“ und dergleichen. Der Alte war gut gelaunt, denn er rügte die kleine Gesellschaft nicht einmal, daß sie vergaß, guten Abend zu sagen, sondern entgegnete nur lächelnd: „Ja, die Geschichte will ich euch nachher erzählen.“

Damit sprang er auf's Fenster, riß das Papier, welches ein bedenkliches Loch bis dahin verdeckt hatte, entzwei, und somit strahlte ein glänzender Stern durch die Oeffnung in's Kämmerlein, den der Leitstern der Weisen an Helligkeit aus dem Morgenland nicht übertroffen haben konnte. „So, nun haben wir doch auch Weihnachtslicht, die trüben Fenster lassen es sonst nicht ein. Man muß sich aber zu helfen wissen. Nur immer praktisch.“ Dann ging er zum Weihnachtstisch und nachdem er die mannigfaltigen Schätze, welche die fleißige Mama während des Tages in verschiedenen Wirthschaften gesammelt hatte, wohlgefällig betrachtete, gab er der sorgsamen Mäusemama einen Kuß und schritt dann an's Vertheilen des Käses. Und nun stürzte sich die kleine Bande auf die Gaben und Leckerbissen, ohne zu bedenken, daß morgen erst der eigentliche Festtag sei, fraß jedes sein Theil so schnell als möglich, und „Liebschen“, der Mutter Herzblättchen, suchte sogar dem älteteren „Giebschen“ bei Vertilgung seines Zuckerwerks zu helfen, doch wurde dieser Beistand mit einem derben Kratz über die Schnute abgewiesen.

Als alle Herrlichkeiten bis auf den Tannenzweig verspeist waren, begann Liebschen sofort wieder: „Pa, wie kamst du zum Käs?“

„Ja nur immer praktisch, man muß sich zu helfen wissen. Die Sache verhält sich so. Das Abendbrod war im ersten Stock zurechtgesetzt, da rief die Glocke zur Bescheerung und alle folgten dem Ruf, um ihr Theil entgegen zu nehmen. Vorsichtig blickte ich mich überall um, ob nicht für mich eine Weihnachtsgabe abfallen würde, aber vergeblich. Endlich kam die ganze Gesellschaft zum Abendbrod und denkt euch mein Erstaunen, unser armer Stubengenosse, den wir schon so oft bedauert, führte die Tochter des reichen Kaufherrn zu Tisch. Oft hat ich schon bemerkt, daß sich die Beiden verstanden, aber unser bescheidener Schulmeister war gar zu arm und der geldstolze Hausbesitzer fühlte sich gar zu erhaben; doch sein Töchterlein nahm zusehends ab und alle Aerzte konnten ihr nicht helfen. Da hat der Alte sich endlich an den Rechten gewandt, ihn zu Weihnachten eingeladen und Verlobung gefeiert.“

„Aber piep, piep, Papa, was hat das mit dem Käs zu thun? piep, piep!“

„Wart' nur, mein Ungeduld, immer praktisch, man muß sich zu helfen wissen. Jedes Ding hat einen Anfang und ein Ende — nur die Wurst hat zwei — und so kann ich doch nicht das Ende vor dem Anfang erzählen.“

„Piep, piep, erzähl weiter, piep, piep,“ sagte das Mäusetöchterlein, die sich trotz ihrer Jugend, schon für Verlobung und Hochzeit interessirte.

„Die Gesellschaft hatte schon eine Weile getafelt und es war immer noch nichts untern Tisch gefallen, da hieß es, der Dichter Bräuti-



gam sollte etwas vortragen, und der erschrak so, daß ihm der Bissen aus der Hand fiel. Flugs kam ich herbei, um mich ein wenig zu erlaben, denn als Beute war der Bissen für Christtag gar zu schmal. Während ich nun so zu Füßen der Braut behutsam knupperte, erhob sich unser junger Dichter, und nachdem er einige dumme Entschuldigungen vorgebracht hatte, daß er unvorbereitet sei, vor so großer Gesellschaft zu reden und dergleichen, hob er an:

„Mein letztes Weihnachtsfest."

Das Stundengeld für den Monat war noch nicht bezahlt, die Ferien angebrochen und alle Vorräthe aufgezehrt. Da saß ich einsam in meiner Dachkammer und dichtete ein Weihnachtslied. Das Feuer im Ofen brannte nieder, zu

meinen Füßen spielten ein paar Mäuschen und ermüdet blickte ich durch die Scheiben himmelan, auf den meine ganze Hoffnung gerichtet war. Kein Christbaum für mich, nur Schneegeflimmer, so dacht ich und sank in Schlummer.

Und vor mich trat der Weihnachtsmann mit mächtigem Sack und Wanderstab und lud mich ein: „Du Dichterfreund, komm mit.“ Mein Werk war gethan. Nichts hielt mich, deßhalb beschloß ich, der Einladung zu folgen. Willig reichte ich dem Fremden die Hand und im Nu ging's von dannen. In Hütte und Schloß theilte mein Freund seine Gaben aus und Jubel ertönte allerwegen, wo wir einkehrten. Ueberall mahnte mein Freund:

„Ach, gedenket des Herrn,
Eures Heilandes gern.
Will heut kehren ein
Bei Groß und bei Klein.“

Aber nur wenige horchten auf seine Stimme; taub verschlossen sie ihre Ohren und hatten nur Sinn für den irdischen Tand. Mein Herz wurde weh und mein Muth sank. Ist das das Glück der Welt? so dachte ich, und bat meinen Begleiter: „Laß mich heim, ich bin müde und matt.“ „Nein, nein, folge mir weiter.“ Und da schwebten wir über einem Hüttlein, ach, ich kannt es nur zu wohl. Meine Gedanken weilten nur zu oft unter jenem traulichen Dach. Es war mein Heim, mein Vaterhaus, wo Mutter und Vater mich gehegt und gepflegt und mit Mühe und Sorgen, die ich ihnen nimmer heimzahlen kann, großgezogen. Wir traten ein. Auch dort war Christfreude, echte wahre Freude. Auf dem Tische lag das heilige Bibelbuch, und die Freudenbotschaft war aufgeschlagen:

„Ehre sei Gott in der Höhe,
Und Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen.“

und davor stand mein Bild, und wohl hatten die Lieben ihre Gebete für mich und mein Wohl zum Thron der Gnade emporgeschickt. Thränen rollten meine Wangen hinab und ich bückte mich nieder und küßte der geliebten Mutter und des theuren Vaters Stirn, um dann dem Wink meines gütigen Freundes zu folgen. Heimwärts ging's wie im Flug, und eben wollt' ich mich dankend von meinem Genossen verabschieden, da sagte er: „Halt, noch eins. Blick in dies Fenster und nimm dies als deine Weihnachtsgabe. Der Herr geleite dich; leb wohl!“

Ich schaute zu, und sah da eine Familie jubelnd um den Christbaum versammelt, und Alles war voller Freude, und durch die Thür erblickte ich im Nebenzimmer eine Jungfrau weinenden Auges ein Buch lesend, und diese Jungfrau warst du, meine liebe Braut, und das Buch war das Geschenk deines Vaters, meine Gedichte.

„Der Herr hat Alles wohl gemacht,
Gebt unsrem Gott die Ehre!“

Damit setzte sich unser Stubengenosse und die ganze Gesellschaft hatte mit mir gespannt der Geschichte zugehört, so daß ich selbst meinen Brocken vergessen hatte. Indem ich mich nach der bedeutenden Anstrengung des Zuhörens etwas stärken wollte, erblickte mich die verschämt niederschauende Braut und — —

Hi! — eine Maus! brachte die ganze Gesellschaft aus der tiefen Andacht. Alles sprang auf, ein Knabe riß den Käseteller vom Tisch und ich suchte mein Heil in der Flucht unter dem nächsten Schrank, und dachte bei mir: Dumme Gans! nicht einmal zu wissen, daß ich ein Mäuserich bin, und dann mit der Dummheit solchen Lärm zu machen. Aber so geht es immer, Kinder, die Dummen, statt still zu sein, schreien immer ihre Dummheit gleich hinaus.

Durch diese Störung wurden die Kinder an ihre Geschenke erinnert, und während alle in die andere Stube gingen — nur immer praktisch, man muß sich zu helfen wissen, — bemächtigte ich mich meines Stückes Käse und brachte euch diese beiden prächtigen Gaben.

Welche beiden? piep, pieg!

„Nun, den Käse und die herrliche Erzählung.“

„Ach ja, die Erzählung war schön,“ sagte das Mäusetöchterlein, und blickte nach den Gedichten ihres Stubennachbars, die sie leider nicht lesen konnte.

„Die Erzählung war doch keine Gabe,“ sagte Piebschen verstimmt, „dachte, du hättest noch etwas Besonderes für mich.“

„Ja, du kleiner Strick. Prügel am Christfest für solch materielle Gesinnung.“ Ach, daß auch selbst die Mäuse von so idealen Eltern vom Materialismus ergriffen werden!

Weihnachtsfeier in Bethlehem.

Derjenige, welcher schon einmal ein Weihnachtsfest im Auslande, fern von den Seinigen, verlebt hat, wird ermessen können, welche Gedanken und Gefühle mich bewegten, als ich an einem 24. Dezember die Straße zwischen Jerusalem und Bethlehem entlang ritt. Erinnerte doch so gar nichts an die Heimath, als der unendliche Contrast: zu Hause Schnee und Eis — hier ein wolkenloser blauer Himmel, eine auch in dieser Jahreszeit sengende Sonne; zu Hause Tannenwälder, welche mit ihrem dunklen Grün im Winter erst recht zur Geltung kommen

— hier die Höhen unbewaldet, nur einigermaßen von dünn stehenden Olivenbäumen mit ihrem blassen Grün gemustert; zu Hause die Menschen bis an die Ohren in Paletots oder Mäntel gehüllt, eiligst an uns vorüberschießend, um daheim den wärmenden Ofen zu erreichen — hier der Araber mit bis über die Kniee entblößten Beinen, auf einem Esel oder Kameel gemächlich seine Straße ziehend; dort Gesichter voll freudiger Erwartung, voll Lust oder voll Trauer — hier die ewige unerschütterliche Ruhe, thronend auf der Stirn des Orientalen, welcher uns sein eintöniges „Marhaba" (Willkommen) entgegen ruft. Stand ich wirklich vor Weihnachten, dem lieben Fest meiner Jugend? Aber Weihnachten war es doch; ich war ja auf dem Wege nach Bethlehem, um die Feierlichkeiten der Lateiner in der Geburtstagskirche mit anzusehen, und der Reiz, den dieser Gedanke hatte, entschädigte mich einigermaßen für das, was ich heute sonst vermißte. Freilich versprach ich mir nicht allzu viel von den Eindrücken, die mich erwarteten. Fast ein Jahr im heiligen Lande anwesend, hatte ich schon so manche Feier zur unerfreulichen Carricatur verzerrt gesehen und wußte schon aus den Beschreibungen, die man mir gemacht, daß auch dieses Fest keine Ausnahme bilden würde.

Allmählich war ich dem Ziel meiner Reise näher gekommen; das traditionelle Grab der Rachel, ein Heiligthum der Juden, lag hinter mir, und ich erblickte bereits das malerisch gelegene Bethlehem. Der Anblick der Stadt ist ein durchaus wohlthuender; der sorgfältige, terrassenförmige Anbau verräth uns den Fleiß der Bewohner; die vielen Wein- und Baumgärten, die zahlreichen Fruchtfelder bezeugen, daß der Name „Haus des Brodes", oder, wie es im Arabischen heißt, „Haus des Fleisches", ein wohlberechtigter sei. Malerisch liegt die Stadt auf zwei Hügeln, einem westlichen und einem östlichen, welche durch eine sattelartige längliche Erhöhung verbunden sind. Auch das Innere ist keineswegs so ärmlich, wie man es, nachdem man bereits andere orientalische Städte kennen gelernt hat, wohl erwarten könnte. Dazu die malerischen engen Straßen, ebenso malerisch belebt von einem Menschenschlag, der durch große schöne Gestalten und durch edle Gesichtsbildung, leider aber auch durch Unsauberkeit sich auszeichnet.

Die Männer in Bethlehem unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Tracht kaum von den übrigen Arabern, desto mehr die Frauen. Das am meisten charakteristische Merkmal in der Kleidung der letzteren bildet die helmartige Kopfbedeckung, behängt mit allerlei Gold- und Silbermünzen, welche nebst den silbernen Armspangen das ganze Vermögen, aber auch den Stolz des Bethlehem-Weibes ausmachen. Um diesen Preis ist die Frau ihres Mannes Sklavin und willenloses Werkzeug geworden für ihr ganzes Leben. Daher bewahrt sie auch diesen ihren Schmuck auf das Sorgfältigste; es wurde mir versichert, daß Viele denselben auch während der Nacht nicht ablegen. Die Bethlehemiten, an der Zahl etwa dreitausend, sind fast sämmtlich Christen, meist griechischen oder lateinischen Bekenntnisses, und stehen sehr unter dem Einflusse ihrer Priester. Ich konnte dies deutlich wahrnehmen, als ich den lateinischen Patriarchen von Beitgala, einem benachbarten, meist von Lateinern bewohnten Dorfe, anlangen sah. In Massen drängten sie sich um sein Pferd, um ihm die Hand zu küssen oder auf sonstige Weise ihm eine fast sklavische Verehrung zu bezeigen. Man sagte mir, daß sie sich sehr hüten müßten, es mit ihren Priestern zu verderben, weil sie zum Zwecke des flotteren Verkaufes ihrer Perlmutterwaaren die priesterliche Bescheinigung nöthig haben, daß dieselben wirklich in Bethlehem gefertigt seien.

Mit dem festlichen Einzuge des Patriarchen in die Helena-Kirche nahmen die Weihnachtsfeierlichkeiten ihren Anfang. Der Platz vor der Kirche war gedrängt voll von Geistlichen aller Nationen, von Mönchen, Seminaristen, Pilgern und türkischen Soldaten, welch letztere bei jedem Fest in Anspruch genommen werden müssen. Die Rechtsverhältnisse zwischen den verschiedenen Confessionen, welche Antheil an den Heiligthümern haben, sind so eigenthümlicher Art, daß es, wie bekannt, schon oft zu Streitigkeiten, ja zu wahren Greuelscenen an geweihter Stätte gekommen ist.

Nach dem Einzuge wurde eine große Prozession zu den Sanctuarien gemacht, an welcher auch der Patriarch Theil nahm. Die eigentlich nächtliche Feier begann erst gegen zehn Uhr. Sie bestand aus drei Theilen, der Matutin, dem feierlichen Hochamte und einer Prozession hinab in die Krypta. Die Matutin wie das Hochamt wurden in der den Lateinern gehörigen Katharinen-Kirche abgehalten. Das Hochamt mit dem von wirklich prächtigen Stimmen gesungenen Gloria in Excelsis machte einen in der That feierlichen Eindruck; nur dauerte es etwas zu lange und ermüdete auf die Dauer doch. Entfernen konnte man sich nicht gut, da es unmöglich war, sich aus der dicht gedrängten Menschenmenge einen Weg in's Freie zu bahnen. Auf der einen Seite kauerten die Weiber am Boden in ihrer eigenthümlichen Tracht und lauschten unverwandt den Gesängen, von denen ihnen kein Wort verständlich war. Die Männer standen umher mit abgenommenem Turban, was mir auffiel, da sonst der Orientale das Gotteshaus mit bedecktem Haupte zu betreten pflegt. Ich selbst hatte mich bei dem häufigen Besuche

orientalischer Kirchen so an diese Sitte gewöhnt, daß ich von einem Franziskaner aufgefordert werden mußte, meinen Hut abzunehmen. Dieser Theil der Feier, die fremdartige Umgebung, diese ganze Kirche voll Gestalten in echt biblischer Tracht — alles das würde nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck zu machen, wenn man nicht so viele Unannehmlichkeiten mit in den Kauf nehmen müßte. Der intensive Weihrauchgeruch, das Gedränge, die Hitze machten die Kirche wirklich zu einem Orte der Qual. Als dann endlich das Hochamt zu Ende ging, als auch das feierliche „Incarnatus est" verklungen war, eilte man so schnell wie möglich hinaus in's Freie, um vor dem folgenden Schauspiel noch ein wenig frische Luft zu schöpfen. Bald jedoch verkündete ein gedehnter Gesang, daß die Prozession bereits ihren Anfang genommen hatte. Eiligst kehrte ich zurück, und zwar in das Querschiff der Helena-Kirche, wo der Haupteingang zur heiligen Grotte sich befindet. Ich kam noch zur rechten Zeit, um den ganzen Zug der Priester und Mönche an mir vorüber passiren zu sehen. Voran schritten, wie bei jeder Prozession, die Kawassen der Consulate, die Bischöfe und türkisches Militär — gewiß ein merkwürdiger Gegensatz. Dann folgte der Patriarch von Jerusalem in reicher Kleidung, eine Wachspuppe auf dem Arm. Diese Wachspuppe, das Christuskind vorstellend, bildet nun den Mittelpunkt der ferneren Ceremonien. Der Patriarch, zwar ein Mann von hoher, gebietender Gestalt, verursacht in der etwas weibischen Tracht mit der Puppe auf dem Arm dem europäischen Beschauer ein lächerliches, wenn nicht widriges Gefühl. Und widrig ist auch der ganze fernere Verlauf der Ceremonien, nachdem die Prozession in der Krypta angelangt. Ist doch der Raum selber ganz dazu angethan, unliebsame historische Erinnerungen hervorzurufen. Oder kann man bei dem Anblick der den verschiedensten Glaubensbekenntnissen angehörenden Lampen, welche die Grotte erhellen, vergessen, wie oft die früher an deren Stelle hängenden in wildem Fanatismus zerschlagen wurden? Rufen uns nicht die kostbaren Tapeten, welche die Wände bekleiden, in das Gedächtniß zurück, wie oft um das Recht, den heiligen Ort zu schmücken, blutig gestritten wurde, wie oft diese Tapeten selbst von türkischen Händen in Brand gesteckt wurden?

Es würde wenig erquicklich sein, die nun folgenden Ceremonien in ihren Einzelheiten zu beschreiben. An der traditionellen Stelle der Geburt Christi wurde jetzt zunächst das Evangelium, welches die Geburt behandelt, verlesen. Hiernach wurde die Puppe aus den Armen des Patriarchen genommen und unter allerlei Manipulationen an der Geburtsstätte niedergelegt. Nachdem der Diakon dann weiter verlesen, wie Christus in Windeln gewickelt und in die Krippe gelegt worden, wird auch unsere Puppe auf die Stelle der Krippe gelegt. Hier bleibt dieselbe liegen, bis sie am folgenden Tage durch eine ältere Alltagspuppe ersetzt wird. Dies bildet den Schluß der eigentlichen Weihnachtsfeierlichkeiten zu Bethlehem. Es folgen nur noch die endlosen Messen, welche in der Grotte celebrirt werden und sich oft bis zum Nachmittag des bereits angebrochenen Tages ausdehnen.

Auf die Araber schien das Ganze einen tiefen Eindruck zu machen, ich aber fühlte mich durch das bunte, farben- und gestaltenreiche Treiben dieser Weihnachtsfeier mehr beunruhigt und aufgeregt, als gehoben und innerlich befriedigt, und als ich mich auf's Pferd warf, um nach Jerusalem zurückzukehren, und dem Thier kräftig die Sporen gab, da konnt' ich die Bilder der Heimath nicht bannen, die sich mir, weihnachtlich und feierlich, mit ihrem ganzen Zauber deutscher Gemüthsinnigkeit aufdrängten: in Stuben und Stübchen flimmernde Tannenbäume und lustige, fröhliche Kindergesichter unter den schattenden Zweigen; draußen, auf schneebedeckten Gassen und Märkten, lautlose Stille und heiliger Friede, den kein Menschentritt stört; über allem aber in den Lüften hallender Glockenklang und das heimliche Wehen der Winternacht, und vom Himmel herunter das — Friede auf Erden. A. H.

Das Glück des Wohlthuns.

Ein Lebensbild von J. B.

(Schluß.)

III.

Immer näher rückte das Weihnachtsfest. Die allgemeine Rührigkeit, die in dieser festlichen Zeit fast alle Familien charakterisirt, hatte auch die Glieder des Vereins ergriffen. Sie wollten den Kindern der Armen eine Weihnachtsfreude bereiten. Täglich häuften sich die Geschenke. Aber es war auch nöthig, wenn jedes Kind mit einer Kleinigkeit erfreut werden sollte. Das größte Geschenk aber sollte uns noch werden, und zwar von einer Seite, von der wir es nicht erwarteten. Es waren noch wenige Wochen bis zum Fest. Ich saß in meinem Studirzimmer, mit der Vorbereitung für die Festpredigten beschäftigt, als es klopfte und meine Wirthin auf mein „Herein!" eintrat und ein Billet mir überreichte. „**Der Diener** des Herrn Silberstein brachte es soeben; er wartet auf **Antwort**," sagte die Frau. Neugierig öffne ich das Brieflein

und durchfliege den Inhalt. Es waren nur wenige Worte, offenbar in der größten Eile hingeworfen. Der reiche Mann wünschte dringend meinen Besuch. Ich erwiderte, daß ich sogleich kommen würde. Die sonderbarsten Gedanken durchkreuzten mein Gehirn auf dem Wege zu Silberstein. „Was nur vorgefallen sein mag?" fragte ich mich zu wiederholten Malen. Bald hatte ich das Haus erreicht. Der Diener öffnete mir die Thür und führte mich die bekannten Gänge in seines Herrn Zimmer. Da saß er in seinem Stuhl, der alte Herr. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen seit meinem Besuch! Und doch war er nicht eigentlich krank gewesen; denn gewiß hätte ich davon gehört, da sein Hausarzt mein intimer Freund war. Bald sollte sich mir das Räthsel lösen. Auf eine freundliche Einladung des alten Herrn hatte ich an seiner Seite Platz genommen.

Er begann die Unterhaltung, indem er auf ein Buch deutete, das vor ihm auf seinem Schreibtische lag; ich erkannte es auf den ersten Blick — es war Hartmanns Philosophie des Unbewußten.

„Sie kennen das Buch, Herr Pastor?" fragte der alte Herr, mich scharf fixirend. Ich bejahte die Frage.

„Nach Ihrer Ansicht brauche ich nicht erst zu fragen; ich kenne sie im Voraus, Sie verwerfen das Buch von Ihrem Stundpunkte aus entschieden. Gewiß werden sie sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß auch ich das thue. Und doch war dieses Buch bis vor Kurzem mein Evangelium. Aus seinem Inhalte schöpfte ich meine Lebensprincipien. Ich befand mich wohl dabei. Die Sorgen der Nahrung blieben mir ferne, weil mein Reichthum, der sich täglich mehrte, mir jedweden Lebensgenuß verschaffte. Aber Gott hatte es anders mit mir im Sinn, so muß ich sagen, wenn ich die Ereignisse der letzten Tage an mir vorüberziehen lasse. Sie erinnern sich noch zweifelsohne Ihres letzten Besuches bei mir meiner Hartherzigkeit, mit der ich Ihre freundliche Bitte um Unterstützung für die Armen von mir wies. Mein Benehmen mag Ihnen sonderbar genug erschienen sein; aber es war nun einmal ein Grundsatz, jede Unterstützung zu verweigern. Da gab mir Gott, um den ich, offen gestanden, mich damals wenig kümmerte, an dem ich kaum dachte, ja den zu leugnen ich mich erfrechte, ein Zeichen seiner Nähe. Ich saß in meinem Zimmer mit Rechnen und Schreiben beschäftigt, denn es waren in der letzten Zeit wiederholt Unterschleife in der Verwaltung des Geschäfts vorgekommen und ich wollte unter allen Umständen den Dingen auf die Spur kommen. So vertieft hatte ich mich in die langen Zahlenrechnungen, daß ich auf die Zeit nicht achtete und ganz erstaunt war, als ich bemerkte, daß Mitternacht bereits vorüber sei. Während ich im Begriff war, mein Schlafzimmer zu betreten, höre ich ein leises Murmeln wie von Worten und, näher tretend, vernehme ich deutlich die Stimme meiner Tochter, die betete. Helene war von jeher ein stilles, frommes Mädchen gewesen; sie hat das ohne Zweifel dem Einfluß ihrer Mutter zu verdanken, die ein starkes Gottvertrauen und eine innige Liebe zu ihrem Heilande besaß. So lange sie lebte, kümmerte ich mich wenig um Helene; ich überließ sie ganz der mütterlichen Erziehung, wußte ich ja doch, daß sie von ihr nur Gutes lernen konnte. Freilich, wäre es ein Knabe gewesen, so hätte ich mich wohl eher dazu verstanden, ihn unter meine specielle Aufsicht zu nehmen; denn die Erziehung des Knaben muß nach meinen Begriffen anders geartet sein, als die des Mädchens. Gott aber versagte mir den sehnlichsten Wunsch meines Herzens, einen männlichen Erben zu besitzen; und es ist gut gewesen für mich, denn ich fürchte nur zu sehr, es hätte die Erziehung bei ihm, in Folge der Grundsätze, die ich aus ungläubigen Büchern eingesogen, eine nur verderbliche sein können.

Während ich noch so dastand und den Worten meiner Tochter lauschte, die herzinnig und glaubensmuthig zu ihrem Gotte emporstiegen, erfaßte mich ein unnennbares Gefühl. Helene betete für mich, ihren armen und verblendeten Vater und bat Gott, daß er mir doch die Augen öffnen und mich die rechten Wege führen möge. Sie tnat das mit solcher Inbrunst, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich mich leise wie ich gekommen, hinwegschlich. Die wunderbarsten Gefühle bestürmten mich, als ich mich auf meinem Lager unruhig hin und her wälzte; denn an Schlaf war vorläufig nicht zu denken. Ich nahm Hartmann zur Hand. Der Mann, der meinen Glauben mir geraubt und an dessen Stelle das todte Nichts gesetzt; der Mann, der durch das Blendende seiner Sprache und das Gleißnerische seiner Beweisführung meiner ganzen Geistesrichtung eine andere Bahn angewiesen, sollte mir die Ruhe wiedergeben, die mir in diesen qualvollen Augenblicken fehlte. Ich las, aber je weiter ich las, um so unglücklicher fühlte ich. Gericht und Ewigkeit standen wie drohende Rachegestalten mir vor der Seele. Das erste Mal in meinem Leben legte ich das Buch unbefriedigt bei Seite und schlief endlich ein. Wirre Träume umschwebten mich. Ich sah mich wandeln auf blumenreichem Pfade; über mir wölbte sich der Himmel im heitersten Blau, und mild lächelnd sandte die Sonne ihre Strahlen zur Erde herab. Heiter wandelte ich weiter. Da plötzlich überzog sich der Himmel mit dunklen Wetterwolken; dumpf grollte der Donner in der Ferne; der Sturm war da. Ich floh unter eine alte Eiche, die mit ihren tief herabhängenden

Zweigen mir Schutz vor dem Unwetter gewähren sollte. Die Blitze leuchteten und zuckten; krachend rollte der Donner in den Lüften und erschütterte mit seinem Getös mich bis ins Innerste.

Da erfaßte mich plötzlich eine unbekannte Gewalt und trieb mich mit rasender Schnelle einem Abgrund zu, der finster gähnend vor mir sich öffnete. Ich schrie laut auf und klammerte mich in der Angst des Herzens an ein Gestrüpp, das am Rande sich befand. Aus der Tiefe herauf aber erscholl der mark- und beindurchdringende Ruf: Verloren! Verloren! Der Strauch trägt dich nicht! — Und es war so. Ich fühlte es selbst, wie die Erde sich abbröckelte und die dünnen Wurzeln des Gestrüppes nachgaben. Eine unsägliche Angst erfaßte mich. Ich rief laut: Gott, rette mich! Ich will fortan nur dir allein dienen. — Da nahte die Hülfe. Ein Mann erschien, der mich an der Hand faßte und mich der gefahrvollen Lage entriß. Ich kannte ihn; es war Schmidt, der Wächter in meiner Zuckersiederei, den ich im vorigen Jahr aus meinen Diensten entließ, weil ich glaubte, seine Fahrlässigkeit sei Schuld, daß ein Einbruch in die Gebäude bewerkstelligt werden konnte. Ich stammelte Worte des Dankes — und erwachte. Traum und Erscheinung waren verschwunden; aber tief im Herzen lebte mir klar und deutlich das ausgesprochene Gelübde; ich will es halten. Mein Leben bisher war ein Leben der Selbstsucht. Nur mir selber lebte ich, nicht meinen Nebenmenschen. Meine Arbeiter betrachtete ich als Lastvieh; von ihrem Schweiße vergrößerte ich meinen Reichthum. Es soll anders werden; ich habe es meinem Gotte gelobt. Soeben habe ich meinen Bedienten zu Schmidt gesandt; er soll seine Wohnung erkunden und ihn zu mir bestellen. Ich möchte an dem Manne gut machen, was ich an ihm gesündigt." Der alte Herr hatte geredet. Er sah mich an und wartete auf meine Entgegnung. Ich merkte sogleich, daß ich es hier mit einem Manne zu thun hatte, der das, was er sich vorgenommen, auch ausführen werde, und wollte ihn in seinen guten Vorsätzen durchaus nicht beirren. „Wo der heilige Geist das Werk in einem Herzen begonnen, da laß ihn walten; er wirds vollenden," dachte ich — und ohne mich näher auf religiöse Fragen einzulassen, erwiderte ich ihm, daß ich mich seiner Umänderung von ganzem Herzen freue und zu seinem mildthätigen Vorhaben allen Gottessegen wünsche, „aber bei Schmidt," setzte ich leise hinzu, „kommt Ihre Hülfe zu spät; er ist nicht mehr, vor wenigen Tagen hielt ich seine Leichenrede."

„Schmidt ist todt?" entgegnete der alte Herr. „Gott! welch ein Barbar ich war, ihn seiner Familie zu rauben, die seine Hülfe jedenfalls so nöthig hatte! Wissen Sie, Herr Pastor," fuhr er fort, „eine bedeutende Summe würde ich geben, könnte ich ihn noch einmal in's Leben zurückrufen, um aus seinem Munde ein Wort der Verzeihung zu hören. O, wie wehe das thut, wenn man des Unrechts, an einem Andern begangen, sich bewußt wird, und die Unmöglichkeit, Vergebung zu erlangen, einem abgeschnitten ist."

„Schmidt war ein Christ," erwiderte ich. „Ich habe an seinem Sterbebette gestanden, und was ich da sah und hörte, giebt mir die völlige Gewißheit, daß er Ihnen von Herzen vergeben hat. Seien Sie also ruhig darüber. Was Sie am Vater Unrecht gethan, an der Familie können Sie es gut machen. Frau Schmidt ist arm. Sie können durch Ihre Mittel, die Gott Ihnen gab, ihre Lage erleichtern."

„Das werde ich thun," sprach freudig bewegt Herr Silberstein. „Ihr Glück soll mein Glück, ihre Freude meine Freude sein. Noch heute gehe ich zu ihr, und Sie begleiten mich, nicht wahr?"

„Ich bin zu jeder Dienstleistung bereit, die Sie wünschen," erwiderte ich, freudig die Hand ergreifend, die der alte Herr mir darreichte.

„Doch nun lassen Sie uns von etwas Anderem reden, Herr Pastor," begann Silberstein aufs Neue. „Wie ich von Helene höre, und Sie mir früher es ja selbst mittheilten, beabsichtigt Ihr Verein eine Weihnachtsfeier für die Armen zu veranstalten. Meine Tochter hat zwar eine Kleinigkeit dazu beigetragen, doch lassen Sie auch mich meinen Beitrag Ihnen einhändigen," und hiermit überreichte mir der alte Herr eine Anweisung auf $500. Ich war erstaunt; die Größe der Gabe bewegte mich. Herr Silberstein sah es, und lächelte.

„Das scheint Ihnen viel; das haben Sie nicht erwartet?" sprach er.

„Gewiß nicht," entgegnete ich.

„So meinen Sie also, ich würde doch, da Gott so wunderbar in mein Leben eingegriffen und mich auf die rechte Bahn geführt hat, zurückhalten mit meinen Gaben? Ich will, ich muß Versäumtes nachholen, mein Herz treibt mich dazu. Nehmen Sie ruhig die Gabe in Empfang und verwenden Sie dieselbe nach bestem Ermessen."

Mir schoß plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, den ich auch sofort aussprach. „Sie wissen, Herr Silberstein," begann ich, „daß die Noth der arbeitenden Klassen eine große ist; schon frühzeitig werden die Kinder der Armen zur Arbeit herbeigezogen und selbstverständlich entgeht ihnen dadurch ein geregelter Schulunterricht. Schon lange hat mich das beunruhigt. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie dem Uebelstande abzuhelfen sei; aber was ich auch zu thun beabsichtigte, Alles scheiterte an den geringen Mitteln. Ihr Beitrag gewährt mir mit einem Male die Mittel, welche vorläufig nöthig sind,

eine Abendschule für solche Kinder zu gründen, in der sie Versäumtes nachholen und mit den gewöhnlichsten Elementarkenntnissen ausgerüstet werden können. Wenn Sie daher nichts dagegen haben, so will ich Ihr Geld zu dem angegebenen Zweck verwenden."

Herr Silberstein lächelte. „Wunderbar," sagte er, „wie unsere Gedanken doch dieselben sind! An das Alles habe auch ich bereits gedacht und schon die nöthigen Vorkehrungen getroffen. In der Nähe meiner Fabrik befindet sich ein geräumiges Gebäude, das früher zu anderen Sachen benützt wurde. Ich lasse es herrichten und werde mich freuen, wenn Sie für die Anstellung eines Lehrers, der selbstverständlich von mir bezahlt wird, Sorge tragen."

Ich sprang wie electrisirt von meinem Sitz empor und drückte mit Wärme die Hand des Mannes. „Der große Gott segne Sie für Ihre edle Menschenfreundlichkeit und lasse Sie noch lange leben, um das Glück und Wohlergehen der Armen selbst zu sehen," sprach ich begeistert.

Die Mittagszeit war inzwischen herbeigekommen, und da Silberstein mich herzlich zum Bleiben einlud, so willigte ich ein. Bei Tisch erschien Helene. Ihr Auge glänzte, ihr Antlitz strahlte vor Freude, als sie eintrat. Wir sprachen wenig mit einander, aber in ihrem Auge konnte ich lesen, daß die Aenderung ihres Vaters sie mit hoher Freude erfüllte. Nach aufgehobener Tafel begab ich mich mit Herrn Silberstein in das Schmidt'sche Haus. Die Wittwe war nicht wenig erstaunt, als sie ihren ehemaligen Arbeitgeber erblickte, der freundlich auf sie zuging und ihr herzlich die Hand drückte. Nach einigen warmen Worten herzlicher Theilnahme eröffnete ihr Herr Silberstein, daß sie in einigen Wochen das neue Schulhaus beziehen und die Näh- und Strickschule leiten solle. Die Frau war stumm vor Freude; eine solche Wandelung der Dinge hatte sie nicht erwartet. Thränen der Wonne rollten ihr über die Wangen, als sie in abgebrochenen Worten Silberstein dankte. Wir verabschiedeten uns.

„Welch ein Glück ist es doch," sagte unterwegs Silberstein zu mir, „Freude zu bereiten, Noth zu lindern, Schmerzen zu stillen! Hätte ich das früher gekannt, — wie viel glücklicher wäre mein Leben gewesen!"

„Danken Sie Gott," entgegnete ich den Reden des alten Herrn, „daß er Sie noch in der elften Stunde wie einen Brand aus dem Feuer gerissen und auf den rechten Weg geführt hat. Sie können zwar durch Ihr jetziges Thun Früheres nicht ungeschehen machen; Sie können durch Ihre edelsten und besten Werke den Himmel nicht verdienen, das kann nur der Glaube an Christum — aber Sie können doch manche Noth lindern und mancher Familie die Zeiten der Sorge in Tage der Freude verwandeln."

So redend hatten wir den Weg zur Stadt bald zurückgelegt; auf dem Marktplatze trennten wir uns.

„Besuchen Sie mich bald," rief mir freundlich Silberstein nach; ich versprach es ihm.

Das Gerücht von der Bekehrung des reichen Mannes hatte sich bald in der Stadt verbreitet und allgemeine Freude erregt. Die Glieder des Vereins besonders waren glücklich, als ich an einem der Vereinsabende die Einzelheiten des Vorganges ihnen schilderte und die Pläne des alten Herrn ihnen mittheilte.

„Nun wird uns doch auch Helene besuchen und thätigen Antheil an unseren Bestrebungen nehmen dürfen," riefen ein paar jugendliche Mädchengestalten heiter aus. „Wie wir uns darauf freuen, das können Sie nicht wissen, Herr Pastor," setzten sie lächelnd hinzu. „Als wir noch zusammen in der Schule waren, da war Helena stets unsere beste Freundin. Ihr heiteres Gemüth, ihre Freundlichkeit und Herzensgüte, ihre klangvolle Stimme und besonders die Gabe der Dichtung, die sie besaß, erheiterten unsere freien Stunden. Sie war der Mittelpunkt unserer geselligen Unterhaltung. Wie sie es wollte, so geschah es; ihr Wille galt als Gesetz bei uns. Und nun, da ihr Vater ja aus seiner starren Verschlossenheit herausgetreten und ein anderer Mensch geworden ist, der nicht mehr mit Hohnlächeln auf unsere Bestrebungen herabschaut, werden wir gewiß Helene bald hier sehen. Sie haben sie doch eingeladen, Herr Pastor?"

„Gewiß habe ich das, meine Damen; und ich selbst werde mich freuen, wenn Helene in diesen Kreis eintreten und uns ihre Mithilfe schenken wird."

Während ich noch mit den Damen mich unterhielt, öffnete sich die Thür und herein trat an dem Arme ihres Vaters — Helene. Ich begrüßte den alten Herrn und leitete ihn in ein Nebenzimmer, wo bei strahlendem Gaslicht die Honoratioren der Stadt ihre Zeit mit dem Lesen von Zeitungen und politischen Gesprächen zuzubringen pflegten. Als ich wieder zurück in's Arbeitszimmer kehrte, hatte Helene ihre Freundinnen bereits gefunden und war im eifrigen Gespräch mit ihnen begriffen, so daß sie meine Anwesenheit nicht sogleich bemerkte. Als sie mich aber gewahrte, erhob sie sich und reichte mir freundlich die Hand: „O, wie danke ich Ihnen, Herr Pastor, daß Sie dies Alles in's Werk gesetzt haben," sagte sie fröhlich plaudernd. „Welche Freude wird das für die armen Kinder am Weihnachtsfeste sein! Wie werden sie jauchzen und jubeln, wenn sie mit ihren Geschenken nach Hause eilen dürfen! Ich meine, wir Reichen, die wir dem Glücke im Schooße sitzen,

kennen die Freude wenig, die ein armes Menschenkind empfindet, dem plötzlich Gaben, und wären sie auch noch so klein und unbedeutend, zufallen. Die Fülle des Guten, das uns umgiebt, die stete Abwechslung, der wir uns hingeben, läßt es bei uns zu keiner echten Freude kommen. Wir sind die Schmetterlinge, die von Blume zu Blume flattern. Wir nippen hier und naschen da; aber wahrhaft erfreuen und beglücken kann uns der Ueberfluß nicht. Wie ganz anders hingegen die Armen! Sehen Sie, ich stelle mir die Freude der armen Kinder, für die ja all' diese Sachen bestimmt sind, als etwas ganz Besonderes vor. Wie oft mag nicht jenes kleine Mädchen sehnsüchtig vor einem Laden gestanden und die herrlichen Dinge, die dort ausgestellt sind, beschaut und gewünscht haben: Ach, hätte ich nur etwas davon! Und wie schmerzlich bewegt mag nicht manch armer Knabe, während er auf dem Eise dahinschlenderte ohne Schlittschuh, auf die reicheren Buben geblickt und gedacht haben: Ach, könnt ich's doch auch so haben wie die! Und nun wird ihnen, theilweise wenigstens, was sie wünschen. Muß es die Herzen nicht freudig stimmen?"

Helene hatte geendet. Mit dem Blicke einer stillen Bewunderung schaute ich auf zu ihr. Das Mädchen hatte ein Herz in der Brust, welches das meine sympathisch berührte. Ich fühlte es an ihren Reden; ich nahm es wahr, so oft ich in ihrer Nähe weilte. Was ich ihr entgegnete, ich weiß es nicht; aber warme Worte der Anerkennung müssen es gewesen sein, denn sie reichte mir erröthend die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor! Hoffentlich wird unser Streben, wohlzuthun und mitzutheilen, immer dasselbe bleiben, und Gott wird uns Gnade geben, es auszuführen."

Noch oft verkehrte ich mit Fräulein Helene im Verein. Sie war, seit der Bekehrung ihres Vaters, der thätigsten Glieder eines, und es schien, als ob ihre Gegenwart und ihre Mithilfe neues Leben in die Versammlungen brachte. Wenn sie aus den Erlebnissen ihrer Schulzeit erzählte, dann lauschten die jungen Mädchen, und selbst die Frauen hörten ihr mit Vergnügen zu. Sie verstand jedem, auch dem unscheinbarsten Gegenstande, eine interessante Seite abzugewinnen. Das machte ihre Unterhaltung so angenehm. Unter solchen Vorbereitungen erschien endlich der heilige Abend des Festes. Der Vorstand hatte beschlossen, an diesem Abend die Bescheerung zu veranstalten, weil am Christfest Herr Silberstein seinen Fabrikarbeitern eine Festlichkeit bereiten wollte. Schon Stunden vorher, ehe die Zurüstungen für die Bescheerung vollendet waren, hatten die Kinder sich versammelt und harrten in freudiger Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Mit dem siebenten Glockenschlage öffneten sich die Thüren, und herein strömte die Kinderschaar, die, vom Lichtglanz der Weihnachtsbäume geblendet, in laute Freudenrufe ausbrach. Ich eröffnete die Feier mit einer herzlichen Ansprache, in der ich auf die Bedeutung des Christfestes hinwies und die Kinder zur Dankbarkeit gegen Gott und Menschen aufforderte. Nachdem unter der Leitung des Kantors noch einige Weihnachtslieder von den Kindern gesungen waren, ging es an die Austheilung der Geschenke. Kein Kind ging leer aus, alle wurden sie beschenkt und erhielten meistens Sachen, die für sie von Werth und Nutzen waren. Das war ein Jubel und eine Freude, als sie die Geschenke in Händen hatten! In den Augen der Eltern, von denen die meisten sich auch eingefunden hatten, glänzten Freudenthränen, und mancher sonst harte und gefühllose Mann, dem Gottes Wort und die Kirche bisher gleichgiltig gewesen, fühlte von christlicher Liebe und Wohlthätigkeit sich überwunden. Ich erkannte die Wirkung der Bescheerung, als ich am Christtage auf die Kanzel trat und mein Auge die Versammlung überflog. Die Kirche war gedrängt voll; da war kein Plätzchen leer; selbst in den Gängen standen die Leute und hörten mit Andacht das Wort von der Liebe Gottes in Christo Jesu verkündigen. Der Abend des Tages war der Bescheerung im Silberstein'schen Fabrikgebäude gewidmet. Der alte Herr hatte den Saal auf's Schönste herrichten und mit grünen Tannenzweigen schmücken lassen. Buntfarbige Lampen brannten und Transparente schmückten die Wände. Im Vordergrunde des Saales war durch künstlerische Hand eine prachtvolle Grotte hergerichtet, deren Inneres die Geburt Christi darstellte. Ein Springbrunnen sandte seinen glänzenden Wasserstrahl in die Höhe, und prachtvoll geschmückte Christbäume überdachten mit ihren tief herabhängenden Zweigen das schön geordnete Ganze. Auf der Plattform saßen die Musiker und begleiteten die herrlichen Weihnachtslieder, die ein gemischter Chor, aus Herren und Damen der Stadt zusammengesetzt, unter der Leitung des musikkundigen Kantors mit wunderbarer Präcision vortrug. Als der Gesang beendet, und ich ein Gebet gesprochen, betrat Herr Silberstein die Plattform und redete zu seinen Arbeitern in wahrhaft rührender Weise. „Ich habe bisher," so sagte er, „nicht gewußt, was echt christliche Freude ist; jetzt weiß ich es. Mein Leben ist seit dem Tage, da Gott mir die Augen öffnete und mich zum lebendigen Glauben führte, ein so ganz anderes, daß ich Dank stammeln und im Staube anbeten möchte. Ihr wißt, wie ich gegen euch war — streng, unbarmherzig. Ich lebte nur mir selbst, nicht für Andere, am allerwenigsten für euch, deren Arbeit doch mir zu

gut kam. Gott hat mir gezeigt, warum und wozu ich in der Welt bin. Als euer Pastor vor einigen Monaten zu mir kam und mich um Unterstützung für eine Weihnachtsbescheerung bat, wies ich ihn ab. Heute stehe ich hier vor euch, ein gänzlich umgewandelter, erneuerter Mensch. Ich fühle etwas von der Liebe des Herrn in meinem Herzen; darum habe ich eurer gedacht und diese Feier veranstaltet. Die Geschenke, welche ich für euch bestimmte, sind von mehr praktischem Werth; meine Freunde werden sie euch nach der Feier übermitteln. Doch auch eurer Kinder habe ich gedacht. Ihr kennt das alte Vorrathshaus. Ich habe es umbauen und zu einer Abendschule für eure Söhne und Töchter herrichten lassen. Mein treuer Freund, Herr Pastor Behrends, hat für die Anstellung eines Lehrers gesorgt, und mit dem neuen Jahre sollen eure Kinder freien Unterricht genießen."

Thränen in den Augen, trat aus der Anzahl der Arbeiter ein Aufseher hervor und sprach mit gerührter Stimme im Namen seiner Mitarbeiter dem Prinzipal den herzlichsten Dank aus.

So schloß die gesegnete Weihnachtsfeier. Herr Silberstein lebte noch manches Jahr und genoß die Früchte seiner Mildthätigkeit im reichsten Maße. Seine Arbeiter hingen an ihm mit herzlicher Liebe, und als er starb, folgten sie seinem Sarge und weinten Thränen des Schmerzes dem Manne nach. In seinem Hause aber waltet Helene mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe. Sie findet noch immer ihr größtes Glück in der Freude und Zufriedenheit Anderer. Die schönste Zeit aber bleibt ihr das Weihnachtsfest; denn an diesem Tage, pflegt sie zu sagen, erhielt ich dich als ein Geschenk vom lieben Christkindchen, und habe dich daher doppelt lieb, du theurer Mann.

Rein durch Christi Blut.

Es giebt für den Menschen, so lange er im Fleische lebt, keine „Sündlosigkeit". Sündlos war Jesus allein auf Erden, und wir werden es einst im Himmel sein. „Sündlosigkeit ist nicht nur eine Unmöglichkeit für den gefallenen Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande, sondern ein Widerspruch gegen die ganze Heilsordnung; ein Widerspruch gegen die Bitte des Vaterunsers: „Vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern;" ein Widerspruch gegen die Erfahrungen und Bekenntnisse der heiligsten Menschen. Wesley z. B. sagte noch in seinen letzten Stunden: „Jede Stunde, Herr, bedarf ich, das Verdienst in deinem Blut."

Aber vom Fallen und Sündigen bewahrt zu bleiben, ist eine ganz andere Sache. Und die Bibel ist voll von Verheißungen über diesen Punkt. Auch ist es das Vorrecht des Gläubigen, ohne Schuld und Verdammlichkeit stets in seliger Gemeinschaft mit seinem Heilande zu leben. Dieses kann er aber nur, so lange er sich unter dem Einflusse des reinigenden Blutes Jesu Christi befindet. Den Augenblick, wo er sich nicht im Glauben an die Kraft des Blutes Jesu hält, ist er wieder unrein und sündlich. Dieses wird von Jemand also erklärt: „Ein Stein, der nahe an einem Bächlein mit reinem Wasser liegt, ist rein, so lange das reine Wasser über ihn hinfließt; wird aber das Wasser niedriger, und der Stein liegt außer demselben, so legt sich der Staub auf den Stein, und er ist wieder unrein. Aber der Stein mitten im Bächlein wird fortwährend von dem reinen Wasser rein erhalten. So auch, wer in dem Strom der Gnade lebt als in seinem Elemente, und sich stets besprengen läßt mit dem reinigenden Blute Christi, ist und bleibt rein von aller Sünde." Hat man nicht oft die herrliche Verheißung 1 Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde," unterschätzt, und es nur auf die Vergebung der Sünden beziehen wollen? Vergebung der begangenen Sünden ist zwar eine große Sache, aber das Reinigen von „aller Sünde", das Hinwegnehmen der sündlichen Regungen und Begierden, so daß wir mit einem reinen Herzen vor Ihm wandeln können, ist noch viel größer. Unsere Ohnmacht darf sich halten an Seine Allmacht. Unsere Krankheit wird durch die Arznei aus Jesu Wunden geheilt.

Das Wörtchen „macht rein" sagt deutlich, daß es eine fortwährende Reinigung und Reinerhaltung ist, nicht etwas, das in der nächsten Stunde geschehen ist, sondern das immer, fort und fort und fort, jeden Augenblick bis an unsern letzten Athemzug beständig geschieht. Wer dieses Geheimniß recht versteht, der steigt nicht nur hinein in den Strom, bis es ihm an die Knöchel, Kniee oder Lenden geht, sondern er geht noch tausend Ellen weiter, bis er in dem Gnadenstrom schwimmt — als in seinem Elemente, wie der Fisch im Wasser. Warum sollten wir diese herrlichen Verheißungen nicht gerade nehmen, wie sie dastehen, und ihnen völlig Glauben schenken? Aber nur, wer im Lichte wandelt, wie Er im Lichte ist, kann in der Gemeinschaft mit dem Vater und Sohn durch den heiligen Geist bleiben, nur der wird durch Christi Blut beständig rein erhalten von aller Sünde; aber in demselben Augenblicke, wo wir in Finsterniß gerathen, oder unsere eigene Wege gehen, hört die Gemeinschaft mit Ihm auf, Christi Blut besprengt daher nicht mehr unser Herz, und wir

sind wieder unrein. O, möchten wir, die wir von unserer Sündenschuld abgewaschen sind, bald in den Zustand versetzt werden, daß wir mit Paulus sagen können: „Was ich jetzt lebe, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, und sich selbst für mich gegeben."

Gräfin Maria von Jever,

oder

Der Sieg der Sanftmuth.

Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet
von **Maria Schweikher.**

Drittes Kapitel.

Im Friedeburger Schlosse.

Bis zum Herbste hin herrschte ein leidliches Einvernehmen zwischen den Jeveranern und Ostfriesen, wenngleich eine gewisse Spannung zwischen ihnen nicht zu verkennen war, wenn immer sie auf Märkten oder bei sonstigen Gelegenheiten zusammentrafen. Es war, als ob man auf einem Vulkane wandelte und ein Jeder sich hüten wollte, durch eine unbedachte Aeußerung denselben zum Ausbruch zu bringen.

So lag seit einiger Zeit auch ein dumpfer Druck auf den Bewohnern, die in der „Friedeburg" hausten, der trotz aller Anstrengungen zur Heiterkeit und zum Frohsinn nicht recht weichen wollte. Die westlich von Jever gelegene Burg gehörte dem Grafen von Ostfriesland, der dieselbe aber in letzter Zeit nur noch als Jagdschloß benützte, wozu es wegen seiner hübschen Lage zwischen Tannen- und Buchenwäldern besonders geeignet war. Bis vor Kurzem hatte der alte Kastellan Ukena für die Instandhaltung der Burg Sorge getragen; er war ein finsterer, verschlossener Geselle, dessen Aussehen allerdings dem im Volksmunde gehenden Gerüchte, daß er der Mörder des Grafen Christoph gewesen, Nahrung geben konnte. Nur wenige aber wußten seit seinem Tode, daß das Gerücht Wahrheit sprach, und unter diesen wenigen befand sich Romarus von Sydeck, wie wir schon gehört haben. Ukena aber stand jetzt vor einem höheren Richter, denn nur wenige Monate nach Edo Wymkens Tode, dem er durch seine schnöde That das Herz gebrochen, senkte man auch seine irdische Hülle auf dem stillen Kirchhofe zu Repsolt ein.

Sein einziges Kind Theda und ihre alte Amme durften jedoch auf eine besondere Anordnung Edzards hin nach wie vor in der Burg verbleiben. Ein liebliches, holdes Menschenkind war Theda Ukena. So umnachtet auch des Vaters eigenes Gemüth gewesen sein mochte, er hatte es doch verstanden, von seinem Kinde jeden Schatten eines Verdachtes, alles Unreine und Unedle fern zu halten. Die Liebe zu seinem Kinde aber hatte sich durch die Dunkelheit seines Gemüthes nicht Bahn brechen können, und hätte Theda nicht ein angeborenes heiteres Gemüth gehabt, sie hätte nach dem Tode der zarten Mutter verkümmern müssen wie ein Pflänzchen, dem es an Luft und Sonnenschein gebricht.

Und heute, wie sie an dem sonnigen Septembertage am offenen epheuumrankten Burgfenster vor dem Spinnrad sitzt, bietet sie ein Bild jugendlicher Anmuth und Lieblichkeit. Manchmal aber stockte das Mädchen und die blauen Veilchenaugen schauen sehnsüchtig nach der Richtung hinaus, in der ihr Fulko ja heute kommen muß.

„Ich weiß nicht, was mit dir ist, Theda," hub endlich voll Unmuth ihre alte Amme Almuth an, „du bist so zerstreut und lugst so viel zum Fenster hinaus, wie es wahrlich einer edlen Jungfrau nicht geziemt, zumal jetzt, wo immer so viel Kriegsvolk hier herumschwärmt. Was nur der Graf wieder vorhaben mag? Das ist ein heimlich Thun und Flüstern, und ein Rüsten, wie ich es nicht mehr gesehen, seitdem der böse Balthasar von Esens uns belagerte."

„Ach, Muhme, ängstigt Euch nicht; was soll's uns kümmern? Ich wünschte nur, daß mein Fulko hier wäre," setzte sie erröthend hinzu. „Er versprach, heute gewiß von Jever herüberreiten zu wollen."

„Ich wollte, Theda, du schlügest dir den Junker aus dem Sinn. Denke doch nur daran, was uns der Hildeburg erzählte, daß er stets am Fräuleinhofe herum schwärme. Sei auf deiner Hut."

„Ach, Muhme, schweigt doch," unterbrach sie Theda unwillig, „ich weiß schon, warum Ihr meinem Fulko gram seid. Weil er nicht mit Euch schwatzen mag und allerhand kurzweilige Histörchen erzählen, wie es die anderen Junker thun. Mein Fulko ist treu wie Gold."

„Nun, nun, ereifere dich nicht, Kind; ich weiß auch mitzureden. Du solltest dein Ohr gut gemeintem Rath nicht verschließen. Die Junker reden viel, aber vergessen nur zu bald ihre Versprechungen."

„Ihr irrt Euch, Muhme, Fulko macht nicht viel Worte. Aber wie dem auch sei, er hat ein edles Herz, und noch nie habe ich ihn über heilige Dinge lachen und spotten hören, wie es die andern Junker thun. Habt Ihr ein verlorenes Glück zu beklagen, so thut Ihr mir leid; aber Ihr solltet doch nicht das eigene Mißgeschick an fremdem Glücke rächen wollen."

Bei den letzten Worten erhob sich Theda und trat an das kleine geöffnete Fenster, um ihre Thränen zu verbergen, die sie nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Argwohn ist so leicht in ein Herz gesäet, und wohl dem, der Gnade und Kraft genug besitzt, den bösen Samen im Keime zu ersticken, ehe derselbe um sich gefressen wie ein Krebs.

Theda's Natur war zum Glück eine jener offenen und freimüthigen, die aussprechen müssen, was ihnen das Herz bewegt, möge es ihnen zum Lob oder Tadel gereichen; und als denn endlich der ersehnte Fulko vor ihr stand, wußte auch er bald die Ursache ihres Kummers.

Fulko beruhigte sie schnell, und wenn er auch gestand, daß sein Vater den Verkehr mit ihr nicht billige, so fügte er doch hinzu, daß die Gräfin Maria, der er seinen Kummer gestanden, ihm ihre Fürsprache zugesagt, wenn seine Theda sich in ihrem Dienste ein Jahr bewährt habe.

Während sie noch sprachen, drang ein Geräusch von Rosseshufen und lauten Männerstimmen an ihr Ohr, und in demselben Augenblick, wo sie sich zum Fenster hinausbeugten, ritt Graf Enno von Ostfriesland in Begleitung Ommo's von Middoge in den Burghof ein, woselbst Hero von Gödens und der Ritter Bogung den Fürsten begrüßten. Eine größere Anzahl von Rittern und Knappen folgten in kurzen Zwischenräumen, und was sie hierhertrieb, mußte Eile haben, denn kaum waren die Ankommlinge vom Pferde gestiegen und hatten dieselben der Sorge ihrer Knappen übergeben, so begaben sie sich sogleich in die geräumige Burghalle, woselbst bereits Enno den Herrensitz eingenommen hatte. Als Alle Platz genommen, erhob sich Enno. „Habt Dank, Ihr Herren, daß Ihr meiner Aufforderung Folge geleistet, und ohne viel Umschweife will ich Euch zu wissen thun, weßhalb ich Euch hierher beschieden. Schon in Repsolt wurde die Sache Eurer Berathung vorgelegt, mußte aber vertagt werden, weil Ihr nicht einig werden konntet. Heute aber müssen wir zu einem Entschluß kommen, auf welche Weise wir die Grafschaft Jever in unseren Besitz bringen. Ich habe Euch gesagt, daß das Recht dazu auf meiner Seite liegt, und wäre das Fräulein klug genug, dieses Recht anzuerkennen, so wäre uns jeder Gewaltschritt erspart, den vielleicht die Nachwelt als Härte und Ungerechtigkeit brandmarken könnte. Laßt Eure Meinung mich vernehmen, Ommo von Middoge." Graf Enno von Ostfriesland war ein getreues Ebenbild seines Vaters, nur daß bei ihm die markige Gestalt noch in Jugendkraft und Jugendfülle prangte, und sein Auge, obwohl schon genug Stolz und Herrschsucht sich in demselben spiegelten, doch noch frei und offen dem Blick des Nächsten zu begegnen vermochte. Er mochte etwa 35 Jahre zählen; aber in seiner äußern Erscheinung wie im Ton seiner Stimme lag etwas Bezwingendes, Beherrschendes, dem sich auch die älteren Ritter nicht leicht entziehen konnten.

Ommo von Middoge, der Drost von Jever, erhob sich auf die Aufforderung des Grafen.

„Ihr wißt, edler Herr, daß ich schon in Repsolt gegen offene Gewaltthat mich entschied, und warum sollte nicht auch der Stärkste und Tapferste zu einer Kriegslist seine Zuflucht nehmen dürfen, wenn es die Nothwendigkeit erheischt. So brechet denn mit Euren Reisigen zur Nachtzeit still und unbemerkt von Friedeburg auf und ziehet vor die Thore der Stadt. Die Wachen, eines Angriffes nicht gewärtig, sind leicht besiegt, und wenn dann so plötzlich in der Stadt und im Burghof der Kriegslärm ertönt, so treten Angst, Verwirrung und Schrecken in unsern Bund und mit Leichtigkeit seid Ihr Herr der Stadt. Die Mißvergnügten aber werdet Ihr zu zwingen wissen durch die Kanonen, die Ihr auf dem Burgwall aufpflanzen lasset."

„Und womit," fragte Enno, „entschuldigen wir eine That, die auf uns leicht den Schein werfen könnte, als trauten wir unserer gerechten Sache nicht?"

„Der Grund ist bald gefunden. Balthasar von Esens trachtet lange schon nach dem Ländchen, und um dasselbe vor seiner schnöden Habgier zu schützen, müßt Ihr ihm den Arm des Schutzes, den es trotzig verschmäht, gewaltsam aufdrängen, und um das Bürgerblut zu schonen, geschieht die That bei Nacht."

„Der Rath ist gut, Ommo, und verdient der Ueberlegung, wenn anders Ihr den Muth der Bürger und die Stärke der Festung aus wohlverzeihlichen Gründen nicht zu sehr überschätzt."

„Nein, nein, Graf Enno, ich übertreibe nicht. An Muth und Tapferkeit stehen diese Jeveraner keinem Volke nach; die Liebe zu ihrem Fürstenhause haben sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und gutwillig werden sie niemals den starren Nacken einem fremden Herrscher beugen. Bedenkt, nicht Jeder sieht wie ich den Nutzen ein, der durch Eure Herrschaft dem Lande erwachsen wird."

Ritter Bogung hatte schon einige Male einen Versuch zum Sprechen gemacht, war aber durch eine Handbewegung Enno's zum Schweigen gebracht worden. Als Ommo ausgeredet, vermochte er jedoch seinen Unwillen nicht länger zurückzuhalten. „Ein braves Volk, fürwahr!" fuhr er auf, „dem selbst der Verräther ein solches Lob zu zollen gezwungen ist. Schämt Ihr Euch nicht, daß dieses Land Euch geboren und daß sein Volk Euch Bruder heißt?"

Ommo von Middoge sprang auf: „Herr Ritter, hielt nicht die Achtung vor dem Grafen mich zurück, ich würde blutige Rechenschaft für diesen Schimpf von Euch fordern."

„Zur Ruhe, Ihr Herren! das in meiner Gegenwart?" rief Enno mit mächtiger Stimme. „Ommo rechnet uns nicht zu, was der kecke Uebermuth des Einzelnen verbrach; Ihr aber, Ritter Bogung, mäßigt Euren unbedachten Eifer und stellt unsere Langmuth nicht auf die Probe, weil sie schonend bisher Manches übersah. Ihr verwerft also den Plan?"

„Ja, Herr, denn dieser Plan ist schwarz, so schwarz wie die Seele, die ihn geboren. Bedenkt, wie freundlich das Haus der Papingas die Fürsten von Ostfriesland stets gastfrei empfangen und wie die Thore ihrer Burg Euch stets geöffnet waren. Darf also auch ich noch rathen, wo bereits alles beschlossen zu sein scheint, so zieht auch dieses Mal wieder friedlich ein in jene Burg und versucht die Kunst Eurer Ueberredung, Maria zur Entsagung zu bringen. Bleibt sie fest, so mögt Ihr es mit dem allmächtigen Gott berathen, welche Mittel Ihr zur Behauptung Eures Rechtes und zur Unterdrückung der Unschuld anwenden wollt."

Bogung schien den Anwesenden aus dem Herzen geredet zu haben und Alle zollten ihm lauten Beifall. Auch Ommo stimmte Bogungs Ansicht als der klügeren bei, nur ermahnte er zur Vorsicht und Schnelligkeit, damit nicht der Verrath der Ausführung der Sache zuvor kommen möchte.

„Nun gut denn," nahm Enno wieder das Wort, „so eilt denn und macht Euch bereit; morgen brechen wir auf. Euch, Hero," wandte er sich an den jungen Freund Bogungs, „brauche ich nicht erst anzuspornen, Eure Pflicht zu thun; Ihr aber, Bogung, hütet Euch, durch trotzigen Sinn meinen Unwillen noch mehr zu reizen. Er könnte Euch verderblich werden."

Rasch, wie sie gekommen, entfernten sich die Ritter wieder, und nur Bogung, in tiefes Sinnen versunken, blieb allein in der Halle zurück. Ein heißer Kampf tobte in seiner Brust, Gedanken kreuzten sich hin und her, und doch war es immer wieder der eine Wunsch, welcher alles Andere zurückdrängte: Wie konnte er das Fräulein von Jever retten? Er wußte,

daß Enno in seinem Entschlusse unbeugsam war, und einmal in der Burg, kein Mittel ungenützt lassen würde, um die rechtmäßige Herrscherin zur Entsagung zu bringen. Wäre er nicht durch Vasalleneid an den Grafen gebunden gewesen, er hätte sich selbst auf sein Roß geworfen, um die Gräfin zu warnen — so aber, was sollte er beginnen?

In diesem Augenblick erschien Fulko in der Halle, um nach seinem Roß zu fragen. Kaum erblickte ihn Bogung, als er überrascht und freudig ausrief: „Wie, Ihr tragt die Farben des Fräuleins von Jever? wer seid Ihr, Junker?"

„Mein Name ist Fulko von Sydeck. Ich stehe in den Diensten des Fräuleins."

„So hat mir Gott Euch gesendet. Rasch werfet Euch auf das Pferd und bringt der Gräfin die Nachricht, daß ihr von Ostfriesland her Gefahr drohe. Morgen werde Enno unter der Maske der Freundschaft in der Festung erscheinen, und zwar mit so stattlichem Gefolge, daß seine Absicht schwer zu verkennen sei. Ihr mögt auch erwähnen, daß Ommo von Middoge bei der Berathung zugegen gewesen und daß die Gräfin ihn zu sich entbieten möge, damit er Rechenschaft ablege von seinem Verrath. Doch nun eilet, jeder Augenblick ist kostbar."

Fulko vermochte zuerst kaum seinen Ohren zu trauen; als er aber die ganze Gefahr für seine geliebte Gräfin erkannte, gab ihm das rasch seine Besonnenheit zurück. Er reichte Theda die Hand zum Abschied: „Leb wohl, Theda, wir sehen uns bald wieder!"

Dann schwang er sich auf seinen Hengst und jagte im Galopp die Straße zurück, die er vor wenigen Augenblicken mit ganz anderen Gefühlen gekommen. Er war noch nicht weit geritten, als er vor sich einen Reiter bemerkte, der sich bei seiner Annäherung tief in seinen Mantel hüllte und offenbar nicht erkannt sein wollte.

„Seid Ihr es, Ommo?" redete Fulko den Reiter an, als er nahe genug gekommen war. „Was führte denn Euch nach Friedeburg?"

„Ihr seht es ja selbst," antwortete der Angeredete, auf einige mit Steinen beladene Wagen zeigend, die in geringer Entfernung langsam folgten. „Als ich vor etwa zwei Jahren einmal die Ehre hatte, den Grafen Edzard in meiner geringen Behausung zu Middoge zu beherbergen, bot mir der Graf freundlich die vom Burgbau übrig gebliebenen Steine in Friedeburg an, um damit mein schadhaftes Haus auszubessern. Ich machte lange keinen Gebrauch von dem gütigen Anerbieten, bis mich jetzt die Noth gebieterisch zwingt."

Fulko übermannte wirklich einen Augenblick der Zorn ob dem Lügner und Verräther; doch fragte er scheinbar ruhig: „Und wißt Ihr denn gar nicht, was die Friesen wieder so heimlich betreiben und was die Rüstungen zu bedeuten haben, die sie vornehmen wollen?"

„Was geht das mich an?" erwiderte Ommo unwillig; „ich betrieb nur mein Geschäft und sprach keinen Menschen. Auf's Spioniren verstehe ich mich schlecht."

So sagend gab er seinem Pferde die Sporen und schlug den Weg nach Middoge ein.

„Gottes Arm wird dich schon erreichen, Verräther," sprach Fulko für sich. Dann eilte er mit erneuerter Schnelligkeit seinem Ziele zu, und als schon die Abendschatten sich lange auf die Felder und Wiesen lagerten, sprengte der treue Fulko in den Schloßhof zu Jever ein.

(Fortsetzung folgt.)

Gott zum Gruß!

Ja, Gott zum Gruße, so ruf' ich hinaus
Getrost in die weiten Lande.
Frisch auf und trage den Neujahrsgruß
Vom Fels bis zum Meeresstrande!

Das Jahr flog hin wie ein schnaubendes Roß,
Dahin wie ein jagendes Wetter;
Viel heiße Thränen ließ es zurück,
Viel Gräber und welkende Blätter.

O zage nicht, wenn über dem Haupt
Nachtwolken drohend sich thürmen;
Es wird geboren das Morgenlicht
Aus Dunkel und Todesstürmen.

Ein Engel streuet die Gottessaat
In kampfdurchwühlte Gefilde.
Barmherziger Gott, laß reifen die Saat
Und segne sie gnädig und milde!

Ueber's Land senkt sich die Sylvesternacht,
Durchsorgt und in Jubel gefeiert;
Da tritt beim zwölften Glockenschlag
Das Neujahr herein verschleiert.

Was bringt es? Und ob es der Leiden Trank
Mit bleicher Hand dir kredenze,
Oder mit strahlendem Angesicht
Das Haupt mit Rosen dir kränze, —

Wenn nur auf Gottes ewigem Grund
Du stehst mit sicherem Fuße,
Und in Jubel und Leid, in Leben und Tod
Das Eine hast: Gott zum Gruße!

Drum Gott zum Gruße, ihr Theuren all'
In Hütten und Palästen!
Und hätt' ich an Freuden einen Schatz,
Ich sendete euch die besten:

Den Traurigen Trost und den Kranken Kraft
Und Jugendmuth den Müden,
Den Hungernden Brod und den Irrenden Licht,
Und allen Freude und Frieden!





„Siehe, Ich verkünde euch große Freude!“

In den Straßen der Stadt D . . . . herrschte das regste Leben. Der Winter hatte in diesem Jahre schon seit Wochen seine harte Hand auf die Erde gelegt, aus welchem Grunde die beiden Mädchen, welche am Tage vor dem Christfeste zu später Nachmittagsstunde mit einander durch die Straßen gingen, sorglich in warme Pelze gehüllt waren. Die letzten Einkäufe waren gemacht, manch Geldstück war in die Hände eines Bedürftigen gewandert und hatte Geber und Empfänger Freude bereitet. Darüber waren die letzten Tagesstunden rasch enteilt und nun lockten beim Glanze der Gasflammen doppelt verführerisch die im Schaufenster ausgestellten Waaren.

„Luise, wir müssen nach Hause,“ sagte jetzt das kleinere der beiden Mädchen.

„Gleich, gleich, Lore,“ antwortete ihre kräftigere Gefährtin, „wir gehen nur noch diese Straße hinunter, ich habe noch einen Auftrag von Papa an einen Pelzhändler dort auszurichten.“

So schritten die Mädchen rasch dahin. Die Straße, in welche sie bogen, war weniger belebt. Nur aus dem Laden eines Kunsthändlers strahlte ein helles Licht und lockte die Vorübergehenden, stehen zu bleiben. So wandten denn auch die beiden Mädchen ihre hübschen Gesichter gegen die erleuchtete Scheibe. „Komm nur,“ mahnte endlich Lore ungeduldig. Im Weiterschreiten bemerkten diese neben ihnen am Schaufenster einen jungen Mann, und kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, so fragte Lore ihre Begleiterin: „Sahst du den jungen Mann dort vorhin? Ach, wie sah er traurig aus!“

„Ja, Hunger und Frost schaute ihm deutlich genug aus den Augen,“ sagte diese trocken; „es ist viel Elend in der Stadt, Papa sagt, er könne bald selbst die Geduld verlieren, allen Bittstellern gegenüber, und der liebe Papa giebt doch so gerne.“

„So gerne wie du, Luise,“ sagte Lore zärtlich, „aber glaubst du, daß es der Mangel war, der den jungen Mann so hoffnungslos traurig aussehen ließ?“

„Wie hübsch du dich ausdrückst, Herzenslore,“ lachte Luise, „ich komme mir wie ein prosaisches Ungeheuer vor, wenn ich hinzusetze, er sah aus, als wenn geheizte Zimmer und warme Mahlzeiten ihm in letzter Zeit unbekannte Dinge geblieben sein mögen. Der Hunger — —“

„O Luise, der Hunger?“

„Ja, der allein schafft diese poetischen Schatten um die Augen, und das müde, versteinerte Lächeln um den Mund.“

„Er sah nur aus, als wenn er alle Hoffnung verloren hätte,“ sagte Lore nachdenklich.

„Nun, ich will ihm mein letztes Fünfmarkstück schenken, wenn wir wieder vorbei kommen,“ sagte Luise, „es ist ohnehin Unsinn, von Weihnachtseinkäufen anders als mit ganz leerem Geldbeutel heimzukehren. Sei nur jetzt still und komm mit mir zum Pelzmann, da ist der Laden.“

Der Auftrag war bald ausgerichtet, rasch schritten dann die Mädchen die Straße zurück, jetzt sahen sie schon wieder das helle Fenster des Kunsthändlers und den schön geformten Kopf des jungen Mannes gegen die Scheibe geneigt.

„Luise, ich bitte dich,“ flüsterte Lore und hielt den raschen Schritt ihrer Gefährtin zurück, „bedenke, was du thun willst, er ist kein Bettler.“

„Warte doch nur, Kind, warte,“ entgegnete Luise.

Jetzt war der Laden erreicht, der junge Mann wandte sich gegen die heranschreitenden Damen und diese konnten nun voll die Züge seines Gesichtes erkennen. Die Mädchen sahen, daß sie beide recht hatten; wohl erzählten die hageren Züge und die dunkeln Ringe unter den großen, haselnußbraunen Augen von Noth und Entbehrung, allein der resignirte, schwermüthige Ausdruck des fast ideal schönen Gesichtes sprach von siegreicher Verachtung materieller Noth, wenn auch von Trauer und Hoffnungslosigkeit.

Noch während Lore vor dem Augenblick zitterte, in welchem Luise ihre Börse ziehen würde, fühlte sie, wie ihre Freundin sie gegen die Thür des Ladens drängte, und hörte, wie sie flüsterte: „Ich kann es doch nicht thun, laß uns einstweilen hier eintreten.“

So traten die Mädchen in den Laden, und Luise forderte Photographien von einigen musikalischen Größen.

„Kennen Sie vielleicht den jungen Mann, Herr Feldner, welcher dort am Fenster auf der Straße steht?“ fragte Luise den Kaufmann, während sie ihre Einkäufe machte.

„Ich weiß seinen Namen nicht, Fräulein Bachrodt,“ entgegnete dieser, „oder ich habe ihn vergessen, wenn er mir genannt wurde; der junge Mann hat sich an den Concurrenzarbeiten für das Stipendium zur italienischen Kunstreise mit einer Arbeit betheiligt und kam heute wohl zum dritten Male her, um bei mir anzufragen, ob ich über die Entscheidung schon etwas wisse. Ich danke, Fräulein, der Betrag ist richtig.“

Die Mädchen verabschiedeten sich und verließen rasch den Laden. Dort stand noch der Gegenstand des eben geführten Gespräches. Lore erschrak, als ihre kühnere Gefährtin, nachdem sie einen raschen Blick die stille Straße entlang geworfen hatte, vor den jungen Mann trat und ihn mit fester Stimme ansprach: „Mein Herr, falls Sie in dieser harten, verdienstlosen Zeit eine Beschäftigung suchen sollten, so erlauben Sie mir, Ihnen die Adresse meines Vaters zu geben.“

„Mein Fräulein . . .!“ unterbrach sie der junge Mann.

„Wenn ich mich irrte, so verzeihen Sie,“ sprach Luise unerschrocken weiter, „mein Vater ist Besitzer einer großen Holzschnitzereifabrik, er beschäftigt gern jeden fleißigen Menschen, er hat Hilfe für jeden Arbeitsuchenden, Fachkenntnisse sind kaum immer erforderlich, nur Intelligenz, wie sie aus Ihren Augen spricht.“

„Mein Fräulein, wie konnten Sie wissen? — — welche unerwartete Theilnahme — —“

Luise nickte dem Sprechenden freundlich zu.

„Mein Vater ist gut; die Fabrik ist Waldenstraße Nr. 18, und zu jeder Zeit finden Sie dort Aufnahme.“ Sie wandte sich erröthend ab, das Ungewöhnliche dieses Gespräches verwirrte sie doch.

Lore hatte mit glühenden Wangen den raschen

Worten Luisens gelauscht, ihre blauen Augen schimmirten feucht von zartem Mitgefühl. Sie streckte halb zögernd die kleine Hand gegen den Mann aus. „Mögen Sie bald erreichen, wonach Sie sich so heiß sehnen, mein Herr," sprach sie leise.

Der junge Mann ergriff ihre Hand und sah ihr halb traurig, halb begeistert in's Gesicht. „Gott segne Sie für diesen Wunsch," sprach er innig und neigte seinen lockigen Kopf vor den rasch sich von ihm abwendenden Mädchen.

Hochathmend schritten sie dahin, beide wortlos.

„Lore," rief Luise plötzlich halb entsetzt, „du weinst?"

„Laß mich nur," schluchzte diese, „es ist so thöricht von mir, aber ich kann nicht anders. Bitte, frage mich nichts."

So konnte Luise sich von dem erregten Mädchen nur mit einer stillen Umarmung am Hause ihrer Eltern verabschieden.

Die nußbraunen Augen hatten den beiden Mädchen nachgeblickt, so lange noch ein Stück ihrer Gewandung ihnen sichtbar geblieben, dann wandte sich der junge Mann zum Gehen. Er schritt durch viele Straßen, fernab von den Hauptstraßen der Stadt schien seine Behausung zu liegen. „Waldenstraße 18," murmelte er vor sich hin, „soll das das Ende meiner Träume werden?"

* * *

Georg Rosen war der Sohn eines Lehrers in einem kleinen Fischerdorfe am Ostseestrande. Es war der Wunsch seines Vaters, daß der Sohn denselben Stand erwählen sollte, in welchem er selbst so viele Jahre sein bescheidenes Brod und seine volle Befriedigung gefunden hatte. Die Mutter hatte nur ungern sich aller Einwendungen gegen diesen Plan enthalten; sie hatte so oft ihren Mann beklagt, daß sein reicher Geist und sein umfassendes Interesse in die engen Grenzen einer Dorflehrerstellung gebannt war, daß sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen mochte, daß auch ihr einziges Kind, ihr feuriger, krauslockiger, zärtlicher Junge, auf diesem sonnenlosen Lebenswege nach und nach Kraft, Muth und Ehrgeiz verlieren sollte. Mit stolzer Freude begrüßte sie daher das Hervortreten eines entschiedenen Zeichentalents bei ihrem Sohne; möchte auch oft dazu der Vater den Kopf schütteln, die Augen der Mutter strahlten von Glück, so oft sie den Sohn so beschäftigt fand.

Georg genoß seinen Schulunterricht durch den Vater und den letzterem herzlich ergebenen Pfarrer des Ortes, er war vierzehn Jahre alt, und die Aussicht, dem lernbegierigen Knaben den Besuch des Gymnasiums nächster Stadt zu ermöglichen, wurde zuerst eingehender in dem Kreise besprochen, als durch den plötzlichen Tod des Vaters alle hoffnungsvollen Träume von Mutter und Sohn sich in nichts auflösten. Frau Rosen blieb in dem Dorfe auf eine kleine Pension angewiesen und die Gemeinde verschaffte als letzten Beweis der Dankbarkeit gegen den Geschiedenen dem Sohne Aufnahme in einem der besten Lehrerseminare in einer entfernten Stadt. Georg hatte nach mehreren Jahren sein Examen gut bestanden und eine feste Stellung als Lehrer übernommen. Doch schon nach kurzer Zeit verließ er sein Amt und kam mit wenig mühselig zusammen gespartem Gelde in der Residenz an, wo er die Theilnahme des Dirktors der dortigen Kunst- und Malerschule für sein Talent zu gewinnen wußte. Die nächsten Jahre schwanden in harter Arbeit dahin; durch Privatstunden erwarb Georg Geld, welches nur zum kleinsten Theil zur Befriedigung seiner geringen Lebensbedürfnisse verwandt wurde; was er erübrigen konnte, brauchte er zum Bezahlen des Unterrichts, den er selbst nahm.

Rosen hatte sich auf Zureden seiner Professoren und Studiengenossen entschlossen, sich an den diesjährigen Concurrenzarbeiten zu betheiligen, und hatte zur Herbstzeit unter Herzklopfen eine Havellandschaft, sowie die kleine Statue eines zitherspielenden Hirten der Prüfungs-Commission eingeschickt. Dann kamen die Wochen des sehnsüchtigen Wartens. Georg hatte in den letzten Monaten über die Gebühr gearbeitet, er wußte es ohne die Warnungen seiner Freunde, daß er am Ende seiner Kraft sei, jetzt rieb die Pein des Wartens ihn vollends auf, er mußte seine Schüler entlassen und nur an seine Gesundheit denken. Man rieth ihm, die Stille des einsamen Wittwenstübchens seiner Mutter aufzusuchen, um dort seinen überreizten Nerven Ruhe zu sichern, und der des Widerstandes Müde sah sich wirklich bald in D . . . ., der Stadt nahe seinem Heimathsdorfe. Hier machte er Halt, nein, er vermochte es nicht, seine alte Mutter mit hinein in sein Sorgen und Bangen zu ziehen. Sie wußte ja noch nichts von der Wandelung, welche sein Schicksal in den letzten Jahren erfahren hatte.

Und jetzt sollte er zu ihr kommen, müde und fast von Sinnen vor peinigender Erwartung? Wie sollte er der Nichtsahnenden sagen, daß er schon lange eigenmächtig in sein Schicksalsrad eingegriffen hatte, und daß er, wenn jetzt sein Hoffen eitel sei, in das Joch der letzten Arbeitsjahre zurückkehren wolle, um sein Ziel zu erringen, oder im Kampfe sein Leben hinzugeben. Nein, so konnte er nicht zu ihr heimkehren.

Und wenn er nun hier in D. . . . einige Zeit verbliebe und kehrte dann vielleicht als Sieger zu ihr heim, um sein Glück, seinen Jubel in ihr treues Herz auszuschütten, wie anders wäre das!

Georg hatte gleich am ersten Tage seiner Ankunft in D. . . . den Professor Schwarzhoff aufgesucht, um sich bei ihm nach dem Ausfall des Urtheils der Prüfungs-Commission zu erkundigen. Ohne Bescheid war er doch getröstet von dem Gange heimgekehrt, man hatte ihm dort nicht alle Hoffnung benommen, nicht seine Träume spöttisch belacht.

So war Rosen in das Hotel zurückgekehrt, in dem er die Verwirklichung seiner Hoffnungen abwarten wollte. Die kleine Baarschaft Rosens schwand erschreckend schnell dahin, schon glaubte er abreisen zu müssen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, da schlug ihm ein Fachgenosse vor, seine frei werdende Schlafkammer inzwischen zu benutzen, und Georg nahm das Anerbieten gern an. Er lächelte, als der Scheidende ihm davon sprach, daß er den kleinen Holzvorrath erschöpft und nicht einmal für eine hungrige Maus Nahrung in Schrank und Fach finden würde; dem an Entbehrungen aller Art Gewöhnten wollte es sehr leicht dünken, einige Tage in ungeheiztem Raume mit etwas Brod zuzubringen, genährt und durchglüht allein von seinen hoffnungsvollen Träumen. Aber die Tage verrannen und es wurde immer schwerer, unter diesen Entbehrungen

den Muth zu behalten, und an diesem Tage, von welchem wir jetzt berichteten, war das letzte Stück Brod verzehrt, und selbst die Gewißheit, daß sicherlich der nächste Tag die Entscheidung bringen müsse, vermochte kaum mehr, den Geist in dem entkräfteten Körper anzufrischen.

Professor Schwarzhoff hatte dem jungen Künstler, dessen sehnsüchtig blickende Augen sein Herz wehmüthig bewegt, besondere Aufmerksamkeit geschenkt und auch daheim mit Frau und Tochter von ihm gesprochen.

So war Lore für denselben günstig eingenommen und unwillkürlich verlieh sie ihres Vaters Schützling die Züge des abgehärmten schönen Jünglings, den sie kurz vorher erblickt hatte. Als am Abend der Professor zu den arbeitenden Frauen trat, bemerkten Lore's Augen bald den kleinen Zug der Mißstimmung auf der Stirn des Vaters. Ruhig schlich sie zu ihm hin, und als sie sah, daß er nur zum Schein in das vor ihm liegende Buch vertieft war, legte sie leise die kleine Hand auf seine Schulter. „Vater, du siehst niedergeschlagen aus," flüsterte sie, „du fühlst dich doch wohl?"

Der Vater sah der Sprechenden in das schöne, frische Gesichtchen. „Ganz wohl, mein Mädchen," sagte er, „nur etwas enttäuscht, und nicht einmal meinetwegen."

„Die Entscheidung der Prüfungs-Commission ist da?" rief Lore rasch.

Der Vater strich ihr die blonden Haare von der Stirn.

„Ja, Kind," sagte er langsam, „und unser Unbekannter hat seinen Traum ausgeträumt. Ein schmerzliches Erwachen für den armen Jungen," setzte er theilnehmend hinzu.

Lore warf einen halben Blick nach der Thür, durch welche ihre Mutter eben das Zimmer verlassen hatte. „Vater," sagte sie hastig, mit leiser Stimme, „sicher, ich habe ihn heute gesehen." Und rasch berichtete sie von der Begegnung, welche sie am Nachmittag in Luisens Begleitung gehabt, und der Vater hörte lächelnd zu und nickte zustimmend, als Lore das Aeußere des jungen Mannes beschrieb.

„Ja, Kind, du wirst wohl recht haben," sagte er dann, „also so weit ist es schon mit ihm gekommen. Es thut mir doch leid um ihn."

„Willst du ihm nicht diese Nachricht zukommen lassen, Vater?"

„Liebes Kind, er wird sie zeitig genug erfahren. Heute aber wollen wir ihm seine Nachtruhe nicht verkümmern. Ja, ja, das Leben ist oft recht schwer. Komm, Lore, da ruft die Mutter uns zu Tische."

* * *

Keine Nachtruhe war dem jungen Rosen auf seinem Lager gekommen. An seinem Bette standen unzählige Gesichte, welche zu ihm sprachen von der Zukunft, wie sie sein könnte, und von der Vergangenheit, wie die mütterliche Fürsorge seit seiner frühesten Kindheit stets so liebend mitgefühlt. Und in alle wechselnde Bilder hinein trat immer von Neuem die schöne Erscheinung des Mädchens, deren Segenswunsch sein Herz heute so warm berührt. „Charitas!" flüsterte er. „Ein Meisterwerk will ich schaffen, wenn mich nur ein gütiges Geschick von meinen Sorgen entlastet hat."

Zögernd wich endlich die lange Winternacht dem ersten fahlen Schimmer des Tages. Hastig erhob sich Georg von dem Lager, kleidete sich rasch an und ging dann den von ihm in letzter Zeit so oft betretenen Weg zu dem Kunsthändler.

Er traf den Besitzer des Ladens schon in Thätigkeit. „Die Nachricht, nach welcher Sie in letzter Zeit so oft gefragt haben," antwortete dieser auf die stumme Frage der braunen Augen, „ist heute mit dem Frühesten mir zugegangen. Der Glückliche heißt Max Wallburg."

Mit einer kurzen Verbeugung taumelte Georg aus dem Laden und ging wie seelenlos die Straße hinab. Und endlich, als das wilde Hämmern des Bluts, welches fast den Schlag seines Herzens hinderte, und das dumpfe Brausen in Kopf und Ohren gewichen war, endlich fühlte er klar und deutlich genug, daß sein schöner Traum ausgeträumt sei, und daß er hier in der großen Stadt ohne Freund, ohne Geld, erschöpft durch Entbehrungen aller Art, krank und fieberhaft sei, und daß er jetzt keinen Wunsch weiter habe, als seinen müden Kopf in der alten Mutter Schooß zu bergen, um unter ihren tröstenden Liebkosungen einzuschlafen ohne je zu erwachen.

„Wie ein Feigling, der im Kampf die Waffen fortwirft," sprach er endlich heiser, „nein, Mutter, ich will noch mehr Wunden im Kampf aufsuchen gehen, ehe ich an eine Todesruhe denken will."

So schritt er weiter.

Da lagen vor ihm die hohen Essen der Fabrik, welcher er zustrebte. „Waldenstraße 18," sprach er leise, als er nach flüchtiger Umschau durch die Thür in das Comptoir trat.

Der alte Buchhalter blickte von seinem Pulte auf. „Was steht zu Diensten, mein Herr?" fragte er in nicht besonders ermuthigendem Ton.

Georg rang einen Augenblick darnach, einen hörbaren Laut aus seiner Kehle zu bringen. „Man hat mir gesagt," begann er endlich, „daß der Herr dieser Fabrik in dieser verdienstlosen Zeit hochherzig genug denke, um ohne ihre Schuld arbeitslos gewordene Männer auch dann zu beschäftigen, wenn selbst augenblicklich kein Bedarf an Arbeitern sei. Ich bin hierher gekommen, in der Hoffnung, auch für mich eine Beschäftigung zu finden. Ich scheue keine Arbeit."

Der Buchhalter betrachtete erstaunt den Sprechenden. „Sie täuschen sich, mein Herr," sprach er, „unsere Arbeiter müssen robuste und hart schaffende Leute sein."

„Ich bin zu jeder Arbeit bereit," entgegnete Rosen, „ich bin ein geübter Zeichner, auch kann ich gut schreiben; man hat mir so viel Muth zu meiner Bitte hier gemacht."

Der Buchhalter zuckte die Achseln. „Man hätte es sich sparen können, Sie uns hierher zu senden, den ganzen Tag hört der Zug dieser Art Bittsteller nicht auf. Sie sind heute bereits der Fünfte, welcher uns anspricht. Adieu!"

Georg verbeugte sich und wandte sich dem Ausgang zu. Wieder, wie schon heute am frühen Morgen, überfiel ihn ein Gefühl halber Ohnmacht; die kalte Winterluft umfing ihn von Neuem und führte seiner Brust frischen Athem zu. Und wieder durchschritt er die Straßen, ohne sich klarer Empfindung bewußt zu sein.

(Schluß folgt.)



Sonntagschul-Lektionen.

Erstes Vierteljahr.

Sonntag, 2. Jan. 1881. Haupttext: Luc. 1, 6.

Zacharias und Elisabeth.

(Luc. 1, 5—17.)

Vermöge des inneren Zusammenhangs zwischen altem und neuem Testament beginnt das Letztere als die Erfüllung aller Vorbereitungen, Verheißungen und Weissagungen des Ersteren mit Recht an der Stätte der göttlichen Offenbarung in Israel. Wenn Gott ein neues Werk anfängt, wirft er die Werkzeuge des alten nicht verächtlich weg, sondern läßt gerade aus dem Priesterstand den Mann hervorgehen, welcher der Vorläufer des Messias werden soll und macht den Tempel von Jerusalem zur Wiege des wahren Gottesdienstes, der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Die Wahl des Schauplatzes und der Personen unserer Geschichte ist also weder willkührlich, noch gleichgiltig.

1. Zacharias und Elisabeth (V. 5—7).

V. 5. Zu der (Regierungs-) Zeit Herodis (des Großen) und zwar nach Matth. 2, 19 gegen das Ende derselben, d. h. also im Winter 749—50, nach Roms Erbauung, da er im Sommer des letzteren Jahres starb. Die Ordnung Abia war die achte von den 24 Priesterordnungen, in welche schon David den gesammten Priesterstand eingetheilt hatte (1 Chron. 24, 10), und deren jede alle halbe Jahre den Tempeldienst, je eine Woche lang, von einem Sabbath zum andern, zu besorgen hatte (2 Kön. 11, 9). Nach einer ziemlich sicheren alten Berechnung hatte jene Ordnung Abia im Jahre vor Christi Geburt (748) den Tempeldienst in den beiden Wochen vom 17. bis 28. April und dann wieder vom 3. bis 9. Oktober. Neun Monate nach einem von diesen beiden Terminen muß also Johannes, und wieder sechs Monate später Jesus geboren sein, also im Juli 749 oder Januar 750, was mit der oben genannten Zeit Herodis ungefähr übereinstimmt, nicht aber mit unserer gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung, die jedenfalls um 3 bis 4 Jahre zu früh angesetzt worden zu sein scheint, denn zu voller Gewißheit können wir wohl schwerlich mehr kommen. Und sein Weib, Johannes stammte also vollbürtig, d. h. von Seiten beider Eltern, aus priesterlichem Geschlecht.

V. 6. Fromm (oder eigentlich gerecht) vor Gott, bezeichnet natürlich nicht völlige Sündlosigkeit (vergl. dagegen schon V. 18 bis 20), sondern blos die wesentliche und allgemeine Uebereinstimmung ihrer Gesinnung und Handlungsweise mit dem mosaischen Gesetz; das „vor Gott" (= vor seinem alles sehenden, prüfenden, richtenden Angesicht, wie schon 1 Mos. 7, 1), zeigt die innere Wahrheit und Lauterkeit ihres Gehorsams, so daß er also auch „vor Gott" als giltig erschien, dagegen das folgende: und gingen u. s. w. hebt auch noch den äußeren Wandel, oder die praktische Treue gegen Gott hervor. Aeußeres und Inneres muß bei'm wahren Christenthum stets beieinander sein und einander entsprechen, nicht widersprechen; auch das Wort untadelig schließt die Sünde nicht ganz aus (vergl. Phil. 3, 6), denn auch unter der Hülle der aufrichtigsten äußeren Gesetzesgerechtigkeit kann der innere Keim der bösen Lust doch immer noch vorhanden sein.

V. 7. Die Kinderlosigkeit, die als ein Zeichen göttlicher Ungnade galt, mußte die wegen ihrer Frömmigkeit des göttlichen Segens besonders würdige Familien doppelt schmerzlich treffen, da sie auch wenig Aussicht mehr auf Nachkommen hatten. Vergl. Sarah und Hannah, wo Gott ebenfalls dem in langer Wartezeit geprüften und geläuterten Glauben noch ein spätes, aber um so reicheres Glück bescheert.

2. Der Engel (V. 8—12).

Standen wir bisher im stillen Heiligthum priesterlicher Seelen, die auch in böser Zeit stille warteten auf den Trost Israels (2, 25), stille wirkten und wandelten vor ihrem Gott, still hofften und harrten auch unter dem Druck des Kreuzes, so wird es nun plötzlich im Heiligthum laut von himmlischen Stimmen.

V. 8. Da er des Priesteramts pflegte, Gott sucht uns am liebsten heim, wenn wir in unserem, von Ihm geordneten Berufe stehen, sei's im heiligen Dienst wie hier, oder bei unserer Hände Arbeit, wie bei den Jüngern am See. Vor Gott (und seinem Angesicht, V. 6): der Priester steht in seinem Amte nicht Menschen, sondern Gott gegenüber. Zur Zeit seiner Ordnung, Gott ist ein Gott der Ordnung und thut alles zur rechten Zeit, er durchbricht auch in den höchsten Angelegenheiten seines Reiches die menschliche Ordnung der Dinge nicht, greift weder störend in den Lauf der Zeiten ein, noch thut er ihm Gewalt und Zwang an, und macht doch zuletzt alles seinen göttlichen Zwecken dienstbar.

V. 9. Nach Gewohnheit, selige Gewohnheit der Kinder Gottes, priesterlich vor ihren Gott zu treten (vergl. 2, 41 ff.)! Und an ihm war u. s. w. Es wurde dies durch das Loos bestimmt, und zwar darum, weil im Dienste des Heiligthums nichts der menschlichen Willkühr überlassen sein sollte, das Loos aber als Offenbarung des göttlichen Willens galt (wie Apostelgesch. 1, 26), ohne daß wir übrigens für uns jetzt noch eine Berechtigung des Looses zur Entscheidung wichtiger persönlicher Angelegenheiten ableiten dürften. Das Loos bezeichnete auch dort nur die Reihenfolge für das als besonders ehrenvoll geltende und als mit einem besonderen göttlichen Segen verknüpft gedachte Amt des Räucherns, (5 Mos. 33, 11), welches täglich zweimal, je Morgens und Abends stattfand. In den Tempel, d. h. in das eigentliche Gebäude, im Gegensatz zu den Vorhöfen, wo das Volk stand (V. 10 draußen), und zwar das Heiligthum, wo sich der Rauchaltar befand; des

Herrn ist absichtlich beigefügt, weil sich dieser ihm hier nun offenbaren will. Gottes Gegenwart macht jeden Ort zum Heiligthum, überall können wir Ihn finden, sollen aber auch überall uns vor Ihm scheuen.

V. 10 beschreibt neben der Heiligkeit des Ortes auch noch die Feierlichkeit des Augenblicks, die heilige Stunde und Stimmung des Gebets. Dieses (stille) Gebet der Gemeinde fand täglich dreimal, je Morgens, Mittags und Abends statt, also zweimal gleichzeitig mit dem Räuchern des Priesters (2 Mos. 30, 7—8), welches sinnbildlich die mit den Rauchwolken himmelansteigenden Gebete darstellte, welche jenes, das an sich blos eine äußerliche gottesdienstliche Handlung war, als seine wahre und wirkliche innere Wesenheit begleiteten und mit Kraft und Leben füllten. Außer dieser gegenseitigen Beziehung und Ergänzung liegt in jener Gleichzeitigkeit aber auch noch der Gedanke der Gebetsgemeinschaft des Priesters als des Einzelnen, mit dem Volk als dem Ganzen, das er persönlich stellvertretend mit Gott verbindet.

V. 11. Es erschien ihm (nicht etwa blos im Gesicht, sondern leibhaftig wie 22, 43), der (besser ein) Engel des Herrn, also nicht der im A. T. so oft genannte und als „der" Engel des Herrn in ganz besonderem Sinne bezeichnete Bundesengel, jene bekannte Erscheinung oder Verkörperung Jehovahs selbst, oder des Messias, als des zwar noch nicht Mensch gewordenen, aber doch in Engelgestalt auftretenden Gottessohnes, sondern Einer der vielen Engel oder Engelfürsten, und zwar Gabriel (V. 19). Zur rechten Hand (also auf der glückbedeutenden Seite), nämlich vom Standpunkt des Zacharias aus gesehen, der bei seinem Eintritt durch das östliche Tempelthor zur Rechten den nördlich gelegenen Schaubrodtisch, zur Linken den südlich stehenden goldenen Leuchter hatte, vor sich den Rauchaltar und im Hintergrund desselben den Vorhang vor dem Allerheiligsten; zwischen dem Letzteren und dem Schaubrodtisch stand also der Engel.

V. 12. Furcht (vergl. 1 Mos. 15, 12. Apostelgesch. 19, 17). Grund: Das Bewußtsein der Sünde, das im menschlichen Gewissen erwacht, sobald es durch eine übernatürliche Kundgebung der höheren Welt mit dieser in unmittelbare Berührung tritt (vergl. 2, 9).

3. Johannes (V. 13—17)

bildet den Mittelpunkt des ganzen Engelworts, das zuerst den Zacharias beruhigt, weil es nicht eine Schreckens-, sondern eine Freudenkunde bringt, dann den Johannes beschreibt nach seiner Person und Wirksamkeit.

V. 13. Fürchte dich nicht! Eines der Grundworte des Evangeliums (vergl. 2, 10). Dein Gebet, versteht man vielfach von der Bitte um das Kommen des Messias, weil dies allein der würdige Gegenstand des priesterlichen Gebets im Heiligthum habe sein können, aber nach dem nächsten Zusammenhang ist das einzig natürliche die Bitte um die Geburt eines Sohnes, wozu auch nach V. 7 noch nicht alle Hoffnung vorüber war, und dürfen wir nicht gerade das am meisten vor Gott bringen, was vor Menschen unmöglich scheint? Johannes heißt: „Jehovah begnadigt," und soll nicht seine Predigt kennzeichnen, die vielmehr wesentlich eine ernste Bußpredigt war, sondern seine Zeit, als die des kommenden Heils.

V. 14. Die durch seine Geburt verursachte Freude und Wonne wird weit über den engen Kreis der Familie hinaus auch die Masse des Volks überströmen; ihren Anfang sahen sie schon, V. 64 bis 66.

V. 15. Grund dieser Freude: Die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften des Kindes, groß vor dem Herrn = vor seinem Angesicht wie V. 6. Die einzig wahre sittliche Größe eines Mannes ist nur die, welche auch der Herr selbst anerkennen kann, weil sie auf persönlicher Heiligung in der Kraft des innewohnenden heiligen Geistes halber beruht. Wein und starke (also auch alle übrigen nicht aus Traubensaft durch Gährung bereiteten und berauschenden) Getränke bezieht sich auf die Lebensweise der sogenannten Nasiräer, d. h. der besonderem und ausschließlichem Dienste Gottes, meist schon vom Mutterleib an und für ihre ganze Lebensdauer geweihten Männer (4 Mos. 6, 1—21), wie z. B. Simson (Richter 13, 5—7) und Samuel (1 Sam. 1, 11), zu deren Gelübde nicht blos mäßiger Genuß, sondern völlige Enthaltsamkeit von Wein &c. gehörte, um so der Welt und aller ihrer Lust freiwillig entsagend und ganz vom Gedanken an's Ewige und Göttliche erfüllt, auch äußerlich schon die innere Scheidung von ihr und die völlige Weihe und Hingabe an den Herrn und ihren heiligen Beruf zu bezeugen. Ohne diesen durchgreifenden Ernst der ganzen Herzensgesinnung, helfen bloße Temperenzgelübde wenig, sie können wohl vor viel Schaden des Leibes und der Seele bewahren, oder auch wieder von ihm heilen, ersetzen aber die Buße und Bekehrung selber nicht, sondern haben vielmehr nur auf Grund dieser letzteren selbst einen festen Halt und dauernden Bestand. Statt der künstlichen Reizmittel einer bloß sinnlichen Aufregung wird Johannes vielmehr Quelle der ächten und wahrhaft reinen Begeisterung in sich tragen, nämlich die bleibende Erfüllung mit dem heiligen Geist, und zwar schon vom ersten Anfang seines Lebens an, (derselbe Gegensatz auch Eph. 5, 18), als einer besonderen Gabe für sein Amt.

V. 16. Dieses besteht zunächst im allgemeinen in der Bekehrung Israels, was eine That und einen Zustand vorangegangener Entfernung und Entfremdung voraussetzt, eine Trennung aus eigener Schuld von dem Gott, der allein ein Recht auf dies Volk, als auf sein Eigenthum hatte (5 Mos. 7, 6). Daher beigesetzt: ihren Herrn.

V. 17 führt denselben Gedanken noch näher im Einzelnen aus. Er wird vor ihm (vor seinem Angesicht) hergehen als der Vorläufer des Messias, denn der Vorangehende wandelt vor den Augen des Nachfolgenden. Anspielung auf Mal. 3, 1 ff. Auch dort (Mal. 4, 5), heißt der Vorläufer Elias, dessen persönliche leibhafte Wiedererscheinung daher vor dem Auftreten des Messias selber allgemein erwartet wurde (Joh. 1, 21 ff. Matth. 16, 14. 17, 10. 27, 47.) Unser Vers soll diese buchstäbliche grobsinnliche Fassung geistlich umdeuten, daher in Geist und Kraft (als Gegensatz zu Fleisch und Blut). Geist bedeutet das Angehauchtsein vom göttlichen Leben im allgemeinen, Kraft die Entfaltung seiner Gaben im Ein-

zelnen, insbesondere für die Thätigkeit des praktischen Amtes, bezeichnet also die Macht seiner Wirksamkeit, wie jenes ihre Quelle. Zu bekehren u. s. w. heißt nicht etwa blos, er wird den häuslichen Frieden in Israel wieder herstellen, wovon seine ernste Bußpredigt zunächst wohl eher das Gegentheil wirken konnte (vergl. Matth. 10, 34 ff.), sondern der einfachste Sinn ist: Er wird die fromme Gesinnung der alten gottesfürchtigen Väter (Patriarchen) auch in den Nachkommen wieder wecken, so daß auch sie zu Gott bekehrt werden, die Väter selbst aber wieder mit Freuden sich den Kindern zuwenden können, statt blos mit Trauer und Schaam auf sie sehen zu müssen. So kommt es denn zwischen Beiden wieder zur rechten inneren geistigen Gemeinschaft unter einander sowohl, als mit dem Herrn, wann die Ungläubigen (besser ungehorsamen Kinder) zu der Klugheit der Gerechten, der himmlischen Weisheit und geistlichen Klugheit, zur Seligkeit, deren Anfang die Furcht des Herrn ist (Sprüche 1, 7) und deren Ende das ewige Leben, zurückkehren und in ihr beharren, als in dem Erbe des Segens von Seiten der Väter. Dadurch wird aber nicht nur die geistige Einheit des Volkes selbst wieder hergestellt, sondern es wird auch innerlich zubereitet für den Herrn, so daß er es, wann es kommt, als ein für Ihn gerüstetes vorfindet, fertig zum Empfang seines Königs. Die sittliche Erneuerung Israels ist sein wahrer Advent.

Disposition: Die Frommen in Israel.

1. Ein gottseliges Bild von den Frommen: a) auch in böser Zeit (Herodes) noch ein heiliger Saame für den Herrn; b) nach Gesinnung und Wandel wohlgefällig vor dem Herrn; c) in der Schule des Kreuzes (Kinderlosigkeit) gesegnet von dem Herrn.

2. Eine göttliche Botschaft an die Frommen: a) der Engel sucht Zacharias bei'm heiligen Dienst; b) er findet ihn am heiligen Ort; c) er wirkt in ihm eine heilige Furcht.

3. Eine selige Verheißung für die Frommen: a) Johannes soll werden eine große Freude für Haus und Volk; b) groß vor dem Herrn durch die Fülle seines Geistes und die Wirksamkeit seines Berufes; c) und doch nur groß als der Vorläufer des noch größeren Messias, dem er durch Buße und Bekehrung den Weg in die Herzen bereitet.

Sonntag, 9. Jan. Haupttext: Luc. 1, 46. 47.

Maria's Lobgesang

(Luc. 1, 46—55)

ist die Antwort auf den Gruß Elisabeths (V. 42—45); aber während dieser eine lebhafte innere Erregung zeigt (V. 42: sie rief laut, V. 46 blos: sie sprach), ist jener vom Gefühl tiefster, innigster Ruhe getragen, denn die wahre Freude ist, je größer sie ist, desto stiller, einfacher, leidenschaftsloser in ihrer Aeußerung. Seinem Inhalt nach ist er ein Widerhall ähnlicher alttestamentlicher Jubelergüsse, theils einzelner, oft wörtlich entlehnter Psalmstellen, die aber in Marias Mund eine höhere Bedeutung, tieferen Sinn und reichere Anwendung finden, wenn sie sie mit ihren eigenen Gedanken und Worten verschmilzt, theils und zwar ganz besonders des Lobgesangs der Hannah (1 Sam. 2, 1—10), aber nicht als eine bloße äußere Nachahmung derselben, sondern mit bestimmt ausgeprägten Unterschieden und eigenthümlichen wesentlichen Zügen. Ist jener mehr ein alttestamentlicher Kriegs- und Siegesgesang über die Feinde Gottes und deren schmachvollen Untergang, so ist unser Lied ein Triumph- und Friedenslied in vollen neutestamentlichen Tönen, ein hohes Lied der heiligen Liebe und Freude, der tiefsten Demuth des Glaubens, der seligsten Hoffnung und ihrer endlichen Erfüllung, der himmlischen Wonne einer gottgeweihten Seele. Es fließt bald in feierlich sanften, bald in schwungvoll erhabenen Klängen einer hohen, ruhigen, fast königlichen Majestät, worin das Weib zur gottbegeisterten Prophetin und Heldin des Herrn wird und doch zugleich seine demüthige, bräutliche Magd bleibt, dahin bis zu seinem Schluß, dem brünstigen, kindlichen Amen des Ganzen. Seiner dichterischen Form nach zerfällt es in 4 Strophen von je 2, 3, 3, 2 Versen.

Die erste Strophe (V. 46—47) spricht zunächst die augenblicklichen Eindrücke in Maria's Herzen, ihre unmittelbare Stimmung aus, meine Seele u. s. w.. Die Seele ist nach der Schrift Mittelpunkt des menschlichen Lebens, namentlich aber auch der Sitz der persönlichen Empfindungen. Als das Vermittelnde zwischen Geist und Leib tritt sie durch diese ihre beiden Werkzeuge in Verkehr mit zwei Welten über ihr und unter ihr, mit der göttlichen und der natürlichen und nimmt die Eindrücke beider von außen und innen in sich auf. Erhebt den Herrn, das heißt in der That den Herrn „erheben," wenn man ihm durch fortwährende Anbetung sowohl im eigenen als in anderer Herzen eine immer größere, herrlichere, weitere Stätte bereitet. Und mein Geist, natürlich als erfüllt von dem heiligen Geist, was aber nur von Elisabeth (V. 41) ausdrücklich bemerkt wurde, denn ihre Begeisterung war nur eine augenblickliche, vorübergehende; Marias Gemüth aber war während der ganzen Zeit, seit dem Engelsbesuch (V. 26 f.), fortwährend in diese himmlische Geistesfülle eingetaucht gewesen und in dieser heiligen Gottesnähe geblieben. Der Geist ist der Brennpunkt unseres selbstbewußten Wesens und unser innerster Berührungspunkt mit dem göttlichen Leben. Freuet sich, eigentlich „jauchzte entgegen," weil es zurückgeht auf jenen höchsten unvergleichlich seligsten Augenblick, wo im innersten Grunde ihrer Seele durch die persönliche Berührung mit der schöpferischen Kraft des göttlichen Geisteswesens die Erfüllung der Engelsverheißung (V. 35) sich an ihr und in ihr offenbarte. Meines Heilands bildet einen schönen Gegensatz zu V. 46, „den Herrn;" der Herr ist der Allmächtige, dessen Dienst sie sich (V. 38) unbedingt hingegeben, der Heiland dagegen der Allbarmherzige, der in ihrer Person bereits die ganze gefallene Menschheit wieder errettet hat. Diese Größe der göttlichen Erbarmung und der unverdienten freien Gnade bildet zugleich den Uebergang zur

2. Strophe (V. 48—50), der Schilderung der göttlichen That, welche die Ursache dieser ihrer hohen Freude ist. Die Niedrigkeit seiner Magd zeigt ihre ganze innige Demuth: in ihr selbst in ihrer eigenen Person, in der verachteten

Lage und geringen Stellung ihres verarmten Geschlechts lag nichts, was diese Gnadenerweisung hätte veranlassen können, aber dennoch hat Gott sie zu Großem und unaussprechlich Herrlichem erwählt (1 Sam. 1, 11), sie angesehen, mit einem jener wirksamen Blicke, welche nach Ps. 31, 8 die helfende Macht in sich tragen. Siehe, hebt das Unerwartete hervor; von nun an, nämlich vom Glückwunsch der Elisabeth an, der in ihr selbst keinen Zweifel mehr an der Erfüllung des Engelworts übrig lassen konnte; von da an war sie wirklich schon der Gegenstand der Lobpreisung, mit der Elisabeth selbst bereits (V. 45) den Anfang macht. Aber auch hier führt Maria sofort wieder alles auf Gott, als den eigentlichen Urheber ihrer Freude zurück durch den Lobpreis der drei Grundeigenschaften seines Wesens: a) seiner Macht, („der da mächtig ist") wohl mit besonderer Beziehung auf V. 35: die Kraft des Höchsten, also seine schöpferische Allmacht, deren besondere Kraftwirkung sie erfahren, aber nicht als eine blos physische Gewalt, sondern als eine sittlich vermittelte; sie steht im Dienst b) seiner Heiligkeit, die das eigentliche Wesen Gottes ausmacht, denn sein Name ist eben Gottes Person selbst, daher ist Heiligkeit auch der entscheidende Charakter alles dessen, was von Gott ausgeht und gerade durch diesen Zug der sittlichen Vollkommenheit Gottes unterscheidet sich unsere Geschichte auf's bestimmteste von allen Götterzeugungen &c. der heidnischen Sagen. Endlich macht sie auch noch von c) seiner Barmherzigkeit, die sie V. 48 bereits als eine ihr persönlich wiederfahrene gerühmt, eine allgemeine Anwendung, nur noch beschränkt durch: bei denen, die ihn fürchten, was zunächst auf die Anwesenden, Zacharias und Elisabeth, dann aber natürlich auch auf alle anderen geht, die durch diesen Grundzug alttestamentlicher Frömmigkeit (vergl. 2 Mos. 2, 6. Ps. 103, 7), sich als das ächte Israel nach dem Geist erweisen und wieder zugleich den Uebergang bildet zur

3. Strophe (V. 51—53), welche in drei einander kunstvoll entsprechenden Gliedern die großartigen Umgestaltungen schildert, die sich aus jenem göttlichen Werke der Sendung des Messias entwickeln werden, und zwar nach dem Grundgesetz seines ganzen weltgeschichtlichen Waltens überhaupt, d. h. der gänzlichen Umkehrung aller blos menschlichen Begriffe von Größe und Niedrigkeit, welche Maria jetzt schon, mit dem Eintritt der neutestamentlichen Heilszeit als eine wenigstens Anfangs mäßig bereits begonnene und gegenwärtige schaut, so gewiß ist ihr ihre künftige noch vollkommenere Erfüllung. Zusammengefaßt ist dieses uralte und immer neu sich vollziehende Reichsgesetz Gottes in 1 Petri 5, 5, das in seiner Doppelgestalt uns Beides lehren soll, daß wir den Herrn fürchten und lieben. Der hier besonders stark hervortretende Grundgedanke aber ist: Die Wiederherstellung des göttlichen Rechts durch den Sturz aller Feinde Gottes unter den Heiden, wie unter dem gottlosen Israel selbst, (z. B. Herodes, Kaiphas, Judas, Pharisäer, Sadducäer &c.) und die Erhebung der tiefbedrängten Frommen, des Gottesvolkes. Er übt Gewalt (Ps. 118, 15) mit seinem Arme (Bild der Stärke und Werkzeug der Strafe); dies erste Glied geht sowohl auf die Gerechten, als die Gottlosen, das Gute aber, das er als der allmächtige Herrscher Jenen erweist, hat zur nothwendigen Kehrseite den Sturz der Bösen im zweiten Glied, das ihn als den ebenso gewaltigen Richter und Rächer zeigt. Er zerstreut die als zusammenhängendes Ganzes, als ein geschlossenes Reich (Matth. 12, 25 ff.) oder feindliches Heer gedachten Hoffährtigen (übermüthig Stolzen) in ihres Herzens Sinn, denn das Herz ist das Centrum des sittlichen Wesens und Lebens des Menschen. Nun aber geht dieser sittliche Gegensatz der Gottlosen und Gerechten in den der äußern Stellung, über die Gewaltigen sind alle, die herrschen oder doch herrschen wollen auch wider Gottes Willen und ohne den Geist der Demuth und der Furcht des Herrn, wieder unter Heiden und Juden, die Niedrigen (Elenden) dagegen die äußerlich und innerlich gedemüthigten verachteten geringgeschätzten Seelen, wie z. B. eben Maria selbst, Moses gegenüber Pharao, David neben Saul u. s. w., die Gott eben zu Werkzeugen seines Willens und Waltens macht und sich erwählt nach dem großen Grundsatz seines Reiches (vergl. Joh. 18, 36), das die Verwerfung alles blos menschlich Erhabenen in sich schließt (vergl. 1 Cor. 1, 26—28). Der dritte Gegensatz endlich ist der zwischen Leiden und Wohlsein, Mangel und Ueberfluß: die Hungernden, die Armen, Bedrückten, Elenden, die Reichen, die von Besitz und Wohlleben Strotzenden und darin Schwelgenden, welche im vollen, oft übervollen Genuß der Gaben des Gebers vergessen. Jene füllt (sättigt) er mit Gütern, zunächst mit irdischen als Ersatz für die erlittene Noth, aber weil diese zugleich doch auch die Wirkung des göttlichen Segens sind, so ist eben damit auch zugleich der Segen an himmlischen Geistesgütern und Gnadengaben als Bedingung des irdischen Segens mit eingeschlossen oder vorausgesetzt und ebenso ist auch das leer doppelsinnig: zunächst wieder Verlust der zeitlichen Güter, dann aber auch des inneren göttlichen Segens und Friedens, weil nur so jener zu einem wirklichen Fluch wird. Ihr zeitliches Gut dürfen sie nicht behalten und vom Himmelreich und den ewigen Schätzen (Matth. 6, 20) des Messias sollen sie nichts bekommen.

Die vierte Strophe (V. 54, 55) preist zum Schluß die unveränderliche Treue Gottes und führt uns so auf die letzte Grundlage des ganzen göttlichen Heilsplans, dessen Entwicklungsgesetz der vorige Abschnitt nach seinen großen Hauptlinien gezeichnet und damit in die fernste Vergangenheit zurück, womit sie das Ganze noch einmal zusammenfaßt. Er gedenkt (denn durch das Vergessen würde er sich selbst ungetreu durch Nichterfüllung seines ausdrücklich gegebenen Wortes) der Barmherzigkeit; diese, schon V. 48 und 50 als persönliche Erfahrung Marias und als persönliche Eigenschaft Gottes genannt, erscheint hier auch als der Grundzug der schon von Alters her dem Volk Gottes gegebene Verheißung selbst, deren nothwendige endliche Erfüllung nur die Ausführung des Heilsrathschlusses in Christo ist. Seinem Diener (nicht Sohne) Israel, Anspielung auf den Namen „Knecht Gottes", Jes. 41, 8. Er hilft ihm auf, denn er sieht ihn unter der von seinen unbarmherzigen Unterdrückern auferlegten Last schmachten. Diese sind auch hier wieder nicht blos

die Heiden, sondern die Ungläubigen in Israel selbst, dessen ächten Kern nur die Frommen bilden. Der Bund mit den Vätern wird auch sonst vielfach als Zeichen und Unterpfand der göttlichen Treue betrachtet; ewiglich gehört natürlich nicht zu „geredet hat," denn diese Bundesverheißung selbst war nur eine einmalige geschichtliche Thatsache, sondern zu „er gedenkt;" dieses und mit ihm das Halten und Erfüllen des Bundes soll niemals durch ein göttliches Vergessen aufhören wirksam zu werden. Wie aber Er gegen uns treu war und ist, so sollen auch wir gegen Ihn treu bleiben (Offenb. 2, 10).

Disposition: Maria's Lobgesang ein Muster für das rechte Lob Gottes.

1) V. 46, 47: Wie es anhebt in der Tiefe einer gottbegnadigten Seele und ihrer gottgeheiligten Freude über das persönlich erfahrene Heil.

2) V. 48—50: Wie es zurückgeht auf den Grund dieser Freude: die Größe des göttlichen Werkes und der in sich kundgebenden Offenbarung seines Wesens (nach den drei Eigenschaften der Allmacht, Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes).

3) V. 51—53: Wie es hinausschaut auf die Folgen dieses Werkes in der ganzen Weite der künftigen Heilsentwicklung nach den Grundgesetzen des göttlichen Reiches, nämlich der Umkehrung (der drei Gegensätze von Hochmuth und Demuth, Gewalt und Niedrigkeit, Reichthum und Armuth.)

4) V. 54, 55: Wie es ausklingt in den Preis der göttlichen Treue und ihrer in alle Ewigkeit fortwährenden Dauer und beständigen Wirksamkeit.

Oder einfacher: Der alte und doch immer neue Inhalt unserer Loblieder ist „die Freude an dem Herrn," und zwar

a. an seiner Gnade, die uns einen Heiland gibt, V. 46, 47;

b. an seiner Huld, die auf das Niedrige siehet, V. 48;

c. an seiner Heiligkeit, in der er sich mächtig erweist, V. 49;

d. an seiner Erbarmung, nach der er der Seinen sich annimmt, V. 50;

e. an seiner Größe, vor der keine Menschengewalt besteht, V. 51;

f. an seiner Gerechtigkeit, die alle irdischen Unterschiede ausgleicht, V. 52, 53.

g. an seiner Treue, die keine seiner Verheißungen vergißt, V. 54, 55.

Sonntag, 16. Jan. 1881. Haupttext: Luc. 1, 76.

Zacharias Weissagung.

Luc. 1, 67—79.

Einleitung (V. 67). Er ward des heil. Geistes voll, ganz wie zuvor schon Elisabeth (V. 41); und weissagte: damit werden seine Worte als inspirirt bezeichnet, d. h. als solche, die ihm durch besondere göttliche Offenbarung eingegeben sind, nicht blos durch das natürliche (Vater-) Gefühl, das zwar V. 76 und 77 für einen Augenblick durchbricht, aber sofort wieder einer höheren, auf den Messias und sein Heil gerichteten Betrachtung sich unterordnet, mit welcher sein Lobgesang auch schon begonnen hatte (V. 68). Wegen dieser inneren Erleuchtung durch den heil. Geist heißt seine Rede eine Weissagung, nicht blos im engeren Sinne einer Vorausverkündigung zukünftiger Ereignisse, obwohl auch dies darin nicht fehlt, sondern im weiten Sinn einer vom Geist Gottes angeregten udd getragenen Offenbarungsrede überhaupt (wie 1 Cor. 12, 10. 14, 1 ff.) Als solche hat sie sich aber auch nicht erst allmählich, etwa unter dem Eindruck der späteren glücklichen Entwicklung des Johannes (V. 80) gebildet, sondern vielmehr schon während der ganzen stillen Wartezeit des Zacharias, so daß sie dann in dem Augenblick, wo ihm die Sprache wieder geschenkt wird, als ein feierlicher Erguß über die Lippen floß (V. 64), von Lucas aber erst nachher als ein Ganzes seiner Erzählung angehängt wurde, um diese selbst nicht zu unterbrechen. Im Einzelnen handelt sie

1. Vom Kommen des Messias und seines Heils (V. 68—70).

V. 68. Der Herr, der (Bundes-) Gott Israels, so genannt wegen seines besonderen Verhältnisses zu diesem Volk und seinen Vätern (V. 72, 73), hat besucht, mit Bezug auf die letzten 400 Jahre, wo die Prophetie verstummt war, und Gott wie abwesend zu sein schien, und erlöst, dies ist der eigentliche Zweck seines Besuchs, da, obwohl seine volle Erfüllung erst eine zukünftige ist, doch als anfangsmäßig auch jetzt schon erfüllt ist, weil in Johannes wenigstens der Bahnbrecher des Messias bereits vorhanden ist. Die Erlösung setzt aber eine Gefangenschaft voraus, und zwar zunächst durch die äußeren Feinde Israels (V. 71), bezieht sich dann aber wesentlich auch auf die schon durch den Engel verheißene (V. 18) Befreiung von der Sünde durch die innere Wiedergeburt des Volkes in seiner Bekehrung (vergl. V. 74—77).

V. 69. Aufgerichtet (hervorwachsen lassen) ein Horn des Heils, d. h. eine starke mächtige Rettung durch einen ebenso starken und mächtigen Retter geschenkt. Das schon im A. T. häufige Bild (vergl. 1 Sam. 2, 10. Ps. 89, 18. 132, 16 ff. 148, 14), stammt weder von den „Hörnern des Altars" als Rettungsort der Verbrecher (2 Mos. 27, 2), noch von dem Helmschmuck, der bei den Juden überhaupt gar nicht getragen wurde und wofür dann viel eher der Schutz des Helmes selbst genannt wäre, wie Eph. 6, 17, sondern von den Hörnern des Stiers als dem Sitz seiner Kraft, bei einem ackerbautreibenden Hirtenvolk ohnedies ein ganz natürliches Bild. Gemeint ist der Messias, in dessen Person sich auch gleichsam die ganze dem Davidshaus geschenkte Kraft der Erlösung zusammenfaßt und zuspitzt. Im Schluß liegt ein Hinweis auf die Abstammung auch der Maria aus dem Davidshaus.

V. 70 zeigt die Größe des Messias durch Hinweis auf die vielen alten Verheißungen, vor Zeiten her, nämlich schon vom ersten Anfang der Prophetie (nicht der Weltschöpfung) an, (vergl. Apostelgesch. 3, 21 und Hebr 1, 1), welche mit Noah begann (2 Petr. 2, 5). Heilige Propheten, als Werkzeuge des heil. Geistes, also einer göttlichen, nicht blos menschlichen Offenbarung.

2. Vom Werk des Messias und seiner Erlösten (V. 71—75).

Hier schildert er die volle Erlösung nach Umfang und Inhalt:

V. 71. Die Feinde sind auch hier wie V. 51 ff. zunächst die heidnischen Herrscher, aus der Hand (Gewalt) unserer Hasser dagegen geht auch auf einheimische Gegner wie Herodes, Kaiphas u. s. w.

V. 72. Die Sendung dieses Messias ist aber eine Erweisung der göttlichen Erbarmung, deren längst verheißener Zweck eben diese Erlösung durch Ihn ist (letzte Lection).

V. 73. Und an den Eid, siehe 1 Mos. 22, 16 bis 18.

V. 74. Daß wir u. s. w. bezeichnet nun die letzte göttliche Endabsicht bei dieser ganzen Bundesstiftung; die religiös-sittliche Wiederherstellung und innere Erneuerung Israels, als des Volks seines Eigenthums (2 Mos. 19, 5), auf welches er, als durch Ihn erlöst von der Hand (Gewalt) seiner Feinde, auch ein heiliges Recht, und welches eben darum selbst eine heilige Pflicht hat, ihm zu dienen. Dieser vollkommene Gottesdienst des ganzen Lebens ist also der eigentliche Hauptzweck der Erlösung und diese selbst nur das Mittel, um das Volk zu diesem wahren Gottesdienst, theils innerlich tüchtig, theils äußerlich frei und sicher zu machen, sofern nun nicht mehr fremde Gewalthaber, sondern sein rechtmäßiger König, der Messias, seine geistige Herrschaft darüber führt. Es ist also beides zugleich: politische und religiöse (äußere und innere) Befreiung, nicht jene allein ohne diese, nach dem falschen fleischlichen Messias-Ideal der Juden, dem Jesus selbst sein Wort (Joh. 18, 36) entgegenstellt. Ganz denselben Zusammenhang hat auch Luthers Erklärung zum zweiten Hauptstück richtig festgehalten: „der mich erlöset hat u. s. w., auf daß ich (nun nicht wieder in falscher Freiheit mir selber, oder in falscher Gebundenheit der Welt angehöre, sondern) sein eigen sei, und in seinem Reich (als sein gehorsamer Unterthan) Ihm diene u. s. w." Gerade so ist auch hier an das, was Christus für uns that und thut, das angereiht, was nun auch wir als Christen zu thun haben, zuerst seine Gabe, dann unsere daraus erwachsene Aufgabe. Nähere Beschreibung dieses Dienstes: ohne Furcht, d. h. ohne Angst vor den durch ihn überwundenen Feinden, aber auch ohne knechtischen Sinn (1 Joh. 4, 18), wohl aber in kindlicher Ehrfurcht, und

V. 75 in Heiligkeit und Gerechtigkeit, jenes die innere Gesinnung gegenüber von Gott, dieses das äußere Verhalten gegenüber den Menschen, jenes mehr negativ: die unbefleckte Reinheit des Herzens, dies mehr positiv: die Fülle aller christlichen Tugenden in unserem Wandel (vergl. Eph. 4, 24).

3. Vom Vorläufer des Messias und seinem Amt (V. 76, 77).

Jetzt erst fällt sein Blick auf das vor ihm liegende Kind, dem er prophetisch seine Stellung zu dem in Christo beginnenden göttlichen Heilswerk anweist als Mitarbeiter und Vorläufer (Wegebereiter) des Herrn, doch so, daß auch hier noch der Grundton des Anfangs „Gelobt sei Gott!" noch fort- und das Ganze beherrschend durchklingt.

V. 76 redet zuerst von seiner Person; auch von ihm, wie vom Messias selbst hat er Großes zu sagen: Prophet des Höchsten, das stellt ihn zunächst noch ganz in die Reihe der alttestamentlichen Propheten (V. 70), während ihm Jesus selbst später einen viel höheren Rang anweist (V. 7, 28), väterliche Bescheidenheit! Dann kommt weiter sein Beruf: Zusammenfassung der Stellen Mal. 3, 1 und Jes. 40, 3; beide bezeichnen ihn als den Herold des nahenden Königs. Seinen Weg, nämlich innerlich in die Herzen. Das Mittel dazu ist

V. 77, die Erkenntniß des Heils. Dies wirft ein richtiges und helles Licht auf die ganze Sendung und geschichtliche Stellung des Täufers. Jene war nöthig, weil in Israel selbst allmählich der ursprüngliche Heilsbegriff verdunkelt, ja verfälscht worden war, und daher noch vor der Erscheinung des Heilsbringers berichtigt und wieder hergestellt werden mußte. So sollte schon Johannes durch seine ernste Bußpredigt (K. 3, 3) darauf hinweisen, daß Israels Grundverderben nicht in der Unterjochung unter die Römer, sondern in der Sündenknechtschaft, in dem Verwerfen Gottes, und darum auch Verworfensein von Gott bestehe, und ebenso das Heil nicht in einer blos äußerlichen Befreiung und Aufrichtung eines irdischen Messiasreiches, sondern in der innerlichen Erlösung von der Sünde, durch bußfertige Erkenntniß der eigenen Schuld und glaubensvolle Erkenntniß und Erfahrung der göttlichen Huld in Vergebung der Sünden (vergl. schon Matth. 1, 21). Sie glaubten, sie brauchen blos eine politische weltliche Erhebung, Johannes zeigt ihnen einen anderen Weg: die demüthige, aufrichtige Buße und geistliche Beugung vor Gott.

4. Von der Gnadenzeit des Messias und ihrem Segen (V. 78, 79).

Nun kommt er von der Nebenperson Johannes wieder zur Hauptperson, dem Messias selber, zurück.

V. 78. Durch (besser: wegen der) die herzliche (= aus dem tiefsten Inneren Gottes selber stammende, vergl. Col. 3, 12. Phil. 2, 1) Barmherzigkeit, damit geht er auf die letzte Quelle zurück, aus welcher dieser ganze Gnadenstrom fließt; hat uns besucht = ist uns mit seiner helfenden Gegenwart erschienen (V. 7, 10). Der Aufgang aus der Höhe ist nicht Uebersetzung des alttestamentlichen Ausdrucks „Zweig" oder „Sproß" als Bezeichnung des Messias (Jes. 4, 2. Jerem. 23, 5. Zachar. 3, 8), denn ein solcher kommt nicht aus der Höhe, sondern aus der Tiefe, und weist nicht auf Christi himmlische Hoheit und Herrlichkeit, sondern auf seine irdisch-menschliche Niedrigkeit und Schwäche, sondern das Bild ist genommen vom Sonnenaufgang (wie Jes. 9, 2 und ähnlich 60, 19. Mal. 4, 2; oder vom Morgenstern vergl. 2 Petri 1, 19), welcher plötzlich etwa über einem in der Wüste verirrten Pilgerzug, der von der Nacht überfallen, mitten im Dunkel den Tod erwartet, aufleuchtet und mit seinem hellen Glanz die neu gestärkten Wanderer zum ersehnten Ziele führt.

V. 79 ist aus Jes. 9, 1 und 60, 2 genommen. Das Sitzen deutet auf einen Zustand der Erschöpfung und Verzweiflung der Verschmachtenden, die Finsterniß ist ein Bild der Gottentfremdung, Gottverlassenheit und geistlichen Blindheit, sie heißt

Schatten des Todes (Psalm 23, 4), weil sie der eigentlichen Verdammniß noch vorangeht, ähnlich wie bei Sterbenden die Verdunkelung des Gesichts ein Vorzeichen und Vorspiel der Todesnacht ist; hier aber ist es der Tod im geistlichen Sinn, als Mangel alles wahren, inneren göttlichen Lebens, dessen Sphäre und Symbol zugleich das Licht der Wahrheit und Gerechtigkeit ist gegenüber der Macht der Sünde und des Irrthums. Die ganze Beschreibung geht wieder nicht blos auf die Heiden, sondern auf das ungläubige, abgefallene Israel und auf die erstorbene Christenheit. Und richte unsere Füße u. s. w., wie Jene, erquickt und erfrischt durch den glückverheißenden Anblick des Lichtes sich wieder aufrichten und getrost ihren Weg fortsetzen; Friede: nach biblischer Sprache der Inbegriff und die göttliche Fülle aller den mannigfachsten und tiefsten Bedürfnissen des Menschenherzens entsprechenden himmlischen Güter und Gaben, das „volle Heil" der Erlösung.

Disposition: „Der Aufgang aus der Höhe."

1) Das Licht der Erlösung, das er mitbringt, und zwar

a. als gnadenvolle Heimsuchung für sein Volk (V. 68);

b. als machtvolle Errettung für das Haus David (V. 69).

2) Die Sterne der Verheißung, die ihn ankündigt:

a. das Zeugniß der Propheten von der Errettung aus aller äußeren und inneren Noth (V. 70, 71);

b. der Bund mit den Vätern (V. 72) und

c. der Eid, dem Abraham geschworen, mit dem was er gewährt und was er verlangt (V. 73—75).

3) Das Morgenroth des Heils, das ihm vorangeht: Johannes der Täufer als der Vorläufer des Herrn mit seiner Predigt zur Buße und von der Vergebung (V. 76, 77).

4) Der Sonnenschein des Friedens, den er zurückläßt (V. 78, 79) als

a. strömend aus der Tiefe der Erbarmung;

b. strahlend aus der Höhe der Herrlichkeit;

c. leuchtend in die Nacht des Todes;

d. leitend zu dem Lichte des Lebens.

Sonntag, 23. Jan. Haupttext: Luc. 2, 14.

Die Geburt Jesu

(Luc. 2, 8—20)

selbst ist zwar schon (V. 6 und 7) erzählt, hier aber wird sie erst recht gefeiert, und zwar von Engeln und Menschen, als den Vertretern der irdischen und himmlischen Gemeinde, die als ein Ganzes zusammengehört, wie durch die Geburt Christi selbst als des Gottmenschen, Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit Eins geworden sind (Eph. 1, 10).

1. Sie wird gefeiert von den Engeln des Himmels (V. 8—14):

1) Die Engelserscheinung (V. 8 und 9); 2) die Engelbotschaft (V. 10—12); 3) der Engelsgesang (V. 13 und 14).

V. 8. Und es waren Hirten, denn diesen Armen und Geringen, die nicht die Eigenthümer der Heerden selbst waren, sondern nur die zum Hüten bestellten Knechte, deren Stand in Israel verachtet war, soll das Evangelium (die „hohe Botschaft des Heils") zuerst gepredigt werden (7, 22). Die Hürden waren mit einer Mauer umgebene Plätze (Joh. 10, 1 ff), wo die Schafe vom Frühling bis Spätherbst im Freien (auf dem Felde) übernachteten, meist unbedeckt, oft aber auch mit einem festen Dach versehen; im letzten Fall ist also daraus nicht zu schließen, daß die Geburt Christi nicht auch in dem überhaupt im Morgenland viel milderen Winter (Regenzeit) geschehen sein könne.

V. 9. Siehe (schildert ihre Ueberraschung) da trat zu ihnen (nicht = stand über ihnen, sondern) = stand plötzlich vor ihnen (24, 4. Apostelgeschichte 12, 7). Die Klarheit (Apostelgesch. 7, 2: die Herrlichkeit) des Herrn ist der übernatürliche Lichtglanz, in welchem Gott persönlich, oder in seinen Gesandten erscheint. Die Furcht war das natürliche erste Gefühl bei'm Anblick der außerordentlichen Wundererscheinung.

V. 10. Der Engel verkündigt daher zuerst das Erfreuliche seiner Botschaft, als eine nicht bald ihnen, sondern dem ganzen Israel geltende große Freude; groß nach ihrem Ursprung: der großen Erbarmung des großen Gottes (V. 1, 78), nach ihrem Inhalt: Erlösung, nach ihrem Umfang: für alle Welt, nach ihrem Endzweck: Christi Geburt unsere Wiedergeburt.

V. 11. Euch (also jedem Einzelnen als sein persönliches Eigenthum zugehörig) ist heute (welch' ein Heute! der Wendepunkt der ganzen Weltgeschichte!) der Heiland geboren: in diesem einzigen Namen schon liegt der ganze Segen seiner Person, wie seines Werks: Er selber ist das Heil und bringt das Heil; zugleich aber auch das Mitleid der Engel mit dem Elend der Menschen, denn nur der Kranke braucht Einen, der ihn heilt (5, 31). Welcher ist Christus, also der längst verheißene Messias (Gesalbte Gottes), in welchem nun endlich die Weissagung der Propheten erfüllt und das Harren der Väter befriedigt ist, der Herr, als Vertreter der göttlichen Allmacht auf Erden, zugleich aber auch als der König selbst der Engel des Himmels, den auch sie hier ausdrücklich als ihren Herrscher anerkennen; in der Stadt Davids (Bethlehem, vergl. Micha 5, 2), also der erwartete Davidssohn und selbst ein zweiter David, und wie dieser ein Hirte (Joh. 10, 14).

V. 12. Zum (Erkennungs-) Zeichen für die Wahrheit der Botschaft; in dem kleinen Städtchen waren in jener einzigen Nacht schwerlich viele Kinder geboren und sicherlich kein zweites in einer Krippe (Gegensatz seiner menschlichen Niedrigkeit und göttlichen Herrlichkeit!)

V. 13. Und alsbald war da, plötzlich sichtbar aufleuchtend aus den Tiefen der rings uns umgebenden unsichtbaren Welt, die Menge rc., die nach biblischer Anschauung wie Trabanten den Thron Gottes umgibt, (Ps. 103, 21. 148, 2. Matth. 26, 53. Offenb. 19, 14).

V. 14. Dieser ganze herrliche Lobgesang der Engel zum Preis des neugeborenen Messias gibt nun den Ton an für die V. 20 folgende Anbetung der Menschen, und zeigt was jenes „Ereigniß

zweier Welten" in beiden Welten, der sichtbaren und unsichtbaren, wirkt. So zerfällt derselbe zunächst auch in zwei einander vollständig entsprechende Glieder: die Menschen lassen ihr Lob zu Gott in den Himmel aufsteigen und Gott läßt seinen Frieden auf die Erde herab kommen auf sie als Solche, auf denen nun das göttliche Wohlgefallen ruht (nicht: die „guten Willens" sind, oder: die selber an Gott ein Wohlgefallen haben, denn jenes ist nie der Sinn des im Grundtext stehenden Wortes, und dieses paßt gar nicht in den Zusammenhang, da ja nach V. 13 der Lobpreis nicht die Menschen, sondern Gott angeht, also etwas genannt sein muß, was nicht von jenen, sondern von diesem ausgeht vergl. Matth. 3, 17). Der seiner sprachlichen Form nach allerdings zunächst nur zweitheilig angelegte Lobgesang (ähnlich wie Jes. 6, 3 und 1, 2, auch schon 5 Mos. 32, 1) enthält also seinem wirklichen Inhalt nach drei Stücke oder Sätze, wovon die zwei ersten einander äußerlich (schon durch den Ort) entgegengesetzt, aber durch den dritten innerlich wieder verbunden sind, nämlich: a) Ehre sei Gott u. s. w.: hier fordern die Engel die Menschen auf, daß nun auch aus ihrer Mitte, wie vorhin V. 13 aus ihrer eigenen, also von den Tiefen der nun erlösten Erde aus, auf welche sie herabgestiegen sind, sich ein Lobpreis Gottes erhebe, der von Himmel zu Himmel aufsteige, bis zur Höhe des höchsten Heiligthums, gleichsam der obersten Regierung, der göttlichen Thronstätte selbst (Jes. 57, 15); aber auch b) Friede auf Erden: dies ist das Seitenstück dazu, wie sie dort das Lob von den Menschen fordern, so wünschen sie hier für die Menschen Frieden (die Fülle alles Heils, wie 1, 79) und bitten, daß er von Gottes Wohnung her auf sie herabsteige. Gemeint ist zunächst der innere Frieden der durch Christum geschehenen Versöhnung (vergl. Col. 1, 20. Eph. 2, 14. Röm. 5, 1), der aber auch den äußeren verbürgt und in sich schließt (vergl. Jes. 9, 7. 11, 6—9), also kurz: der Friede mit Gott und der daraus fließende Friede des Menschen mit sich selbst und dem Nächsten. Das Wort ist zu gleicher Zeit ein Glückwunsch: jetzt ist's Friede, ein Befehl: von nun an soll's Friede sein und eine Weissagung: dereinst wird's ewig Friede werden und bleiben auf der „verklärten Erde" (2 Petri 2, 13). c) Und (an) den Menschen (ist jetzt schon, nicht: sei erst von nun an) ein (göttliches) Wohlgefallen! Dieser dritte Theil ist also nicht wieder ein bloßer Wunsch oder Bitte, sondern die Verkündigung und Versicherung des bereits eingetretenen wirklichen Thatbestands (= denn an den Menschen u. s. w.), der Beweggrund jener vorangegangenen doppelten Aufforderung der zwei ersten Glieder ist: die Menschen sind nun Gegenstand der besonderen Gnade Gottes, die eben jetzt sich so herrlich an ihnen geoffenbart hat. Grund dieses Wohlgefallens: Eph. 1, 5—7. In der ganzen Rede der Engel liegt leise angedeutet: Solches hat uns Gott nicht gethan! (Hebr. 2, 16). Wenn aber so schon die bloßen Zeugen dieser Wohlthat sie so hoch preisen, wie sollten die wirklichen Empfänger stumm dabei bleiben? Nein, die Geburt Christi

2. wird auch gefeiert bei den Menschen auf Erden

(V. 15—20),

und solches Lob Gottes ist ein „Engelgeschäft für die Menschen."

V. 15. Nach dem Weggang der Engel berathen sich auch die Hirten über ihr Weggehen im Gehorsam gegen die erhaltene Weisung (V. 12), sich von der Wirklichkeit des gegebenen Zeichens zu überzeugen. Es liegt darin zugleich auch der Eindruck, den sie nun hatten, als sie nach dem Verschwinden der himmlischen Erscheinung sich nun plötzlich wieder allein und unter ihres Gleichen sahen. Lasset uns zeigt ihre Bereitwilligkeit an, die Geschichte, eigentlich = das (von den Engeln) gegebene Wort, als ein erfülltes („geschehen ist)."

V. 16. Eilends (vergl. Gal. 1, 16) und fanden (nacheinander alles Einzelne): beide Eltern 2c. Also auch hier schon ist die Verheißung erfüllt (Matth. 7, 7).

V. 17. Breiteten sie das Wort aus = gaben (genaue) Kunde von dem Geschehenen und Gesehenen, nach Matth. 12, 34, als die ersten „Zeugen Christi." Vom Himmel her kund gethan durch die Engel, wird es jetzt auch von den Menschen auf Erden bekannt gemacht und ausgebreitet, zuerst wohl den beiden Eltern selbst, dann aber auch andern zahlreich Anwesenden (V. 18); daher nun die Schilderung des verschiedenen Eindrucks ihres Berichts auf verschiedene Leute.

V. 18. Bei der größeren Mehrzahl der Hörer, der eigentlichen Masse („Aller, vor die es kam," die es mehr nur zufällig vernahmen) war die Wirkung nur ein unbestimmtes Verwundern, eine oberflächliche Gefühlserregung des bloßen, rein passiven Erstaunens. Nun als Gegensatz dazu:

V. 19. Maria aber 2c., denn sie mußte natürlich nach den ihr selbst zuvor schon zu Theil gewordenen Offenbarungen (1, 28 ff.) davon noch tiefer ergriffen werden und konnte zugleich auch ihre Mittheilung erst in ihrer ganzen Wichtigkeit allein recht verstehen. Behielt (oder bewahrte), d. h. suchte sie im Geist zu sammeln, um sie festzuhalten und ihrem Gedächtniß unverlierbar einzuprägen; daher dieser ganze Bericht des Lucas wohl auch von ihr selbst stammt, Matthäus hat ihn nicht, da ihm diese besonderen mündlichen oder schriftlichen Quellen, die nur Lucas zu Gebot standen und von ihm genau durchforscht worden waren (vergl. Luc. 1, 1—4), noch nicht offen und zugänglich waren. Und bewegte sie = faßte sie vergleichend miteinander zusammen, nämlich was sie früher vom Engel selbst, jetzt von den Hirten vernahm. Dies war ihr eigentlicher Hauptzweck, um nämlich so die göttlichen Gedanken darin verstehen zu lernen und in stiller Sammlung ihren verborgenen Sinn sich deuten zu lassen vom Geiste der Wahrheit. Auch für uns ist das Wort Gottes nicht ein todter Schatz im Acker, sondern eine lebendig wirksame Kraft (Hebr. 4, 12), die in unsere Gedankenwelt eingehend sie umgestaltet und in Fluß erhält.

V. 20. Kehrten wiederum zu ihren Heerden (V. 8), also an die gewöhnliche Arbeit ihres Berufs, ohne noch lange sich mit eitlem und leerem

Geschwätz unterwegs aufzuhalten, womit sie nur sich selber den besten Segen geraubt hätten. Preiseten und lobeten, jenes geht mehr auf die Größe des göttlichen Werkes, dies mehr auf die sich darin offenbarende göttliche Güte. Was sie gehört, (nicht blos von den Engeln, sondern wohl auch von Maria) und (selber) gesehen (an der Krippe), und zwar ganz so, wie es ihnen vorher schon gesagt worden war; durch diese genaue völlige Uebereinstimmung wird es ihnen selber jetzt erst ganz klar, daß jene „himmlischen Stimmen" keine bloße Täuschung gewesen sein können. Eigene Erfahrung die nothwendige Grundlage alles wahren und wirksamen Zeugnisses von Christo. In den Eindrücken der Hirten und ihrem doppelten Thun (Zeugen V. 17 und Danken V. 20) liegt also mehr als in denen des Volks (V. 18) und doch zugleich wieder weniger als in dem Thun der Maria (V. 19). So bilden die Menge, die Hirten, Maria eine Stufenleiter der Wirkung des göttlichen Worts von der bloßen Stärkung an bis zur innerlichsten Aufnahme in die Tiefen der Seele, wo die Weihnachtsbotschaft erst ihren letzten wahren Ruhepunkt findet für die Bahn, die sie durchläuft: Vom Himmel, zur Erde, in's Herz.

Disposition: Das Loblied der heiligen Weihnacht:

1) Wie's droben singt der Engel Mund: „Ehre sei Gott in der Höhe!" (V. 8—10), denn statt der Furcht herrscht nun Freude, eine Freude für alles Volk.

2) Wie's weiter dringt durch's Weltenrund: „Und Friede auf Erden!"

a. denn nun ist der Heiland geboren, der Friedefürst (Jes. 9, 6) und Friedensquell (V. 11);

b. zwar in irdischer Niedrigkeit (V. 12);

c. aber durch den König des Himmels und der Preis seiner heil. Engel (V. 13, 14).

3) Wie's wiederklingt im Herzensgrund: „Und den Menschen ein Wohlgefallen!" Solches Wohlgefallen Gottes ruht schon

a. auf den Hirten: ihr Gehorsam und dessen Belohnung (V. 15, 16); ihr Zeugniß und dessen Erfolg (V. 17, 18); noch mehr aber

b. auf Maria, die im stillen Heiligthum ihrer Seele allein den vollsten reichsten Segen empfängt (V. 19).

Sonntag, 30. Jan. 1881. Haupttext: Luc. 2, 30.

Simeon und das Kind Jesus.

Luc. 2, 25—36.

1. Person und Auftreten des Simeon selbst (V. 25 bis 28).

V. 25. Ein Mensch, ganz unbestimmt, denn wer dieser Simeon (wie bei den Juden sehr häufiger Name) war, ist sonst gänzlich unbekannt; nach Einigen soll es der „Rabbi Simeon," der Sohn des berühmten Schriftgelehrten Hillel, und Vater Gamaliels gewesen sein, der schon im Jahr 13 nach Christi Geburt der Vorstand des Synedriums (hohen Raths) in Jerusalem wurde; allein dazu stimmt weder, daß er hier (V. 26, 29) schon als ein hochbetagter Greis erscheint, noch paßt zu einem Mann in solcher Stellung als amtlicher Hüter und Lehrer des „Gesetzes" der fast rein evangelische Ton seiner Rede und seines ganzen darin sich aussprechenden religiösen Charakters. Fromm, gerecht im alttestamentlichen Sinn, = der in der rechten Stellung zu Gott steht oder doch zu stehen sucht, und gottesfürchtig (Gott in Ehren haltend, vergl. Hebr. 7, 5), dies schließt namentlich auch die Wachsamkeit gegen das Böse, die ernste, religiös-sittliche Gewissenhaftigkeit in sich. Wartete auf den Trost Israels, d. h. den Messias und sein Heil, namentlich also auf die durch ihn geschehende Erlösung (V. 38), der Sache nach derselbe wie Marc. 15, 43. Der heil. Geist u. s. w. als die innerlich lebendige Grundlage und Kraft seiner ganzen sittlichen Gesinnung und Lebensführung, ohne welche sie weder wirklich entstehen und vorhanden sein, noch in ihrer Reinheit und Lauterkeit fortbestehen kann.

V. 26. Eine Antwort nicht gerade nothwendig auf eine besondere vorangegangene Frage, sondern = Mittheilung, göttliche Offenbarung im Innern (vielleicht auch wie Matth. 2, 12 im Traume). In Zeiten geistlicher Dürre und Verkommenheit zieht sich der Geist Gottes gerne aus den Höhen eines oft nur noch in äußerlich todtem Formendienst verwalteten Amtes in die Tiefen des religiösen Volksgeistes zurück und schafft sich dort seine besonderen eigenthümlichen Werkzeuge, oft aus ganz niederem geringem Stande. Auch in Simeon und Hannah erscheint ein solches „freiwilliges Priesterthum" neben (und vielleicht sogar in gewissem Gegensatz zu) dem amtlichen Priesterstand des Zacharias (Luc. 1, 5). Nicht sehen, d. h. erfahren vergl. Joh. 8, 51. Ps. 89, 48, den Christ (Gesalbten) des Herrn, d. h. den Messias, den Jehovah gibt und sendet.

V. 27. Aus Anregen des Geistes, nicht im Zustand einer Entzückung, sondern in Folge eines besonderen Antriebs, Zugs und Winks von Oben. Es giebt solche entscheidende Augenblicke auch im Christenleben, wo auf eine einzige derartige Regung und die gehorsame Treue gegen dieselbe vielleicht alles ankommt! — Ob er die Eltern schon vorher kannte, ist sehr zweifelhaft bei ihrer niedrigen Stellung, wahrscheinlicher, daß er das Kind „durch Offenbarung des Geistes" eben als den längst verheißenen und erwarteten Messias erkannte. Daß sie thäten vergl. V. 22—24.

V. 28. Nicht blos Jugend und Alter begegnen und umarmen sich hier, sondern in den stillen Glanz der untergehenden Sonne eines irdischen Lebens strahlt der Morgenstern des ewigen.

2. Sein Zeugniß von dem Kinde Jesus (29—35).

V. 29. Dieser ganze Lobgesang (V. 28.) erinnert durch seine lebendige Anschaulichkeit der Schilderung und die nachdrucksvolle Kraft und Kürze der bilderreichen Darstellung an die besten Psalmen Davids. Herr (Gebieter): Anerkennung des unbeschränkten Verfügungsrechtes Gottes über ihn; deinen Diener, edle Bescheidenheit und echte Demuth. Er vergleicht sich einem von seinem Meister auf hoher Warte aufgestellten Wächter, der den Aufgang eines Gestirns, oder der Sonne selbst beobach-

ten und verkündigen soll und nun nach dem endlichen Erscheinen sehnsüchtig begehrt, von seinem beschwerlichen Posten abgelöst und entlassen zu werden. Nun, nach so langem, bangem Warten; lässest du fahren, das Verabschieden vom mühseligen Dienst und zugleich die Erlösung von der drückenden Last des Erdenlebens selber, die er in diesem angestrengten Harren zugebracht. Im Frieden, denn sein Tagewerk ist wohl vollbracht und mit Erfolg gekrönt, nach der gespannten Thätigkeit folgt nun (als Gegensatz) die wohlverdiente Ruhe nach der Arbeit, der stille Feierabend. Gesagt hast, nämlich (V. 26.) wonach nur der Tod als die völlige Freilassung von seinem harten Dienste gemeint sein kann.

V. 30. Des Greises dunkle Augen werden plötzlich noch einmal hell, aber nicht mehr im Glanz einer irdischen Sonne. Deinen Heiland, eigentlich = die von dir bestimmte und verliehene „Rettung" durch den Messias (vergl. Apstg. 28, 28); in diesem Kinde erscheint ihm gleichsam das vollkommene Heilmittel für alle Schäden der Welt.

V. 31. Bereitet hast, nämlich eben zu diesem auserwählten Rüstzeug der Gnade, und öffentlich vorgestellt vor allen Völkern und für alle Völker, damit sie es zu ihrem Heile benützen. Er ist also das nun Allen sichtbar gewordene Heil in seiner jetzigen vollen, klaren Erscheinung und Offenbarung, in seiner weltgeschichtlichen Darstellung und Bedeutung, gegenüber seiner bisherigen Verborgenheit und Beschränktheit auf Israel allein, aus der es nur wie in einzelnen gebrochenen Lichtstrahlen in den Verheißungen der Propheten und im dämmernden Wiederschein der Verheißung zuweilen hervorbrach, obwohl auch Jene schon an einzelnen Stellen wenigstens (z. B. Joh. 42, 6. 49, 6. 60, 3 u. s. w.) auch schon die ganze weltumfassende Geltung der Erlösung durchschimmern ließen.

V. 32 zerlegt den Begriff „alle Völker" (V. 31) in zwei Hälften: die Heiden und Israel, und ebenso das Heil des Messias selber in „Licht" und „Preis" (besser: Herrlichkeit). Ein Licht zu erleuchten die (eigentlich: welches offenbar wird den) Heiden spielt vielleicht auch an auf den „Vorhof der Heiden", wo dieser ganze Vorgang stattfand. Uebrigens liegt darin nicht blos ein einfacher Fortschritt der Rede: Israel ist zwar der eigentliche Sitz des Heils (Jes. 46, 13) und dieses selbst auch seinerseits wieder die diesem Bundesvolk eigenthümliche göttliche Verherrlichung und sein besonderer Ruhm vor den anderen Nationen; aber derselbe soll nun auch diesem enthüllt und zugänglich gemacht werden, dadurch, daß auch sie an Israels Herrlichkeit theilnehmen dürfen. Vielmehr sind absichtlich im prophetischen Geiste (V. 25) die Heiden zuerst genannt, weil das Heil, von Israel verworfen (Joh. 1, 11), zuerst den Heiden und dann erst durch ihre Vermittelung wieder den Juden zu Theil werden sollte (Röm. 11, 11). Den Heiden bringt der Messias Licht, denn sie leben in der Nacht der Unwissenheit (Jes. 25, 7), des Irrthums, der Sünde und Lüge und des Todes; den Juden aber Preis und Herrlichkeit, denn sie liegen in Schmach und Verachtung der Unterjochung durch die Römer. So enthält dieser kurze Vers in seiner schlagenden, packenden, gedrängten und doch so reichhaltigen Kraft der Sprache, und in fast räthselhaft klingenden Ausdruck den Gesammtinhalt der ganzen folgenden Weltgeschichte und ihrer Entwicklung durch Christum und zu ihm hin oder von ihm weg.

V. 33. Wunderten sich deß, kein Widerspruch mit der früheren Engelserscheinung, durch welche sie ja dies alles längst schon gewußt hätten, denn nicht nur war Simeons Rede an sich selbst schon groß und merkwürdig genug, dazu noch in dieser für sie ganz neuen und an einem gewöhnlichen Mann außerordentlichen prophetischen Form, sondern sie ging in der eigenthümlichen Verkündigung über Christi Stellung zu den Heiden weit über alle bisherige Weissagung hinaus und kam von einem ihnen bisher völlig unbekannten Manne, der doch in ihre eigenen theuersten und tiefsten Geheimnisse eingeweiht schien.

V. 34. Segnete (= wünschte ihnen betend Gottes Huld und Heil) sie, die Eltern, nicht auch das Kind, das vielmehr deutlich durch „dieser" von ihnen unterschieden wird und keines schwachen menschlichen Segens bedarf, vielmehr selber allein alle rechten reichen Segensquellen für die ganze Menschheit in sich trägt. Wird gesetzt u. s. w., anschließend an Jes. 8, 14 und Ps. 118, 22, (vergl. auch Matth. 21, 42—44, Apstg. 4, 11, Röm. 9, 33, 1 Petri 2, 6), wo der Messias theils als ein Fels geschildert ist, auf welchem die Gläubigen Zuflucht finden, die Widerspenstigen aber zerschellen, theils aber auch als der von Menschen zwar verworfene, jedoch von Gott für alle Ewigkeit erwählte und gelegte Eck- und Grundstein seiner Gemeinde auf Erden. Es handelt sich also um eine sittliche Entscheidung und daraus folgende Scheidung unter der Menschheit: für ihn oder wider ihn, zu welcher sein Kommen auf Erden und zwar in Niedrigkeit eben der im Rathschluß Gottes liegende („wird gesetzt") Anlaß ist. Zeichen, dem widersprochen wird, nicht: hinsichtlich dessen die Menschen sich selbst unter einander widersprechen, sondern: das sofort bei seinem Erscheinen den heftigsten Widerspruch gegen sich hervorruft; denn sonst wäre ja dies zweite Glied nur eine einfache mattere Wiederholung des ersten, während es doch den naturgemäßen Uebergang zum Folgenden bilden soll zur Darstellung des allgemeinen Unglaubens seines Volkes und der daraus entstehenden Schmerzen seiner Mutter. Der Anfang des Verses redet von seiner Bestimmung für andere, der Schluß von seinem eigenem Schicksal, seiner persönlichen Erfahrung dieses Widerspruches (Hebr. 12, 3), dessen höchste Spitze die Kreuzigung war. Aber auch jenes Erste hat sich erfüllt: Viele mußten (nach göttlichem Verhängniß) an seinem Wirken Anstoß nehmen und fallen und doch nicht ohne eigene Schuld durch Unglauben und Herzensverstockung wie die Pharisäer und Schriftgelehrten; Andern hingegen wurde er der Fels ihres Heils, wieder nicht blos durch ein göttliches Verhängniß ohne oder gar gegen ihren Willen, sondern in Folge der eigenen sittlichen That des Glaubens, wie den Zöllnern und Sündern; ja an Paulus z. B. erfüllt sich beides zugleich, oder vielmehr nacheinander. Zwar ist er nach Gottes allgemeiner Gnadenabsicht Allen bestimmt zur Seligkeit, die an ihn glauben (Joh 11, 25), weil aber nur die wenigsten diese Bedingung redlich und ernstlich erfüllen, so ist das thatsächliche

Ergebniß, daß auch nur diese Wenigen wirklich selig werden, nicht durch Gottes, sondern durch ihre Wahl. (Matth. 20, 16.)

V. 35. Bei solchen Worten hätte leicht eine falsche, mit allerlei fleischlichen Täuschungen sich schmeichelnde Hoffnung in Maria besonders sich regen können, daher mischt Simeon in seine Rede auch den bitteren Wermuthstropfen, der mitten in einer Welt voll Sünde der heiligen Freunde nie fehlen darf. Und (besser: dir selbst aber, als Gegensatz gegen das Kind) wird ein Schwert u. s. w. Ihr eigener Schmerz und das Schicksal ihres Sohnes sind nebeneinander gestellt, denn jener folgt aus diesem: der Widerspruch gegen Christus wird so gewaltig sein, daß er auch ihr das Herz durchbohrt. Nicht Anspielung auf den Märtyrertod, sondern auf die innerliche Qual und Pein, die ihrer, wie aller Gotteskinder wartet wegen des Unglaubens in Israel und der Bosheit der Welt (erfüllt, namentlich als sie unter dem Kreuze stund). Aber diese ganze feindselige Gesinnung gegen Jesum (V. 34), der auch Marias Seele zugleich und gleich schmerzlich trifft (V. 35), wird und muß nach göttlicher Absicht nur dazu dienen, auf daß Vieler Herzen u. s. w., welche längst schon feindselig auch gegen Gott selber waren, aber bisher ihren Unglauben und Widerspruch noch in den Schleier der Heuchelei gehüllt hatten, jetzt aber offenbar werden, d. h. an's helle Tageslicht treten müssen, wo sich's zeigen muß, wer aus der Wahrheit ist und wer das Licht scheut. (Joh. 3, 19—21.) Auf den gekreuzigten Messias muß gleichsam alles im Herzen Israels noch verborgene Gift sich ausgießen, um an ihm gerichtet zu werden. Gott selber will zwar nicht das Böse, wohl aber, daß das schon vorhandene aber noch verborgene Böse endlich zum Ausbruch komme, denn dies ist das einzige Mittel, entweder zur Heilung oder zur Verdammniß desselben. Diese Enthüllung selbst aber geschieht eben nur durch den offen erklärten Glauben oder Unglauben an den Messias. Kein Priester noch Levit hat damals das Kind im Tempel beachtet, das ihn einst reinigen, niederreißen und neu aufbauen sollte, nur Simeons durch den Geist geöffnetes Auge (Eph. 1, 18) des Verständnisses erkennt in ihm das entscheidende Wahrzeichen und den scheidenden Wendepunkt der Heilsgeschichte und den unfehlbar sicheren Prüfstein der Menschenherzen.

Disposition: Was Simeons Auge in dem Jesuskinde sieht.

I. Den längstverheißenen Trost aller gottesfürchtigen Seelen (V. 25—27), die im Glauben seiner warten (V. 25), sich erleuchten lassen vom Geiste Gottes (V. 26) und dem Antrieb ihres Gewissens folgen. (V. 29)

II. Das jetzt schon gegenwärtige Heil aller Welt. 1. Gegeben jedem Einzelnen, daß er ihn fasse und halte (V. 28), a) als den, in welchem man allein einst selig sterben kann. (V. 29.) Gegensatz zu Joh. 8, 21, 24; aber auch b) als den, durch welchen man auch jetzt schon gottselig leben kann (V. 30), als den Heiland, den man im Glauben und Liebe so zu eigen hat, als sähe man ihn. 2. Gegeben aber auch für alle Völker als das große Heil der Welt (V. 31), den Heiden wie den Juden (V. 32).

III. Als den Mann der kommenden Entscheidung für jedes Herz, (V. 34. 35), a) an welchem Glaube und Unglaube und demgemäß Seligkeit oder Verdammniß sich scheidet und der Widerspruch offenbar und wirksam werden muß (V. 34), — die Folgen für Christum selbst; b) an dem aber der Unglaube, der nur sich selber den größten Schaden und Anderen großen Schmerz (Marias Schwert) verursacht, schließlich dennoch zu Schanden wird, wenn an den Tag kommt, was im Menschen war, und es dann zu spät ist, — die Folgen für die Welt.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

J. Schlagenhauf.

1 Tim. 3, 16. Und kündlich groß ist das göttliche Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleische, gerechtfertigt im Geiste, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

Das große Geheimniß: Gott geoffenbaret im Fleische.

1) Es ist ein allgemein bekanntes und anerkanntes Geheimniß. Daß der Erlöser der Menschen mit göttlichen Eigenschaften, Macht, Würde und Ehre angethan sein würde, war schon den Gläubigen im alten Bunde bekannt, durch die Weissagungen der Propheten und heiligen Sänger. Ps. 45, 8. Jes. 9, 6. Mich. 9, 5. Ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenket, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter. Und er heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst. Kap. 9, 6. Die Apostel bezeugten von Jesu, den sie als Erlöser der Welt verkündigten, daß er Eins sei mit Gott dem Vater und legten ihm göttliche Eigenschaften, Werke und Ehre bei. Joh. 1, 1. 1 Joh. 5, 20. Col. 2, 9. Röm. 9, 5. Auch durch das Selbstzeugniß Jesu ist es allgemein kund geworden, er sei: „Gott geoffenbaret im Fleisch." Während er in Niedrigkeit und Armuth wandelte, sagte er von sich selbst: „Ich und der Vater sind Eins." „Wer mich siehet, der siehet den Vater." „Wie der Vater hat das Leben in Ihm selbst, also hat er auch dem Sohne gegeben zu haben das Leben in ihm selbst." Mit diesen Aussprüchen bezeugt der Heiland seine Wesensgleichheit mit dem Vater und darum hat er den gleichen Antheil an der Macht, Herrlichkeit und den Werken des Vaters. Durch Ihn ist alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, beides die Thronen, Herrschaften und Fürstenthümer. Er ist vor allem

und bestehet alles in Ihm. Als die Menschheit zur Ausnahme des Heils vorbereitet war, entäußerte er sich seiner überirdischen Herrlichkeit, um in der Knechtsgestalt des Fleisches die Erlösung der Menschheit auszuführen. Aber auch in der Einkleidung des Fleisches und unter den Schranken menschlicher Entwicklung trug er die Fülle des göttlichen Wesens und Lebens in sich. Und dieses Selbstzeugniß von seiner Wesensgleichheit mit dem Vater, während dem Stande der Erniedrigung, machte Jesus nicht nur im engen Kreise seiner Jünger, sondern in Gegenwart seiner bittersten Feinde. Von dem Hohenpriester in öffentlicher Gerichtssitzung aufgefordert zu sagen, ob er sei Christus, der Sohn Gottes, antwortete er: „Du sagest es! Ich bin es!" Auf solche deutliche Zeugnisse hin kann man ihm seine Gottheit nicht absprechen, ohne Ihn und seine Apostel der Unwahrheit und Täuschung zu zeihen.

Dies Geheimniß ist auch allgemein anerkannt, denn der Herr Jesus hat sich auf unwiderlegbare Weise beglaubigt, „als Gott, geoffenbaret im Fleische." Er hat sich gerechtfertigt im Geiste, das heißt durch dem heiligen Geist, während seines Wandelns auf Erden. Sein heiliges Leben, seine unübertreffliche Lehre, seine Wunderthaten, sein Sieg über Grab und Tod, die Erfüllung seiner Weissagungen, das neue Leben, welches durch Ihn fortwährend in die Menschheit strömt, kurz seine Person und sein Wort trägt den Stempel der Göttlichkeit. Wie der Berg, dessen Spitze weit über den Wolken sich dem Auge verliert, über die Bäume hinausragt, die an seinem Fuße wachsen, so ragt auch Christus unendlich weit über alle Menschen, die Weisen, Herren, Götter und Abgötter der alten und der neueren Zeit hinaus. Er hat in allen Verhältnissen sich beglaubigt als der „Göttliche", der „Unerreichbare", von dem alle bekennen müssen: „Dir ist Keiner gleich unter den Göttern."

Auch in der Geisterwelt hat er sich erwiesen, als „Gott geoffenbaret im Fleisch." „Erschienen den Engeln." Die seligen Engel besangen im freudigen Chor seine Ankunft im Fleische, dienten ihm während seiner Niedrigkeit auf mancherlei Weise und waren thätige Zeugen seines Leidens, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Mit Jubelgesang werden sie ihn empfangen haben, als er von der Erde durch die herrlichen Behausungen nach dem Strahlenthron des Vaters zog. Auch die bösen Geister erkannten in Ihm den Herrn und Gott über alles. Das Oberhaupt der gefallenen Schaaren wußte wen es vor sich hatte, als es in der Wüste zum Herrn sprach: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden." Die unsaubern Geister beherrscht er. Luk. 4, 41. Apgst. 19, 5. Ja, er ist hingegangen in die Räume des Todtenreiches und hat ausgeführet, die auf Hoffnung gefangen lagen, und ausgezogen die Fürstenthümer und Gewaltigen und sie Schau getragen öffentlich und einen Triumphzug ihnen gemacht.

Auch durch seinen Abgang von der Erde beglaubigte er seine Göttlichkeit: „Aufgenommen in die Herrlichkeit." Aus der Herrlichkeit war er gekommen und zur Herrlichkeit fuhr er wieder empor und bestätigt sich von der Herrlichkeit aus noch fortwährend als Gott, gelobet über alles, indem er seinen heiligen Geist sendet zur Erleuchtung, Bekehrung und Heiligung der Menschen, daß sie in Ihm Vergebung der Sünden, Friede, Ruhe und die lebendige Hoffnung auf den Himmel haben. Wer dieser Gnadengüter theilhaftig geworden ist, dem hat auch der heilige Geist zugleich einen Sinn gegeben zu erkennen den Wahrhaftigen und zu sein in Christo Jesu, welcher ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Mit Thomas ruft ein so göttlich erleuchteter und begnadigter Mensch im Blick auf seinen Heiland aus: „Mein Herr und mein Gott." Darum hat auch die Christenheit durch alle Jahrhunderte hindurch den Glaubensartikel von der Gottheit Christi festgehalten und kann nie gemeinschaftliche Sache machen mit denen, welche sie leugnen. Er ist Grundpfeiler der Erlösung, des Glaubens und der Hoffnung. Der Apostel Johannes soll geflissentlich den Umgang mit Menschen gemieden haben, welche sich Christen nannten und die Gottheit Jesu leugneten. Als er einst mit Cerinth, einem christlichen Lehrer, welcher behauptete, Christus sei das erste und vornehmste Geschöpf Gottes, im Bade zusammentraf, soll er sich sogleich entfernt haben, aus Besorgniß, das Badhaus möchte einstürzen und den Feind der Wahrheit erschlagen.

2) Es ist ein unergründliches und doch beglückendes Geheimniß. Dadurch, daß Er auch zugleich Mensch, wirklicher wahrhaftiger Mensch ist. Gott geoffenbaret im Fleisch. Das ist das unergründliche Geheimniß, das alle Vernunft übersteigende Wunder aller Wunder, daß Er, der Eins ist mit dem Vater, werden konnte wie wir. Zwar müssen wir die feine Unterscheidung wohl beachten, welche der Apostel zwischen uns und Ihm macht. Er ist nicht geboren vom Fleisch, nicht Fleisch vom Fleische wie wir, sondern Er ist erschienen, geoffenbaret im Fleisch. Als Gottmensch wurde er geboren, nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, konnte versucht werden, Hunger, Durst, Müdigkeit und heftige Seelenschmerzen empfinden, daß er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" Wäre das Göttliche und Menschliche in Ihm geschieden gewesen, so hätte Er nur ein menschliches Opfer für unsere Sünden bringen können, denn das Göttliche in seiner Geschiedenheit vom Menschlichen hätte nicht leiden können. Aber durch die geheimnißvolle Verbindung der beiden Naturen wurde das Göttliche in Mitleidenschaft gezogen, so daß sein Leiden einen göttlichen ewigen Werth hat. Durch seine Wesensgleichheit mit dem Vater konnte er die ewige Gerechtigkeit befriedigen und durch seine Vereinigung mit der menschlichen Natur konnte er an unserer Statt leiden und die Menschheit mit göttlichem Leben durchströmen. Wie der Herr Jesus sich so tief erniedrigen und unser Fleisch und Blut annehmen konnte, ist für den Menschen ein so tiefes Geheimniß als die Dreieinigkeit selbst. Das Endliche kann nie den Unendlichen, das Geschehene nie den Unerschaffenen vollständig begreifen. Den geoffenbarten und doch verborgenen Gott immer vollständiger kennen zu lernen, wird die begleitende Beschäftigung der seligen Engel und erlösten Menschengeister durch alle Ewigkeiten sein.

Der berühmte Kirchenlehrer Augustinus hatte sich einst lange vergeblich abgemüht, das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit zu ergründen. Selbst im Traume beschäftigte er sich damit

und sah wie ein Engel, am Meeresufer sitzend, Wasser mit einer Muschelschaale in eine Grube schöpfte. Augustinus frug ihn: „Was machst du da!“ Der Engel antwortete: „Ich schöpfe mit dieser Schaale das Meer in diese Grube.“ „Das ist eine Unmöglichkeit, das bringst du nie fertig,“ sagte Augustin. Da antwortete der Engel: „Eher will ich mit dieser Schaale das Meer in diese Grube schöpfen und darin festhalten, als daß du mit deinem Verstande die Geheimnisse Gottes zu fassen vermagst.“

Daniel Webster, einer der hervorragendsten Staatsmänner der Vereinigten Staaten, wurde in einer literarischen Gesellschaft gefragt, ob er es begreifen könne, wie Jesus Gott und Mensch sein könne. „Nein,“ antwortete er, „und ich würde mich schämen, einen Erlöser zu haben, den ich begreifen könnte. Wenn ich das vermöchte, wäre er nicht mehr als ich auch. Ich empfinde, daß ich einen Heiland haben muß, so groß und herrlich, daß ich ihn nicht zu begreifen vermag.“ Es geht über alle menschlichen Begriffe hinaus, wie Er, der Eins ist mit dem Vater, werden konnte wie wir, sich unter die Gesetze des Raumes und der Zeit stellen und die Mühseligkeiten der Erde auf sich nehmen konnte. Dieses unergründliche Geheimniß wird zum beglückenden Geheimniß dadurch, daß es gepredigt wird den Heiden, das ist den Völkern. Die Menschwerdung Christi ist die Quelle alles Lichtes, Trostes, aller Kraft und seligen Hoffnung für Zeit und Ewigkeit. Ohne seine Erscheinung im Fleische wären wir nie aus der Finsterniß, den Irrthümern und Versunkenheiten der Sünde herausgekommen und zur Wahrheit und zum seligen Christenleben gelangt. Nun aber wissen wir durch wen wir mit Gott vereinigt und des ewigen Lebens theilhaftig werden können. Wie Er selbst seine Zeitgenossen zu sich rief, so können wir nun allen Menschen sagen: „Seht, da ist Er, der Völker Licht und Heil, der uns führt zum bessern Theil.“

Der Segen, welcher aus dem gottseligen Geheimniß fließt, wird uns aber erst dann persönlich zu Theil, wenn wir im Glauben den Erlöser uns aneignen. „Geglaubet von der Welt.“ Nur durch den Glauben an Ihn wird Er uns der Weg, die Wahrheit und das Leben, wenn wir auch das Wunder seiner Menschwerdung nicht begreifen. Der Reisende, welcher durch die Sandwüsten Afrika's zieht, kann es auch nicht begreifen, wie unter dem ausgedörrten Sand, zwischen hartem Felsengestein krystallenes kaltes Wasser hervorsprudeln kann. Er möchte vielleicht auch gerne die geheimnißvolle Ursache des mächtigen Druckes kennen, welcher das Wasser in die Höhe treibt, und doch knieet er nieder und löscht seinen brennenden Durst an der Quelle, die über sein Verständniß emporsprudelt. So machten es auch die Hirten, die nur ein schwaches armes Kind in der Krippe fanden, und doch Gott priesen über alles, das sie gesehen und gehört hatten. Die Weisen aus dem Morgenland konnten schwerlich begreifen, wie das mit allen Zeichen der Armuth umgebene Kind, der neugeborene König der Juden sein könne, und doch fielen sie nieder, beteten es an und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. So wollen auch wir gläubig vor dem im Fleisch geoffenbarten Erlöser niederknieen, dessen Hoheit und Erniedrigung unsere Begriffe übersteigt, und nehmen aus seiner Fülle Gnade um Gnade. Dann werden wir durch das gottselige Geheimniß selig in der Zeit und in alle Ewigkeit.

Als Gottfried Herder, einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands, im Sterben lag, rief er: „Gebt mir einen großen Gedanken, daß ich davon leben kann!“ „Gott ist geoffenbaret im Fleische,“ an diesem Gedanken kann der Geist sich ewig beschäftigen und ewig davon leben.

„Gedanke voller Majestät, Du bist es, der den Geist erhöht,
Gedanke voller Seligkeit, Du bist es, der das Herz erfreut.“

Homilie über Röm. 8, 24—28.

Zu einer Sylvesterpredigt.

Denn wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man deß hoffen, das man siehet? So wir aber deß hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld. Desselbigen gleichen auch der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebührt, sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen forschet, der weiß, was des Geistes Sinn sei; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das Gott gefällt. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind.

Einleitung: Wir treten morgen über die Schwelle eines neuen Lebensjahres. Wir fragen nicht, woher es komme, wir wissen, es kommt aus der unerschöpflich reichen Schatzkammer unseres Gottes, der alle unsere Jahre und Tage geordnet, unsere Zeit stehet in seinen Händen (Ps. 31, 16). Wir fragen auch nicht, wohin es gehe, wir wissen, es geht mit allen seinen Welten, den sonnebeschienenen und den dunklen, mit denen unsere Thränen sich gemischt, ins unergründlich weite Meer der Ewigkeit und will auch uns mit jedem seiner Tage einen Schritt näher zur Ewigkeit führen, nicht äußerlich blos, sondern innerlich, reifer machen für die Ewigkeit im rechten Pilgersinn, der weiß: Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die künftige suchen wir (Hebr. 15, 14). Und so brauchen wir es auch nicht zu fragen, was es uns bringe, wir wissen, es bringt uns zum alten Kampf neuen Sieg, zur alten Noth neue Kraft, im alten Leid neuen Trost, denn auch das kommende Jahr ist ein Jahr der Gnade, und wohl uns, wenn wir in ihm dem alten Gott dienen in immer neuem Gehorsam, im alten Glauben neue Liebe, in der alten Hoffnung neue Treue üben, bis immer mehr alles Alte vergangen, und alles in uns und an uns neu geworden! Im äußeren aber ist allerdings jeder Jahreswechsel ein Schritt in eine ungewisse Zukunft. Und doch zeigt uns heute der Apostel, um uns freudigen Muth zu diesem Schritte zu machen, drei gewisse Dinge für die ungewisse Zukunft:

I. Hoffen wir viel vom neuen Jahre, wir wissen, welche Hoffnung allein untrüglich ist.

1) Allerdings hoffen wir viel, so oft sich ein neues Jahr vor uns öffnet, das ist die Art der

Menschenherzen, daß sie immer aufs neue wieder hoffen, von der Hoffnung leben wir, sie ist das Element unserer Seele, Hoffnungslosigkeit ist unser Tod. (Ausführung im Einzelnen: Wie die Hoffnung als unsere treueste Begleiterin auf allen Stufen mit uns geht, als Kind, als Jüngling, als gereifter Mann, selbst als lebensmüder Greis und auch am Grabe noch, an der dunklen Pforte des Todes hält sie nicht still, leuchtet noch als der letzte Stern auch in dieser finstersten Nacht.)

2. Aber nur eine Hoffnung allein ist untrüglich. Selbstverständlich nicht die auf das Sichtbare, denn diese ist eigentlich gar keine Hoffnung mehr (V. 24) und auch wenn man sie noch so nennen will, hat sie doch keinen Bestand, denn was sichtbar ist, das vergeht; (Einzelnes: So manche irdischen Hoffnungen sind trübe Blüthen, wie die Hoffnungen, die man auf sich selbst, sein Geld und Gut, Ehre und Einfluß, Wissen und Kennen, oder auf andere, gute Freunde, mächtige Gönner u. s. w. setzt, da bringt auch jedes Jahr meist auch neue Enttäuschungen und es ist gut so, sonst würde uns am Ende die Erde lieber als der Himmel, die Zeit wichtiger als die Ewigkeit.) Untrüglich ist vielmehr nur die Hoffnung aufs Unsichtbare, von ihr allein gilt es: sie läßt nicht zu Schanden werden (Röm. 5, 5).

Grund: a) Schon in der Hoffnung selbst liegt immer etwas Ermuthigendes und Stärkendes (z. B. wenn der schiffbrüchige Schwimmer Land in der Nähe sieht, der kämpfende Soldat die Flucht des Feindes hört, so belebt sich der Muth und die Kraft durch die gewisse Aussicht auf nahen Erfolg.)

b) Hier aber ist es der Gegenstand der Hoffnung, der das Vertrauen nicht täuscht, nämlich der treue wahrhaftige Gott selber mit seinen untrüglichen Verheißungen, seiner Allmacht u. s. w. (Kann in dem eben begonnenen Bilde weiter ausgeführt werden: Und wenn nun jenseits der Wogen der Eine steht, dem Sturm und Meer gehorchen, der auch dir wie seinem sinkenden Petrus seine starke königliche Rechte reicht, — wenn du in deinem Kampf aufschauen darfst zu dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, dem Herzog der Seligkeit, bei dessen Fahnen noch niemals der Sieg gefehlt u. s. w.)

3. Folge: warten in Geduld (V. 25). Auch das neue Jahr wird mehr als eine Geduldsprobe bringen (einzeln auszuführen), aber wir setzen unsere Hoffnung getrost auf den Herrn und wollen unser Vertrauen nicht wegwerfen (als wäre es eine hindernde Fessel, eine lähmende Last, etwas was uns Unehre macht, als unmännlicher Mangel an Selbstvertrauen, oder doch in jedem Fall unnütz sei), während es doch vielmehr eine große Belohnung hat (es weckt Muth und Kraft, giebt der bekümmerten Seele Frieden, und selbst wo eine Hoffnung unerfüllt bleibt, giebt Gott den Seinen statt des Gehofften etwas viel Besseres, Höheres, Bleibendes und führet jedenfalls endlich alles herrlich hinaus), aber warten müssen wir können und warten lernen in Geduld, d. h. der rechten Demuth (das griechische Wort eigentlich so viel als „druntenbleiben").

II. Wünschen wir viel für's neue Jahr, wir wissen, welche Wünsche allein erfüllt werden.

1. Allerdings wünschen wir viel. (Hier kann die Sitte der Neujahrswünsche gut verwerthet werden.)

2. Aber eben daß wir's bei'm bloßen Wünschen lassen müssen und unsere Wünsche auch die besten und am treuesten gemeinten doch zunächst nur leere Worte sind, ist schon eine Schwachheit (V. 26), ein Zeichen unserer menschlichen Ohnmacht und Beschränkung. Wie ganz anders, wenn wir

3. Aus unseren bloßen Wünschen Gebete werden ließen; Schilderung der Macht des Gebets in allen Lebenslagen, die auch das neue Jahr uns bringen kann, seine Nothwendigkeit unter allen Umständen und Verhältnissen, in die es uns stellen mag, vor allem aber der Beschaffenheit des rechten Gebetes nach dem Text:

a) Unsere eigene Untüchtigkeit zum Gebet, wir selber wissen oft nicht einmal, a) was wir bitten sollen, obwohl ja jede Stunde uns Stoff und Anlaß genug bietet zum Gebet nach seinen manchfaltigsten Seiten und Arten, wonach wir alles, was unser Herz bewegt, in Lob und Dank, Bitte und Fürbitte, Bekenntniß und Gelübde vor Gott betend ausschütten dürfen (einzeln durchzuführen); noch viel weniger b) wie wir recht bitten sollen (wie sich's gebühret), nämlich andächtig, bußfertig, demüthig, voll Vertrauen, Dankbarkeit und gehorsamer Unterwerfung unter seinen allein guten und seligen Willen.

b) Tüchtig dazu macht uns erst sein Geist, der uns (stellvertretend (V. 27) und zwar in der allein dem heiligen Gott wohlgefälligen Weise, so daß er unser Gebet hören und erhören, annehmen und erfüllen kann) vertritt, auch ohne Worte, mit bloßen, aber aus der Tiefe der Noth und des Herzens kommenden Seufzern. Mögen wir also in seiner Gebetsschule lernen, jeden Tag des neuen Jahres im rechten Gebetsgeist (V. 27), d. h. in einem aufrichtigen, kindlich zuversichtlichen Glaubenssinn des Vertrauens, zu einem Gebetstag zu machen, daß wir heute nicht blos in dankbarer Erinnerung an alles, was die alten Jahre uns gebracht, gelassen und vielleicht auch genommen haben, freudig bekennen dürfen: „das ist der Tag, den Gott gemacht!", sondern auch im Bewußtsein dessen, was die kommenden Jahre uns noch bringen, nehmen oder auch lassen mögen, ernstlich bitten lernen: „O Herr hilf, laß du alles wohlgelingen!" (Ps. 118, 24. 25) und ob fröhlich in Hoffnung (vergl. Theil I.) oder duldend in Trübsal (Theil II.) jederzeit anhalten lernen im Gebet! (Röm. 11, 12.)

III. Sorgen und fürchten wir Vieles im neuen Jahre, wir wissen, welche Absichten Gott in Allem, auch im Schwersten mit uns hat. (V. 28.)

1. Auch im neuen Jahr wird's zu sorgen und zu fürchten geben, denn Sorge und Furcht finden ihre Wege in jedes Haus und jedes Herz. (Beschreibung: Noth in mancherlei

Gestalt, eigene und fremde, äußere und innere, bekannte und verborgene Noth der einzelnen Seele oder in der Familie (Hausstand, Kinder, Geschäfte 2c.) oder den größeren Kreisen des Lebens, in Kirche und Staat perspective ins neue Jahr nach allen diesen Beziehungen.)

2) Unser eigenes Sorgen und Fürchten aber a) hilft uns nichts, sondern b) schadet vielmehr; macht verzagt und kleinmüthig, schwächt unsern Glauben und Vertrauen zu Gott, reißt uns aus seiner Gemeinschaft, raubt uns den Frieden und nimmt uns den stillen Segen, den Gott in's Leiden legt.

3) Viel besser also wir geben unser eigenes Sorgen und Fürchten daran und stellen uns und die Unsrigen alle und nebst allem was wir sind und haben dem Herrn anheim, der alles recht macht. Seine Liebesabsichten auch im Leiden: Zuchtruthen wider unsern sündigen Willen und unser eigenes böses Herz, Feuergluthen, die den Glauben läutern und stählen, Trübsalsfluthen, die allen menschlichen Stützen und Brücken uns zerbrechen, damit Er allein uns Stecken und Stab werde. Zum Besten dienen: zur ewigen Errettung zur himmlischen Seeligkeit, aber nur unter einer Bedingung: die Ihn lieben (nicht mehr sich selbst und die Welt). Dies führt zum Hauptgedanken des Schlusses, der als Gegensatz zur Ungewißheit des Irdischen in der Einleitung, nochmals die Gewißheit des Himmlischen zusammenfassen kann in der Gewißheit der ewigen Liebe (1 Cor. 13, 13). a) Bei allem Wechsel hienieden bleibt uns die Liebe Gottes, denn Er ist unsere Zuversicht für und für, das ist unser rechter Trost. b) In dieser Liebe sollen wir mit ihm und unter einander verbunden bleiben auch im neuem Jahr, ja über alle Zeit hinüber bis in die selige Ewigkeit, das ist unsere heilige Pflicht. c) Was sich aber in dieser Liebe einigt, das bleibt, denn Er ist gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, das ist unsere selige Hoffnung (womit die Predigt ihren Kreislauf vollendend, wieder zum Hauptgedanken des ersten Haupttheils zurückkehrt).

Chronik der Gegenwart.

Ökumenische Methodisten-Conferenz. Das heißt auf gut deutsch: Allgemeine Kirchenversammlung der Methodisten. Für dieselbe, welche im September 1881 in London zusammentreten soll, sind nunmehr alle Vorkehrungen getroffen.

Alle methodistischen Kirchengemeinschaften auf der ganzen Erde werden vertreten sein, und hat das englische Central-Committee die Repräsentation folgendermaßen festgestellt: „Das Concilium soll aus 400 Mitgliedern bestehen, und zwar aus den Reihen der Prediger und Laien. Zweihundert derselben werden aus Europa und Großbritannien kommen. Die Ver. Staaten und Canada werden in folgender Weise repräsentirt sein: Bischöfliche Methodisten Kirche — achtzig; Südliche Bisch. Meth. Kirche — achtunddreißig; Afrikanische Bisch. Meth. Kirche — zwölf; Bisch. Meth. Zionskirche — zehn; die Farbige Bisch. Meth. Kirche Amerikas — sechs; Evangelische Gemeinschaft — sechs; die Vereinigte Amerikanisch-Protestantische Kirche — zwei; die Protestantische Meth. Kirche — sechs; die Amerikanische Wesleyaner Kirche — vier; die Freie Meth. Kirche — zwei; die Unabhängige Meth. Kirche — zwei; die Congregationalistisch-Methodistische Kirche — zwei; die Meth. Kirche Canadas — zwölf; die Bisch. Meth. Kirche Canadas — vier; die Primitive Meth. Kirche in den Ver. Staaten und Canada — zwei; die Biblische Christliche Kirche — zwei, und die Britisch Bisch. Meth. Kirche — zwei. Die übrigen sechs Mitglieder werden von der westlichen Sektion des General-Committees ernannt.

Der Zweck dieses Methodistischen Conciliums ist nicht ein Streben, allgemein giltige Gesetze zu erlassen, denn dazu fehlt die Autorität; oder Dogmen zu besprechen, denn es existiren innerhalb der methodistischen Gemeinschaften keinerlei Lehrdifferenzen; oder Einförmigkeit des Kirchenregiments herzustellen, denn der Methodismus hat zwar immer die Union, die Einheit, aber nie die Einförmigkeit angestrebt.

Der Zweck des Conciliums ist also nicht Consolidation (Verschmelzung), sondern Cooperation (Zusammenwirkung). Mittel und Wege sollen gefunden werden, das Werk der inneren wie äußeren Mission auf die billigste und erfolgreichste Weise zu betreiben, die brüderliche Einheit zu fördern, die sittliche und evangelische Kraft des Methodismus zu vermehren, und so die schnellere Bekehrung der Welt herbeizuführen.

Als etwa zu besprechende Themata führt das Committee folgende an: Die Pflichten des Methodismus betreffs: des Papstthums, des Heidenthums, des Pauperismus (Armenwesens), des Skepticismus (Zweifelsucht), der Unmäßigkeit und dergleichen. Ferner: der Methodismus in seinen Beziehungen zur Erziehungssache und den Mitteln der Evangelisation, als da sind — das Reisesystem, Bildungsschulen für Missionsarbeiter im In- und Auslande, Sonntagschulen, Specialarbeit für besondere Klassen der Bevölkerung. Der Methodismus als Missionsbewegung; das Verhältniß des inländischen und ausländischen Missionswerkes, und die beste Methode, Verschwendung der Kräfte sowie Eifersüchteleien zu vermeiden, und statt dessen Sympathie und gegenseitiges Mitwirken zwischen den verschiedenen Methodisten-Gemeinschaften, welche neben einander im gleichen Felde arbeiten, herzustellen. Die Benützung der Presse zur Verbreitung christlicher Erkenntniß und heiligender Kraft. Die Mittel des Methodismus betreffs der Anzahl, des Vermögens, der Bildung, des geistlichen Lebens, der zu Erweckungen erforderlichen



Faktoren, und die daraus entspringende Verantwortlichkeit. Die Einheit im Geiste, und wie dieselbe zu vermehren u. s. w.

Ein aus einer europäischen und amerikanischen Sektion bestehendes Executiv-Committee hat die Leitung des Ganzen in Händen. Bischof Simpson ist Vorsitzer der amerikanischen Sektion.

Jeder Delegat der Bisch. Meth. Kirche sorgt für seine Reisekosten aus eigener Tasche, und das ist auch ganz am Platze — wenn man den Zweck scharf fixirt.

Der Morey'sche Chinesen-Brief und die damit verbundenen Enthüllungen haben einen Abgrund der Gewissenlosigkeit aufgedeckt, welcher ordentliche Menschen schaudern macht. Wenn das also fortgetrieben wird, und Lug, Trug, Verlästerung, Verleumdung und Meineid in Anwendung kommen, nur um den politischen Gegner zu verderben und den Wahlsieg davon zu tragen, dann wird unser bürgerliches Leben gar bald bis auf den Grund vergiftet sein.

Garfield erklärte auf sein Manneswort, daß dieser Chinesen-Brief eine Fälschung sei, und welche der politischen Zeitungen, wie z. B. der „New York Herald", waren mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden. Nicht also die blinde demokratische Parteipresse, welche fort und fort hetzte. Die „Truth", jenes elende Blättchen, nannte Garfield einen Meineidigen und Lügner, der den Chinesen-Brief leugnen wolle; dieser Brief wurde Millionenweise im Land verbreitet, und ein für die „Truth" arbeitender Zeitungsschreiber, Namens Philp, veröffentlichte in diesem Blatt einen Schmähartikel gegen Garfield, der an teuflischer Frechheit alles übertrifft, was bisher in diesem Fache gegen einen Präsidentschafts-Candidaten geleistet wurde.

Sie hatten es aber denn doch allzu bunt getrieben. Ein Herr Bliß von New York rief die Gerichte an, und eben dieser Philp wurde angeklagt, der Verfasser des Chinesen-Briefes zu sein. Jetzt war die Bande in Noth. Durch zwei Hallunken wollte sie das Dasein des H. L. Morey bezeugen, und die beiden Spitzbuben schwuren, daß sie diesen Morey gekannt hätten. Aber es wurde ihnen bewiesen, daß sie einen Meineid geschworen, und von der Angst gepackt, gestanden sie, daß sie falsch geschworen. Wir hoffen zu Gott, daß weder diese Meineidigen, noch irgend ein anderer der ganzen Bande straflos ausgehen werden, denn wenn solche Hallunken nicht schwer bestraft werden, was soll endlich aus unserem Volke werden?

Und noch eine Frage: Wer führte wohl im Geheimen die Zügel dieser Schändlichkeit? Denn der erbärmliche Philp und die zwei meineidige Schufte sind doch wohl nur die Werkzeuge Anderer. Also hat auch der New Yorker Richter geurtheilt, indem er dem demokratischen Führer Hewitt im Gerichtssaal einen öffentlichen, derben Verweis ertheilte.

Wieder ein Beispiel amerikanischer Wohlthätigkeit. Die Wittwe Valeria G. Stone in Boston hat aus dem Nachlaß ihres Mannes eine Million Dollars Lehranstalten und wohlthätigen Instituten vermacht. Zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig Tausend werden an dieses und jenes College gegeben, als ob es sich um wenige Cents handelte. Dabei erhält selbst ein Seminar in der Türkei $25,000. Arme Studenten, verschuldete Kirchen, und dürftige, würdige Hauseigenthümer, auf deren Häusern schwere Hypotheken lasten, erhalten $100,000; der Christliche Junge Männer Verein in Boston $25,000 u. s. w.

Außerdem übergiebt die Wittwe den Verwandten $600,000, also im Ganzen $1,600,000. Und noch soll eine weitere Summe vertheilt werden!

Da sage man drüben in Europa was man will von der Geldgier des Amerikaners — so lange solche Denkmale großartigster Freigebigkeit verzeichnet stehen, müssen sich die europäischen Splitterrichter verkriechen.

Daß diese Frau Stone eine Christin ist, braucht kaum bemerkt zu werden, darf aber den großmauligen Helden des Unglaubens doch in Erinnerung gebracht werden, mit der Frage: Ihr Herren, was thut denn ihr für die Menschheit?
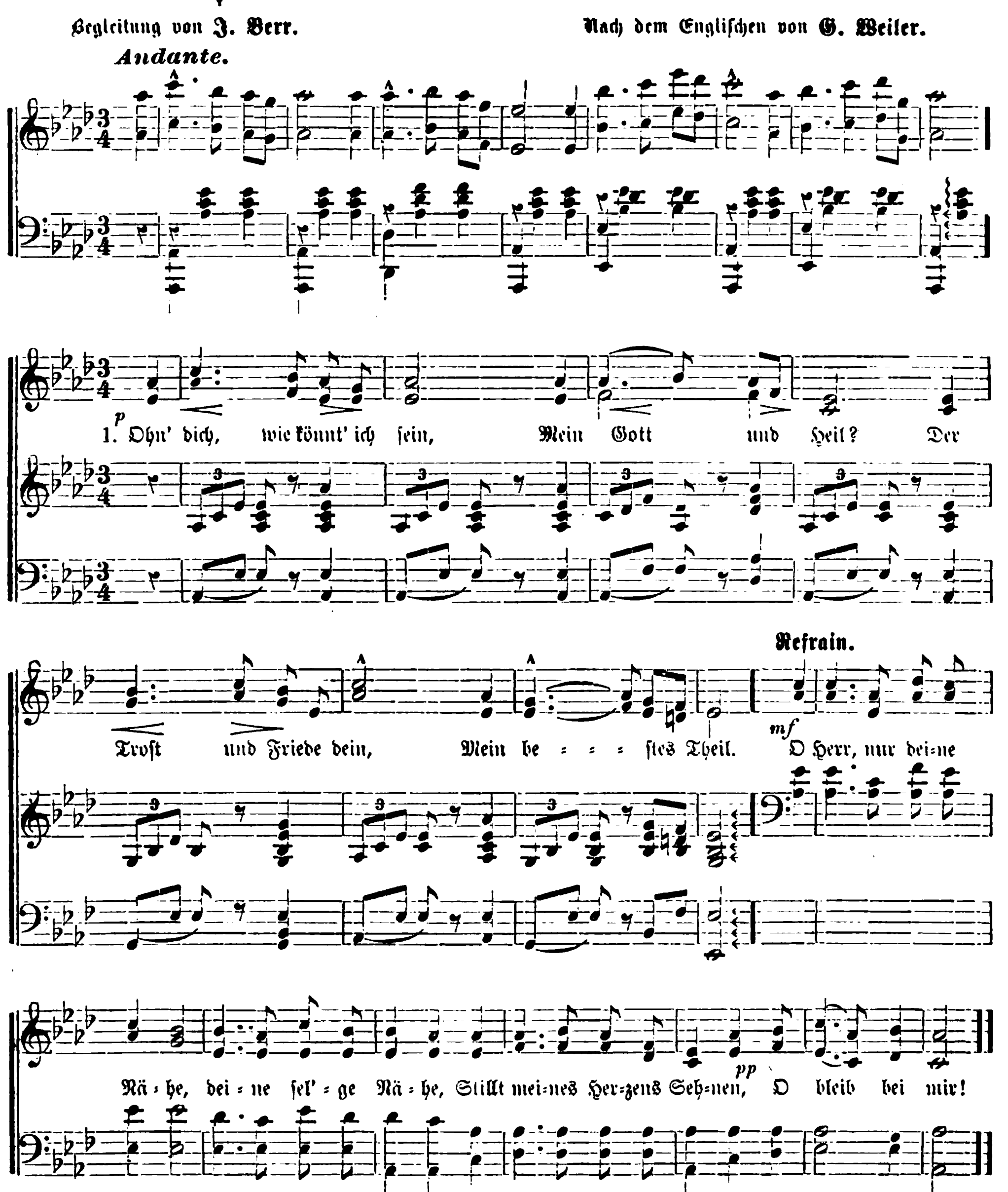
Alle Welt ist mit dem Ausgang der Präsidentenwahl zufrieden. Die Republikaner haben zwar nicht ganz so viel Lärmen gemacht, als befürchtet wurde, aber sie jubelten doch laut und lang und haben noch nicht aufgehört, sich zu beglückwünschen. Europa ist froh, denn es hofft jetzt auf guten amerikanischen Markt, wodurch etwas von dem Gelde, das es für amerikanischen Weizen ꝛc. zu zahlen hat, zurückfließt. „Das amerikanische Geschäft hätte," so schreibt eine einflußreiche Zeitung des alten Vaterlandes, „durch einen demokratischen Sieg recht wohl bedeutende Störungen erfahren mögen, was uns sicherlich auch in Mitleidenschaft gezogen hätte."

Auch die Demokraten athmeten nach den Anstrengungen der Schlacht leichter, und acceptiren — wenigstens die Vernünftigen unter ihnen — die Sachlage, weil sie doch einmal nicht zu ändern ist. Ja, wir vermuthen, daß viele dem demokratischen Glaubensbekenntniß huldigende Geschäftsleute im „Stillen" recht dankbar sind, daß der republikanische Sieg das Geschäft den Störungen entrückt hat, die doch möglicherweise hätten eintreten können. Es ergeht ihnen vielleicht wie jenem Bankbeamten aus Kentucky, welcher kürzlich sagte: „Ich bin geborener Demokrat, habe redlich und nach besten Kräften im „südlichen" Heere von Anfang bis zu Ende mitgefochten, auch einige tiefe Schrammen davon getragen, und wünsche selbstverständlich meinem Volke nur Gutes. Wenn ich aber die ganze Lage betrachte, so kann ich nur dankbar sein, daß die „Change" nicht eingetreten ist. Früher schwärmte ich auch für eine „Change", und meinte, die Veränderung, an und für sich würde den Himmel auf Erden bringen. Heute bin ich geheilt. Und wenn eine „Change" eintreten soll, so wünschte ich, die demokratische Legislatur unseres Staates würde durch eine andere ersetzt. Dabei aber bin und bleibe ich ein guter, wackerer Demokrat."

Der erste deutsche Methodist im Congreß. Herr C. D. Smith von der bekannten Firma Th. Smith & Co. in Pekin, Ill., welcher das Bankgeschäft dieses Hauses leitet, und schon viele Jahre als Sonntagschul-Superintendent eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entwickelte, ist bei der letzten Wahl in den Congreß erwählt worden. Wir gratuliren von Herzen.

Ohn' dich, wie könnt' ich sein?

Begleitung von J. Berr. Nach dem Englischen von G. Weiler.

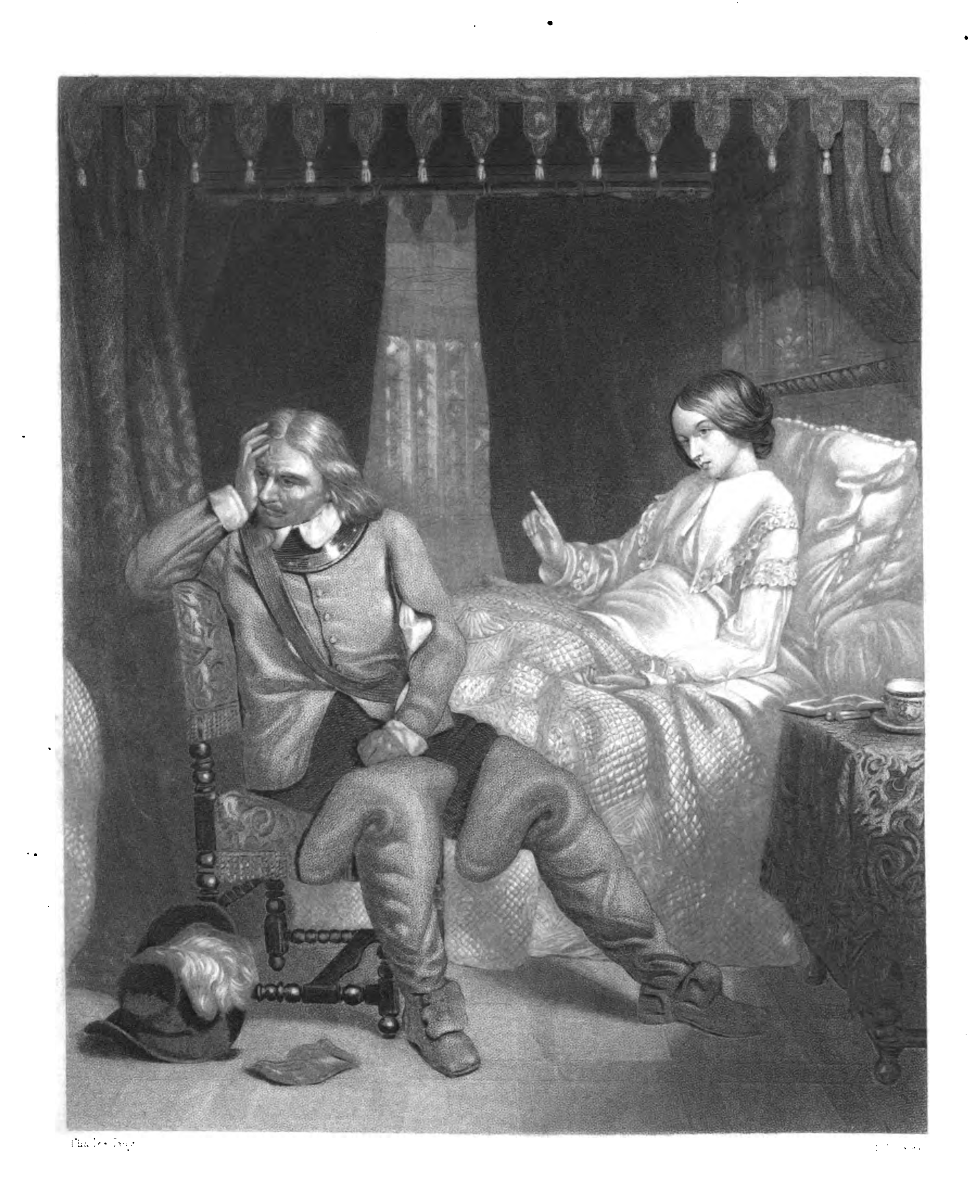


2. Ohn' dich, wie könnt' ich sein?
Bleib stets mir nah.
Der Feinde Macht — wie klein,
Bist du nur da. [Refr.

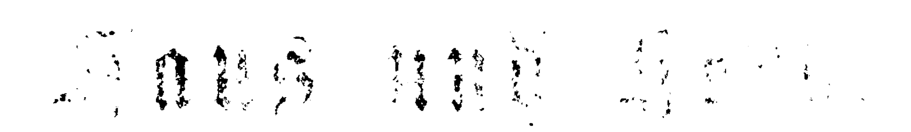
3. Ohn' dich, wie könnt' ich sein
In Freud und Leid?
Nimm du mein Alles ein,
Dir sei's geweiht. [Refr.

4. Ohn' dich, wie könnt' ich sein?
Herr, wie du willt.
Wird nur dein Gotteswerk
In mir erfüllt. [Refr.

5. Ohn' dich, wie könnt' ich sein?
Du auf dem Thron.
Mach mich doch völlig dein,
O Gottessohn. [Refr.



CROMWELL UND SEINE TOCHTER





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. | Februar 1881. | Zweites Heft.

Allgemeine Erweckung unter den Deutschen in den Ver. Staaten.

Vom Editor.

„Es ist (menschlich gesprochen) rein unmöglich und deßhalb Zeitverschwendung, auch nur davon zu reden," sagte kürzlich ein Freund zu mir, „daß unter den Deutsch-Amerikanern Erweckungen entstehen, wie sie sich bisweilen in den englisch-redenden Kreisen geltend machen. Einzelne Deutsche mögen da und dort von der erweckenden Gnade Gottes erfaßt, zu Christo gebracht, und sodann mit vieler Mühe in Gemeinden gesammelt werden. Aber, daß — wie dies oft bei den Anglo-Amerikanern der Fall ist — so zu sagen die Bewohner ganzer Ortschaften oder Stadtviertel erweckt würden und nach Erlösung fragten, daß Hunderte und Tausende täglich der Verkündigung des Wortes lauschten, und das Heil der Seele zum Tagesgespräch würde: solche Erscheinungen wird man wohl in deutsch-amerikanischen Kreisen immerdar vergeblich suchen."

Und weßhalb denn so gar ungläubig, mein Freund? Hat denn das deutsch-amerikanische Volk als solches die Sünde wider den Heiligen Geist begangen; ist nicht noch trotz allen düstern, entmuthigenden Zuständen ein sehr guter Kern vorhanden? Sintemal einzelne Deutsche für's Reich Gottes gewonnen werden können, weßhalb nicht auch Hunderte und Tausende zugleich? Die Geschichte des alten, wie unseres neuen Vaterlandes erzählt von nicht geringen Erweckungen unter den Deutschen. Hat doch schon die Reformation dargethan, daß dieselben sogar von ihm ausgehen können. Später fanden Spener's und Anderer Bemühungen bei vielen Tausenden einen günstigen Boden. Die Erweckung im Wupperthal und derartige Erscheinungen beweisen, daß das deutsche Volk in Masse erreicht werden kann, und auch hierzuland sind hinlängliche Belege dafür vorhanden. Die ersten deutschen in Amerika gedruckten Schriften waren Bücher religiösen Inhalts: die Bibel, Schatzkästchen, Andachts-, Gesangbücher u. s. w. Die Herrnhuter durften zu Anfang ihrer amerikanischen Wirksamkeit die Gnade Gottes preisen, welche die deutsche Bevölkerung ganzer Distrikte erfaßt hatte, und ähnliche Erscheinungen werden da und dort auch von andern Denominationen verzeichnet.

Zwar ist die Mehrzahl der heutigen Deutsch-Amerikaner anderer Art. Sie sind der großen Majorität nach nicht des religiösen Druckes wegen ausgewandert, sondern suchen in den Vereinigten Staaten — Wohlergehen, Reichthum, Genuß. Sie haben ubi bene, ibi patria (wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland) auf ihr Banner geschrieben, und ob diesem alles absorbirenden Streben nach Augenlust, Fleischeslust und hoffährtigem Wesen ist Vielen das Bedürfniß nach höheren himmlischen, ja sogar nach den geistigen Gütern des Wissens und Könnens ziemlich abhanden gekommen.

Aber dürfen wir sie denn ohne Weiteres fahren lassen? Sagt nicht der allmächtige Gott, Sein Wort sei wie ein *Feuer*, wie ein *Hammer*, der Felsen zerschmeißt? Haben wir nicht *Seine* sämmtlichen Verheißungen für uns, wenn wir für eine allgemeine Erweckung unter den Deutsch-Amerikanern beten und arbeiten? Gewißlich. Gott will, daß Allen geholfen werde. Er fordert aber auch von *uns*, daß wir uns als fleißige und *geschickte* Ackerleute erweisen, die nicht in schwärmerischer Weise auf irgend ein mächtiges Ereigniß, das Millennium oder etwas dergleichen mit dem Seufzer, daß man eben die Kreuzkirche sei, warten, sondern in praktischer Weise Zeit und Kräfte anwenden für die Herbeiführung dessen, *wozu uns Gott berufen: Eine allgemeine Erweckung und Bekehrung der Deutsch-Amerikaner.*

Und in jüngster Zeit über dieses Thema nachdenkend, sind mir betreffs derselben einige Gedanken gekommen, welche ich den Lesern mitzutheilen gedenke.

I. Die Kluft.

Wer auf ein Volk oder einen Theil desselben einwirken will, *muß unter dasselbe*

treten und sich mit den Leuten in Verbindung setzen. Solches Vorbild hat uns der Herr Jesu gegeben. Die Pharisäer und Schriftgelehrten sahen zwar scheel dazu, und auch mancher gläubige Israelite mag den Kopf geschüttelt haben; Christus aber war auf's Festeste überzeugt, daß **Er mitten in's Volksleben zu treten hatte,** daß ihm Niemand zu hoch und Niemand zu nieder, Niemand zu heilig und Niemand zu sündig sein dürfte, daß er sich mit den Menschen in Verbindung setzen mußte, wollte er seine Mission erfüllen.

Die deutschen christ-gläubigen Kirchen der Vereinigten Staaten aber treten nicht in's deutsch-amerikanische Volksleben hinein. Es hat sich zwischen ihnen und der Menge der Deutschen eine Kluft gebildet; nicht blos die leider nicht streng genug eingehaltene Grenze zwischen Sünde und Heiligung, sondern ein Entferntsein, eine Entfremdung ist entstanden, welche aller Missionsthätigkeit oft geradezu ein Ziel setzt.

Die Antwort, solche Zustände seien einzig und allein von dem gottlosen deutschen Volke geschaffen, das die bibelgläubigen Gemeinden hasse und sich ferne halte, ist schnell gegeben, und wenn sich die Kirche mit solcher Antwort zufrieden giebt, wird der Teufel schön lachen, denn ihm ist nichts lieber, als wenn die Gemeinden den Schlaf des Zufriedenen schlafen.

Aber hilft nicht auch die Kirche mit, diese Kluft zu befestigen? Hat sich nicht die kleingläubige und sehr bequeme Ansicht eingeschlichen, als sei die Masse des deutsch-amerikanischen Volkes entweder zu lasterhaft und gottlos oder zu „hoch im Unglauben gebildet", als daß an eine Massenrettung auch nur gedacht werden könne? Drüben zieht man die Grenze — und schreibt „Mucker" darauf. Hüben wird eine Art chinesische Mauer errichtet, von der aus man wohl hie und da einen Angelhaken in den wüsten Pfuhl dort draußen wirft, um ein Fischlein zu fangen, anstatt, wie der Herr Jesus, mit der vollen Macht der Liebe und der vollen von der Heiligung verliehenen Würde mitten in's Volksleben hineinzutreten.

Zum Beispiel: Ein sogenannter Studirter, ein Professor oder Apotheker, zieht in die Nachbarschaft und thut, wie die deutschen Lateiner gewöhnlich thun, so lange sie nicht vom Geiste Gottes erfaßt und erleuchtet sind. Er besorgt sein Geschäft, liest das Tagblatt, geht in den Klub oder in's Theater, bekümmert sich nicht um die Kirche und hat bald den Ruf eines gar gelehrten Mannes und eines unverbesserlichen Infidels. Die Kirche aber schaut mit einer Art Scheu auf den Mann. Sie drängt den aufsteigenden Wunsch, daß er gerettet werden solle, mit dem Gedanken zurück: da hilft ja doch Alles nichts, und erweitert die schon bestehende Kluft durch scheue Zurückhaltung jeglichen Tag mehr und mehr — bis endlich der studirte Infidel von den Kirchenmitgliedern kaum noch angeschaut wird, und auch er sie keines Blickes mehr würdigt.

Wäre es nicht dem Reiche Gottes im Allgemeinen und den Seelen insbesondere förderlicher, wenn die Kirche, ohne sich der Welt gleich zu stellen, mit den Menschen bekannt würde, auch wenn diese nie zu derselben übertreten?

Nie werde ich vergessen, was uns ein schlichter, aber mit gesunder Einsicht begabter Christ einmal auf einer Sonntagschul-Conferenz erzählte: „Ich komme," sagte er, „aus einem ziemlich von der Welt abgelegenen Hinterwald-Städtchen, so abgelegen, daß es lange Zeit nicht einmal einen Apotheker hatte. Da hieß es auf einmal, es werde einer zu uns ziehen, und zwar einer von den studirten deutschen Ungläubigen. Die Familie kam, eine nette Frau, hübsche Kinder, und ein freundlich, gescheidt aussehender Mann. Aber sie waren allesammt Infidels, lasen die „Gartenlaube", fuhren am Sonntag spazieren, und kümmerten sich auch gar nichts um unsere schöne Kirche und unseres Predigers herrliche Sermons, so daß wir Kirchenleute eine ordentliche Scheu bekamen, und nur mit einem gewissen Schreck in die Apotheke gingen, einkauften und uns so schnell als möglich drückten.

„Mir war es jedoch nicht recht wohl bei der Sache, und mein Gewissen sagte mir zum Oeftern, ich solle doch zum wenigsten die hübschen Kinder zur Sonntagschule einladen. Da, eines Sonntags, gehe ich wieder an der Apotheke vorbei, und die Frau Apothekerin steht wieder, wie schon so oft, mit ihren Kleinen am Fenster und schaut mit ihren freundlichen Augen in den Sonntagmorgen hinein. Jetzt läßt es mir keine Ruhe mehr und am liebsten wäre ich gleich auf das Haus zugeeilt und hätte die Einladung gegeben; es fehlte aber der Muth dazu. So ging ich heim in mein Kämmerlein, flehete den Herrn um Kraft an, und jetzt hatte ich Muth wie ein Löwe, schritt frisch und frei auf die Apotheke zu und brachte mein Anliegen bei der Frau vor. Und siehe da — sie empfing mich so zu sagen mit offenen Armen. ‚Ei,' sagte sie, ‚ich hätte schon längst die Kleinen gerne in die deutsche Sonntagschule geschickt, aber Ihre Freunde von der Gemeinde sind so zurückhaltend; sie halten uns wahrscheinlich für unverbesserliche Ungläubige.' Also sprach sie, sandte die Kinder zur Sonntagschule und kam bald selbst. Einige Monate darauf besuchte auch der Herr Apotheker unseren Gottesdienst, und erschreckte einige Frauen mit seinem „ungläubigen" Schnauzbart

nicht wenig. Heute freut sich jene ganze Familie der Mitgliederschaft der Kirche, und wir haben die Lektion gelernt — nicht zu gestatten, daß zwischen uns und unseren deutschen Freunden, die wir gewinnen möchten, eine Kluft errichtet wird."

II. Verbrüderung.

Man hat unser Zeitalter schon oft das Zeitalter der politischen wie kirchlichen Verbrüderung genannt, und zwar nicht mit Unrecht, obwohl zugestanden werden muß, daß solche Union und hochgerühmte Allianzen leider oft nur in der Phrase bestehen.

Jedenfalls aber bedürfen die christgläubigen deutschen Kirchengemeinschaften in den Vereinigten Staaten noch ein gut Stück Verbrüderung, wenn von echter erfolgreicher Allianz gegen den Erzfeind die Rede sein soll.

„Was sollen wir von euch denken," sagte kürzlich ein deutscher Lehrer zu einer Gesellschaft christlicher Männer, indem er eines jener kirchlichen Schimpfblätter vorwies, das wieder einmal in einem zweispaltigen Artikel die Sekten im Schmutzpfuhl herumzerrte, „was sollen wir von euch denken, so lange ihr Christgläubigen euch derartige Namen gebet; hofft ihr denn allen Ernstes, die ungläubigen Deutsch-Amerikaner massenweise zu bekehren, so lange unter euch derartige Zustände herrschen und solche Ausdrücke zur Tagesordnung gehören?"

Ja wohl, was sollen sie von uns denken, wenn wir einander zerreißen, beißen und schmeißen; wenn Gemeinden und Leute ein und desselben Bekenntnisses gar sehr scheel sehen, weil der eine oder andere ein wenig Erfolg erzielte, fürchterlich neidisch werden, wenn das liebe große Ich nicht in allen Stücken weit voraus ist, und in erbärmlicher Kleinlichkeit andere herabsetzen! Was sollen sie von uns denken?

Der Gruß: „Lieber Herr Bruder, wie geht es denn?" welcher so oft zwischen Männern verschiedenen Bekenntnisses gewechselt wird, und wohl auch im Augenblick aus aufrichtigem Herzen kömmt, klingt recht schön und lieblich. Wenn derselbe aber nur so impulsiver Natur ist, wenn in andern Stimmungen und Umständen gedacht und gesagt wird: „Ach, diese irrigen Sektenbrüder," oder „Ach, diese Formchristen der Reformationskirchen;" wenn man gegenseitig die Achsel zuckt und bedauert, an der Lehre herum „krittelt", mit einem Seufzer (?) die ungelehrten Prediger fixirt, uno froh ist, nicht so zu sein, wie diese anderen Leute: so lange derartige Verhältnisse und Stimmungen verzeichnet werden müssen, werden die schönen Redensarten von der Verbrüderung wenig Eindruck machen und die Allianz-Freunde vergeblich auf eine allgemeine Erweckung unter den Deutsch-Amerikanern warten.

Was muß aber erst der Eindruck sein, welchen jene kalte, todte Orthodoxie hervorruft, die in ihrer Ausschließlichkeit keinen Andersdenkenden anerkennt, welche über Jeden, der die heilige Schrift nicht nach ihrer Weise auslegt, ein Anathema ausspricht, deren Kirchenblätter es als ihre Hauptaufgabe erkennen, über die Ketzer Gift und Feuer zu ergießen, und deren Pastoren kaum etwas Besseres zu thun wissen, als von Sonntag zu Sonntag die Irrlehrer zu verdammen? Hängt an solch' wirklich tollem Gebahren nicht viel deutsches Blut, werden von solch' blinden Eiferern nicht viele Seelen gefordert werden? Wie können, wie dürfen wir erwarten, daß das deutsche Volk sich dem Evangelium zuneige, so lange solche Zustände alltäglich offenkundig werden?

III. Speise.

Wer heutzutag hierzuland zur Kirche geht, der sucht etwas. Solche gewohnheitsmäßige Kirchengänger, wie sie Europas Staatskirchen erziehen, können hier unter dem Freiwilligkeits-Prinzip gar nicht aufwachsen. Deßhalb ist auch der den Amerikanern öfters gemachte Vorwurf, sie seien nichts als gewohnheitsmäßige Kirchengeher, grundfalsch. Nein, wer in den Vereinigten Staaten zur Kirche geht, der sucht etwas; und wenn einmal der nicht kirchliche Deutsch-Amerikaner zum Gottesdienst kömmt, so magst du es mit doppelter Schrift verzeichnen, daß der etwas sucht, und daß in seiner Seele geschrieben steht: „Mich hungert;" sollte er dies auch nicht gestehen.

Aber was sucht denn solch Menschenherz in der Kirche? Nicht gerade die feine klassische Sprache Schiller's, Göthe's oder Lessing's, die ist wo anders unverfälscht zu haben. Nicht vollendete Elocution, welche auf andern Rednerbühnen untadelig aufgeführt wird. Auch nicht dramatische Eindrücke, denn die kann man im Theater ja viel besser erhalten. Selbst auch nicht Argument auf Argument, Beweis auf Beweis und scharf bezeichnete Abstraktion. Nein — ein solches Menschenkind sucht Speise — Speise für das Herz, Ruhe für das beunruhigte Gewissen, Nahrung für den Innen-Menschen.

Der berühmte Dr. Gustav Warneck sagt in einer kürzlich veröffentlichten Flugschrift über diesen Punkt:

„Nachdem ich bereits zehn Jahre auf der Kanzel gestanden, habe ich das seltene Glück gehabt, vier Jahre lang als einfaches Gemeindeglied unter der Kanzel sitzen zu dürfen. In diesen Jahren habe ich sehr viel praktische Homiletik gelernt; nämlich ich habe an mir selbst erfahren,

was eigentlich ein Mensch sucht, wenn er in die Kirche geht. Er sucht Speise für seine Seele, und geht unbefriedigt weg, wenn entweder solche, die nicht da sind, eine Strafpredigt bekommen, oder die, welche da sind, nur getrocknete Blumen oder gar leeres Stroh vorgesetzt erhalten. Wer weiß, wenn wir unsere eigenen Zuhörer wären, ob wir nicht auch manchmal zu den Leuten gehörten, die nicht da sind.

„Was aber ist Speise? Setzen wir uns selbst in Gedanken unter die Kanzel als Menschen, die mit irgend einer Mühseligkeit beladen, von Sorgen gedrückt, durch Unruhe des alltäglichen Lebens abgemattet, von einem mehr oder weniger klaren Gefühle von Schuld, Ohnmacht, Unzufriedenheit mit sich selbst gequält sind, im Streit liegen mit ihrem Fleisch u. s. w., und nun in die Kirche kommen, weil sie da etwas suchen, was sie nicht haben, aber wonach sie bewußt oder unbewußt sich sehnen: da werden wir inne werden, was Speise meint.

„Wir haben Leute vor uns in unsern Gottesdiensten, die Brod brauchen, also unmöglich mit der Phrase zufrieden sein können, schon deßhalb nicht, weil die bloße Redensart nichts enthält und nicht behalten wird, abgesehen davon, daß sie kein Leben giebt. Moody erzählt in einer seiner Reden von einer Gebetsversammlung, in welcher eine Bauernfrau einen ein langes Gebet sprechenden Mann plötzlich mit den Worten unterbrach: „So bitten Sie doch etwas." Wer weiß, wenn es bei unsern Predigten erlaubt wäre, den Redner zu unterbrechen, ob nicht manchmal mancher Zuhörer aus dem Volke ihm zurufen würde: „So sagen Sie doch etwas; allgemeine Redensarten haben wir nun genug gehört."

„Es muß das, was wir lehren," sagt Villmar, „unser eigenstes, wahrhaftes Eigenthum sein, nicht blos ein gewußtes und angelerntes, wollen wir die Phrase vermeiden."

Und der weise Löhe schreibt: „Bleiben wir also — bei ernstem Streben nach dem uns vorgesteckten Ziele — immer innerhalb der Schranken unserer derzeitigen inneren Entwickelung, geben wir, was wir wirklich haben, und verschmähen es als innerlich wahrhaftige Menschen, Redensarten zu machen über das, was wir noch nicht haben als hätten wir es, so wird nach dem Maße unserer Erleuchtung, unserer Erfahrung, unseres eigenen innerlichen und äußerlichen Lebens mit Gott auch ein Segen auf unsern Predigten ruhen."

„Auch die Abstraktion (Begriffsbildung) enthält die vom Kirchengänger gesuchte Speise nicht. Und wie abstrakt sind wir oft schon in der Sprache, die durchaus nicht die des Volkes ist, und klagen alsdann, daß man nicht kommt, uns zu hören! Und in unserem Gedankengang — wie viele Definitionen und Auseinandersetzungen und Feststellungen könnten wir uns ersparen, wie unsere Predigten beleben, wenn wir die tiefen Schriftgedanken anschaulich machten, mehr lernten, in Gleichnissen, konkret, faßlich, lebensvoll, persönlich zu reden!

„Endlich ist auch das viele Dogmatisiren zu vermeiden, wollen wir der Menge Brod bieten. Natürlich müssen unsere Predigten zu einem großen Theil lehrhaftig sein, denn „alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre". Aber es ist ein ganz ander Ding — die gesunde Lehre der Schrift kurz, klar und faßlich der Gemeinde darzustellen, als populäre — oder vielmehr unpopuläre Dogmatik auf der Kanzel zu treiben. In der Predigt haben wir als Zeugen Christi zu reden, welche die großen Geheimnisse des Glaubens als felsenfeste Wahrheit verkündigen, aber nicht als Dogmatiker, die sie begrifflich entwickeln, oder als Apologeten, die sie gegen alle möglichen und unmöglichen Zweifel vertheidigen. So z. B. wird das Herz, welches Speise sucht, eine Osterpredigt, die sich damit abquält, zu beweisen, daß Christus wirklich von den Todten auferstanden sei, als ebenso verfehlt betrachten, wie eine Weihnachtspredigt, die über das Verhältniß der göttlichen zur menschlichen Natur in Christus theologisierte.

„Was in der Schrift Lehre genannt wird, ist nirgends abstrakte Dogmatik, bloße Lehre für den Verstand, pure Wissenslehre, sondern Lebenslehre. In Christo ist das Leben erschienen, und das Leben ist das Licht der Menschen, und Er sagt: Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe."

Die Förderung der biblischen Erkenntniß hat also doch wesentlich den Zweck, das Gewissen zu treffen, den Willen in Bewegung zu setzen und der Seele dadurch Nahrung zuzuführen, daß sie veranlaßt wird, aus dem Gebiete der Sünde, Nacht und Welt herauszutreten in Gottes Reich.

Die echte Speise, welche die Menschenherzen im Gottesdienste suchen, liegt in Gottes lebendigem Worte, und nur in dem Maße, als wir durch innerliche Aneignung seiner Lebenswahrheit uns tüchtig machen, können wir Nahrung bieten, Leben erzeugen, und werden zu einer allgemeinen Erweckung unter den Deutschen in Amerika beitragen.

(Schluß folgt.)

Durch kindliches Gebet gelingt,
Was fester Wille nicht erzwingt.

Nordenskjöld's große Entdeckung.

H. A. Schrötter.

„Nordpol=Expeditionen und kein Ende," mag Mancher ausrufen und die Sache als Steckenpferd = Reiterei ansehen oder bei sich denken: „Was kauf' ich mir dafür!" Doch gemach, lieber Leser. Die Nordenskjöld'sche Entdeckung hat eine größere Wichtigkeit, als Viele auf den ersten Blick ihr beimessen. Zunächst liegt in der Erreichung eines Zieles, das von bedeutenden Seefahrern und Gelehrten bereits als unerreichbar hingestellt und nach dem man über dreihundert Jahre vergeblich gesucht hatte, von hoher wissenschaftlicher Bedeutung; doch auch geschäftlich mag diese Erkundung des nördlichen Eismeeres bald genug einen gewichtigen Einfluß ausüben. Denn das Ziel ist unter solch günstigen Verhältnissen erreicht worden, daß es auch Anderen bald gelingen dürfte, mit einem Dampfer der einmal vorgezeichneten Bahn zu folgen und in jenen Gegenden dem Handel ein neues Feld zu eröffnen. Das ausgedehnte sibirische Reich aber mit seinem großartigen Mineral-, Pflanzen- und Thierreichthum sowie seinen wasserreichen mächtigen Strömen bietet unbedingt ein Handelsgebiet, das, wenn der theure Landtransport für eine Zeit des Jahres aufgehoben, möglicherweise sogar mit unserem von Gott reich gesegnetem Lande in Concurrenz zu treten vermag.

Doch schauen wir uns zunächst nach dem glücklichsten aller Nordpolfahrer um.

Adolf Erik Nordenskjöld wurde am 18. November 1832 in Finnland geboren und entstammt einer schwedischen Familie, die schon für Geschlechter sich durch ihre Liebe zur Natur und deren Ergründung auszeichnete. Auch dieser Sproß entfaltete schon früh die angeborene Neigung, wozu er in Folge der Reisen seines Vaters, der finnischer Bergwerksdirektor war, sowie der großartigen Sammlungen seiner Heimath ausgiebige Gelegenheit fand. So eignete er sich auf praktische Weise Vieles an, was Andere durch langjähriges Studium nur mühevoll erreichen. 1849 bezog er die Universität seiner Vaterstadt und studirte vornehmlich Mineralogie und Geologie, in welchen Fächern er sich bald über das Maß des Durchschnittswissens emporschwang. Nach Vollendung seiner Studien mußte er wegen einer bei der Promotionsfeier gehaltenen Tischrede, in der er unverhohlen dem Wunsch nach Wiedervereinigung seines engeren Vaterlandes mit Schweden begeisterten Ausdruck verlieh, seine Heimath verlassen, um den ihm drohenden Nachstellungen der russischen Machthaber zu entgehen. In Stockholm fand der junge Forscher eine freundliche Aufnahme als Professor der Mineralogie und Custos des mineralogischen Museums. Einem Ruf an die Universität seiner Vaterstadt konnte er zu seinem Leidwesen nicht Folge leisten, da die russische Regierung ihm die Bestätigung vorenthielt.

Inzwischen hatte Nordenskjöld sich an den Untersuchungen der Polargegenden betheiligt, indem er 1858 der Aufforderung, Torell's Expedition nach Spitzbergen als Geologe zu begleiten, nachkam. Nach seiner Rückkehr wurde er Direktor des Riks = Museums, doch 1861 bereits war er wiederum Torell's Begleiter nach Spitzbergen, um die Vermessung des Meridianbogens vorzunehmen, welche Arbeit erst drei Jahre später auf einer abermaligen Reise zu Stande kam. Mittlerweile hatte Nordenskjöld sich mit einer Landsmännin, Anna Mannerheim, vermählt, ließ sich aber dadurch keineswegs von der Fortsetzung seiner Erforschungsreisen abhalten. Von den 1864 erzielten Ergebnissen unbefriedigt, war sein Streben die Organisation einer neuen Expedition, die auch durch die Vergünstigung des Gouverneurs von Gothenburg und Herrn Oskar Dicksons im Jahre 1868 von ihm auf dem Regierungsdampfer „Sofia" angetreten werden durfte. Es gelang ihm, in die bis dahin unerreichte hohe Breite von 81° 42′ vorzudringen, welche That ihm die goldene Medaille der geographischen Gesellschaft von England und Frankreich eintrug. 1870 forschte er in Westgrönland. 1872 wurde er Leiter der großen schwedischen Expedition nach Spitzbergen, welche er vermittelst speziell zu diesem Zwecke mitgenommener Rennthiere weiter nach dem Nordpol zu führen hoffte. Die edlen Renner verlegten sich indeß zur Zeit eines Sturmes auf's Rennen und haben's Wiederkommen vergessen. Er wendete nun seine Aufmerksamkeit Sibirien zu und segelte durch's Karische Meer nach dem Jenisei, fuhr in einem Boote stromauf und kehrte dann zu Lande nach Hause zurück.

Nach Besichtigung der Weltausstellung zu Philadelphia trat er eine zweite Reise nach dem Jenisei an, kehrte aber diesmal auf dem Seewege heim. Die Erfahrungen, welche er so gesammelt, ließen in ihm die Hoffnung reifen, die große Aufgabe der Nordostdurchfahrt der Welt zu enthüllen. Der König von Schweden und die Herren Dickson und Siriakoff gewährten Nordenskjöld die nöthige Hilfe, und am 4. Juli 1878 trat er auf der „Vega" die große Reise an. Auf's Vorzüglichste ausgerüstet und mit einem Stabe wissenschaftlich gebildeter Männer umgeben, in Begleitung der kleineren „Lena", die nach dem Flusse gleichen Namens bestimmt war, wurden sie von Witterung und Strömung äußerst begünstigt, so daß sie am 28. Juli bereits Nowaja Semlja sichteten. Am

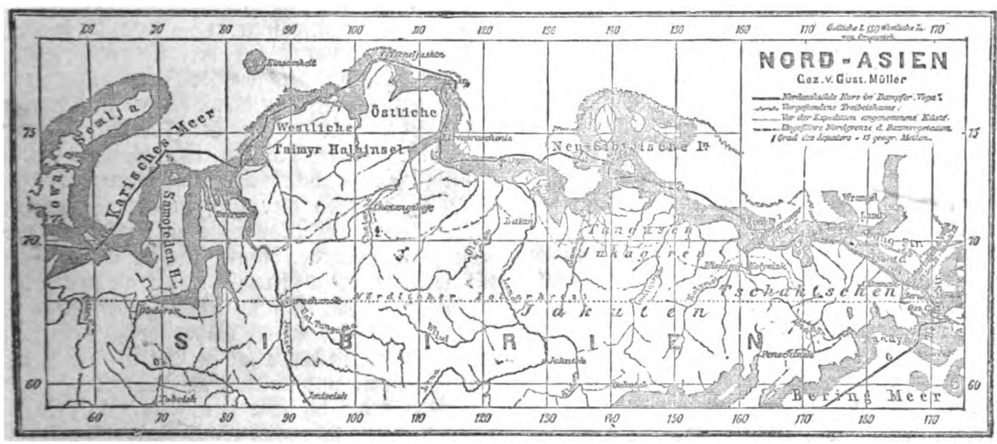


Adolf Erik Nordenskjöld.

6. August wurde die Mündung des Jenisei in's sibirische Eismeer erreicht, und am 10. August wurde die Fahrt in das große unbekannte östliche Meer angetreten. Nach neun Tagen konnten die Nordpolfahrer Schwedens Flagge im Angesicht der nördlichsten Spitze der alten Welt, Kap Tscheljuskin, entfalten, und die Salutschüsse der Kanonen setzten nur einige einsame Eisbären in ungetheiltes Erstaunen. Weiter östlich ging's, ungehindert von Eis, und am 27. August waren die Schiffe an der Mündung der Lena. Von hier setzte die „Vega" ihren Lauf allein fort und hätte vielleicht noch im Jahre 1878 die Behringsstraße erreichen können, wenn nicht am 28. September unweit des Zieles das Eis ihre Bahn gehemmt hätte.

So mußte wohl oder übel eine Ueberwinterung angetreten werden, die 264 Tage um-

schließen sollte. Glücklicherweise war die Besatzung der Vega vor all ihren zahllosen Leidensgenossen der Art begünstigt, daß sie nicht der grauenhaften Einsamkeit anheim fielen, sondern vielmehr an dem, wenn auch unwirthlichen Nordstrande mit einem Volke in Berührung traten, welches bis dahin der Erforschung ziemlich fern gestanden hatte. Das zur Zeit der Einschließung nur schwache Eis verstärkte sich zusehends und schon nach 4 Tagen war die Besatzung im Stande, zu Fuß das Land zu erreichen. Und während das Eis am 1. December 1878 bereits 22½ Zoll maß, erreichte dasselbe im Mai '79 eine Stärke von 62 Zoll.



Nordenskjöld's Reise.

Unter diesen Verhältnissen entstand bald ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den eingebornen Tschuktschen und den Nordfahrern. Anfangs war die Aufregung der fern abwohnenden Kinder der Eisregion nicht gering, doch ihre Neugier trieb sie bald zu den mit vielen Erzeugnissen der Civilisation ausgerüsteten Besuchern. Da diese Unterthanen des Zars aller Reußen mit dem Werth des Geldes noch nicht bekannt waren, so entwickelte sich ein ausgedehnter Tauschhandel, der aber wie bei Taubstummen nur durch die Zeichensprache unterstützt wurde. Dabei entfalteten die Tschuktschen eine erstaunliche Schlauheit, indem sie ihre Gäste auf alle mögliche Art zu betrügen versuchten, so brachten sie abgezogene Füchse, denen sie Kopf und Beine abgehauen hatten, und wollten sie als Hasen absetzen, was ihnen jedoch nicht gelang.

Lieutenant Nordquist widmete sich mit vollkommenem Erfolg dem Studium der Tschuktschen Sprache und verfaßte während des Winters nicht nur ein Wörterbuch, sondern auch eine Grammatik derselben. Auf Einladung des Fürsten Menke besuchte eben dieser Offizier dessen Lager. Dasselbe bestand aus 18 Zelten; die Bewohner waren etwas mehr entwickelt als die Strandbevölkerung. Sie bedienten sich bereits Messer und Aexte aus Eisen und besaßen außer der gewöhnlichen Seehunds-Bekleidung schon einige russische Anzüge. Und die Frauen schmückten sich sogar mit Glasperlen. Die Zelte werden durch zwei Thranlampen erhellt und erwärmt, so daß eine ziemliche Hitze, aber auch ein unausstehlicher Geruch darin herrscht. Bei der Fahrt, die 21 Stunden währte, hatte Lieutenant Nordquist Gelegenheit, die Ausdauer der Tschuktschen und ihrer Schlittenhunde zu bewundern. Denn während der ganzen Fahrt sprang beständig ein Diener als Wegweiser voraus, und um die unermüdlichen Thiere anzuspornen.

Die Mannschaft der Vega hatte während ihrer Ueberwinterung große Kälte zu ertragen, doch setzten sie ihre Beobachtungen und Messungen gewissenhaft fort. Bei — 33° F. war bei dem geringsten Luftzug die Kälte bereits gefährlich, doch konnte bei Windstille selbst eine weit größere Kälte ertragen werden.

Im Juni '79 begann endlich das Eis zu schmelzen und am 18. Juli war die Vega frei, so daß sie bereits am 20. das Ostkap zu umfahren vermochten. Zunächst wurde Amerika angelaufen, dann ging es nach Japan und nun kehrte Nordenskjöld auf einem wahren Triumphzuge zurück nach seinem Adoptivvaterlande. — Keine Nation hat den kühnen und glücklichen Forscher unbemerkt, ohne ihm ihre Anerkennung zu zollen, vorbeifahren lassen. Allerwegen wurde er mit den größten Auszeichnungen, namentlich von der Gelehrtenwelt empfangen.

Endlich am 24. April 1880 war es ihm vergönnt in Stockholm von seinen Landsleuten mit einer großartigen Feier empfangen zu werden, von der ein Augenzeuge berichtet: „Schon bei Varholm empfing eine ganze Flottille festlich

geschmückter Boote mit Hurrahrufen und Kanonenschüssen die Nordpolfahrer, eine Huldigung, an der sich mehr als zehntausend Menschen betheiligten. Illumination und Feuerwerk sollten aber der Feststimmung den glänzendsten Ausdruck geben und selbst der Himmel schien sich an dem strahlenden Empfang betheiligen zu wollen. Denn in dem Augenblick, als die „Vega", gefolgt von der sich mehr und mehr zusammendrängenden Flottille, in den Sund einlief, brach die Sonne am Horizonte hervor und warf über das dunkle, von Wolken überzogene Himmelsgewölbe einen glänzenden Schimmer, der in wunderbarem Farbenspiel von dem dunklen Wasser reflektirt wurde und zuletzt einen leuchtenden Regenbogen von einem Ende des Himmels zum andern bildete, gleichsam eine Ehrenpforte von Pol zu Pol für die siegreichen Kämpen gegen das Eis des Polarmeers.

Je mehr die Dunkelheit zunahm, desto mehr erstrahlte die künstliche Beleuchtung und schwammen die Fahrzeuge sozusagen in einem Feuermeer. Die ganze Stadt erstrahlte in Flammen. Der Glanzpunkt der Illumination war natürlich nach dem Landungsplatz und seiner Umgebungen verlegt. Mitten vor der östlichen Seite des königlichen Schlosses ankerte die „Vega", und rings um diesen Platz, der wirklich einzig in der Welt dasteht, hatten sich Kunst und Reichthum vereint, um die prachtvollsten Beleuchtungen zu schaffen. Es genügt, wenn wir sagen, die vier Buchstaben V E G A bestanden aus mehr als 2500 freibrennenden Gasflammen.

Mit Hurrah begrüßte die versammelte Menschenmenge, mit Rede und Gesang die Korporationen auf der vor dem Schlosse aufgeführten Estrade, mit Wort, Umarmungen, Ehrentiteln und Ordenszeichen schließlich der König, umgeben von seinem ganzen Hofstaat, sofort nach der Landung die kühnen Männer, Nordenskjöld und Palander an der Spitze, am Schlusse der herrlich durchgeführten Nordostpassagefahrt."

Hofprediger Stöcker und die Juden.

In jeder deutschen Zeitung fand man in letzter Zeit etwas über den Hofprediger Stöcker in Berlin und die Judenhatz, die er anstellen wolle. Was er eigentlich beabsichtige, weßhalb er gegen die Eingriffe mancher Juden sich erhoben und ob er die Israeliten auch ferner in Deutschland dulden werde oder nicht, ging aus den Auseinandersetzungen der meisten deutsch-amerikanischen Zeitungen eigentlich nicht hervor. Sie schimpften nur so im Allgemeinen auf den „intoleranten Pfaffen."

Die Bewegung nahm wirklich eine solche Gestalt an, daß sie im preußischen Landtag zur Sprache kam, dessen Mitglied Stöcker ist. Und wir setzen seine dort gehaltene Rede zum größten Theil hierher, damit Jedermann erkenne, was der Mann eigentlich will.

Aus dieser Rede geht hervor:

1) Daß Stöcker den irreligiösen Sozialisten gegenüber einen Christlich-sozialistischen Bund gründete, welcher auf gesetzlichem Wege die Lage des Arbeiters zu heben sucht.

2) Daß die Preßjuden die Versammlungen dieses Bundes auf unerträgliche Weise verhöhnten, und Stöcker zwangen, gegen sie aufzutreten.

Jedoch — lassen wir ihn selbst reden. Nachdem verschiedene Redner für und wider geredet, erhielt Stöcker das Wort und sagte:

„Ich bin mir der ganzen Verantwortlichkeit bewußt, die in diesem Moment auf meinen Schultern liegt. (Hört!) Dafür, daß ich in diese Bewegung eingetreten bin, daß ich jetzt in dieser großen Stunde, wo diese gewaltige Frage sich in großem Styl vor der Landesvertretung entrollt, reden darf. Ich stehe hier nicht allein, hinter mir stehen Millionen, darunter sehr viele von der Partei des Redners, der eben gesprochen hat. (Hört!) Ich habe in dieses Haus einen Brief bekommen, in dem ein Mann aus dem Volke mir schreibt — und ich habe in diesen Tagen unermeßlich viel Briefe ähnlichen Inhalts aus den Kreisen der Fortschrittspartei bekommen — daß er in dieser Frage auf meiner Seite stehe, nicht auf der der Fortschrittspartei (Hört!). Diese Position ist, glaube ich, so günstig, wie möglich. Der Abgeordnete Richter stellt sich dagegen hier noch als die Säule der Ordnung und der Monarchie hin; indessen auch diese schon geborsten kann stürzen über Nacht (Heiterkeit, sehr gut! rechts). Wenn der Fortschritt fortfährt, sich mit der Judenfrage zu identifiziren, wie er es bisher gethan hat, so kann ihm das in der That in Berlin das Leben kosten, und ich wünsche das von Herzen. Trotzdem kann ich Sie versichern, daß ich in dieser ganzen Bewegung nichts Anderes wünsche als den Frieden (Heiterkeit links). Gewiß, ich glaube auch, daß trotz allem das Resultat dieser Diskussion ein Friede sein wird. Aber nicht der faule, der schlechte Frieden, in dem wir in Berlin bisher gelebt haben, gehetzt, wie ein wildes Thier von den Juden (lebhafter Beifall rechts, Lärm links), sondern der ehrliche Friede, der gegenseitigen Anerkennung und Richtung, den sie Jedem, wenn er mit ehrlichen Waffen kämpft, nicht versagen werden. Was aus der Rede des Abg. Richter einigen Eindruck gemacht hat, war die Verlesung des Berichts über eine von mir abgehaltene Versammlung. Diese Berichte sind mit äußerster Vorsicht aufzunehmen, und ich glaube, daß die Herren vom Fortschritt über die christlich-soziale Bewegung darum in dieser Weise urtheilen, weil sie die Nachrichten darüber nur aus der verlogenen jüdischen Presse geschöpft haben.

Die Judenfrage ist für mich keine religiöse, auch keine Rassenfrage, sondern eine sozialethische. Sie besteht darin, daß eine halbe

Million jüdischer Mitbürger, einem anderen Stamme angehörend, in der Religon, in ihrem Denken, Fühlen und Wollen von uns verschieden, mit der deutschen Art nicht immer eins, in unserem Volke eine Position einnehmen, welche dem Zahlenverhältniß der jüdischen Bevölkerung absolut nicht entspricht. Begabt mit einer starken Kapitalskraft und auch mit vielen Talenten, drücken diese Männer auf unser öffentliches Leben, nicht blos im Handel und Gewerbe, sondern auch in communalen Angelegenheiten, in den sittlich-sozialen Verhältnissen, ja in den kirchlichen Angelegenheiten (Sehr richtig!) wirken sie mit dem Einflusse, den sie haben. Und das ist unerträglich. Man sagt, es sei Neid unsererseits. Ich kenne die Männer, welche in dieser Bewegung stehen, und versichere Sie, ich habe von diesem Neide aus ihrem Munde nichts gehört. Mit der Formel, daß wir der jüdischen Bevölkerung Duldung gewähren lassen, ist die Frage nicht erschöpft. Auch daß die Existenz des preußischen Staates an die politische Gleichberechtigung der Confessionen geknüpft sei, kann ich nicht anerkennen. Uebrigens ist das Judenthum keine Confession, es hat kein Bekenntniß. Ich gestehe zu, daß wir mit den Juden im Frieden leben wollen. Aber das soll Niemand leugnen, daß wir in einem christlichen Staate leben, in dem 79 von 80 der Einwohner Christen sind. Diese haben ein Recht zu fordern, daß unser Staat als eine christliche Gesellschaft angesehen, von einer christlichen Obrigkeit regiert und nach einer christlichen Gesetzgebung behandelt werde. (Sehr richtig!)

Die Antisemiten-Liga habe ich nicht begründet; auch habe ich ihr nicht angehört; ich habe nur die Statuten derselben zugeschickt erhalten. Ebenso verhält es sich mit der „Wahrheit“. Ich habe dieselbe nicht unterstützt, lese sie auch nicht. Aber das glaube ich, daß die Männer von der Partei des „Kladderadatsch“, des „Ulk“ und der „Wespen“ kein Recht haben, sich darüber zu beklagen, daß hier einmal nicht das Heilige, sondern auch das Unheilige verspottet wird. Dort hatte man unsere heiligsten Gefühle verhöhnt, unsere lieblichsten Gebete in den Schmutz gezogen, unsere größten evangelischen Lieder travestirt. Dagegen haben wir uns erhoben. Wir wissen, daß unser Volk den übergetretenen Israeliten, wie Stahl, Neander, Mendelssohn, vollen Beifall zollt; ebenso wie denjenigen ungetauften Juden, die in Kunst und Wissenschaft sich an der Entwickelung unseres Volkes betheiligt haben. Um diese handelt es sich nicht. Als ich nach Berlin kam, fand ich einen Bankerott des äußeren Kirchenthums vor, der durch nichts mehr hervorgerufen war, als durch die Infamie der jüdischen Presse: ich nenne jüdische diejenige, welche von Juden geschrieben ist. Unter Zeitungen dieser Art verstehe ich solche, die dem Besitze oder der Redaktion nach in den Händen von Juden sind. Auch der „Kladderadatsch“ erscheint mir als ein jüdisches Blatt, wenn auch Leute daran arbeiten, die einmal Theologie studirt haben. Ich trat in eine Bewegung hinein, die sozial-demokratische, die riesengroß aufgewachsen war. Ich glaube, man kann es mir als einem Geistlichen nicht verargen, wenn ich aus dieser Masse nicht blos den Unwillen des Armen gegen den Reichen, nicht blos den Haß des Atheisten gegen Gott, sondern auch den Nothschrei heraushörte: „Helft uns äußerlich und innerlich!“ Darum bin ich in diesen Abgrund hinein gesprungen, von dem ich nicht wußte, wie tief er war. (Lebhafter Beifall rechts.)

Unsere Devise „christlich-sozial“ umfaßt das, was auf religiösem und volkswirthschaftlichem Gebiete nöthig ist. Man braucht für die sozialen Dinge ein religiöses Element. Der Unglaube mag, so sagt ein geistvoller Mann, eine dünne Eisdecke sein, über welche der Einzelne gehen kann, aber das Volk stürzt auf derselben in den Abgrund, und, meine Herren, wenn ich die Lehre des alten Testaments: Wir sind Haushalter alle mit dem Gut, das wir besitzen, wir sollen nicht trachten nach irdischen Schätzen und sollen unsere Brüder lieb haben! in die Arbeiterkreise hinausrief, habe ich dann unrecht gethan? Seien Sie überzeugt, etwas anderes habe ich nicht gethan. Ich habe in den beinahe hundert Versammlungen, die ich abgehalten habe, die jüdische Frage kaum erwähnt; sie ist mir aufgezwängt durch das Verfahren der Presse und zuletzt durch das Verfahren des Herrn Doktor Straßmann. Die jüdische Presse hat keine Scham, keine Scheu vor dem, was uns Christen heilig ist. (Sehr wahr! rechts.) Die Versammlungen der Geistlichen sind stets beschimpft worden. Eine Versammlung von Missionären ward bezeichnet als eine Gesellschaft von Kaffernfängern, die Conferenzen im Sommer wurden vom Börsencourier als Hundstagsfeste begrüßt. (Rufe: Pfui! rechts.) Die Mitglieder der Synode, welche für Beibehaltung des Glaubensbekenntnisses eintreten, werden als Raupengezücht bezeichnet. (Pfui!) Von der Generalsynode wird berichtet, daß die Mitglieder derselben nie so einig gewesen wären, wie bei dem Beschlusse, den verehrlichen Mitgliedern der verehrlichen Synode täglich 12 Mark Diäten und Vergütung der Reisekosten zu gewähren, und ein Blatt schrieb nach Schluß der Synode: man müsse den Saal desinfiziren. (Pfui! rechts.) Herr Virchow lacht; Sie thun mir leid, Herr Abg. Virchow! (Lebhafter Beifall rechts; große Unruhe.) Zur Zeit der Attentate schrieb ein Blatt dieser Presse: die Sozialdemokratie, der

Ultramontanismus und die Orthodoxie steuerten denselben Zielen zu. Als eine katholische Schauspielerin in Berlin auftreten wollte, schrieb der Börsencourier, er werde sich einen Rosenkranz bei der Berichterstattung anschaffen müssen, und schloß den Bericht mit den Worten: „Gelobt sei Alexander Dumas!“ (Pfui! rechts.) Ich habe auf die Judenfrage erst reagirt, als Dr. Straßmann in einer Volksversammlung das verhängnißvolle Wort sprach über unsere Kanzelredner, die am liebsten die Andersgläubigen verbrennen möchten (sehr wahr!), von den Zungen der Orthodoxen als Vipern, von den Miasmen ihres Odems, der wie aus einem Sumpfe aufsteige. (Pfui! rechts.) Herr Straßmann kennt dabei gar nicht die sogenannten Orthodoxen. Ich muß den jüdischen Mitbürgern das Recht absprechen, in einer Volksversammlung unsere Angelegenheiten in dieser Art zu besprechen. (Lebhafte Zustimmung rechts.) Ich hielt es als Geistlicher für eine Amtspflicht, das in einer Volksversammlung Gesprochene in einer Volksversammlung zu widerlegen. Daraus nahm ich Veranlassung, die Judenfrage zu behandeln, und zwar in sehr milder Weise. (Zurufe links; Minnigerode ruft: Ruhe bei der Minderheit! Heiterkeit.) Die ersten drei Versammlungen verliefen sehr ruhig, in der vierten fand ich gar keinen Widerspruch; es gab keinen Lärm, man ging ruhig nach Hause, und für alles übrige in der Frage bin ich nicht verantwortlich. (Oho! links.) Wenn ich den Juden zugerufen habe: ein klein wenig Bescheidenheit, ein klein wenig Toleranz, etwas mehr soziale Gleichheit, so soll das eine Versündigung sein an der Majestät des Judenthums! (Große Heiterkeit.) In meinem Leben wandten sich nicht so viele Israeliten an mich mit der Bitte, sie im Christenthum zu unterrichten, wie jetzt. Wir denken nicht daran, den Juden etwas von ihrer staatsbürgerlichen Gleichheit zu nehmen (hört, hört! Hänel ruft: Dann sind wir zufrieden!), ich behandle die Judenfrage als ethische Frage.“

Ich vergesse, was dahinten ist.

Das Neujahr liegt hinter uns. Nicht Tage nur, Wochen sind bereits in seinem Laufe dahingerollt. Wie ein Bild aus vergangenen Tagen tritt es zuweilen noch vor unser Inneres und erinnert mit seiner ernsten Stimme an Gelübde, die wir machten, an Versprechungen, die wir gaben. Aber im Strudel der Arbeiten, die das Leben an uns stellt, vergessen wir so leicht, darauf zu achten. Denn nicht wie ein ebener Pfad: eine rauhe, holperige Straße liegt das Leben vor uns, und wir bewegen uns darauf hin und her, stets mit Hindernissen kämpfend und oft unterliegend. In den meisten Fällen freilich ist es unsere Schuld, daß so viele Hindernisse sich finden und so große Schwierigkeiten sich zeigen. Wir beschweren uns mit so viel unnöthigem Ballast, sehen zu viel auf Andere und nicht auf uns selbst, tragen im Herzen stillen Neid und Groll, schauen mit Bangen der Zukunft entgegen, daß unser Friede getrübt und unsere Lust am Leben gemindert wird. Soll's also bleiben?

„Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein.“

Daß diese Worte Wahrheit werden, laßt uns den Blick auf ein Dreifaches lenken.

Erstens: Vergiß jede persönliche Beleidigung, die dir im Laufe des verflossenen Jahres zu Theil geworden; trage sie dem Beleidiger nicht nach; laß jeden Haß und alle Bitterkeit gegen ihn aus deinem Herzen schwinden. Was er auch gegen dich gesündigt, vergieb ihm, eingedenk des Vorbildes deines großen Meisters, der selbst vom Kreuz herab für seine Feinde bat: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Ein solches Vorgehen wird deinen Frieden wahren und dein Herz empfänglich machen für das Gute und Edle.

Zweitens: Wünschest du, den größten Nutzen, das höchste Glück, den besten Frohsinn aus dem neu angetretenen Jahre zu ziehen, dann laß die Furcht schwinden. Vertraue mehr, bete mehr, ängstige dich weniger!

Glaube, was du singst:

„Ob Trübsal uns kränkt
Und Kummer uns drückt,
Von Feinden bedrängt,
Kein Freund uns erquickt:
So bleibt uns doch Eines,
Laß Alles gescheh'n,
Wir achten des Keines:
Der Herr wird's verseh'n.“

Drittens: Schau nicht zurück, vergiß, was dahinten ist, blick vorwärts auf das Kleinod hin, welches deiner wartet. Was du auch gesündigt, wie viele Fehler und Irrthümer du auch begangen: die Thräne der Reue hat deine Vergehungen abgewaschen, der Glaube an das Blut der Versöhnung dich von deinen Sünden gereinigt. Unfreundlicher Sinn, Bitterkeit und Haß, trübe Furcht und bange Erwartungen sind aus deinem Herzen gewichen, und Glaube, Hoffnung und Liebe erfüllen dein Inneres. Wie leicht und froh wandelst du nun dahin! Hinter dir, im Schooße der Vergangenheit, ruht, was dich ängstigte und quälte — und vor dir, erhellt durch den Schein der Gnade, liegt das Ziel, das herrliche. Halt's fest im Auge! Steure d'rauf

los, muthiger Segler! Der Herr ist mit dir, kühner Schiffer! Er lenkt dein Fahrzeug. Von Ihm geführt, muß es den Hafen erreichen.

Erinnerungen an Tirol.

Von C. F. Paulus.

II.

Aber wohin sind wir gerathen? Mit diesen Plaudereien kommen wir auf unserer Alpenreise nicht voran. Es ist hohe Zeit, daß wir unsern Wanderstab wieder ergreifen und nur in das Innere der Gebirgswelt eindringen. Bei Mittenwald haben wir die tiroler Grenze überschritten. Hinter Scharnitz verlassen wir die Landstraße und wandern auf einem schmalen Fußpfade über Zirl in das Innthal hinab. Da, wo der Weg an dem steilen Felswall der Martinswand hinführt, erhebt sich zur Linken eine fast senkrechte Felsmauer, zur Rechten öffnet sich unmittelbar neben uns eine Tiefe, die uns schwindeln macht, und zwischen beiden hin führt der oft kaum zwei Fuß breite, glatte Felsensteig. Hier war es, wo einst mein Onkel Hoffmann von einem solchen Schwindel ergriffen wurde, daß seine Begleiter, die sich nicht mehr anders zu helfen wußten, ihm die Augen verbanden und dann den auf Händen und Füßen kriechenden an der gefährlichsten Stelle vorbei dirigirten. Auch ich wandte oft, besonders, wo der schmale Pfad sich gegen den Abgrund neigte, meine Augen ab und tastete, wiewohl vergeblich, an dem glatten Felsen nach einem festen Halt. Heute kommen wir leichter an der gefährlichen Stelle vorüber, und tief aufathmend blicken wir aus dem Thale hinauf an der gewaltigen Felswand, an welcher ein hölzernes Kreuz uns den Ort anzeigt, wo einst Kaiser Maximilian, der sich auf der Jagd dahin verirrt hatte, von einem Tiroler Hirten, nach Anderen von einem Engel, gerettet wurde. In wenigen Stunden befinden wir uns in Innsbruck, der Hauptstadt von Tirol und Vorarlberg. Reizend ist die Lage der Stadt in der Mitte des breiten Innthals, das im Norden von zerrissenen, schroffen an 9000′ hohen Kalksteinfelsen überragt und im Süden von waldigen Gebirgen begrenzt wird, hinter denen wieder gewaltige Bergriesen emporsteigen. Auch fehlt es nicht an Sehenswürdigkeiten, die unserer Aufmerksamkeit werth sind. Zu diesen gehört die Franziskanerkirche mit dem Grabmal Maximilians I., der sogenannten Silberkapelle, welche ein silbernes Standbild der Jungfrau Maria birgt, und dem Denkmal des Andreas Hofer; ferner das berühmte goldene Dach, mit welchem Friederich IV. „mit der leeren Tasche“ einen schönen Erker an einem Gebäude am Stadtplatze bedecken ließ, um den Beinamen, welchen ihm das Volk gegeben, Lügen zu strafen. Aber die freundliche Stadt vermag uns trotz alledem nicht zu fesseln. Es treibt uns vorwärts, hinauf in's Hochgebirg.

Unser erstes Reiseziel ist die Oetzthaler Berggruppe. Da, wo die Oetz ihre wilden Fluthen in den Inn ergießt, beginnt unsere Fußtour. Schon der Eingang in das Oetzthal bildet ein wildes Chaos von Schutt und Erdmassen, von düsteren Tannen und Fichten beschattet. Von Oetz führt unser Weg durch das „Gsteig“, über welches die Oetz in wilden Fällen herabstürzt, in das geräumige Becken von Umhausen. Rings umher stürzen hier Staubbäche in's Thal herab, unter denen der Große Stuibenfall der schönste ist. „Er rauscht unter einer natürlichen Felsenbrücke hervor, macht dann einen gewaltigen stäubenden Sprung, sammelt sich in einem Kessel, eilt wieder im engen aber kurzen Felsenbett zu einem zweiten Sturze, wo sein Fall über ein weit vorspringendes gewölbtes Felsendach in großem Bogen schäumt. Besonders malerisch ist der unterste Kessel, in welchem sich der Bach zum Abfluß sammelt.“ Die Oetz, deren Lauf wir stromaufwärts weiter verfolgen, wälzt ihre weißgrauen Wogen bald schäumend über wilde Felstrümmer durch ein enges Felsenthal, bald ruhiger fließend durch ein erweitertes Thalbecken. Wir haben Lengenfeld und Sölden passirt und betreten nun das obere Oetzthal. Die Scenerie wird immer wilder und grauenhafter. Zwei Bergrücken drängen sich hier zusammen und drohen dem Fluß den Durchgang ganz zu wehren. Auf dem östlichen führt unser Weg empor. Hie und da bricht der Pfad plötzlich ab und mußte durch Brücken ersetzt werden. Votivtafeln verkünden die nicht selten vorkommenden Unglücksfälle. Bei Zwieselstein spaltet sich das Thal. Das Thal Fend mit dem gleichnamigen Dorfe führt in das eigentliche Heiligthum des Oetzthales. Hier zeigt sich die Ferner (Gletscher)-Pracht in ihrer ganzen furchtbaren Größe und Erhabenheit. Ueber zwanzig Gletscher starren von den Wänden herab, bewacht von den höchsten Zinnen der Oetzthaler Eiswelt, unter denen die „Wilde Eisspitze“ und die „Similaunspitze“ besonders in's Auge fallen. Hier endet unsere Reise in's Oetzgebirge. Das gefahrvolle Vergnügen, in die ungeheure Eiswelt einzudringen und die gewaltigen Eisriesen zu erklimmen, überlassen wir den Gelehrten, welche im Interesse der Wissenschaft ihr Leben in die Schanze schlagen, und den verwegenen Engländern, die es nicht erwar-



Die Similaunspitze.

ten können, bis sie den Hals brechen und sich darum auf dem festen Boden nicht mehr wohl fühlen. Wir aber bleiben bei dem gastfreundlichen Pfarrer in Fend und verfolgen mit seinem Teleskop die Fortschritte der kühnen Bergsteiger. Nach einer erquickenden Nachtruhe treten wir unsere Rückreise wieder an und befinden uns bald wohlbehalten wieder in Innsbruck.

Unser nächstes Reiseziel ist das südliche Tirol. Ueber den Brennerpaß, der früher jährlich von mehr als 25,000 Fuhrwerken passirt wurde, führt seit dem Jahre 1867 die Brenner-Eisenbahn, wohl die großartigste Gebirgsbahn, die bis jetzt im Betriebe ist. Wir benützen diese prosaische Fahrgelegenheit und steigen von dem schnaubenden Dampfroß fortgerissen über kühne Viadukte und durch lange, dunkle Tunelle zur Höhe des Passes hinan; dann geht's im engen Eisackthale wieder hinab nach Sterzing. Etwas weiter unten im Thale erblicken wir auf dem rechten Eisackufer die malerische Franzensfeste, in einer Gegend, welche im Jahre 1809 der Schauplatz der glorreichen Thaten der Tiroler im Kampfe mit den Franzosen war. Bei Brixen öffnet sich gegen Osten das Thal der Rienz, welches sich in dem Drauthale fortsetzt. Beide Thäler, welche unter dem Namen des Pusterthales zusammengefaßt werden, bieten höchst interessante Punkte, die uns zum Besuche einladen, besonders gilt dies von dem in einer herrlichen Erweiterung des Drauthales gelegenen Städtchen Lienz; aber wir eilen an allen diesen Herrlichkeiten vorüber dem Süden zu. — Unterhalb Clausen verlassen wir die Bahn, um in einem Seitenthal die Höhe der Seißer Alpe zu gewinnen und von da aus den gewaltigen Mauerthurm des Schlern zu besteigen.

Die Seißer Alpe bildet eine etwa 16 Stunden im Umfang haltende Hochebene, die durch ihre würzigen Kräuter berühmt ist. Ueber 11,000 Stück Rindvieh weiden hier im Sommer und etwa 300 Sennhütten und 400 Heuställe liegen auf der ausgedehnten Ebene zerstreut umher. Die ganze Hochebene ist von einem weißen, hie und da röthlichen Gestein, dem Dolomit umzäunt. Hohe seltsam geformte Mauerthürme ragen aus diesem Kranze auf in furchtbar nackten Wänden. Den südöstlichen Mauerthurm bildet der Schlern. „Wunderbar herrlich ist die Wirkung des Sonnenlichts an den Dolomitzacken der Hochebene. Haftet an heiteren Tagen die aufgehende oder scheidende Sonne an diesen glatten Felsensäulen, so weckt sie eine Farbengluth, wie selbst Sicilien sie in größerer Pracht nicht zu bieten vermag. Da scheint es, als sei der Berg in seinem Innersten entbrannt und leuchte aus sich heraus im feurigsten Roth. Oft scheint es fast



Bei'm Pfarrer.

unmöglich, sich zu überzeugen, daß, was dort glüht wie der aufgehende Mond, nichts Anderes als dürrer Felsen sei. Wer hätte je etwa von



Lienz im Pusterthal.

Botzen aus den Schlern in solcher Glorie gesehen und könnte des Anblicks wieder vergessen?"

Einen besseren Führer als der, welcher uns auf der oben erwähnten Tiroler-Reise auf den Schlern begleitete, könnten wir uns nicht wünschen. Eine jugendlich kräftige Gestalt und zugleich ein echtes Kind der Natur war er voll kühnen Muthes, aber zugleich auch voll Bewunderung und Liebe für die majestätisch erhabene Gebirgswelt seines Heimathlandes. Dabei war er wohl unterrichtet und wußte über Alles, was irgend unser Interesse wecken mochte, trefflich Auskunft zu geben, und in der Mittheilung fesselnder Anekdoten aus seiner reichen Erfahrung war er geradezu unerschöpflich. Sein einziger Fehler war eine beispiellose Verwegenheit. Manchmal schauderte uns, wenn wir ihn an den schroffsten Felsklippen und den jähsten Abhängen umherklettern sahen, um uns eine einsam stehende Alpenrose, ein Edelweißchen oder sonst ein seltenes Pflänzchen zu pflücken. Wir baten ihn dann, sich nicht unnöthig in Gefahr zu begeben, worauf er aber wenig achtete. Mit einem solchen Führer versehen, verlassen wir des Morgens um 2 Uhr Kastelruth und steigen langsam die Höhe der Seißer Alpe hinan. Gegen 5 Uhr Morgens sind wir an dem mächtigen Felswall des Schlern angekommen. Eine einsame Sennhütte ladet uns ein zu einer kurzen Rast. Der Senne bietet uns willig, was er an Nahrungsmitteln besitzt. Milch, Butter und Käse von vorzüglichster Qualität. Das genügt, da wir uns mit Brod und Fleisch hinreichend verproviantirt haben. Neugestärkt setzen wir dann unsere Wanderung fort. Jetzt wird es ernst mit dem Bergsteigen; ein schmaler Ziegenpfad führt bald über loses Steingerölle, bald über glatten Felsboden die steile Bergwand hinan, und dann verschwindet er wieder ganz. Unsern Führer aber kümmert das wenig, die Umrisse der Berghöhe über uns und die Formen der Felsmassen um uns zeigen ihm den Weg. Gegen Mittag erreichen wir den Gipfel des Berges, der mit einer hölzernen Pyramide be-



Meran.

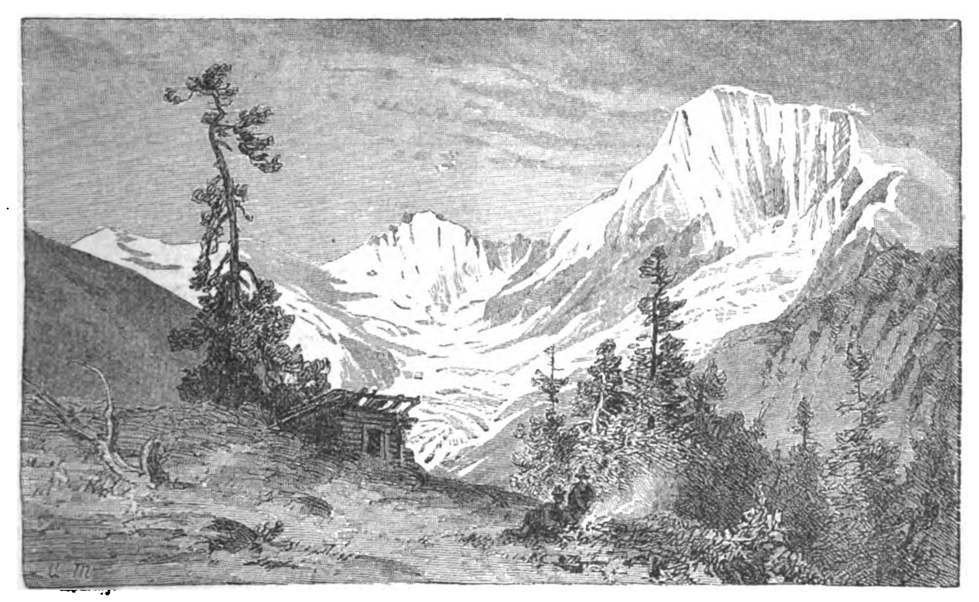
zeichnet ist. Lange fesselt uns hier oben die wundervolle Aussicht sowohl auf die umliegenden Berge, unter denen besonders der Langkofl und die Marmalata, „die Königin der Dolomite," hervorragen, als auch hinab in die Ebene, die sich wie eine Landkarte vor unsern Blicken ausbreitet. Endlich reißen wir uns los, und nach einer Weile gelangen wir zu einer breiten Felsschlucht, deren senkrechte Wände aus einer geheimnißvollen Tiefe emporsteigen. Den Saum dieser Felsschlucht oder Felsspalte entlang zieht sich eine 50—60 Fuß breite Abdachung, die mit losem Gestein und Felstrümmern bedeckt ist. Wir rollen einen Stein den Abhang hinab. Mit einem gewaltigen Sprunge stürzt er in die schauerliche Tiefe. Dann folgt ein furchtbares Poltern und Krachen, welches sich in einem donnerähnlichen Rollen fortsetzt, das allmählich immer schwächer wird und endlich in der Ferne erstirbt. Es ist das hundertfältige Echo, zuerst von den nächsten und dann von immer ferneren Felsen zurückgeworfen.

Hier war es, wo einst unser Führer beinahe sein Leben eingebüßt hätte. Da er sah, daß wir an dem künstlichen Donner in der Felsschlucht Wohlgefallen fanden, rollte er immer größere Steine und Felsblöcke in die Tiefe hinab. Mit banger Sorge sahen wir ihn auf dem losen Gestein der steilen Abdachung umherklettern. Zu verschiedenen Malen baten wir ihn, zu uns zurückzukehren. Umsonst. Soeben hatte er wieder mit Aufbietung seiner ganzen, nicht gewöhnlichen Körperkraft einen mächtigen Felsblock losgelöst, welcher nun polternd an ihm vorbei in die Tiefe hinabrollt. Da weicht der Grund unter seinen Füßen. Mir starrt das Blut in den Adern, wie ich den Mann trotz seiner Versuche, sich fest zu halten, mit dem losen Gestein den Abhang hinunter rutschen sehe. Noch ein paar Fuß und die kräftige Gestalt liegt zerschmettert auf dem Boden der Schlucht, die noch nie ein menschlicher Fuß betrat! Da greift er nach einem mächtigen Felsen und — Gott sei Dank! der Stein widersteht der Wucht des Falles. — Noch zittern wir an allen Gliedern, wie der Führer, bleich wie Marmor, wieder zu uns tritt. Niemand von uns macht ihm einen Vorwurf über seine Verwegenheit; wir bitten ihn blos, fortan bei uns zu bleiben, was er bereitwillig verspricht. Der Vorfall blieb natürlich nicht ohne Wirkung auf unsere Gemüthsstimmung. Die Unterhaltung stockte. Auch der Führer war ernst und schweigsam. Noch ge-

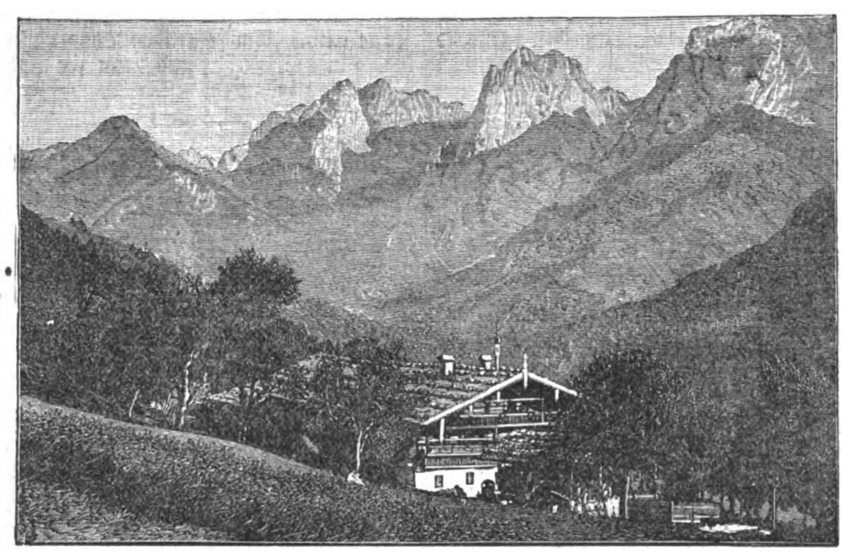
raume Zeit lag uns die Erinnerung an das Vorgefallene wie Blei in den Gliedern, während wir über die Felstrümmer und die grünen Matten hinwandelten, die trotz einer Höhe von nahezu 10,000 Fuß stellenweise den sonnigen Gipfel des Berges bedecken. Unser Führer war der erste, der seine frühere heitere Laune wieder gewann. Allmählich kam auch die Unterhaltung wieder in Gang. Wir scherzten und lachten wieder; nur des Vorfalls an der Felsenspalte — der trotzdem noch in Aller Gedanken lag — geschah keine Erwähnung.

Eine kurze, aber beschwerliche Wanderung bringt uns von jener verhängnißvollen Schlucht zu dem Rande des Mauerwalls, welchen wir von Kastelruth aus gesehen haben. Die Felswand erhebt sich hier etwa 3000 Fuß hoch über die Ebene und bildet oben eine so scharfe Kante, daß wir uns ohne Gefahr auf derselben niedersetzen und die Füße über den Abgrund hinabhängen lassen können. Feierliche Stille herrscht rings um uns her, über uns glänzt der Himmel in lichtem Blau und tief unter unsern Füßen hängen schwere Wolken am Berge, aus denen wilde scharfe Felszacken gespensterhaft hervorragen. Weiterhin erblicken wir ein entzückendes Landschaftsbild, frische Wiesen, schimmernde Häuser und Hütten und mächtige Berge. Es ist schauerlich schön dort oben auf jenem majestätischen Felsen; und gerne möchte ich noch einmal da sitzen auf der sonnigen Felswand mit den Wolken unter meinen Füßen.

Jetzt ermahnt der Führer zum Aufbruch und ohne weiteren Aufenthalt eilen wir zurück nach Kastelruth. Am folgenden Tage geht's wieder hinab in's Eisackthal und dann per Bahn weiter nach Botzen, dem alten Pons Drusi. Den Nordländer weht in dem Thalkessel von Botzen der Süden an, wenn er auf den mit Cactus überstreuten Felsen am Ausgange des Talferthales umhersteigt und die Sonne am tiefblauen Himmel hinter den mächtigen Gipfeln der Alpenwelt untergeht. Von Botzen aus erreichen wir leicht Meran, die alte Hauptstadt von Tirol. Schon lange hat sie ihren Rang an Innsbruck abgetreten. Dafür aber ist sie als Kurort, besonders für Brustleidende, um so berühmter geworden und wird aus weiter Ferne her von Kranken aufgesucht. Eine für jeden Deutschen unerläßliche Tour ist die zum Wirthshaus am Sand im Passeyerthal, der Heimath Andreas Hofer's. Das tragische Schicksal dieses Helden ist männiglich bekannt. Als Oesterreich im Jahre 1809 sich zum Kampfe gegen Napoleon I. rüstete, da stand auch Tirol gegen die Unterdrücker auf. Andreas Hofer, Speckbacher und der Kapuziner Haspinger waren die Führer. Acht Monate lang erwehrten sie sich der Uebermacht in einem Heldenkampfe, der in der Geschichte wenig Seitenstücke hat. Als endlich der Widerstand der tapfern Tiroler gebrochen war, fiel Hofer, nachdem er sich zwei Monate lang unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte verborgen gehalten hatte, den Franzosen in die Hände. Diese ließen ihn am 20. Februar 1810 in Mantua erschießen. Wie



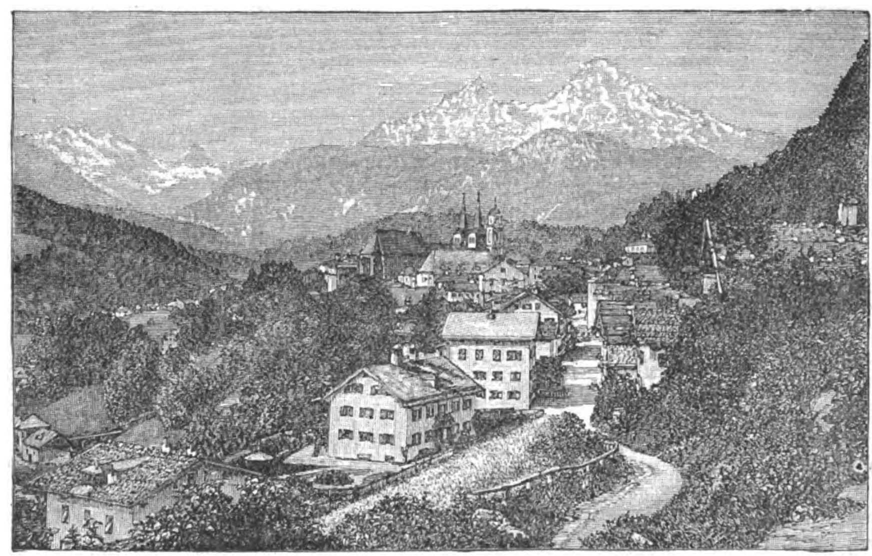
Die Königsspitze.



Der Wilde Kaiser.

im Leben, so war Hofer auch im Tode groß. Er duldete nicht, daß man ihm die Augen verband, und commandirte selbst mit bewunderungswürdiger Ruhe: „Feuer!“ Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde Hofer mit seinen Nachkommen in den Adelsstand erhoben. Auch ließ Kaiser Franz durch den Professor Schaller in Wien jene Marmorstatue Hofer's anfertigen, welche wir in der Franziskanerkirche in Innsbruck gefunden haben.

Um die Leser nicht zu ermüden, werden wir über den Rest des Weges, den wir noch zurückzulegen haben, schnell hinwegeilen und nur den wichtigsten Punkten noch einen flüchtigen Blick gönnen. Eine Fußtour das obere Etschthal hinauf zu den Thälern von Sulden und Trafoi „am Ende der Welt“ eröffnet uns die herrlichsten Aussichten auf die ungeheuren Gletscherfelder und Schneegipfel der Orteler Alpen, unter denen der Monte Castello, der Orteler und die Königsspitze besonders hervorragen. Von der letzteren sagt Payer, der sie im Jahre 1865 erstieg: „Die Königsspitze ist sehr gefährlich und wir hatten



Berchtesgaden mit dem Watzmann in Bayern.

noch dazu oben Hagel. Mein Führer sagt, er ersteige den Orteler lieber zweimal, als die Königsspitze einmal." — Wir begnügen uns auch diesmal damit, die majestätischen Schneeberge und die Wunder der Eiswelt mit staunenden Blicken zu betrachten und verzichten gerne auf die gefahrvolle Wanderung über die Gletscherfelder.

Da indeß die kältere Jahreszeit hereingebrochen und häufige Regen und Nebel den Aufenthalt in den hohen Gebirgsthälern unangenehm machen, treten wir unsere Heimreise über Botzen und Innsbruck an. Von hier aus benutzen wir die Eisenbahn nach Salzburg. Eine rasche Fahrt durch das herrliche Innthal bringt uns nach Wörgel, von wo aus die Gisela-Bahn durch das Zillerthal und den Paß Lueg in das Herz der Salzburger Alpen führt. Die Gebirgsscenerien, an denen wir auf diesem Wege wie im Sturme vorübereilen, sind zum Theil wunderbar wild und malerisch, was ein Blick auf den „Wilden Kaiser", von dem wir einen Holzschnitt beifügen, deutlich zeigt. In Berchtesgaden verweilen wir ein paar Tage. Diese Stadt, welche zum Königreiche Bayern gehört, liegt auf einem prachtvollen Hochlande, welches eine Schweiz im Kleinen genannt werden kann. Noch ist hier ein reiches Gemsenrevier. Gewaltige Berge begrenzen den Gesichtskreis auf allen Seiten. Der Watzmann, der in der Ferne sichtbar ist, gehört zu den am kühnsten geformten Alpengipfeln. Er endet in zwei thurmähnlichen Hörnern, welche ein scharfer, zackiger, mit ewigem Schnee bedeckter Kamm scheidet. Zwischen dem Watzmann und der Wilden Hechelwand befand sich die jetzt zusammen gestürzte Eiskapelle, früher ein Gewölbe von Eis, etwa 200 Fuß lang, in enger, tiefer Schlucht, eine Eisbrücke, unter welcher der Eisbach dampfend hervorstürzte. Drei Meilen von Berchtesgaden befindet sich der malerische Königssee mit seiner großartigen Umgebung, dem wir einen kurzen Besuch gönnen. Dann besteigen wir die Salzburger Eisenbahn und eilen ohne weitere Unterbrechung der Heimath zu. Bald sind die letzten Gipfel des Hochgebirges unseren Blicken entschwunden, und wir lassen die herrliche Alpenwelt mit ihren Wundern hinter uns zurück. Nicht so die Erinnerung. Diese begleitet uns fortan durch's ganze Leben! Ob auch Jahre und Jahrzehnte verflossen sind, die Erinnerungen an die stillen Alpenthäler und die wilden Gebirgsschluchten, die romantischen Seen und die imposanten Wasserfälle, die schroffen Felswände und Berghörner, die über die Wolken ragen, und die in ewigem Eis erstarrten Gletscher und Gipfel, die im Glanz der Morgensonne glühen, steigen immer wieder in stillen Mußestunden vor unserem Geiste auf, ein unerschöpflicher Quell der reinsten Freude, der Freude an den Werken der Schöpferallmacht Gottes.

Mein Heim im Winter.

Julius Lohmeyer.

Im Verblassen und Entfärben
Siecht dahin die welke Au,
Und der Wald, gefaßt zum Sterben,
Ragt umflort in's Nebelgrau.

Flücht'ge Vogelschaaren ziehen
Nach des Südens Sonnenflur;
Ein Verlassen und Entfliehen
Geht erschreckt durch die Natur.

Nebelhauch und Abenddämmern
Hüllen Wiese, Berg und Wald.
Einer Mühle fernes Hämmern
Friedlich noch herüberschallt.

Doch kein Lichtschein ist zu schauen
Auf den Feldern kahl und weit;
Und im Herzen banges Grauen,
Schreit' ich durch die Einsamkeit,

Bis ein Glanzstreif aus der Ferne
Durch der Parknacht Dunkel fließt
Und gleich einem guten Sterne
Mich mein heimisch Dach begrüßt.

Froh mich kündend, schallt mein Rufen
Hell zu meiner Lieben Ohr,
Und mit freud'ger Hast die Stufen
Flieg' ich zum Gemach empor.

Sei gegrüßt mir, trautes Stübchen,
All ihr Aeuglein blank und frisch,
Ros'ge Mädchen, braune Bübchen
Um den lichtbestrahlten Tisch!

Nimm dahin mit Sturmgebrause,
Rauher Nord, des Sommers Pracht!
Hier im glückgeborgnen Hause
Ist ein neuer Lenz erwacht.

Hülle die erstarrte Erde
Mondenlang in Schnee und Eis!
Hier am traulich warmen Herde
Regt sich fröhlich Lust und Fleiß.

Märchenträume, Zauberwonne
Spinnen uns in lichte Pracht,
Und des Christbaums Freudensonne
Strahlt durch unsre Winternacht.

Eine Geschichte vom Liede: „Fels des Bundes“.

(Rock of Ages.)

Nach dem Englischen von C. F. Morf.

„Mutter, wann erzählst du uns die Geschichte von dem 'Fels des Bundes', welche du uns versprochen hast?“ fragte ein etwa zwölfjähriges Mädchen.

„Ja, ja,“ versetzte Jakob, ihr vierzehnjähriger Bruder, „ich würde sie so gerne hören. Warum nicht jetzt?“

Es waren die Beiden, liebenswürdige, gehorsame Kinder, deren christliche Eltern sich ernstlich bestrebten, sie in Gottes Wegen zu erziehen. Sie wohnten in einem großen, schönen Hause des obern New Yorks, umgeben von Bequemlichkeit und Genuß jeder Art. Ihre Eltern bewegten sich in den höchsten christlichen Kreisen der Stadt, und während sie sich die Erziehung ihrer Kinder viel kosten ließen, bewiesen sie ihre Liebe in Werken der Barmherzigkeit. Besonders ließ sich der Vater die Rettung von Trunkenbolden angelegen sein, und schon Mancher war durch seinen Einfluß wieder ein nüchterner und ehrbarer Mensch geworden. Es war allgemein bekannt, daß die Mutter manche Besuche in dunkeln Dachstuben und Kellerwohnungen der untern Stadt machte, bei denen sie nicht mit leeren Händen kam, und so suchten beide dem Beispiel ihres Heilandes nachzuahmen, indem sie Gutes thaten an Armen und Verlassenen.

Ihre Kinder hatten zwei Dinge an ihrer Mutter bemerkt. Obwohl sie grundsätzlich nicht jedem Bettler mir nichts dir nichts etwas gab, so weigerte sie sich nie, einem Bettelsänger eine Gabe zufließen zu lassen; ja oftmals ließ sie es sich nicht verdrießen, ihnen zuzuhören und ihre traurige Geschichte sich erzählen zu lassen, und immer entließ sie dieselben mit fröhlichem Herzen. Ein Anderes, das sie wahrnahmen, war, daß ihre Mutter das bekannte alte Lied: „Rock of ages“ — Fels des Bundes — nie selbst singen oder singen hören konnte, ohne tief gerührt zu werden. Schon oft hatten sie um die Gründe für diese Eigenthümlichkeiten gefragt, aber immer wurden sie beschieden, es sei eine lange Geschichte, die sie einmal hören sollten, wenn sie alt genug seien.

Diesen Nachmittag antwortete sie nach kurzem Zögern: „Nun, Martha und Jakob, setzt euch hin. Ich will euch Alles erzählen, wiewohl es mich sehr traurig stimmt, diese Erfahrung noch einmal zu durchleben.“ Und sie erzählte:

„Es ward eine Hochzeit gefeiert. Zwei Seelen, die einander herzlich liebten, suchten beide in dieser Welt glücklich zu werden; sie waren jedoch arm und hatten wenige Freunde. Der Gatte hatte ein gutes Geschäft, und sie begannen ihren Ehestand in einer bescheidenen, angenehmen Heimath. Es wurde ihnen ein kleines Mädchen geboren, das ihnen sehr lieb und theuer wurde. Mehrere Jahre waren sie recht glücklich, ihre Verhältnisse besserten sich und Manche zählten sie zu ihren Freunden. Aber über den Gatten kam ein dunkler Tag der Versuchung, und er fiel, und von da an war es aus mit ihrem Glück. Nachdem der Dämon der Unmäßigkeit Eingang in diese Familie gefunden hatte, dauerte es nur zwei kurze Jahre, bis ihre Heimath freudenleer und öde war. Es ging rückwärts mit ihnen, bis sie endlich ihre Wohnung in der kalten Dachstube eines Tenementhauses fanden, welches von Schmutz und Unreinlichkeit starrte. Die Gattin, deren Constitution durch Entbehrung untergraben wurde, versuchte, sich und ihre kleine Mary durch Näharbeit am Leben zu erhalten. Der Mann kam dann und wann heim, ein träger, aufgedunsener und grausamer Mensch, verachtet und gefürchtet von den Seinen.

Mary war von einigen Damen, welche Missionsarbeit thaten, aufgesucht und mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen worden, um in die Sonntagschule gehen zu können, was ihr große Freude bereitete, denn immer brachte sie Traktate oder andere Schriften für ihre arme Mutter in der dunkeln Dachstube zurück. Eines Sonntag Nachmittags aber trat der Vater unerwartet bei den Seinen ein und fand Mary mit Sonntagskleidern angethan. Mit Drohungen und schnöden Flüchen nöthigte er sie, ihr nettes Kleid, die neuen Schuhe und den schönen Hut abzulegen, und voll Freude über die unerwartete Beute eilte er damit fort, um es zu verpfänden und den Erlös zu vertrinken. Zum zweiten Male kleideten die Damen die kleine Mary, so daß sie der Sonntagschule beiwohnen konnte, wo sie Jesum lieben und zu Ihm beten lernte.

Mutter und Tochter beteten und sangen oft mit einander, aber sie mußten sich wohl hüten, daß sie dabei nicht „ertappt“ wurden von diesem Thiermenschen, den sie Vater hießen. Ihr Lieblingslied, das sie oft mit einander sangen, war: „Rock of ages.“ Einmal traf sie der Vater dabei an, als sie dasselbe sangen, und verbot ihnen, es je wieder zu singen. Das



zweite Mal wurde er wüthend, schlug Mutter und Kind ganz unbarmherzig, trat sie mit Füßen und drohte, sie beide umzubringen.

Späterhin ging Mary einmal die Straße entlang und, ohne eigentlich daran zu denken, was sie that, sang sie das alte, wohlbekannte Lied vor sich her. Plötzlich kam durch das Fenster einer Schenke, an welcher sie vorbei ging, eine schwere Flasche geflogen, begleitet von den zornigen Worten ihres Vaters: „Da, da hast du ein Stück von einem Fels. Das behalte 'mal — gut genug für dich.“ Der Wurf traf sie an den Schlaf und fällte sie zur Erde. Sie stand wieder auf und, betäubt und blutend, ging sie heim zur Mutter. Die ganze Nacht stöhnte sie vor Schmerzen, während sie sich im wilden Delirium auf ihrem ärmlichen Strohlager befand. Der Arzt verband die Wunde, erklärte sie jedoch für tödtlich. Das war eine Nacht der Schmerzen und Aengste für das arme Mutterherz! Konnte sie ihre Mary, ihren Engel, ihre einzige Gesellschafterin und Herzensfreude aufgeben? Welche heißen Gebete sandte sie zum Himmel empor, daß ihr dies bittere Leiden erspart bleiben möge!

Während der langen Stunden ihrer Geistesabwesenheit sang Mary verschiedene Strophen des Liedes, dann wähnte sie, sie sehe die Flasche daher fliegen, oder sie höre die Fensterscheibe bersten und ihren Vater im Zorne fluchen. Immer wieder hörte man sie sagen: „Er war's nicht; er hat es nicht gethan; er wollte es nicht. Nein, nein! Mein Vater nicht!“ Zuletzt fiel sie in einen ruhigen Schlummer und erwachte früh Morgens in klarem Bewußtsein, klagte jedoch über große Schmerzen.

„Mama,“ sagte sie, „bete für Papa. Ich will den Papa sehen. Ich will ihn gleich sehen.“

Sie schickte einen Knaben nach einer Schenkbude, wo er vielleicht zu treffen war, mit der Nachricht: „Komme schnell heim, wenn du die Mary noch einmal sehen willst, ehe sie stirbt.“ Er war zu betrunken, um es zu verstehen, kam aber doch. Mary war wieder geistesabwesend und kannte ihn nicht. Mit stumpfem, geistlosem Auge blickte er sie einen Moment an, dann brach er in Flüche und Schmähreden aus gegen die betende Mutter. Mary redete unzusammenhängende Worte; jetzt rief sie ihn und bat um eine Orange; dann flehte sie ihn, doch die Flasche nicht nach ihr zu werfen, sondern ihr eine Orange und einen Kuß zu geben. Verdrießlich polterte er fort und wüthend schlug er die Thür hinter sich zu.

Die Mutter bat nun Gott flehentlich, ihr doch ein Mittel zu geben, um ihrem sterbenden Kinde noch eine Orange kaufen zu können. Indem sie ihren abgebleichten und fadenscheinigen Shawl über ihre Schultern warf, tröstete sie ihr Kind mit den Worten: „Sei nur stille, Mary, mein Liebling, Mama bringt dir eine Orange. Ich komme gleich wieder.“

Sie hatte einen Einfall. Sie hatte öfters schon Frauen auf der Straße um Geld singen gehört. Sie wollte einen ähnlichen Versuch machen. Die Morgenluft wehte kalt um die Straßenecken und machte sie erzittern. Sie fing an zu singen. Einige Vorübergehende rümpften die Nase, Etliche spotteten, Andere eilten gleichgiltig an ihr vorbei. Alle gingen ihres Wegs und Niemand gab ihr etwas. An einer zweiten Ecke sang sie; an einer dritten und an einer vierten mit demselben Erfolg. Entmuthigt und zitternd, als ob sie das kalte Fieber hätte, wollte sie weitere Versuche nicht mehr wagen, aber der Gedanke an ihr leidendes Kind, das um eine Orange bat, flößte ihr wieder Muth ein. Noch einen Versuch wollte sie machen. Mit einem stillen Seufzer zu Gott schritt sie hinüber nach der Fünften Avenue und fing mit bewegtem Herzen an zu singen:

„Rock of ages, cleft for me,
Let me hide myself in thee.“

An dem Fenster drüben auf der andern Seite der Straße sah sie zwei schöne Kinder; sie schauten nach ihr und bald kam eine Magd und öffnete das Fenster ein wenig; sie horchten zu. Dann kam eine schöne, mütterlich aussehende Dame ebenfalls an das Fenster und winkte ihr. In der Hoffnung, den ersehnten Pfennig zu bekommen, näherte sie sich dem Fenster und sang das Lied zu Ende. Dann kam die Magd heraus und legte ihr einen silbernen halben Dollar in die Hand.

Jetzt ging es aber schnell heimwärts durch die Straßen und engen Gassen, und mit erleichtertem Herzen sprang sie die ächzenden Treppen hinauf mit den Einkäufen, welche sie gemacht. Selten wurden so viele und so nöthige Sachen mit einem halben Dollar gekauft.

Mühsam öffnete Mary ihre Augen, aber wie glänzten sie vor Freude, als sie ihre Mutter mit den Orangen erblickte. Auch die Mutter war erfreut, ihr Kind bei Verstand anzutreffen.

„Gott hat dir diese Sachen geschickt, mein Liebling,“ sagte sie; „ich habe dafür an der Fünften Avenue gesungen; ich bat Gott, doch Jemandes Herz zu rühren, und er that es.“

„Wie gut der liebe Gott doch ist,“ flüsterte Mary; „ich habe für dich gebeten, daß er dich trösten möge; ich habe für den Vater gebeten, daß er doch wieder gut und lieb zu dir werde, und daß er nicht mehr trinken möge. Ich gehe zu Jesu. Ich werde nicht mehr lange bei dir sein. Jesus liebt mich und will mich bei sich haben, das weiß ich. Jesus wird mich singen lassen: Rock of ages, so viel ich will, nicht

wahr? Ach, mein Kopf!“ und die kleine Mary stöhnte vor Schmerzen.

Der Tag ging langsam hin, und die Dämmerung brach herein. Das junge Leben nahte sich schnell seinem Ende. Der Arzt kam und ging wieder mit dem Bemerken, sie werde die Nacht nicht überleben. Die heißen Thränen der Mutter perlten auf den kalten Boden, während sie neben ihrer sterbenden Mary kniete. Zuletzt konnte sie sich fassen, indem sie die Worte betete: „Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

Der dumpfe, schwere Schritt des Vaters ließ sich draußen auf der Treppe vernehmen. Die Mutter zagte vor Bangigkeit. „O, mein sterbendes Kind!“ rief sie aus; „ich kann nicht zugeben, daß er dich jetzt sieht.“

Aber er trat wankenden Schrittes, doch theilweise nüchtern, herein. Auf die gebeugte Form der Gattin und das bleiche Antlitz auf dem Strohlager blickend, schleppte er sich heran und starrte, und dann begann er zu fluchen und leidenschaftlich zu werden.

Da schlug Mary ihre Augen auf, reichte ihre kleinen Arme nach dem Vater und mit lächelnden Mienen brach sie in die Worte aus:

„O Papa, Papa; ich bin so froh, daß du gekommen bist, denn ich gehe in den Himmel. Ich gehe zu dem Herrn Jesus, den ich in der Sonntagschule lieben gelernt habe. Ich habe den Heiland gebeten, daß er dir vergeben möge, daß du mich mit der Flasche geworfen hast. Ich habe gebetet, daß du wieder gut und liebreich und artig gegen die Mutter werden mögest, und nicht mehr trinken mögest. Komm, küsse deine Mary; gieb mir den letzten Kuß. Komm auch einst in den Himmel, um bei mir und bei Jesu zu sein; nicht wahr, das thust du, Papa? Küß' mich — küß' — Jesus.“ Erschöpft sank sie zurück. Die Mutter fing an zu singen: Rock of ages. Sie sang den dritten Vers:

„Ob ich wall' im Erdenlicht,
Ob mein Aug im Tode bricht.“

Mary athmete tief auf, lächelte, flüsterte etwas, und ihr seliger Geist war sicher in Jesu Armen.

Der Gatte war in Schweigen versunken und schaute verwirrt bald auf das Kind, bald auf die schluchzende Mutter, und murmelte vor sich hin: „Todt! meine Herzenstochter todt! Sie ist fort! Und ich habe sie umgebracht! O mein Gott!“ Und mit diesen Worten setzte er sich hin und weinte laut.

Jene Nacht wachte er neben der todten Gestalt seiner einst so geliebten und jetzt getödteten Mary. Seine Gefühle waren peinigend und überwältigend. Es war eine lange Nacht des Ringens. Er durchdachte die Vergangenheit, von der glücklichen Hochzeit und der Gründung der freundlichen Heimath an bis jetzt, da er seine Herberge in der elenden alten Dachstube aufgeschlagen. Er dachte an die eine Ursache dieses Wechsels und diese wollte ihm nimmer aus dem Sinn kommen. Zuweilen brach er in die Worte aus: „Ich Elender, ich Narr, ich Trunkenbold und verdammungswürdiges Subjekt!“ Bei Anbruch des Morgens hatte er den Sieg über sich selbst gewonnen, und seine Gattin an die Brust drückend, gelobte er vor Gott, nie mehr berauschendes Getränk über seine Lippen zu bringen.

* * *

Von Aufregung überwältigt, hielt die Mutter inne mit ihrer Erzählung, und auch Martha und Jakob waren zu Thränen gerührt. Doch fragte Jakob weiter: „Hat er dann nicht mehr getrunken, Mutter? Was wurde späterhin aus ihm?“

„Nie wieder,“ sagte sie mit fühlbarem Stolz; „und wer denkt ihr, war dieser Mann? Er überwand seine Lust zum Trinken, sein Geschäft besserte sich, er bekam wieder eine glückliche Heimath, und zwei liebe Kinder wurden ihm geschenkt mit Namen Martha und Jakob und —“

„Was?“ fiel Martha mit Verwunderung ein, „das war doch gewiß mein Vater nicht! Mein Vater je ein Trunkenbold? Und er dich geschlagen? Ich erinnere mich, daß du mir gesagt hast, daß ich vor langer Zeit eine Schwester Mary gehabt habe, die aber gestorben sei. Und war diese Mary meine Schwester?“ und sie brach in bitteres Weinen aus.

Die Mutter tröstete ihre Kinder mit der Bemerkung, es komme ihr vor wie ein Traum, aber da es in der Vergangenheit liege, so werde dessen zwischen Vater und Mutter nie erwähnt. Gott ist gut und erhört das Flehen auch des Gesunkensten. Gott ist kein Ding unmöglich; er kann auf's Vollkommenste retten, die verloren sind.

Im Leidenstiegel.

Ich bin im Kreuz, was soll ich thun?
Nur wie ein stilles Schäflein ruh'n
In Jesu Schooß und Willen.
Ich küsse meines Freundes Hand,
Die mir das Kreuz hat zugesandt:
Er will Sein Werk erfüllen.

Er fahre nur im Schmelzen fort,
Mitleiden ist ein süßes Wort,
Ich leide nicht alleine:
Sein Nahesein den Geist erquickt,
Die Gnade neue Kraft mir schickt,
Auch wenn ich's selbst nicht meine.

Greif an, mein Herr, durch Kreuz und Leid
Den tiefsten Grund der Eigenheit
Und schone nicht des Kranken.
Das Herz in Feuergluth erprobt,
Mit Inbrunst seinen Schmelzer lobt,
Und kann nicht g'nug Ihm danken.

Du funkelreine Gottes=Lieb,
Laß deine Kraft und sanften Trieb
Durch's Kreuz in mir sich mehren:
Ich senke mich in Dich hinein,
Und will Dich auch in Kreuz und Pein
Durch Stillesein verehren.

Unsere Fortbildungs-Schule.

Schon zu wiederholten Malen ist auf den Werth derselben hingewiesen worden. Schaaren unserer jungen Leute haben die Schule verlassen, um nie wieder zurückzukehren. Die Thüren, die sich einmal hinter ihnen schlossen, bleiben geschlossen für immer. Schnell eilen die Jahre dahin, aber die Reue über eine schlecht benutzte Schulzeit ist noch schneller, und aus der Brust manches Jünglings, mancher Jungfrau preßt sich der schwere Seufzer: „Könnte ich noch einmal meine Schuljahre überleben, ich wollte meine Zeit theurer auskaufen." Doch keine Seufzer, keine Thränen sind vermögend, die schönen Jahre der Schule zurückzurufen. Die Gelegenheit des Lernens ist dahin, dahin für immer. Die Arbeit auf dem Felde, in der Werkstatt, im Kaufladen nimmt den größten Theil des Tages in Anspruch und einen großen Theil des Abends. Wie schweres Bleigewicht belastet Entmuthigung das Gemüth und hemmt den kühnen Geistesflug. Da aber der Geist Beschäftigung haben muß, so sucht unsere Jugend unterhaltende Gesellschaft auf, oder liest schädliche oder gehaltlose Bücher und Schriften, und wirft sich übeln Gewohnheiten — intellektuellen und sozialen — in die Arme.

Auch viele erwachsene Männer und Frauen beklagen die Unbedachtsamkeit und die Nachlässigkeit ihrer Jugend. Ihr Heim und ihre Kinder sind traurige Zeugen ihrer intellektuellen Armuth, welche überall in Geschmack und Unterhaltung zu Tage tritt, und die Folge eines verfehlten Schullebens ist.

In dieser Welt geschäftiger Köpfe, unermüdlicher Druckerpressen, und der Berge von Büchern und Zeitschriften sollte es doch möglich sein, das Versäumte nachzuholen, wenigstens doch in einem gewissen Grade. Es muß noch Hilfe da sein für unsere jungen Leute auf dem Lande, in der Werkstatt und der Fabrik, für unsere Näherinnen und Ladenmädchen, für unsere Väter und Mütter. Von welcher Richtung aber wollen wir die Hilfe erwarten? Von den Vereinen der Ungläubigen? Von den ungeregelten öffentlichen Bibliotheken? Von billigen Zeitungsläden? Oder von der Kirche? Wer soll die unbeschäftigte Zeit der sechs Wochentage für sich beanspruchen? Soll es die Welt? Soll es der Teufel? Sollen es die Prediger Gottes, des Höchsten, durch kirchliche Anstalten?

Der „Chautauqua Literarische Verein" hat diese Frage theilweis und mit glänzendem Erfolge beantwortet. Soll das Echo dieser Antwort durch die Kirche hallen? Sollen wir unsre Jugend in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht retten? Soll Bildung in unsere Heimstätten einziehen? Sollen wir die Canäle, durch welche unserer Jugend ihre geistige Nahrung zugeführt wird, und welche jetzt mit dem übelriechenden Schlamme gehaltloser und sündlicher Literatur angefüllt sind, sollen wir diese Canäle von dem Schlamme reinigen, indem wir unter geübter Hand jede Woche einen Strom reinen, gesunden und lebendigen Wassers hineinleiten?

Prediger, wir wenden uns an euch. Wollt ihr mit starkem Arm diese gewaltigen Hebel — Literatur und Bildung — angreifen und sie zur Förderung eines weiten und erhabenen geistigen Lebens handhaben, oder wollt ihr diese Gewalten der Welt überlassen?

Superintendenten, wir wenden uns an euch. Könnt ihr nicht eure Lehrer und älteren Schüler dazu bewegen, einen Lesecursus aufzunehmen, und auf diese Weise denen, die jetzt in einer engen und beschränkten Welt, in Banden der Vorurtheile und der Unwissenheit und unter der Wucht übler Gewohnheiten schmachten, einen Weg zum herrlichen Himmelsäther öffnen?

Lehrer, wir wenden uns an euch. Sind nicht einige eurer Schüler alt genug, um einen einfachen Lesecursus in Geschichte, Literatur, Kunst

und Wissenschaft aufzunehmen, auch wenn sie jeden Tag nur dreißig Minuten darauf verwenden können? Auf diese Weise können sie sich in einigen Jahren, wenn sie ausharren, einen nicht zu verachtenden Schatz von Kenntnissen sammeln. Legt ihnen die Sache vor. Sagt ihnen, wie sie es anzugreifen haben. Begeistert sie. Zeigt ihnen den Weg, und noch in späten Jahren werden sie Gott für eure Anleitung danken.

Schüler, wir wenden uns an euch. Wir wollen annehmen, daß ihr sechszehn Jahre alt seid und darüber. Ihr besitzt keine besonders gute Schulbildung. Ihr habt eure Gelegenheit versäumt. Es ist zu spät, zu euren Schulbüchern und eurer Schiefertafel zurückzukehren. Aber dennoch könnt ihr jetzt noch anfangen, euch eine Bildung zu erringen, und zwar eine achtunggebietende. Jeden Tag könnt ihr einige Minuten darauf verwenden, in einigen Jahren einen Cursus beenden, und dann neue Curse aufnehmen, und auf diese Art könnt ihr euren Geschmack in Bezug auf Literatur umgestalten, eurem vernachlässigten Gedächtniß neue Frische verleihen und euch allmählich eine werthvolle Bibliothek sammeln. Ihr lernt eure „starke Seite" kennen und könnt sie mehr ausbilden, und werdet Spezialisten in dem Fache der Gedanken, der Literatur und der Nachforschung, zu welchem ihr am meisten Naturanlagen habt. Wollt ihr den Versuch machen?

Friede!

Wahrer Friede hängt nicht ab von äußeren Umständen und glücklichen Verhältnissen des Lebens. Man kann ihn besitzen und genießen in Reichthum und Armuth, in Gesundheit und Krankheit, in Freude und Traurigkeit. Wir können ihn genießen in der Gesellschaft und in der Einsamkeit, in dem Gewühl der Städte und in der Oede der Wildniß, im Besitze der Macht und der Ehre und im Stande der Knechtschaft und Verachtung. „Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist." Und Jesus sagt: „Es ist inwendig in euch." Ist das Herz recht, ist es ganz in den Willen Gottes versenkt, ist es völlig zufrieden mit seinem Loos und mit seiner Lage, hat es sich im völligen Vertrauen in die Hand der Vorsehung gelegt, und läßt es Ihn, den großen Gott, walten und Ihn, den lieben Vater, sorgen, so besitzt es diesen Frieden.

Aber das Geheimniß zu diesem Frieden ist kindlicher, freudiger Gehorsam. Kein Eigenwille auf der einen und keine knechtische Furcht und gesetzliches Treiben auf der andern Seite verträgt sich mit diesem Frieden. Darum spricht der Herr: „Ach, daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom." Dieses „Merken" auf die Gebote Gottes, dieser Gehorsam ist ein Werk der Liebe und Dankbarkeit; man thut gern, was Ihn erfreut; und darum kann auch Johannes sagen: „Seine Gebote sind nicht schwer." Wahrer Gehorsam, der seinen Sitz im Gemüthe hat, und der herausfließt wie das Wasser aus einer sprudelnden Quelle, ist in vollem Sinne des Wortes ein Leben der Freiheit, und darum die Bedingung des beständigen Friedens. „Denn so wir im Lichte wandeln wie Er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander." Nämlich wir mit Gott, und Gott mit uns; und aus dieser Gemeinschaft fließt uns zu „der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft."

Bodenloser Leichtsinn.

Gestern war ich im Laden eines Goldschmieds, für mich ein sehr seltener Weg. Während ich mit dem Geschäftsinhaber verhandele, tritt ein blutjunges Dienstmädchen herein. Mit zierlichen Schritten nähert sie sich und überreicht demselben schalkhaft und verständnißinnig lächelnd ein Zehnmarkstück.

„Sie wissen schon!" flüstert sie.

„Ich schreibe es sofort an," lautete die höfliche Entgegnung.

Kokett den Kopf in den Nacken werfend, verschwindet sie.

„Die zahlt wohl alte Schulden ab?" fragte ich den Goldschmied.

„Im Gegentheil!" antwortete dieser, „sie macht Anzahlungen auf einen Schmuck, den sie um jeden Preis zu besitzen wünscht. Jeden Monat bringt sie den ganzen Lohn, welchen sie verdient, um so allmählich ein goldenes Medaillon mit Kette zu erstehen. Sie wollte den Schmuck gleich haben und dann von ihren Ersparnissen nach und nach die Schuld abtragen. Natürlich ging ich nicht darauf ein, sondern machte ihr den Vorschlag, bei mir zu sparen. Sie hat's angenommen, und wir stehen uns beide gut dabei."

„Aber das ist doch ein bodenloser Leichtsinn! Das Mädchen wird vielleicht an den nothwendigsten Kleidungsstücken Mangel haben, und an das Sammeln eines Nothgroschens denkt sie gar nicht."

„Wohl möglich. Aber ich versichere Ihnen, die Dienstmädchen sind meine besten Kunden.

Uebrigens wäre es thöricht, wenn ich aus Gewissensskrupeln sie abweisen wollte. Sie gingen lachend zu einem meiner Konkurrenten."

Es ist mir lange im Kopf herumgegangen: die Dienstmädchen sind die besten Kunden eines Goldschmieds! Ein Dienstmädchen kauft einen durchaus unnöthigen Schmuck für mehr als 40 Thaler, während sie für's ganze Jahr einen Lohn von 100 bis 125 Thalern hat — und das ist kein vereinzelter Fall, sondern kommt sehr häufig vor. Arme Herrschaften, die ihr solche Dienstmädchen habt; sie werden selten im Stande sein, sich reine Hände zu bewahren. Arme Mädchen, die ihr von Eitelkeit und Leichtsinn gebunden seid; ihr werdet euch selten in den bescheidenen, oft drückend engen Grenzen eines Handwerker- oder Arbeiterhaushaltes glücklich fühlen. Arme Ehemänner, die ihr so thörichte Geschöpfe zu Gattinnen wählt; ihr werdet es selten vermögen, ihren leichtfertigen Gelüsten zu genügen, ohne euch um inneres und äußeres Glück zu bringen. — Diese kleine Scene im Goldschmiedladen schien mir einen Beitrag zur Antwort auf die Frage zu geben: Warum giebt es heute so viele unglückliche Ehen?

Der Kölner Dom.

Von Opusculum.

I.

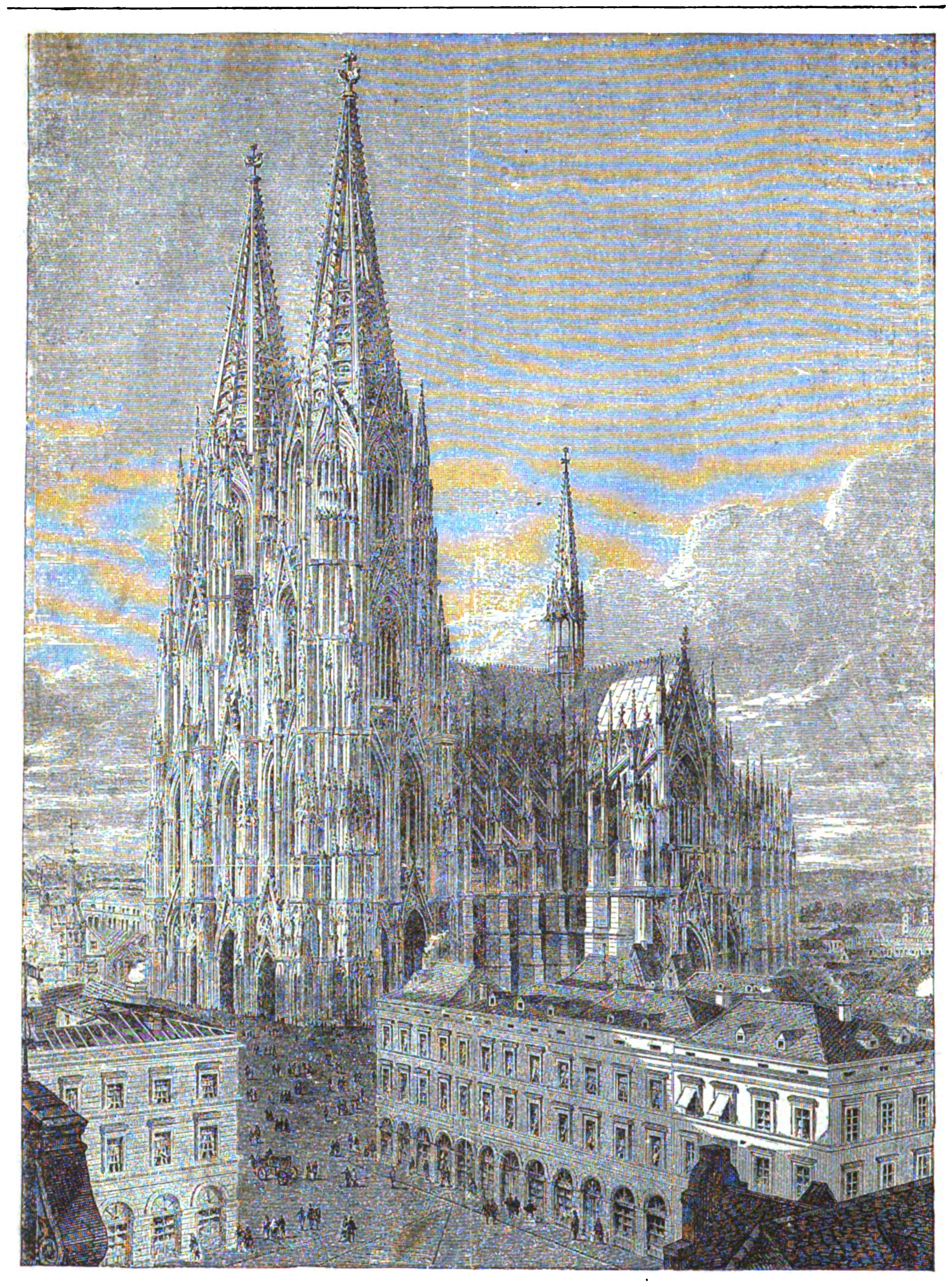
Die Geschichte des Doms.

Einzelne Bauwerke sind oft Träger der politischen und religiösen Ideen eines ganzen Volks. Im Tempel zu Jerusalem verkörperte sich das Judenthum, Rom in seinem Kapitol, Assyrien im Thurm zu Babel, und im Bau zu Mekka findet der Islam seinen lebendigen Mittelpunkt. Der Dom zu Köln, als die Peterskirche Deutschlands, hat eine ähnliche Bedeutung für das alte Vaterland. Zunächst ist er die höchste Blüthe, die großartigste, schönste und in allen Theilen harmonisch gestaltete Schöpfung der gothischen, also der deutschen Baukunst. Sodann ist er auf's Innigste mit den Geschicken der deutschen Nation verflochten. Seine Gründung und sein Weiterbau erfolgten in einer wichtigen Periode des ersten deutschen Kaiserthums; sein Verfall und seine Vernachlässigung trafen zusammen mit dem Verfall des Reiches. Als aber im Jahre 1840 das deutsche Volk seine ganze Hoffnung auf König Friedrich Wilhelm IV. setzte, da begann auch die Theilnahme für den Fortbau des Kölner Doms sich zu regen, und dem Wiederhersteller der deutschen Einheit, dem Kaiser Wilhelm I., war es vergönnt, auch den Dom vollendet zu sehen. Die warme Hoffnung deutscher Dichter und Patrioten ist nicht zu Schanden geworden. Hoch ragen die mächtigen Thürme mit ihren durchbrochenen Helmen und Flammenkronen zum Himmel empor und verkünden der Gegenwart und den kommenden Geschlechtern, was deutsche Einigkeit, Brudersinn und gemeinsames, kräftiges Wirken zur Erreichung eines hohen Zieles vermögen.

Der älteste Dom Kölns lag auf der Stelle, wo heute die Kirchen St. Peter und St. Cäcilien stehen. Auch er war dem heiligen Petrus geweiht, und die Legende von St. Reinold, die sich in Köln besonders lokalisirt hat, weiß zu berichten, daß der Heilige beim Bau dieses Doms beschäftigt und von den Steinmetzen erschlagen worden sei. Als das Dach dieser ersten Domkirche durch Feuer zerstört wurde, schenkte Karl der Große seinem Freund und Erzkaplan Hildebold, den er zum Bischof von Köln gemacht, jenen Hügel in der nordöstlichen Ecke mit seiner ganzen Umgebung zum Zweck der Erbauung einer neuen Kathedrale. Ein Pergamentcodex von St. Cäcilien sagt geradezu, daß Hildebold ein neues Münster des heil. Petrus begonnen und Willibert dieses eingeweiht habe. Letzteres geschah im Jahr 874, als der genannte Bischof eine Provinzialsynode in Köln abhielt. Der zweite Dom wird häufig in Kalendarien und älteren Chroniken erwähnt.

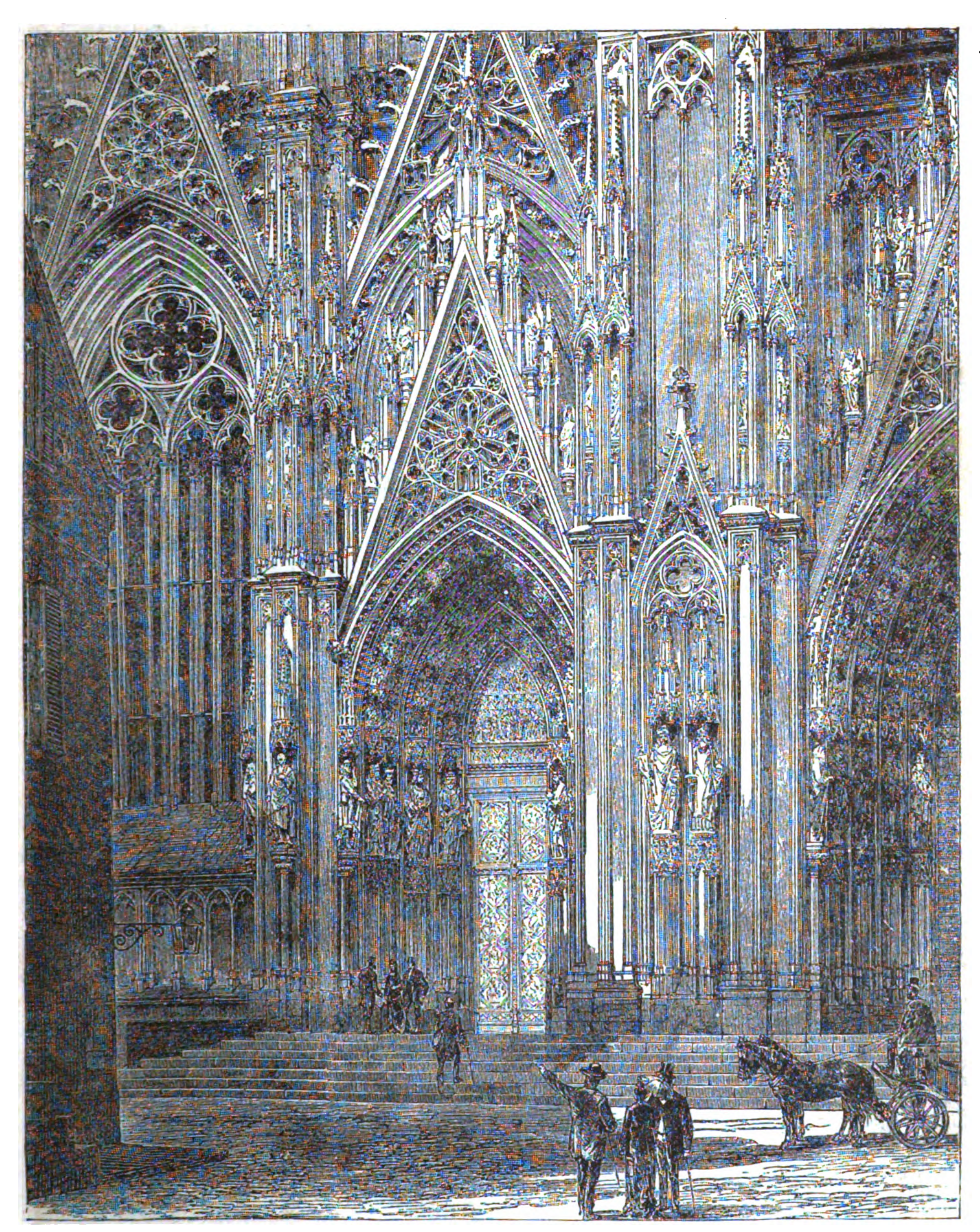
Manche Veränderungen mögen im Laufe der Jahrhunderte an diesem Dom vorgenommen worden sein; der Zahn der Zeit mag an ihm genagt, die Macht der Elemente werden ihn theilweise zerstört haben. Als zu Anfang des 13. Jahrhunderts Engelbert aus dem reichen und mächtigen Geschlecht der Grafen von Berg den erzbischöflichen Thron bestieg, mochte das Bauwerk seinen Ansprüchen an eine Kathedralkirche nicht mehr genügen. Köln war damals durch seinen ausgedehnten Handel und seine blühende Industrie reich und angesehen.

Erzbischof Engelbert fand in seiner Stellung zu Kaiser und Reich wie in seiner Erzdiöcese die Veranlassung, einen seiner würdigen Dom zu erbauen. Er wollte dem in ganz Deutschland verbreiteten Spruch: „Köln eine Kron', über allen Städten schön," auch in Bezug auf seine Kathedrale gerecht werden. Und so trug er sich mit dem Gedanken an einen Neubau um so mehr, als der alte Dom mehrmals durch Brand beschädigt worden war. Er wurde aber an der Ausführung seines Vorhabens durch plötzlichen Tod verhindert. Graf Friedrich v. Isenburg, sein Vetter, erschlug ihn am 7. November 1225 am Gevelsberg bei Schwelm. Sein Nachfolger, Heinrich, Graf von Molenark, hatte anderes zu thun, als an den Dombau zu denken. Erst Konrad v. Hochstetten oder Hochstaden,



Der Kölner Dom.

der 1237 zur Regierung gelangte, nahm den Gedanken Engelberts wieder auf und that ernstliche Schritte zum Bau des dritten Doms, dessen Vollendung Deutschland erst in unsern Tagen erleben sollte. Der erste Dombaumeister ist der Steinmetzmeister Gerhardt von Riehl. Konrad von Hochstaden hatte Wilhelm von Holland im Jahre 1247 in Aachen zum Deutschen Kaiser gekrönt. Als dieser nach Köln kam, benutzte Konrad die Anwesenheit desselben und



Das Westportal des Kölner Doms.

vieler anderer Fürsten, um am 14. August 1248 den Grundstein zum dritten Dom zu legen; den zweiten hatte eine Feuersbrunst am 30. April 1248 arg beschädigt.

Die politischen Fehden zwischen den Erzbischöfen und den Bürgern Kölns hinderten längere Zeit die Vollendung des Chors. Derselbe konnte jedoch im Jahr 1322 geweiht werden. Dombaumeister war von 1301 bis 1330 Meister Johann, dem also die Ehre gebührt, dieses prächtige Werk ausgeführt zu haben. Dann kam neue Erschlaffung über die Bauherren, vielleicht weil die Sammlungen nicht genügende Geldmittel ergaben. Aus Mangel

an Urkunden läßt sich nicht sagen, was die Erzbischöfe und was das Domkapitel aus eigener Kasse zu dem Bau gespendet haben. Reiche Fonds scheinen aber nicht vorhanden gewesen zu sein. Verschiedene Päpste eiferten die Gläubigen der ganzen Christenheit zu milden Beiträgen für den Dom an, und die Sendlinge des Kapitels durchzogen ganz Europa, um die damaligen „Peterspfennige“ einzusammeln. Der geringe Werth der Arbeit und der niedrige Preis aller Lebensbedürfnisse erleichterten auch das Domwerk. Als das Chor vollendet war, brach man allmählich die Reste des alten Domes ab und begann die Arbeit am Langschiff, dem nördlichen Seitenschiff und dem südlichen Thurm. Dieser war im Jahr 1447 so weit gediehen, daß die Glocken, die seither in einem hölzernen Thurme Platz gefunden hatten, in ihm aufgehängt werden konnten. Auch brachte man auf ihm den Kran zum Aufwinden der Steine an, der erst vor einigen Jahren beseitigt worden ist. Das Erdgeschoß des nördlichen Thurms sowie das nördliche Seitenschiff werden gegen Ende des 15. Jahrhunderts vollendet worden sein. Im Jahr 1499 war die Bauthätigkeit noch im Gang. Von dieser Zeit an wurde fast gar nichts mehr am Dom gebaut. Die Kämpfe der Reformation zogen die Aufmerksamkeit des Erzbischofs und des Domkapitels von dem Bau ab. Als sie vorüber waren, machte sich ein ganz anderer Geist auf dem Gebiete der Kunst geltend, der den gothischen Stil in die Rumpelkammer des Mittelalters werfen wollte und mit vornehmer Geringschätzung auf die herrlichen Erzeugnisse der deutschen Baukunst niederblickte. Kaum daß man die nothdürftigsten Reparaturen am Aeußern des Doms vornehmen ließ. Ja, im Jahr 1801 wäre der Dom beinahe auf Abbruch versteigert worden; die Gefahr ging aber glücklich vorüber, und als die Kaiserin Josephine bei ihrer Anwesenheit in Köln den Dom besichtigt hatte, schickte sie einige hundert Napoleondor zu Reparaturen. Napoleon, der zu größeren Beiträgen angegangen war, erklärte aber, daß die Staatskasse außer Stande sei, die erforderlichen Summen für kirchliche Zwecke herzugeben.

Erst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen entschloß sich zum Ausbau des Domes, und es wurde die Feier der Grundsteinlegung zum Südportal den 4. September 1842 begangen.

Die Arbeiten am Dom schritten planmäßig weiter. Im Jahr 1854 waren die Umfassungsmauern im Lang- und Querschiff vollendet. Am 8. Oktober 1855 erhielt der Dachgiebel des Südportals bei Anwesenheit des Königs den Schmuck der Kreuzblume. Am 8. Dezember desselben Jahres wurde auch das Nordportal vollendet. Es folgten sodann die Errichtung des aus Eisen mit einer Zinkumgebung construirten Mittelthurms sowie die Eindeckung des eisernen Dachgerüstes über dem Lang- und Querschiff. Am 15. Oktober 1860 wurde der Stern auf dem Mittelthurm aufgerichtet. Mehr und mehr stieg die Hoffnung der Dombaufreunde, das große Werk in nicht zu ferner Zeit vollendet zu sehen. Leider starb der königliche Protektor am 2. Januar 1861, und mit ihm schied einer der größten Verehrer des Doms aus dem Leben. Sein Bruder und Nachfolger, König Wilhelm I., der jetzige deutsche Kaiser, übernahm das Protektorat. Unter ihm wurde das herrliche Gebäude vollendet und am 15. Oktober 1880, am Geburtstag Friedrich Wilhelms IV., eingeweiht.

II.

Das Gebäude.

Hat Forster das Innere des Doms mit einem Wald verglichen, so wird man bei der Betrachtung des Aeußern erst recht gewahr, wie zutreffend dieses Bild auch für letzteres ist. Max von Schenkendorf sang aber auch:

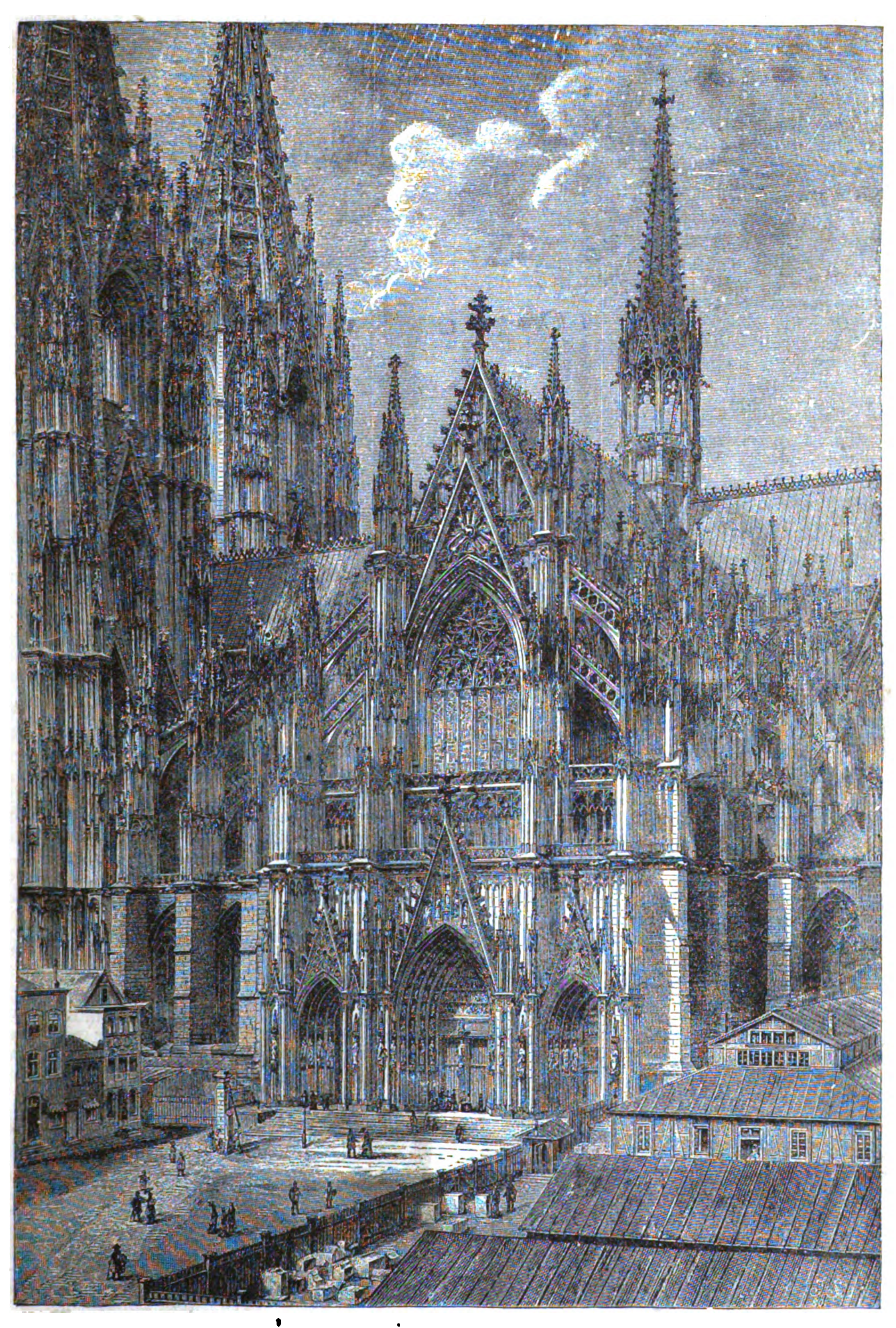
> Es ist ein Wald voll hoher Bäume,
> Die Zweige seh' ich fröhlich blühn,
> Und aus den Wipfeln fromme Träume
> Zum fernen Reich der Geister fliehn.

Und ein anderer Dichter schrieb:

> Kennt ihr den Bau, der einem Walde gleich,
> An Stämmen, Laub- und Wunderblüthen reich,
> Aus deutscher Brust, auf deutscher Au entsproß,
> Sein Blüthenmeer zur Hälfte kaum erschloß.

Die Erinnerung an einen mächtigen Forst mit hochgipfeligen Bäumen, breiten Aesten und Blüthenkronen drängt sich uns vor Allem bei Betrachtung des Chors auf. Um dasselbe legen sich sieben polygonale Kapellen, mit schlanken, zierlichen Fenstern, von einer durchbrochenen Galerie überragt. Die Pfeiler mit ihren Widerhaltern, Heiligenblenden und Fialen ergänzen sich allmählich zu den das Chordach hoch überragenden Spitzen, die wie gewaltige Blumenkronen eine ungemein reiche Wirkung üben.

Von großartiger, mächtig packender Wirkung ist die Westfacade mit den drei figurenreichen Portalen, von denen sich eine Freitreppe hinzieht. Sie wird gebildet aus den beiden etwa 520 Fuß hoch emporsteigenden quadratischen Thürmen mit den acht gewaltigen Strebepfeilern, dem reich ornamentirten Giebel mit dem Mittelfenster und einem mächtigen Wimperg. Dabei haften die Blicke des Beschauers auf einer Fülle von Baldachinen, Pfeilern, Fialen und sonstigem plastischem Schmuck, der sich auch zur Höhe der Thurmhelme fortsetzt. Er ist besonders reich am Hauptportal, an dessen Mittelpfeiler die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind dem



Das Südportal des Kölner Doms.

Eintretenden freundlich winkt. Ueber ihr in dem Bogenfeld, umgeben von den kleinen sitzenden Heiligenfiguren der Laibungen, erscheinen in verschiedenen Abtheilungen ungemein zart und leicht ausgeführte Reliefs, die gleich den sie umgebenden Statuen von Dombildhauer Peter Fuchs herrühren. Das Nordportal hat ebenfalls drei mit Reliefs und Standbildern durch Peter Fuchs geschmückte Portale, ist aber etwas einfacher gehalten als das Südportal.

Die beiden Thürme bestehen aus vier Etagen, die vierte als Octogon gebildet und überragt von den rosettenartig durchbrochenen Helmen, deren Spitzen die riesigen Kreuzblumen krönen. Am Fuß der Helme steigen schlank und luftig construirte Fialen und breite Wimperge über den Fenstern auf. Die beiden untern Geschosse haben an jeder Seite zwei Fenster mit doppeltem Maßwerk, während das dritte nur eines besitzt. Passend angebrachte Heiligenfiguren erhöhen die Pracht der ungemein mannigfach gegliederten Ornamentik. „Der ganze Bau der Thürme," sagt Ennen, „tritt dem Beschauer gleich beim ersten Blick als ein von der Sohle bis zur höchsten Spitze hinausstrebender lebendiger, reichbewegter Organismus entgegen, der in jedem Glied den Charakter einer naturgemäßen Entwickelung trägt."

Die Glocken befinden sich im dritten Stockwerk des südlichen Thurmes. Es sind dies die 540 Ctr. schwere Kaiserglocke, die Pretiosa, Speciosa und die Dreikönigenglocke, die kürzlich zersprang und sich augenblicklich zum Umguß in Dresden befindet. Die Kaiserglocke wurde aus französischen, im letzten Krieg eroberten und vom Kaiser dem Dom geschenkten Geschützen gegossen, und zwar von A. Hamm in Frankenthal. Sie trägt die Inschrift:

Die Kaiserglocke heiß' ich;
Des Kaisers Ehre preis' ich.
Auf heil'ger Warte steh' ich;
Dem Deutschen Reich erfleh' ich:
Daß Fried' und Ehr'
Ihm Gott bescheer!

Der Eindruck, den das Innere des Doms auf den Beschauer macht, ist ein gewaltiger. Ehrfurcht und Staunen halten ihn minutenlang gefangen, und kaum vermag er die Blicke loszureißen von diesen mächtigen, himmelanstrebenden Säulen mit den Heiligenfiguren unter den Baldachinen, den gemalten Fenstern über der Galerie, den schlanken, zierlichen Verhältnissen des Hochaltars mit den leuchtenden zitternden Strahlen der schmalen, hoch aufsteigenden Fenster, vor denen sich der Hochaltar erhebt, der an die Sage vom heiligen Graal erinnert. Es ist schon vieles über das Innere des Domes geschrieben worden; wir haben aber noch nichts gefunden, das voll und ganz den Eindruck wiedergäbe, den diese prächtigen Hallen auf das empfängliche Gemüth des Beschauers üben. Wie muß der große Dichter Göthe gestaunt haben, als er im Sommer 1814 in Gesellschaft des Freiherrn von Stein den Dom besuchte! Ihm ging im Anschauen der Perle der Gothik eine ungeahnte, neue Welt auf. Und wie viele Dichter haben nach ihm den Dom besucht, von Zacharias Werner zu schweigen. Durch alle Lieder, die sie zu seinem Preis gesungen, zieht sich wie ein rother Faden die Verherrlichung der deutschen Kunst und das Gefühl, daß der Kölner Dom der *ganzen* Nation gehöre.

„Siehe, Ich verkünde euch große Freude!"

(Schluß.)

Da drang der helle Gesang von Kinderstimmen an sein Ohr, er hörte ein Weihnachtslied, ihm bekannt und vertraut von Kindheit an. Er schaute um sich und sah jetzt, daß er hart an einer geöffneten Kirchenthür stand und trat nach kurzem Besinnen ein.

Die Kirche war fast ganz leer, nur am Altar stand eine Kinderschaar — es waren augenscheinlich Waisen — und sang, während ein weißhaariger Geistlicher vor ihnen stehend zuhörte, und seitwärts einige ältere Frauen auf den Kirchenbänken saßen. Georg trat dem Altar näher.

Der Gesang schwieg und der Geistliche begann zu den aufhorchenden Kindern zu sprechen. Er sprach zu ihnen von dem Heil der Welt, das in der gesegneten Weihenacht zu den Menschen gekommen, von der göttlichen Liebe, welche vom Himmel zu den Menschen herabgestiegen, und welche auch in dieser schönen Zeit die Herzen erfüllte, er sprach von der Liebe, welche für andere sorgt zur Ehre des Heilandes, welcher die höchste Liebe uns zur Nachahmung gezeigt, und dadurch in allen christlichen Herzen den Gottesfunken der Liebe und Barmherzigkeit erweckt hat. „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist," so hatten die göttlichen Boten in jener heiligen Nacht gesprochen, so tönet auch nach Jahrhunderten der Jubelruf in allen Herzen wider, deutlich genug für jeden, der sein Ohr nicht in Weltlust dem Rufe verschließt. Er sprach von der Liebe, welche die verlassenen Kinder erzieht und ernährt, von der Gnade Gottes, welche in aller Noth hilft, und jeden tröstet. „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist," immer von neuem tönten die herrlichen Worte von den Lippen des Geistlichen.

Und an Georgs Seele zogen die Weihnachtstage seiner Kindheit vorüber. Er sah sich als Knabe, kleiner, als der kleinste unter diesen Kindern, am Knie der Mutter stehend, der gleichen göttlichen Botschaft lauschend, er erinnerte sich des festen Glaubens seines braven Vaters, und eine heiße Sehnsucht nach dem Glauben seiner Kinderjahre stieg in ihm auf, er sank nieder auf seine Knie, und barg sein Gesicht in den Händen, um im Gebet sein schmerzbeladenes Herz vor dem ewig gütigen Gott auszuschütten. „Gieb mir Geduld, diese Enttäuschung ohne Bitterkeit zu tragen, laß sie mich als Strafe für die Täuschung hinnehmen, welche ich an der Theilnahme der besten der Mütter beging. Ich will hin zu ihr und ihr das Fehlschlagen aller meiner Hoffnungen klagen und dann mit ihrem Segen ausgerüstet auf's neue in den Kampf mit dem Leben ziehen, demüthig wohl, aber nicht muthlos."

„Ich will heim zur Mutter," sprach er, indem er

sich mühsam erhob, „sie wird Ruhe für mich haben und Brod auch; o wie hungert mich! Ich muß achtgeben, um mit meiner Kraft zu reichen, bis ich zu Hause bin."

Er schritt über die hallenden Steinplatten dem Ausgange zu, durch welchen bereits die ersten Besucher der Nachmittagsbetstunde eintraten. Eine alte Frau rief ihm nach, daß er etwas verloren habe, und als er sich erstaunt umblickte, sah er am Boden eine derbe Schnitte Brod liegen, welche wohl der Tasche eines der Kinder entfallen sein mochte. Georg bückte sich und hob es auf, er wandte seinen Blick zu dem Altar zurück, als wenn er für diese Liebesgabe dankte, setzte sich dann in einer Ecke der Kirche an einen halb verborgenen Platz, und verzehrte das Himmelsbrod, wie er es nannte, mit Behagen.

Als er dann vor der Stadt auf dem Wege seiner Heimath zuschritt, hatte er Mühe, den Muth der letzten Stunden aufrecht zu erhalten. Draußen auf der breiten, nur zum Theil noch mit einzelnen Häusern besetzten Landstraße legte sich die neblige Winterluft doppelt beengend auf seine Brust, und er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um gleichmäßig weiter zu schreiten.

So wandte er sich dem Walde zu, um einigermaßen vor dem schneidigen Winde geschützt seinen Marsch fortzusetzen. Der Schnee fiel in dichten Flocken, und hüllte die Natur in ein glänzendes Feiertagskleid. Der müde Fuß des Wanderers aber glitt auf der weichen Schneedecke aus, immer mühevoller wurde dem Erschöpften das Weiterschreiten. Aus Georgs Brust quoll der heiße Athem der hart arbeitenden Lungen und stand wie eine Nebelwolke vor seinem Gesicht, seltsame Gestalten annehmend und den zu Tode Erschöpften fast beängstigend. Der junge Mann hielt seine Schritte an und lehnte sich an einen Baum.

Aus weiter Ferne scholl das Läuten einer Glocke zu ihm herüber, doch es war nicht der Klang der Heimathglocken; die müden Augen wanderten hierhin und dorthin, der Wald schien kein Ende nehmen zu wollen; er hatte sich mehr, als er beabsichtigt hatte, von der großen Landstraße entfernt, er beschloß, zu ihr zurückzukehren, in der Hoffnung, jetzt, nachdem der Wind nachgelassen hatte, dort auf festerem Boden rascher dahinschreiten zu können. Die breite Straße war ganz menschenleer, nur das ferne ihm wohlbekannte Rauschen ließ ihn erschauern — klang es nicht wie klagender Zuspruch eines mit ihm Trauernden? „Bald werde ich zu Hause sein," flüsterte er, „o Mutter, todtmüde, matt zum Sterben, losgesagt von allem Hoffen kommt dein Sohn zu dir zurück."

Endlich war der Saum des Waldes erreicht. Der junge Mann sah sich mit halb verschlafenen Augen um. „Ich bin fehl gegangen," sprach er endlich, „das ist ja nicht mein Heimathsdorf, das ist ja Neuhaff, ich bin noch eine Stunde weit von Hause und ich bin so müde." Er setzte sich auf einen an der Waldecke liegenden großen Stein, der Kopf sank schwer gegen seine Brust, die laute Stimme der See schien wie in weiter Ferne zu verklingen. Wieder ertönte das Glöckchen vom Thurm des nahen Dorfes, und das helle Jauchzen einer Kinderstimme scholl zu dem jungen Mann herüber. „Ich darf nicht schlafen hier in der Kälte," murmelte er mit nur noch halb klarem Bewußtsein. Wirre Gedanken, halbe Traumbilder zogen an seinem Geist vorüber, der Glockenklang und der Gesang der Wogen führten seine Erinnerung in die Kirche zurück, in welcher er heute die singenden Kinder gehört hatte. „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist," hörte er die Stimme des Geistlichen sagen, er sah sich knieend am Altar liegen, und neben ihm stand ein lichter Gottesbote, ein Engel mit mildem, barmherzigen Gesicht, mit den blauen, thränenschimmernden Augen jenes schönen Mädchens, das ihn getröstet, und legte seinen müden Kopf in ihre kleinen Hände. „Charitas!" flüsterte er innig.

Georgs Kopf sank tiefer auf die Brust nieder, die schlaffen Glieder versagten ihren Dienst, er glitt langsam von dem Stein hinunter und der weiche Schnee nahm ihn in seine Arme. —

* * *

Als in den Vormittagsstunden desselben Tages der Professor, von einem Ausgange heimkehrend, in das Zimmer trat, fand er sein Lorchen in vollster Straßentoilette auf einem Stuhl und hatte den Kopf an die Brust der vor ihr stehenden Mutter gelegt, welche die weinende Tochter halb bestürzt, halb tröstend umfaßt hielt.

„Was geht hier vor?" fragte erschrocken der Vater.

„Ja, was hat nur das Mädchen?" sprach die Mutter rathlos, „ich kann nicht recht klug aus ihrem Bericht werden. Sie sagt, du wüßtest von der ganzen Geschichte; was ist das mit dem jungen, kranken Maler?"

Lore richtete das thränenfeuchte Gesicht auf, und sah den Vater traurig an. „O Vater," sagte sie zögernd, „er ist heute ganz früh draußen in der Fabrik von Luisens Vater gewesen und hat dort um Arbeit gebeten, gewiß um ganz gemeine Arbeit, und man hat ihm dieselbe abgeschlagen."

„Nun, Mädchen," rief der Professor lustig, „höre nur auf mit deinen Klagen, o Kind bedenke, wir sollen heute auf der ganzen Welt Weihnachtsjubel haben, und auch für unsern armen Jungen ist ein reiches Festgeschenk vom Himmel gefallen. Höre nur, die Commission dort hat sich nicht entscheiden können zwischen diesem Wallburg und einem jungen Bildhauer, und da hat sie denn noch in der letzten Stunde beschlossen, dies Jahr ausnahmsweise zwei Reisestipendien auszuwerfen, und der zweite Glückliche ist der Schöpfer eines kleinen zitherspielenden Hirtenknaben und heißt Georg Rosen, und ich gehe jetzt zu ihm, denn der erste Ueberbringer einer guten Nachricht sein zu dürfen, ist doch eine köstliche Sache."

„Vater, nimm mich mit," bat Lore.

„Lorchen, wo denkst du hin?" mahnte die Mutter.

„Ich will auf der Straße auf den Vater warten, aber bitte, laß mich mitgehen."

Der Vater blickte nachdenklich in das erglühende Gesicht seines Kindes, dessen freudestrahlende Augen seltsam mit den letzten Thränen auf den Wangen contrastirten. „Wenn du sie hier entbehren kannst, Mutter," sagte er endlich.

Das Mädchen sprang auf, fiel der lächelnden Mutter um den Hals, schüttelte ihren Anzug zurecht und faßte schweigend des Vaters Hand. So gingen beide nach dem kleinen Hotel, in welchem Rosen an-

gegeben hatte zu wohnen, sie hörten, daß er seit mehreren Tagen fort sei, allein sie erfuhren die Adresse des Hauses, in welchem der junge Mann später gewohnt hatte. Was man dort den beiden sagte, wissen wir, der Gesuchte war am Morgen fortgegangen auf Nimmerwiederkehr.

„Was thun wir nun, Lore?“ sagte der Professor, „es thut mir wahrhaft recht leid; ich fürchte auch, der Mensch wird sich diese Enttäuschung sehr zu Herzen nehmen.“

„Ich weiß, wo seine Mutter wohnt,“ sagte Lore leise, „laß uns hin, ihm die Nachricht zu bringen. Wir sind zurück, ehe es Abend wird, und Mütterchen wird uns nicht vermissen.“

„Und hier wohnt auch gerade ein Fuhrmann,“ sagte der Vater.

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen mit dem Professor und Lore auf der Chaussee rasch dem Dorfe am Meeresstrande zu. Der Wagen hielt vor dem kleinen Hause, in welchem, wie man den fragenden Reisenden gesagt hatte, die Wittwe Rosen wohnte. Das freundliche Gesicht in der weißen Haube, nach welchem der Sohn so sehr Verlangen getragen, erschien in der geöffneten Thür des Hauses, um nach dem Begehr des seltenen Besuches zu fragen.

„Werthe Frau,“ begann der Professor, welcher allein den Wagen verließ und der Frau in's Haus folgte, „ich hoffte, hier Ihren Sohn zu finden, um ihm eine gute Nachricht zu bringen.“

Die alte Frau lächelte. „Mein Sohn ist noch nicht hier, allein mein Herz sagt mir, daß ich ihn heute erwarten darf, und Ihre Frage nach ihm, mein Herr, bestärkt mich in meiner Hoffnung, ihn heute bei mir zu sehen.“

Der Professor blickte sich bewegt in dem engen Wittwenstübchen um, er sah einen kleinen Christbaum auf dem Tische, und indem er auf denselben zuschritt, legte er den Brief, der ihm heute früh die gute Nachricht gebracht hatte, unter die grünen Zweige. „Geben Sie diesen Brief Ihrem Sohne sogleich,“ sagte er, „er wird große Freude daran haben, und sagen Sie ihm, er soll nicht von hier fortgehen, ohne mich aufgesucht zu haben, er kennt meine Adresse, der Brief dort ist eigentlich an mich gerichtet.“

Die alte Frau begleitete mit warmen Dankesworten den fremden Herrn zum Wagen zurück. Als sie des jungen Mädchens darin ansichtig wurde, über dessen Gesicht sich ein Ausdruck von Enttäuschung legte, als der Vater von der Abwesenheit des jungen Rosen sprach, bat sie Vater und Tochter, doch bei ihr noch etwas zu verweilen, wenn vielleicht ein langer Rückweg ihnen noch bevorstände. Allein Lore bat den Vater, sogleich heimzukehren, und dem Vater war es schon recht, zu sehen, daß sein Kind nicht durch längeres Verweilen hier dem jungen Manne zu begegnen suchte.

Auch bei der Heimfahrt blieb die Unterhaltung einsilbig. „Die Mutter,“ sprach der Professor, „wußte wirklich nichts von den Plänen des Sohnes, er sagte es mir schon neulich, er hat auf sein muthiges Herz allein die Qual der letzten Vergangenheit genommen, um so größer wird heute die Freude sein, besonders nach der eben erlebten Enttäuschung.“

„Vater,“ sagte Lore nachdenklich, „er wird heute nicht zu seiner Mutter kommen; ich glaube, daß er den weiten Weg nicht zurücklegen kann bei solchem Schneegestöber, er war schon gestern matt und elend genug.“

„Er sah aus, wie ein tüchtiger Junge, mein liebes Kind, er wird seine Kraft zu berechnen wissen.“

Lore antwortete nichts, sie saß still auf ihrem Sitz, die kleinen Hände ineinander gelegt, mit den glänzenden Augen den Weg und seine Umgebung durchsuchend. Das Geräusch des Dorfes, das Rollen des nahen Meeres, an dessen Strande sie dann entlang fuhren, verhallte ungehört vor ihren Ohren; sie sah nur den immer stärker fallenden Schneeflocken zu, und in ihrem Geiste erblickte sie ein blasses, hoffnungsloses, edles Gesicht und eine schlanke, ermattete Gestalt, welche am Wege mochte niedergesunken und von dem kalten Schnee bedeckt sein. — An der Ecke des Waldes scheute das eine der Pferde und drängte zurück, der Kutscher stieg ab und ging an den Rand des Weges. „Herr Professor,“ rief er zurück, „hier liegt ein Erfrorener, wollen Sie einmal zusehen, ob noch Leben darin ist?“

Der Professor stieg langsam ab, in raschem Sprunge eilte Lore ihm voraus, sie beugte sich über die liegende Gestalt und schaute in das weiße Gesicht. „Vater,“ rief sie zurück, „wir haben ihn hier gefunden.“

Mit großer Mühe gelang es, den regungslosen, wenn auch noch nicht erstarrten Körper, in dem das Klopfen des Herzens noch Leben verrieth, in den Wagen zu heben, welcher nun an der See entlang der Heimath Rosens zufuhr. Wieder hielt der Wagen vor dem kleinen Wittwenhause, in fliegenden Worten berichtete Lore von der Begegnung mit dem Ohnmächtigen.

Bald ruhte Georg in den Armen der Mutter, und als dann nach Minuten banger Erwartung die braunen Augen sich öffneten und ein Strahl von klarem Bewußtsein über das Gesicht des jungen Mannes zog, sah er lange in das liebe, vertraute, alte Gesicht. „Verzeihe mir, liebe Mutter, verzeihe mir,“ sprach er leise, „ich komme zu deiner Armuth wie der verlorene Sohn, selbst arm und ohne Hoffnung.“

Die welke Hand der Mutter streichelte ihn zärtlich. „Dein Kommen macht mich immer reich, und heute komme ich zu dir mit voller Hand. Ich habe gute Nachrichten für dich. Hier dieser Herr —“

Georg wandte den müden Blick. War er denn noch immer im Traume? Neben ihm, ihm ganz nahe, schauten die blauen Augen, an die er unablässig hatte denken müssen, traurig und doch zärtlich zu ihm hin. „Charitas,“ flüsterte er leise, und streckte zögernd die Hand gegen das glänzende Traumbild aus.

Eine starke Hand ergriff seine zitternden Finger. „Da sind wir ja wieder auf Erden angelangt, mein Freund,“ rief der alte Professor, „ich bin auf der Jagd nach Ihnen, fehlte nicht viel, so hätte ich Sie nimmermehr gefunden. Sie sind zu eilig gewesen, die schlechtesten Nachrichten haben die schnellsten Füße, die guten lassen sich Zeit. Bis an's Meer also mußte ich Ihnen nachlaufen, um Ihnen zu sagen, daß Ihr musikalischer Hirte Ihnen einen dreijährigen Aufenthalt in Rom eingetragen hat. Ich gratulire, junger Mann, Sie sind nun auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden.“

Und auf die Hände der Männer legte sich ein kleines, bebendes Händchen, und Lore sagte mit bewegter Stimme, während ihre Augen feucht schimmerten: „Das ist Ihr Christgeschenk geworden."

Georg sah wie zweifelnd in das glühende Mädchengesicht, er zog die kleine Hand an seine Lippen und küßte sie mit inniger Verehrung, dann wandte er sich zu seiner Mutter zurück und indem er sein Gesicht an ihrer Brust verbarg, rief er jubelnd: „O Mutter, liebe Mutter, auch mir hat Gott große Freude widerfahren lassen."

Die Thränen der Greisin fielen auf den dunkeln Kopf ihres Lieblings. „Komm, Lorchen," sprach leise der Professor, „komm, wir sind jetzt hier zu viel."

Die Thür schloß sich hinter ihnen und die Mutter blieb mit ihrem Sohne allein.

* * *

Drei Jahre waren vergangen. In das Haus des Professors Schwarzhoff war zuweilen eine sorgsam verwahrte Kiste gekommen, aus welcher Lore's Hände reizende kleine Kunstwerke herauspackten, Arbeiten, welche ihres Vaters Liebling aus Italien an diesen schickte. Auch heute, am Vormittag des heiligen Weihnachtsabends, erschien eine große Kiste mit italienischer Signatur. Unter dem Beistand sämmtlicher Kräfte des Hauses entstieg derselben eine Gestalt von herrlicher Schöne, der Engel der Mildthätigkeit. „Charitas," der Name, stand darauf verzeichnet, und das Antlitz des himmlischen Boten trug dem Hause wohlbekannte Züge. Und als Lore mit wonnigen Thränen, ihr eigenes Gesicht anschauend, erglühend, wortlos dastand, da schlang die Mutter den Arm um den Hals der Tochter und flüsterte ihr zu: „Der Vater hat heute einen Brief von Rosen erhalten, er kommt zurück, ja, Lore, er wird schon heute Abend hier bei uns sein. Ach, Kind, wir wissen es ja längst, wie es im Herzen von euch beiden steht, und wenn wir dich doch einmal weggeben sollen, so kann uns wohl kein Sohn willkommener sein."

(Nach dem „Daheim".)

Ein Charakterbild von Oliver Cromwell.

Bearbeitet vom Editor.

(Zum Stahlstich.)

Wenige Menschen haben so verschiedene Beurtheilung ihres Charakters und Lebens erfahren, als Cromwell. Die Einen erheben ihn bis zum Himmel, die Andern finden nur Verdammliches an ihm.

Namentlich war in früheren Zeiten die Beurtheilung dieses Mannes ein wahres Labyrinth. Erst englischem und deutschem Forschergeiste, Thomas Carlyle und Leopold Ranke, war es vorbehalten, einer der bedeutendsten geschichtlichen Erscheinungen der Neuzeit gerecht zu werden.

Die Jugendgeschichte Oliver Cromwell's giebt uns weiter nichts Bemerkenswerthes zu erzählen. An der Scheide zweier Jahrhunderte, 25. April 1599, wurde er geboren zu Huntington, einer unbedeutenden Stadt einer der östlichen Grafschaften von England, der Sohn eines Gutsbesitzers und Landedelmannes, Robert Cromwell. Er erhielt in einer lateinischen Schule eine gute Erziehung, verwaltete später das väterliche Gut, heirathete im 21. Jahre die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, und lebte nun als Landwirth in der Weise seines Vaters.

Aber ein rein privates Leben war einem Mann von seiner Lebensstellung und Anlagen damals eben so unmöglich als jetzt. Er mußte namentlich Stellung nehmen zu den großen kirchlichen Fragen, die keine Neutralität zuließen. Man vertiefte sich damals mit voller Seelenkraft in die Bibel, und diskutirte freimüthig über die Freiheit der Kirche, sowie des Staates. Cromwell konnte sich all dem nicht entziehen, war auch gar nicht angelegt, in solchen Fragen neutral zu bleiben, sondern ward dermaßen erfaßt, daß er, wie Luther, von religiösen Anfechtungen und Stürmen heimgesucht wurde.

Dieser Mann konnte in einer Zeit, da Katholizismus und Protestantismus eben zu einem Waffengang auf Leben und Tod einander gegenüber traten, nicht in beschaulichem Stillleben seine Tage zubringen. Er mußte hinaus in die öffentliche Thätigkeit, und ward durch die gegebenen Verhältnisse, weil nämlich Kirche und Staat auf's Innigste miteinander verschmolzen waren, wie von selbst in die Politik hineingezogen.

Karl I., der damalige König von England, war ein geistreicher und wohlmeinender, aber höchst schwacher und wankelmüthiger Herrscher, welcher nicht die geringste Idee vom „Geist der Neuzeit" hatte, sondern trotz aller Warnungen fortfuhr, nach althergebrachter Weise in absolutistischer Manier zu regieren — mit dem Parlament, so lange es ging, oder — einmal eilf Jahre lang — auch ohne Parlament, nämlich von 1629 bis 1640. Namentlich in Kirchensachen wollte dieser König mit seinem bornirten Erzbischof Laud dem Lande allen Zwang und Druck einer lästigen, von Oben herab diktirten Einförmigkeit auferlegen. Dagegen erhob sich das Volk. Die Schotten stellten dem Episcopalismus das presbyterianische System gegenüber und gründeten den Covenant, den Bund, welcher ein Heer sammelte, dem die königlichen Streitkräfte nicht gewachsen waren.

Das Parlament, welches der König in seiner Noth zusammenrufen mußte, war durchaus nicht königlich gesinnt, sondern lehnte sich wider den Despoten auf, und ging so rücksichtslos vorwärts, daß kein Zugeständniß des Königs mehr genügte, weil keines rechtzeitig, keines aufrichtig gegeben war. Der vollständige Bruch konnte nicht lange ausbleiben. Der König entfloh im Jahr 1642, und pflanzte zu York seine Standarte auf. Somit war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Derselbe dauerte vier Jahre, und Cromwell spielte während dieses Zeitraumes und überhaupt von jetzt an eine große Rolle.

Wer ihm nun von vornherein bewußten Ehrgeiz als leitendes Motiv unterschiebt, der verbaut sich selbst das Verständniß dieser großen Persönlichkeit. Im Gegentheil muß der Schlüssel zu seiner Laufbahn und seinem Leben gefunden werden in einer

Aeußerung, die er später selbst gemacht: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht." Auf's Völligste klar in seinen Grundsätzen, bereit, Gut und Blut dafür zu opfern, erging er sich nur in weitschichtigen Plänen und Projekten, und konnte deßhalb jedes Mal seine volle Kraft auf die nächstvorliegende Aufgabe richten. Hierin war er ganz das Gegentheil des Königs, der — immer voller Zukunftspläne, über denselben vergaß, die Mittel zur vorliegenden Aufgabe herbeizuschaffen und anzuwenden.

Wäre Cromwell ein ehrgeiziger Carrieremacher gewesen, so hätte sich ihm im Parlament das geeignete Feld geboten. Hier aber that er sich nicht besonders hervor. Erst als mit dem Krieg ein logisch-klarer Zustand eingetreten, ist seine Zeit gekommen. Er beginnt seine militärische Laufbahn als Hauptmann eines Trupps von 60 Reitern, sorgt, daß seine Leute das Ihrige erhalten, bezahlen, was sie verzehren, nicht plündern und nicht fluchen. Er betet mit ihnen, und legt ihnen auch wohl vom Pferd herab einen Psalm, oder eine Prophetenstelle aus. Er ist bei dem ersten Zusammenstoß zugegen, erkennt, wo es dem Volksheer mangelt, und sagt: „Der ritterlichen Ehre jener königlichen Cavaliere haben wir, die wir das Volksheer commandiren, nichts Ebenbürtiges entgegen zu stellen. Es giebt nur Eines, womit wir die Wage halten können, und das ist die religiöse Ueberzeugung und Ergriffenheit."

Damit war die Losung, das Motiv gegeben, und wer hierin nur Fanatismus sieht, der giebt sich einer oberflächlichen Betrachtungsweise hin.

Cromwell's Trupp wächst zu einem Regiment. Es sind Kürassiere in braunen Waffenröcken, die von ferne schwarz aussehen, weßhalb — und auch anderer Eigenschaften wegen — sie „Eisenseiten" genannt werden. In diesem Regimente herrschte so ernste Mannszucht, daß der Soldat sogar für jeden Fluch zwölf Pence Strafe bezahlte, „und geschlagen hat meine Reiter," sagte Cromwell später, „nie Jemand." Dabei kam es ihm nicht darauf an, ob einer derselben strenger Presbyterianer, separatistisch oder anabaptistisch war, wenn er nur getreulich „zur Sache" hielt.

Diese Reiterschaar ward der Schreck der Feinde. „Ist Cromwell bei ihnen?" — also fragten die feindlichen Heerführer gewöhnlich vor Beginn eines Gefechts, und gingen nur ungern in die Schlacht, wenn diese Frage bejaht wurde. Rachgier und Grausamkeit können Cromwell nicht nachgewiesen werden. Aber unerbittlich drang er dem einmal gesteckten Ziele zu und schloß alle Halbheit dermaßen aus, daß er sagte: „Wer im Getümmel der Schlacht den König nicht niederschießen kann, wie einen gemeinen Reiter, der ist nicht mein Mann."

Die Schlacht bei Naseby (1645), welche Karl I. wiederum verlor, beschloß den Krieg und lieferte ihn als Gefangenen in die Hände des Parlaments. In diesem Körper standen sich zwei Parteien gegenüber: die Presbyterianer, welche nun ihre Kirchenverfassung mit Strenge durchzuführen und den König auf dieselbe zu verpflichten gedachten, und die Independenten, die, wie ihr Name sagt, nichts von Landes- und Staatskirche wissen wollten, sondern nur von freien, unter sich unabhängigen Gemeinden. Das natürliche Haupt dieser Independenten war Cromwell, welcher General geworden. Er brachte den König in Gewahrsam des Heeres, zog gegen die Schotten, die Presbyterianer, schlug sie 1648 bei Preston und unterwarf Schottland.

Jetzt entwickeln sich die Dinge rasch. Ein bei seinem Fluchtversuch zurückgelassener Brief des Königs bestätigt, was Cromwell einmal im Parlament sagte: „Der König ist ein Mann von vielem Geist und Gaben, aber so falsch und hinterhaltig, daß man ihm nicht trauen kann." — Es folgte ein kurzes Ringen um die Macht — dann der Staatsstreich, durch welchen die presbyterianischen Mitglieder aus dem Parlament entfernt wurden.

Das Rumpf-Parlament bestellte darauf ein Tribunal, welches über den König zu Gericht saß, der in furchtbarem Zusammenstoß der weltbewegenden Gegensätze fiel, „als Märtyrer für die Sache seines Volkes," wie er mit seinem letzten Worte in aufrichtigem Glauben, wie man nicht zweifeln darf, es aussprach.

Ebenso aufrichtig aber ist gewißlich auch Cromwell, der, als das Haupt des Königs gefallen (30. Januar 1649), sagte: „Jetzt ist die Freiheit der Nation sicher gegründet." Gewissensbisse hat er ob dieser Handlung nie empfunden. Es war seine innerste Ueberzeugung, welcher er, ohne auf persönlichen Vortheil zu sehen, folgte — und das verlieh ihm Ruhe. Ebenso ruhig ist er, als der nun mit den Königlichen in Irland geführte Krieg auf blutigste Weise zu Ende gebracht wird. „Mit dieser Bitterniß im Krieg," sagt Cromwell, „meine ich viel Blut zu ersparen, denn je kürzer, desto weniger blutig ist der Krieg." Und so war es auch; dieser irländische Krieg, der sehr blutig werden hätte können, ist verhältnißmäßig mit wenig Blutvergießen zu Ende geführt worden.

Hierauf besiegt Cromwell die Schotten bei Dunbar am 3. September 1650 und später den jungen König, und ist nunmehr unumschränkter Herrscher, Protektor Englands.

Gern hätte er sich jetzt zur Ruhe gesetzt, aber die Pflicht gebietet ihm, zu bleiben, und als das Parlament im Sinne hat, das zu thun, was Cromwell mit Recht die unerträglichste aller denkbaren Tyranneien nannte, nämlich die absolute Gewalt einer gesetzgebenden Versammlung durchsetzen will, da entschließt er sich mit den Worten: „Ich muß es thun," auch zur Abschaffung des Parlaments und stellt sich an die Spitze der Dinge (1653).

Er war jetzt 54 Jahre alt, und regierte von da ab England noch fünf Jahre lang mit Festigkeit und vielem Takt. Er machte sein Vaterland und sich zum geachteten und gefürchteten Haupt der protestantischen Interessen, mit der Devise: „Die ehrliche Wahrheit ist, daß wenn ihr einen Frieden mit irgend einer papistischen Macht schließt, so seid ihr gebunden, und sie sind frei."

Dieselbe klare Festigkeit zeigt seine innere Politik. Er ist der erste Herrscher eines großen Landes, welcher den Grundsatz der Gewissensfreiheit, religiösen Duldung als Prinzip aufstellt, und soweit er in dieser Zeit und bei seiner besondern Lage durchzuführen war, auch durchgeführt hat. Er blieb auch auf dem Herrschersitze seinen republikanischen Grundsätzen getreu, suchte aus der Diktatur heraus, in die

er gedrängt worden, dauernde Zustände zu schaffen, und rief bald ein „bürgerliches Parlament" zusammen.

Bei all diesen großartigen Erfolgen — von Ehrgeiz keine Spur. Als man ihm den Titel eines Königs von England anträgt, sagt er, den achte er etwa so hoch, als eine Feder auf seinem Hute; und als man ihm von allen Seiten, aus ganz Europa her den Hof macht, da spricht er: „Wenn sie nur auch wüßten, daß Ruhe das höchste Gut für meinen geplagten Kopf ist."

Und in seinem engsten Kreise, im Hause, wie war er denn da? Ein strenger, gewissenhafter Hausvater. Davon gaben seine Briefe an Weib und Kind hinlänglich Zeugniß. Zwei seiner Söhne hatte er frühe verloren. Seinem Herzen am nächsten stand seine zweite Tochter — Elisabeth Lady Claypole. Mit ihr hat er ohne Zweifel alle großen Gewissensfragen und so auch seinen Antheil an dem Gericht über den König durchgesprochen. Er erlebte den Schmerz, auch diese Tochter (August 1658) zu verlieren, und unser Stahlstich stellt seine letzte Unterredung im Sterbezimmer kurz vor ihrem Ende dar.

Der starke Mann war bei dem Tode dieses Lieblingskindes überwältigt. Einige Tage darauf aber ließ er sich die Stelle Phil. 4, 12. 13 vorlesen: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei Allem geschickt, beide satt sein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus."

Kurze Zeit darauf, am 3. September jenes selben Jahres, am Jahrestag zweier seiner Siege, seinem Glückstage, starb er selbst. Wie immer das Urtheil der Parteien über sein Leben falle, sein Tod war der eines Christen und Helden.

Ozon,

der electro-negative Sauerstoff und dessen Wirkung in der Natur und Heilkunde.

Von J. G. Achenbach, M. D., Rochester, Wis.

Während der Sauerstoff bereits über hundert Jahre der Wissenschaft bekannt und dienstbar ist, wurde die eigenartige Form dieses Gases erst spät von Schönbein entdeckt und seines Geruchs halber **Ozon** (das Riechende) benannt. Seitdem ist in Frankreich, England und Deutschland sehr viel damit experimentirt worden und alle Forscher stimmen darin überein, daß das Ozon reiner Sauerstoff in veränderter Form und mit gänzlich verschiedenen Eigenschaften. Seine Entstehungsart ist eine überaus mannigfaltige, und sowohl durch elektrische Strömung, als durch Verdunstungsprozesse, wie auch durch Entwicklung aus ozonhaltigen Mineralien wird Sauerstoff in Ozon umgewandelt, oder besser wird Ozon frei.

Die chemischen Eigenschaften des Ozons weichen wesentlich von denen des Sauerstoffs ab; denn während letzterer gewöhnlich nur bei hohen Temperaturgraden Verbindungen eingeht, zeigt das Ozon stets eine sehr starke Affinität (Verwandtschaft).

Die ganze Erdoberfläche durch ihre electrischen Ausströmungen, sowie die electrischen Ausgleichungen der Luft, ferner die Verdunstung des Wassers, namentlich des salzigen Meerwassers, und endlich der zersetzende Einfluß der Pflanzenwelt unter Einwirkung des Sonnenlichtes, bringen fortwährend zwar nur geringe, doch immerhin zahllose Mengen von Ozon hervor, die dafür bürgen, daß dies nicht nutzlos geschieht, sondern einen großen Zweck erfüllen, der nicht nebensächlich sein kann.

Beim chemischen Verbrennungsprozeß (d. h. Verbindung mit Sauerstoff) kohlenstoffhaltiger Stoffe entsteht Kohlensäure, welche aus der Atmosphäre von den Pflanzen, als wichtigster Nährstoff, aufgesogen wird. Bei nicht hinlänglicher Zuführung von Sauerstoff entwickeln sich äußerst schädliche Gase, welche in die Luft übergehen, dieselbe verpesten und Fieber und Epidemien Vorschub leisten. Gegen diese verderblichen Verbindungen, die besonders bei den Verwesungsprozessen der Thier- und Pflanzenwelt sich entwickeln, tritt das Ozon *), die verzehrende Kraft der Natur, in den Kampf.

Die schädlichen Produkte zerstörend, wird es selbst zerstört, denn in der chemischen Verbindung geht es zugleich mit dem Feinde unter. Der fortwährenden Erzeugung steht eine ebenso beständige Entwicklung der feindlichen Macht gegenüber. Dennoch befindet sich in der normalen Atmosphäre stets Ozon, das wohlthätige Prinzip herrscht demnach vor. Nur wo das feindliche Element, die Verwesungsprodukte, unter örtlichen oder zeitweiligen Einflüssen die Oberhand gewinnt, pflegt dasselbe, unter gleichzeitiger Abwesenheit von Ozon, verderblich aufzutreten.

Die langjährigen Beobachtungen des Professors Dr. Prestel in Emden sind u. a. in dieser Richtung sehr lehrreich. Das Auftreten der Malaria in Ostfriesland steht zu dem Vorhandensein des Ozons in der Luft im regelmäßigen, umgekehrten Verhältniß. Es wird dem Ozon die hochwichtige Eigenschaft, die Giftstoffe der Luft zu vertilgen, nicht mehr abgesprochen, ebenso muß es, in richtiger Weise verwandt, auch einen heilsamen Einfluß auf den menschlichen Körper ausüben.

Für den Oxydationsprozeß im Blute, auf welchem alle körperlichen Funktionen beruhen, ist nicht allein Sauerstoff (Oxygen), sondern auch activer Sauerstoff (Ozon) nöthig. Physiologen von Ruf (Professor Ludwig in Leipzig) behaupten, daß der Sauerstoff im Blute zu Ozon verdichtet werde. Darüber herrscht kein Zweifel, daß die normale Lebensluft Ozon enthalten muß, und Prof. Andrews

*) Ozon, oftmals „Sauerstoff im Zustande der Erregung", auch wohl „activer" Sauerstoff genannt, wird am faßlichsten bezüglich seiner Wirkung in seinem Molecüle (das physikalisch kleinst-mögliche Theilchen) betrachtet. Die Molecüle aller Körper nimmt man gleich groß an und werden aus Atomen gebildet. Während nun das Sauerstoff-Molecül von zwei Atomen erfüllt ist, umfaßt das Ozon-Molecül drei Atome, diese drei sind also gewissermaßen auf den Raum von zweien zusammengedrängt und haben nun eine Neigung, sich auszudehnen. Wo das Ozon nun irgend kann, giebt es das dritte Atom ab, dies der Grund für seine leichte Zersetzbarkeit. Dies aber auch die Ursache zu großer Vorsicht, indem es, in übergroßen Massen ohne Rath eines Sachkundigen angewandt, angreifend und verzehrend wirkt.

Anmerkung der Redaktion.

nennt die ozonfreie Atmosphäre der Zimmer und Städte „gefälschte" Luft. Die Berg- und Seeluft, welche am reichsten an Ozon ist, wirkt am wohlthätigsten auf den Menschen. Es ist nachgewiesen, daß die besonders ozonreichen Gegenden, z. B. Colorado, California, Florida, Texas, Nord Carolina, gesünder sind, als unsere Mittelstaaten.

Der unendlich wohlthuende Einfluß des Ozons auf den menschlichen Organismus wird beständig in der Stadtluft vermißt, welche, obgleich sie ihre vorschriftmäßigen 21 Prozent Sauerstoff enthält, eine Masse von Beimengungen in sich trägt, die langsam aber sicher ihre unheilvolle Wirkung vollbringen. Man darf sich daher nicht wundern, daß man immer mehr von einem Stadtsiechthum sprechen kann. Wer die freie Landluft für gesünder hält als die Stadtluft, der giebt die günstige Einwirkung des Ozons auf die Gesundheit zu, denn der Vorzug der Landluft besteht darin, daß sie den Sauerstoff auch in der frischen, die Lebensgeister reizenden Form des Ozons führt.

Wird es, wie in dem vorhergehenden Abschnitte erwähnt, bei vielen Krankheitserscheinungen, welche von einer unzulänglichen Athmung, einer zu geringen Sauerstoff-Aufnahme und Kohlensäure-Ausgabe herrühren, nöthig, das Fehlende künstlich zu ersetzen, so ist noch weit mehr ein Ersatz für das atmosphärische Ozon nothwendig. Denn das Ozon ist die eigentliche oxydirende Kraft, welche den chemischen Prozeß im Blute hervorruft und zur Quelle des Stoffwechsels wird. Das Maß für das dem Körper künstlich zuzuführende Ozon hat natürlich der Arzt zu bestimmen, nach Art des Leidens. Handelt es sich nur um eine Verbesserung des Stoffwechsels, um eine Wiederherstellung einer ungenügenden Oxydation im Blute, so braucht die Dosis des Ozons, wie in der atmosphärischen Luft, auch nur unmeßbar klein zu sein. Befinden sich dagegen im Blut bestimmte, die Krankheit verursachende Unreinigkeiten oder Giftstoffe, wie bei Scropheln, Rheumatismus u. s. w., deren energische Oxydation und Entfernung bezweckt wird, oder wird eine unmittelbare Zerstörung von Pilzen beabsichtigt, wie bei Diphtheritis, so kann die Menge und daher Stärke des Ozons durch alle Stufen bis zur Aetzwirkung nach dem Ermessen des Arztes gesteigert werden.

Wir haben also hier ein naturgemäßes Heilmittel auf natürlichem Wege (Einathmung) angewandt und so direkt in den Lungen die verderblichen Stoffe im Blute neutralisirend und reinigend. Ozon ist unstreitbar das beste, schnellste und sicherste Heilmittel in allen Lungenleiden, besonders der so allgemein gefürchteten Auszehrung. Die Congestion wird schnell gehoben, die zusammengebrochenen Theile geheilt, Blutungen gehemmt, tuberculose Infiltration wird aufgelöst, indem der innere Flächenraum der Lungen erweitert und der Auswurf befördert wird. Nicht nur alle Lungenbeschwerden finden in diesem Universal-Heilmittel ihre wiederherstellende Kraft, sondern auch manche anderen Leiden. Zusammengebrochene Constitutionen und Nervenkrankheiten finden im Ozon ihr Still- und Heilmittel, weil es auf das sympathetische Nervensystem wirkt und magnetisch dasselbe neu belebt und die Lebensgeister erfrischt.

In Summa, alle Krankheiten unter der Sonne, welche durch einen Wechsel des Klimas Linderung finden, können durch Ozon geheilt werden, schneller als durch alle anderen Mittel.

Gegenden wie Colorado, California, Florida 2c., sind nicht geeignet, Lungenkrankheiten zu heilen, ausgenommen im Anfang derselben, wo sie auch irgendwo geheilt werden können. Die Luft ist dort zu streng und leicht, Ozon kann man nach Bedürfniß bereiten und jedem Individuum nach Bedürfniß schwach oder stärker verabreichen, die atmosphärische Luft dagegen muß man nehmen wie sie ist.

Mit einem „Ozon-Generator" (Erzeuger) können Lungenleidende in ihrer angenehmen Heimath verweilen, Unkosten der Reise sparen und den Segen einer ozonreichen Atmosphäre genießen und sich des Lebens in trautem Familienkreise erfreuen. Ozon ist Gottes Heilmittel, durch die Natur uns gegeben, und wo es mangelt oder zerstört wird durch örtliche Einflüsse, kann es künstlich auf naturgemäße Weise ersetzt werden und den kranken Organismus neu beleben und erquicken.

Menschenurtheil.

Göthe sagt einmal:

„Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich Niemand, geht dir's schlecht;
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehen es auch nicht gern.
Und bleibst du endlich wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist."

Der Fürst der deutschen Dichter, der wie Odysseus „vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat," kannte das Leben und die Menschen, wie Wenige. Er wußte es, daß du den Leuten es nie recht machen kannst, Leser, du magst dich stellen, wie du willst; auch dann nicht, wenn du dich geradezu auf den Kopf stellst und lässest deine werthen Unterthanen oben in der Luft balanciren!

Was folgt nun daraus für dich und für mich, geneigter Leser? Doch wohl das, daß wir am Besten thun, wenn wir nach der Menschen Urtheil wenig, nach Gottes Urtheil aber desto mehr fragen; wenn wir uns keine Mühe geben, allen Menschen zu gefallen und uns alle Mühe geben, Gott zu gefallen und im Lichte seines Angesichts zu bestehen.

„Es ist mir ein Geringes," sagt Paulus, „daß mich ein menschlicher Tag richtet, auch richte ich mich selbst nicht; der Herr ist es, der mich richtet!" An dessen Urtheil liegt ihm Alles, an der Menschen Meinung blutwenig.

Perle.

Redest du Gutes von einem Mann,
Ein halbes Ohr hört nur darauf;
Doch redest du von ihm Schlechtes, dann
Sperren sich Ohren und Mäuler auf.



Gräfin Maria von Jever,

oder

Der Sieg der Sanftmuth.

Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet
von Maria Schweikher.

Viertes Kapitel.

Maria's Entschluß.

Es war eine bange, schwere Nacht, die Maria verlebte nach der Nachricht, die ihr Fulko von Friedeburg gebracht. Dem jungen, stürmischen Blute gegenüber vermochte sie noch ihre Fassung zu behaupten und darauf hinzuweisen, daß Bogung in seiner alten Freundschaft für sie vielleicht zu schwarz gesehen habe; auch bat sie Fulko, den Bürgern einstweilen noch jene drohende Gefahr geheim zu halten. In der Stille der Nacht jedoch fiel die Schreckensbotschaft mit doppeltem Gewicht auf ihre Seele. Was konnte der morgende Tag ihr bringen und wie würde sich ihr und ihres Volkes Schicksal gestalten? Sollte sie List gegen List anwenden und dem Verrath Verrath entgegen stellen? Wohl hieß es im Gotteswort: „Seid klug wie die Schlangen," aber fügte nicht dasselbe auch hinzu: „Und ohne Falsch wie die Tauben?" Ihr offener, gerader Sinn sträubte sich gegen jede Heuchelei und Verstellung, und noch hielt sie immer daran fest, daß Enno, wenn sie ihn wirklich als Gast in gewohnter Weise empfange, unmöglich so ehrlos sein könne, das Gastrecht zu verletzen, das selbst die Heiden zu ehren wußten.

Das erste Morgengrauen fand bereits die Gräfin am Fenster ihres Arbeitskabinets stehen, von wo aus sie wehmüthig auf die Stadt hinüber blickte. „O Gott, erbarme dich meiner Jeveraner," flehten ihre Lippen auf's Neue, wie sie es schon so oft in der Nacht gethan, „und höre die Stimme meines Flehens, wenn ich zu dir schreie."

„Der Herr wird seinem Volke Kraft geben; der Herr wird sein Volk segnen mit Frieden," klang es verheißungsvoll in ihrem Innern, und sie vermochte gefaßter als zuvor sich zu ihrer Schwester zu begeben. Leise betrat sie die Schlafkammer, schlug leise die Vorhänge des Bettes zurück und beugte sich liebevoll über die Leidende, die fieberhaft und unruhig auf ihrem Lager lag. Sie nahm die kranken, blassen Hände in die ihrigen und preßte einen langen, innigen Kuß darauf. Agnes Anna öffnete die Augen: „Du hier, Maria?"

„Ich wollte dir den Morgengruß bringen, ehe der Tag uns trennt. Hast du nicht geschlafen?"

„O nein, die ganze Nacht habe ich gewacht und um dich gesorgt. Uns drohet Unheil, Maria."

„Armes Kind, warum hast du mich nicht gerufen? Nicht wahr, du wähntest mich schlafen und wolltest wie gewöhnlich mich nicht stören?"

Die Kranke nickte.

Maria strich ihr liebkosend über das glatt gescheitelte dunkle Haar. „Und woher hat meine Anna so düstere Gedanken und Befürchtungen?"

„O, Maria, scherze nicht. Dein Aussehen verräth dich, und dein Gutenachtkuß hat mir genug offenbart."

„Aber Gottes Gnade und Liebe scheint überall hindurch. Und ob auch das Meer wallete und brauste und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, soll doch die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, darin die Wohnungen des Herrn sind," beruhigte Maria.

Lange und innig umarmten sich beide Schwestern. So schwer es aber der Gräfin wurde, sie mußte sich jetzt von der Kranken trennen. Es gab noch so Vieles zu bedenken und zu berathen, und bereits wartete Romarus von Sydeck ihrer im Arbeitskabinet. Den alten, ergrauten Rath hatte die Sorge früh nach dem Schlosse getrieben, und er wußte wohl, daß der Schlaf von Maria's Augen so fern gewesen sein würde, wie von den seinen. Zudem mußte er der Gräfin von der Stimmung der Bürger berichten, die mit jeder Minute bedenklicher zu werden drohte. Man hatte seinen Sohn gestern Abend erhitzt und bestäubt nach dem Schlosse reiten und bleich und niedergeschlagen zurückkehren sehen. Viele Fragen wurden an ihn gerichtet; aber er antwortete gar nicht oder ausweichend; das war für die erfahrenen Bürger beredter, als eine lange Auseinandersetzung es gewesen sein würde. Man ahnte Gefahr, und wußte man gleich nicht anzugeben, worin dieselbe eigentlich bestehe, so war man doch überzeugt, daß sie nur von Ostfriesland kommen könne. Bis spät in die Nacht hinein blieben die Bürger zusammen, und trennten sich endlich mit dem Rufe: „Gut und Blut für unser Erbfräulein Maria!"

Der alte Kanzler, der schon so viel mit den Papinga's erlebt hatte, war keines Wortes mächtig, als er sich in dieser ernsten Stunde seiner jungen Gebieterin gegenüber sah.

„Mein theurer Sydeck," nahm Maria das Wort, „Ihr seht mich rath- und fassungslos, ganz erschreckt vor einem Abgrund so bodenloser Willkür und schwarzen Verrathes. Was werden uns die nächsten Stunden bringen? An Ommo schickte ich schon meine Boten, damit er sich vor uns verantworte und uns Klarheit werde in der Sache."

„Ihr thatet wohl daran, mein Fräulein. Aber was soll geschehen, wenn sich die Nachricht von Enno's Ankunft bestätigt?"

„Eine Nacht schweren Kampfes liegt hinter mir, Romarus, und ich hoffe, Ihr werdet mich nicht unweise nennen, wenn ich Enno empfange als den, der er scheint, als Freund. Hier in der Burg mich zu verschließen, hinter Wällen und Gräben mich zu verschanzen und aus der Ferne unthätig den Nothschrei meiner Bürger, vielleicht ihr Todesröcheln hören zu müssen — das vermag ich nicht. Lieber will ich als Bettlerin mit dem Stabe in der Hand für immer dieses Land verlassen, als meines Volkes Blut im Kampfe fließen sehen."

„Ich hoffe, Gräfin, daß wir vor dem Aeußersten bewahrt bleiben; dennoch möchte ich Euch zur Vorsicht und zur Standhaftigkeit rathen. Ihr wißt, daß wir täglich den Bescheid vom Kaiser erwarten dürfen; je länger wir daher Enno hinhalten können, desto besser für unsere Sache."

Ein Page meldete jetzt Ommo von Middoge, der gleich darauf das Zimmer betrat.

Nach einigen Begrüßungsförmlichkeiten erzählte

er der Gräfin auf ihre Frage, was gestern seine Anwesenheit in Friedeburg erheischt habe, ganz dieselbe Geschichte, die er am Abend zuvor dem Fulko mittheilte. Es geschah mit einer solchen Keckheit und Dreistigkeit, daß Maria nur mühsam ihren Unwillen zurückzuhalten vermochte. Dennoch warf sie wie unbefangen die Frage hin:

„Aber da es ein so materielles Geschäft war, das Ihr betriebt, Herr von Middoge, hattet Ihr denn gar nicht Zeit, etwas von dem zu bemerken, was um Euch vorging? Habt Ihr im Schlosse selbst gar keine ungewöhnliche Bewegung wahrgenommen?"

„Nein, gnädiges Fräulein. Ich war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt und überlegte, wie gut ein Jeder daran thue, in so unsicherer Zeit sein Haus fester zu gründen, damit nicht ein Feind unvorbereitet es überfalle und den Wehrlosen verdränge."

„Ihr werdet zum Propheten, Ommo."

„Das wolle Gott verhüten. Wenn ich auch wohl weiß, daß Euer Vetter Balthasar von Esens —"

„Schweigt, Ommo," unterbrach ihn Romarus von Sydeck. „Nicht er ist es, von dem Gefahr uns droht. Dieselbe scheint von ganz anderer Seite über uns hereinbrechen zu wollen. Doch wehe dem, der durch die Macht der Hölle diese dunkle Wolke über unser Land heraufbeschworen hat."

„Ich verstehe Euch nicht, Ihr sprecht in Räthseln. Wenn uns wirklich Gefahr droht, so wäre es an Euch, dieselbe mir unumwunden mitzutheilen."

„Drost," unterbrach Maria denselben jetzt mit feierlich erhobener Stimme, „sparet Eure Worte. Die Stunde wird bald da sein, wo es sich zeigen wird, ob Ihr seid, der Ihr scheinet. Aber hütet Euch: Nichts brandmarkt die Welt an einem Menschen mehr, als den Verrath an seinem Vaterlande."

In diesem Augenblicke erschien auf's Neue der Page und meldete der Gräfin, daß eine junge Maid, augenscheinlich in großer Angst und Unruhe, die Gräfin dringend zu sprechen begehre.

Maria, ahnend, daß ihr Begehren vielleicht im Zusammenhang mit den gestrigen Ereignissen stehe, befahl, die Jungfrau zu ihr zu führen.

Kaum aber hatte dieselbe das Zimmer betreten, als sie sich der Gräfin zu Füßen stürzte und in der höchsten Erregung Gott pries, daß sie die Gräfin sehen und sprechen dürfe. Mehr war im ersten Augenblick nicht aus ihr herauszubringen; ihr Herz schien aufgelöst zu sein in Schmerz und Thränen, und ihre verstörten Züge, die beschmutzten und zerrissenen Kleider ließen deutlich erkennen, daß die Jungfrau in großer Angst einen weiten Weg zurückgelegt haben müsse.

„Woher kommst du, mein Mädchen?" fragte Maria die noch immer Weinende sanft, indem sie dieselbe liebreich aufzurichten versuchte.

„Von Friedeburg, Gräfin, um Euch zu retten."

Während sie sich bei diesen Worten erhob, fiel ihr Auge auf Ommo von Middoge. Sie schrak sichtlich zusammen, und fast tonlos stieß sie hervor: „So ist es also doch zu spät, sie sind schon hier!"

„Was ist dir, Mädchen," drängte mahnend die Gräfin, „wer soll hier sein, und vor wem willst du mich retten?"

„Dieser da war auch mit in ihrem Rathe," antwortete Theda, denn sie war die Angekommene, auf Ommo deutend.

„Wahnsinniges Geschwätz!" rief dieser mit gut erheuchelter Entrüstung. „Jagt doch die Dirne fort; Ihr seht ja, daß sie von Sinnen ist."

„Mäßigt Euch, Ommo. Das Mädchen genießt meinen Schutz; Ihr aber mögt Euch entfernen, bis wir vor einem höheren Richterstuhl uns wiedersehen werden."

„So wollt Ihr also ungehört mich verdammen auf die Aussage einer wahnsinnigen Dirne hin?" rief Ommo mit schlecht unterdrückter Wuth.

Maria aber hatte sich von ihm gewendet und würdigte ihn keiner Antwort mehr. Heftig auftretend und die Thür hinter sich in's Schloß werfend, verließ der Entlarvte das Zimmer, in dem die Uebrigen in sprachloser Bestürzung zurückblieben.

„Soll ich nicht seine Person verhaften lassen?" fragte Romarus.

„Nein," antwortete die Gräfin, „laßt ihn gehen. Ich will nicht dem höchsten Richter vorgreifen, dessen Arm ihn schnell genug ereilen wird. Nun aber sage uns, gutes Mädchen, was dich von Friedeburg hierher geführt?" wandte sie sich an Theda.

„Die ganze Nacht, ehrwürdiges Fräulein, ließen Sorge und Angst um Euch mich nicht schlafen, und noch vor Tagesanbruch stand ich am Fenster und sah, wie unser ganzer Burghof sich mit Gewappneten füllte, die bald in langem Zuge den Weg nach Jever einschlugen. Da erfaßte mich eine namenlose Angst, die sich mit jeder Minute steigerte. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu Euch und Euch warnen, und auf einem nur Wenigen bekannten Wege durch die Heide bin ich hierher geeilt. Nun aber, Gräfin, beschwöre ich Euch, laßt die Bürger sich rüsten zu Eurem Schutze und verschanzet Euch in Eurer Burg, ehe es zu spät ist."

„Was das anbetrifft, so wurden wir schon gewarnt und haben uns entschlossen, wie zu handeln; aber von Friedeburg, sagst du, kommst du? Du wärest doch nicht —"

„Theda Ukena, Fulko Sydecks Braut."

„Eine Tochter Ukena's, meines Sohnes Braut?" rief Romarus von Sydeck schmerzlich und erzürnt zugleich. „Nun und nimmermehr! Ihr schaut mich so überrascht an, Gräfin, als begriffet Ihr meinen Eifer nicht; aber wie könnte ich ein Mädchen als meine Tochter willkommen heißen, deren Vater der Mörder unseres theuren jungen Grafen war?"

Romarus erschrak selbst über die Wirkung, die seine Worte hervorgerufen — wie hatte er nur vergessen können, daß ja die Gräfin selbst noch nicht den wahren Thäter kannte!

Wie von einer Natter gestochen, ließ Maria die Hand des jungen Mädchen fahren, und dieses blickte mit sprachlosem Entsetzen auf den alten Mann. Das also war der Vater ihres heiß geliebten Fulko, und das der Grund, weßhalb er die Wahl seines Sohnes nicht billigte. Ach, und das, dieses Schreckliche, das war es denn auch, was ihres Vaters Alter so düster und freudlos gemacht hatte. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen; sie hatte jetzt den Schlüssel in der Hand zu vielen ihr bis dahin unverständlich gebliebenen Aeußerungen. Zugleich mit dieser für sie so schrecklichen Gewißheit trat ihr aber auch die ganze Größe ihres Verlustes vor Augen.



Wie hülfesuchend wandte sie ihre Augen nach Maria; aber auch diese stand abgewandt mit verhülltem Angesicht.

Ein banger, tiefer Seufzer entwand sich der Brust Thedas und weckte die Gräfin aus ihrem Schmerze, in den sie die Erinnerung an ihren Bruder und das unerwartete Zusammentreffen mit der Tochter seines Mörders versenkt hatte. Da stand das arme Kind wie eine geknickte und zertretene Blume, und ein unendliches Mitleid erfaßte die Gräfin und zwang sie, die Verwaiste an ihr Herz zu ziehen.

„Komm, Theda," sprach sie liebreich, „was der Schuldige verbrach, dürfen wir die Unschuldige nicht entgelten lassen. Vielleicht hat dich Gott mir als eine Stütze gesandt in dieser schweren Zeit, damit durch dich des Vaters Schuld gesühnt werde."

„Das vergelte Euch Gott, Gräfin! So habe ich also nicht umsonst Euch geliebt und verehrt. Ihr sollt Euch in mir nicht getäuscht haben und müßte ich mein Leben für Euch lassen!"

„Und Ihr, mein Sydeck?" wandte sich jetzt Maria ernst und bittend an den Greis.

„Wo die Gräfin vergiebt, da kann und will ich nicht zürnen. Hat Fulko sich einen Herd gegründet und die Jungfrau sich Eures Schutzes würdig bewiesen, so werde ich meinen Segen nicht vorenthalten, wenn anders Gott uns glücklich aus der drohenden Gefahr erlöst".

„Ihr habt recht, Sydeck, jetzt ist nicht Zeit, unseren Gefühlen nachzuhängen. Komm, Theda, du bedarfst zunächst der Ruhe und Erholung."

Sie zog die Klingelschnur und bat die eintretende Kammerfrau Algita, das junge Mädchen in ihr Schlafgemach zu führen und mit Allem zu versehen, was ihr Zustand erheische. Noch nicht lange hatte sich Theda entfernt, als Fulko hereinstürmte und die Annäherung Ennos verkündigte. „Schon ziehen sie den Lüneweg herauf," sprach er, „und die Bürger sind nicht mehr zu beruhigen. „Gut und Blut für unser Edelfräulein!" ist ihr Loosungswort und sie beschwören Euch, Gräfin, die Brücken aufziehen und die Burg zur Vertheidigung in Stand setzen zu laßen. Sie brennen vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen."

Aber hatte Fulko gehofft, für seinen Eifer Anerkennung zu finden, so sah er sich getäuscht. Maria hatte traurig den Aufgeregten zugehört. „Habt Ihr so meiner Sache gedient, Fulko?" sagte sie nicht ohne Vorwurf, „und das Feuer geschürt, wo Ihr es hättet dämpfen sollen? Habe ich keine Macht mehr über meine Unterthanen und vermögen meine Thränen und Bitten nichts über sie? Sie wollen mir dienen, sagt ihr, wo sie doch nur dem Gelüste ihres eigenen Herzens folgen, ohne an Weib und Kinder zu denken!"

Maria's Stimme wurde hier übertönt von verworrenen Rufen, die aus dem Schloßhof herauf drangen und schon war derselbe angefüllt von bewaffneten Bürgern, die stürmisch die Gräfin zu sehen verlangten. Die Gerufene trat an das Fenster des Ahnensaales und bei ihrem Erscheinen wurde es still.

„Wer hat euch, meine Bürger, zu den Waffen gerufen? Auf wessen Befehl handelt ihr?"

„Wir folgten unserem Herzen," nahm Uhlo Eilert das Wort und glaubten recht zu handeln. Haben wir gefehlt, so geschah es aus guter Meinung."

„Ich danke Euch, Uhlo, für dieses Wort, da es mich hoffen läßt, daß ihr friedlich heimziehen werdet, wenn Maria es verlangt. Noch sind wir nicht so wehrlos als ihr glaubt. Wir haben einen starken Gott im Himmel, der uns vor noch mächtigeren Feinden behüten kann als Enno ist. Ich bitte euch dringend, gehet heim in eure Häuser und gebet Enno, wenn er als Freund Einlaß in die Festung begehrt, keinen Grund zum Argwohn. Bedarf es der That, so weiß ich, daß ich mich auf euch verlassen kann."

Es war ganz still geworden bei den Worten der Gräfin. Mit entblößten Häuptern hatten die Bürger zugehört und begannen nun, sich einzeln oder paarweise zu entfernen.

Wie von einem Alp befreit, athmete Maria auf. „O Gott, ich danke dir, daß du es mir erspart, diese tapfern, braven Männer für mich kämpfen zu sehen. Nun ruht mein Schicksal ganz allein in deiner Hand, und du wirst es wenden, wie es für mich und sie am besten ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Den rechten Weg verfehlt und doch recht.

Zwischen Weihnacht und Neujahr (in Süd-Amerika in der heißesten Zeit des Jahres) hatte ich die Absicht, mit einem Freunde eine deutsche Familie zu besuchen, welche auf einem Gehöft etwa 40 Meilen von Buenos Ayres entfernt wohnte. Ich brauchte gewöhnlich fünf Stunden, um hinzureiten. Etwa 5 Meilen war gut gebahnte Landstraße; dann ging der Weg quer durch die Pampa (Grassteppe). Da wir Morgens um 7 Uhr fortritten, hofften wir am Mittag bei unseren Freunden anzukommen; kannten wir doch beide den Weg ganz genau und hatten ihn oft zurückgelegte Nun hatten wir die gebahnte Straße hinter uns und bogen rechts ab und in die Grassteppe hinein. Hier stand ein Haus. Mein Freund lenkte sein Pferd rechts von dem Hause; ich pflegte links zu reiten und machte ihn darauf aufmerksam. Er antwortete mir, das sei einerlei; wir seien auf dem rechten Wege. Wir ritten, im Gespräche vertieft, weiter und kamen an eine große Lagune. Mir war diese Lagune unbekannt; allein mein Freund sagte mir, er kenne sie sehr wohl, habe auch schon einmal einen wilden Truthuhn hier geschossen. Wir seien auf dem rechten Wege.

Also ritten wir weiter und ritten und ritten; aber die hohen Pappeln des Gehöftes, die man sonst schon von weitem sieht, wollten sich nicht zeigen. Ueberhaupt war, so weit das Auge reichte, nichts zu sehen, kein Haus, kein Hügel, nur Steppe. Wie ein Uhrglas auf der Uhr, so glatt lag der Himmel auf der Erde. Und doch hätten wir schon am Ziele unserer Reise sein müssen, denn es war Mittags 12 Uhr.

Nun fragte ich meinen Freund: Wo sind wir? Und er antwortete: Ich weiß es nicht; wir haben den Weg verloren.

Wir hoben uns hoch in den Sätteln und spähten umher, ob wir nicht irgend etwas in der Richtung, in der wir ritten, entdecken könnten, und erspähten

endlich glücklich die Spitzen einiger Ombu-Bäume. Da diese Bäume nur da wachsen, wo man sie pflanzt, so konnten wir darauf rechnen, dort Menschen zu finden, und ritten also auf die Bäume zu. Die Hitze war inzwischen fast unerträglich geworden. Wir fanden unter den Bäumen einige Hütten und davor Leute, die mit einem Wagen beschäftigt waren. Wir erkundigten uns, wo wir seien, und wohin wir reiten müßten, um an unser Ziel zu kommen. Man zeigte uns in der Ferne einige Pappelspitzen und darunter ein weißschimmerndes Haus. Dahin, sagte man uns, möchten wir nur reiten und uns dort weiter erkundigen.

Wir ritten also fort. Um 2 Uhr Nachmittags langten wir endlich ganz verschmachtet bei jenem weißen Hause an, stiegen von unseren Pferden, banden sie an das Hofthor und klopften an die Hausthür.

Es erschien eine Frau. Wir redeten sie spanisch an; sie antwortete in gebrochenem Spanisch; dann redeten wir sie englisch an, und sie antwortete in irischem Dialekte. Wir waren also bei Irländern. Ein Trunk Wasser, um den wir baten, wurde uns bereitwillig gewährt. Während wir uns nun in ein Gespräch mit der Frau einließen, äußerte mein Freund, daß ich in der Stadt eine Schule hätte. „Ach," sagte die Frau, „wie glücklich sind doch die Leute in der Stadt! Sie können ihre Kinder in die Schule schicken. Unsere armen Kinder wachsen auf wie das liebe Vieh. Wir selbst können sie nicht unterrichten, und sie nach der fernen Stadt zu schicken, dazu haben wir kein Geld." Hierauf äußerte mein Freund, ich hätte zwar eine Schule, übrigens sei ich aber Priester der deutschen Gemeine zu Buenos Ayres.

Kaum hatte die Frau das Wort „Priester" gehört, als sie in der höchsten Aufregung ausrief: „O wie gnädig ist Gott! Er schickt uns in unsere Verlassenheit einen Priester! Mann, Kinder, kommt Alle, Alle! Ein Priester Gottes ist eingekehrt in unser Haus! — Wir lassen Sie nicht fort," sprach sie dann zu mir, „Sie müssen mit uns reden; Sie müssen uns segnen."

Mann und Kinder eilten herbei; schmutzig von Staub und halb bekleidet, wie sie waren, mit glücklichen, gespannten Gesichtern, traten an mich heran und küßten mir die Hände.

Wie ich endlich zu Worte kommen konnte, sagte ich ihnen, ich sei allerdings "a priest" und würde gerne mit ihnen reden, aber zuerst müßte ich ihnen sagen, daß ich kein römisch-katholischer, sondern ein Prediger der protestantischen Kirche sei.

„Ach," sagte sie, „katholisch oder protestantisch, das ist hier ganz einerlei. Sie sind ein Priester Gottes, und Gott hat Sie uns geschickt; Sie müssen mit uns reden und uns segnen." Ich willfahrte nun dem Wunsche der lieben Leute mit tausend Freuden und mit Dank gegen **den**, der mich hieher geführt.

Aber die Sache ist noch nicht zu Ende.

Wie mein Freund und ich uns anschickten, fortzureiten, brachte die Frau noch einmal das Gespräch auf die Kinder und auf ihren Jammer, aus Mangel an Mitteln sie nicht in die Stadt schicken und dort in Kost geben zu können, damit sie die Schule besuchten. „Zwar", sagte sie, „ist uns vor einiger Zeit ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht worden. Ein spanischer Herr, Namens so und so, hat uns angetragen, sein Gehöft für die Hälfte des Ertrages von uns bewirthschaften zu lassen. Wir müßten aber, dazu, unser kleines Besitzthum verkaufen. Wüßten wir nur, ob der Mann ehrlich ist und man sich auf ihn verlassen kann. Wäre das, dann ist das Anerbieten so günstig, daß wir unsere Kinder in der Stadt könnten erziehen lassen. Ist er aber ein Schwindler, und wir sind auf die Sache eingegangen, so sind wir ruinirt. Wir sind darum in großer Noth und wissen nicht, was wir thun sollen. Wir haben Gott schon so viel angerufen, daß er uns doch den rechten Weg zeigen möge; aber dabei ist es geblieben."

Da sagte mein Freund: „Lieben Leute, über den Mann und sein Gehöft kann Ihnen Niemand besseren Aufschluß geben als ich. Das Gehöft hat früher mir gehört. Ich habe es an den jetzigen Besitzer verkauft; er ist ein Ehrenmann, dem Sie vollkommen trauen können. Was er Ihnen gesagt hat, ist wahr. Ich kann Ihnen nach bestem Gewissen rathen: nehmen Sie sein Anerbieten an und grüßen Sie ihn von Don Teodoro. Wenn Sie nach der Stadt kommen, so besuchen Sie mich, und wo ich Ihnen helfen und rathen kann, da bin ich dazu bereit."

So verließen wir die Familie, und als wir wieder zu Pferde saßen und den Weg einschlugen, den die Frau uns gezeigt, sagte mein Freund zu mir: „Pastor, wir waren doch auf dem rechten Wege!"

Gegen Abend kamen wir glücklich bei unseren deutschen Freunden an, und die Erinnerung an jenen Irrweg ist uns immer eine erfreuliche geblieben.

Warum Bismarck keine Perrücke trägt.

In einer Abend-Gesellschaft beim Fürsten Reichskanzler erzählte ein Gast, in Berlin kursire ein Scherzräthsel: „Warum trägt Moltke keinen Bart?"

Die Antwort lautet: „Weil ihm keiner gewachsen sei."

Auf die flüchtig hingeworfene Bemerkung Bismarck's, warum er (Bismarck) keine Perrücke trage, bemerkte derselbe Gast:

„Durchlaucht, man hat auch schon davon gesprochen."

Bismarck will wissen, was die Leute darauf antworten.

Der Erzähler zögerte, und erst auf Eindringen und die erbetene Versicherung Bismarck's, er werde die Antwort, wie sie auch laute, nicht übel nehmen, wurde gesagt, sie heiße:

„Weil Bismarck keine **fremde** „Behauptung" ertragen kann."

Lächelnd erwiderte der Reichskanzler: „Die Antwort ist nicht richtig, sie muß lauten: weil ich keine **falsche** „Behauptung" ertragen kann."



Sonntagschul-Lektionen.

Jesus als Knabe.

Luk. 2, 40—52. 6. Februar 1881.

Text zum Inhalt: Das Kind wuchs und ward stark im Geist voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm. Luk. 2, 40.

Die Jugendgeschichte Jesu ist in tiefes Dunkel gehüllt. Der einzige Zug, der uns aus seiner Kindheit berichtet wird, ist in unserer Lektion enthalten und ist diese darum von um so größerer Wichtigkeit.

I. Die echt menschliche Entwicklung Jesu. V. 40. Das Kind wuchs und ward stark im Geist. Im Gegensatz zu den apokryphischen Evangelien, nach welchen Jesus schon als Kind alle Weisheit besessen haben soll, wird hier ausdrücklich ein Wachsthum des Mensch gewordenen Sohnes Gottes an Weisheit berichtet. Auf die Frage, wie sich ein solches Wachsthum mit der Thatsache vereinen lasse, daß in ihm die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, antwortet Sartorius trefflich: „So wenig als das menschliche Auge, welches Himmel und Erde mit den Strahlen seines Blickes umfaßt, sich seiner Sehkraft entäußert, wenn es sich in's Dunkel begiebt oder das Augenlid schließt, so wenig war dieß der Fall, als der Sohn Gottes sich in's menschliche Dunkel begab und sein allumfassendes Auge senkte. Er war ein Kind im vollen Sinne des Wortes, aber freilich ohne die Fehler des Kindesalters. Von Leichtsinn, Trägheit, Zerstreutheit, überhaupt von Kindersünden, die er später überwunden hätte, zeigt sich in seinem Leben keine Spur. Im Uebrigen aber mußte er lernen, was er sonst nicht gewußt hätte; er ließ sich daher von irdischen Lehrern, besonders aber von seinen Eltern unterrichten; denn daß er eine eigentlich gelehrte Erziehung durch die Rabbiner nicht erhalten hat, wird Joh. 7, 15 ausdrücklich gesagt. Vieles freilich, was er aus des Vaters Schooß mitbrachte, brauchte er in keiner menschlichen Schule zu lernen. Aber auch dieses Wissen über die Geheimnisse des Himmelreichs erschlossen sich ihm erst allmählich in dem Maße, in welchem seine menschlichen Erkenntnißkräfte sich entwickelten. Darin eben, daß er so ganz ein Mensch geworden wie wir, nur ohne Sünde, liegt die anbetungswürdige Tiefe seiner Selbsterniedrigung.

II. Der Festbesuch. V. 41—45. Nach 2 Mos. 23, 14; 34, 23; 5 Mos. 16, 16 waren alle Israeliten mit Ausnahme der Frauen, Kranken und Kinder unter 12 Jahren verpflichtet, die drei jährlichen Versammlungsfeste, das Passah, Pfingstfest und Laubhüttenfest, zu besuchen. Diesem Gebote gehorsam, zogen Jesu Eltern jährlich hinauf nach Jerusalem zum Passah, (Erinnerung an den Auszug aus Egypten). Dießmal nehmen sie den zwölfjährigen Jesusknaben mit sich. V. 43. Er blieb in Jerusalem — nicht etwa, weil seine Eltern sich nicht genug um ihn bekümmerten, sondern weil er durch irgend ein Mißverständniß nicht rechtzeitig von der Abreise der galiläischen Festbesucher benachrichtigt worden war. Da die Pilgercaravanen aus verschiedenen Gruppen bestanden, waren Joseph und Maria der Meinung, Jesus sei mit irgend welchen Bekannten gleichfalls abgereist. Am Abend des ersten Reisetages aber, da die verschiedenen Pilgerzüge sich wieder zusammenfanden, entdeckten sie, daß er nicht unter der Reisegesellschaft sei; so kehrten sie denn am zweiten Tage nach Jerusalem zurück, suchten ihn am dritten Tage und fanden ihn im Tempel. Lehren: 1. Auch wir sollen die Versammlungen nicht verlassen, sondern treu die Gnadenmittel benützen, die uns Gott gegeben hat. 2. Der Besuch der Feste, deren zwei eine volle Woche dauerten, war für die entfernt wohnenden Juden nicht nur sehr zeitraubend, sondern forderte auch sonst große Opfer. Trotzdem zogen sie jährlich hinauf zu diesen Festen. Wehe dem Christen, der keine Zeit mehr finden kann für seine Seele zu sorgen! Irdische Interessen müssen den himmlischen nachgesetzt werden. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes." 3. Die Kinder sollen schon frühe zum Besuch der Gottesdienste angehalten werden.

III. Jesus im Tempel. V. 46—50. Mit dem eigentlichen Tempel waren viele abgesonderte Räume (Hallen) verbunden, in welchen die Rabbiner ihren Schülern das Gesetz erklärten. In einer solchen Halle fanden Joseph und Maria ihren Sohn, sitzend mitten unter den Lehrern — nicht um zu lehren, sondern offenbar um zu lernen. Er hört zu und fragt nach Schüler-Weise; aber seine Fragen sind „lauter Lichtfragen der Unschuld und Wahrheit, die tief in das Irrthumsgewirr der rabbinischen Lehre hineindringen." Er fragt, wie es dem Knaben geziemt. „Welche Fragen? Wir wissen es nicht; vermuthlich waren manche vorbedeutend, wie er hernach gefragt hat: Was ist denn, das da oder da geschrieben steht?" So bringt er die Menschensatzungen durch den heiligen Text in's Gedränge und beschämt in seiner gottmenschlichen Klarheit die auf dem höchsten Stuhle damaliger Gelehrsamkeit sitzenden Meister in Israel, und sein Schülersitz weissagt den künftigen Lehrerthron. Die außergewöhnliche Schriftkenntniß, durch welche Jesus die Meister in Israel in Erstaunen versetzte, ist zwar größtentheils auf seine gottmenschliche Natur zurückzuführen, zeugt aber doch auch von dem sorgfältigen Unterricht, den er wohl vornehmlich im elterlichen Hause empfangen hatte. Möchten doch alle christliche Eltern und besonders die Mütter hierin das Beispiel der Eltern Jesu nachahmen und ihre Kinder mit aller Sorgfalt unterweisen in dem Worte Gottes! Eine sorgfältige christliche Erziehung ist der größte Schatz, den Eltern ihren Kindern hinterlassen können. V. 48. Die Worte der Maria: Kind, warum hast du uns das gethan? sind kein Vorwurf, sondern der natürliche Ausdruck der mütter-

lichen Sorge. Dein Vater und ich u. s. w. Diejenigen mögen sich wohl bekümmern und in Sorgen sein, die Jesum verloren haben. Aber das Trauern allein nützt nichts; wir müssen uns, wenn wir den Herrn verloren haben, mit den Eltern Jesu aufmachen und ihn wieder suchen, bis wir ihn gefunden haben. V. 49. Warum suchet ihr mich? u. s. w. In dieser Antwort spiegelt sich die innere Herzensstellung Jesu auf's klarste. Es ist bereits seine tiefste Ueberzeugung geworden, daß es seines Lebens Aufgabe sei, seines Vaters Willen zu thun; darum wundert er sich, daß Maria ihn anderswo als in seines Vaters Haus habe suchen können. Wahrscheinlich hatte Maria ihrem Sohne noch nichts von dem Geheimniß seiner Geburt gesagt, indem sie es im Glauben abwartete, bis in ihm selbst das Bewußtsein seiner Gottessohnschaft erwache. Um so überraschender muß daher die Antwort Jesu für die Mutter gewesen sein, da sie einen nur ihr verständlichen Wink darin vernehmen konnte, daß er schon wisse, wer sein Vater sei. Der Ausdruck: in dem, was meines Vaters ist, bezieht sich nicht blos auf den Tempel, sondern auf alles, was zum Werk und zur Ehre Gottes gehört. Wohl dem Menschen, der durch Christum dahin gekommen ist, daß auch er weiß, Gott sei sein Vater; und zweimal wohl ihm, wenn auch ihm, wie dem Jesus-Knaben im Tempel, des Vaters Werk und Ehre über alles geht! V. 50. Sie verstanden das Wort nicht, nämlich, daß Jesus so deutlich aussprach, was er doch nicht von ihnen vernommen hatte. Sodann bezüglich der Bedeutung auf seinen Messiasberuf.

IV. Die Heimkehr. V. 51 und 52. Er war ihnen unterthan. Bedeutungsvoll! Der Sohn Gottes war seinen irdischen Eltern unterthan. Darin hat er der Jugend ein leuchtendes Vorbild gesetzt. Er nahm zu an Weisheit wie an Alter. Bei gar Vielen bleibt das Wachsthum an Weisheit in beklagenswerther Weise hinter der Zunahme des Alters zurück; bei Jesu hielten leibliche und geistige Entwickelung gleichen Schritt. An Gnade, d. h. mit der intellektuellen Entwickelung, ging auch die moralische Hand in Hand, und auf jeder Stufe war sie relativ vollkommen. So hat er nach Ebr. 5, 2 Gehorsam gelernt an dem, das er litt.

Zur Illustration. Jesus auf Erden. Und was war die Erscheinung dieses Größeren denn Salomo? Was war sein königliches Gewand? Der Anzug eines gewöhnlichen Nazareners. Was waren seine Paläste? Eines Zimmermanns Haus, das er zuweilen mit einer Fischerhütte vertauschte. Wer waren seine Minister und seine Hofleute? Zwölf Männer aus dem gewöhnlichen Volke. Wie sah seine Staatskutsche aus? Er hatte keine; nur einmal ritt er auf einer geliehenen Eselin. Sein königliches Gewand war Himmelsglanz und Salomo in all seiner Pracht war nicht gekleidet wie Jesus auf Tabor. Sein Palast war der Himmel, und als er ihn verließ, lag wenig daran, ob seine jeweilige Herberge in Herodes Hallen oder in der Hütte des Landmannes war. Waren Fischer seine Freunde, so waren doch auch Engel seine Diener. Als aber die Zeit der Heimkehr zum Vater gekommen war, wurden die Wolken zum Triumphwagen und willfährige Lüfte trugen ihn auf ehrerbietigen Händen empor.

Entwurf für Vortrag oder Besprechung. Das Zunehmen Jesu an Weisheit während dieses Zeitraums war: 1. Wirklich. Jesus hat mit anderen Worten wirklich lernen müssen, was er nicht wußte, und als Kind war ihm noch gänzlich unbekannt, was er als Knabe ahnen, als Jüngling vermuthen lernte und als Mann klar durchschaute. 2. Ungehemmt. Wir müssen genau zusehen, wenn wir ihm die relative Unvollkommenheit der Kindheit zuschreiben, ihm die Mängel der Kindheit nicht anzudichten. Von Kindersünden zeigt sein Leben keine Spur; und die himmlische Stimme bei seiner Taufe drückt auf seine vollendete Entwickelungsgeschichte ein Siegel der Billigung, das der Heilige Israels nur dem Allervollkommensten ertheilen konnte. 3. Mittelbar. Sein Zunehmen an Weisheit war allerdings zum Theil vermittelt a) durch den Unterricht seiner frommen Eltern, b) durch das Leben in der prachtvollen Umgebung des galiläischen Meeres, c) durch die Beschäftigung mit den Schriften des alten Testamentes, mit welchen er in der Synagoge seiner Vaterstadt bekannt gemacht wurde, d) durch die Festreisen nach Jerusalem. — Aber das Wichtigste bleibt doch immer f) das ganz Einzige in der Persönlichkeit des Herrn, wodurch er mit den verhältnißmäßig wenigen Hülfsmitteln in Wirklichkeit werden konnte, was er von seiner Geburt an der Anlage nach war. Endlich ist die Entwickelungsgeschichte Jesu normal, insofern sie all den Seinigen den Spiegel dessen vorhält, was auch sie in seiner Gemeinschaft immer mehr werden müssen.

Die Predigt Johannes des Täufers.

Luc. 3, 7—18. Sonntag, 13. Febr. 1881.

Text zum Inhalt: Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße und nehmet euch nicht vor zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. Luc. 3, 8.

Das erste öffentliche Auftreten des Täufers Johannes fand nach V. 1 im 15ten Jahre der Regierung des Tiberius statt. Dieses wäre, da Tiberius 765 zum Mitregenten von Augustus (†767) erhoben wurde, das Jahr 780 nach Rom's Gründung. Diese Zeitangabe ist wichtig, weil dem ersten Auftreten des Wegebereiters noch in demselben Jahre die Taufe des Königs des Gottesreiches folgte. Johannes, des Zacharias Sohn, Luc. 1, 5 fg., war, als ein Geweihter des Herrn, in stiller Zurückgezogenheit herangewachsen, und erst in seinem 30sten Jahre trat er auf göttlichen Befehl als Prediger der Buße auf „in der Gegend am Jordan." Von dem Eindruck seiner Persönlichkeit sowie der Gewalt seiner Rede angezogen, strömte das Volk zu ihm in großen Massen hinaus. Es war eine mächtige Bewegung, wie wir sagen, eine Erweckung in der ganzen Gegend.

I. Die Predigt der Buße. V. 7—9. Ihr Otterngezüchte. Aus Matth. 3, 7 erfahren wir, daß die Menschen, denen diese Anrede zunächst galt, nicht Heilsbegierige, sondern Pharisäer und Sadduzäer und deren Gesinnungsgenossen waren. Durch den Namen Schlangenbrut wird das eigentlich diabolische in der Sünde der Heuchelei bezeichnet. Auch die Liebe kann und muß unter Umständen hart sein. Selbst Christus war den Heuchlern gegenüber unerbittlich streng. Wir dürfen daher den Täufer durchaus nicht übertriebener Härte beschuldigen, zumal er von dem Wunsch beseelt ist, daß die Gewarnten noch den rechten Weg betreten möchten, den er ihnen zeigt. Wer hat euch gewiesen, d. h. wer hat euch gelehrt, daß ihr, so wie ihr seid, ohne innere Sinnesänderung, allein um eurer Abstammung von Abraham willen dem künftigen Zorn entrinnen werdet! Auch Maleachi (4, 5. 6) hatte das messianische Strafgericht angekündigt, aber die Juden trösteten sich damit, daß dieses nur den Heiden gelte. Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße. Es bedarf einer gründlichen Sinnesänderung, welcher der Beweis durch die That (die Früchte) nicht fehlt, sonst könnt ihr unmöglich dem zukünftigen Zorn entrinnen. Nehmet euch nicht vor zu sagen u. s. w. Die Abstammung von Abraham hatte in den Augen der Juden eine um so höhere Bedeutung, weil sie glaubten, daß dieselbe allein schon zur Theilnahme an den Segnungen des Messias berechtige. Dieser Gedanke war der Schild, mit welchem sie die ernste Bußpredigt des Täufers abzuwehren suchten. Johannes aber entreißt ihnen diesen Schild mit einem Schlage. Gott kann dem Abraham u. s. w. Wie Gott einst den Menschen aus einem Erdenkloß machte, so kann er auch aus den Steinen dieser Wildniß dem Abraham Kinder erwecken. Vielleicht liegt in diesem Gedanken eine Hinweisung auf die Berufung der Heiden. V. 9. Es ist schon die Axt u. s. w. Die drohende Gewißheit des nahenden Gerichts macht die Aufforderung zur Buße um so dringender. Die Axt, nicht nur in der Nähe des unfruchtbaren Zweiges, sondern dicht an die Wurzel gelegt, deutet auf das Gericht der Vertilgung, das über die Unbußfertigen hereinbricht. Jeder Baum u. s. w. Was zuvor ausschließlich von Israel gesagt worden, wird jetzt allgemein ausgedrückt; jeder unbußfertige Mensch, der sich nicht bekehren will, fällt dem göttlichen Gerichte anheim. Auch heute noch suchen die Menschen durch allerlei leere Ausreden die Aufforderung zur Buße zu entkräften. „Ich bin noch jung, ich kann mich immer noch bekehren;" „ich gehöre zur Kirche;" „ich benütze alle Gnadenmittel;" „ich habe mich stets von groben Sünden frei gehalten;" „ich habe fromme Eltern und Geschwister;" diese und viele andere nichtige Beruhigungsgründe halten sich die Leute vor, um ihr Gewissen zum Schweigen zu bringen; aber vor Gott gilt das alles nichts.

II. Spezielle Anweisungen für einzelne Stände. V. 10—14. Alle Zuhörer fühlen es tief, daß der ernste Bußprediger sie richtig beurtheile und sind überzeugt, daß er ihnen auch die Anweisung geben könne, die jeder in seinem Stande bedürfe; daher die Frage: Was sollen wir thun? Jede Klasse empfängt eine Antwort, die ihrem wirklichen Bedürfnisse entspricht; ein Beweis, daß der Täufer in seiner Zurückgezogenheit nicht versäumt hatte, seine Zeitgenossen genau kennen zu lernen, also kein schwärmerischer, sondern ein höchst praktischer, nüchterner Mann war. Wer auf die Menschen wirken will, darf sich nicht so von ihnen absondern, daß er aufhört, die Menschen zu kennen. Dem Volke predigt er Nächstenliebe, und zwar thätige Nächstenliebe. Wer zween Röcke hat u. s. w. Den Zöllnern sagt er nicht, daß sie ihr Amt aufgeben sollten. Das Zölleramt an sich war ja nicht sündhaft, sondern wurde es nur durch betrügerische Verwaltung. Daher fordert Johannes von den Zöllnern nur, daß sie ihrer Habsucht und Ungerechtigkeit entsagen sollten. Ebenso wird den Soldaten nicht gesagt, daß sie den Kriegsdienst verlassen müßten, sondern nur, daß sie Niemand Gewalt noch Unrecht thun und mit ihrem Solde sich genügen lassen sollten. Die Forderungen des Täufers tragen noch entschieden alttestamentlichen, gesetzlichen Charakter. Aber als der Wegebereiter hatte er ja eben die Aufgabe, durch das Gesetz, den Zuchtmeister auf Christum, seine Zuhörer erst zur rechten Erkenntniß ihres sündigen Zustandes und dadurch zum Verlangen nach Erlösung zu führen. Petrus hatte freilich auf dieselbe Frage eine weiter reichende Antwort (Apg. 2, 38). Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Werke, die Johannes forderte, nur insofern in seinen Augen Werth hatten, als sie Frucht und Beweis einer wahren, inneren Sinnesänderung waren. Als solche sind sie aber auch von der höchsten Bedeutung. Eine Buße, die sich nicht in einer wahren Besserung des Lebens offenbart, ist ein bloßer Schein.

III. Das Zeugniß von Christo. V. 15—18. Ob er vielleicht Christus wäre. Dieser Gedanke der versammelten Volksmenge liefert einen überraschenden Beweis von dem tiefen Eindruck, den der sittliche Ernst des Täufers auf die Gemüther hervorbrachte. Etwas Wahres lag diesem Wahne des Volkes freilich zu Grunde, da in Johannes Christus selbst vor der Thür stand und klopfte. Aber darin zeigt sich eben die sittliche Größe des Täufers, daß er von dem Wahn des Volkes keinen Gebrauch macht und sich vielmehr beeilt, in die Grenzen zurückzutreten, die zu überschreiten man ihn fast zwingen wollte. Einen ähnlichen Charakter zeigen Barnabas und Saulus. Apg. 14, 15. **V. 16.** Johannes antwortete den fragenden Aeußerungen der Menge: Ich taufe euch u. s. w. Die größere Stärke des Messias soll hier dem Zusammenhang nach vorzüglich darin bestehen, daß dessen Taufe bewirken kann, was die Taufe Johannes nicht vermag. Mit dem h. Geist und mit Feuer. Die Geistestaufe, durch welche die Erneuerung bewirkt wird, steht der Wassertaufe des Johannes gegenüber. Die Feuertaufe ist für den Unbekehrten bestimmt, wie für den Gläubigen die Taufe mit dem heiligen Geist. Dieser wird durch die Taufe erneuert, jener unter der Feuertaufe eines entschiedenen Gerichts begraben. Daß diese Auffassung richtig ist, ergiebt sich aus V. 17, wo der Messias gleichfalls nach seiner richtenden, scheidenden Thätigkeit geschildert wird. Die Tenne bedeutet den Schauplatz der Wirksamkeit des Messias, der Weizen

die wahren, bußfertigen Gläubigen, die Scheune das Himmelreich zunächst diesseits, dann aber auch die ewige Seligkeit. Die Spreu bezeichnet die Unbußfertigen, die keine rechten Früchte der Buße bringen. Diese verfallen dem Feuer des weltgeschichtlichen Gerichts und zuletzt dem Feuer der Hölle. **V. 18.** Vieles andere mehr lehrend, verkündete er dem Volke das Evangelium (so nach dem Grundtext.) Es gehört also auch die Predigt der Buße und des Gerichts zur Verkündigung des Evangeliums. Die Predigt des Evangeliums führt eine Scheidung unter den Menschen herbei. Gleichgültig oder neutral kann Christo gegenüber Niemand bleiben. Wer nicht für ihn ist, ist wider ihn. Von diesem Entweder-Oder aber hängt Himmel und Hölle ab.

Zur Illustration. Versäumte Buße. Als die Mutter von Thales, einem griechischen Weisen, ihn aufforderte, seinen Stand im Leben zu verändern, sprach er: „Es ist zu früh," und als sie wieder in ihn drang, sagte er ihr, daß es zu spät sei.

Ein Römer, der ein großes Vermögen verschwendet hatte, bat Tiberius um Unterstützung, wurde aber mit der Antwort entlassen: „Du bist zu spät erwacht." Dies wird das Loos derer sein, die versäumen, Buße zu thun.

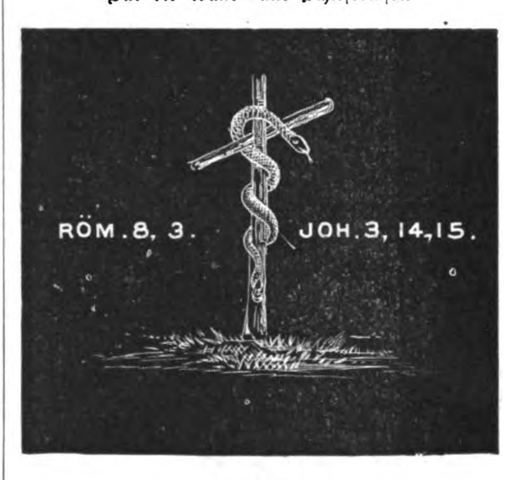
Entwurf zu Vortrag und Besprechung. Die Bußpredigt des Johannes. 1. An wen ist sie gerichtet? a) An das Volk, das hinausging sich taufen zu lassen, d. h. scheinbar fromme Leute, unbekehrte Kirchgänger. b) An sorglose Menschen, die bei aller Schwere ihrer Sünde doch ganz unbekümmert sind um das zukünftige Gericht. V. 7.

2. Wovor warnt sie? a) Vor dem eiteln Vertrauen auf äußerliche Vorzüge, wie die Abstammung von Abraham V. 8: (Mit bloß äußerlichem Gottesdienste oder sogenannten Werken der Frömmigkeit kommt Niemand in den Himmel; der Herr fordert eine wahre Sinnesänderung, eine Wiedergeburt.) b) Vor dem beharrlichen Fortfahren im Bösen, welches zuletzt dahin führen muß, daß der Mensch, der nicht Buße gethan hat, dem Gericht verfällt. „Es ist schon die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt" V. 9.

3. Was fordert sie? a) Nicht willkürliche Büßungen, sondern solche Werke, die da beweisen, daß die Liebe Gottes in dem Herzen des Menschen lebendig geworden, und er sich von Herzen bekehrt hat; daher besonders Liebeswerke V. 10. 11. b) Insbesondere die Enthaltung von den Sünden, die dem Menschen am lockendsten, und die Uebung der Tugenden, die ihm am schwersten sind V. 12—14. Das alles aber fordert er nicht, als sei es an sich etwas werth, sondern, weil es Frucht wahrer Buße ist V. 8.

3. Was stellt sie in Aussicht? a) Das Kommen des Messias, unter welchen sich der Täufer so tief beugt, daß er sich unwerth achtet, ihm die geringsten Sklavendienste (Schuhe auflösen) zu erweisen; b) die durch den Messias vermittelte Ausgießung des h. Geistes über die Bußfertigen und göttliche Strafgerichte über die Unbußfertigen; c) das Weltgericht und die ewige Scheidung der Frommen und der Gottlosen.

Für die Wand- und Schiefertafel.



Die Predigt Jesu.

Luk. 4, 14—21. Sonntag, 20. Febr. 1881.

Text zum Inhalt. Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat, und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, Luk. 4, 18.

Bei der Taufe im Jordan war der h. Geist über Jesum ausgegossen worden, darauf folgte sein 40tägiger Aufenthalt und die Versuchung in der Wüste, welche er siegreich überwand. Nach Ablauf dieser 40 Tage kehrt Jesus in der Kraft des Geistes zurück nach Galiläa, und predigt den Juden in ihren Schulen. Die von ihm verkündigte Lehre macht erstaunliches Aufsehen und findet anfänglich Beifall; daher geht sein Gerücht aus in die ganze Gegend. **V. 14. 15.** Die Aufeinanderfolge der Ereignisse von der Versuchung bis zu dem in unserer Lektion erwähnten Besuche in Nazareth ist folgende: 1. die ersten Freunde Joh. 1, 35—52; 2. das erste Wunder Joh. 2, 1—12; 3. das Osterfest Joh. 2, 13—22; 4. Jesus und Nikodemus Joh. 2, 23—3, 21; 5. der Messias in Samaria Joh. 4, 1 fg.; 6. das zweite Wunder in Kana Joh. 4, 43 u. s. w.; 7. die erste Predigt in Nazareth Luc. 4, 16—30.

I. Jesus in Nazareth. V. 16—17. Nazareth (heute „en Nasirah" genannt) liegt in Niedergaliläa eine kleine Stunde von dem Berge Thabor entfernt. Nazareth hat seinen Namen, „schwaches Reis" wahrscheinlich von dem vielen Buschwerk, welches in jener Gegend wuchs, vielleicht auch von seiner Armuth und Kleinheit. Vor des Heilandes Geburt kaum genannt, hat er sich seitdem über den ganzen Erdkreis verbreitet und bleibt mit jedem Gedanken an die Erlösung durch Jesum von Nazareth auf immer verbunden; denn hier war es, wo der Mensch gewordene Sohn Gottes in 30jähriger Stille seinen Eltern unterthan war. Der

Ausdruck: „wo er erzogen war" weist deutlich auf die Vorgeschichte Jesu zurück. Er ging in die Schule nach seiner Gewohnheit.. Hieraus sehen wir, was Jesus vor seiner Taufe in Nazareth zu thun pflegte. Wahrscheinlich war dieser Sabbath der erste nach seiner Zurückkunft nach Nazareth. Nach Matth. 13, 58; Mark. 6, 5 hatte er vor diesem öffentlichen Auftreten schon einige Wunder in kleinerem Kreise verrichtet und dabei wohl auch schon die ersten Spuren des Unglaubens bemerkt. So erklärt sich die Bestrafung des Unglaubens schon in seiner ersten Rede, welche sonst kaum begreiflich wäre. Er stand auf um zu lesen. Es war ein heiliger Augenblick in seinem Leben, da er zum ersten Mal in der Synagoge der Stadt lesen soll, in der er so viele Jahre im Stillen verlebt hatte. Die Vorlesung in der Synagoge bestand aus einem Theil des Gesetzes, dem in geregelter Ordnung ein Theil der Propheten folgte. Die einzelnen Bücher waren auf Pergamentrollen geschrieben und zusammengebunden.. Achtbaren Fremden gab man zuweilen Gelegenheit, ein freies Wort der Ermahnung und des Trostes zu reden (Apg. 13, 15), und das Aufstehen des Herrn diente zum Zeichen, daß er von dieser Freiheit Gebrauch machen wollte. Da reichte ihm der Diener die Rolle, aus welcher nach der gebräuchlichen Reihenfolge gelesen werden sollte. Es war die des Jesajas, und dort findet er gewiß ohne Suchen, aber nicht ohne göttliche Leitung die merkwürdige Weissagung von der Geistessalbung des Messias (Jes. 61, 1 und 2).

II. Die erste Predigt in Nazareth. V. 18—21. Der Geist des Herrn u. s. w. Jesus hat die Stelle wahrscheinlich im Hebräischen vorgelesen. Lucas aber scheint sie aus dem Gedächtniß nach der alexandrinischen Uebersetzung der Septuaginta mitzutheilen. Die Worte: Den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, sind aus Jesaias 58, 6 genommen, so daß Lucas also weniger den Buchstaben als den Hauptgedanken des Textes dieser Predigt angiebt. Was den geschichtlichen Sinn der Weissagung betrifft, so sprach der Prophet allerdings zunächst von sich selbst und seinem göttlichen Auftrag an das Volk Israel, welchem er die Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft und die darauf folgende glückliche Zukunft verkündigen sollte. Aber seine Botschaft fand ihre volle Erfüllung doch erst in Christo. Der mit dem Geiste gesalbte Knecht des Herrn war selbst nur ein Vorbild des Messias, und die von ihm verkündigte Erlösung aus Babel ein Vorbild der Erlösung aus der Knechtschaft der Sünde. Ohne Zweifel absichtlich bricht der Herr schon bei den Worten: „das angenehme Jahr des Herrn" (d. h. die Zeit, in welcher der Herr gnädig ist) mit der Textverlesung ab, und in der That ließ sich für eine Antrittspredigt seiner Wirksamkeit in Galiläa kein schöneres Textwort finden, als Jes. 61, 1 und 2. Es ist ein Evangelium im Kleinen, die beste Beschreibung Christi als des Heilandes. Arme, Gefangene, Blinde sind die Vertreter der ganzen leidenden Menschheit. Ihre Namen stellen uns Elend und Sünde in ihrem ganzen Umfang vor Augen. Freiheit, Licht, Heilung — welch herrliche Sinnbilder des in Christo vorhandenen Heils! Christus findet alle diejenigen, zu welchen er kommt, blind, ohne Erkenntniß Gottes, von Satan gebunden und gefangen gehalten, unter dem Tode, der Sünde und dem Gesetz. Aber er will und kann sie retten. Darum ist sein Name „Jesus," d. h. Seligmacher von Sünden. Als er das Buch zuthat, gab er es dem Diener. Der verlesene Text giebt dem Herrn Veranlassung, das von ihm zu verrichtende Werk von seiner lieblichsten Seite darzustellen. Kein Wunder, daß aller Augen auf ihn gerichtet sind. Mit diesem einen malerischen Zuge versetzt uns Lucas gleichsam in die Mitte der Bürger Nazareths. Selbst die Bürger Nazareths, die voller Vorurtheile gegen Jesum waren (besonders wegen seiner niedrigen Geburt; denn von seiner Empfängniß durch den h. Geist wußten sie natürlich nichts), konnten sich des unwiderstehlichen Eindrucks nicht erwehren, den das Liebliche der Lehrweise Jesu hervorbrachte. Zur Buße und zur Bekehrung aber ließen sie es natürlich nicht kommen; vielmehr verwarfen sie das Heil, das ihnen hier so nahe getreten war (vgl. V. 29. 30).

Zur Illustration. Luther schreibt in einem Brief an die Rathsherren der Städte Deutschlands folgende beherzigenswerthe Worte: „Gott stehet vor der Thüre, wohl uns, so wir ihm aufthun. Ich achte, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehört habe, als jetzt. Liebe Deutsche, kaufet, weil der Markt vor der Thür ist! Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Es ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte es in Griechenland, aber hin ist hin, nun haben sie den Türken. Rom und Italien hat es auch gehabt; hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr es ewig haben werdet, denn der Undank und die Verachtung wird es nicht lassen bleiben. Darum greifet zu und haltet zu, wer greifen und halten kann!"

Entwurf zu Vortrag und Besprechung. Die Predigt in Nazareth. 1. Der Prediger ist Jesus, der Zimmermannssohn aus Nazareth, der kürzlich erst bei der Taufe am Jordan durch die Stimme vom Himmel für Gottes Sohn erklärt und mit dem h. Geiste ohne Maß erfüllt worden war; der darauf in der Versuchung in der Wüste sich als Gottes Sohn und als Sieger über den Fürsten der Finsterniß bewährte und nun öffentlich als der den Juden verheißene Messias auftrat und eine Heilandsthätigkeit begann, die mit seinem Opfertode auf Golgatha enden sollte. 2. Die Predigt entspricht dem tiefsten Bedürfniß der in der Nacht und Knechtschaft der Sünde schmachtenden Menschenherzen. Sie bringt a) den Armen und Verzagten (zerstoßenen Herzen), für welche die Welt keine Ermunterung und keine Freuden hat, Worte des Trostes; b) den Verwundeten (Zerschlagenen), denen die Sünde Seelenwunden verursacht und Brandmale in's Gewissen eingedrückt, Heiligung d. h. Vergebung und Tilgung der Schuld; c) den in der Knechtschaft der Sünde schmachtenden (Gefangenen), welche trotz ihres Ringens und Mühens doch die Ketten nicht zu sprengen vermögen, mit welchen die Sünde sie gefesselt hat, — Freiheit; und d) den geistig Blinden, die den Weg zum Himmel nicht finden konnten, Erleuchtung. V. 18—19. 3. Die Aufnahme der Predigt. a) Jesus war den Nazarenern wohl bekannt, sie hätten

seine sittliche Reinheit kennen und von seiner göttlichen Weisheit wenigstens eine Ahnung haben können; doch von dem allem zeigt sich nichts. V. 20. Wie viele sogenannte Christen giebt es, denen das Leben Jesu noch besser bekannt ist, und denen er trotzdem ebenso gleichgültig bleibt, wie den Nazarenern. b) Als Jesus anfing zu reden, waren Aller Augen auf ihn gerichtet, weil die Neugierigen hören wollten, was der Zimmermannssohn zu sagen habe; und während er in seiner freundlichen Weise von dem angebrochenen Tag des Heils redete, fühlten sie sich durch die Macht seiner Rede gefesselt; aber von Glauben zeigt sich keine Spur V. 21—22. Auch hierin finden die Nazarener unter der heutigen Christenheit zahlreiche Nachahmer. Viele besuchen das Haus Gottes nur aus Neugierde, sie lassen sich durch den Prediger unterhalten, rühmen auch wohl eine gut ausgearbeitete Predigt; aber zur Buße, zum Glauben, zur Bekehrung kommt es nie bei ihnen, eher werden sie allmählich verhärtet und zuletzt vielleicht ganz verstockt. (Vgl. V. 29.)

Jesus heilt die Kranken.

Luc. 5, 12—26. Sonntag, 27. Febr. 1881.

Text zum Inhalt: Und die Kraft des Herrn ging von ihm und half Jedermann. Luc. 5, 17.

Mit seinen ersten Jüngern durchzieht Jesus von Kapernaum aus das ganze galiläische Land, indem er von Stadt zu Stadt, von Synagoge zu Synagoge eilt. Ueberall predigt er die frohe Kunde, daß das Reich Gottes gekommen sei. Und der Predigt entspricht die That. Er heilt die Kranken und Siechen im Volk, wo sie ihm in den Weg treten. Daher wird er hoch gefeiert. Durch ganz Syrien dringt sein Ruf in dieser Zeit, in welcher der erste Sturm der Freude über das große Heil sich verbreitet.

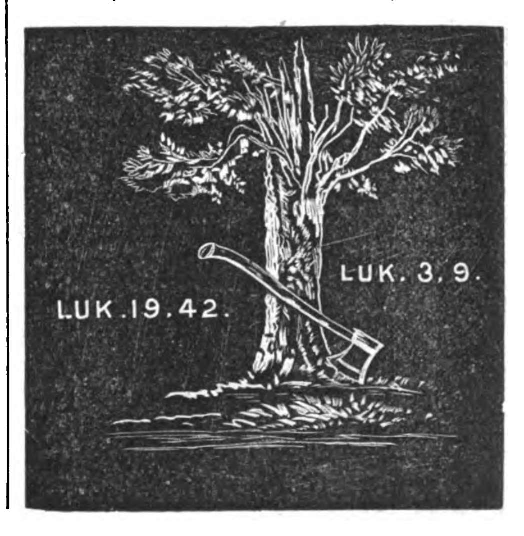
I. Die Heilung des Aussätzigen. V. 12—16. Der Aussatz war eine besonders im Orient herrschende ansteckende Krankheit, gegen deren bösartigste Form, die Elephantiasis, noch kein sicheres Heilmittel bekannt ist. Sie greift nicht nur das Hautsystem, sondern auch die Gelenke und Knochen an, verdirbt die Säfte, entstellt den Menschen und führt ihn einem schrecklichen Tode entgegen. Man hat den Aussatz mit Recht oft als Bild der Sünde bezeichnet. Wie jener seinen Sitz in den innern Theilen des Körpers hat, alles durchdringt, verdirbt, oft den Tod bringt, forterbt, von der menschlichen Gesellschaft ausschloß und von Christo geheilt wurde, so ist die Sünde im Innern des Menschen Ps. 51, 7; Joh. 3, 6, und verdirbt Geist und Herz, theilt sich mit, schließt aus der Gemeinschaft des Himmels aus, bringt den ewigen Tod Röm. 5, 12; 1 Cor. 15, 21, 22, und kann nur durch Christum und sein Blut geheilt werden 1 Joh. 1, 7; Eph. 1, 17. In einer ungenannten galiläischen Stadt kommt ein Aussätziger, zu welchem ohne Zweifel auch der Ruf Jesu gedrungen war, und fällt vor dem Herrn auf's Angesicht zum Zeichen tiefer Ehrfurcht. Er ist jedenfalls einer der Starkgläubigen, die was ihre Ansichten von dem Herrn auch gewesen sein mögen, ihm geradezu unbegrenztes Vertrauen schenkten. Wenn du willst, kannst u. s. w. An dem Können Jesu zweifelt der Aussätzige keinen Augenblick. Dieß zeigt, wenn man die Unheilbarkeit der Krankheit in Betracht zieht, daß er eine höhere Macht in Jesu anerkennt. Aber ob Jesus ihn auch heilen wolle, darüber ist er im Gefühl seiner Unwürdigkeit nicht ebenso gewiß. Der Glaube sagt immer: „wenn du willst!" nicht: „wenn du kannst." Kaum ist die Bitte gesprochen, so folgt die Erhörung. Mit dem majestätischen „Ich will" antwortet Jesus auf jedes gläubige Gebet, besonders auf das Gebet des Sünders, der um Reinigung von seinem Sündenaussatz fleht. Sei gereinigt. Und alsobald ging der Aussatz von ihm. Er hatte noch kein Prophet vor Jesu geheilt; so redet nur er in der Macht Gottes. „Wenn er spricht, so geschieht es." Wie der Herr den Aussätzigen nicht bloß für rein erklärt, sondern rein macht; so offenbart er auch seine Macht am Aussatz der Sünde, er vergiebt die Sünde nicht nur, sondern befreit auch von ihr. Er gebot ihm, daß er es Niemand sagen sollte. Ein Hauptgrund dieses Verbotes war der, allem Schein der Ruhmsucht vorzubeugen; ein anderer, den Zusammenlauf des Volkes mit seinen schwärmerischen Messiashoffnungen zu verhüten, welcher leicht eine vorzeitige Beendigung seiner Wirksamkeit durch die jüdischen Machthaber hätte herbeiführen können. Ueberdieß steht das obige Verbot in unmittelbarem Zusammenhang mit der levitischen Ordnung (5 Mos. 14, 4). Der Herr verlangt von dem Geheilten, daß er diese Ordnung berücksichtige und daher nichts von seiner Reinigung sage, bis er sich dem Priester gezeigt habe, welchem von Amts wegen das Recht der Reinsprechung zustand. Ihnen zum Zeugniß. „Ihnen" ist nicht auf die Priester, sondern auf das Volk zu beziehen. Dadurch, daß der Priester den Aussätzigen für rein erklärte und ihm die Erlaubniß gab, sein Opfer im Tempel darzubringen, erhält das Volk das höchste, gesetzlich beglaubigte Zeugniß, daß der Aussätzige wirklich durch Jesum geheilt worden sei. Es kam aber die Sage von ihm je weiter aus. Dankbare Freude machte dem Geheilten das Schweigen unmöglich (siehe Mark. 1, 45). Zu hart wollen wir ihn hierüber nicht tadeln; denn es mußte ihm schwer fallen, den Namen seines Retters nicht aussprechen zu dürfen. Aber sicher leistete er jetzt der Sache Christi keinen Dienst, da ja allenthalben die Begeisterung des Volkes so hoch steigt, daß es der Herr für gerathen hält, sich in eine Wüste zurückzuziehen, wo er sich dem einsamen Gebete widmet. So fordert er uns durch sein eigenes Beispiel auf zum anhaltenden Gebet in der Einsamkeit.

II. Die Heilung des Gichtbrüchigen. V. 17 bis 26. Und es begab sich. Bei dem schwachen Faden, welcher die folgende Erzählung mit der vorhergehenden verbindet, läßt sich über die Zeit, in welche die Heilung des Gichtbrüchigen fällt, nichts Genaues bestimmen, daß dieselbe in Capernaum stattfand, ergiebt sich aus Mark. 2, 1. Die Kraft des Herrn, d. h. Gottes, ging von ihm und half Jedermann. Es war eine Zeit besonderer Offenbarung der Heilkraft Jesu — eine Gnadenzeit. Gichtbrüchig. Die Krank-

heit bestand in einer Nervenlähmung, welche zuweilen den ganzen Körper, zuweilen nur einzelne Theile befällt. Etliche Männer brachten. Während in dem vorigen Wunder der Glaube des Kranken selbst in den Vordergrund tritt, ist hier der Leidende passiv und wird von fremden Händen zum Herrn getragen. Daraus darf man jedoch nicht schließen, daß er den Glauben seiner Träger nicht auch getheilt habe, vielmehr ist das Gegentheil wahrscheinlich, und vielleicht hat man ihn mit Recht „einen Glaubenshelden auf der Tragbahre" genannt. Sie stiegen auf das Dach. Die Bemühungen der Träger des Gichtbrüchigen, welche den Kranken zu dem Heiland bringen, sind ein Sinnbild der Fürbitte der Gläubigen für geistlich Gichtbrüchige, die bei Jesu Hülfe suchen; und ihr Eifer, der vor keinem Hinderniß zurückschreckt, fordert alle gläubigen Leser zur Nachfolge auf. Die Häuser im Orient haben meistens flache Dächer, zu welchen oft noch eine Außentreppe hinaufführt. Eine Oeffnung des Daches gerade über der Stelle, wo Jesus war, ist um so weniger undenkbar, da man oft sogar Todte auf diesem Wege aus dem Sterbehause entfernte. Da er ihren Glauben sahe. Der Glaube des Kranken wird hier als eins mit dem Glauben seiner hülfreichen Freunde zusammengefaßt. Was Alle im Glauben suchten, war die Heilung des Kranken; aber bei diesem selbst war neben der leiblichen noch eine schlimmere, eine geistige Krankheit zu heilen. Daher spricht der Herr zuerst: Deine Sünden sind dir vergeben! Nicht unberechtigt ist hier der Schluß, daß die leibliche Krankheit des Gichtbrüchigen eine Folge besonderer Sünden war. Auch scheint der Gewissensschmerz bei ihm wirklich der Herstellung des Körpers im Wege zu stehen, und der Herr, der mit untrüglichem Blick den Zustand des Kranken durchschaut, fängt damit an, seine Seele zu heilen. Wer ist dieser u. s. w. Wer kann Sünden vergeben u. s. w. Ganz richtig schließen die Schriftgelehrten: Wer sich das Recht nimmt, Sünden zu vergeben, muß entweder mehr sein als ein Mensch, muß Gott selbst sein, oder er ist ein Gotteslästerer. Da sie von Jesu das erste nicht glauben, steht ihnen das letztere fest. Wie der Herr die Gedanken der Träger und des Kranken gesehen, so durchschaut er auch die Gedanken der Pharisäer, und mit einer in's Gewissen dringenden Frage deckt er ihnen ihr arges Herz auf, damit zugleich einen neuen Beweis gebend, daß er mehr als Mensch sei. Was ist leichter zu sagen. An und für sich gehört zu beiden, zur Sündenvergebung wie zur wunderbaren Heilung, göttliche Kraft. Hier aber handelt es sich um's Sagen; und da ist allerdings das erstere leichter, da der Erfolg, der durch diese Worte erzielt werden soll, kein äußerlich wahrnehmbarer ist, während beim letzteren es gleich zu Tag kommt, ob das Sagen Erfolg hat oder nicht. Zum Beweise seiner Vollmacht das Wort: „Dir sind deine Sünden vergeben," zu sprechen, spricht der Herr nun auch noch das zweite Wort: Stehe auf u. s. w. — ein Wort der Kraft, welchem die augenblickliche Genesung des Kranken folgte. Er ging heim, indem er Gott pries. Der Geheilte und auch das Volk wird durch diese Wunderthat zum Preise Gottes hingerissen. Ein schöner Gegensatz: die Begeisterung des Volkes gegen das Murren der Schriftgelehrten.

Entwurf zu Vortrag und Besprechung. Jesus der rechte Arzt. 1. Die Krankheit und Leiden. a) Folge der Sünde, obwohl nicht jede einzelne Form auf bestimmte Sünden zurückgeführt werden darf, wie dieß V. 24 zu sein scheint; doch bildet das Bewußtsein unserer Schuld vor Gott den eigentlichen Stachel aller menschlichen Leiden. „Der Uebel größtes ist die Schuld." Die bloße leibliche Heilung oder Hülfe bleibt daher stets ungenügend. Erst dann kann den Menschen recht geholfen werden, wenn die Schuld von seinem Herzen gewälzt, wenn seine Sünde ihm vergeben wird. „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit." V. 25. b) Mit der Vergebung werden die zeitlichen Sünden nicht sogleich hinweggeräumt; aber sie sind nun nicht mehr Strafleiden, sondern vom himmlischen Vater zu unserem Segen zugelassen, und in der uns durch Christum erworbenen Auferstehung zum Leben werden sie alle völlig aufgehoben. 2. Die Bedingung der Heilung. Diese Bedingung ist der Glaube, der in gar verschiedenen Formen auftritt. Die Personen, welchen Jesus zur Zeit seines Erdenlebens half, wußten vom eigentlichen Erlösungswerk noch nichts. Ihr Glaube konnte sich noch nicht auf die Versöhnung durch Christi Tod beziehen. Es handelte sich bei ihnen nicht um den Grad ihres Erkenntniß, sondern um den Grad ihres Vertrauens. Dieses Vertrauen wurde ihnen gerechnet zur Gerechtigkeit. V. 12. 20; vgl. Röm. 4. Bei uns aber, die wir das volle Licht über Jesu Person und Amt haben, ist der Glaube nur dann rechtfertigend, wenn er sich auf den gründet, der um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Rechtfertigung willen auferstanden ist (Röm. 4, 25). 3. Die Macht Christi, von der Sünde und ihren Folgen zu erlösen, beruht auf unumstößlichen Beweisen. a) Auf der Erfahrung Aller, die an ihn glaubten (V. 13. 25). Der Begnadigte kann nicht mehr an der Erlösungsmacht Jesu zweifeln Joh. 9, 25. b) Auf dem Zeugniß Christi selbst, der durch seine Sündlosigkeit, wie durch seine Thaten kräftiglich erwiesen ist als der Sohn Gottes (V. 22—24).

Für die Wand- und Schiefertafel.



Aus der Homiletik.

Textstudien für den Kinder-Kreis.

1. Der Handel mit dem Pfund.

„Handelt, bis daß ich wieder komme. Luc. 19, 13."

Handeln, einhandeln, mehr dadurch bekommen als man hat, wie gut verstehen das die Knaben, wie gerne treiben sie es! Die Leute im Gleichniß sollten auch handeln mit dem, was der Herr ihnen gegeben — bis er wieder komme.

Dieser Herr ist unser himmlischer Meister Jesus. Er hat uns etwas, ja vieles gegeben, damit wir etwas damit gewinnen — Handel treiben. Lasset uns dieses Handeln näher ansehen:

1. Welche Güter erhalten wir zu diesem Handel? Pfunde sagt dieser Text, Talent — heißt es anderswo. Beide sind ein schweres Gewicht in Silber oder Gold, und sind von $1,000 bis $25,000 Dollars werth, je nachdem man Gold oder Silber Talente, das griechische oder ein anderes Gewicht hat. Diese Pfunde bedeuten die Gaben, die wir haben (Aufzählen derselben). Manche haben viele, große, andere wenige, geringe, jedes etwelche. Manche mehr Zeit, mehr Geld, bessere Gesundheit als andere. Alle diese Gaben von Gott oder Anleihen, wie man sagen könnte, welche wir für den Herrn Jesum und sein Reich gebrauchen sollen, sie gehören nicht uns — Ihm, — dürfen sie also auch nicht müßig liegen lassen oder verschleudern. Dies führt zu Nummer:

2. Wie sollen wir Handel treiben? Mit der Zeit? „Die gehört mir," sagst du. Fehl geschossen. Unsere Zeit gehört deinem himmlischen Meister. Er hat sie dir gegeben, damit du sie gebrauchst, für etwas besseres einhandelst.

Zum Beispiel: Der blinde Jakob über der Straße möchte haben, daß du ihm aus der Bibel vorliest. Das heißt Zeit einhandeln für Gutes thun. Die Schullektion muß gelernt sein — da vertauscht man Zeit für Weisheit. Die Mutter braucht Hilfe — da wird Zeit in Nützlichkeit verwandelt ꝛc.

Mit den Worten. Aber die sind doch nicht viel werth. Ja wohl, sind sie viel werth. Weißt du nicht, was Jakobus darüber sagt? Das sind werthvolle Talente. Gute Worte kosten nicht viel, und reichen doch weit. Ein gut Wort findet eine gute Statt, und schafft Freunde. Wie kann man damit die Betrübten trösten, wie der Herr gethan. Fürwahr ein guter Handel. Muthig für den Herrn Jesum und sein Reich sprechen vor gottlosen Leuten, auch dies ist ein guter Umsatz des Sprach-Pfundes. Also that Johannes der Täufer, und wenn es auch das Leben gekostet, von seinem Herrn hörte er: „Ei du frommer und getreuer Knecht." Manche lassen das Sprach-Pfund nicht nur liegen, sondern mißbrauchen es durch böse, schändliche Worte, wie die Knaben, welche Elisa verspotteten. Was thust du mit deinem Rede-Talent?

Mit dem Geld. Viel hast du vielleicht nicht, aber doch etwas; aber — ob viel oder wenig, es ist dir nur geliehen, du wirst einst gefragt von dem Herrn, was du damit gethan? Der Cent, den du für die Mission giebst, bringt viel mehr ein als der Dollar, welcher für Zuckerwaaren ausgegeben wird ꝛc.

(In dieser Weise können noch mehr Gnaden- und natürliche Gaben aufgezählt werden; doch sollte man nicht zu viel aufzählen, um so mehr aber das Gebotene einprägen).

3. Warum wir in diesem Handel fleißig sein sollen? Der Meister ist nicht persönlich da. Aber er sieht was wir thun. — Auch kommt er zum Gericht, und frägt: Wie hast du gehandelt? Was werden wir zu sagen haben? Wie ging es den Beiden im Gleichniß? Man gebrauche dasselbe zur Schluß-Illustration.

2. Beten.

„Und des Morgens vor Tage stand er auf und ging hinaus. Und Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst."

Der Herr Jesus giebt uns hier ein Beispiel. — Was ist unter einem Beispiel zu verstehen? Etwas, das wir nachahmen sollen. Also lernen Kinder das Schreiben, das Zeichnen, das Lesen — Sie ahmen dem Lehrer nach. — (Vorschrift, Vorlesen ꝛc). Der Herr Jesus Christus ist das Vorbild für unser Leben, dem wir nachzuahmen haben, wenn wir Gott gefällig sein wollen. Was sagt 1 Pet. 2, 21 und Phil. 2, 5 darüber? Das schöne Lied von Pfeil:

„Herr, bei jedem Wort und Werke
Mahne mich Dein Geist daran."

In unserem Text ist uns Jesus ein Vorbild, ein Beispiel für's Gebet, dem wir nachahmen sollen. Wir lernen aus demselben, was ihm das Gebet war, nämlich:

1. Eine große Pflicht, die er vornen hinstellte. Angenommen — ihr hättet einen kleinen Garten, in welchem noch gar nichts gewachsen, keine Blume, und kein gutes Kraut. Was würdet ihr zuerst thun? Begießen? Nein, das wäre unnütz. Pflanzen? Würde nichts wachsen. Das allererste wäre das Umgraben, Zubereiten.

Also dachte der Herr Jesu über's Beten. Es war das allererste, das er beim Beginn des Tages that, ehe das nicht gethan, sagte er zu sich, ist alles andere vergeblich; ich muß mich zubereiten auf mein Tagewerk. Sehet, es stehet in unserem Texte geschrieben: Und des Morgens vor Tage stand er auf. Also hat auch der Psalmist gedacht, wenn er sagt: Ps. 5, 4 und 88, 14; oder Hiob, von dem gesagt wird: Hiob 1, 5. (Wenn Bibeln vorhanden, so lasse man diese Stellen von jungen Zuhörern vorlesen).

Weßhalb das Gebet die erste Pflicht sein soll, die jeden Tag verrichtet wird, das einzusehen ist nicht schwer. Weßhalb ist das Umgraben des

Gartens das erste? Weil es vorbereitet, den Garten zubereitet. Also ist es mit dem Gebet. Wie können wir wissen, was zu thun und zu lassen, es sei denn, Gott führe das? Wie können wir unsere Arbeit thun, es sei denn Gott helfe uns? — Was sagt ihr von dem Mann, der nach A. will, der sich aber nicht Zeit nimmt, zu sehen, welcher Eisenbahnzug dorthin führt und endlich in B. landet. Zeit hat er damit nicht gewonnen, sondern er hat Zeit verloren, das ist gewiß. (Male diese Illustration aus, oder die von einem Manne, der eine lange Reise antritt und keine Vorbereitungen dazu trifft, kein Brot mitnimmt &c.). Vergleiche 1 Könige 19, 7. 8. Anführung oder Erklärung des Sprichwortes: „Bet' und arbeit, so hilft Gott allezeit".

2. Das Gebet war dem Herrn Jesus aber auch ein großer Trost, eine große Freude. Trost und trust sind verwandt; beide — Zuversicht, Vertrauen, und wer die hat, der hat auch die rechte Freude. Er ist froh und nicht traurig, weil er traut.

Wenn z. B. den Knaben und Mädchen versprochen wird: Morgen früh machen wir eine schöne Reise, oder morgen früh bekommt ihr ein schönes Geschenk, wie früh wachen sie da auf, weil sie vertrauen, (trust) sie haben den Trost und die Freude, daß es wahr wird.

Wie muß der Herr Jesu seinen Trost und seine Freude im Gebet gefunden haben, da er so früh, noch vor Tag aufsteht, um zu beten. Es ist gerade, als ob er ein großes Geschenk erwarte. Solch' Geschenk hat er auch erhalten. Den vorhergehenden Tag hatte er viel Elend gesehen (V. 34) und solches erwartete er wieder zu sehen. Da ging er vor Tag zu seinem Vater und holte sich im Gebet das große Geschenk — Trost und Friede. Und — können wir das nicht auch haben; brauchen wir's nicht ebenfalls? Kinder und junge Leute haben auch ihre Schmerzen, Leiden und Sorgen. (Sünde — Lektion — Anfeindung von andern &c.). Laßt uns Trost und Freude holen im Beten.

Wenn uns das Beten aber noch keine Pflicht und noch keine Freude ist — so Gott bitten um Herzensbekehrung. Und wenn wir beten — so uns losreißen von andern Dingen — allein mit Gott — und ihn vor Allem bitten: „Herr lehre uns beten." (Luc. 11, 1).

3. Die Lichter der heil. Weihnacht.

Luc. 2, 8—20.

1. Das Licht das aufgeht über Bethlehems Fluren (V. 8 und 9). Der Himmel selbst zündet seine Weihnachtslichter an, sendet seine Weihnachtsboten und läßt sie das Weihnachtslied anstimmen (V. 13. 14); aber Gott sendet auch den König des Himmels selber auf Erden, die beste Weihnachtsgabe für die Menschen (V. 17. 30).

2. Das Licht, das ausgeht von der Krippe des Jesuskindes (V. 10—12). Wie auf einem berühmten Bilde (Correggio's) „die hl. Nacht" alles Licht ausstrahlt von dem Jesuskind, so ist es auch in Wirklichkeit. Es gibt Licht für die Angefochtenen und Verzagten („Fürchtet euch nicht!"), für die Armen und Traurigen („große Freude"), für die verlorenen Sünder („Euch ist heute &c.").

3. Das Licht das eingeht in die Menschenherzen (V. 15—20). Es macht jede Macht des Leidens und selbst die des Todes für uns zu einer hl. Weihnacht durch den stillen Segen seines Wortes (Maria); und jeden unserer Tage erst recht zu einem wahren, seligen Christtag, wenn Christus nicht blos für uns, sondern auch in uns geboren wird, und wir leben und wandeln vor ihm, arbeiten und zeugen für ihn (die Hirten). Oder

4. Die ächte Weihnachtspredigt.

Luc. 2, 10—12.

1. Ihr herrlicher Anfang: Fürchtet euch nicht! (V. 10).
2. Ihr heiliger Inhalt: Euch ist heute u. s. w. (V. 11).
3. Ihre selige Wirkung: Jesum selber finden und haben (V. 12).

Aphorismen.

Hirten und Lehrer.

Ephes. 4, 11.

Durch beide Worte ist ein und dasselbe Amt bezeichnet: die Hirten sind auch die Lehrer und umgekehrt: die Lehrer sollen auch Hirten sein. Die höchste aller Hirtentugenden ist die Wahrhaftigkeit (vgl. 1 Timoth. 3, 2, 2. Timoth. 2, 24). Aus jener Bezeichnung ein und desselben Amtes mit zwei Worten erkennt man nicht blos den Zweck desselben, die Gemeinden zum ewigen Leben zu leiten, wie Hirten ihre Schafe zur grünen Aue führen; sondern auch das Hauptmittel, das uns Gott dazu geschenkt und angewiesen hat: die Lehre des göttlichen Wortes, das aus dem Munde treuer Hirten kommt. Als Prediger, d. h. Lehrer des Evangeliums von Christo, haben wir überhaupt kein anderes Amtsmittel, als eben die Verkündigung des göttlichen Wortes und alles andere, was wir sonst noch in unserem Amte thun mögen, wird doch nur durch die Verbindung mit diesem Wort fruchtbar und hilfreich; selbst im Sakrament ist es nicht sowohl das Element als vielmehr das Wort, worauf es hauptsächlich ankommt, das aus den Elementen Träger der himmlischen Güter macht, die Seelen zum Empfang derselben bereitet und zum Genuß ihrer verborgenen Kräfte, Wirkungen und Segnungen geschickt macht und offen erhält. Das Wort des Herrn, durch welches die Welt geschaffen ist, ist es auch, durch welches sie wieder erneuert und geheiligt wird. Die Knechte des Herrn vollbringen daher auch in ihrem Amte Alles allein durch dieß Wort, das alles andere, was sie auch sonst noch thun mögen, mit seiner Kraft erfüllen und durchdringen muß. Weder der Eifer des Predigers selbst, noch seine eigenen Gaben, Kenntnisse u. s. w. geben oder nehmen dem Worte die Kraft, sondern dieses ist und bleibt es allein, das die Wirkung zur Seligkeit hervorbringt. Jenes andere ist alles nur der silber-

nen Schaale vergleichbar, auf welcher die goldenen Früchte des göttlichen Wortes liegen. Jene kann diese wohl in menschlicher Weise den Menschen darbieten, empfehlen, angenehm, lieb und werth machen, aber Erquickung, Stärkung und Leben geben können am Ende doch nur die Früchte des Lebensbaumes selbst, die „gütigen Kräfte" des Wortes der Wahrheit. Daher kommt es auch, daß losgetrennt von diesem selbst Geschick und Eifer nicht blos unwirksam sein, sondern oft sogar schaden und geradezu verderblich wirken können, sofern sie ohne dasselbe leicht des rechten Maßes entbehren oder verfehlen. Denn, gleichwie der Wagenlenker mit der einen Hand seine Thiere antreibt, mit der andern aber sie im Zaume hält, so muß auch der menschliche Wille des Seelsorgers und Predigers von dem Worte Gottes beides zugleich gehemmt und getrieben sein, wenn sein Amt und Werk nicht um seiner eigenen Trägheit oder Zügellosigkeit willen in's Gegentheil umschlagen soll, weil es ihm am rechten Maß der heiligen Mitte fehlt zwischen den menschlichen Extremen des Zuviel oder Zuwenig. Wie viele aber setzen, oft ohne es zu wissen und zu wollen, viel mehr Hoffnung auf die eigene menschliche Zuthat als auf das göttliche Wort selber, sie verlieren die ruhige Zuversicht zu diesem allein und gerathen dafür in eine hastige Vielthuerei maßlosen, äußerlichen und oberflächlichen Wirkens hinein, während doch die stille Ruhe und Größe jener Zuversicht auf's Wort die Herzen am Ende weit mehr anzieht und auch befriedigt, als alle eitle Vielgeschäftigkeit; und es muß ja auch jene Ruhe darum noch nicht in Trägheit und faulem Müßiggang enden. Der Prediger und Seelsorger aber, der alle seine Hoffnung nur auf seine Arbeit setzte und den himmlischen Mitarbeiter vergäße, wäre dem Fuhrmann ähnlich, der seine Pferde nur immer antreibt, und darum wohl zu Schaden, nicht aber zum Ziele kommt; der Mann des rechten Maaßes aber gleicht dem andern, der, während er seine Thiere treibt, doch auch zugleich sie lenkt und eben dadurch schnell und sicher zum Ziele gelangt. (Löhr).

Wie lernt man deutsch reden für den Kanzelbedarf?

Aus Büchern allein wird das schwerlich gelernt. Man muß mit den Leuten aus dem Volke, nicht bloß mit den eigenen Standesgenossen, verkehren und es ihnen ablauschen, wie sie denken und reden und dann — Jahre lang rücksichtslos in seinen Predigten beweisen, was nach nüchterner Prüfung für das Gros unserer Zuhörer zu hoch, zu schwerfällig, zu abstrakt, zu komplizirt, zu künstlich stilisirt ausgedrückt ist. Das erfordert allerdings viel Arbeit und Selbstverleugnung, aber dies ist ja unsere Pflicht und hat seinen großen Lohn. Wollte Gott, es würde auf Einfachheit der Sprache und allgemeine durchsichtige Klarheit der Gedanken so viel Mühe verwendet, als manche auf gewählten Ausdruck und Kanzelton verwenden. So wenig „klassisch" das, was ich nun sage, immerhin klingen mag, ich kann mir aber nicht helfen: Je schöner gedrechselt die Predigten sind, desto mehr machen sie nur den Eindruck, daß sie den Hörer nicht packen oder höchstens waschen ohne naß zu machen. Dabei kommt es mir entfernt nicht in den Sinn saloppe (unreiner) Formlosigkeit oder gar ordinärer Marktsprache das Wort zu reden. Im Heiligthum sollen wir nach der Sprache des Heiligthums reden, aber wie die Bibel sie spricht: Einfach, natürlich, die Dinge kennzeichnend, und die Sätze so gefügt, daß jeder Hörer wirklich zu folgen vermag. Was wir brauchen, das ist nicht: noch mehr schöne Kunstform, sondern Einfachheit und Natur, Dinge, die freilich schwieriger zu erlangen sind, als aller künstlich angelegte Redeschmuck. (Dr. G. Warneck).

Des Prediger's Thema.

Christus war das erhabene und das ausschließliche Thema der apostolischen Predigt. Ob es den Juden galt oder den Heiden, dem Knechte oder dem Freien, ob Felix, dem Statthalter, oder Agrippa, dem Könige, oder dem Gefängnißwärter von Philippi, ob in mündlicher Rede oder in sorgfältig ausgearbeiteten Briefen; stets war es das eine große Thema, in der einen oder andern Gestalt. Menschliche Wissenschaft oder Philosophie kann uns nicht bieten, was wir in Jesu finden. Auch ist kein Gebiet menschlichen Wissens so umfangreich, wie dies Thema. Wenn wir Christum predigen, so behandeln wir ein Thema, welches die gesammte Geschichte der Menschheit in sich schließt, ihre Vergangenheit und ihre Bestimmung in der Zukunft. Wir predigen den Weibessamen, welcher der Schlange den Kopf zertreten sollte und den Samen Abrahams, der den Segen aller Völker in sich birgt. Wir predigen den hohen Gesetzgeber vom Sinai und das Sühnopfer unserer Sünde, den jeder bluttriefende Altar versinnbildlicht. Wir predigen David's Sohn und David's Herrn. Wir predigen den Gegenstand heiliger Gesänge und prophetischer Visionen. Wir predigen ihn, welcher Jahrtausende hindurch die Hoffnung Israels und die Hoffnung der Welt war, von dem Falle bis zur Fülle der Zeit. In der Erfüllung dieser Hoffnung predigen wir den Messias, das Geheimniß der Gottseligkeit, Gott geoffenbart im Fleische. Wir predigen den weisesten Lehrer, den liebevollsten, den treuesten Freund, und das reinste Leben, welches die Welt je erblickte. Wir predigen ihn, der dem Sturm gebieten konnte, bei dessen Worte Krankheit und Leiden schwanden und vor dessen Anblick Teufel erbebten, und zugleich ihn, den verachteten Mann der Schmerzen. Wir predigen ihn, den auf Tabors Höhen Verklärten, und ihn, welchen in Gethsemane der unbeschreibliche Seelenkampf blutigen Schweiß hervorpreßte. Wir predigen ihn als das sterbende Opferlamm. Verhöhnt, verspottet hängt er am Kreuze. Unter Schmerzen und Pein verscheidet er. Die Erde nimmt ihn auf, aber festhalten kann sie ihn nicht, und am dritten Tage geht er als Lebensfürst triumphirend aus dem Grabe hervor. Wir predigen ihn, welcher auf Erden von den Menschen verlacht und verworfen wurde, und der sich wenige Tage später in Majestät zum Thron des Himmels emporschwingt und dort das Scepter der Weltherrschaft führt und in seiner Hand die Schlüssel des Todes und der Hölle hält. Wir predigen den göttlichen, allmächtigen Heiland, die Hoffnung jedes zerknirschten Herzens, der Vergebung dem Schuldigen spendet, Trost

dem Niedergeschlagenen, Stärke dem Schwachen, Leben dem Todten. Wir predigen den mächtigen König, dem alle Völker dienen, vor dem sich alle Kniee beugen sollen, der einst wiederkommen wird in Glanz und Majestät, auf dessen Befehl die Erde und das Meer ihre Todten wiedergeben werden, und vor dessen Richterstuhle sich einst alle Völker versammeln, und welche die Guten von den Bösen scheiden wird, wie der Hirte die Schafe von den Böcken scheidet. Diesen Christus, welcher alle Zeitereignisse und die Geschicke aller Ewigkeiten in Händen hat, und auf dessen endlicher Verherrlichung jede Zeile der Geschichte hinweist, diesen Christus, der dir und mir und der gesammten Menschheit mehr Interesse abzwingt, als das ganze Universum außer ihm, diesen Christus predigen wir.

Und nie hat ein Mensch ein Thema berührt, so unermeßlich, so unerforschlich, so köstlich und so erhaben. (Dr. J. N. Berry).

Abstraktion im Gedanken.

Wir sind alle in der Gefahr, abstrakt zu denken; daher wird es uns viel leichter, eine Predigt in Abhandlungsform zu liefern und allgemeine Sätze aneinander zu reihen, als für das Volk konkret und faßlich zu reden. „Sehen wir uns einmal eine Reihe gedruckter Predigtsammlungen an," heißt es in einer trefflichen Uebersicht über die neuste Erbauungsliteratur, „und fragen: was schließen wir aus diesen Predigten über die Zuhörer, für die sie berechnet sind? Antwort: es müssen Menschen sein, die ohne eine feste Stellung in der Welt, ohne bestimmte Aufgaben im Leben, sehr viel Zeit zum Nachdenken haben, im abstrakten Denken sehr geübt und in der Sprache der Bibel völlig bewandert sind." „In den meisten heutigen Predigten ist alles ängstlich, hypothetisch, unpersönlich und abstrakt." Solcher Abhandlungsstil macht aber eine Predigt langweilig und unfruchtbar und nicht bloß für Handwerker und Landleute, sondern auch für Geheimräthe und Professoren. Es ist gewiß eine verunglückte Rechtfertigung, für Predigten dieser Art sich auf das Bedürfniß der Gebildeten zu berufen. Auch die wirklich Gebildeten lieben es nicht, in der Kirche allgemeine theologische Abhandlungen zu hören, und wer den nicht gebildeten Theil des Volkes nicht zu fesseln vermag, der täuscht sich in der Regel, wenn er denkt, desto mehr Anziehungskraft auf die gebildeten Kreise auszuüben. Freilich gilt auch für die Predigt das suum cuique oder wie die Schrift sagt: das „Rechttheilen des Wortes der Wahrheit"; aber damit dürfte doch schwerlich eine besondere Predigtart für die Gebildeten gefordert sein, wie wir denn auch weder bei dem Meister im Predigen noch bei einem seiner Apostel ein solches genus praedicandi finden. Es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder, haben das gleiche böse Herz und müssen einen und denselben Heilsweg gehen, und vor Gott gilt kein Ansehen der Person; daher ist auch die Sprache des Heiligthums eine Universalsprache. (Dr. G. Warneck.)

Das Lesen der heiligen Schrift

sollte einem Auditorium so interessant sein, als das Lesen von Shakspeare, und es würde auch, wenn die Bibel so fleißig studirt würde, mit diesem Zwecke im Auge. Doch derjenige, der Shakspeare gut liest, kann nicht deßwegen auch die Bibel gut lesen. Sie bietet ein weiteres und größeres Feld als Shakspeare und das Lesen derselben darf nicht nach demselben Plan cultivirt werden.

(Nach dem Englischen von Cornelius.)



Schule und Erziehung.

Das Glück und die Nützlichkeit der Jugend. Von F. F. Wunderlich. Die Jugend — welch' liebliches Wort! Wie weckt es, gleich Heimathklängen, tausende der angenehmsten Erinnerungen in unserer Brust! Ist ja die Jugend der Tagesanbruch, der Frühling des Lebens; sie ist „die frische, die schöne, lebendige Blüthe des Lebens". Und, „wer wollte sich mit Grillen plagen, so lange Lenz und Jugend blühn?" Oder wer wollte der Jugend ihre Freude mißgönnen, wer ihre Fröhlichkeit rauben? Wohl dem, der das Glück seiner Jugend recht faßt, recht würdigt, recht genießt! Diese Frühlingszeit ist freilich nicht ohne Regengüsse, nicht ohne Schneestürme, die, so schnell sie gewöhnlich erscheinen, häufig den ganzen Himmel verdunkeln, oft schwer auftreffen, wohl Alles zu vernichten drohen. Doch es sind nur Frühlingsstäuben, die gewöhnlich eben so schnell, als sie kommen, wieder vorüberziehen, und die Sonne scheint nur nach denselben wieder um so heller und freundlicher. Glückliche Jugend, daß sie gar bald wieder alles Leid vergißt und ihr Weinen sich in Lachen verkehrt! Und laß sie lachen, die Jugend — und auch das Alter noch öfters mit — denn es ist gesund nach Leib und Seele.

Doch ist diese Frühlingszeit, sowie die schönste Zeit des Lebens, eine ebenso ernste, wichtige Zeit. Und sind wir am Lebensabend, nachdem wir des Tages Last und Hitze getragen, so manche Stürme erlebt, so viele Täuschungen erfahren haben, wo sich die langen Schatten um uns herlagern, oft geneigt, unsere Blicke selbst den freundlichen Strahlen der Abendsonne zu entziehen und Alles nur von der Schattenseite zu beschauen; ja, gilt es hier mit Gebet und Flehen dagegen zu wachen und zu kämpfen, daß wir nicht mürrisch werden, nicht versauern; so ist die Jugend andrerseits, bei ihrer Unerfahrenheit und Lebenslust, ebenso geneigt, nur zu scherzen und zu tändeln und muß sich daher ebenso zu wehren suchen, damit die köstlich schönen Morgenstunden nicht unbenützt verstreichen.

„Die Jugend ist das Morgenroth
Versprechend, hoffnungsvoll,
Doch flüchtig, eilend — und ach Gott,
Wer nützt sie, wie er soll?"

Ei, ist die Jugend ja eben die Frühlingszeit, somit die Zeit der Vorbereitung, der Schule, der Aussaat für das Leben. Wer aber seinen Acker im Frühling nicht, oder nur schlecht bestellt, kann der im Sommer, zur Erntezeit, anders als leer und in Schande stehen? Und wer in seiner Jugend nicht etwas Tüchtiges lernt, sondern dieselbe rein verspielt, vertändelt, verträumt, kann der anders als ein Hohl- und Dummkopf durchs Leben stolpern? Steht es ja als Regel fest: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Und ob Einige, ausnahmsweise, im späteren Leben noch Manches nachgeholt haben, so geschah es doch nur mit viel größerer Mühe, bei Verlust vieler Genüsse und Versäumniß anderer Pflichten. Die Jugend ist eben „die frische, die schöne, lebendige Blüthe" des Lebens, in welcher der Mensch nach Leib und Seele elastisch und bildungsfähig ist und muß daher auch in dieser Zeit allseitig recht ausgebildet werden, wenn er nicht als Krüppel durch's Leben hinken soll. Freilich ist das Lernen kein Kinderspiel, kostet Mühe, fordert Ausdauer — macht Kopfzerbrechen — mag daher dem Schüler oft nicht als Freude dünken, wohl gar als Freude störend erscheinen; doch stört's, raubt's nur etwa die leichtsinnige, würzt und erhöht aber die wahre Freude. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen." So ist auch schon für die Jugend, nur auf dem Wege der Pflicht, bei und nach tüchtigem Studium die Erholung ein wahrer Genuß. Doch erringen wir durch tüchtiges Lernen nicht herrliche Schätze, bereichern uns mit köstlichen Kleinodien — und werden wir nicht schon beim Erbeuten, sowie im Besitz derselben, viel edle Freuden genießen?

Doch muß, soll die Jugendzeit wahrhaft Segen bringend für's Leben werden, sowie der Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereichert, ebenso das Herz veredelt und gebildet werden. Und wohl dem, dessen Herz sich von früher Kindheit der erleuchtenden, erneuernden und heiligenden Gnade Gottes erschließt! Wohl dem, von dem gesagt werden kann, wie von dem Normal- und Mustermenschen Jesus: „Er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen." Und Niemand kann wohl daran zweifeln, daß dieses Gottes gnädiger Wille und ihm sonderlich wohlgefällig ist — noch daran, daß solches der christlichen Jugend, bei der mächtig wirkenden Gnade Gottes möglich ist. — Geht der treue Hirte doch dem verirrten Schafe nach und freut sich, wenn er es gefunden und wieder heimgebracht hat, wie viel lieber ist's ihm wohl, wenn Kindlein zu ihm gebracht werden, zu ihm kommen und er sie segnen, sie bewahren kann. Oder kann noch Jemand wähnen, solches störe, oder raube der Jugend ihre Freude? Ist denn nicht die normale Entwickelung des Menschen, die Gesundheit nach Leib und Seele, der Zustand des wahren Wohlseins, der reinen Freude, während alles Abnorme, Regelwidrige, Krankhafte unser Wohlsein stört und uns Schmerz und Elend bereitet! Oder ist's nicht ebenso Thatsache, daß der nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch auch beständig nach Gott dürstet und nur in ihm, in seiner Erkenntniß und Gemeinschaft, wahre Ruhe, völlige Zufriedenheit genießt! Und hier allein kann und soll unsere Freude vollkommen werden, und das auch schon in der Jugend, so daß wir nicht irgendwie nöthig haben, bei der Welt nach Freuden betteln zu gehen. Es bleibt dabei: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Wie angenehm, wie so reich an Früchten kann und wird der Sommer und Herbst werden, wenn die schöne Frühlingszeit nützlich angewandt, treulich ausgebeutet wurde! Soll daher dein Leben kein verfehltes, unglückliches, sondern vielmehr ein nützliches und gesegnetes, ein Erfolg werden — und willst du, so anders Gott dich leben läßt, in deinem Alter, wo man ja die Jugend das zweite Mal überlebt, einen angenehmen, heiteren Lebensabend genießen, so fange das Leben recht an: „Fliehe die Lüste der Jugend; jage aber nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe dem Frieden, mit Allen, die den Herrn anrufen von reinem Herzen"; hüte dich vor Brandmalen in deinem Gewissen; „Halte im Gedächtniß Jesum Christum." Und dann wirst auch du, wenn die Zeit deines Abscheidens vorhanden ist, mit Paulo jauchzen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hiefür ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter geben wird." Wirst „einen freien Eingang in's ewige Leben finden" und dort das Glück ewiger Jugend genießen.

Die jährliche Sonntagschul-Convention des Galena Distrikts tagte in Verbindung mit der Distrikts-Versammlung in Lena, Jll., am 17. und 18. November 1880. Beinahe alle Theile des Distrikts waren vertreten. Das Programm bestand aus verschiedenen praktischen Themata, welche von vorher dazu bestimmten Brüdern eingeleitet wurden. Dann wurde jeder Gegenstand allgemein besprochen und allseitig beleuchtet. Die letzte halbe Stunde jedes halben Tages wurde zur Beantwortung der Fragen im Fragekästchen verwandt. Ein reges Interesse zeigte sich von Anfang bis Ende. Ein flüchtiger Ueberblick der Geschichte der Sonntagschule bildete den Anfang. Dann wurde bemerkt, daß der ursprüngliche Zweck war, der Jugend bessere Grundsätze beizubringen, sie zu besseren Menschen zu machen und daß dasselbe heute wesentlich dasselbe sei. Die Jugend soll in der Wahrheit unterrichtet, soll für die Kirche gewonnen und für den Himmel erzogen werden.

Manche Schwierigkeiten, auf die wir in diesem Werke stoßen, wurden berührt. Es wurde gesagt, viele Eltern seien noch gar zu gleichgültig der Sonntagschule gegenüber. Sie sind wenig bekannt mit dem Zustand derselben, unterstützen sehr langsam und besuchen die Schule selten oder nie. Solchen soll man ihre Pflichten beständig einschärfen, ihnen den Werth der Sonntagschule vorhalten und ihnen die Vorrechte zeigen, die wir in dieser Richtung von unsern Vätern haben.

Ferner hieß es, daß manche Eltern Schwierigkeiten bereiten durch schlechte Kinderzucht, auch besonders durch schreckliches Versäumniß bezüglich der Vorbereitung für die Sonntagschule. Der Herzensacker soll zubereitet werden am heimathlichen Herd, den Samen des Wortes in der Sonntagschule aufzunehmen. Der zubereitete Acker muß

auch bewahrt werden. Alle sollen mitwirken an dieser Arbeit in der Familie. Man bemerkt immer noch Mangel an Interesse für Bibelstudium, sonderlich unter der erwachsenen Jugend. Daher sollen Prediger und Lehrer sich bestreben, Alles einfach und faßlich zu machen; sie sollen Gottes Wort anziehend und Interesse erregend darstellen. Die Internationalen Lektionen und der Bibelforscher sind, wenn richtig verstanden und gehandhabt, nach ihrem Zweck und ihrer Einrichtung ausgezeichnete Mittel das Interesse zu fördern. Der Bildersaal ist ein tüchtiges Mittel. Kinder-Versammlungen, Kinder-Predigten und Jugend-Betstunden wurden sehr befürwortet.

Besonders erweist sich die schlechte Kenntniß der deutschen Sprache als Hinderniß an manchen Orten. Unsere Jugend sollte der deutschen Sprache mächtig sein und wir sollten darauf dringen und dahin arbeiten, daß sie es wird. Schon der Sprache selbst willen und ihrer reichhaltigen Literatur wegen ist dieses vortheilhaft. Aber besonders ist es nothwendig deutsch zu lehren, um künftige Werkzeuge zu bekommen, die Deutschen Amerika's und die deutschen Einwanderer für den Herrn zu gewinnen. Aus der Sonntagschule größtentheils kommen solche Werkzeuge. Auch kam es zur Rede, daß unser A. B. C.-Buch nicht ganz zweckentsprechend sei, daß man ein Buch haben könnte und sollte, welches systematischer und praktischer sei nach Einrichtung und Stoff, vorzüglich in der Aufeinanderfolge des Letzteren. Die Brüder C. Schulz und G. E. Miller wurden ernannt als Committee, diese Sache näher zu untersuchen und durch den Apologeten öffentlich anzuregen.

Aber trotzdem, daß manche Hindernisse sich in den Weg drängen, zeigten die Berichte, welche über den Zustand der Sonntagschule auf dem Distrikt abgegeben wurden, daß das Werk entschieden vorwärts geht. In jeder Richtung ist Fortschritt bemerkbar.

Manche treue Jünger Jesu widmen sich von ganzem Herzen der großen Sache und dürfen auch sehen wie ihre Bemühungen gesegnet werden. Dem Herrn die Ehre!

Das hauptsächlichste Sehnen aller warmen Sonntagschul-Arbeiter besteht in einer großen Geistestaufe aller Sonntagschulen auf dem Distrikt. Die Missionssache war eine der Hauptfragen während der Convention. Das Interesse dafür ist lebendig. Allsonntägliche Collekten und Missionsfeste so oft als thunlich zu halten wurde befürwortet. Auf beinahe allen Feldern des Distrikts werden die ersteren gehoben. Um das Interesse für diese Sache mehr zu befördern, wurde empfohlen, die Kinder mehr zu unterrichten in der Familie und in der Sonntagschule in Bezug auf den Zweck der Sache und die Wichtigkeit und Tragweite selbst der kleinsten Gabe. Auch gebe man den Kindern mehr Gelegenheit sich selbst etwas zu verdienen und leite sie an davon zu geben. Es wurde empfohlen, daß man Familienhäuptern Dr. Liebhart's Buch „Leben und Wirken in der Heidenwelt" anpreise.

Missionsbetstunden sind sehr gut. Bei Missionsfesten suche man besonders die allgemeine Mithilfe der Laien, Jung und Alt. Die gewöhnlichen Sonntagschul-Feste, im rechten Geiste und einfachem Style gehalten, wurden für sehr zweckmäßig angesehen. So ging die Zeit schnell dahin.

(F. Schaub.)

Das Verwunden der Kinderherzen. Es war ehedem in den Häusern der englischen Aristokratie Sitte, daß die Damen bei zahlreichem Besuche, nachdem sie am späten Abend das Gesellschaftszimmer verlassen hatten, sich in einzelne kleinere Kreise zum vertrauten Geplauder zusammenzogen. Eine solche Gruppe zog sich eines Abends in ein Zimmer zurück, wo man die Kinder im süßesten Schlummer glaubte. Unter den Schläfern befand sich Francis Waddington, die spätere Baronesse Bunsen, damals etwa zwölf Jahre alt. Das blendende Licht einer Kerze und die lebhafte Unterhaltung der Damen schreckte sie empor und sie wandte sich auf ihrem Lager. Die Damen, welche das Geräusch hörten, entfernten sich eilig mit dem Lichte, aber das Mädchen hörte noch ihren Namen nennen, und in Verbindung mit ihm überhörte es eine Bemerkung, worüber es bitterlich weinen mußte. Die Kränkung war ihrem Gedächtnisse für immer eingegraben und wie sie später in ihren "Recollections of Childhood" schrieb, „war ihr der innere Kampf des Lebens und das Ringen mit dem Geschick durch jene Bemerkung unsäglich erschwert."

Wir wissen nicht, was jene Damen sagten. Jedenfalls hatten sie gedankenlos, unwissend und ungerecht gesprochen; denn des Mädchens Charakter war ein höchst reiner. Aber im Bewußtsein ihrer Reinheit war sie durch den ungerechten Tadel nur um so empfindlicher verletzt worden. Wie Dornen sanken jene Worte in ihr Herz und verwundeten sie so tief, daß ihr die ganze Jugendzeit verbittert war, und auch noch im spätern Leben bereitete ihr die Erinnerung daran manche schmerzvolle Stunde.

Wir finden es schwer, jenen unbedachtsamen Klatschbasen diese grausamen Worte zu vergeben, trotzdem sie jedenfalls ohne böse Absicht gesprochen wurden. Wie viel schwerer aber sollte es uns fallen, uns selbst zu vergeben, wenn wir zu spät erfahren, wie ein unfreundlich Wort von unsern Lippen einem Kinderherzen den Sonnenschein geraubt. Sicherlich ist es unsere heilige Menschenpflicht, der Pflicht eines Christen gar nicht zu gedenken, daß wir im Umgange mit Kindern, wie auch mit der Jugend überhaupt, unbedachtsame Worte zu vermeiden suchen. Selbst verdiente Zurechtweisung sollte in Wort und That mit sanftmüthigem Geiste ertheilt werden, eine beißende und unverdiente Rüge dagegen sollte niemals unsern Lippen entschlüpfen; denn wird sie an ein zartfühlendes Kind gerichtet, so fügt man ihm schwere geistige Marter zu, und bei einem gefühllosen und trotzigen hat es nur Entartung und Rachegefühl zur Folge.

Sei fleißig!

Ein Mägdlein, das gern trödelt und säumt
Und müssig die goldene Zeit verträumt,
Ist wie ein Vogel ohne Sang,
Wie eine Glocke ohne Klang,
Eine Waizenähre ohne Korn,
Ein Rosenstrauch, der nur hat Dorn.
Drum, willst du jung und fröhlich sein,
Willst du reich und willst du selig sein,
Frisch an die Arbeit, du Mägdelein!

Am Kamin.



Musikalisch-praktische Lebensregeln eines frommen Organisten.

Den heiligen Glauben in Acht nur nimm,
Das sei dir, o Mensch, die echte Prim,
Die Hoffnung auch erhalte gesund,
Sie ist auf der Scale die wahre Secund.
Zum göttlichen Willen kling', o Herz,
In gehorsamer Liebe die reine Terz.
Trifft Mühe dich und Arbeit hart,
So denke: Dies ist die rechte Quart.
Sei deinem Nächsten friedlich gesinnt,
Und stimme zu ihm die reine Quint.
So oft du Vertraun auf Gott erweckst,
Stärk' dich alsbald die harmonische Sext.
Auch als ein gut und heilsam Rezept
Verehre des Unglücks schneidende Sept.
Sei mäßig in Worten, Speis' und Schlaf,
So ruft der Herr dich zur höhern Octav.

Nur ein Haken. Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich eines Uhrmachers, welcher das Geschäft auf „eigene Hand" erlernt hatte. Er war ein alter Praktikus und verfertigte auch Spieluhren. Eines Tages wollte er mir eine neue Spieluhr zeigen, darin sollten vor dem Herrn Jesu alle heiligen Apostel vorübergehen und ihre Verbeugung machen, nur Judas hielt den Geldbeutel fest und schüttelte mit dem Kopfe. Der alte Uhrmacher hatte darin gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen, denn alle Leute, welche den Geldbeutel so festhalten, schütteln den Kopf, wenn sie sich vor Jesu beugen sollen; sie thun es lieber vor ihrem Götzen.

Aber heute wollten weder die Apostel mit dem Kopfe nicken, noch Judas mit dem Kopfe schütteln. „Ei," sagte der alte Uhrmacher, „ich weiß es schon, es fehlt ein Haken!" Flugs hakte er den Haken in die Oese, und sieh, Judas schüttelte den Kopf, und die Apostel nickten.

„Nur ein Haken!" Hab' manchen Menschen in dieser Welt getroffen, welcher seufzte: „Weiß gar nicht, wie es zugeht; thue, was ich kann, und es will doch gar nicht vorwärts." „Freund, ich weiß schon, woran es bei dir liegt. Es fehlt an dem Haken: „An Gottes Segen ist alles gelegen." Sieh nur Abraham an. Er hat es immer gut gehabt. Nur wenn der Haken losgegangen war, dann wollte es mit seinem Glück nicht vorwärts gehen. Sieh Moses, David, Simson, Petrus, überall siehst du, was es thut, wenn der Haken nicht richtig eingeschlagen ist. So geht's auch im Christenleben: ist der Glauben nicht fest, oder die Liebe nicht echt, so schwankt das ganze Christenleben. Festigkeit muß erst da sein, bevor Fröhlichkeit kommt.

Lieber Leser, sieh einmal nach. Ist's auch bei dir ein Haken losgegangen? Vielleicht fehlt's an dem regelmäßigen Kirchgehen oder an dem Abend- und Morgensegen? Fehlt's irgend wo, sage ja nicht: „Es ist ja nur eine Kleinigkeit." Ein Haken ist eine Kleinigkeit — aber ohne denselben taugt das Werk nichts. (Nachbar.)

Pfarrer Flattich war ein schwäbisches Original; aber trotz seinen Sonderbarkeiten hatte er Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Er trug so einfache Kleidung, daß man ihn in seinem braunen Rock mit den großen Taschen und in seinen kurzen fadenscheinigen Hosen häufig für einen Bettler hielt. Er ließ sich dieses aber nicht verdrießen, sondern sagte gewöhnlich: „Die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häuser; ich aber bin nur ein Dorfpfarrer." Sein Witz und Scharfsinn machten seine Predigten ungemein anziehend, so daß die Leute stundenweit kamen, um ihn zu hören. Er predigte scharf, aber

dennoch waltete die Liebe vor. Daher konnte er auch die Bemerkung machen: „Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem ganzen Faß voll Essig."

Einem Gemeindeglied, das immer in die Kirche kam, aber nicht besser geworden war, machte er einmal ein Paar neue Stiefel zum Geschenk mit der Bemerkung: „Gelernt habt Ihr nichts, um Euch nun die Sohlen zu ersetzen, die Ihr umsonst zerrissen habt, schenke ich Euch diese Stiefel."

Jenen Herren vom Hof, die spottend auf seine [illegible]verbare Kleidung wiesen mit der Bemerkung: „Sie sind wohl ein Raritätenkrämer," antwortete er: „Freilich, freilich, ich handle mit Verstand, da können sich die Herren was kaufen."

Der Herzog begegnete ihm einst an seinem Geburtstage und fragte Flattich: „Nun, was hat Er heute an meinem Geburtstage gepredigt?" Die Antwort lautete: „Was werd' ich gepredigt haben? Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben."

Auch Eheleuten gab er häufig gute Rathschläge. Solchen, die sich öfters zankten, gab er die folgende Anweisung: „Wenn der Narr an die Frau kommt, soll der Mann nachgeben, wenn aber der Narr an den Mann kommt, soll die Frau nachgeben; wenn aber zwei Narren zusammenkommen, dann giebt's Händel."

F. Kopp.

Zwei Aufstände soll Rev. McCabe als äußerst wünschenswerth bezeichnen. Nämlich erstens einen Aufstand der ganzen Kirche, um in die Sonntagschule einzudringen; und zweitens einen Aufstand der gesammten Sonntagschule, um die Kirche einzunehmen. Wir stimmen gern dieser Art Aufständen bei und sagen Amen dazu.

Zwei Bauern begegneten sich mit ihren Fuhrwerken in einem Hohlwege. „Gehe mir aus dem Wege," sagte der Eine. „Ei, so gehe du mir aus dem Wege!" rief der Andere. „Siehst du denn nicht, daß mein Fuhrwerk beladen ist?" rief der Erste wieder. „Ist mein Wagen etwa nicht auch beladen?" schrie der Zweite. „Es ist deine Pflicht, mir auszuweichen," wiederum der Erste. „Es ist meine Pflicht nicht mehr, dir auszuweichen, als du mir," rief wiederum der Zweite.

Jetzt st[illegible]n aber dem Ersten doch die Geduld aus[illegible]gehen, u[illegible] indem er seine Peitsche erhob, donnerte [illegible]ndern folgendermaßen an: „Du, willst du [illegible] dem Wege gehen oder nicht? sonst mache [illegible] dir, wie ich es unlängst mit Einem gemacht [illegible]abe!"

Jetzt schien dem Andern doch die Sache ein wenig gefährlich zu werden, und so fuhr er etwas bergan, um seinem Gegner auszuweichen. Aber er wollte doch auch gerne wissen, was Jener wohl mit dem gemacht hatte, von dem er vorhin redete.

„Du," sagte er, „ich bin dir jetzt aus dem Wege gefahren, aber sage mir doch, was hast du denn mit dem gemacht, wovon du soeben erzähltest?"

„O," erwiderte der Andere, „der Grobian wollte mir auch nicht Raum geben, da — fuhr ich ihm aus dem Wege."

E. K.

Unter Seinesgleichen. Als auf Kaiser Josefs II. Veranlassung 1774 der Prater in Wien dem Publikum geöffnet wurde, beklagte sich ein Vornehmer, dem wohl noch die frühere spanische Etiquette im Sinne sein mochte, daß es nun fast gar keinen Ort mehr gäbe, wo er unter Seinesgleichen sein könne. Der Kaiser klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: „Beruhigen Sie sich deßhalb und nehmen Sie sich an mir ein Beispiel. Wenn ich immer unter Meinesgleichen sein wollte, so müßte ich in die Kapuzinergruft hinabsteigen und dürfte mich nicht mehr daraus entfernen."

Scherzhaftes. Ein politischer Sprecher rief in seiner begeisterten Rede gehobenen Tones aus: „Was würde Lincoln sein, wenn er nicht gestorben wäre?" Ein einfacher Mann in den Reihen der Zuhörer antwortete laut: „Lebend." Und ein Sturm von Gelächter setzte der politischen Rede für einige Augenblicke ein Ziel.

Gedicht-Räthsel.

1.

Mit N will ich die Stadt dir nennen
Die heute alle Christen kennen,
Die einst so klein, so unscheinbar
Als irgend je ein Städtchen war.
Nach der man hoffend nie geschaut,
Der man nichts Gutes zugetraut,
Und doch, es sollte aus der Kleinen
Der Welt das höchste Heil erscheinen.
Mit L bin ich's, drin Schmerz und Grausen
Ach, wie so vielgestaltig! — hausen.
Dem Krieg mit seinem Ungemach
Ich folg' ihm auf dem Fuße nach.
Und wenn die Welt schon Friede singt,
Manch' trübes Lied aus mir noch klingt.
Doch der aus jenem Städtlein kommen,
Hat manchen Schmerz mir abgenommen.

2.

Erste Silbe.

Ein Spielplatz der Kinder von jeher es war,
Obgleich oft Verderben dort drohet der Schaar,
Die sorglos nicht achtet der Todesgefahr.
Hoch oben im Norden, dort ist es ja stets;
Bei uns nur im Winter, im Sommer vergeht's,
Doch sieh, auf den Tischen der Reichen da steht's.
Es ist selbst im Sommer als Luxus bekannt,
Und wird auch zur Heilung der Kranken verwandt.
Nun hab ich sie, freilich verkehrt, schon genannt.

Zweite Silbe.

Im Dickicht der Wälder, da findest du ihn,
Doch wenn er dir zürnet, dann eile zu fliehn;
Auch siehst du mit ihm durch die Straßen wohl ziehn.
Vor Alters schon sah man am Himmel ihn stehn,
Und wird ihn dort noch nach Jahrhunderten sehn,
Er bleibt da, bis Himmel und Erde vergehn.

Das Ganze.

Hoch oben im Norden, da wohnt dieses Thier,
Gefangen und traurig nur siehst du es hier;
Es lebt auf der ersten, nun nenne es mir.

☞ Die Auflösung folgt im nächsten Heft.

Auflösung der Räthsel in der Dezember-Nummer:

Bilderräthsel: Zwei Laufburschen.
Gedichträthsel: 1. Wort. 2. Grünspahn.

Chronik der Gegenwart.

Die Württembergischen Pfarrer auf dem Kriegspfad. Schwert und Spieß dieser Herren ist wiederum, wie schon so oft, gegen die Methodisten gerichtet, die von Zeit zu Zeit die Blitzableiter des Zornes der hohen Geistlichkeit sein müssen. Die Sünder in Stuttgart, die erhalten keine öffentlichen Zuschriften, denn die würden recht schön über die Herren lachen. Gegen die freche, ungläubige Presse Deutschlands, welche die Kirche auf das Bitterste verhöhnt, einmal loszuziehen, dazu ermannt sich dann und wann höchstens ein einzelner dieser frommen Pfarrer. Auch gegen andere Feinde des Glaubens und der Seligkeit — vom Romanismus abwärts bis zum cynischen Materialisten — sind sie als Klasse so zahm und lenksam, wie geduldige Lämmlein! Aber die Methodisten, die müssen von Zeit zu Zeit Hiebe haben. Da ist es einmal die Thatsache, daß diese Sekte Gemeinden organisirt, dann das methodistische Gefühlswesen, dann der Werkdienst, dann daß die Methodisten allein durch den Glauben geheiligt werden wollen, dann — nicht die Lehre, sondern nur ihr Treiben, und zu guter Letzt die seelenverderbende Lehre, gegen welche die gewappneten pfarrherrlichen Schaaren in's Feld ziehen. Würde man ihnen die bunte Musterkarte aller der Mißstände, Irrlehren, Schäden und Uebel, welche sie die Methodisten bezüchtigen, vorhalten, sie müßten sich selbst herzlich auslachen ob den tollen Widersprüchen ihrer Anklagen. Thut aber nichts zur Sache — „immer nur wacker d'rauf geschlagen," so sagen diese Lieben, „'s sind ja Methodisten!"

Des Pudels Kern aber ist, daß die Methodisten Erfolg haben. Darum sind die Pfarrer so böse. Wären die Methodisten so recht dumm, wüßten sie gar nichts anzufangen, hätten sie keine Zeitungen, keine Bücher, keine Seminarien, keine Kapellen und keine Gemeinden; kurz, hätten sie nichts und wären sie nichts als ein paar Sonderlinge, die hin und her liefen in den Häusern, um Privatandacht, sogenannte „Stunden" zu halten, ja, dann — würde die hohe Geistlichkeit in Deutschland und Amerika, und am Ende gar auch der „Pilger" von Reading in Pennsylvania, Papier und Dinte sparen. Aber die Methodisten haben hüben und drüben Erfolg — das ist die große Todsünde, die sie begangen. Gott der Herr hat sich zu ihnen bekannt. Tausende Sünder und auch welche aus dem berühmten Institut der Staatskirche, oder aus dem Lutherthum oder aus reformirten Kirchen — werden unter der Wirksamkeit der Methodisten zu Gott dem Herrn bekehrt und von diesen in Gemeinden gesammelt; es giebt eine methodistische Presse, methodistische Schulen, methodistischen Einfluß, methodistische Wohlthätigkeits-Anstalten u. s. w. Das wurmt. Und, man ist wie blind der grenzenlos überhand nehmenden Lasterhaftigkeit und Religionslosigkeit des Volkes gegenüber, sieht nicht die erbärmlich leeren Kirchen, die Verkommenheit so vieler Tausende, hört nicht den Hohn und Spott, mit dem das Heilige und die Kirche besudelt werden! Gegen all dies sind diese „Geistlichen" wie taub und blind, und schlagen in ihrem Eifer immer nur mit einer Flugschrift nach der andern und mit einem Erlaß nach dem andern auf die Methodisten ein.

Ist dies nicht ein erbärmliches Gebahren? Angenommen, wir würden also vorgehen in Amerika! Die Puritaner, die Methodisten und die Episcopalen hatten vor allen andern ihre Standorte in den Ver. Staaten aufgepflanzt. Welch ein Zetermord-Geschrei entstünde aber, würden sie den Versuch machen, die Lutheraner zum Lande hinaus zu maßregeln. Wir haben jedoch Besseres zu thun, als mit Andersdenkenden im Krieg zu leben, und sind deßhalb auch nicht sehr zur Geduld aufgelegt denen gegenüber, die, anstatt ihre volle Kraft und Zeit zur wirklichen Rettung des Volkes zu verwenden, in verachtungswürdiger Erbärmlichkeit andere Menschen, welche mit der Rettung des Nächsten Ernst machen, verunglimpfen, verleumden und auf alle mögliche Weise anschwärzen. Auf Grund dieser unserer Stimmung können wir auch die Engelsgeduld des Organs der Bisch. Methodistenkirche in Deutschland, des „Evangelist", nicht genug bewundern, meinen aber, daß man solch frechem, verleumderischem Treiben gegenüber doch auch etwas allzu geduldig sein kann, und es eine Zeit giebt, da das „Blankziehen" zur Pflicht wird.

Der Bancroft-Vertrag und die Bürgerrechts-Fragen scheinen nachgerade für viele deutschamerikanische Zeitungen das zu werden, was die Seeschlange und die Flugmaschine in der sauern Gurkenzeit sind. Dabei wird diese Angelegenheit so einseitig und parteiisch beurtheilt, daß man wirklich geneigt ist, an amerikanischen Größenwahnsinn zu glauben. Ohne irgend besonderer Fürsprecher für deutsche Institutionen zu sein, muß doch jeder billig denkende Mensch das „Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig," nicht blos von dem amerikanischen Standpunkte, sondern auch von dem deutschen in Rücksicht ziehen. Wenn Deutsche auf fünf Jahre nach Amerika gehen, um sich den Pflichten zu entziehen, die alle übrigen Bürger erfüllen müssen, und dann nach dem alten Vaterlande zurückkehren mit einem amerikanischen Bürgerrechte, welches sie nur dadurch erlangten, daß sie ihr Brod in den gesegneten Fluren der Ver. Staaten verdienten und verzehrten, so kann doch unmöglich erwartet werden, daß eine vernünftige Regierung, die Recht und Ordnung aufrecht erhalten und ihren treuen Unterthanen gegenüber ihre Pflicht: „Beschützung von Person und Eigenthum," erfüllen will, sich stillschweigend oder gar entgegen kommend solchen Schmarotzern gegenüber verhält, die auf Kosten der Uebrigen sich mästen und die Vortheile des Landes genießen wollen, ohne die Lasten tragen zu helfen. Männer, die aus Feigheit oder Vortheilssucht, um ihre Zeit und Leben dem Dienste des Vaterlandes

weihen, auf gewisse Zeit in's Ausland ge-
.d dann zurückkehren, um nun ungeschoren
Verdienste nachzugehen, können und dürfen
behandelt werden wie Fremde, welche nie
lichtungen dem Lande und seiner Bevölkerung
über hatten. Wenn ein Staat wie der Deut-
seinen treulosen Bürgern einen besuchsweisen
athalt gestattet, so ist dies eine Höflichkeit für
Staat, dem jene angehören; wenn dieser Be-
aber einem ständigen Aufenthalt gleich kommt,
t es unbedingte Pflicht der Obrigkeit, solche
manente Gäste zu dem anzuhalten, was
übrigen Eingebornen auch leisten müssen.
derenfalls dürften in Deutschland bald mehr
nge Deutsch-Amerikaner zu finden sein, als der
ntwickelung des deutschen Vaterlandes zuträglich
möchte. Natürlich schaut jeder mehr oder min-
r für seinen Vortheil aus und wir gestehen gern
, daß es sehr angenehm für uns wäre, wenn
Deutschland alle Amerikaner gleich behandelte, doch
arf man dann auch nicht ungerecht sein und es
en diesem Lande in irgend welcher Weise verden-
en, wenn es für seine Zukunft besorgt so handelt
und solche Verträge schließt, wie es für sein Interesse
unbedingt nothwendig erscheint. Deutschland hat
genug Einwohner und birgt genügend Zeugungs-
kraft und gesunden Sinn, um alle Jahre einige
Tausende an uns und andere Erdtheile abgeben zu
können; aber es bedarf seiner jungen männlichen
Kräfte zum Schutze und Aufbau des Reiches und
darf nimmer gestatten, daß dieselben sich nach Be-
lieben ihren Pflichten entziehen. Amerika aber
sollte wohl zufrieden sein, mit der in letzter Zeit wie-
derholt bewiesenen Gefälligkeit des alten Vaterlan-
des gegenüber den Wünschen seiner Vertreter. Und
wenn gleich ein allgemeiner Vertrag mit dem
gesammten Deutschland manche Schwierigkeiten lö-
sen könnte und deshalb wünschenswerth ist, so heißt
es doch für uns zunächst: „Halte, was du hast."
Erst wenn wir wissen, daß Deutschland geneigt ist,
einen für uns günstigeren Vertrag zu schließen, als
die gegenwärtig bestehenden fünf (mit Norddeutsch-
land, und den vier süddeutschen Staaten — Elsaß-
Lothringen nicht eingeschlossen) dann können wir zu
einer Kündigung derselben schreiten. Ein Spatz
in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache.

Die Judenhetze. Was ist denn das? Es werden doch die armen Israeliten, wie vor Alters, nicht zu Tode gehetzt werden. Ei, nein, das ist Gott sei Dank vorbei. Aber es ist eine Bewegung gegen das Treiben mancher Juden in Deutschland entstanden, und diese Bewegung wird jetzt von manchen Zeitungen die „Judenhetze" genannt.

Wie verhält es sich denn mit dieser Bewegung? Ist dieselbe berechtigt, oder unberechtigt? Um diese Frage zu beantworten, hat man den Hergang und die Anfänge der Bewegung in's Auge zu fassen.

Bekanntlich haben die Juden in Deutschland sich vieler Zeitungen bemächtigt, das heißt — sie sind Eigenthümer und Redakteure derselben geworden, und zwar sind diese an und mit der Presse beschäftigten Juden gewöhnlich keine gläubigen Israeliten, sondern Ungläubige vom reinsten Wasser, welche weder Gott noch den Teufel fürchten und die Lehre von dem Dasein nach dem Tode verlachen. Wenn noch etwas ächt Jüdisches an ihnen ist, so ist dies etwa der tiefe satanische Haß, mit welchem sie das Christenthum und die christliche Kirche hassen und verfolgen, wo und wann sie können. Spott, Verachtung und Hohn wird fortwährend über alles Christliche und die christlich Kirchlichen wie in Strömen ergossen. Diese Judenpresse, wie man sie nennt, nimmt dem Volke noch den letzten religiös-sittlichen Halt —, sie verlacht die Bibel als Märchen, die Erlösung durch Christum als Comödie, predigt das Evangelium des „Fleisches" und benimmt sich so cynisch (hündisch), daß Christenmenschen von gerechter Empörung erfaßt werden müssen. Um Beispiele zu finden, brauchen wir gar nicht nach Deutschland zu gehen, sondern dürfen nur nachschlagen, was ein unter jüdischer Verwaltung stehendes amerikanisch-deutsches Blatt noch nicht lange her betreffs der beabsichtigten Aufführung der Ammergauer Passionsspiele*) in New York, wogegen sich die Bevölkerung und der Stadtrath auflehnte — sagt. Es sei auffallend, schreibt dieses Blatt, daß in dem Lande, wo sich die politischen und andere Gegner täglich geißeln und kreuzigen, durch die harmlose theatralische Darstellung **der nämlichen** vor fast zweitausend Jahren passirten **Geschichten** so viel Lärm entstehe. Wenn man heute das **Passionsspiel** verbiete, weil es Protestanten giebt, deren Gefühle dadurch verletzt werden möchten, so könnte man morgen die Aufführung der **Bluthochzeit** oder des **Uriel Acosta** verbieten, weil solches den Katholiken und strenggläubigen Juden anstößig sei.

Wer also schreiben kann, der hat nicht die geringste Achtung vor dem Glauben der Christen. Was aber in dieser Hinsicht öfters in Berlin und Wien geleistet wird, das übertrifft an hündischer Gemeinheit Alles, was ungläubige Juden und andere in amerikanischen Blättern lieferten.

Ist es da ein Wunder, daß deutsche, christliche Männer endlich nicht länger dulden wollen, daß dem armen Volke das christliche Bewußtsein gänzlich entrissen werde, sondern sich in gerechter Entrüstung erheben, und Lärm schlagen! Der wackere Berliner Hofprediger Stöcker ist einer dieser Muthigen, ja, er hat zuerst seine Stimme laut erhoben und das Volk wie Regierung auf die dringende Gefahr aufmerksam gemacht. Daran hat er Recht gethan.

Jetzt aber wird „Judenhetze, Judenhetze" in die Welt hinein geschrieen. Nein, dies ist keine Judenhetze, sondern eine gerechte Zurückweisung der gegen das Christenthum verübten Unverschämtheiten dieser ungläubigen Preßjuden. Wenn da und dort zu weit gegriffen ward, so müssen diese Cyniker bedenken, daß sie Wind gesät, und nunmehr Sturmwind ernten. Wenn der Neid auf jüdischen Reichthum scheel sieht, so darf darin nicht die Ursache der Bewegung gesucht werden. Diese ist oben angegeben.

Die deutsche Regierung scheint die Bewegung gegen das unverschämte Treiben dieser Juden zu begünstigen, und thut damit nur, was ihr die Pflicht gebietet. Hand in Hand mit den gottlosen Preßjuden gehen und wühlen die Juden im deutschen Reichstage. Sie gehören mit vielen Andern zur

*) Zu Ammergau im baierischen Hochland wird bekanntlich alle zehn Jahre das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu von der Landbevölkerung und unter großem Zulauf aus ganz Europa theatralisch dargestellt.



Fortschritts- nein zur Umsturzpartei, die an allem Bestehenden rüttelt und es vernichten möchte, ehe dasselbe ordentlich Wurzel gefaßt. Es sollte uns daher nicht Wunder nehmen, wenn der alte Kaiser Wilhelm, der noch an Gott glaubt, und die heil. Schrift als Sein Wort anerkennt, und durch Jesum Christum selig zu werden gedenkt, und wohl weiß, daß wenn man dem Volke diesen Glauben nimmt, damit der Halt, die Grundlage verloren geht; — wenn dieser alte Kaiser einmal gegen diese cynischen Feinde des Christenthums Front macht.

Wir treten überall und immer ein für Gewissens- und Preßfreiheit. Aber Zügellosigkeit kann in einem geordneten Gemeindewesen nicht geduldet werden. Das, was der Majorität des Volkes heilig ist, und wodurch diese Majorität vor Elend und Verfall bewahrt wird, darf um keinen Preis von cynischen Menschen im Koth herum geschleift werden, soll nicht die Grundlage des Volkslebens verloren gehen.

Ein getäuschter Präsident. Die letzte Botschaft des Präsidenten Hayes wird von allen Seiten vielfach gelobt und zwar mit Recht. Es ist ein zwar langes, aber ächt staatsmännisches Dokument. Auch gratulirt man dem Präsidenten von allen Seiten zu seiner glücklichen Amtsverwaltung, und zwar auch mit Recht, denn während derselben hat sich das Land eines ungewöhnlichen Gedeihens erfreut.

Trotz alledem aber glauben wir, daß Präsident Hayes Washington als getäuschter Mann verlassen wird. Als der „Rundschauer" nämlich zu einer gewissen Stelle in der Präsidentenbotschaft kam, schrieb er dahinter: „Herr Hayes ist um seine schönsten Hoffnungen betrogen." In dieser Stelle sagt der Präsident nämlich geradezu, daß im Süden das 15. Amendement nicht zur Geltung komme, daß nicht alle Bürger das Stimmrecht ungehindert ausüben können, und empfiehlt dem Congreß, Maßregeln zu treffen, durch welche eine ungehemmte Ausübung des Stimmrechts gesichert werde.

Welcher Art die Hoffnung gewesen, die nicht verwirklicht wurde, geht aus dieser Stelle, wie überhaupt aus dem ganzen Paragraphen, den Herr Hayes über die Wahlfreiheit im Süden schreibt, klar hervor. Er hat sich vom Anfang seiner Verwaltung an ehrlich bemüht, den Süden zu versöhnen, er machte zu diesem Zwecke Zugeständnisse, die seine besten Freunde stutzig machten, wenn nicht empörten, er bot wieder und wieder die Hand, ja — beide Hände und sagte in diesem Paragraphen, nicht mit so vielen Worten, aber deutlich zwischen den Zeilen: „Ich erreichte trotz des besten Willens meinen Zweck nicht; ich bin ein getäuschter Mann; betretet andere Bahnen."

Auch betreffs der Civildienst-Reform trat Präsident Hayes sein Amt mit den allerbesten, mit unerschütterlichen Grundsätzen an; und auch darin ist er, wie die Botschaft ausweist, getäuscht. Er hat den Versuch gemacht. Bei Clerksstellen ist ihm dasselbe auch zeitweilig gelungen. Sonst aber haben die Congreßmitglieder so ziemlich alle Reform vereitelt, indem sie darauf bestehen, ihre Mitglieder in Aemter zu schmuggeln. Herr Hayes ist auch hierin ein getäuschter Mann.

Gericht nach langer Geduldsprobe. so energische amerikanische Volk trägt sei[illegible] bensten politischen Führer mit einer be[illegible] werthen Geduld. Diese Herren sind ni[illegible] anerkannten Leithämmel, sondern sie ne[illegible] auch heraus, die Leute an der Nase herum den Unverschämten zu spielen, zu drohen, h[illegible] Spiel zu treiben, die Kassen zu leeren, ander[illegible] leumden und rücksichtslos um Brot Amt u[illegible] zu bringen, und was dergleichen Liebenswü[illegible] ten mehr sind. Und — der Amerikaner tr[illegible] trägt Jahre, selbst Jahrzehnte lang mit ein[illegible] duld, welche nur derjenigen des deutschen [illegible] gleich kommt.

Aber — die Abrechnung bleibt nicht aus; der Bogen allzustraff gespannt, bricht derselbe hierzulande. Dieses hat zu Ende des letzten J[illegible] auch das Oberhaupt und der Tyrann der [illegible] many-Demokraten, der berüchtigte John Kell[illegible] fahren. Er wurde Ende des letzten Jahres se[illegible] Postens als Comptroller der Stadt New York [illegible] setzt; das heißt — er wurde von dem demok[illegible] tischen Stadtrath nicht mehr gewählt. [illegible] Maß war voll. Als Comptroller hatte er nicht die Finanzen, sondern die ganze [illegible] Stadt New York unter Controlle. [illegible] scheulich er verwaltet — ist allgemein bekannt. [illegible] lich ermannte man sich und wies ihm die Thüre.

Damit ist nicht gesagt, daß alle Politiker solc[illegible] Creaturen seien; aber die Blutsauger, sowie die Wühler jeglicher Sorte mögen sich merken — daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

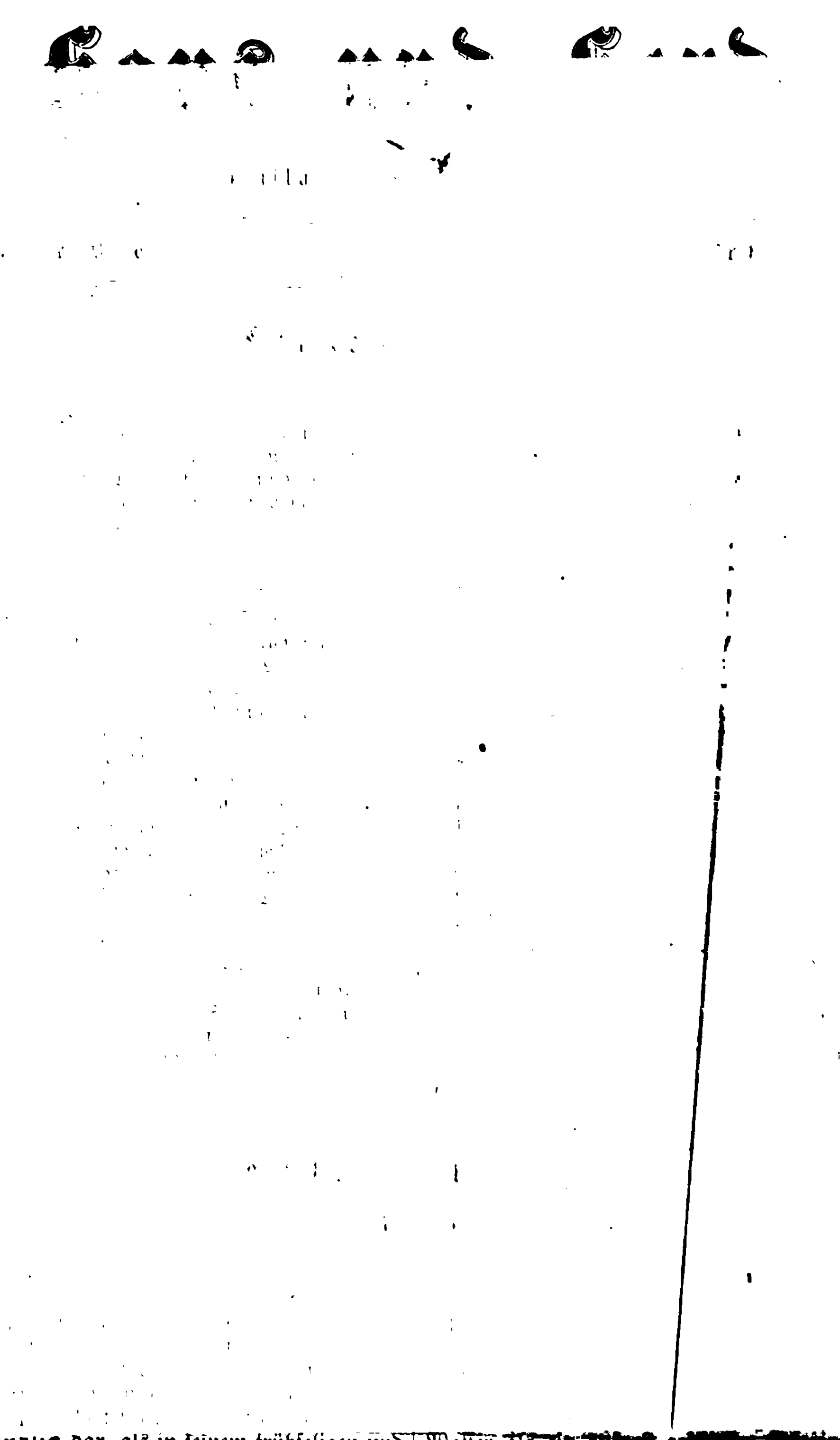
Europäisches Lumpengesindel. Es wird den Amerikanern oft gar sehr übel genommen, wenn sie gegen manche Elemente der Einwanderung aufgebracht sind, Beschränkungen beantragen, die Probezeit zur Erlangung des Bürgerrechts verlängert wissen, oder gar die Einwanderung ganz verboten wissen wollen.

Wenn man sich aber manche der Einwanderer näher betrachtet, und weiß, wie gewissenlos europäische Regierungen sind, sobald es sich darum handelt, die Hefe der Bevölkerung los zu werden und nach Amerika zu schicken, so findet man solche amerikanische „Ergüsse" natürlich, auch wenn man [illegible] der Einwanderung gehört und ihre großen Seg[illegible] [illegible]erkennt.

Da ist z. B. kürzlich ein Schiff a[illegible] lien in New York angekommen mit achthund[illegible] [illegible], die sämmtlich der verkommensten Bevölkerung Neapels angehörten. Sie kommen nicht nur blutarm an das amerikanische Ufer, sondern man weiß auch, daß sie die Ueberfahrt nicht bezahlen konnten, und da liegt es denn nahe, die Hilfe der italienischen Regierung zu erbitten, die sich auf diese Weise solcher Leute entledigt. Verbrecher vom Dieb bis zum Mörder, Blatternkranke, sehr alte und krüppelhafte Personen waren unter jenen Einwanderern, während nur wenige unter ihnen ein Handwerk gelernt, oder irgend welchen festen Broterwerb hatten. Daß sie einen Lebensplan oder einen Bestimmungsort gewußt — keine Rede davon! Es sah vielmehr aus, als ob die Meisten von ihnen auf „Schub" hierher geliefert worden.

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn man in amerikanischen Kreisen entrüstet wird, und Abhilfe fordert. In diesen Ruf aber sollten im Namen der Einwanderung alle Eingewanderten selbst aus vollem Herzen einstimmen.





oeren Andlia dar, als in seinem trübseligen und Wasser als ein äußerst ge[illegible] Schwimmer,



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. März 1881. Drittes Heft.

Lenzesbotschaft.

(Zum Stahlstich.)



Wieder will's Frühling werden auf Erden, und sie wacht aus Wintertraum und Todesschlaf wieder auf zu neuem, warmem, wonnigem Leben! Laue Lüfte lispeln ihr leise die lieblichen duftigen Märchen vergangener Tage in's Ohr, und führen ihr flüsternd auf leichten, lichten Schwingen goldene Bilder der Zukunft am halbgeschlossenen Auge vorüber, um tief im Innern das alte süße Lied von Lenz und Liebe aus dämmerndem Schlummer zu locken!

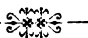
Und auch der Baum der Menschheit, dem jede Stunde der brausende Sturm der Zeit die alten welken Blätter raubt, treibt immer auf's Neue wieder frische Knospen an seinem tausendjährigen Stamme, und auch durch's Menschenherz zieht's bei jedem neuen Frühling wieder wie Lenzesahnung und Lenzeshoffnung, und ob es noch so kalt und dunkel in ihm geworden, die Frühlingsfreude weckt auch in ihm neue Lust und frisches Leben!

Sieh deinem Kind in die tiefen, sonnenklaren Augen, und du weißt, was dieser Frühling ist. Unsere Kinder sind unsere Lenzesboten mit der Kindesunschuld im Herzen, dem süßen Kindesfrieden im Blick und auf der Stirne mit dem leuchtenden Siegel der seligen Gottesverheißung: „Ihrer ist das Himmelreich!"

Aber nur, so ihr werdet wie die Kinder, könnet ihr dies himmlische Geheimniß des Lebens verstehen, wenn draußen rings das schwellende Drängen sich regt in Feld und Flur, wenn der entfesselte Bach die eisigen Bande des Frostes durchbricht und murmelnd dahinrauscht durch's junge Grün! So brechen dann auch in der freigewordenen Seele die verborgenen Quellen auf und spenden dem dürstenden Lande ihre erquickenden Fluthen. Der Himmel leuchtet klar und warm im Glanz der ersten Frühlingssonne, und die Erde kleidet sich neu mit ihrem bräutlichen Schmuck. Schüchterne Blüthen heben froh erschrocken die Blumenköpfchen mit den hellen, morgenfrischen Augen zum blauen Himmel auf, und die Vögelein singen fröhlich ihr erstes Jubellied. Der Lenz ist da und fordert seine alten heiligen Rechte! —

Kindliche Seelen mit diesem Frühlingsglauben im Herzen, ihr seid die Gesegneten des Herrn, ihr seid die Lieblinge Gottes! Und so ziehet ihr, ob auch in die ernste Schule des Lebens hinein, getrost eure Wege. Euch kränzen auch den sandigen Pfad die duftigen Kinder des Lenzes, und in der Seele traget ihr den Born einer ewigen Jugend. Euer Sonnenschein ist Gottes ewige Gnade, und sein Friede der Frühling in eurem Herzen, seine Liebe die Lenzesluft, in welcher er athmet!

(P. H.)



Die Thierwelt am Pol.

H. A. Schrötter.

Nordens König ist der Eisbär. Er, der von Fels zu Meer rastlos, der grimmigsten Kälte trotzend, seiner Nahrung nachgeht, kennt weder Winterschlaf noch Hindernisse. Nach den Schilderungen Aller, die diesen Herrn der nordischen Wildniß in seinem ureigenen Gebiete gesehen, bietet derselbe dort einen ganz anderen Anblick dar, als in seinem trübseligen und griesgrämlichen Gefängnißleben in unseren zoologischen Gärten. Majestätisch, seiner Stärke sich bewußt, schreitet er dahin, und furchtlos greift er alles an, was sich ihm in den Weg stellt. Auf dem Lande ein gewandter, kühner Jäger, der sich's nicht verdrießen läßt, stundenweit nach Beute zu rennen, zeigt er sich im Wasser als ein äußerst geschickter Schwimmer,

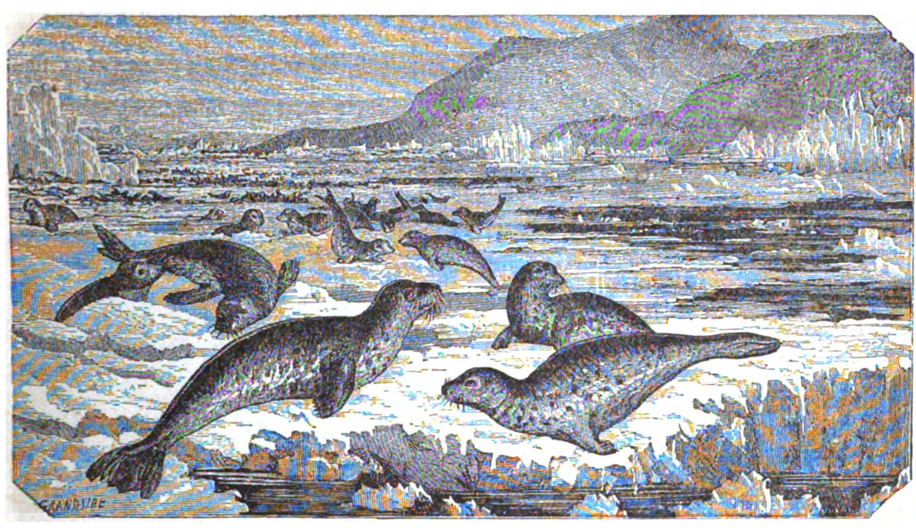


Der Eisbär.

Taucher und Fischer. Und das Wasser ist ihm so zum Lebenselement geworden, daß man Eisbären oft viele Meilen weit von jeglicher Küste schwimmend angetroffen hat. Dies wird ihm besonders durch die zwischen seinen Zehen ausgespannten Schwimmhäute erleichtert.

Der Eisbär ist massiger, doch im Ganzen schlanker als seine sonstigen Vettern der Bärenfamilie, und darf sich sogar einer gewissen Gewandtheit rühmen. Bei einer Länge von 8 Fuß und einer Höhe von 4 Fuß wird er, wenn er sich auf seinen Hinterbeinen aufrichtet, erschreckend groß, und sein furchtbares Gebiß ist keineswegs zu einer näheren Bekanntschaft einladend. Dennoch machen die Eskimos selbst ohne Feuerwaffen, blos mit der Lanze bewaffnet, erfolgreich Jagd auf ihn. Zwar ist diese Art Jagd nicht ganz ungefährlich, und vielfach tragen die Angreifer für ihr ganzes Leben Kennzeichen von solcher Jagd davon, indem der Eisbär sie mit seiner mächtigen Tatze liebkost und ihnen seine scharfen Krallen und Zähne gelegentlich in's Fleisch eingräbt.

Wenn er vom Hunger geplagt wird, was während des langen harten Winters nicht gar selten vorkommt, so richtet er seinen Angriff sogar gegen die Menschen, vor denen er gewöhnlich eine gewisse Scheu hat. Der Eisbär gilt im Allgemeinen für ein gutes Wild, obgleich sein Fleisch einen etwas öligen, fischigen Geschmack hat, aus welchem Grunde die Jäger gegen sonstige Regel die mageren Thiere den

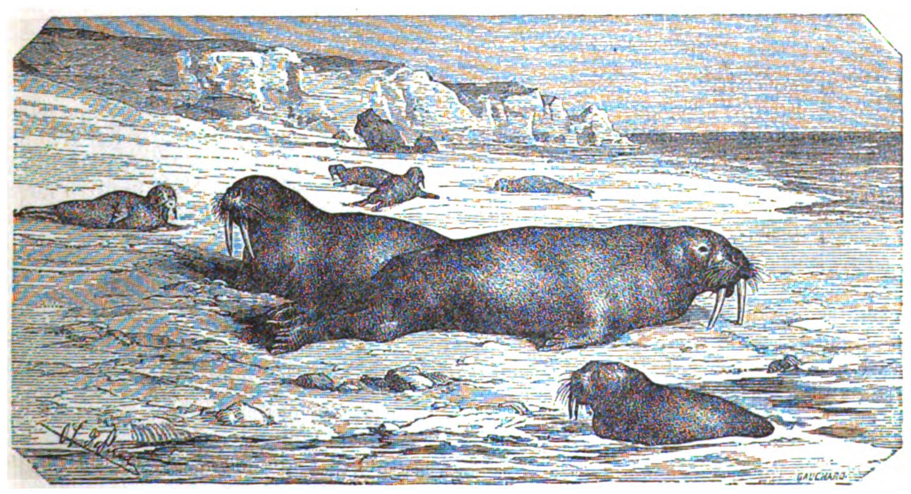


Seehunde.

fetten vorziehen. Da die meisten Abenteuer mit Eisbären aus „Kane's Nordpolarfahrer" und ähnlichen Werken sehr verbreitet sind, so möchte ich nachfolgende weniger bekannte Geschichte mittheilen:

Herr James Lamont, der auf eigne Faust in den Regionen des ewigen Eises Forschungen anstellen und gleichzeitig dort dem Vergnügen der Jagd obliegen kann, befand sich am 23. Juli 1859 mit Lord Kennedy an der Südküste Spitzbergens. Von einem ermüdenden Ausfluge heimgekehrt, hatten sie sich bereits dem Schlafe ergeben, als die Schiffswache die Meldung machte: „Drei Eisbären, wahrscheinlich eine Alte und zwei Junge, am nördlichen Ufer des Fjords in Sicht." Eilends ging es in die Schaluppe, und schon war diese bis auf circa 1500 Fuß herangekommen, da bemerkte die Alte das Boot und flüchtete rasch mit den Jungen am Ufer hin. Fast schien es, als müsse die Jagd eingestellt werden, da kamen die Thiere an ein morastiges, von Wasserrinnen durchschnittenes Terrain. Mit rührender Geduld half die Alte den unbehilflichen Jungen vorwärts, wobei indessen viel Zeit verloren ging. Das Boot kam näher und drang endlich in einen schmalen Wasserstreifen ein, doch — plötzlich fuhr es auf und war nicht von der Stelle zu bringen.

Was nun? Bei einer Verfolgung zu Fuß wären die Bären zweifelsohne im Vortheil gewesen und entwischt. Es blieb nur die Aussicht auf den günstigen Erfolg eines Schusses. Gegen



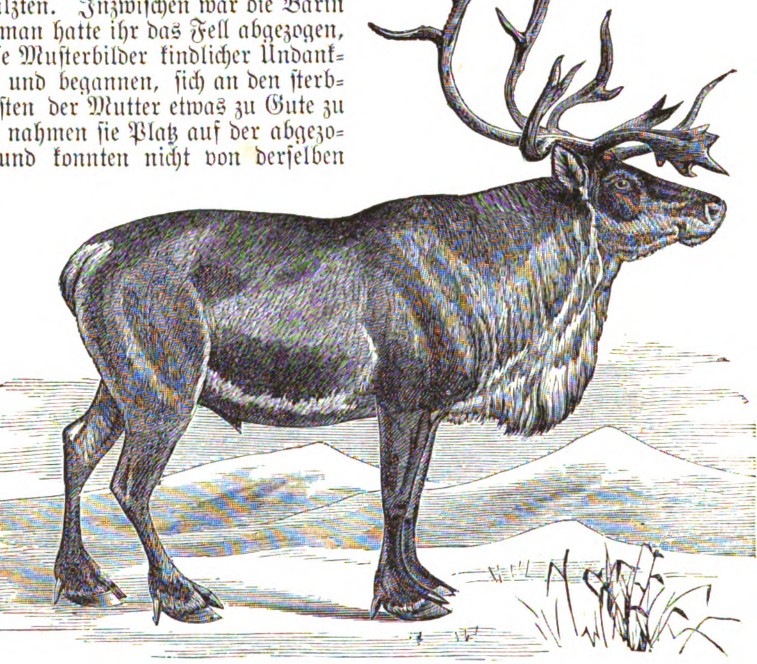
Walrosse auf dem Eise.

600 Fuß betrug die Entfernung, und Lord Kennedy versuchte sein Glück. Die Büchse donnerte — und die Alte, in's Rückgrat getroffen, sank gelähmt nieder. Ueber Schlamm und Eisstücke suchte nun Jeder so schnell als möglich zu dem Wilde zu gelangen. Ein zweiter Schuß erlegte die Bärin, und da kauerten nun die Jungen, ganz schwarz von Schlamm und zitternd vor Kälte, grimmig knurrend auf dem riesigen Körper der Mutter. Durch ein paar Walroßleinen, die ihnen um den Hals geworfen, wurden sie fest aneinander gekoppelt, worauf sie in wüthendem Kampfe sich selbander in dem Schlamme wälzten. Inzwischen war die Bärin geöffnet und man hatte ihr das Fell abgezogen, da krochen diese Musterbilder kindlicher Undankbarkeit heran und begannen, sich an den sterblichen Ueberresten der Mutter etwas zu Gute zu thun. Dann nahmen sie Platz auf der abgezogenen Haut und konnten nicht von derselben entfernt werden, so daß man sie auf derselben zum Boote schleifen mußte.

Einige Wochen nachher war die Mannschaft Eier suchen gegangen, da hörte der Koch, der gerade das Mittagessen bereitete, plötzlich den schlürfenden Schritt der Bären auf dem Decke. Mit einer Hundepeitsche eilte er hinauf, aber nur eine schnelle Flucht auf den Hauptmast rettete ihn vor den wüthenden Angriffen der ziemlich herangewachsenen Bestien, die dann gemüthlich sich an einem Renthierbraten ergötzten, dann eins nach dem andern auf den Schiffsbord kletterten und sich in das Wasser plumpsen ließen, um dem Lande zuzuschwimmen.

Zufällig stieß die heimkehrende Mannschaft auf die beiden und wollte bereits Jagd auf sie machen, da durchzuckte einen Matrosen in Folge der Furchtlosigkeit der Thiere der Gedanke, ob dies nicht am Ende ihre Zöglinge seien. Mit einiger Mühe wurden die Flüchtlinge nach hartem Kampfe eingefangen und saßen bald darauf wieder in ihren Holzkäfigen.

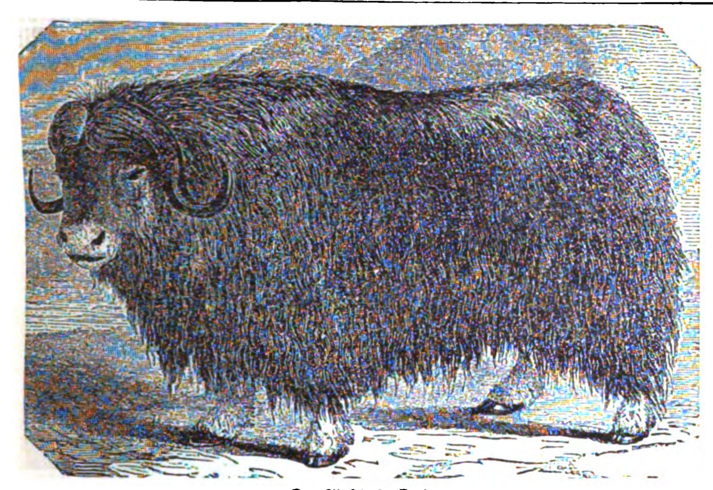
Herr Lamont, der sich alle Mühe gab, auf der Heimfahrt die Wildlinge zu zähmen, schickte dieselben an den Direktor des zoologischen Gartens in Paris, woselbst er sie später völlig ausgewachsen, doch eben so unhöflich wie früher, wiederzusehen das Vergnügen hatte.



Das Renthier.

Leider sollte dies interessante Abenteuer noch als Trauerspiel enden. Als nämlich die deutsche Belagerungsarmee den lebenden eisernen Gürtel um Frankreichs Metropole geschlossen, fiel der gesammte Bestand des zoologischen Gartens dem hungrigen Magen der Pariser zum Opfer, und wahrscheinlich sind unsere bedauernswerthen Nordlandgesellen mit zu den vielen Opfern jener großen weltgeschichtlichen Katastrophe zu zählen.

Die Nahrung des Eisbärs besteht aus Fischen, nordischen Vögeln, deren Eiern und vorzugsweise den Robben. Bei dem Fang dieser schwer zu beschleichenden Thiere zeigt er einen bewunderungswürdigen Instinkt.



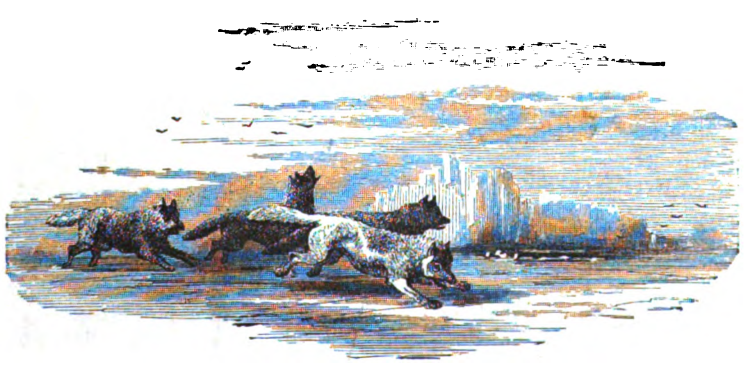
Der Moschus-Ochse.

Die **Robben** mit ihrem kugelrunden Kopf mit den großen schwarzen, sinnig blickenden Augen, dem braungefleckten, ölig-glänzenden Haarkleid, sind trotz ihrer eigenartigen Gestalt gewissermaßen zierlich zu nennen und erregen unsere Theilnahme. Als Raubthiere besitzen sie ein wohlbewehrtes Gebiß. Sie erreichen eine Länge von sechs Fuß. Der **Seehund** ist ein Meisterfischer und eben solcher Schwimmer und Taucher, und die zurückgekehrten flossenartigen Hinterfüße sind vortreffliche Werkzeuge dazu. Der walzenförmige, fischähnliche Leib bietet dem Wasser wenig Widerstand. Er gehört zu den Wassersäugethieren, und begiebt sich nur auf das Land, um sich dort zu sonnen. Auf demselben bewegt er sich schwerfällig nur durch Krümmung des Leibes fort. Stets nahe dem Wasser, mit dem Kopf demselben zugewendet, werfen sie sich beim geringsten Geräusch in die bergende Fluth. Dennoch werden sie von Mensch und Eisbär zu Tausenden vertilgt. Sobald der Eisbär einen Seehund entdeckt, gewinnt er ihm schwimmend den Wind ab, nähert sich dann tauchend und mißt so geschickt die Entfernung ab, daß er beim letzten Auftauchen gewöhnlich Seit an Seit mit seinem rettungslos verlornen Opfer sich befindet.

Dem Nordländer ist der Seehund geradezu unentbehrlich. Alles an ihm wird benutzt. Das Fell, welches der Feuchtigkeit wie der Kälte gleich gut widersteht, dient als Kleidung, Bett, Decke für Schlitten, Kahn und Haus, und schließlich als Sarg. Das Fleisch ist die passendste Nahrung, und selbst die Sehnen und Gedärme finden ihre Verwendung.

Eben derselben Familie gehören auch die **Walrosse** an; dieselben unterscheiden sich von den Robben durch ihre Größe, ihren mehr viereckigen Kopf und den aus dem Oberkiefer hinabragenden elfenbeinartigen Hauzähnen, die ihnen selbst zum Besteigen hoher Eisberge behilflich sind. Das Thier wird oft 18 Fuß lang und wiegt dann gegen 2000 Pfund. Die zollstarke Haut ist runzelig, spärlich behaart und von schwärzlicher Farbe. Das Maul ist mit spannlangen Borsten umsäumt, die Ohrmuscheln fehlen und die Augen sind klein und glänzend. Die Walrosse leben in Heerden vereint; im Wasser geschwind, wissen sie ihre Stärke in oft verhängnißvoller Weise gegen ihre Verfolger zu gebrauchen; auf dem Lande ungeschickt und träge, lagern sie sich dicht geschlossen an des Meeres Rand. Nachdem solche Heerde durch die wohl dressirten Eskimo-Hunde gesprengt, werden die Thiere einzeln vom Lande aus mit der Harpune und der Lanze erlegt. Dann wird als Hauptgewinn der Thran ausgelassen. Das Fleisch dient zur Nahrung, die Knochen zu Lanzen- und Harpunenschaft wie zu Hüttenstützen und Ballschlägeln für die Kinder. Die Haut endlich wird spiralförmig abgeschält zu Stricken und zu dem Zwecke von alten Frauen durchgekaut. (Guten Appetit!)

Zu weit würde es uns führen, wenn wir weiter die Familie der Fischsäugethiere, die Wale, und die Fischwelt des Nordens in Be-



Polar-Wölfe.

tracht ziehen wollten; auch die Bewohner der Lüfte müssen wir für heute außer Acht lassen und wenden wir uns den Landsäugethieren zu. Dieselben sind zum Theil Wanderthiere. Unter ihnen tritt uns zuerst das Renthier entgegen. Dasselbe, in Amerika nur wild, hat sich im Norden Europas zum Hausthiere gewöhnen lassen, und während es bei uns als werthvolle Jagdbeute in all seinen Theilen verspeist und verwendet wird, weiß der Lappe und Finne erst Nutzen aus ihm als Zucht- und Zugvieh zu machen, um dann noch all die Vortheile von dem geschlachteten Vieh zu ziehen, den unsere Indianer und Jäger an ihm haben. Das Renthier lebt gern in sumpfigen Gegenden, die reich an gefallenen bemoosten Baumstämmen sind. Moos und Flechten sind seine Nahrung, und selbst unter dem Schnee weiß es dieselbe hervorzuscharren, weßhalb auch beide Geschlechter ein Geweih tragen. Das Thier, 6 Fuß lang und über 4 Fuß hoch, wird von den Bewohnern des Nordens hochgeschätzt, und verstehen die Nordländer allerhand Speisen aus Fleisch, Mark und Fett zu bereiten, welche die größten Feinschmecker nicht verachten. Das Mark wird von den Schönen des Nordens bei festlichen Gelegenheiten auch zur Salbung von Haar und Haut gebraucht.



Eskimo-Hunde.

Nächst dem Renthier leben gleichfalls als Wanderthiere Hirsche und Moschusochsen. Letztere vermitteln den Uebergang vom Schaf zum Rind. Dichtes graues Haar, über das wiederum von Hals, Rücken und Schultern langes glattes Haar herabfällt, schützt die Thiere gegen strenge Kälte. Aus diesem Haare verfertigen die Eskimos Moskito-Perrücken, um ihr Gesicht derart zu schützen. Männchen wie Weibchen tragen schmutzigweiße Hörner, die sich zwischen Ohr und Auge abwärts krümmen und dann bogenförmig nach oben sich richten. Dieselben verarbeiten die Indianer zu Trinkgefäßen und Löffeln. Der Moschusochse wird nie sehr groß und wiegt zuweilen 700 Pfund. Das moschusduftende, etwas zähe Fleisch ist nur in dem an Nahrung armen Norden als Speise willkommen. Mehr begehrt ist das fast geruchfreie Fleisch der jungen Kühe und Kälber. Wenn ein Thier einer Heerde (20—30 pflegen

zusammen zu weiden) angeschossen ist, drängen sich die andern zusammen und lassen sich widerstandslos niederschießen. Nur der Leitstier setzt sich angeschossen zur Wehre. Doch ganz leicht ist die Jagd dieser flinken, scheuen Thiere nicht, die mit beflügeltem Tritt über Felsen und Höhen zu setzen vermögen, auf denen kein Jäger ihnen zu folgen im Stande ist.

Weiter zählen wir von den Landsäugethieren auf: ein Polarhäschen in weißem Pelz, das neun Monate Winterschlaf hält; ferner eine unter dem Schnee lebende kurzschwänzige Mäuseart, die sich auch von Flechten nährt; sowie zwei Arten von Füchsen. Der weiße Fuchs, im Sommer graubraun, ist ein kleiner, dürrer, höchst zudringlicher Geselle, während der blaue Fuchs mehr die Einöden durchstreift. Auch an Wölfen mangelt's im hohen Norden nicht. Sie gleichen dem Eskimo-Hunde, die beide unseren Schäferhunden ähneln. Aufrechte Ohren und spitze Schnauze, sowie dichte Behaarung machen die Unterscheidung der Wölfe von den Hunden besonders von Weitem sehr schwer. Uebrigens besitzen erstere eine ungemeine Stärke, und die stammverwandten Hunde, die ohne Scheu Bären angreifen, werden oft hilflos von den Wölfen davongeschleppt.

Das nützlichste Thier des gesammten Nordens für die dort lebenden Menschen ist der Hund, und dieser ist denn in der That sein einziger Gefährte und Hausfreund. Für gewöhnlich eine unbändige, diebische Bestie, zeigt er selten diese Eigenschaften seinem Herrn gegenüber. Vor dem Schlitten als Zugthier leisten die Hunde die vorzüglichsten Dienste, doch ist die Lenkung eines solchen Hundegespanns und die richtige Vertheilung der nöthigen Prügel mit der endlosen langen Peitsche ein Kunststück, das so leicht Niemand dem Eskimo nachthut. Die Hunde begnügen sich mit etwas Thran und allen sonstigen Abfällen; denn sie fressen wirklich fast alles, was ihnen zwischen die Zähne kommt. Ein Nebenamt dieses nützlichen Hausthieres ist Reinhalten des Kochgeschirrs, welches Geschäft der Hund stets zur größten Zufriedenheit der Hausfrau besorgt. Wie gern gönnte ich mancher Hausfrau auch einen solchen getreuen Topfputzer.

So könnten wir fortfahren und gar manche anziehende Begebenheit aus der kalten Zone und der dort lebenden Thierwelt berichten, doch für dies Mal mag's genug sein, vielleicht daß wir ein anderes Mal auf einen oder den anderen unserer heutigen Bekannten wieder zu sprechen kommen.

Im Garten von Gethsemane.

Weit herrscht die Nacht, stumm ragt Morias Gipfel,
Des Mondes Horn birgt sich in's Wolkenmeer;
Die Einsamkeit schleicht flüsternd durch die Wipfel,
Der Kidron rauscht vorüber ahnungsschwer.
Mein Angesicht ist lauschend tief geneigt,
Die Thräne perlt, ach, bei der bangen Kunde;
Ich schaue dich — o Züge gramgebleicht! —
Des Menschen Sohn in deines Leidens Stunde!

Des Oelbergs Held! Er trägt zehntausend Lasten;
Er wankt, ihn beugt der Menschheit ganze Schuld,
Ein heil'ges Lamm, das Henkerhände faßten,
Geht in den Tod mit schweigender Geduld.
Jerusalem, dich decket Geistesnacht,
Das Grauen schüttelt seine schwarzen Flügel;
Die Brände glühen, die du angefacht,
Und Asche wirst du, Königin der Hügel!

Die Wolken ziehn, jetzt fällt mit falbem Scheine
Das Mondlicht her durch die zertheilte Nacht.
Der König sinkt, er sinkt auf harte Steine,
Er fühlt des Todes siebenfache Macht.
Den Felsen greift die linke matte Hand,
Die rechte wischt die kalten feuchten Schläfe;
Dies Bild, o Herz, sei tief dir eingebrannt,
Als wenn ein Hammer des Gerichts dich träfe!

Zur Seite ruht, auf weichen Sitz gebettet,
Der Jünger Dreizahl, schlummertief umlaubt,
In des Vergessens weichen Arm gekettet,
Zur Brust geneigt das traumumhüllte Haupt.
O Menschenherz, dich trägt ein sanfter Kahn,
Der an dem Steuer kennt des Meeres Gleise;
Er schlummert nicht, er schaut die Jünger an,
Die drei voll Schlafs, und drückt das Herz, das heiße.

„Ach, seelenbitter, voll von Todeswehn,
Ist, Gott, Dein Kelch; doch Du bist gut und lind;
Ist's möglich, Vater, daß er von mir gehe,
So rette, Vater, rette mich, Dein Kind!
Nicht zwar, wie ich, — wie Du willst!“ Dreimal bebt
Der Ruf hinsterbend, und die Nacht erzittert.
O Wunderglanz! Es naht, es tönt, es schwebt,
Des Oelbergs Haupt ist feuerig umwittert.

„Nimm,“ grüßt es sanft vom ros'gen Wolkenpfühle,
„Nimm, Heil'ger, Kraft!“ Her neigt sich Kelchesfluth;

Die goldnen Schwingen fächeln Himmelskühle,
Und niederströmt Geduld und Heldenmuth.
Fernher von Zion glüht der Wiederschein,
Die Mitternacht entsiegelt alle Sterne;
Des Beters Töne hallen klangvoll rein —
Dann weicht das Bild; stumm liegt die dunkle Ferne.

Die Stunde flieht, vom Thale klirren Waffen;
Ein Fackelschein! Jetzt Stimmen rauh und nah!
„Ihr Schläfer auf! Wollt Ihr Euch nicht erraffen?
Schlaft nimmermehr! Der mich verräth, ist da!"
Schon glüht des Judas dunkel scheuer Blick,
Im stillen Garten breitet sich Getöse;
Zum nahen Ziele schreitet das Geschick,
Der falsche Kuß bedeckt Verrathes Blöße.

Umhülle, Nacht, umhülle schmerzerblindet
Mit Purpurtiefe dieses düstre Bild!
Doch, Schönster du, den ew'ger Glanz umwindet,
Tritt her, gebunden auf des Liedes Schild!
Auch dich, mein Petrus, sprühend edler Brand,
Dich grüßt mein Geist, Heil deiner blanken Klinge,
Du hast verstummt, verwirrt dich abgewandt;
Noch schaust du nicht den Ausgang dieser Dinge.

Und nun hinab mit eurem Opferlamme,
Hinab, ihr Schergen, in die heil'ge Stadt!
Schaut nicht zurück, schon züngelt grimm die Flamme,
Die eure Fersen rasch umwunden hat.
Vom fernen Saume grollt es ahnungsschwer,
Um Golgatha versammeln sich die Wetter;
Der Sturmwind heult, kein Sternlein grüßet mehr;
Jerusalem, du kreuzigst deinen Retter!

(Georg Engelbach.)

Böse Art von Händefrost.

Gegen eine böse Art von Händefrost theilt das „Appenzeller Sonntagsblatt" ein empfehlenswerthes Mittel mit. Der bekannte Rowland Hill sprach sich einmal in einer Collektenpredigt über die Hartherzigkeit so Mancher, die in der Lage wären, viel zu geben, gegen seine meist armen, aber opferwilligen Zuhörer in folgender Weise — echt englisch — aus:

„Einige reiche Leute haben einen fortwährenden Frost in ihren Taschen; sobald sie ihre Hände hineinstecken, gefrieren sie und sind nicht im Stande, ihren Beutel heraus zu ziehen. Stünde es bei mir, ich würde alle kargen Filze aufhängen, aber nicht wie gewöhnlich, sondern umgekehrt an den Fersen, daß ihnen das Geld aus den Taschen rolle, und ihr euch tüchtig darum risset, es aufzulesen und in's Opferbecken zu werfen."

Einer frommen Dame in England, die es sich besonders angelegen sein ließ, für die Sache der Bibelgesellschaft thätig zu sein, ließ es der Herr gelingen, einen solchen Filz — nicht etwa aufzuhängen, wohl aber durch ihre kluge Rede seine gefrorne Hand in eine recht warme zu verwandeln. In der Stadt **Bristol** lebte ein alter, durch seinen Reichthum bekannter Herr, von dem man aber wußte, daß er noch nie ein christliches Werk unterstützt hatte. Trotzdem stieg in der eifrigen Freundin der Bibelverbreitung der Gedanke auf: „Warum solltest du nicht auch einmal ihm einen Besuch abstatten und ihn um einen Beitrag für die Bibelgesellschaft bitten?" Freunde, denen sie von ihrem Vorhaben Mittheilung machte, riethen ihr ab, den Weg zu machen, da er sicherlich vergeblich sein würde, aber sie ließ sich nicht irre machen. Sie ging und ward vorgelassen. Sie übergab dem alten Herrn nun die Ankündigungen und Aufforderungen, welche die Bibelgesellschaft hatte drucken lassen, und erzählte ihm von der Thätigkeit und den Erfolgen der letzteren. Der Greis hörte alles an, aber von einer Wirkung auf seinen harten Sinn war keine Rede. Er meinte, so viel für sonstige Dinge ausgeben zu müssen, daß ihm für diese Sache nichts übrig blieb.

Nach wiederholtem, aber erfolglosem Bitten fragte sie ihn endlich: „Haben Sie auch eine Bibel?"

„Ei freilich!" gab er zur Antwort.

„Nun," sprach sie weiter, „unter welchen Bedingungen wollen Sie mir dieselbe überlassen?"

„Unter keiner Bedingung!" erwiderte er.

„Gut denn," sagte sie, „es giebt aber Tausende in unserem Lande, welche das Gut entbehren, das Sie selber so hoch schätzen. Mit einem leichten Opfer von Ihrer Seite könnte einem Ihrer Brüder das Buch verschafft werden, von dem Sie sich nicht trennen wollen."

Das traf den Greis, aber er verbarg seine Bewegung und fragte in kühlem Geschäftston, wie viel er wohl geben müßte. Als die Dame ihm erklärt hatte, daß jede, auch die kleinste Gabe mit Dank angenommen werde, ging er an seinen Schreibtisch, nahm eine Rolle Goldstücke heraus und zählte nun ganz gemächlich: Eins, zwei, drei u. s. f. Die Dame meinte, der alte Herr thue das spottend, um sie sich auf diese Weise vom Hals zu schaffen, und wollte sich verabschieden. Da bat er aber: „Nur noch einen Augenblick!" Er zählte 73 Goldstücke und gab sie der Dame mit den Worten: „Hier ist mein Beitrag, für jedes meiner Lebensjahre eine Guinee" (d. i. $5.00, also 5 mal 73). (Nachbar.)

Allgemeine Erweckung unter den Deutschen in den Ver. Staaten.

Vom Editor.

(Schluß.)

IV. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Im Gegensatz zu den meisten Schriftauslegern, welche in diesem Worte des Herrn Jesu zunächst die geistlich Armen verstehen, sagt Stier: „Die Armen sind wohl zunächst äußerlich Geringe, denen ohne rabbinisches Lehrgeld die Freudenbotschaft in freier Huld entgegenkommt." Wir sollen also bei dieser Ankündigung des Herrn an die Armen, Elenden und Niedrigen der Welt denken, an solche, wie Dr. Beck sagt, „für welche in dieser Welt am wenigsten scheint gesorgt zu sein, an welche bei Festen dieser Erde zuletzt und am kärglichsten gedacht wird, die aber eben daher bei der Welt auch das Wenigste suchen und erwarten, denen bereitet der Gott der Barmherzigkeit ein unvergängliches Fest in dem Sohne, den Er in die Welt sandte. Nicht als ob äußere Armuth der Freibrief wäre, um unter die Auserwählten Gottes aufgenommen zu werden — aber selig seid ihr, wenn ihr (zugleich) geistig, innwendig arm seid."

Ist nun die Verwirklichung dieses Heilandswortes überhaupt nothwendig, soll die Evangelisation der Welt zu Stande kommen, so bleibt das Geltendmachen dieser Wahrheit unumgängliches Erforderniß für eine allgemeine Erweckung unter den Deutschen in den Ver. Staaten.

Der großen Mehrzahl nach gehören sie zu dem Arbeiter- und Mittelstand, wenn auch manche so viel Glücksgüter zusammengespart haben, daß sie wohlhabend zu nennen sind. Als Bevölkerungsklasse aber gehört der hierher verpflanzte deutsche Mann — gestehen wir es uns nur ohne Flausen und ohne Selbsttäuschung — zu den Geringen. Meistens den untersten Schichten der Bevölkerung des alten Vaterlandes entnommen, kommt die deutsche Einwanderung gewöhnlich arm oder doch wenig bemittelt hier an, und hat vor Allem um die Existenz mittelst Handarbeit zu ringen. Manchen gelingt es im Laufe der Zeit, sich empor zu schwingen, einige erreichen einflußreiche Aemter, politische Ehrenstellen und bedeutendes Uebergewicht in den Kreisen, in denen sie sich bewegen. Der großen Menge nach aber ist der Deutsche zu den „Geringen" zu zählen. Also wird er von den bevorzugten Eingeborenen angesehen; dies ist die der Majorität der Deutschamerikaner aufgeprägte Signatur.

Wer nun ein Werkzeug zu einer allgemeinen Erweckung unter denselben sein möchte, der muß im eigentlichsten Sinne des Wortes diesen „Geringen" selbst eigen, muß einer aus ihnen sein, was selbstverständlich nicht bedingt, daß man manche ihrer schiefen sittlichen und religiösen von drüben importirten Ansichten gut heißen, oder sogar theilen müßte. Erforderlich aber ist es, daß nicht bloß so ein Zungenbekenntniß abgelegt wird, man schäme sich seines Volkes nicht, sondern daß man in Wirklichkeit und aus Herzensüberzeugung seinem Volke einverleibt ist und bleibt, so daß es sagt: „Hier kommt Einer der uns versteht, der weiß wie wir fühlen und denken, und uns beurtheilen kann, denn er ist Einer von uns; kommt, laßt uns hören, was er zu sagen hat."

Aber ist dies denn nicht die Gesinnung Derer, welche für die Kirche und in derselben arbeiten? Schämt sich denn die deutsche evangelische Kirche der Ver. Staaten ihres Volkes? Nein — jedoch ohne es recht gewahr und bewußt zu werden, haben uns andere Verhältnisse, Ideen und Anschauungen diesen geringen Einwanderern entfremdet. Mit zunehmendem Wohlstand und „dem amerikanischen Bürgerschein" ist die Zusammengehörigkeit mit den **Armen der Emigration,** ohne daß dies gewollt wurde, lockerer geworden. — Man hat sich amerikanisirt, was nicht nur vollständig am Platze, sondern auch persönlich sehr vortheilhaft ist, mangelt aber der Vielseitigkeit, der Elasticität des Geistes, der Höhe geistiger Bildung und der Tiefe göttlicher Gnade, daß man zugleich auch einer von den geringen deutschen Einwanderern sein kann, welche für das Evangelium gewonnen werden sollen.

Daß der hier berührte Punkt eine beim besten Willen ziemlich schwierige Aufgabe bietet, wird jeder Deutsche zugeben, welcher zwanzig Jahre in den Ver. Staaten gelebt, und sich bestrebt hat, auf seine Stammesgenossen einzuwirken, während er doch auch zu gleicher Zeit mit den sozialen, geschäftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnissen und Anschauungen des amerikanischen Volkes verwachsen ist. Die deutschen Brot-Politiker, Zeitungsschreiber und ungläubigen Pfarrer identifiziren sich vollständig mit dem deutschen Volke der Ver. Staaten und übersehen nicht blos „amerikanische Ideen," sondern führen Krieg gegen dieselben. Dies ist

eine Ursache, weßhalb ihnen das Volk zufällt. Können und dürfen wir auch eine derartige Stellung nicht einnehmen, so müssen wir, handelt es sich um die Evangelisirung der Deutschen in den Ver. Staaten, uns doch die Frage stellen: „Stehe ich meinem Volke **innerlich wirklich nahe**, bin ich eins mit diesen Geringen, so daß sie es mir wie von selbst abfühlen, daß ich sie vollkommen verstehe und mich als zu ihnen gehörend betrachte."

Außerdem aber giebt es wie überall so auch unter den Deutsch-Amerikanern Unterschiede des Ranges, der Wohlhabenheit und der Bildung; und mehr als bei irgend einer in den Ver. Staaten vertretenen Rasse bestätigt sich die Erfahrung, daß die Aermsten, die Elendesten, die Geringsten dieser Geringen dem Evangelium zugänglicher sind als die sogenannten Gebildeten, die Wohlhabenden, wie überhaupt alle die, welche auf der sozialen Leiter schon verschiedene Sprossen erklommen haben. Es sind noch nicht viele Jahre her, daß man in nicht wenigen deutschen gläubigen Gemeinden des Landes seufzte: „Ach, wenn wir doch einmal die Gebildeten unseres Volkes beeinflussen könnten — die Lehrer, die Professoren, die Kaufleute und Literaten!" Und ob diesem Aechzen ward die Arbeit unter den Elenden vergessen — und — es wurden weder jene Gebildeten noch diese Elenden gewonnen, so daß man keinerlei Resultat aufzuweisen hatte. Es ist, Gott sei Dank, besser geworden, und die evangelisch deutschen Kirchen haben einsehen gelernt, daß sie Zeit und Kraft nicht mit Klageliedern um die Gebildeten hinbringen dürfen. Das Wort Bischof Janes', welcher da sagte: Wer die Armen der Gegenwart gewinne, der habe die Wohlhabenden der nächsten Generation, sollte nie, namentlich aber nicht vergessen werden, wenn es sich um die Evangelisation der Deutsch-Amerikaner handelt.

V. Gottesdienst und Anbetung.

Bischof Wiley erörterte jüngstens in einer Prediger-Versammlung einen Gedanken betreffs der Evangelisation des Volkes, welcher nicht oft und nicht tief genug eingeprägt werden kann, und gewißlich nicht außer Acht zu lassen ist, wenn die Frage zu beantworten — wie ist eine allgemeine Erweckung unter den Deutschen in den Ver. Staaten herbeizuführen?

Jene Prediger-Conferenz diskutirte nämlich über die wirksamsten Mittel und die geeignetste Predigtweise, das Volk unter den Einfluß des Wortes Gottes zu bringen, und der Bischof sagte, daß wir uns bemühen müßten, bei dem Volke das ziemlich geschwundene Bewußtsein wach zu rufen, daß man in's Haus des Herrn gehe, um anzubeten, um Ihm zu dienen, um Gottesdienst zu pflegen. Er sei, fuhr Bischof Wiley fort, noch nicht lange her in Californien und andern westlich der Felsgebirge gelegenen Staaten gewesen und habe sich überzeugt, daß das Volk jener Länder nicht wisse, was es sei, im Gotteshaus anzubeten, Gott dem Herrn zu dienen, und in nicht geringem Grade sei dies auch in den Mittelstaaten und im Osten des Landes der Fall. Man gehe zur Kirche, um einen religiösen Diskurs zu hören, der Vortrag habe die Anbetung gänzlich absorbirt und je nachdem derselbe beredt, fein und klassisch sei, oder dieser Eigenschaften entbehre, je nachdem sei die Zuhörerschaft zahlreich oder gering. Das Volk komme nur um zu hören, nicht um anzubeten und selbst thätig zu sein, und sei nur zu oft selbst zum Singen zu träge. Der ausgeprägte Ritualismus erzeuge, wie in der Episkopalkirche, viele Formchristen, aber Nichtbethätigung der Zuhörer, Gleichgültigkeit gegen andere Theile des Gottesdienstes und das gänzliche Vornestellen der Predigt habe die Kirchen entleert. Der Mittelweg sei hier der rechte und zum rechten Gottesdienst gehöre nicht bloß die Predigt, am wenigsten der in Amerika so einheimisch gewordene religiöse Vortrag, sondern auch **Anbetung von Seiten des Volkes.**

Und ist hierin nicht einer der Gründe zu suchen, weßhalb so mancher Deutsche sich nicht zur Kirche gezogen fühlt? Sind manche deutsche Gemeinden nicht von dieser Einseitigkeit angesteckt worden? Sind die Gottesdienste nicht allzu „kahl" und ist man nicht in der Aengstlichkeit, dem Ritualismus anheimzufallen, zum andern Extrem geschritten und hat, nur mit Ausnahme der Predigt, aus fast allen Theilen des Gottesdienstes fast nichtssagende Nebendinge gemacht? Kaum daß auf manchen Kanzeln noch ein Lied vorgelesen wird, während man mit den Bibelabschnitten so schnell als möglich fertig zu werden versucht. Und das Lesen selbst — wie kraftlos und monoton fallen die Silben zum öftern an's Ohr, um ja — wie man sagt — nicht in's Deklamiren zu kommen. Alles wird zur Nebensache herabgedrückt, — nur um die Predigt strahlend in den Vordergrund zu drängen. Aber wie — wenn auch die matt ist, und den Zuhörer nicht erfaßt, und das Herz nicht erwärmt, und das Gewissen nicht erschüttert — was dann?

Man braucht durchaus nicht zu den Ritualisten zu gehören, um den meisten deutschen Gottesdiensten ein wenig mehr Liturgie und Selbstbethätigung der Gemeinde zu wünschen, so daß der Deutsche, welcher zum erstenmal eintritt, sogleich entdeckt, daß hier ein anbetend Volk zusammen gekommen, das Gottesdienst pflegt, welches ehrfurchtsvoll in's Haus des Herrn getreten und nicht in leichtsinnigem Schlendrian, sowie man etwa eine Musik-

halle betritt — hereingekommen, um zu sehen, und zu hören, was der Prediger macht. Solche Gottesdienste, an welchen die ganze Gemeinde ehrfurchtsvollen Antheil nimmt und zu Gott kommt mit Gebet, Bitte, Fürbitte und Danksagung, während Gott zu ihr kommt durch die Predigt seines heiligen Wortes, solche Gottesdienste werden erwärmen, beleben und befruchtend wirken und ein bedeutendes zur Lösung vorliegender Frage beitragen.

VI. Schwerere Arbeit als irgendwo anders.

Keinem Sabbaths- sondern einem ernsten Arbeitsjahre gehen wir entgegen, und im Vertrauen auf den ewig Lebendigen, das Haupt seiner Gemeinde, welcher wieder auf's neue den Weihnachtsgruß: „Fürchtet euch nicht!" in die Welt hineinrufen lassen, dürfen wir dies getrost, wie tiefe Schatten auch über uns lagern und wie arm und gering auch unsere eigene Kraft ist. Ueber der Pforte des neuen Jahres steht das Psalmwort: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Wer da gläubig, hoffend betet: „Dein Reich komme," und dabei der guten Zuversicht ist, daß das Reich Gottes auch zu dem deutschen Volke in den Ver. Staaten komme, der wird auch gläubig und stetig für die Erreichung dieses Ziels arbeiten. Schwere, unermüdliche Arbeit ist aber dazu auch erforderlich. Denn kostet die Evangelisation der englisch redenden Bevölkerung schon außerordentliche Anstrengungen, wie viel mehr Mühe werden die Eingewanderten machen! Sie sind entweder der Armuth, oder dem politischen Druck entflohen, oder wollen hier ihren drüben gesammelten Wohlstand zum Reichthum vermehren. Die wenigsten von ihnen bringen auch nur festen historischen Glauben an die heil. Schrift mit. Die meisten sind der Kirche, dem Christenthum, dem lieben Gott entfremdet. Sie haben im alten Vaterlande die Kirche als Staatsanstalt, als eine Art geistliches Gerichtsinstitut ansehen lernen; sie betrachten die Geistlichen wie sie etwa die Oberamtleute anschauen, welche für die Ausübung ihres Amtes bezahlt werden, und demselben nur um der Bezahlung willen vorstehen. Davon, daß der rechte ächte Prediger ein Botschafter des Herrn Herrn ist, und an dessen Statt den göttlichen Rathschluß verkündigt, haben die Allerwenigsten einen Begriff. Ebensowenig bringt die Mehrheit Herzensreligion mit, während viele Tausende erbitterte Feinde des Christenthums sind und schon drüben in den Sozialisten-Clubs Haß gegen alles Christliche und jede christliche Einrichtung eingesogen oder gepredigt haben.

Hierzuland nun beginnt der Kampf um die Existenz; man ringt um das liebe Brot von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang, oder wirkt und schafft, erlistet und errafft, um ein Stück des „großen Landes" zu erobern, um „zu etwas zu kommen." Gelingt es nicht an diesem Ort, so wird der Versuch an einem andern gemacht. Dabei soll so viel als möglich genossen werden. Man ist ja in die große Republik gezogen, um sich der bürgerlichen Freiheit zu erfreuen, — das pfäffische Joch soll hier nicht drücken, los und ungebunden wird dem Selbst gelebt und Ewigkeit und Himmel — liegen weit weit im Hintergrunde, oder sind ganz vergessen.

Wer das deutsch-amerikanische Leben kennt, der weiß, daß hier kein Phantasiebild gemalt ist, der weiß aber auch, daß kein Grund vorhanden, zu verzweifeln. Er erkennt, daß die deutsch-amerikanische Bevölkerung nicht stärker vom Weltsinn befangen ist als die meisten Menschen, welche da **wandern**, um Brot oder Reichthum zu gewinnen, daß z. B. im Deutsch-Amerikaner diese Gesinnung nicht stärker ausgeprägt ist, als in der Gesammt-Bevölkerung Californiens, und daß der deutsche Mann in den Ver. Staaten noch einen guten Kern hat, daß es der Anhaltspunkte genug giebt, daß sozusagen religiöse Anklänge aus Jugend- und Heimathleben in Fülle vorhanden sind, und ein Boden sich darbietet, der, wenn auch sehr schwer zu bearbeiten, doch im Stande ist, gute Früchte zu erzeugen.

Wer aber eine Ruhepfründe sucht, der gehe nicht aus, für eine allgemeine Erweckung unter den Deutschen in den Ver. Staaten zu arbeiten. Zehnmal schwerere Arbeit wird er finden als unter den Amerikanern. Wer auf diesem Felde wähnt mit einem jährlichen Anlauf, sei es in Erweckungs-, Weihnachts- oder Passionsgottesdiensten, oder mit einem allsonntäglichen Aufgebot aller rednerischen Kräfte — Früchte zu erzielen, der wird falliren. Nur die selbstaufopferndste, **beständigste**, gebetsvolle Arbeit im Großen, wie mit Einzelnen, und namentlich das letztere, kann hier das gewünschte Ziel erreichen. So lange die Kirche, das heißt, so lange wir nicht bereit sind, solche Arbeit unabläßiig um der Liebe Christi, um unserer Landsleute, und um unseres eigenen Heiles willen fort und fort zu vollbringen: so lange werden alle frommen Wünsche unerfüllt bleiben. **Arbeiter** brauchen wir, fromme, geschickte Arbeiter, welche das deutsche Volk verstehen und zu fassen wissen; Hunderte, Tausende solcher Arbeiter, voll von innigster Frömmigkeit und heiliger Selbstverleugnung. Möge Gott in Gnaden Seine Kirche zu solch' heiligem Werke erwecken!

Zwei Berliner Kämpen.

Von Opusculum.



Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger.

I. Adolf Stöcker,

Hof- und Domprediger in Berlin.

Der eine der Kämpen, deren Bild den Lesern in dieser Nummer vorgeführt wird, ist ganz gewiß der bestverleumdetste Mann in ganz Deutschland. Er hat zwar auch sehr viele Freunde, und gewißlich sehr warme. Seine Feinde aber hassen ihn mit einem Haß, der wahrhaft teuflisch ist, und erfinden Lügen über ihn, wie sie nur der Vater der Lügen eingeben kann.

Adolf Stöcker, der heut in hoher staatlicher Stellung in unmittelbarer Nähe des deutschen Kaiserhauses steht, entstammt dem Bauernstande. Sein Vater war der Sohn eines Bauern, wurde Wachtmeister bei den Halberstädter siebenten Kürassieren und später Gefängnißinspektor in Halberstadt. Hier wurde Christian Adolf Stöcker am 11. Dezember 1835 geboren, studirte, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, in Halle und Berlin Theologie und Philologie, bestand sein Examen auch als Oberlehrer an Gymnasien, wurde zunächst Hauslehrer in der Mark und in Kurland, machte 1862—63 Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien und wurde 1863 Pfarrer in einem kleinen Dorfe des Fürstenthums Halberstadt. Vom Jahre 1866 bis 1871 sehen wir ihn als Pfarrer in Hamersleben, einem großen Industriedorfe bei Halberstadt, und hier empfing er die Impulse zum Studium der sozialen Frage, hier auch beschäftigte er sich als Leiter einer Lehrerkonferenz mit all' den Fragen, welche die Schule berühren. In den Jahren 1871 bis 1874 war Stöcker Divisionspfarrer in Metz und zugleich Schuldirektor einer aus Reichsmitteln subventionirten höheren Simultan-Töchterschule. Das Jahr 1874 berief ihn in die Residenz als Hof- und Domprediger des deutschen Kaisers.

Als ächtes Kind des Volkes legte er immer tiefes Gefühl für sein Volk an den Tag, und als die Sozialdemokraten das Volksleben zu untergraben drohten, da trat er in die Schranken und suchte durch christliche soziale Vereine einerseits den Wühlern entgegen zu wirken, andererseits dem Nothstand des Volkes abzuhelfen.



Dr. Rudolf Kögel, Generalsuperintendent.

Für dieses Vorgehen von der meist unter jüdischer Controlle stehenden Tagespresse auf das schmählichste angegriffen und verleumdet, mußte er sich nothgedrungen vertheidigen, und ging als unerschrockener Kämpe den cynischen Preßjuden mit der gewohnten Energie zu Leibe. Hieraus entwickelte sich nach und nach die gegen die Juden gerichtete Bewegung, die man mit dem Ausdruck „antisemitische" (gegen die Semiten) bezeichnet. Stöcker hat dieselbe nicht gewollt, sie ist ihm aufgedrungen worden. Auch ist er durchaus nicht für Alles verantwortlich, was während der Bewegung geschah und geschieht. Was er will und beabsichtigt, hat er in seiner Rede vor dem preußischen Landtag (siehe Februar Nummer) deutlich bezeichnet, und läßt sich kurz in den Satz zusammenfassen: Zurückweisung der Unverschämtheiten und Uebergriffe vieler Juden auf verschiedenen Gebieten, namentlich aber dem Christenthum gegenüber.

Dafür wird er nun in einer Weise verhöhnt, verlästert und mit Koth beworfen, wie wohl kein anderer deutscher Mann der neuesten Zeit, und zwar von Leuten, welche auf die gründlichste Bildung und feinste Kultur Anspruch erheben.

II. Rudolf Kögel,

der General-Superintendent der Kurmark Brandenburg und Schloßpfarrer des deutschen Kaisers, ist ebenfalls ein unerschrockener Kämpe, und dabei einer der glänzendsten Redner der evangelischen Kirche Deutschlands. Er ist am 18. Februar 1829 zu Birnbaum in der Provinz Posen geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Er hat von 1843 bis 1847 die lateinische Schule in Halle, von 1847 bis 1852 die Universitäten von Halle und Berlin besucht, um Theologie und Philologie zu studiren. Während dieser Zeit begleitete er seinen Lehrer Dr. Tholuck nach Frankreich und Spanien und einen Herrn v. Kleist-Retzow nach Oesterreich, der Schweiz und Italien. Von 1852 war er, inzwischen zum Doktor der Philosophie promovirt, längere Zeit als Religionslehrer am Vitzthum'schen Gymnasium (Blochmann'sche Anstalt) in Dresden thätig, darauf Lehrer am Seminar für Stadtschulen in Berlin. Er verheirathete sich mit einer Tochter des Halle'schen Theologen Julius Müller, war von 1854 bis 1857 Pfarrer in Nakel im Regierungsbezirk Bromberg, sammelte dann die deutsch-evangelische Gemeinde im Hag und blieb sechs Jahre in Holland, von wo er zum Hof- und Domprediger nach Berlin berufen wurde. Gleichzeitig trat er als Oberkonsistorialrath in die geistliche Abtheilung des Kultusministeriums. 1867 machte ihn die theologische Fakultät in Bonn zum Doktor der Theologie. 1873 ernannte ihn der Kaiser zum Schloß-

pfarrer, sowie zum Ephorus des Domkandidatenstifts, eines Predigerseminars. 1878 trat er aus dem Kultusministerium aus und wurde Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths, und seit 1879 ist er Generalsuperintendent der Kurmark.

Schriftstellerisch ist Kögel durch Herausgabe von Predigtsammlungen bekannt geworden. Alttestamentliche Predigten unter dem Titel: „Aus dem Vorhof in's Heiligthum," „Das Vaterunser," „Der Römerbrief" 2c. 2c. Kleinere Arbeiten: „Die Aufgabe des evangelischen Geistlichen an der sozialen Frage," „Der Sonntag und das deutsche Volk" 2c. 2c. Mit Emil Frommel und Wilhelm Baur giebt er ein Jahrbuch, „Die neue Christoterpe," heraus, zu dem er ein größeres Gedicht: „Paracelsus" geliefert hat.

Die liebe Dorel als Diakonisse.

Von **Pastor Rhiem** in Klein Mühlingen.

Aus dem edlen Brandenburgischen Churhause und dem Askanischen Fürstengeschlechte entsprossen, sie, die Gemahlin Johann Christian's, Herzogs von Liegnitz und Brieg, die treuste Mutter und Landesmutter, die Freundin der Kinder, die Versorgerin der Armen, die Pflegerin der Kranken, — eine Diakonissin auf dem Throne — wurde im Munde des Volkes, das sie liebte und fast wie eine Heilige verehrte, mit dem trauten Namen „die liebe Dorel" genannt. Sie wußte es nicht, und als einst bei einem Feste ein armes Kind die Fürstin so nannte und sie dabei erfuhr, daß dies in Städten und Dörfern ihr Name sei, da faltete sie — wie der Chronist, der zugegen war, berichtet, — ihre Hände gen Himmel und sprach: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titul, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben nicht gegen eine Majestät wechseln." Der Herr Herzog aber umhalsete die gnädige Frau und sagte „Fort mit dem Titul „fürstliche Gemahl," ich will Dich fortan nicht anders „als liebe Dorel" nennen!" Und war eine große Bewegung bei den umstehenden Herrschaften.

Aus der Stille ihres jungfräulichen Lebens und als ein Erbtheil ihrer edlen Mutter hatte sie ein warmes Herz für alle Noth und alles Elend des armen Volkes, dazu sehr schätzbare und zu damaliger Zeit doppelt werthvolle medicinische Kenntnisse mitgebracht. Ihr Chronist nennt sie „eine Pflegerin und Patronissa der Armuth, so in der Stadt, als auf den Dörfern"; sie hatte „allerorten geheime Kundschafter, so ihr Noth und Elend hinterbringen sollten. Auf erhaltene Kundschaft und Sicherheit ist nun die gottselige, möchte sagen, heilige Frau solchen armen und elenden Leuten selber beigesprungen mit mancherlei Hülfe, ohne daß sie darum haben bitten dürfen, und hat es sich selber an ihrem Nadelgelde abgedarbet. Hat auch gar sonderliche Kenntniß gehabt von der Arznei, so bei Menschen, als beim Viehe, gleichwohl auch ihre eigene Meinung zum Aergerniß der Herren Doktores und des Apothekers. Wollte die ausländischen Mittel wenig loben, sonderlich die Composita, meinte, wie ein jegliches Land seine Heilkräutlein und Remedia genüglich herfürbringe, auch daß der Magen kein Saukoben sei, wo man Alles in einander gemenget einschütten möge auf gut Glück und Gedeihen." Aus den weiteren Mittheilungen des Valentin Gierth geht hervor, daß man damals die sonderbarsten Medicamente anwendete und daß selbst Aerzte den Gebrauch von sogenannten Geheimmitteln gestatteten; wurden doch z. B. sogar in den Apotheken gegen schweres Geld Theilchen von ägyptischen Mumien als besonders heilkräftig verkauft, da man annahm, daß die zum Einbalsamiren verwendeten Specereien, da sie menschliche Leiber Jahrhunderte lang vor der völligen Zerstörung bewahrt hätten, auch jetzt noch von entsprechender Wirkung sein müßten. Man kann sich denken, mit welchem heiligen Zorne die Herzogin gegen derartigen Unfug auftrat. Eifriges Gebet zu Gott, so lehrte sie, festes Vertrauen auf seine Hülfe, ruhiges und stilles Verhalten, frische Luft, Mäßigkeit und Sorge für regelmäßige Verdauung genüge zur Heilung der meisten Krankheiten.

Die Herzogin hatte für alle diese und ähnliche Dienste eine treue Stütze und Hülfe an ihrer alten „Leib- und Hebamme," einer Frau Margaretha Fuß, geb. Schiefelbein, die sie, da dieselbe kinderlos gewesen, bei ihrer Verheirathung von Berlin nach Brieg mitgenommen und in der sie ihrem Lande eine unschätzbare Mitgift zugeführt hatte. „Ist die gnädige Frau inne worden, daß ein Krankes fürhanden, so arm und keinen Doktor halten mochte, hat sie die alte Grete gesendet, oder ist selber kommen zu helfen, zum nicht geringen Verdruß der Herren Doktoren und Balbirer, so sonderlich die Mutter Grete sehr angefeindet und verlästert, doch aber im Stillen zu ihr geschlichen und oft Rath geholet haben, wenn die Oechslein am Berge gestanden und das eigene Verstandeswasser nicht hat fließen mögen."

Zu Zeiten hielt die „liebe Dorel" aber auch mit der Mutter Margarethe eine große Umfahrt im Weichbilde der Stadt, suchte in Gemeinschaft mit ihr arme kranke Leute auf, labte und stärkte sie „aus einem sonderlichen Lädlein, so sie zu solchem Ende bei sich geführt neben einem großen Sacke mit polischen Bissen (in Würfel

geschnittenem Pfefferkuchen), den Kindern auf den Dörfern zu spenden und eine Lust zu bereiten."

So wirkte Dorothea Sibylla, ohne den Beruf und den Namen einer Diakonisse zu haben, als eine Gemeindepflegerin einziger Art. Nie hat sie es vergessen, daß über alle leibliche Pflege hinaus der Dienst dankbarer Samariterliebe die Seele des Pflegebefohlenen zu suchen und ihrer zu warten hat. In jeder einmal übernommenen Arbeit harrte sie mit seltener Treue aus und ließ sich durch anfängliche Mißerfolge nicht leicht irre machen. Diese Treue bewährte sie auch in den Tagen eigener Krankheit; und eingedenk der übernommenen Pflicht, suchte sie derselben auch auf dem Siechbette mit ihrer zarten und gewissenhaften Liebe gerecht zu werden.

Sie kannte noch andere Schäden, als Krankheit und Armuth, als Irrwahn und Verblendung; sie verstand es, mit einem Herzen voll überströmender barmherziger Liebe auch den Versunkensten ihres Geschlechts nachzugehen, wenn es galt, eine Seele zu retten. Hören wir die herzbewegende Geschichte ihrer Fürsorge für eine tief Gefallene.

Eine der Hofjungfern, Christina ....., war nach ihrem Abgange vom Hofe in ein wüstes liederliches Leben gerathen und sollte sich, wie der Herzogin hinterbracht ward, in Jauer aufhalten.

Hier galt es schnelles und entschiedenes Handeln, wenn der so tief Gesunkenen geholfen werden sollte. Unser Chronist Valentin Gierth ward schon am 25. Mai 1619 beordert, mit zwei Herzoglichen Gardereitern und einer Herzoglichen Kutsche nach Jauer aufzubrechen und alle erforderlichen Maßregeln zur sofortigen Rückführung der Briegschen Unterthanin zu treffen. Auf dem Grunde von Sendschreiben an den Burggrafen, wie an den Rath der Stadt wurden den Briegschen Abgesandten einige wehrhafte Männer zugesellt, und es gelang, die mit ihren Galanen ausgerittene „saubere Jungfer" beim Passiren eines Stadtthores zu verhaften, während ihre Begleiter das Weite suchten. Der „gefangene Vogel" mußte nun in der Herberge zuerst wieder „in eine deutsche Haut kriechen" (sie trug unanständige Kleidung), und es gelang, sie durch Verpfändung ihrer entbehrlichen beweglichen Habe aus den Händen ihrer Gläubiger zu befreien. Nachdem sie die Nacht unter der Hut einer ehrbaren Frau, welche die Frau Burggräfin gestellt, verbracht, ward sie des andern Morgens in aller Frühe in den Wagen gesetzt und über Strehlen, wo abermals genächtigt werden mußte, nach Brieg geführt. Anfänglich hatte sich die Gefangene sehr ungeberdig gestellt, auch mit Selbstentleibung gedroht, allgemach ergab sie sich in ihr Schicksal. Nachts 11 Uhr des andern Tages fuhr man in den Schloßhof zu Brieg ein. Christine mußte mit Gewalt aus dem Wagen herausgehoben und die Treppe hinaufgetragen werden, fiel dann aber in Ohnmacht. Nun machte sich die Herzogin, die ihrer längst geharrt, mit der Mutter Grete an sie heran und geleitete sie, nachdem sie die Besinnung wieder erlangt, ins Bußstüblein. „Verzage nicht, Christina," so sprach die fürstliche Diakonisse zu der laut Jammernden, „Gott ist barmherzig und den Sündern gnädig. Ich will auf meinen Knieen für deine Besserung beten und deine strenge, aber treue Mutter werden."

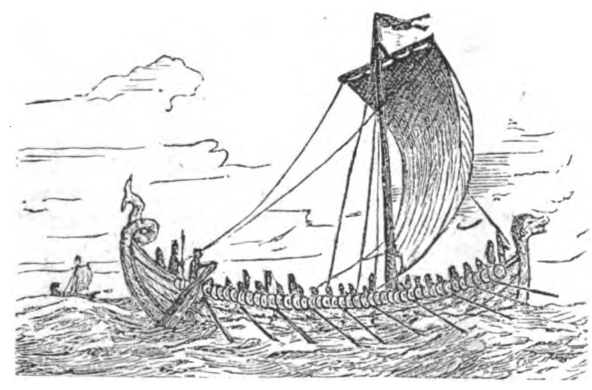
Außer der Mutter Grete wurde die Magdalene der Obhut zweier Wärterinnen anvertraut; wer aber treuer, als diese, sie gepflegt, das braucht nicht erst besonders erwähnt zu werden. Alle aufgewandte Sorge erwies sich als vergeblich; Christina verfiel in eine hitzige Krankheit und schließlich, „weil ihr ihr böses Leben zu Gemüthe gegangen," in Tobsucht, so daß sie sogar gebunden werden mußte. „Ein Stündlein vor ihrem Ende ist sie wieder zu sich gekommen, hat den Herrn Diakonus von der Pfarrkirchen begehret und nachdem sie gebeichtet und communiciret, hat sie die Hand des Herrn berühret und ist verschieden." Das geschah am 10. August; am 13ten in frühester Morgenstunde fand die Beerdigung auf dem Domkirchhofe statt. Sechs Stallbediente trugen die Leiche durch eine Seitenpforte zum Grabe; das Gefolge bestand aus der Herzogin und ihren Hofjungfern, „doch ohne Trauer in schlechten Kleidern, bei vielen Thränen, so der gnädigen Frau als die großen Tropfen über die Backen gerollet." Als der Sarg eingesenkt war, hat die Herzogin „einen zwar kurzen, doch gar kräftigen Sermon gethan an die Hofjungfern auf das böse Leben und das klägliche Ende der Verschiedenen, also daß die Jungfern von solchen Worten erzittert und erbebet, auch an das Grab gekniet, sich verschwörend, daß sie wollten ohne Wandel bleiben und das Laster meiden. Da kniete auch die gnädige Frau an das Grab, sagte auf das Gelöbniß der Jungfern zu dreien Malen mit vernehmlicher Stimme „Amen," warf drei Hände voll Erde auf den Sarg und betete: „Allmächtiger Gott und Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, wir bitten dich demüthig und brünstig: gleich wie wir jetzt den sterblichen Leib eines verirrten Schäfleins mit Erde bedecken, also wollest du die abgeschiedene Seele unter deine Gnadenflügel nehmen und ihre schwere Schuld überdecken mit dem theuern Verdienste deines lieben Sohnes. Richte nicht in deinem Zorn, sondern nach deiner grundlosen Barmherzigkeit, das flehen wir, und lehre uns bedenken, daß auch wir sterben müssen, damit wir klug werden. Vater unser u. s. w. Amen." Nun intonirte Mutter

Margarethe Luther's „Gott der Vater wohn uns bei," und alle Anwesenden sangen mit, doch leise, damit kein Unberufener es höre und die ernste stille Feier störe.

Valentin Gierth, der, von der Frau Margarethe von dem Begräbniß rechtzeitig benachrichtigt, mit seiner Ehefrau Susanna dem ganzen Vorgange beigewohnt hatte, sagt: „Mein Lebtage werde ich die gnädige Frau nicht vergessen mit ihrem Eifer und feurigen Blicken, als sie zu den Jungfern geredet. Das war eine Predigt wie des ewigen Gottes Donnerwort, so durch Herz und Nieren drengete. Möchte sie geschrieben haben, konnte selbige aber nicht fassen in's Gedächtniß aus vermeldeten Ursachen, und sind der gnädigen Frau die Worte geströmet, wie ein gewaltiger Strom, und haben getroffen, gleichwie der Donnerkeil aus den Wolken."

Der Herausgeber der Chronik aber sagt in einer Anmerkung zur ganzen Geschichte: „Ein großer, vielleicht der größte Edelstein in der Strahlenkrone der Herzogin."

Ein auferstandenes Wikingerschiff.



Das aufgefundene Wikingerschiff in seiner ursprünglichen Gestalt.

Wenn irgend ein Räuberthum mit dem Glanze des Erfolges und mit der Verklärung durch die Poesie einer romantisch gestimmten Nachwelt belohnt worden ist, so geschah das dem von der altgermanisch-heidnischen Bevölkerung Skandinaviens geübten. Diese normannischen „Wikingar", das heißt Krieger, welche von den skandinavischen Küsten aus unter Anführung von „Heer"- oder „Seekönigen" in kleinen, aber flinken und bis weit in die Flußmündungen hineintragenden Schiffen, den „schaumhalsigen Wellenrossen", die See pflügten und, plötzlich irgendwo landend, mit oder ohne Kampf Beute machten, um dann ebenso plötzlich wieder zu verschwinden — diese Wikinger sind Jahrhunderte lang die Verzweiflung Englands, Frankreichs, der Niederlande und zahlreicher anderer Küstengebiete gewesen. Tief im Lande oft trugen sie Tod und Verwüstung in Städte und Dörfer, nichts Transportables von Werth verschmähend, selbst nicht die überlebende Bevölkerung, die in Sklaverei geschleppt ward — ein todtschlaglustiges Volk von rücksichtsloser Rohheit, durchsättigt mit der ganzen altgermanischen Kraft, Wander- und Abenteuerlust und Begier nach kriegerischem Ruhm.

Sie drangen auf der Seine bis Paris vor und haben es dreimal geplündert (in der Mitte des neunten Jahrhunderts), sie liefen in die Garonne ein bis Toulouse. Sie fuhren die Maas hinauf und brandschatzten die Gegend von Aachen, Köln, Trier, Mainz, Worms, ja sie sollen den Rhein hinauf sogar in die Schweiz eingedrungen sein und sich im Haslithal festgesetzt haben. An den Flußmündungen verschanzten sie sich und gewannen durch Landabtretungen immer festere Positionen, zuletzt gar die Normandie, von wo sie nach der Hastingsschlacht ihre Herrschaft über ganz England trugen, nachdem sie dasselbe durch Jahrhunderte wie eine periodisch wiederkehrende Heuschreckenplage heimgesucht hatten.

Sie fuhren in das Mittelmeer ein und vergewaltigten die Küsten bis nach Kleinasien hin; sie eroberten das südliche Italien und Sicilien,



Der geöffnete „Königshügel".

wo ihre Herrschaft erst mit den Hohenstaufen endigte. Von Schweden aus bezwangen sie als „Waringer“ oder „Waräger“ die Ostseeküsten bis weit in das jetzige Rußland hinein und fügten unter Rurik den Grundbau des späteren russischen Reiches, auf dem Dnjepr bis in das Schwarze Meer dringend und Constantinopel bedrohend. Sie sind die Entdecker und Besiedler der Inseln auf dem Wege von Norwegen nach Grönland, ja sie wurden, indem sie dieses entdeckten, lange vor Columbus die Auffinder des amerikanischen Festlandes, das sie bis Carolina streiften.

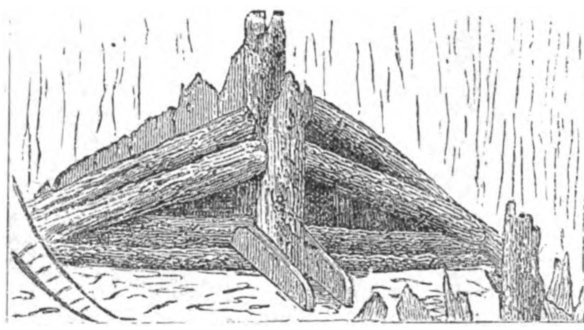


Der vordere Theil des Schiffsfundes, bis zum Giebel der Grabkammer.

Es ist eine fast räthselhafte Kraft und Unverwüstlichkeit, welche aus diesem in dreihundert Jahren etwa sich abspielenden Stück Geschichte redet. Die schwerlich allzu dichte Bevölkerung eines nicht eben fruchtbaren Landes, wie Skandinavien, giebt einen Ueberschuß an Menschen ab, die solcher Vermehrung und solcher Kraftentfaltung fähig sind, daß sie unter der würgenden Hand beständiger Kämpfe dennoch eine Eroberungszone um ganz Europa, mit einem Streifen nach Amerika hinüber, zu schlingen vermögen und erst in dreihundert Jahren sich erschöpfen! Schon diese einzigartige Vergangenheit, welche eine Fülle der großartigsten geschichtlichen Bilder in sich schließt und Stoff zu einem Dutzend Epen bietet, muß einen romantischen Zauber üben. Aber auch in Art und Wesen, in Kultur und Sitte der alten Wikinger tritt uns, soweit wir hier einen Blick frei haben, so viel Originelles entgegen, daß die ärmlichste Dichterphantasie sich davon mühelos für eine ganze Lebensthätigkeit mit Stoffen versorgen kann. In Bezug auf die heidnische Vergangenheit des Germanenthums wären wir ohne die Edda-Aufzeichnungen der norwegisch-isländischen Wikinger fast ohne direkte Quellen; zugleich aber braucht einer nur diese Ueberlieferungen zu studiren, um wie im Spiegel ein Bild von dem ganzen Empfindungsleben jenes historischen Heroenthums zu erblicken, welches als Pole hier, man möchte sagen:

mammuthhafte Gewalt der Rohheit, dort das rührendste Fühlen kraftvoller Frauenherzen aufzeigt.

Es ist ohne Zweifel nöthig, das Alles in lebendiger Erinnerung zu haben, und vielleicht noch jenen glücklichen poetischen Griff in das Wikingerleben: Esaias Tegner's „Frithjofssage," dazu, wenn man ganz das Interesse begreifen will, welches das jüngste Ereigniß auf



Reste des hinteren Grabkammerhügels.

dem Gebiete archäologisch wichtiger Ausgrabungen in Anspruch nimmt: nämlich die Auffindung eines Wikingerschiffes in einem norwegischen Grabhügel.

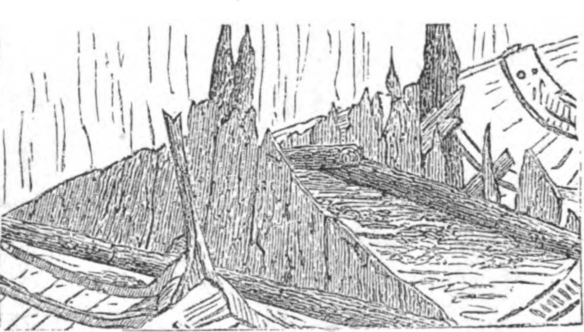
In der Nähe des norwegischen Seebades Sandefjord in Sandehered liegt das Landgut Gokstad, und zu ihm gehörte ein Hügel von beträchtlicher Größe, welcher im Volksmunde „der Königshügel" hieß. Im vergangenen Winter ging man an ein Ausgraben desselben und stieß dabei auf Balken und anderes Holzwerk. Das Ungewöhnliche dieser Thatsache gab Veranlassung, mit der weiteren Förderung einzuhalten und den Reichsantiquar Nicolaysen zur Leitung der Arbeit herbeizurufen, worauf unter dessen Augen der leidlich gut erhaltene Körper eines Schiffes bloßgelegt wurde, jedenfalls eines Wikingerschiffes.

Man kannte bereits die Abbildung solcher Schiffe auf einer alten, sehr merkwürdigen Tapete — Wollgarnstickerei auf dickem Leinen — welche, zu Bayeux in der Normandie gefunden und aus dem Ende des elften Jahrhunderts stammend, den Zug Wilhelm's des Eroberers abgebildet zeigt. Man hat sogar früher bereits im Kirchspiel Tune in Smaalenene (Norwegen) ein kleines Wikingerboot gefunden, welches, wenn auch gut erhalten, doch zu unbedeutend war, um wichtigere Aufschlüsse zu geben. Hier stand man auf einmal vor einem der größten und vollständigst ausgerüsteten, dem Schiffe eines jener Seekönige, welche ihre Würde dem Umstande verdankten, daß sie alle ihre Gefährten an Kraft, an Rücksichtslosigkeit, Todesverachtung und Rohheit übertrafen, welche es für eine Schande gehalten haben würden, „unter rauchgeschwärzten Balken zu schlafen und am häuslichen Heerd ihr Trinkhorn zu leeren," und welche sonst gern, wenn der Tod des Alters über sie kam, auf ihrem Schiff hinausfuhren in das Meer, um dort mit dem liebsten Besitz in Flammen unterzugehen.

Die gewöhnlichen Wikingerschiffe waren flach (daher ohne Verdeck) und klein, so klein, daß ihrer drei- bis vierhundert zu einem Raubzuge gehörten; hier aber hatte man einen Riesen von 70 Fuß Länge und etwa 18 Fuß Breite vor Augen!

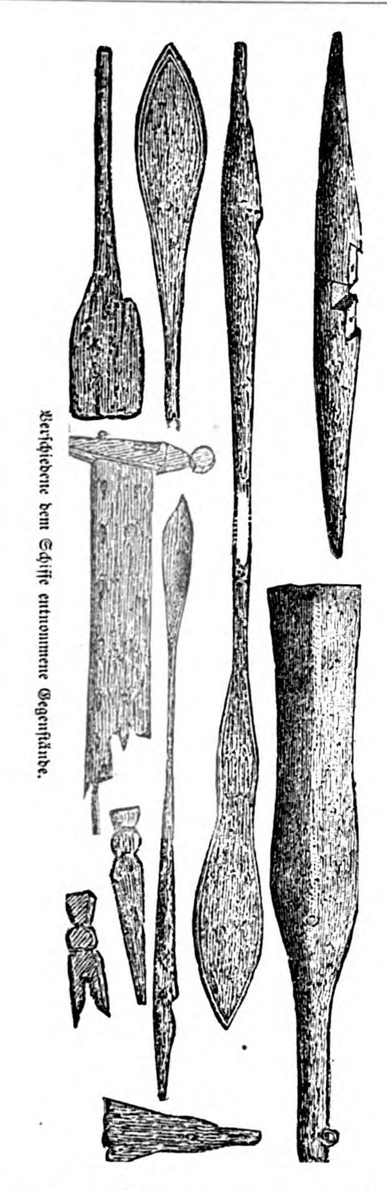
Flach muß das Schiff freilich auch gewesen sein, nicht viel höher als 5 Fuß, was ungefähr zu dem älteren, in Tune gefundenen stimmt; freilich ist anzunehmen, daß der Druck der Erde beide flacher gestaltet hat, als sie ursprünglich waren; beide sind übrigens in blauem Thon gebettet gewesen, was sich für ihre Conservirung als ganz besonders günstig erwies.

Das Schiff besteht aus an einander genagelten Brettern; im Innern laufen zwanzig Rippen, welche von oben durch Nägel, von unten durch Reifen an die Bretter geschlagen sind, und sie schließen an einen der Länge nach durch das Boot laufenden Balken, dessen Enden fischschwanzförmig zugeschnitten erscheinen. Auf den Balken erhebt sich noch ein Stück des Mastes,



Ein Blick in die offene Grabkammer.

welcher, wie es scheint, sechs Meter lang gewesen ist und dessen oberes Ende abgehauen im Schiffe vorgefunden ward, ebenso wie eine Reihe anderer Ausrüstungsgegenstände: Ruder in verschiedener Größe, aber in der Form nicht viel von einander abweichend, Reste von Segel- und Tauwerk, das Seitensteuer des Schiffes, eigenthümlich geformte Holzstückchen von einem halben Meter Länge mit kreisrunden Ausschnitten, durch welche einst Taue gelaufen sind und welche


Verschiedene dem Schiffe entnommene Gegenstände.

ganz abgenutzt erscheinen. Ferner entdeckte man merkwürdige Einrichtungen von Manneslänge, welche möglicherweise als Bettstellen gedient haben. An sonstigen Geräthen fanden sich vor: ein großes Gefäß aus Holzstäben, mehrere Spaten, ein Kupferkessel mit zwei Traghenkeln, ein genieteter Eisenkessel von trefflicher Arbeit, Trinkkellen mit kurzen geschnitzten Handgriffen ꝛc. Der Schiffsbord muß ganz mit Schilden bedeckt gewesen sein, von denen der ganze Eisenbeschlag, auch breite Schildbretter mit Spuren von Farbe sich erhalten haben. Außer dem großen Schiff sind aber noch Theile von zwei bis drei kleineren Booten an der Seite desselben ausgegraben worden.

Von menschlichen und thierischen Resten zeigten sich Spuren verbrannter Knochen, sowie die Gebeine von drei Pferden und einem oder zwei Hunden.

Soviel hatte sich ergeben, als man daran ging, einen eigenthümlichen auf dem Schiffe sich erhebenden Verschlag zu öffnen, welchen man nicht mit Unrecht für die eigentliche Grabkammer hielt. Derselbe befand sich in Form eines Daches mit zwei bretternen Giebelwänden hinter dem Mast; als man eindrang, zeigte sich, daß durch den Druck der Erdmasse die Sparren auf der einen Seite zerbrochen waren; zugleich aber noch etwas anderes: daß man auf eben dieser Seite schon früher einen Einbruch in die Grabkammer bewerkstelligt hatte.

Es ist anzunehmen, daß bei dieser Gelegenheit der größte Theil des Inhalts entführt wurde. Gleichwohl fand sich noch mancherlei vor: zerstreute Gebeine der Todten, Stücke von lebhaft gefärbtem Seidenzeug, ein kastenförmig ausgehöhlter Baumstamm mit stark durch eingedrungenen Lehm verdorbenem golddurchwirktem Stoff, Reste von Riemen- und Sattelzeug, vor Allem aber, neben einigen kleinen Gegenständen aus Eisen, an die fünfzig Beschlagstücke von vergoldetem Silber und vergoldeter Bronze, zu Gürtel- und Reitzeug gehörend, von denen die ersteren einfach, mit geometrischen Motiven und en face-Portraits, ornamentirt sind, wogegen die letzteren zum Theil eine vorzügliche Arbeit zeigen. Ein paar kleinere Beschläge, von welchen der schönste einen mit eingelegter Lanze dahergaloppirenden Reiter bis in die kleinsten Details erkennen läßt, gehören zu dem Besten, was von Kunst aus der nordischen Heidenzeit erhalten ist.

Vielleicht wird nachträglich noch dies oder das gefunden. Das Schiff hat indeß die Bestimmung erhalten, unterbaut, auf Rollen gesetzt, und so auf die Höhe geschafft zu werden, um dann zur See nach der Landeshauptstadt zu gelangen. Die beigegebene, dem „Norsk Familjeblad“ entnommene Abbildung mag einigermaßen die Fundstätte zur Anschauung bringen.

Stromaufwärts!

Stromaufwärts, stromaufwärts! mein Bruder —
So geht's in das bessere Land.
Faß männlich und wacker das Ruder,
O, lasse es nie aus der Hand!

Und wenn auch die Fluthen oft toben,
Und wollen dich reißen zurück;
So blicke nur gläubig nach oben,
Von oben kommt Segen und Glück.

Und hörst du vom Ufer erklingen
Der Weltlust Sirenengesang:
Sei taub dann! Sie will dich umschlingen
Und tödten — die giftige Schlang'.

Dann blicke du vorwärts, und stoße
Den Nachen noch stärker voran.
Sprich ruhig: „O Babel, du große,
Dein Wirrwar, der geht mich nicht an.

„Ich hör' aus der Ferne ertönen
Den tausendmal bessern Gesang
Der Gottesstadt droben, der schönen —
Dorthin ich von Herzen verlang."

Ja, fasse nur männlich das Ruder —
O lasse es nie aus der Hand!
Stromaufwärts, stromaufwärts! mein Bruder,
So geht's in ein besseres Land.

Freeport, Ill. Gustav E. Hiller.

Früchte der völligen Liebe.

Von Engelhardt Riemenschneider.

Jene christliche Erfahrung, welche mit dem Ausdruck „völlige Liebe" bezeichnet wird, beruht auf deutlicher Bibellehre. Das Wort Gottes fordert nicht nur von uns, diese Erfahrung zur unsrigen zu machen, sondern giebt uns auch die Verheißung, daß Gottes Gnade sie in uns wirken werde. Man sollte deßwegen denken, daß alle Christen in diesem Punkte übereinstimmten, und der Besitz dieser segensreichen Erfahrung ein allgemeiner wäre. Die Ursache vom Gegentheil ist wohl die, daß viele Christen in dieser wichtigen Erfahrung unseres geistlichen Lebens mehr ihr Herz, als das Wort Gottes befragen. Da man den Einfluß, die Befleckung, und Unreinigkeit der Sünde im Herzen fühlt, welche trotz aller Anstrengung nicht weichen will, und man die, von aller Sünde reinigende Kraft des Blutes Jesu und den heiligenden Einfluß des heil. Geistes in seiner Fülle nicht fassen kann, hält man eine solche Erfahrung für unmöglich in dieser Welt.

Doch muß es jedem denkenden Bibelleser klar werden, wenn es heißt: „Die völlige Liebe treibet die Furcht aus," daß dieses ein Werk ist, welches in diesem Leben stattfindet. Jeder Christ, der diese Lehre ohne Vorurtheile nach dem Worte Gottes prüft, wird zu der völligen Ueberzeugung kommen, daß der Besitz der völligen Liebe im Herzen das Vorrecht eines jeden Christen ist.

In welcher Hinsicht mag die Liebe völlig genannt werden? Einfach darin, daß sie der herrschende und regierende Grundsatz der Seele ist und alle entgegengesetzten Elemente austreibt.

Sobald nun der Christ diesen heiligenden Einfluß erhalten hat, ruft ihm der Apostel, Römer 6, Vers 22 zu: „Nun ihr denn seid von der Sünde frei, und Gottes Knechte geworden, habt ihr eure Frucht, daß ihr heilig werdet." Es ist klar, daß die Ausdrücke „geheiligt," „gereinigt" und „die Liebe Gottes in das Herz ausgegossen," das Werk bezeichnen, das Gott durch das Blut Jesu und den heiligen Geist in uns wirkt. Aber das Werk, das nach dem Empfange dieser großen Gabe Gottes von uns gefordert ist, wird in folgenden Bibelstellen näher bezeichnet: „Denn habt ihr euere Frucht, daß ihr heilig werdet," oder wie es in 1 Joh. 3, Vers 3 heißt: „Und ein Jeglicher, der solche Hoffnung hat zu ihm, der reinigt sich, gleich wie er auch rein ist." Diese Forderung, die wir auch in anderen Stellen heiliger Schrift finden, bezieht sich, nach unserer Ansicht auf den christlichen Charakter, die persönliche Frömmigkeit des geheiligten Christen. Obwohl diese zwei Dinge, geheiligt und heilig werden, von einander getrennt betrachtet werden mögen, so sind sie doch in Wirklichkeit eins; denn keins kann ohne das Andere bestehen. Das Eine ist der Grund, das Andere das Haus, welches darauf gebaut wird; das Eine ist der gutgemachte Baum, das Andere die Frucht, die darauf wächst. Wie das Herz, so der Wandel des Christen. Ein reines Herz erzeugt einen reinen Wandel.

Da nun Herzensheiligung und ein heiliges Leben unzertrennlich sind, da ohne das Erste das Letzte nicht da ist, und ohne das Letzte das Erste ein Selbstbetrug ist, so wollen wir versuchen, einige der Kennzeichen oder Früchte der völligen Liebe zu zeigen.

Wo völlige Liebe das Herz erfüllt, da findet sich vor allem warme Liebe zu Gott; solche haben an Gott und göttlichen Dingen ein inniges Vergnügen. Der Besitzer der völligen Liebe liebt den Herrn, seinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Gott ist die Freude seines Herzens und das Verlangen seiner Seele; er ist vergnügt in Gott, weil er die völlige Liebe besitzt, die alle Furcht austreibt. Die liebende Seele schwingt sich auf zu dem Geliebten, und ach! was für reine Himmelsluft genießt sie in

seiner Gemeinschaft. Sie wird oft so herrlich und selig, daß sie den Herrn mit lauter Stimme verherrlicht. Nichts betrübt die Gott liebende Seele mehr, als wenn das Werk Gottes darniederliegt, und nichts macht sie vergnügter. als wenn Siege für den Herrn errungen werden. Solchen Christen ist kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit, keine Anstrengung zu viel, wenn nur das Werk Gottes gefördert und sein herrliches Reich erbaut wird.

Wer Gott über alles liebt, leistet ferner den Befehlen Gottes freudigen und willigen Gehorsam. Christus sagt: „Wer mich liebt, wird mein Wort halten." Dieses würde umgekehrt heißen: Wer mein Wort nicht hält, liebt mich nicht. Es giebt Viele, die aus unlauteren Beweggründen den Versuch machen, die Befehle Gottes zu vollziehen; doch man merkt, daß nicht Liebe die Triebfeder ihrer Handlungen ist, und ihre Werke also nicht völlig vor Gott erfunden werden. Der Christ, welcher Gott über alles liebt, liebt auch seine Gesetze. Diese enthalten für ihn keine harten Forderungen, sie sind ihm keine schwere Last; er weiß, daß alle für sein Wohlergehen weislich berechnet sind und würde keines davon ändern, wenn es auch in seiner Macht stände.

Daß es den Menschen möglich ist, durch die Gnade Gottes den Willen Gottes zu thun, geht aus folgenden Bibelstellen hervor. Im 5ten Buch Moses 30, Vers 6 heißt es: „Und der Herr, dein Gott, wird dein Herz beschneiden, und das Herz deines Samens, daß du den Herrn, deinen Gott, liebest von ganzem Herzen, und von ganzer Seele"; das will so viel sagen: Ich will das Herz so verändern und es in den Stand setzen, daß du es vermagst. In Hesekiel 36, Vers 27 heißt es: „Ich will meinen Geist in euch geben, und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und darnach thun." Diese Worte sprechen für sich selbst. Die völlige Liebe wird uns selbst in den größten Prüfungen tüchtig machen, wie einst Abraham, den Willen Gottes ohne Zaudern zu thun. Es ist ein Widerspruch in sich selbst, zu glauben ein guter Baum zu sein, und keine gute Frucht hervor zu bringen.

Der, welcher in dem Besitze der völligen Liebe ist, haßt, was Gott mißfällt. Die Sünde, die eine große Kluft zwischen Gott und den Menschen geöffnet hat, welche nur durch die Vermittlung Jesu ausgefüllt werden konnte, ist des Menschen Verderben. Die liebende Seele hat die verderblichen Folgen der Sünde erkannt und eingesehen, daß diese ihr größter Feind ist und sie in Zeit und Ewigkeit unglücklich macht. Er haßt sie deßhalb und flieht vor ihr, als vor einer giftigen Natter. Der geheiligte Christ wird keine Sünde thun, sondern selbst allen bösen Schein meiden. Er haßt alle Halbherzigkeit, Feigheit und Weichlichkeit.

Der Christ, welcher Gott über Alles liebt, wird um der Ehre Gottes willen alle Schmach, Verfolgung und selbst den Tod auf sich nehmen. Wir wollen dieses nur berühren. Der Christ, der die völlige Liebe besitzt, ist kein Feigling, er wird nicht immer über sein hartes Loos klagen und über Beleidigungen empfindlich sein, sondern im Gegentheil bewahrt er in den größten Stürmen, Verfolgungen und peinlichen Verleumdungen die größte Seelenruhe und ist stets bereit zu vergeben und zu vergessen. Solche, welche gleich aufgeregt und hitzig werden, zeigen nur zu klar, daß ihnen der Friede fehlt, der wie ein Strom ist, und die Liebe, welche Alles duldet.

Die völlige Liebe begreift auch Bruderliebe in sich; denn Johannes sagt: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet." Wer ist denn mein Bruder? Wir wollen von dem weitläufigen Begriffe nicht reden; wir glauben nach Gottes Wort, daß alle wiedergeborenen Seelen eine große, geistliche, durch ein inneres Band vereinigte Familie ausmachen, die fester verbunden als durch die Bande des Blutes. Es giebt unter den Christen heute Verhältnisse, wie geheime Gesellschaften, wo sie einen Theil der Familie dem andern vorziehen. Doch wo die völlige Liebe das Herz erfüllt, da wird eine allgemeine, unparteiische Liebe alle Geschwister umschlingen. Es wird eingewandt: Haben die, welche diesen Segen bekennen, nicht auch eine besondere Liebe zu einander? Wir mögen sagen, daß gleich und gleich sich gern gesellt. Doch der Christ, welcher die völlige Liebe besitzt, vernachlässigt seinen Bruder, der diesen Segen nicht bekennt, nicht, sondern wenn er irgend einen Unterschied in den Aeußerungen der Bruderliebe macht, so offenbart er sie desto wärmer gegen den schwächeren Bruder, um ihn dadurch zu gewinnen und ihn durch seine Liebe der völligen Liebe entgegenzuführen. Wahre Bruderliebe fördert die Interessen des Bruders, wie seine eigenen; sie unterstützt den Bruder leiblich und geistlich mit den Gaben, welche uns Gott gegeben hat. Reine Bruderliebe entzieht sich dem Bruder nicht, selbst wenn es das Leben kostet.

Wer die völlige Liebe besitzt, liebt auch die Welt. Die sündlichen Werke der Weltkinder billigen solche nicht, sondern hassen sie, wie Gott sie haßt; aber sie haben eine warme Liebe für ihre Seelen. Es ist ein hervorragendes Zeichen, daß ein Christ die völlige Liebe besitzt, wenn er sich getrieben fühlt, rastlos für die Rettung seiner Nebenmenschen zu arbeiten, durch Besuch und Unterredung, durch Einladung zum Gottesdienste und durch brünstiges Gebet. Ja es ist die Bürde seines Herzens, Tag für Tag

zu arbeiten, daß das Reich Gottes komme. Er verzagt auch nicht bei dem tiefen Verderben der Menschheit, denn er weiß, daß die Seele des tiefgesunkensten Menschen noch zum Bilde Gottes erneuert werden kann.

Die Seele, die völlig in der Liebe ist, wird endlich noch ihren Feind lieben. Es geht sehr schwer, die zu lieben, welche uns hassen und uns alles Böse zufügen, und ohne die Gnade Gottes ist es auch unmöglich. Der Christ, welcher die völlige Liebe besitzt, hat die Gnade von Gott, seinen Feind zu lieben. Er sieht, wie tief dieser gefallen, die große Gefahr, der er ausgesetzt, und wie er der Gnade Gottes so ganz besonders bedürftig ist, und Liebe treibt ihn deßhalb, für dessen Rettung zu arbeiten und ihn, wenn möglich, noch vom ewigen Verderben zu erretten.

Wir wollen nun noch einige allgemein bekannte Kennzeichen kurz berühren. Der geheiligte Christ hat einen tiefen Blick in das Verdienst des Todes Jesu. Er sieht darinnen eine Fülle, welche alle Leere ausfüllt, und da diese Ansicht, wenn er in der Liebe bleibt, ihn nicht verläßt, sondern durch Wachsthum immer klarer wird, so steht er jeden Augenblick mit dem reinigenden Blute Christi in Verbindung und ist sich dessen beständig bewußt. Es ist zu Zeiten überwältigend, und wenn man die großen, für uns erworbenen Segnungen sieht, und der Glaube zugreift und sie sich aneignet, muß man oft ausrufen: „O, welch eine Tiefe des Reichthums!" und das Herz wird voll Jauchzens und Hallelujah. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubet, das Werk sei in dem einen Akt der Erlangung gethan. Nein, es ist die beständige Ausübung des Glaubens, welche uns unter dem Einflusse des allerlösenden Blutes Jesu hält. Deßwegen sagt der Dichter:

„So lange solcher Glaube währt,
Ist nichts, das diesen Frieden stört;
Doch wird mein Glaube schwach und klein,
So müßt' ich wieder traurig sein."

Dieses Werk begleitet ebenfalls ein tiefer Friede; denn wenn die Ursache der Unruhe beseitigt, muß nothwendiger Weise die Ruhe tiefer, bleibender und reiner werden; Frieden, wie ein Strom, der nicht austrocknet, sondern Sommer und Winter fließt.

Es ist ferner ein Gefühl der eigenen Armuth mit diesem Stande verbunden. David sagt, Ps. 86, 1 u. 2: „Herr, neige deine Ohren, und erhöre mich; denn ich bin elend und arm. Bewahre meine Seele; denn ich bin heilig." Dieses ist die Sprache eines jeden geheiligten Christen; je tiefer er in die Gnade eindringt, desto mehr fühlt er seine Hilflosigkeit, und erkennt, daß er alles der Gnade zu verdanken hat. Wenn das tiefe Gefühl unserer Abhängigkeit uns beständig begleitet, und wir die Ueberzeugung haben, daß Alles, was wir besitzen, uns aus freier Gnade geschenkt ist, dann werden wir demüthig zu den Füßen Jesu sitzen und dem Herrn in Allem die Ehre geben. Demuth ist eine hervorragende Frucht eines reinen Herzens.

Wir können nicht zu viel Gewicht auf religiöse Erfahrung oder das Werk des heiligen Geistes im Herzen legen; denn es ist zu befürchten, daß eine große Anzahl ihre Hoffnung, selig zu werden, auf ihre guten Werke und äußerliche Uebereinstimmung mit der christlichen Moral setzen. Aber auf der anderen Seite können wir nicht zu viel Gewicht auf praktische Religion oder Heiligkeit des Lebens legen, in Verbindung mit religiöser Erfahrung; denn viele betrügen sich, da sie ihren religiösen Stand mehr nach ihren Gefühlen, als der Heiligkeit und Reinheit ihres Wandels beurtheilen. In der Beurtheilung unseres religiösen Gnadenstandes sollte beides, Herzenserfahrung und Lebenswandel, in Erwägung gezogen werden; denn es erfordert beides, um einen vollendeten Christen darzustellen. In einer Sache von so großer Wichtigkeit laßt Keinen sich selbst betrügen.

Leute mit zwei Gesichtern.

Von Christophorus.

Vom englischen Schauspieler Garrick sagt man, er habe in einem Augenblick seine Gesichtszüge so verstellen und arrangiren können, daß ihn Personen, die ihn soeben gesehen, nicht mehr gekannt. Der Mann hatte zwei Gesichter in einem, und auf meinen Wanderungen durch die Welt habe ich Larven gesehen für die Fastnachtsnarren, welche — die Larven nämlich — auch zwei Gesichter hatten, und auf der einen Seite so und auf der andern anders aussahen. Auch gewahrte ich kürzlich auf einem Geschäftsschild die Anzeige von Röcken, die man auch umgewendet tragen könne, und zerbrach mir den Kopf darüber, ob der Schneider wohl damit sein Glück machen werde — oder auch nicht, je nachdem die Leute ausfindig machen oder nicht, es sei mit der Umwenderei eitel — Humbug.

Alles dies und anderes mehr weckte die Erinnerung in mir, daß ich auf meinen Streifzügen durch's Menschenleben ja alle Tage Leute die Menge sehe, die so zu sagen auch zwei Gesichter haben, obwohl sie gewöhnlich nur eines zur Schau tragen.

Von den abscheulichen Heuchlern, die keinen einzigen wahren Zug in ihrer Larve zeigen, und

aus dem „Gutthun" und „Frommsein" ein Geschäft machen, will ich nichts gesagt haben. Ich geh ihnen aus dem Weg, wo ich kann. Auch von den „Veränderlichen", die keinen Rückgrat haben, die man biegen kann wie Weidenruthen, und denen irgend welche Gesellschaft lieb und recht ist, sei es ein ehrbarer Reisender oder Wegelagerer, will ich schweigen. Die sind meistens die Betrogenen, nicht die Betrüger.

Aber — das feine „Zweigesicht", das auf seine Fahne geschrieben: „Seid klug wie die Schlangen," vom zweiten Theil des Sprüchleins jedoch nichts wissen will, das möcht' ich ein wenig abconterfeien, so wie ich's finde. Es ist kein ausgemachter Heuchler und schimpft auf die Heuchelei wie ein Rohrspatz, aber es ist so spitzfindig klug, daß ein gerades Menschenkind nie recht weiß, wie es mit ihm daran ist. Es schneidet die aufrichtigste, ehrlichste Miene von der Welt, wenn es kommt und sagt: „Christophel, so und so wollen wir's machen, nicht wahr?" hat aber vorher alles fein ausgeklügelt, geht hinaus und denkt: „Der Stoffel weiß diesmal auch nicht, wo es läutet und was ich eigentlich will, ist aber nicht meine Schuld, warum ist er so dummgutmüthig." — 'S ist aber immer noch besser dumm-gutmüthig, als so dumm-dreist zu sein, daß man wirklich meint, man könne den Leuten mir nichts dir nichts ein X für ein U machen, und gar manchem dieser „Zweigesichtigen" ist schon vielmal im Herzen und auch laut, wenn zur Thür draußen, nachgesagt worden: „O, du erbärmlicher, glatter Aal, glaubst wirklich, ich nähm' alles für baare Münze, hast ja zwei Gesichter, und wirst jetzt draußen auf der Straße ein ganz anderes schneiden."

Unter allen Ständen, unter Weibern und Männern giebt es solch' Zweigesichtige, nur unter den Kindern nicht, und das ist ein Grund, warum der Heiland sagt: „Werdet wie Kinder."

Die „Zwitter"- und die „Zweigesichter" aber sind erbärmliche Menschen. Sie sehen aus, als ob sie Butter in ihrem Munde nicht schmelzen können, und können Gift und Feuer speien, wenn es ihrem Zwecke entspricht. Sie frieren oder kochen wie Wasser, je nachdem die Temperatur ist. Man kann ihnen so weit trauen, als man sie mit den Augen sehen kann, aber beileibe nicht weiter. Hauptstraße, Nebenweg oder Krummpfad — macht ihnen gar nichts aus, wenn sie nur zum Ziele kommen. Sie sind scheckig wie manche Stute, und vielfarbig wie das Chamäleon. Honig ist auf ihrer Zunge, aber im Herzen — gewiß nicht Honigseim. Sie ducken sich und drücken sich und verstecken sich, damit du ja nicht sehen sollst, wie sie mit deinem Feinde schön thun und schmarotzen und dir so feine Hiebe versetzen, und sind so dumm, zu glauben, du seiest so dumm, das nicht zu merken. Es sind Nachbarn, die am besten in einiger Entfernung wohnen. Sie sind Ruderer, die nach der einen Seite sehen und nach der anderen fahren.

So ein Zweigesicht steckt in der „Sündennatur" eines jeden Menschen. O, daß wir im Umgang mit dem Nächsten und in der Anbetung Gottes immerdar beteten: „Ich weiß, Herr, daß du das Herz prüfest und Aufrichtigkeit ist dir angenehm."

Die muthigen Seifensiederinnen.

Eine amerikanische Erzählung.

Von J. J. Meßmer.

Die alte Schwedenkirche gehört noch immer zu den Reliquien Philadelphias, deren Anblick fortwährend Erinnerungen aus alten längst vergangenen Zeiten weckt. Zwar ist die ursprüngliche Struktur, eine tüchtige Blockkirche, wie sie zur Zeit der ersten Ansiedelungen gebräuchlich waren, und im Nothfall temporär auch als Schutz gegen räuberische Indianer dienen konnten, längst nicht mehr vorhanden und hat einem gleichfalls sehr einfachen, aber doch mehr modernen Gebäude Platz gemacht. An die alte Blockkirche knüpft sich eine interessante Episode, die zu gleicher Zeit von dem Muthe, welche die Frauen und Töchter der ersten Ansiedler beseelte, das beste Zeugniß ablegt.

Philadelphia war damals noch nicht in jene regelmäßigen Quadrate abgetheilt, durch welche die Stadt sich jetzt auszeichnet. An den von William Penn gegründeten Stadttheil schlossen sich bald in größerer, bald in geringerer Entfernung kleine Ansiedlungen an, von welchen die skandinavische eine der hübschesten Szenerien in sich schloß.

Längst hatten die von Hause aus gottesfürchtigen Skandinavier nach einem eigenen Gotteshause verlangt, in welchem sie in den süßen Lauten ihrer Heimath Gott verehren und der Predigt des heiligen Evangeliums lauschen konnten. Die Opferwilligkeit der Gemeinde beschaffte die dazu nothwendigen Mittel, und dem jungen strebsamen Erich Silber wurde der Bau übertragen.

Unter der fleißigen und energischen Arbeit Erichs war der Bau kräftig vorangeschritten und auch so wohl gelungen, daß die Herzen der Ansiedler beim Anblick des neuen Gotteshauses von Freude erfüllt wurden. Der Samstag vor dem festgesetzten Einweihungstage fand die Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde mit dem

jungen Baumeister beisammen, und indem derselbe sein wohlverdientes Geld einstrich, erntete er noch manches Wort des Lobes und der Anerkennung ein, was ihm aus einem besonderen Grunde ebenso wichtig war, wie das Geld.

Am Sonntage fehlte von der ganzen Gemeinde Niemand im Gottesdienste. Süß, wie Honig, war ihr das Evangelium, verkündigt in ihrer eigenen Zunge und zum ersten Male in Amerika unter ihrem eigenen Dache; und der Augenblick, da der Geistliche das Einweihungs-Gebet sprach und die Hände zur Einsegnung erhob, blieb den Meisten für ihr ganzes künftiges Leben unvergeßlich.

Nach einem solchen Feste trennte man sich schwer von einander. In Familiengruppen umstanden die Kirchgänger das hübsche Gebäude, erquickten ihre Herzen am Anblick desselben und tauschten ihre Gedanken und Gefühle aus.

Auch die jungen Mädchen hatten sich um ihre anerkannte Führerin, Susanna Thurle, versammelt. Susanna war die Enkelin eines der ältesten und reichsten Bürgers Philadelphias, dabei in ihrem Auftreten so einfach und bescheiden, wie irgend ein Bauernmädchen ihrer schwedischen Heimath. Nach dem Wunsche ihres Großvaters und auch aus eigener Neigung ging sie stets in ihre Nationaltracht gekleidet, die ihr besonders gut stand. Von mittlerer Statur, angenehmem Gesichtsausdruck, mit großen blauen Augen und in breiten Flechten herabrollenden goldgelben Haaren war sie eine äußerst anziehende Erscheinung.

Das hatte der junge Baumeister auch gefunden. Bei gemeinsamen Freunden hatten sich die jungen Leute kennen gelernt; aber Erich war arm, und nicht eher, als bis er den Contrakt zum Baue der Block-Kirche erhalten hatte, wagte er, zu dem Mädchen von dem zu sprechen, was im Geheimen sein Herz erfüllte. Immerhin hatte er dabei die Entdeckung gemacht, daß das Herz des Mädchens dem seinigen bereits geantwortet hatte, und daß seine Armuth in ihren Augen kein Hinderniß bildete, weßhalb er nicht an das Ziel seiner Wünsche gelangen sollte. Aber bei dem stolzen und reichen Großvater Susanna's war dieses immerhin eine andere Sache.

Die glückliche Vollendung der Kirche, die Jedermann lobte und die ihrem Erbauer die schönste Zukunft prophezeite, war immerhin ein großer Schritt in der rechten Richtung zu einem glücklichen Hochzeitstage, so dachte Susanne, indem sie beobachtete, mit welcher Würde Erich die Complimente entgegen nahm, die ihm gezollt wurden.

„Dein Großvater schüttelte ihm soeben die Hand," flüsterte ihr auf einmal Hilda Horn, ihre intimste Freundin und einzige Vertraute zu. „Wie männlich er aussieht! In der That, seine Nationaltracht steht ihm viel besser, als wenn er sich nach der Pariser Mode gekleidet und darnach sein Haar geschnitten hätte!"

„Nach der Mode!" entgegnete Susanna entrüstet, „er trägt sein Haar nach der Sitte seiner Heimath, wie wolltest Du es denn geschnitten haben?"

„Ei, ei!" meinte Hilda lächelnd, „ich habe ihn ja soeben gelobt; Du weißt ja wohl, daß ich alles Schwedische ebenso sehr liebe, wie Du, nur daß ich nicht wieder nach Schweden zurück zu kehren wünsche." Susanna sprach nämlich oft von ihrer Rückkehr nach dem alten Vaterlande. „Wenn man Zeit und Geld genug hätte, so möchte es zum Besuche wohl angehen, aber um für immer zu bleiben, da möchte ich doch diese großen, uralten Wälder und meine Freunde und Bekannte hier um mich haben."

„Ja," sagte Susanna, die stets den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, „und John Stevenson, der mit seiner verwittweten Mutter im nächsten Hause wohnt, und Dich Abends, wenn er von der Arbeit auf der Farm zurückgelehrt ist, deutsch sprechen lehrt."

Hilda erröthete und lachte, dann fuhr sie weiter fort: „Ich wollte, Du würdest gleichfalls hier bleiben. Es wird mir sehr langweilig werden, wenn Du fort bist. Warum willst Du eigentlich nicht lieber hier bleiben? Du hast doch Niemand mehr in Schweden, für den Du zu sorgen hast und unsere Ansiedlung wird bald gleichfalls ein kleines Schweden sein."

„Wenn alle Bewohner dieses Landes," sagte Susanna nachdenklich, „Freunde und Christen wären, so würde es ein anderes Ding sein, aber diese rothen Leute, ich kann mich nie an sie gewöhnen und fühle stets unheimlich unter ihnen."

„Das ist alles Unsinn!" antwortete Hilda, „die feindlichen Stämme wohnen viele Tagereisen weit von uns entfernt und kümmern sich nichts um uns, und die freundlichen Stämme in unserer Nähe greifen uns nicht an, wir haben ihnen nie etwas zu Leide gethan."

Susanna sah sich um und zog dann Hilda an sich heran und flüsterte ihr zu: „Du weißt, daß eine alte Indianerin oft in unser Haus kommt und mir sehr zugethan ist." „Ach ja," meinte Hilda, die Nokontis, das ist eine alte Hexe, die man verbrennen sollte." — „Sprich nicht so, Hilda, sie muß wissen, was unter ihrem Volke vorgeht und sie hat mir vor einer Woche Winke gegeben, die mir das Blut in den Adern erstarren machten." Plötzlich die Hand Hilda auf den Mund legend, zog sie dieselbe weiter auf die Seite und nach einer Waldecke zeigend, sagte sie: „Siehe, dort steht sie und winkt mir, sie hat mir sicherlich Etwas zu sagen; komm mit mir, aber mache, daß uns Niemand sieht."

Die beiden Mädchen huschten hinweg nach der

Stelle, wo die alte Indianerin, in eine Decke gehüllt, ihrer wartete.

„Du kommst nie allein," sagte sie in unzufriedenem Tone zu Susanna.

„Da ist meine liebe Freundin, Hilda Horn," antwortete sie; „kann sie nicht hier bleiben?"

„O, sie lacht über Alles." Aber höre jetzt: „Das weiße Reh muß sogleich fort gehen!"

„Du weißt wohl," erwiderte Susanna, „daß ich nicht gleich weggehen kann. Warum sagst Du mir nicht, was Du eigentlich willst?"

„Fort, fort!" schrie das Weib, mit ihren Armen in der Luft wehend; „dieses ist das Land des rothen Mannes, laß die Bleichgesichter weggehen und Alles wird gut sein, aber das weiße Reh muß sogleich fort."

„Was meinst Du mit deinem ‚sogleich' Nokontis?" fragte Susanna.

Die Indianerin hielt einen Augenblick inne, dann sagte sie feierlich „vor Dienstag" und verschwand in der Richtung nach dem Indianer-Lager wie ein Schatten im Walde.

Die beiden Mädchen sahen sich an. „Da," sagte Susanna, „so spricht sie schon einige Zeit zu mir, aber einen Tag hat sie noch nie angesetzt. Es muß etwas Schlimmes im Werke sein und ich hätte die beste Lust, es Großvater zu sagen, denn wenn die Colonie angegriffen werden soll, so sollte er es wissen."

„Ja," meinte Hilda, „um uns dann nächsten Dienstag, wenn kein Angriff stattfindet, tüchtig auslachen zu lassen. Gewiß, die Mädchen würden nie mehr davon schweigen."

„Aber welche Ursache könnte Nokontis haben, mich so zu erschrecken," meinte Susanna.

„Bah!" sagte Hilda, „sie will Dich blos fürchten machen; ich würde sie an deiner Stelle auslachen. Komm Susanna, dein Großvater sieht sich nach Dir um und unser Baumeister giebt ihm seinen Arm. Was Du aber Glück hast; ich glaube, dein Großvater hat ihn zum Mittagessen eingeladen."

„Dann mußt Du aber auch kommen," sagte Susanna mit tiefem Erröthen.

Die beiden Mädchen trippelten hinter dem Großvater und seinem jungen Gaste her. Nokontis aber und ihre Warnung wurde bei der unerwarteten Freude, welche den Liebenden an diesem schönen Sonntag Nachmittag zu Theil wurde, gänzlich vergessen.

Am Montag war großer Waschtag. Die Frauen der Ansiedlung hatten die Gewohnheit, dieses wichtige Geschäft gemeinsam zu betreiben und hatten sich dazu einen hübschen freien Platz am Ufer des Flusses, nicht weit von der neuen Kirche ausersehen. Das reine, weiße Zeug wurde in der strahlenden Sonne aufgehängt und jede Familie nahm ihr Eigenthum zu irgend einer ihr passenden Zeit nach Hause. Diese Gewohnheit bewirkte ein stetes Kommen und Gehen, die Zwischenzeit wurde mit gemüthlichem Geplauder ausgefüllt, Scherz und Lachen, auch wohl Gesänge ertönten und drangen bis zu den etwa eine halbe Meile auf dem Lande beschäftigten Männern.

Am Dienstag sollte auf der äußersten Grenze der Ansiedlung eine Scheune aufgerichtet werden und wie gewohnt bei solchen Arbeiten, fand sich die sämmtliche Mannschaft daselbst zur Hülfeleistung ein. Erich Silber hatte gleichfalls diesen Bau übernommen, derselbe kam auf John Stevenson's Land zu stehen, und es war daher nur natürlich, daß Susanna und Hilda, als sie nach dem Waschplatz gingen, ihre Blicke oft in jene Richtung schweifen ließen, wo sie die Männer beschäftigt wußten.

Sämmtliche Familien-Mütter hatten nämlich eine andere nothwendige Arbeit vorgenommen. Noch gab es bis jetzt in der Ansiedlung keine Seifensiederei, so kochten sich denn die Frauen dieses wichtige Kulturmittel selbst und über großen Feuern brodelte in weiten Kesseln der Seifenbrei. Susanna hatte, da die Haushälterin ihres Großvaters auf Besuch nach einer andern Ansiedlung gegangen war, und die alte Nokontis seit etlichen Tagen sich nicht sehen ließ, es zum ersten Male übernommen, die Seife für den Haushalt selbst zu kochen. Im Verein mit Hilda hatte sie ihre Kocherei zunächst der Kirche aufgerichtet und bald verkündigte der aromatische Duft aus ihrem Kessel, daß ihre Arbeit sich der Vollendung nähere.

Während einer Pause wurde eine Erfrischung, bestehend in schönem, braunem Brote, Wurst und einer Tasse Kaffee eingenommen. Susanna wollte eben ihr Feuer für den Nachmittag zurecht machen, als sie aus einer Waldecke Nokontis hervorkommen und eifrig nach sich spähen sah.

„Hier bin ich, Nokontis," rief Susanna, „komm' und sieh', wie schön gelb und klar meine Seife geworden ist; hier ist auch noch Brot und Wurst für Dich und eine Tasse warmen Kaffee, Du mußt sehr müde und hungrig geworden sein. Warum bist du nicht zu uns gekommen? ich bin allein zu Hause und habe sehr nach Dir verlangt."

Ein Blick voll Liebe, Zärtlichkeit und Schrecken aus den dunkeln Augen der Indianerin hielten weitere Worte von ihren Lippen zurück.

„Das weiße Reh wollte nicht auf Nokontis hören," sagte das Weib, indem sie zum Laufen ansetzte, „aber Nokontis will versuchen, es zu retten; schnell nach der Kirche!" sie ist neu und stark und die Bleichgesichter können zu Hülfe kommen, bevor die rothen Männer sie niederbrennen!"

„Die rothen Männer," schrie Susanna und der lange Schöpflöffel fiel ihr aus der Hand,

wurde aber von Hilda wieder aufgerafft. In demselben Augenblick ertönte in der Tiefe des Waldes der wilde Kriegsruf der Indianer.

Die Frauen und Töchter der braven Ansiedler kannten nur zu gut die Bedeutung dieser Töne, und umstanden voller Schrecken Nokontis, welche noch immer in Susanna drang, nach der Kirche zu fliehen. „Und, Nokontis," schrie das Weib, „eilt nach dem Farmland, um die Bleichgesichter herbei zu bringen."

Die praktische Hilda war die Erste, der in der Verwirrung Muth und Besonnenheit zurückkehrte. „Gewiß," rief sie, „die Kirche bietet uns Schutz, die Thür ist stark und hat einen schweren Riegel, dazu sind inwendig hölzerne Läden angebracht, auch ist ein guter Feuerplatz da. O, ich habe einen Gedanken," sagte sie weiter mit einem Lachen, der Susanna fürchten ließ, der Schrecken habe ihr den Verstand geraubt; dann sich zu der Indianerin kehrend, sagte sie: „Geschwind nach dem Farmland und rufe die Männer herbei," und zu den Frauen: „und ihr nehmt Wasser und löscht die Feuer, sonst seht ihr im nächsten Augenblicke eure Häuser in Flammen."

Nokontis eilte davon, die Frauen arbeiteten mit dem Muthe der Verzweiflung, und ehe der Kriegsruf zum zweiten Male, und zwar in unmittelbarer Nähe, ertönte, war jede Frau und jedes Kind der Ansiedlung in der festen Blockkirche geborgen.

„Tragt die Seife herein," sagte Hilda, „laßt sie nicht von den Indianern verderben;" und trotz aller Gefahr schleppten je zwei und zwei die großen, dampfenden Kessel herein. Hilda machte mit Susanna's Hilfe das Feuer auf dem Feuerplatze der Kirche zurecht und dann wurden die Kessel so weit als möglich darüber gehängt.

„Und jetzt kommt denn mein Gedanke," sagte Hilda, als die ganze Bande der Wilden auf dem verlassenen Waschplatze erschien und umsonst in der Asche nach einem zündenden Funken suchte, um damit die Häuser der Ansiedler in Brand zu setzen.

Darinnen getäuscht, hatten die Indianer bald die Kirche umringt. Das Thor war fest verschlossen, die Läden waren zu, aber aus dem Kamine stieg eine Rauchsäule, also war Feuer im Innern der Kirche zu haben. Die Indianer hielten eine kurze Berathung und bald vernahmen die ängstlichen Horcher in der Kirche das Geräusch von Graben in der Erde.

Susanna kletterte an einem Fenster empor und sah durch den Laden. „Die Indianer untergraben das Fundament," sagte sie, indem sie auf eine Reihe nackter brauner Schultern und gekrümmter Rücken blickte.

„Laß mich sehen," sagte Hilda, warf einen Blick auf die Arbeiter und sprang leichtfüßig wieder auf den Boden.

„Jetzt ist's Zeit," flüsterte sie, „laßt sie nicht hören, daß ihr die Läden aufmacht; so, jetzt nehmt Susanna's Kessel zuerst, er ist der heißeste. Jetzt alle zusammen!"

Eine augenblickliche Stille trat ein, während sie den Frauen zeigte, was zu thun sei; dann erfüllte auf einmal ein fürchterliches Geheul aus dreißig Kehlen die Luft. Dreißig Paar Hände hatten ohne Zittern auf die nackten Schultern und Rücken der Wilden circa dreißig Quart von der brodelnden Seife ausgeschüttet.

Die arg verbrühten Krieger tanzten unter schmerzlichem Geheul um die Kirche, während das Reservecorps einen wüthenden Angriff auf die Kirche machte, aber nur, um einer zweiten ebenso heißen Ueberschwemmung zu begegnen, die ihnen Gesicht und Augen verbrannte und sie blind und heulend in die Flucht trieb.

Etliche Minuten hielten nun die Indianer eine Berathung ab, dann machte der ganze Haufen von beiden Seiten auf die Kirche einen Angriff. Mit geschwungenem Kriegsbeile und schrecklichem Geheule stürzten sie heran, um durch die Fenster einzudringen und alle im Innern sich Befindlichen niederzumachen. Glücklicherweise hatte aber Erich Silber die Fenster etwa 10 Fuß von der Erde erhöht, und so oft einer der Wilden mit großem Schmerz die Wand erkletterte, empfing er aus dem einen oder andern Schöpflöffel eine so heiße Taufe, daß sie den Angriff nicht weiter fortzusetzen im Stande waren.

Fünf Minuten, bevor die alte Nokontis mit den Männern ankam, war der letzte Indianer im Dunkel des Waldes verschwunden, und die Frauen und Mädchen lachten und scherzten um die Kirche herum und priesen Susanna's ausgezeichnete Seife, die allein die Schlacht gewonnen habe.

Susanna kehrte nicht nach Schweden zurück. In der Familie Silber finden sich Töchter mit den großen blauen Augen und den goldenen Haaren ihrer Urgroßmutter, Susanna Thurle, und ihr großer, messingener Seifenkessel bildet in derselben ein altes Erbstück, das von Geschlecht zu Geschlecht in Ehren gehalten wird.

Die fromme Hausfrau.

Ein Mutterwort.

Der Frieden ist die Hauptbedingung einer glücklichen Ehe, und dazu können wir, obgleich das schwächere Werkzeug, viel beitragen. Wir

mögen's uns gestehen oder nicht, so bleibt es doch wahr, daß wir durch die Zunge, dieses kleine Glied, unendlich viel Schaden anrichten! Es kommt manchem Weibe oft hart und schwer vor, nur immer zu schweigen, — zu dulden, — sich unter des Mannes Willen zu beugen! Dir, die du im Worte Gottes zu Hause bist, erscheint's ganz anders!

Du weißt, daß nicht menschliche Willkür, sondern der göttliche Wille den Mann zu des Weibes Haupt machte!

Siehe dich nur recht in der Schrift um, da siehst du gleich am Anfang, wie Adam zuerst geschaffen, darnach als Gehilfin Eva. Siehe an den leidigen Sündenfall! wer hat so unabsehbaren Jammer über die ganze Welt gebracht? Ist's nicht das Weib? Darum soll ihr Wille dem Mann unterworfen sein — und er soll ihr Herr sein (1 Mos. 3, 16).

Wer sich diesem göttlichen Befehl widersetzt, dem folgt die Strafe auf dem Fuß nach. Unfriede mit seinem jammervollen Gefolge zerrüttet das Haus der Ungehorsamen! Was im alten Bund als hartes Joch auf unserem Geschlecht lag, das machte der liebe Heiland zum sanften Joch und zur leichten Last. Sieh doch, wie herrlich Er das eheliche Verhältniß ordnet, wie freundlich und barmherzig Er uns gegen die Anmaßungen der Männer schützt, uns aber auch zur Demuth und Bescheidenheit anhält. Er sagt uns durch Paulus (Epheser 5, 23): „Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie Christus das Haupt ist der Gemeinde, und Er ist seines Leibes Heiland; aber wie nun die Gemeinde ist Christus unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen." Noch einmal kehrt er zu dem schönen herrlichen Bild zurück Vers 25: „Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeinde und sich selbst für sie gegeben!"

Wohl, ewig wohl dem Hause, wo sich die Ehegatten nach dieser Vorschrift lieben!

Wohl der Gattin, die — nicht gezwungen, sondern ganz freiwillig und freudig aus Liebe zu Gott und seinem Wort — sich dem Willen ihres Mannes unterwirft; (versteht sich, wo es nicht gegen das Gewissen geht!) sie wird bei etwaiger Verschiedenheit der Meinungen nicht durch zähe Rechthaberei und Widerbellen den Mann zum Unwillen reizen, sondern in demüthiger Stille den rechten Zeitpunkt abwarten, an dem sie, wenn es nöthig ist, ihre Meinung sagen kann!

Nichts reizt die Männer mehr zum Zorn, als das Widersprechen der Weiber! Sehr häufig glauben diese auch recht zu haben, während das Recht auf des Mannes Seite ist. Gesetzt aber auch, wir hätten recht, ist es denn nicht besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun? Und gewiß, das Recht kommt an den Tag, man muß nur warten können.

Darum gehe lieber in solchen Fällen, in denen du zu fürchten hast, der Friede werde gestört, einige Augenblicke in die Stille, ruf aus der Tiefe deines Herzens zu dem Herrn: „O schenke mir Weisheit, ich weiß nicht, soll ich reden oder schweigen; sei Du mit Deinem himmlischen Frieden in unserer Mitte, und laß dem bösen Feind keinen Raum in unsren Herzen, o sprich Dein ‚Friede sei mit euch' über uns aus!" Ich wette, der Sturm wird sich legen, des Herrn Friede wird sich um euch lagern, wenn ihr nur gewiß den Eindrücken des heiligen Geistes Gehör gebt!

O glaube mir, wenn die Hausmutter ein Kind Gottes ist, im wahrsten Sinn des Wortes, wenn sie erfüllt ist mit Liebe zu Gott und ihrem Heiland, wenn sie beten kann, wenn sie ihre Bibel zu benützen weiß — dann kann die Ehe nicht schlimm ausfallen!

Nur noch einmal!

I.

Auf dem einsamen Kirchhofe in der Waldesecke ist ein frisches Grab. Wenige vertrocknete Kränze liegen darauf; ein einzig Blumenstöckchen ziert es. An diesem Grabe steht ein Mann; er ist noch jung. Hut, Rock und Schuhe sind bestaubt. Ein Reisebündel hängt ihm an der Seite. Er kommt von weiter Wanderung zurück. Zu spät. Vor acht Tagen wurde das treue Mutterherz hier eingebettet. Wie hatte es sich nach dem entfernten Sohne gesehnt! wie dringend ihn bitten lassen: „Komm doch, komm! Ich will dir ja verzeihen, ob du mir auch mein Herz gebrochen hast mit deinem bösen Sinn!" „Es wird so schlimm nicht sein," hat er gemeint. Nun steht er hier, zu spät! Da wird er sich's bewußt. Es war das einzige Herz auf dieser Welt, das ihn geliebt. Er sinkt in seine Kniee. „Ach, das hab' ich verschuldet! Mutter, Mutter, hast du mir verziehen? O könnt' ich noch einmal dir in's Auge sehen, noch einmal deine Stimme hören! Könntest du noch einmal deine Hand auf's Haupt mir legen, wie du mir's als Kind gethan! Nur einmal noch!"

II.

Dort liegt ein junger Mann auf seinem Krankenbette, das bald sein Sterbelager werden soll. Das weiß er auch wohl. „Das also war das Leben!" so hören wir ihn sprechen. Statt langer Jahre — kurze Tage! Statt Ehre und Würde — Schmach und Schande! Statt Frieden und Freude — Unruhe des Herzens und bittere Reue! Statt der Lust der

Welt, die sie mir versprochen — Krankheit und Schmerzen! Statt Freundschaft und Treue der Menschen — verlassen und verstoßen! Und wer hat das verschuldet? Ach Herr, gehe nicht in's Gericht mit mir! Nur noch einmal gesund, noch einmal! Wie sollt es anders werden in meinem Leben!" Doch zu spät.

III.

Hinter'm Eisengitter in der engen Zelle steht ein alter Mann. Sein Auge blickt auf den Gefängnißhof hinab. Dort spielen die Kinder eines Wärters mit Puppen, mit Steinchen, mit Blumen, wie eben Kinder spielen. Und die Mutter kommt, bringt ihnen ihr Vesperbrödchen, nimmt eins nach dem andern auf den Arm, streichelt und küßt es. Und die Kinder essen vergnügt und spielen weiter.

Bittere Thränen rollen dem armen Gefangenen über die Wangen hinab. „So ein Kind warst auch du. So hat Mutterliebe auch dich geherzt und gepflegt. Und wie nun? Seit 25 Jahren schon in dieser Zelle und also bis zum Sterben! Ach, die unglückselige Leidenschaft! du unglückseliger Schuß, der dem armen Konrad sein Leben raubte und mir all' mein Lebensglück. Kehre wieder, du glückliche Zeit meiner Kindheit! Noch einmal ein Kind! Nur einmal noch!

Lieber Leser, hast du's nicht auch schon gehört von irgend einem Menschenkinde: Nur noch einmal! Es muß ja nicht ein verlorener Sohn, ein Mörder hinter'm Eisengitter sein. Oder hast du's nicht auch schon gesprochen oder wenigstens nachgefühlt, wie's so schön ein deutscher Dichter singt:

Nur einmal noch laß leuchten
Mir deiner Augen Strahl,
Laß hören deine Stimme
Nur noch ein einzig Mal.

Und es war zu spät. Dein Wunsch wird sich nie erfüllen, denn der Augen Strahl ist erloschen, die liebe Stimme für immer verstummt. Aber eins wünsche ich dir und mir auch. Daß wir nämlich nicht auch einmal stehen müssen an einer verschlossenen Thür, nicht wie dort der arme Gefangene hinter derselben, sondern vor derselben und rufen: „Herr, Herr, nur noch einmal thu auf die Thür zum ewigen Leben, damit auch ich verirrtes und verlorenes Kind eingehen kann!" und die Antwort dann lautet: „Zu spät! Ich habe euch nie erkannt!"

(Nachbar.)

Die Diphtheritis.

Von Dr. F. E. Clasen.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß diese Krankheit seit ihrem Bekanntwerden, d. h. seit genau 300 Jahren, nichts von ihrem ursprünglichen Schrecken verloren hat. Wie sehr sich alle Kreise mit der Diphtheritis beschäftigen, mag man schon aus dem Umstande schließen, daß sie über 20 verschiedene Namen erhalten hat, von denen wohl die bekanntesten sind: Diphtheritis, Halsbräune, häutige Bräune, Kehlkopf- und Rachen-Croup. Die vielfach versuchten Unterscheidungen zwischen Diphtherie und Croup, zwischen Halsbräune und Rachenbräune, sind jetzt wohl allgemein aufgegeben, und man unterscheidet heutzutage nur verschiedene Grade und Erscheinungsweisen derselben so verderblichen Krankheit.

Napoleon I. setzte, als im Jahre 1807 seinem Bruder Ludwig Bonaparte, dem damaligen König von Holland, ein Sohn an der Diphtheritis eines schnellen Todes gestorben war, einen hohen Ehrenpreis auf die beste Arbeit über die Krankheit aus. Es wurden 83 Arbeiten von den namhaftesten Gelehrten und Aerzten eingereicht, wodurch die Therapie (die wirksame Behandlung), auf die es Napoleon vor Allem ankam, nicht um eines Haares Breite gefördert wurde, so daß das Preisausschreiben im Wesentlichen resultatlos verlief. Die einzige Folge desselben bestand darin, daß von da an die fast in Vergessenheit gerathene operative Eröffnung der Luftröhre vom Halse aus zunächst in Frankreich, später auch in Deutschland wieder in Aufnahme kam. Im Uebrigen steht die ärztliche Wissenschaft dieser Krankheit gegenüber noch so ziemlich auf demselben Standpunkte wie 1807, d. h. auch jetzt ist kein Mittel bekannt, die Krankheit zu heilen, während ihre Kenntniß noch manchen dankenswerthen Fortschritt gemacht hat. Ohne ihr eigentliches Ziel, die Möglichkeit einer Heilung, aus den Augen zu verlieren, so concentriren doch die Aerzte zunächst ihr Interesse auf die Lösung der Frage: Ist die Diphtheritis eine Erkrankung des Gesammtorganismus, die auf der Schleimhaut der Athmungswege nur in die äußere Erscheinung tritt, oder ist die Diphtheritis eine rein örtliche Erkrankung der genannten Organe? Für beide Ansichten sprechen schwerwiegende Gründe, doch scheint die erstere die Oberhand gewinnen zu wollen, namentlich aus dem Grunde, weil man oft die schwersten in Lähmung oder Tod endenden Krankheitserscheinungen beobachtet in Fällen, wo die örtlichen Störungen zu geringfügig sind, als daß sie den Tod verschulden könnten. Die Erledigung dieser Frage, weit entfernt, eine wissenschaftliche Düftelei zu sein, hat eine große praktische Bedeutung für die Behandlung der Krankheit. Man wird nämlich aufhören müssen, rein örtlich die Krankheit zu bekämpfen mit der jetzt üblichen sehr schwierigen und schmerzhaften Aetzung und Zerstörung der erkrankten Theile, sobald man die Krankheit als eine solche des ganzen Organismus erkannt hat.

Mit der Frage nach der Natur der Diphtheritis **verknüpft** sich auf's engste die nach ihrer **Entstehung und** Verbreitung. Das Diphtheritisgift **entsteht**, wie man aus vielfacher Beobachtung **weiß**, stets auf's neue im Erdboden („**Miasma**"), um dann, gewissermaßen selbstständig **geworden**, wie das „Kontagium" anderer **ansteckender** Krankheiten, sich auch von Person zu Person fortzupflanzen. Zum guten Glück ist die Ansteckungsfähigkeit doch nur eine beschränkte. Unzweifelhaft ansteckend dagegen wirken die von den Kranken ausgehusteten Massen. Und so ist denn ein gewiß sehr häufig stattfindender Uebertragungsvorgang der durch das **Küssen**; am gefährlichsten in dieser Beziehung sind diejenigen erwachsenen Kranken, die scheinbar nur an geringer Erkältung, in Wahrheit aber an leichter Diphtheritis leiden; ein von diesem geküßtes Kind läuft Gefahr, sogar an der schwersten Form der Diphtheritis zu erkranken und den Kuß mit dem Leben zu bezahlen.

Außerordentlich begünstigt wird diese Art von Uebertragungsvorgang bei herrschendem Nordostwinde, wobei alle Welt mehr oder minder erkältet ist; die Erfahrung lehrt nämlich, daß der Gefahr der Ansteckung vor allen solche Personen ausgesetzt sind, die an chronischer Erkrankung der Mandeln und Rachengebilde oder auch nur an einer augenblicklichen unbedeutenden Halsentzündung (Erkältung) leiden. Darum sieht man so leicht skrophulöse Kinder mit vergrößerten Mandeln an Diphtheritis erkranken, obgleich auch völlig Gesunde nicht verschont bleiben. Am gefährdetsten sind die Kinder im Alter von zwei bis sieben Jahren, während Erwachsene einestheils überhaupt nicht so leicht, anderentheils auch nicht immer an den schweren Formen zu erkranken pflegen.

Der Eintritt der Erkrankung kündigt sich in manchen Fällen durch die Erscheinungen einer gewöhnlichen, einen oder mehrere Tage dauernden Erkältung an, durch allgemeine Verstimmung, Fiebererscheinungen und Heiserkeit. Untersucht man jetzt den Rachen, so findet man die Gaumenbögen wie die Mandeln geröthet und manchmal auch schon auf ersteren oder letzteren unregelmäßig gestaltete, etwa linsengroße weißliche Flecke. Sehr oft aber fehlen diese Vorboten, und die Krankheit tritt unerwartet und plötzlich mit allen ihren Schrecken auf. Gewönnlich am Abend oder in den ersten Stunden der Nacht erwacht das Kind aus dem Schlaf mit rauher heiserer Stimme, die jeglichen Klang verloren hat. Sehr bald stellt sich auch Husten ein, anfänglich kurz und hart, später heiser und bellend, schließlich ebenfalls vollständig klanglos, so daß man das Sprechen und Husten der Kinder s i e h t, aber nicht h ö r t. Dazu gesellt sich denn auch bald eine starke Athemnoth; auf dem bleichen Gesicht malt sich die höchste Angst, eine unendliche Unruhe bemächtigt sich des Kranken, er richtet sich auf im Bett, stemmt die kleinen Hände an, hält sich am Bett oder umklammert die Mutter; verzweifelnd wirft er sich hin und her, verlangt auf den Arm der Mutter, von da in's Bett, schlägt um sich, greift nach dem Halse, reißt die Kleider von der Brust, als wollte er das Hinderniß der Athmung entfernen. Häufige Hustenanfälle, die durch die geringste Kleinigkeit, z. B. den Versuch zu trinken, hervorgerufen werden, machen die Lage noch qualvoller. Als höchst bedenkliches Zeichen fällt sofort jedem auf, daß der untere Abschnitt des Brustkastens beim Athemholen nicht erweitert, sondern gewaltsam und tief nach innen gezogen wird. Ein Blick in den Rachen hebt meist jeden Zweifel an der Natur der Krankheit; auf den starkgerötheten Mandeln und Gaumenbögen finden sich, regellos verstreut, in wandelbarer Größe und Zahl verschieden gestaltete, schmutzigweiße, schmierige Flecke, wie sie nur bei der Diphtheritis vorkommen. Beim reinen Kehlkopfcroup fehlen diese Flecken öfters, so daß Zweifel über die Natur der Krankheit sich einstellen könnten, aber nicht lange, denn einer der vielen Hustenanfälle pflegt dann Fetzen des Crouphäutchens herauszuschleudern; zuweilen sind dieselben sehr ansehnlich und ihre Entfernung bringt dem Patienten sichtlich Erleichterung, meist freilich nur auf kurze Zeit, weil schnell ein neues Häutchen sich bildet. In dieser Haut liegt die Ursache alles Elendes, denn sie ist es, die den an sich schon engen Kehlkopf der Kinder räumlich so beengt, daß die furchtbare Athemnoth und Erstickungsgefahr die nothwendige Folge davon sein muß. Diese Noth noch zu vergrößern, gesellt sich ein zweites Moment hinzu, es ist die durch die diphtheritische Entzündung herbeigeführte Lähmung der Stimmbänder, welche nun nicht in der gehörigen Weise bei der Athmung auseinanderzuweichen im Stande sind und so ebenfalls den Kehlkopf verengen. — Doch nun zurück zu unserem Kranken, dessen Situation noch unverändert dieselbe geblieben ist. Erst der folgende Morgen bringt einige Erleichterung, die Stimme wird heller und das Allgemeinbefinden zuweilen so gut, daß alle Gefahr beseitigt erscheint, nur der verdächtige Ton des Hustens und ein leises Pfeifen beim Athmen zeugt für das Fortbestehen der Krankheit. Die nächste Nacht, schlimmer als die erste, zerstört nur zu oft die kaum erwachten Hoffnungen, und der folgende Morgen bringt diesmal keine Erleichterung, im Gegentheil verschlimmert sich jetzt der Zustand in bedenklicher Weise. Gesicht und Lippen erbleichen und bekommen einen bläulichen Anflug, die bisher so wild und angstvoll blickenden Augen erscheinen

schläfrig, es bemächtigt sich des Patienten eine Art von Halbschlummer, der nur zuweilen unterbrochen wird durch einen neuen Husten- und Erstickungsanfall oder gelegentliches Erbrechen, genug — es ist nur zu deutlich, daß man den Anfang des Endes vor sich hat, welches ganz allmählich oder in einem neuen Stickanfall plötzlich eintritt.

Glücklicherweise verläuft nicht jeder Fall in dieser traurigen Weise; zuweilen tritt mit einem Schlage die Wendung zum Bessern ein, nachdem unter starkem Würgen und Erbrechen größere Massen von Schleim ausgehustet sind; das Athmen wird freier, die Stimme heller und das schläfrige Aussehen verliert sich. In anderen Fällen tritt diese Besserung erst allmählich ein. Diesen guten Ausgang nimmt die Krankheit namentlich bei Kindern, die das siebente Jahr überschritten haben, und bei Erwachsenen, denn bei ihnen ist die Luftröhre schon so weit, daß die dünne Crouphaut, die ihre ganze innere Wand überzieht, eine Erstickungsgefahr nicht so leicht herbeizuführen vermag. Für Kinder aber unter zwei Jahren ist die Diphtheritis bekanntlich eine der mörderischsten Krankheiten, die es giebt.

Unter einem völlig anderen, kaum irgend eine Aehnlichkeit bietenden Bilde verläuft die Diphtheritis, sobald sie, den Kehlkopf völlig freilassend, sich gänzlich auf die Rachenorgane beschränkt, weil in diesem Fall die durch Verengung des Kehlkopfes bedingten Erscheinungen gänzlich fehlen. Ein mehr oder minder heftiger Fieberanfall, von auffallender Mattigkeit und schwer gestörtem Allgemeinbefinden gefolgt, leitet die Krankheit ein. Starke Schlingbeschwerden, namentlich beim Schlucken fester Speisen das Gefühl des Steckenbleibens der Bissen, öfters auch Schmerz im Halse, bilden die Beschwerden des Kranken. Wegen der durch die Entzündung bedingten Lähmung des Gaumens gelangen die Nahrungsmittel zum Theil in die Nase, statt in den Magen, und aus demselben Grunde nimmt die Sprache einen näselnden Klang an. Die Mandeln sind fast ganz bedeckt durch die diphtheritischen Massen, in etwas geringerem Grade auch der Gaumen und die hintere Rachenwand, und der ganze Hals ist inwendig düsterroth geschwollen, während außen am Halse eine Reihe schmerzhafter, geschwollener Drüsen zu sehen sind. Bleibt die Krankheit auf den Rachen beschränkt und lösen sich die Crouphäute bald, so geht sie unter schneller Entfieberung rasch in Genesung über. Schreitet dieselbe aber, was leider häufig genug geschieht, nach oben in die Nase fort, was sich sofort durch blutig-eitrigen, höchst übelriechenden Ausfluß aus der Nase bekundet, und nach unten auf den Kehlkopf weiter, so läßt das tödtliche Ende nicht allzulange auf sich warten.

Diese Bösartigkeit erklärt die große Angst der Mutter, bei dem geringsten Verdachte, eines ihrer Kinder werde an der Halsbräune erkranken. Oft wird der Arzt in höchster Eile, oft mitten in der Nacht geholt zu einem Kinde, „das die Halsbräune habe, denn der ganze Hals sei voll weißer Flecke.“ Und in der That fiebert auch der kleine Patient, klagt über Schmerzen beim Schlucken und die Mandeln zeigen auf geröthetem Grunde eine Anzahl rundlicher, stecknadelknopfgroßer Flecke in ziemlich gleichen Abständen, der Gaumen aber und die hintere Rachenwand erweisen sich frei davon; diesmal war es eine ganz unschuldige Entzündung der Mandeln.

Ernsterer Natur sind schon die Fälle von „Pseudocroup“ so genannt, weil die Erscheinungen von Seiten der Athemorgane genau dieselben sind, wie die oben beschriebenen, hervorgerufen durch eine hochgradige katarrhalische Schwellung der Luftröhren- und Kehlkopfschleimhaut. Der Arzt kann hier zweifelhaft sein über die Natur der Krankheit, bis der bald eintretende günstige Ausgang und das gänzliche Fehlen der häutigen Fetzen im Ausgehusteten darüber aufklären, daß der Fall keine Halsbräune, sondern Pseudocroup war. Wiederholt sich gar ein solcher Anfall einmal oder öfter, so sieht es auch die Mutter ein, daß bei ihrem Kinde jeder Kehlkopfkatarrh („Erkältung“) von Stickanfällen begleitet ist. Diese Fälle von Pseudocroup erklären es, weßhalb man so oft die Behauptung hören muß, es hätten Kinder acht Mal und öfter die Halsbräune überstanden.

Wie schon gesagt wurde, ein Mittel gegen die Diphtheritis giebt es nicht und die schweren Fälle spotten überhaupt jeder Behandlung; selbst eine große Zahl mittelschwerer Fälle endet trotz sorgfältigster Behandlung mit dem Tode, wenngleich ärztliche Hilfe manchen vom Tode zu erretten vermag. — Blutentziehung, die früher angewandt wurde, hat man jedoch jetzt als direkt schädlich erkannt und gänzlich verlassen. — Die heutige Behandlung setzt statt der Blutegel als entzündungswidriges Mittel das Eis, so daß die erste Verordnung des Arztes ein Eisbeutel zu beiden Seiten des Halses zu sein pflegt. Sodann sucht er womöglich die Crouphäute in Rachen und Kehlkopf durch Aetzen zu zerstören. Denselben Zweck erreicht man auf minder grausame und vielleicht reichlich so erfolgreiche Weise dadurch, daß man die Patienten Dämpfe einathmen läßt, in denen Stoffe enthalten sind, die jene im Kehlkopf vorhandenen Häute aufzulösen vermögen. Meist geht jedoch die Bildung der Croupmembranen weit schneller vor sich, als jene Mittel ihre Zerstörung bewirken und der Zustand des Kindes verlangt energische Maßregeln. In dieser Lage bringt ein rechtzeitig

verabreichtes, unter Umständen wiederholtes Brechmittel oft überraschende Erleichterung. Häufig genug ist jedoch diese Erleichterung nur von kurzer Dauer und es erweisen sich alle Maßregeln als unzureichend. Der Zustand verschlimmert sich zusehends, ein sicherer Erstickungstod steht dem Kinde bevor. Der Grund dafür liegt in der durch das Crouphäutchen und die Lähmung der Stimmbänder verursachten Verengung des Kehlkopfs, wegen der die zur Athmung nöthige Luftmenge nicht in die Lunge zu gelangen vermag, trotz der furchtbaren Anstrengungen des Kindes. In diesem Zeitpunkte veranlaßt zunächst nicht die Diphtheritis den Tod des Kranken, sondern eine einzige enge Stelle droht einen Erstickungstod des Kindes herbeizuführen. Könnte man diese enge Stelle auf irgend eine Weise unschädlich machen, so wäre am Ende der Kranke gerettet, wenigstens vor dem schrecklichen Tode langsamen Erstickens. Diese Ueberlegung führte 1765 Home dazu, die Luftröhre unterhalb des Kehlkopfes zu öffnen, um so der Luft wieder freien Zugang zur Lunge zu verschaffen und dadurch dem Patienten Zeit zu gewähren, vielleicht auch noch die Krankheit selbst zu überstehen. Die Operation wurde seitdem unendlich oft ausgeführt und als Resultat hat sich aus langjährigen Beobachtungen ergeben, daß von hundert Operirten, d. h. dem sicheren Tode Verfallenen — denn nur bei diesen wird ja dem Arzt die Operation gestattet — fünfundzwanzig genesen, ein Erfolg, mit dem man wohl zufrieden sein darf. Niemand will ja durch die Operation die Diphtheritis heilen, sondern zunächst nur die durch sie veranlaßte Erstickungsgefahr beseitigen. Noch durch einen anderen Umstand wird die an sich unbedeutende Operation zu einem wahren Segen. Wer es nur einmal gesehen hat, welch eine außerordentliche Wendung die Operation in dem ganzen Befinden des kleinen Patienten herbeiführt, der wird sie als unersetzliche Wohlthat ansehen und den Arzt verstehen, der sie zu unternehmen wünscht, selbst wenn er für das Leben des Kranken nur geringe Hoffnung hegt. Der oben geschilderte Zustand der höchsten Athemnoth mit all ihrem Elend macht einem unendlichen Wohlbefinden Platz und kommt es dennoch zum Sterben, so erinnert sich die trauernde Mutter später noch gern dieser letzten Stunden, wo der Mund ihres kleinen Lieblings allerdings verstummt war, aber die glückstrahlenden Augen eine um so deutlichere und beredtere Sprache des Dankes führten.



Für Kranke.

Die Liebe, mit welcher Gott uns liebt, erkennen und immer von Neuem und immer tiefer erkennen, das bringt Frieden in das friedlose, Freude in das betrübte, Licht in das finstere, Feuer in das kalte, kurz Leben in das todte Herz. Wenn die Schrift die Seligkeit der vollendeten Geister beschreiben will, so hebt sie besonders hervor, daß sie Gott anschauen, das heißt in vollkommener Weise ihn erkennen, nicht mehr bloß in einem Spiegel, sondern von Angesicht zu Angesicht, und nicht mehr bloß bruchstückweise, sondern so wie Er uns erkennt (Offenb. 22, 4; 1 Joh. 3, 2; 1 Cor. 13, 12; Matth. 18, 10). Gott ist der Herzenskündiger, unsere Herzen liegen unverhüllt vor Ihm, Er sieht unsere Gedanken von ferne, und Er sieht nicht unsere Gedanken bloß, wie sie als einzelne Funken aus dem Feuerherd des Herzens hervorspringen, sondern den Herd selbst, den Mittelpunkt und Quell. Wenn nun unser Erkennen ein Abbild dieses göttlichen Erkennens geworden sein wird, welche Seligkeit und Kraft muß aus diesem Erkennen entspringen! Und weil Gott ein unerschöpfliches Meer der Vollkommenheit ist, so kann das Schöpfen von Seligkeit und Kraft aus diesem Anschauen Gottes nie zum Ende kommen. Leugner des ewigen Lebens haben bisweilen die Frage erhoben, womit denn ein nie endendes Leben vor Langerweile bewahrt werden sollte, — sie haben keine Ahnung davon, daß Gott, den unerschöpflich Reichen, zu erkennen eine unerschöpfliche Freude sein muß. Was aber unsere Gotteserkenntniß während des Erdenlebens betrifft, so erkennt sie trotz aller Unvollkommenheit doch dies, daß Gott die Liebe, ein wogendes Meer der Liebe ist, eine Liebe, deren Reichthum, Treue, Herablassung über all unser Hoffen geht. Und diese Liebesfülle des Herzens Gottes ist nun in Christo unserer Erkenntniß aufgeschlossen. Da läßt sich denn begreifen, daß, sobald das menschliche Herz beginnt, diesen Gott zu erkennen, das ewige Leben beginnt. Zugleich erhellt aber auch, wie verkehrt es ist, wenn die Christen nur in ihren eigenen Gefühlen und Phantasieen über Gott stecken bleiben, statt sich um ein eingehendes und fortschreitendes Erkennen Gottes aus dem Reichthum des Bibelwortes zu bemühen; sie berauben dadurch sich selbst des besten Theils, denn nicht das unbestimmte Fühlen Gottes, sondern die Erkenntniß Gottes wird von Jesu das ewige Leben genannt.

Gräfin Maria von Jever,

oder

Der Sieg der Sanftmuth.

Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet
von **Maria Schweitzer.**

Fünftes Kapitel.

Der Kampf beginnt.

Unbekümmert um das Gewoge und Getreibe der armen Menschenwelt da unten, um ihre Freuden und Schmerzen, war wieder der Mond am Himmelsdom erschienen, und ein Stern nach dem andern tauchte auf über der kleinen, dunklen Festung. Für wie manches Herz in derselben, das sich in dieser Nacht bittend nach Oben richtete, war es ein süßer Trost, daran erinnert zu werden, daß über jener schönen Sternenwelt das Auge eines liebenden Vaters wache, und daß ohne den Willen des allmächtigen Gottes kein Haar von unserem Haupte fällt. Für Graf Enno von Ostfriesland, der an der östlichen Burgseite am Fenster seines Schlafgemaches lehnte, redete die Schönheit der stillen Spätsommernacht auch wohl noch eine andere Sprache, und leise, leise begannen Scham und Reue an seinem Herzen zu nagen. Zu seinen Füßen rauschte im eintönigen Geplätscher das Wasser, das, aus einer Quelle im Burghofe kommend, in den Burggraben; etwa zwanzig Schritte hinter diesem befand sich eine hohe, dicke, jetzt voll vom Mondlicht beschienene Mauer, die ebenfalls die Burg umschloß, während ein breiterer, tiefer Graben, sowie ein hoher Wall, die beide weiterhin sichtbar wurden, Burg und Festung zugleich umzogen. Die Befestigungswerke waren äußerst dauerhaft und solide gearbeitet und konnten einer Belagerung widerstehen, und Graf Enno, als er sein Auge über dieselben schweifen ließ, durfte sich nicht verhehlen, daß es einen harten Strauß gegolten hätte, die Festung im offenen Kampfe einzunehmen. Und gerade der Gedanke, daß der Verrath ihm zuvorgekommen und die Bürger Zeit gewonnen haben könnten, sich zur Gegenwehr zu rüsten, erhielt ihn auf dem ganzen Wege von Friedeburg bis Jever in einer steten Gespanntheit, und erleichtert athmete er auf, als er alles so ruhig und sicher fand. Wie gewöhnlich verkündigte der Wächter auf dem Thurme durch ein Hornsignal die Ankömmlinge, empfingen ihn die Knappen am Eingang der Burg, und daß das Fräulein, nachdem sie ihn freundlich, wenn auch etwas zurückhaltend empfangen, sich für den Abend entschuldigte, weil die kranke Schwester ihre Gegenwart erheische, durfte ihn um so weniger befremden, als sie ihm bereitwillig auf die frühe Morgenstunde eine Unterredung zugesagt. Ja, leicht in der That war ihm der Einzug in dieses Schloß gemacht worden; aber er hatte es ja gethan auf den Rath seiner Ritter hin, hatte selbst gewähnt, dadurch unnützes Blutvergießen zu verhindern — woher denn nun doch jene seltsame Unruhe in seinem Innern? Mit einer hastigen Bewegung zog sich der Graf vom Fenster zurück, durchschritt einige Male das Zimmer und warf sich dann halb entkleidet auf sein Lager. Der Schlaf jedoch floh seine Augen, und er war nicht der Einzige im Schlosse, der mit Sehnsucht den kommenden Tag erwartete. Die Sonne war noch nicht hoch gestiegen, als er in Begleitung des Ritters Bogung sich nach dem Ahnensaal begab, wo ihn die Gräfin mit Romarus von Sydeck bereits erwartete. Sie sah bleich und verwacht aus; in ihren Zügen waren deutlich die Spuren der schlaflosen Nächte und aufreibenden Seelenkämpfe zu lesen; doch strahlte aus ihren Augen ein Friede, der einen höheren Ursprung ahnen ließ, als die Kraft ihres eigenen Herzens.

Auf Graf Enno's Morgengruß und seine Entschuldigung für die verursachte Störung, antwortete sie:

„Ihr, Graf Enno, seid mir, wie einst Graf Edzard, stets willkommen, wenn Ihr als Freund in unsere Burg einkehrt."

„Und doch, edles Fräulein," fiel hier Graf Bogung ein, „ward für wahre Freundschaft einst ein besonderes Zeichen erfunden, woran der Wirth den unbekannten Gast gar leicht erkennen konnte."

Enno maß den Sprecher mit einem finstern Blick; Maria aber erwiderte freundlich, doch nicht ohne eine gewisse Beziehung in ihren Ton zu legen:

„Ich, Ritter Bogung, will lieber unbedingt vertrauen und darin hundert Mal getäuscht mich sehn, als die ewige und verzehrende Qual des Argwohns mit mir herumzutragen."

Sie seufzte tief auf bei diesen Worten, denn vor ihr Auge trat jene Scene mit Edzard, die sich vor nicht viel länger als einem Jahre in demselben Raume abgespielt und wo ihr Vertrauen eine so schlechte Belohnung gefunden hatte.

„Ihr, Ritter Bogung," wandte sich Graf Enno an denselben, „habt ja Vieles noch mit dem Kanzler zu ordnen, und beurlaube ich Euch daher mitsammt dem ehrenwerthen Rath."

Wohl waren Alle gleich entrüstet über diese Aufforderung, und mehr noch über den Ton, in dem dieselbe geäußert wurde, wenn auch die Bedeutung verschieden war, welche die Einzelnen den Worten beilegten.

„Ihr solltet doch bedenken, Graf," antwortete Bogung, „daß der Ton des Herrschers Euch hier gegen die Diener der Gräfin schlecht geziemt."

„Der Graf," fiel Romarus von Sydeck ein, „scheint für einen Augenblick vielleicht vergessen zu haben, daß mich mein Amt an meine Herrin bindet, und ich nur von ihr, von keinem Andern, Befehle annehmen kann und will."

„Genug des Schwätzens," rief jetzt Enno im Tone der höchsten Ungeduld, da ihn der stolze, hoheitsvolle Blick des alten Kanzlers gereizt, „die Gräfin wird sich wohl ihres Versprechens erinnern, mir eine Privatunterredung zu gewähren."

„War ich," antwortete Maria, „mir auch gleich nicht bewußt, daß auch mein Kanzler uns im Wege sein könne, vor dem ich keine Geheimnisse zu haben pflege, so füge ich mich doch Eurem Wunsche, um jeden Grund zur Unzufriedenheit abzuschneiden. Ja, geht, mein Freund," wandte sie sich an Sydeck, der fragend auf sie schaute.

„Gerne bescheide ich mich Eurem Wunsche; doch, Gräfin, wollet meiner Nähe eingedenk sein, wenn Ihr meines Beistandes bedürft."

„Ich denke, wir haben Eures Beistandes nicht von Nöthen!" rief Enno höhnisch; leise aber fügte er die Worte hinzu: „Mach, daß du fortkommst; wie lange soll ich noch dein Krächzen hören, alter Rabe!"

„Gräfin," begann er, als er sich mit Maria allein sah, „Ihr seht mich in einer aufgeregten Stimmung, in die ich allemal gerathe, wenn ich viel Umschweife machen muß, wo ich geraden Wegs auf mein Ziel loszusteuern gewohnt bin."

„Dieses zu thun, Graf Enno, lege ich Euch kein Hinderniß in den Weg."

Mit diesen Worten ließ Maria sich am Schreibtisch nieder und lud durch eine Handbewegung den Grafen ein, dasselbe zu thun.

„Euch, edles Fräulein, werden gewiß hinlänglich die Rechte bekannt sein, die die Grafen von Ostfriesland auf die Herrschaft Jever haben, und wie schon Kaiser Friedrich der Dritte unserem Ahnherrn Ulrich alles Land zu Lehen übergeben, das zwischen den beiden Armen der Weser und Ems liegt."

„Ich weiß, daß ein solcher Lehnbrief existirt," antwortete Maria, „aber Ihr werdet doch selber zugeben müssen, daß der Kaiser kein Recht hatte, über ein Land nach Willkür zu verfügen, dessen rechtmäßiger Herrscher noch lebte, und dieser war mein Vorfahr, Edo Wymken der Aeltere. Und wie schlecht es mit jenem Lehnbrief bestellt ist, auf den Ihr so pocht, beweist wohl am besten der Umstand, daß derselbe eben 'bis heute noch nicht' in Kraft treten konnte."

„Ihr irrt Euch, edles Fräulein, daß er nicht zur Ausführung gelangte, lag an dem Lehnbrief selber nicht, wohl aber an der Schwäche der Gräfin Wittwe; doch ließ ja mein Vater sich sein gutes Recht bestätigen, und es dürfte Euch nicht unbekannt sein, daß Ferdinand, unseres guten Kaisers Karls des Fünften Bruder, allen Unterthanen der Herrschaft Jever Lehnspflichtigkeit gegen die Grafen von Ostfriesland anbefohlen hat."

„Ich bin mit den vermeintlichen Rechten Eures Hauses nicht so genau bekannt, Graf Enno, doch weiß ich, daß unser Vormund, Herzog Johann von Oldenburg, auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl Euch geboten hat, bei einer Strafe von Einhundert Mark löthigen Goldes die Grafschaft Jever ferner nicht zu bedrängen. Mein Kanzler soll Euch sogleich —"

„Nein, nein," schnitt Enno der Gräfin das Wort ab, „ich habe nichts mit Eurem Kanzler, ich habe es nur mit Euch zu thun. Wie dem aber auch sei, ich bin fest entschlossen, mir mein gutes Recht fürder nicht mehr nehmen zu lassen und es zu vertheidigen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln."

„Wie Graf," rief Maria, sich stolz aufrichtend, „Ihr wolltet — ?"

„Da herrschen von jetzt an, wo der edle Stamm der Cirksena geherrscht, ehe noch ein Papinga dem Staube entstiegen!"

„Das geht zu weit, Graf Enno! Nicht allein, daß Ihr, der als Gast von uns freundschaftlich empfangen wurdet, der Gastfreundschaft heiligstes Recht mit Füßen tretet, mich als die Herrscherin dieses Landes beschimpft; Ihr wollt auch noch meinen Stammbaum durch Euren Hohn und Eure Bosheit schänden. Versucht es denn; braucht Eure Gewalt; stoßt mich aus meinem Haus und Erbe; erlabt Euer Herz an der Genugthuung, mich als Bettlerin im fremden Lande zu wissen — Eines könnt Ihr mir doch nicht rauben: die Ehre meiner Väter und das Mitleid der Edlen, das mir folgen wird."

„Mit Eurem Stammbaum, edles Fräulein, prahlt doch nicht zu sehr," warf Enno sarkastisch ein, „war doch auch jener Edo Euer Ahnherr, der, um sich die Berühmtheit eines Herostrats zu verschaffen, den Dom zu Bremen seiner Rache opferte."

„Maria stand wirklich einen Augenblick wie gelähmt ob dieser teuflischen Bosheit. So Gemeines hatte sie doch dem Grafen nicht zugetraut. Eine bittere Antwort, die die Ehre seines Vaters in Frage gestellt haben würde, schwebte der Gereizten auf der Zunge; aber zur rechten Zeit lauschte sie der leisen Stimme in ihrem Innern: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen," und sie gedachte daran, wie ihr in der Nacht in aller ihrer Angst und ihren Schmerzen doch das Wort so verheißungsvoll und tröstend in's Herz gedrungen war: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir."

Wie eine innere Ueberzeugung kam es über sie, daß das die Zeit der Anfechtung sei, wo ihre Frömmigkeit wie einst die Hiobs geprüft werden sollte. Eltern, Schwester und Bruder waren ihr genommen, die letzte Schwester krank, nun begehrte Satanas auch sie selber zu sichten wie den Weizen, und es sollte sich zeigen, ob ihr Glaube stark genug sein werde, seinen Anläufen zu widerstehen.

Ihre Stimme klang ruhig und gefaßt, als sie erwiderte: „Habt Dank, Graf Enno, daß Ihr mich einen Blick habt thun lassen in die ganze Arglist und Bosheit Eures Herzens. Ist uns denn immer noch nicht genug Wehe von Ostfriesland her bereitet worden? O, es ist nur zu wahr, daß an Ränkesucht und Hinterlist die Cirksena's den Papinga's stets weit überlegen waren. Ihr thut nun noch das Letzte: reißt mit schonungsloser Hand die rechtmäßige Herrscherin aus den Armen ihres Volkes; häuft Grausamkeit zur Willkür und Hinterlist zum Verrath. Thut denn, was Ihr wollt, Euch wird der Fluch der Nachwelt treffen, die Eure Thaten strenge richten wird."

„Recht so, Gräfin, gefallen ist jetzt zwischen uns die letzte Scheidewand; Euer maßloser Stolz hat sie selbst zertrümmert. Ihr mochtet bitten und an meine Großmuth appelliren — doch dieser Herrscherton kam Euch nicht zu. Vernehmet denn mein letztes Wort: das Jeverland ist für Euch verloren; Ihr könnt und sollt dort ferner nicht regieren. Noch heute entsagt Ihr Euren Rechten und entlasset Eure Unterthanen ihres Schwures. Besinnt Euch wohl, die Frist ist kurz."

Ohne noch einen Blick auf die Gräfin zu werfen, deren Hoheit und Ruhe ihn verwirrt und härter hatte erscheinen lassen, als er beabsichtigte, entfernte sich Enno schnellen Schrittes und begab sich in seine eigenen Gemächer. Hier angekommen, überließ er sich ganz seiner leidenschaftlichen Natur und begann gegen sich selbst zu toben. O, dieses Weib! Warum hatte er sie geschont und nicht lieber gleich vernichtet? Und konnte er das nicht jetzt noch thun? Ja, gedemüthigt, bis zur Vernichtung gedemüthigt sollte sie werden. Was hinderte ihn daran, sie mit einem Streich verschwinden zu lassen von dem

Schauplatz ihres Lebens, wenn die Gewalt dazu in seinen Händen lag? — Doch nein, das durfte er nicht. Sie war ein schwaches Weib, und Großmuth gegen ein solches erheischte wenigstens dem Scheine nach die Welt. Das waren seine Gedanken, als er rastlos im Gemache auf und niederschritt und dann und wann einen Blick auf die Festung warf, weil es ihm scheinen wollte, als dringe von dort her ein eigenthümlich verworrenes Getöse zu ihm herauf. O, das Volk, mochte es doch immerhin sich aufbäumen und wild geberden; es mußte doch endlich seinen Nacken beugen lernen unter die kräftige Hand eines Enno.

Sein Knappe meldete ihm Ommo von Middoge, den er sogleich einzulassen befahl. Das war jetzt ein Mann, wie er ihn brauchen konnte, und er begrüßte ihn mit unverhohlener Freude. Ommo von Middoge, nachdem er einmal den Weg des Verräthers betreten, verfolgte denselben mit aller ihm zu Gebote stehenden Klugheit und Schlauheit; schon längst hatte er die Schwächen seines neuen Herrn erspäht und war entschlossen, dieselben zu seinem Vortheil zu benützen. Und während er jetzt warmes Mitgefühl für die Stimmung des Grafen heuchelte, wußte er geschickt den Unwillen desselben gegen die Gräfin zu schüren und auch noch eine andere Person zu verdächtigen, die ihm unsympathisch sein mußte, weil ihr ganzes Wesen so licht und rein, so bieder und edel war der Ritter Bogung. Und der Schlaue fand bei dem Grafen nur ein williges Gehör. Weil er selbst eigentlich gegen seine Ueberzeugung handelte, als er sich zu diesem Zuge gegen Maria entschloß, weil er hartnäckig sich gegen die Stimme seines Gewissens verschloß, mochte er auch nicht länger die freien Aeußerungen eines Bogung hören, dessen ganzes Wesen ihn gerade sonst so sehr angezogen hatte. Auch an ihm wollte sich Enno rächen, und als nach einer längeren Unterredung Ommo sich entfernte, um den Ritter Bogung aufzusuchen, war bei Beiden Folgendes beschlossen:

Ein Graf von Regenstein hatte vor Jahresfrist gewünscht, das Erbfräulein von Jever als sein eheliches Gemahl heimzuführen, und hatte damals Enno von Ostfriesland um seine Vermittelung gebeten; weßhalb aber dieser seinem Versprechen nicht treu geblieben, wußte er wohl selbst am besten. Diese alte Geschichte sollte aber heute wieder hervorgesucht werden, um der Gräfin eine Demüthigung zu bereiten und ihn, den Grafen selbst, mit einem Schein der Großmuth zu bekleiden. Enno wußte wohl, daß Maria ohne die Grafschaft dem Werber kein erwünschtes Gemahl sein werde; dennoch aber sollte ihr dieser Antrag gestellt werden mit der Zusicherung einer ihrem Range gemäßen Aussteuer, wenn sie dafür auf die Grafschaft Jever freiwillig Verzicht leisten wolle. Wies sie den Antrag ab, so hatte Enno seine Pflicht gethan; er stand dann da als der Großmüthige, die Gräfin als die Eigensinnige. Daß sie aber auch den Antrag annehmen könne, das war bei ihrem Charakter ganz außer Frage, und wurde daher auch dieser Fall nicht weiter erwogen. Der Ritter Bogung aber war dazu ausersehen, der Gräfin den Antrag zu stellen, denn was mußte ihn mehr schmerzen, als derjenigen eine solche Kränkung bereiten zu müssen, die er so hoch vor allen andern Frauen hielt?

Enno freute sich schon im Voraus auf den Eindruck, den dieser Auftrag auf seinen Gegner machen würde, und als bald darauf Bogung in Begleitung Ommo's von Middoge in's Zimmer trat, machte er ihn sogleich mit dem Plane bekannt.

Bogung hörte schweigend zu, bis der Graf geendet. „Und womit," fragte er dann, „erkauft sich Maria das ihr zugedachte Glück?"

„Der Preis," antwortete Graf Enno, „ist die Entsagung auf die Grafschaft Jever und aller damit verbundenen Rechte."

„So werde ich diesen Auftrag nicht übernehmen," war Bogungs feste und entschiedene Antwort.

„Und wenn ich Euch zwinge?" fuhr Enno auf.

„Ihr mich zwingen, Graf! Der freie Friese weiß nichts von Sklavenjoch und Zwangsherrschaft. Frei folgte ich Euch hierher; doch lasse ich mich nicht zu einem Werkzeug Eurer Gewalt und Willkür gebrauchen."

„Mir das, Verwegener? Mir solche Sprache?" rief Enno außer sich.

„Eine solche Sprache ziemt einem freien, edlen Mann."

„Genug!" rief Enno, sich mühsam fassend, „wir rechnen später mit einander ab. An guten und treuen Dienern fehlt es uns ja nicht. Ommo, Ihr werdet dem Fräulein den ehrenwerthen Antrag überbringen."

„Wie Ihr befehlt, Herr Graf."

Bogung traute seinen Ohren nicht. War es denn möglich, daß der Graf so schonungslos und grausam handeln konnte, den Verräther mit einem Auftrage so zarter Natur zu Maria zu senden? Was konnte ihr Herz tiefer verletzen, was ihren Feinden einen größeren Triumph bereiten? Nein, das konnte und sollte nicht geschehen.

„Haltet ein!" rief er im Tone höchster Erregung, „dieser Schmerz soll der Gräfin erspart bleiben; und dir will ich den Triumph nicht gönnen," wandte er sich an Ommo von Middoge, „so sehr sich auch dein schwarzes Herz darauf gefreut haben mag. Ich gehe."

Bleich und zähneknirschend stand der Drost neben dem Grafen, der, um eine Scene zu verhüten, den Ritter Bogung rasch entfernte, nicht ohne ihm zu verstehen zu geben, daß er in Zukunft eine Beleidigung seines treuen Dieners nicht mehr dulden werde.

Während diese und ähnliche Scenen im Schlosse vorgingen, war es auch außerhalb derselben nichts weniger als ruhig. Die Bürger hatten sich freilich am Abend zuvor auf den Wunsch ihrer geliebten Gräfin hin ruhig nach Hause begeben; aber fast nicht Einer unter ihnen hatte in der Nacht der Ruhe gepflegt. Gruppenweise blieben sie zusammen und sobald der Morgen dämmerte, litt es sie nicht länger in den vier Wänden; sie mußten hinaus und sich selbst von dem Stande der Dinge überzeugen. Aus dem Schlosse selbst konnten sie wenig erfahren; aber die Erbitterung stieg mit jeder Minute, als sie bemerkten, daß Enno's Söldnerschaaren alle Zugänge zur Burg besetzt hatten und ostfriesische Wachen ausgestellt waren.

Kaum vermochten die alten, erfahrenen Bürger die Anderen von einem Sturme auf das Schloß abzuhalten, und Carsten Wandscheerer, der Bürgermeister, sowie der alte Beichtvater Peter Binder hatten ihre ganze Beredtsamkeit aufzubieten, um



Unbesonnenheiten zu verhüten. Wußten doch selbst Männer wie Illiko Dürsen und Uhlo Eilert sich nicht mehr zu mäßigen, und wären gerne dreingefahren mit Axt und Speer. Und als die fremden Söldlinge sogar auf die Bürger eindrangen, um sie zum Auseinandergehen zu bewegen, kam es zu einem Handgemenge und eine der ostfriesischen Waffenknechte büßte seinen Diensteifer mit dem Leben. Dieser Umstand rief verschiedene Gefühle auf den beiden feindlichen Seiten hervor. Herr von Göden sah ein, daß sie allein nicht im Stande sein würden, die Burg zu halten und verloren wären, sowie die Bürger einen Sturm wagen würden, und während er sich in Folge dieser Ueberzeugung zu Enno begab, um von ihm zu erwirken, daß ein Bote nach Aurich abgeschickt werde, um Verstärkung herbeizuziehen, redete Carsten Wandscheerer eindringlich zu Fulko Sydeck, daß dieser sein Aeußerstes versuche, um in das Schloß einzudringen und die Gräfin zu sprechen. Fulko begab sich denn auch sogleich auf seinen nicht gefahrlosen Weg, während Carsten Wandscheerer den Bürgern Fulko's Mission mittheilte und dadurch wirklich für einen Augenblick ihre Gedanken in eine andere Bahn leitete. Man erwartete von Maria jetzt einen endgültigen Bescheid und zwar keinen anderen, als daß sie gewiß selbst jetzt die Bürger zum offenen Kampf gegen Enno aufrufen werde. Fulko legte unterdessen seinen Weg vorsichtig und unangefochten zurück. Es war gut, daß die Zahl der Feinde zu gering war, um überall Späher aufzustellen, und da dieselben besonders die Westseite der Burg als Haupteingang zu besetzen hatten, versuchte Fulko sich an der östlichen Seite derselben einen Eingang zu verschaffen. Mit Leichtigkeit erklomm er die Mauer an einer etwas schadhaften Stelle und ließ sich an der anderen Seite glitschend nieder. Seine Hauptsorge war jetzt, ob nicht die Feinde breits das kleine Boot geborgen haben würden, mit dessen Hülfe er über den Burggraben zu gelangen hoffte. Er dankte Gott, als er es noch an seiner alten Stelle bemerkte; rasch löste er die Kette und war nach wenigen Augenblicken im Stande, von den Feinden unbemerkt durch ein Seitenpförtchen in den Schloßhof zu schlüpfen.

Im Arbeitskabinet der Gräfin saßen unterdessen Maria, Sydeck und Theda, und Eines versuchte am Anderen seinen gebeugten Muth aufzurichten. Die Gräfin aber war mehr als die Anderen gefaßt und ruhig. Vergebens hatte der alte Kanzler versucht, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen und die Bürger zum Kampfe auffordern zu lassen; aber sie blieb fest bei ihrem Entschlusse, daß ihretwegen nicht das Blut ihrer Bürger fließen solle und sie lieber gewillt sei, auf Alles zu verzichten und das Schloß ihrer Väter zu verlassen. Sie hatte auf alle Bitten nur die eine Antwort:

„Ich will keine andere Hülfe als die von Gott kommt. Hat Er meinen Untergang beschlossen, so wäre jeder Widerstand nutzlos, ja ein Gottversuchen; will Er mich bewahren, so hat Er Mittel und Wege genug, mich aus noch größerer Noth zu erretten. Nicht in Menschenhänden liegt mein und meines Volkes Schicksal, in Gottes Vaterhänden ganz allein."

In diesem Augenblick erschien Fulko auf der Schwelle des Gemaches. Theda erblickte ihn zuerst und: „mein Fulko!" war Alles, was das erschrockene und zugleich erfreute Mädchen hervorzubringen vermochte. Die Freude war groß, aber nur von kurzer Dauer; eine Aufregung sollte heute die andere verdrängen. Fulko hatte vor allen Dingen den Auftrag der Bürger auszurichten, die mit Spannung seiner Wiederkehr entgegen sahen. Von allen Seiten war die Gräfin bedrängt; Freund und Feind schienen sich verschworen zu haben, ihr ihren Stand zu erschweren. Wie die Meereswellen, näher und näher, schien das Verderben an sie hinan zu rollen. Was sollte sie thun; war nicht hier vielleicht des Volkes Stimme doch auch Gottes Stimme? Sie stand am Fenster, Fulko den Rücken zugewendet, und vergebens suchte dieser daher eine Antwort in ihren Zügen zu lesen. Vielleicht — vielleicht war Rettung möglich; aber o Gott, um welchen Preis?! Es war ihr so bang, so schwer um's Herz. Sie hörte im Geiste schon das Klirren der Schwerter, das Dröhnen der Kanonen, das Klagegeschrei der Frauen und Kinder; sie sah die Leichname der ihr so treu ergebenen Männer todt und starr auf der blutigen Erde liegen und ein Schauer überrieselte ihren Leib. Mit einer jähen Wendung wandte sie sich an Fulko. „Ich kann und will mich Euren Wünschen nicht fügen, kann nicht die Rolle einer Dido oder Semiramis spielen. Wenn ich mein Volk nicht beglücken kann, so muß ich gehen; es zu verderben, um mich selbst zu erhalten, fehlt mir das aus Stahl gemachte Herz. Geh, verkündige den Bürgern diesen meinen letzten und unwandelbaren Entschluß. Sie mögen mit Enno in Unterhandlung treten, damit wir Zeit gewinnen; gegen ihn kämpfen mit den Waffen in der Hand sollen sie mit meiner Bewilligung nicht."

Die Gräfin hatte so ernst und entschieden gesprochen wie selten, und doch lag in ihren Worten etwas so Rührendes und Flehendes, daß Fulko nichts zu erwidern vermochte.

„Ich gehe, Gräfin, Euren Wunsch zu erfüllen; doch bedenket die Folgen."

„Sie fallen auf mein Haupt. Lebt wohl, mein Fulko, und zähmet Euer heißes Blut."

Vom Fenster aus beobachtete Theda den gefährlichen Weg des zurückkehrenden Geliebten. Die Gräfin bemerkte ihre Angst und Furcht, und die zarte, zitternde Gestalt zärtlich an sich ziehend, sprach sie: „Komm, meine Theda, Gott wird ihn beschützen. Er schickt uns diese Prüfungszeit, um uns zu wägen und zu sehen, wie viel wir gewillt sind, dem uns gleichzustellen, der da spricht: Die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, und die Füchse ihre Gruben; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinleget. Wir müssen stark sein in dieser ernsten Zeit. Begieb dich jetzt zu meiner Schwester; sie bedarf so sehr deiner Pflege und mir bleibt noch Manches zu berathen und zu ordnen." Die Thüre schloß sich hinter der leichten Mädchengestalt und tief aufseufzend lehnte sich die Gräfin in ihren Sessel zurück und weinte bitterlich. Die Thränen erleichterten ihr Herz und stärkten sie für kommende Qualen und Leiden.

Ritter Boyung wurde gemeldet und eingelassen. Er sah bleich und erschöpft aus und seine Seelenkämpfe hatten sich auf dem männlich schönen Angesicht deutlich ausgeprägt. Maria begrüßte ihn freudig. „Seid willkommen, Ritter! Ich nehme Eure Gegenwart als ein gutes Omen, denn von Euch

kann mir nichts Böses kommen. Was hat Graf Enno mir zu sagen?"

„Wollte Gott, Gräfin, daß ich käme, um Euch von Euren Sorgen und Schmerzen zu befreien, doch habe ich nur noch neue hinzuzufügen. Ich komme als Freiwerber."

In kurzen Worten theilte er jetzt der Gräfin die Werbung des Grafen Regenstein mit und die Bedingung, die Graf Enno an dieselbe knüpfe. Ruhig hörte die Gräfin zu. „Die Werbung ist mir neu, Ritter Bogung; aber ich muß annehmen, daß die Sache ehrlich gemeint ist, da Ihr der Ueberbringer derselben seid."

„Und doch, theure Gräfin, trügt auch hier der Schein. Ich übernahm die Botschaft nur, um Euch den Schmerz und die Demüthigung zu ersparen, sie aus dem Munde Ommos von Middoge vernehmen zu müssen. Seid auf Eurer Hut. Die Sache scheint mir halb wahr und halb erlogen zu sein. Es wirbt ein solcher Graf um Eure Hand; doch glaubt Enno wohl schwerlich, daß er die Werbung aufrecht erhalten wird, wenn Ihr Euren Hoheitsrechten entsagt habt. Man hofft auf Euren Stolz, daß Ihr die Werbung entrüstet von Euch weiset und so den letzten Anspruch auf Enno's Schonung und Großmuth verliert. Mein Rath ist, daß Ihr die Werbung weder ganz annehmen, noch gänzlich ablehnen solltet. Sagt, daß Ihr den Grafen kennen zu lernen wünschet und daß Ihr Eure Hand nicht ohne die Zustimmung Eures Volkes vergeben könnt."

„Ich danke Euch, Ritter Bogung, das war ein Freundschaftsrath. Was meint Ihr Romarus von Sydeck?"

„Ich stimme ganz dem Ritter bei. Uns muß ein jedes Mittel kostbar sein, durch das wir Zeit gewinnen; der Bote kann mit der kaiserlichen Entscheidung jeden Tag, ja jede Stunde eintreffen."

Noch waren die letzten Worte des alten Kanzlers nicht verhallt, als die Thüre gewaltsam aufgerissen wurde und Hero von Göden mit bewaffneten Trabanten auf der Schwelle erschien. „Im Namen des Grafen Enno von Ostfriesland verhafte ich Euch, Romarus von Sydeck."

Maria fuhr zusammen. „Verhaftet meinen Kanzler? Ihr irrt Euch, Ritter!"

Bogung aber hatte sich bereits schützend vor den Greis gestellt. „Hero," rief er schmerzlich und entrüstet zugleich, „das kannst du nicht thun wollen. Zu einem solchen Knechtesdienst läßt sich mein Hero nicht gebrauchen. Meine Freundschaft müßte ich dir ja kündigen von diesem Augenblick, wenn es wahr wäre, was du sagst."

„Du bist ein Schwärmer, Bogung. So leid es mir wäre, deine Freundschaft zu verlieren — ich erfülle nur meines Herrn Befehl. Thut Eure Schuldigkeit," wandte er sich an die Lanzenknechte. Diese schritten vor; aber schon hatte Bogung sein Schwert entblößt. „Nur über meine Leiche geht der Weg zu diesem Greise!" rief er mit bebender Stimme.

Maria trat zwischen ihn und die Lanzenknechte, die auf einen Wink ihres Gebieters auf's Neue auf Bogung eindrangen. „Haltet ein!" rief sie flehend und gebieterisch zugleich, „in diesen Räumen soll kein Blut vergossen werden." In diesem Augenblick aber wurde die Aufmerksamkeit Aller auf Theda Ukena gelenkt, die von der anderen Seite her mit allen Zeichen der Aufregung und Angst in das Gemach stürzte und bei dem Anblick der Scene sich zitternd an die halb geöffnete Thüre lehnte. „Was giebt es, Gräfin? Eure arme Schwester hörte Waffenlärm und wähnte Euch in Gefahr."

„Ha!" rief Hero von Göden bei ihrem Anblick aus, „ist das die Dirne, die Enno's Brot gegessen und uns doch verrieth?! Auch sie haben wir Befehl zu verhaften."

Theda flüchtete sich in der Gräfin Arme: „O, rettet mich, rettet mich, meine Gräfin!"

„Ja, mit meinem Leben und meinem Blut," erwiederte fest und entschlossen Maria. „Ich verbürge mich für dieses Mädchen," wandte sie sich stolz an Hero von Göden. „Ich denke, das sollte dem Grafen genügen, wenn ich mich überhaupt in meinem eigenen Hause auf's Bitten legen muß."

„Nun wohl," sprach Hero v. Göden, „ich nehme Eure Bürgschaft an; aber Euer Kanzler folgt."

„Lebt wohl, theure Gräfin! Lebt wohl, Ritter Bogung, und ich danke Euch für Euren guten Willen. Sorget nicht um mich. Ich weiß mich sicher in meines Gottes Hut und soll ich für die Tochter dieses Hauses sterben, so thue ich es mit Freuden."

Mit diesen Worten verließ der Greis, gefolgt von den Lanzenknechten, hoch aufgerichtet das Gemach.

Betäubt und starr von dem Unerhörten, von der Frechheit der ganzen Handlung, stand Maria, noch immer das weinende Mädchen in ihren Armen haltend. Sie kam erst zu sich selber, als Bagung sie anredete, dessen Gegenwart sie kaum noch beachtet hatte.

„Gräfin, es ist zu viel, was man Euch zu bieten wagt. Einem Tyrannen diene ich nicht mehr. Noch heute zerreiße ich das Band, das mich an den Grafen bindet und leihe Euch offen mein Schwert und meinen Arm."

Noch ehe Maria den Erzürnten zurückhalten oder ihm danken konnte, hatte derselbe das Gemach verlassen.

„Es war ein entsetzlicher Tag!" sagte sie endlich, „wie lang und wie bang wird die Nacht werden!" „Aber dennoch, der Herr ist mit uns, der Gott Jacobs ist unser Heil." Mit diesen Worten verließ sie mit Theda das Gemach, um die arme Anna zu trösten und zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung und Kindheit der deutschen Sprache.

Von P. H. in Cincinnati.

Unsere gegenwärtige deutsche Schriftsprache, gewöhnlich kurzweg das Neuhochdeutsche genannt, ist was sie jetzt ist, erst innerhalb der letzten 3 bis 4 Jahrhunderte geworden, und zwar durch einen sehr langsamen Bildungsproceß und in einer nur ganz allmählichen, fast unbemerklich wie das stille Wachsthum der Pflanzenwelt, aber auch ebenso sicher und stetig fortschreitenden und nach ihren eigenen inneren Lebensgesetzen einheitlich verlaufen-



den Entwicklung, oder vielleicht besser gesagt Feststellung aus den verschiedenartigsten, im Laufe der Zeit mannigfach getrennten und vielfältig zertheilten landschaftlichen *Mundarten*, aus deren fließenden, vielverzweigten Dialektformen sie sich zuletzt sozusagen als letzter fester Niederschlag und als einzige gemeinsame Büchersprache unseres Volkes ablagerte.

Den Hauptanstoß zu dieser Bewegung gab bekanntlich schon *Dr. Martin Luther* durch seine in wahrhaft apostolischem Geiste nicht blos, sondern auch mit dem feinsten Sprachgefühl und Sprachverständniß, sowie mit ächt nationalem Takte und in volksthümlichem Tone abgefaßte Bibelübersetzung aus den Jahren 1521—34. Vor der Reformation aber bis gegen den Schluß des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung herrschte das sogenannte *Mittelhochdeutsche*, und vor demselben wieder mehr als ein halbes Jahrtausend lang das *Althochdeutsche*, das bereits den Stempel einer uns fast fremd anmuthenden Eigenthümlichkeit an sich trägt und sich damit als den Erben einer noch früheren Vergangenheit ausweist, nämlich der Zeit des *Gothischen*, das sich mit seinen ersten Anfängen bis in das graue Alterthum vorchristlicher Jahrhunderte verliert. Hier aber hören für uns alle sichtbaren Spuren des Zusammenhanges auf, denn mit einer einzigen, dafür aber auch um so bedeutsameren Ausnahme sind leider sämmtliche schriftliche Ueberreste des Gothischen untergegangen, so daß wir seine letzten Wurzeln nicht mehr vollständig zu verfolgen im Stande sind, und vollends die noch weiter rückwärts liegenden Verbindungslinien mit dem großen *indogermanischen Sprachstamm* fehlen uns gänzlich. Daß sich aber die Fäden einer geschichtlich freilich nicht mehr nachweisbaren, weil bis in das noch immer unenthüllte Dunkel unvordenklicher Zeiten reichenden Abstammung auch unserer Sprache wie weitaus der meisten anderen des alten und neuen Europas an die Hochländer *Mittelasiens* anknüpfen, an jene älteste Wiege, wo nicht des Menschengeschlechtes selbst, so doch seiner frühesten Geschichte, Gesittung und Bildung, das hat gerade in unseren Tagen eine ganz neue Wissenschaft, die jüngste zwar, aber dennoch zugleich eine der vollendetsten, die vergleichende Sprachkunde, oder, wie sie sich selbst lieber und wohl auch bezeichnender nennt, die „historische Grammatik“ auf's unwiderleglichste gezeigt.

Nach den nunmehr als völlig gesichert geltenden Ergebnissen ihrer zum Theil sehr mühevollen und noch lange nicht abgeschlossenen Forschungen im Schutt und Schatz uralter längst verschwundener Generationen und ihrer literarischen Hinterlassenschaft ist unser heutiges Deutsch ein ziemlich naher Seitenverwandter des bis auf den heutigen Tag noch in den Tiefebenen des *Ganges* zwar nicht mehr als Volks- und Umgangssprache gebrauchten, aber doch als heilige Ursprache in den Religionsbüchern der Braminen, den sogenannten *Vhedahs*, fortlebenden *Sanscrit*. In grauer Vorzeit schon drang dasselbe auf größtentheils unbekannten und unerforschlich gewordenen Wegen und nach endlos weiten Wanderungen mit den Urahnen unserer deutschen Stämme, in Jahrhunderten, die ohne alle und jede sicher verbürgte Kunde schriftlicher Aufzeichnung geblieben sind, bis zu den ursprünglichen Heimathsitzen unserer Vorfahren vor.

Das „Daheim“ hat unlängst (Jahrg. 1880 S. 699 ff.) eine höchst interessante und außerordentlich lehrreiche Skizze über diese genealogische Seite unseres Gegenstandes gebracht und darin nachgewiesen, daß auch wir, wie fast alle andern Völker Europas, in „orientalischen Zungen“ reden, sofern jene heilige Sprache der alten Inder die fruchtbare Stammmutter dieser ganzen zahlreichen Nachkommenschaft in den Ländern unserer alten Heimath ist, welche durch einen vieltausendjährigen Stammbaum und beinahe ununterbrochen bis zu ihr hinaufreicht. Und zwar ist die Verwandtschaft so nah und das sprachliche Band, das sie mit ihr verknüpft, so eng, daß es gerade für einen Deutschen nicht einmal eines besonderen Scharfsinns bedarf, um jetzt noch den Sinn manches Sanscritwortes schon an dem unwillkürlich in's Ohr fallenden Gleichklang der gemeinsamen Wurzel zu errathen, z. B. sûnu=Sohn, oder vaksh=wachsen. Während nämlich die meisten anderen Sprachen des jüngeren Europas und namentlich des romanischen Südens zum Theil nur noch unselbstständige Sprossen oder gar unächte Mischlinge der längst erloschenen Sprachen der Vorwelt, insbesondere der römischen Welt sind, so haben die deutsche und mit ihr überhaupt die verwandten Sprachen des germanischen, theilweise auch des skandinavischen Nordens die Stammeseinheit mit dem Sanscrit trotz aller Selbstständigkeit der Fortpflanzung und bei allem angeborenen Reichthum und aller natürlichen Fülle und Lebendigkeit der eigenthümlich gearteten Weiterbildung in weit höherer Reinheit und Ursprünglichkeit bewahrt, wie z. B. folgende Proben aus dem genannten Aufsatz zeigen mögen, an denen der Zusammenhang aber auch die allmäliche Veränderung und Wandlung der immer noch deutlich genug als Blutsverwandte erkennbaren Laute besonders schlagend sich erkennen läßt:

Sanscrit:

pitar, mâtar, duhitar, sadas, vid, manas.

Griechisch:

patèr, maeter, thygatèr, hédos, (v)eido, mémona.

Lateinisch:

páter, mater, ——— sedes, video, moneo.

Gothisch:

fadar, ——— daultar, sitan, vitan, mûnan.

Angelsächsisch:

faeder, modor, dohter, sittan, witan, monan.

Englisch:

father, mother, daughter, to sit, to wit, to mean.

Althochdeutsch:

fatar, möter, tohtar, sizzan, wizzan, meinōn.

Neuhochdeutsch:

Vater, Mutter, Tochter, sitzen, wissen, meinen.

Soweit zurück also reichen die letzten Quellen unserer heutigen Sprache, und bis in jene entlegenen Länder läßt sich ihr rauschender Strom verfolgen, dessen rasche, frische, flüchtige Welle noch jetzt uns umspielt. Jahrtausende lang war er in stiller Verborgenheit, tief unter der Erde hingeflossen; an's helle Tageslicht der Geschichte tritt er erst wieder mit den *Gothen*, die fortgespült von den fluthenden

Wogen der Völkerwanderung lange Zeit hart an den Grenzen des römischen Weltreiches sich aufhielten und so, begünstigt durch eine vielfältige freundliche wie feindliche Berührung mit den gebildetsten Völkern des klassischen Alterthums eine frühreife Kulturstätte für ihre Stammesgenossen bildeten. Jenes einzige und noch aufbehaltene schriftliche Denkmal des Gothischen aber, die älteste heilige Reliquie unserer Vorfahren ist, — ein merkwürdiges Zusammentreffen und zugleich ein wunderbares Zeugniß für den ursprünglich schon tief religiös und ernst angelegten Sinn des deutschen Volkes, das zwei seiner großen epochemachenden Sprachperioden mit Bibelübertragungen aus fremder Zunge begann — gleichfalls eine Bibelübersetzung, die des *Ulphilas* (richtiger *Wulfilla*=Wölflein), der wahrscheinlich von kappadozischen Eltern stammend seit 348 Bischof bei den Westgothen in Mösien war und als solcher 388 starb.

Jenes Werk, das in die Jahre 360—80 fällt, ragt wie eine einsame Ruine in nebelgrauer Ferne mit ihren gewaltigen, obwohl durch den Sturm der Zeit vielfach zerklüfteten Massen aus der frühesten Literatur des germanischen Alterthums empor und ist, wenn auch theilweise sich anlehnend an die Buchstabenformen des lateinischen und griechischen Alphabets, in der sogenannten *Runenschrift* d. h. Geheimschrift (vom gothischen Stamm runjan=raunen, flüstern) geschrieben, deren heilige Bilderzeichen bis in die fernsten Jahrtausende zurückreichen. Zur Veranschaulichung möge die gothische Uebersetzung des *Vaterunsers* dienen, sie lautet:

"Atta (vergl. das schwäbische Wort Ätte=Vater) unsar, thu in himinam, veihnai (geweiht) namo thein, quimai (komme) thiudinassus (Volksherrschaft, von thiû=Volk) theins, vairthai (werde) vilja theins, swe in himina, jah ana airthai; hlaif (Laib) unsarana, thana sinthinan, (den zukommenden) gif uns himma daga, jah aflet (Ablaß) uns thatei skulans sijaima (das schuldig wir sind), swaswe (wie) jah veis (wir) afletam thaim skulam unsaraim, jah ni (nicht) briggais uns in fraistubenjai (Versuchung, von fraisan = dem griechischen peirazein), ak lausei (löse) uns af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi (=Herrschaftsgarten, Königssitz), ja mahts, jah vulthus (Herrlichkeit, von waltân=walten, Gewalt haben) in aivins (Ewigkeit vom griechischen aion); Amen."

Mit dem Anfang des 6. Jahrhunderts stirbt das Gothische völlig aus, und an seine Stelle tritt nun das *Althochdeutsche*, dessen eigentliche Blüthezeit aber erst zwei volle Jahrhunderte später mit *Karl dem Großen* anbricht. Mit ihm beginnt nun erst die *deutsche* Literatur im engeren Sinn und auf ihrem eigenen heimischen Boden. Ueber Ursprung und Bedeutung des Namens „Deutsch" wird jedoch immer noch vielfach gestritten und als jedenfalls falsch ist schon von vornherein die allerdings früher am meisten verbreitete populäre Meinung abzuweisen, wornach „deutsch" reden so viel wäre als „deutlich" reden. Die wahrscheinlichste Ableitung ist vielmehr die von thiûdisk, d. h. also von dem bereits erwähnten Stammwort thiû =Volk, also wäre die deutsche Sprache die zum Volke gehörige, volksgemäße oder volksthümliche Sprache, mit einem Worte die *Volkssprache*. Damit stimmt auch trefflich zusammen der Name eines der ältesten heidnischen Götter unserer Ahnen, Thuisko, der den „erdgebornen" oder „einheimischen" Stammvater des Volkes bezeichnet.

Dieß führt uns aber zugleich auch schon einen Schritt weiter in den *Inhalt* der frühesten althochdeutschen Poesie hinein, denn die *Poesie* ist die älteste und eigenthümlichste Sprache wie aller Völker, so auch der germanischen Stämme, wovon uns schon der römische Schriftsteller *Tacitus* berichtet, der ausdrücklich von *Liedern* und Schlachtgesängen derselben redet. Die kräftigsten Wurzeln dieser uralten Volksdichtung liegen aber wie überall, so auch hier, in dem *religiösen* Glauben der Völker auf der einen, und in ihren meistens damit verwachsenen frühesten *nationalen* Ueberlieferungen auf der anderen Seite d. h. in ihren Heldensagen, die als das Gemeingut der gesammten Nation von Jahrtausend zu Jahrtausend im Mund und Herzen Aller in lebendiger Tradition sich fortpflanzten und immer neue frische Triebe dichterischer Gestaltung aus sich erzeugten. Gerade sie aber sind hier alle mit ihren letzten Fasern im ältesten Urgestein des germanischen Heidenthums festgewachsen, dessen ganzer mythologischer Hintergrund sogar bis in die großen Volkssagen des späteren Mittelalters, bis in die Nibelungen- und Gudrunlieder, hineinreicht und selbst unter dem christlichen Gewande derselben noch in einzelnen mehr oder minder leicht erkennbaren Zügen durchschimmert; um wie viel mehr also mußte dies in der weit früheren Periode der althochdeutschen Literatur noch der Fall sein!

Ehe wir jedoch ein Beispiel *dieser* Dichtung geben, ist es nöthig, zum vollen Verständniß derselben zuvor noch ein kurzes Wort über ihre poetische *Form* vorauszuschicken. Der *deutsche Vers* bewegt sich von Anfang an rein *rythmisch*, dem *musikalischen* Vortrag desselben entsprechend, d. h. dem *gemeinsamen Gesang*. Während nämlich die Poesie der alten klassischen Völker von vornherein schon eine *kunstmäßige* und darum auch eine formell vollendetere ist, ist die deutsche Dichtung von Haus aus eine *volksmäßige*. Die dem *Sinn* nach bedeutsamsten Worte sind als die Träger des Gedankens zugleich auch die des Verses, dessen künstlerischer Ausdruck daher nicht wie bei den Griechen und Römern in dem gleichmäßig vertheilten und regelmäßig geordneten Wechsel von Längen und Kürzen, dem sogenannten *Metrum*, besteht, sondern in der gesetzmäßig geregelten Reihenfolge von Hebungen und Senkungen d. h. von betonten und tonlosen Silben. Aneinander gebunden sind aber diese betonten Worte nicht durch den zufälligen Gleichklang des Auslauts, oder den *Reim*, sondern durch den von der Sprache selbst mit bewußter Absichtlichkeit gebildeten Gleichklang des Anlauts oder die *Alliteration*, welche darin besteht, daß jene leitenden Hauptbestandtheile jeder Strophe, auf denen der Accent des Sinnes und darum auch des Tones ruht und auf welche daher auch die Hebung des Verses fällt mit demselben Anfangsbuchstaben beginnen. Sehr bezeichnend heißen deßhalb diese letzteren auch die *Liedstäbe*, sofern sie, in genauester, ebenmäßigster Reihenfolge mit den dazwischen liegenden Senkungen abwechselnd, gleichsam die haltenden Stützen oder das feste Gefüge des Ganzen, des sogenannten *Stabreims* bilden. Selbst jetzt noch haben wir in einzelnen

volksthümlichen Redensarten, wie z. B. in den allitterirenden Wortpaaren **Land** und **Leute**, **Leib** und **Leben**, **Bausch** und **Bogen**, **Haut** und **Haar**, **Kind** und **Kegel** u. s. w. wenigstens noch einen schwachen Nachklang davon übrig.

Ganz nach demselben Gesetze sind nun auch jene frühesten Reste der althochdeutschen Poesie gebildet, in welchen am Deutlichsten noch sich die ältesten Spuren des germanischen Heidenthums erkennen lassen. Es sind dies vier Zaubersprüche, von denen wir einen, etwa aus der Mitte des 7. Jahrhunderts stammend, als Probe hersetzen. Er war zur Heilung eines verrenkten Fußes bestimmt und lautet in einer Handschrift des Domkapitels zu Merseburg folgendermaßen:

Vol ende Wuôdan vuoren zi holza,
Vol und Wodan fuhren in's Holz (in den Wald),
du wart demo Balderes volin sin vuoz birenkit,
Da ward des Baldurs Füllen sein Fuß verrenkt,
thû begnol en Sintgunt, Sunna êra Swister,
Da besprach ihn Sindgunt, Sunna ihre Schwester,
thû begnol en Frija, Volla êra swister,
Da besprach ihn Freja, Volla ihre Schwester,
thû begnol en Wuôdan, so he wola conda:
Da besprach ihn Wodan, so wohl er konnte:
sôse bênrenki, sôse bluotrenki, sôse lidirenki,
Sei es Beinverrenkung, sei es Blut(gefäß)verrenkung, sei es Gliedverrenkung,
bên zi bêna, bluod zi bluoda,
Bein zu Bein, Blut zu Blut,
lid zi geliden, sôse gelimida sin!
Glied zu Gliedern, so (soll es) geleimet (wieder hergestellt, geheilt) sein!

Die hier auftretenden Eigennamen sind sämmtlich altheidnische Gottheiten der deutsch-skandinavischen Götterwelt, und haben diese Strophen jedenfalls den Vorzug unbestrittener Echtheit vor dem unlängst in Haus u. Herd (1880, Septbr., S. 467) mitgetheilten, angeblich schon aus dem Ende des 7. Jahrhunderts stammenden, „althochdeutschen Wiegenliede" voraus, das gleich bei seiner Entdeckung (in Wien) gerade den Kennern am meisten verdächtig war. Das über allen Zweifel erhabene und zugleich das kostbarste Kleinod jener Periode aber ist das gleichfalls allitterirende, jedoch leider ebenfalls vielfach verstümmelte Hildebrandslied, ein Heldengedicht des 8. Jahrhunderts, das seinen Stoff der ältesten Volks-, zum Theil auch noch Göttersage der Germanen entnimmt und durch die letztere gleichfalls noch mit den ursprünglichsten Wurzeln der heidnischen Religion des europäischen Nordens verwachsen ist, deren anderer Hauptzweig sich viel früher schon in der heiligen Literatur der skandinavischen Völker, namentlich der sogenannten Edda, fortgepflanzt und verbreitet hat, die aber von dort, wahrscheinlich von Island herüber, in späterer Zeit wieder auf deutsches Gebiet herübergewandert, in den breiten Strom der mittelalterlichen Volsdichtung einmündet. Für die letztere fließen aber auch noch andere Quellen, nämlich christliche.

Sind es doch zwei große Strömungen, die beim Beginn der geschichtlichen Zeit unserer Nation auch sie mitergriffen hatten. Die eine war die Völkerwanderung, die von Nordost nach Südwesten sich fortbewegend ihren Weg mitten durch Deutschland nahm, deren Fluthen die ganze damalige Welt unter ihren Wogen begrub, zugleich aber auch das fruchtbare Land anschwemmte, aus dessen jungfräulichen Boden bald ein ganzer Wald von Volks- und Heldensagen aufsproßte. Die andere war das Christenthum, das umgekehrt von Südost nach Nordwesten vordringend, den kräftig belebenden, schöpferischen und reinigenden Hauch seines Geistes über Herzen und Länder wehen ließ, und der Bewegung oder besser dem Kampfe der Geister wie der Völker einen neuen Anstoß gab. Denn vorerst und zunächst wirkte es allerdings nur feindlich Allem entgegen, was sich in der altheidnischen Zeit von poetischen Elementen des Volkslebens angesetzt hatte. Aber es war doch zugleich nach Vilmar's schönem Wort nur ein „Streit der Liebe", sofern gerade im deutschen Gemüth und Charakter mehr als vielleicht irgendwo anders eine innere Wahlverwandtschaft mit dem Christenthum selber lag, die es zu einer innigeren und volleren Verschmelzung mit demselben kommen ließ, als wohl sonst bei irgend einer anderen Nation. Stehen beide doch von Haus aus einander nicht fremd und widerwärtig gegenüber, sondern gerade die ältesten und echtesten Züge des deutschen Herzens finden im Christenthum erst ihre vollste, reichste Lebensnahrung, wie ihre reinste Vollendung, so daß die Vermählung des Christlichen und des Germanischen, wie sie z. B. im Mittelalter nicht etwa nur in der spezifisch religiösen Poesie des geistlichen Liedes, sondern auch in der weltlichen, z. B. in den bereits genannten Epen und im Minnegesang, sich vollzogen hat, eine so innige, zarte und unauflösliche ist, wie wir sie sonst gar nirgends mehr finden.

In jener frühesten Periode des Althochdeutschenthum, wo etwa mit dem Anfang des 9. Jahrhunderts an die Stelle der nationalen, halb oder ganz heidnischen Heldenlieder diese älteste christlich-deutsche Poesie tritt, entlehnt auch diese letztere ihre Kunstformen noch fast ausschließlich von der bisherigen Volksdichtung, auch sie zeigt nicht blos noch überall die Spuren der Alliteration, sondern auch noch fast durchgehends die ganze kräftige, kernige, zum Theil erhabene Sprache jener ältesten Produkte aus der Zeit der Völkerwanderung. In die Mitte dieses Jahrhunderts nun führt uns das gewaltigste aller christlichen Epen aller Zeiten wie aller Nationen: der Heliand (Heiland), oder die altsächsische Evangelienharmonie, eine auf Veranlassung Ludwigs des Frommen kurz nach der gewaltsamen Bekehrung dieses Volkes von einem, oder wahrscheinlicher von mehreren unbekannten Männern, ohne Zweifel einfachen ungebildeten sächsischen Bauern, nach der Erzählung der vier Evangelien abgefaßte Lebensgeschichte Christi, die weitaus das Beste, Vollendetste und Trefflichste ist, was die gesammte christliche Poesie aller Länder und Völker jemals hervorgebracht hat, ein Werk, das sich in einzelnen Zügen und Schilderungen vollständig ebenbürtig mit Homer's unsterblichen Gesängen messen darf, und die dichterische Kraft unserer Sprache auf einer Höhe zeigt, wo den kühnsten, gewaltigsten Bildern und dem erhabensten Fluge der Gedanken der frischeste Schwung des lebendigsten Ausdrucks entgegenkommt, welcher nur der einfachen, schmucklosen Größe des Bibelworts selber noch nachsteht.

Es war einer Auferstehung von den Todten vergleichbar, als dieses Werk nach mehr als tausendjährigem Schlummer aus dem Grabe der Vergangenheit und dem Staub des Vergessenseins wieder erwachte und wie mit neuen wunderbaren Zungen zu den spätgeborenen Enkeln redete. Es ist das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum selbst, das hier so voll Wärme, Leben und Wahrheit, so voll treuherziger, ungezwungener Einfalt sich darstellt, daß daraus klar ersichtlich ist, wie auch jene zwangsweise Einführung derselben ihm doch zuletzt das ganze volle deutsche Herz gewonnen hat, mit seiner Stärke und mit seiner Zartheit. Das zeigen neben dem kräftigen Bilde des Herrn selber, der hier ganz wie einer der alten Volkshelden als gewaltiger Heeresfürst, umgeben von seinen getreuen Mannen, einherzieht, namentlich auch die echt germanischen Züge in der Schilderung der Frauen, unter welchen die der Mutter Maria uns das lieblichste Gemälde weiblicher Sanftmuth und Sorgfalt zeigt. Von ihr heißt es nach dem Grundtext der Ursprache zum Beispiel:

„Da das Kind geboren war, legda liofliko
legte (sie) lieblich
lutilna man, that kind, an êna kribbiun,
(den) kleinen Mann, das Kind, in eine Krippe,
thôh he habdi kraft godes, mannô drohtin;
obwohl er hatte Kraft Gottes, der Männer Herr,
thâr sat thiu môdar biforan, wîf wakôgeandi,
da saß die Mutter davor, (das) Weib, wachend,
wardôda selbo, hêld that hêlaga barn; nî
wartete (es) selber, hielt das heilige Geborene; nicht
was irâ hugi twîfli, thera magad irâ môd-
war ihr Sinn zweifelnd, der Magd ihres Gemüthes
sebo (Herz).

Dem niederdeutschen Gedicht trat bald auch ein ähnliches oberdeutsches zur Seite: etwa ein halbes Jahrhundert später wurde zu Weißenburg im Elsaß von dem Benediktinermönch Otfried gleichfalls eine Evangelienharmonie gedichtet, der sogenannte Krist (Christus), der aber an dichterischem Werthe schon weit hinter jener ersten zurücksteht. Nicht nur ist die echt epische Form der Allitteration, die dort noch durchgehends herrscht, bereits erloschen, und an ihre Stelle tritt der Anfang des Reims, die sogenannte Assonanz am Schluß von je zwei der vier kurzzeiligen Strophen, sondern es tritt auch schon statt der Objectivität der Schilderung die Subjectivität des einzelnen Dichters zum Theil sehr stark hervor, und an die Stelle des alten rein erzählenden Volkstons ein gewisser Ansatz des reflectirenden lyrischen Elements, das beim Ausmalen der Scenen leicht in's Breite, Gedehnte und Flache zerfließt und dem das Milde und Sanfte zum Weichen und Weichlichen zu werden droht. Man vergleiche nur z. B. aus derselben Scene von Bethlehem die freilich immer noch anschaulich schöne, aber doch schon etwas umständlichere, mit allzuviel bewußter Kunst, wenn nicht gar schon mit etwas gesuchter Künstelei, hergestellte Zeichnung der Hirten und Engel auf dem Felde:

Thô warun thâr in lante hirta haltende:	Da waren dort im Lande Hirten haltende (weidende),
thes fehes dâtun wârta	(Die) des Viehes thaten warten
widar fîanta.	Wider (die) Feinde.
Zi în quam boto scôni,	Zu ihnen kamen Boten, schöne,
engil scînenti,	Engel leuchtende,
joh wartun sî inliûhte	Da wurden sie umleuchtet
fon himlisgen liôhte.	Von himmlischem Lichte.
Sprâh thar gotes boto sâr:	Sprach der Gottesbote alsbald:
„ih scal jû sagan wuntar,	„Ich soll euch sagen Wunder,
jû scal sîn fon gote heil.	Euch soll sein von Gotte Heil,
nales forahta nihein!“	Gar nicht Furcht Keiner!“ (d. h. Niemand habe Furcht!)

Und so geht es noch ganze sieben weitere Verse fort bis zum Schluß:

Thô quam, unz er zîn thô sprah,	Da kam, so lang er zu ihnen da sprach,
engilô heriscaft,	(Der) Engel Herrschaft (Heerschaar),
himilisga mengî,	Himmlische Menge,
sûs alle singentî:	Süß alle singende:
„In himilîches hôhî	„In Himmelreiches Höhe
sî gote guallîchî,	Sei Gotte Herrlichkeit,
sî in erdu fridu ouh allen,	Sei auf Erden Frieden euch allen,
thie fol sîn guates willen.“	Die voll sind guten Willens.“

Ein weltliches Seitenstück zu diesen Anfängen des geistlichen Liedes bildet das im gleichen Versmas geschriebene Ludwigslied, ein Festgesang auf den Sieg des fränkischen Königs Ludwigs III. über die Normannen in der Schlacht von Saucourt (880), wahrscheinlich gleichfalls von einem Mönche, dem Abt Hucbald im Kloster St. Amand gedichtet. Es beginnt:

Einan kuning weiz ih,	Einen König weiß (kenne) ich,
heizet her hluduîg,	Heißet Herr Ludwig,
ther gerno gode thionôt,	Der gerne Gotte dienet,
ih weiz her imo's lônôt.	Ich weiß, er ihm es lohnet.

Hiermit schließen wir unsere diesmalige Skizze, die, was ja ohnehin der beschränkte Raum verbot, auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, sondern nur die allgemeinen Umrisse der frühesten Gestaltung unserer Muttersprache zeichnen wollte, die nach dem gewiegten Urtheil eines Forschers, wie Grimm, an Fülle und Wohlklang der Endungen, an Kraft und Gewicht des Wortes, an Reichthum und Wechsel der Vokale, an Biegsamkeit und Feinheit der Bezeichnung, an Bestimmtheit der sprachlichen Form, an Reinheit des Reims und an Kürze und treffender schlagender Schärfe des Ausdrucks unendlich hoch über unserer heutigen oft so abgeschliffenen und verblaßten, ausgehöhlten und marklos gewordenen Umgangssprache steht, in deren glattem, zuweilen fast nichtssagendem Mienenspiel man kaum noch die tiefgefurchten, harten aber charaktervollen und festgeschnittenen Züge ihrer ehrwürdigen uralten Ahnfrau zu erkennen vermag.

Kein verfehltes Leben.

Nirgends im alten Pfarrhause war es gemüthlicher, als im Stübchen der Tante. Wie oft wurde es des Tags besucht! Drinnen hauste auch die gute, liebe Tante, der alle Herzen der Hausbewohner gehörten. Sie war alt geworden; unter der weißen Haube, die nicht nach der Mode gemacht war und doch so ganz zu ihr paßte, schauten die silbergrauen Haare heraus; auf der Nase saß die Hornbrille, über die hinaus sie Jeden, der zu ihr kam, mit so treuen, lieben Augen ansah. Und ihre Hände ruhten selten. Arbeits- und mühevoll war ihr Leben gewesen, und nun sie alt und schwach war, konnte sie doch nicht müssig sitzen; es war ihr, wie sie sagte, eine Erholung, wenn sie, in ihrem Sessel sitzend, die Strümpfe für die vielen großen und kleinen Beine, welche im Pfarrhaus auf- und abliefen, stricken konnte.

Ja, ein unruhiges, an Selbstverleugnung reiches Leben war es, das hinter ihr lag. Selbst die früheste Jugendzeit war für sie keine leichte gewesen. Es waren acht Kinder, welche im väterlichen Hause aufwuchsen, und die Einkünfte der Pfarrstelle waren so gering, daß die gute Mutter gar umsichtig und fürsorglich alles einrichten mußte, um auszukommen. Als aber die beiden ältesten Brüder auf die Schule kamen, da wurden auch die erst 12- und 14jährigen ältesten Töchter des Hauses mit in die Sorgen und Nöthen der Eltern hineingezogen und mußten die häuslichen Arbeiten übernehmen, die sonst der Magd des Hauses zugefallen waren. Da war denn von vielem Lernen, wie es heute auch von den Töchtern der Pfarrhäuser verlangt wird, keine Rede; die gute Tante hatte es nicht weit in den Studien gebracht: mit der Orthographie stand sie auf sehr gespanntem Fuße; daraus machte sie auch kein Hehl. Viel gelesen hatte sie in ihren jungen Jahren auch nicht, aber in ihrer Bibel wußte sie wohl Bescheid, und die meisten Lieder, welche in der Kirche gesungen wurden, kannte sie auswendig.

Es waren für sie besonders schwere Zeiten gewesen, als jahrelang von den Brüdern ein Brief nach dem andern gekommen, bald um dieses, bald um jenes bittend. Und im Vaterhause war doch schon alles auf das Allereinfachste eingerichtet. Die gute Tante konnte, wenn sie dieser Jahre gedachte, so recht tief aufseufzen; selbst in der Erinnerung lagen sie noch schwer auf ihr.

Aber sie waren mit Gottes Hilfe überstanden; diese zwei Brüder hatten ihre Studien vollendet, die beiden andern Berufe erwählt, die nicht so viel Kosten verursachten. Nun schien ruhigere Zeit für das Haus zu kommen. Ja, für Vater und Mutter und die andern Schwestern, aber nicht für die gute Tante.

Es war im Sommer 1867, da besuchte ich das Diakonissenhaus zu Kaiserswerth. Fast alle Schwestern des Hauses waren auswärts, alle in angestrengtem Dienste. Nur eine war, wie Frau Pastor Fliedner erzählte, am Abend vorher zurückgekehrt, nachdem sie fünf Wochen lang Typhuskranke gepflegt und nun selbst der Ruhe und Pflege im höchsten Maße bedürftig sei. Und es wären doch einige recht dringliche Bitten um Schwestern eingelaufen, die sie leider nicht erfüllen könne. Eine dieser Bitten läge ihr sonderlich auf dem Herzen, weil die Verhältnisse gar so trostlos und Hilfe so dringend nöthig wäre.

Gegen Abend wartete ich auf dem Bahnhofe auf die Ankunft des Zuges; da trat in den Wartesaal eine reisefertige Diakonissin. Wenige Worte, die ich mit ihr wechselte, brachten mir die Gewißheit, daß sie, der Pflege so bedürftig, sich freiwillig zu neuer Pflege erboten hatte und zu neuer Arbeit reiste. Die Liebe trieb sie und machte sie stark.

Und gedenke ich der guten Tante, so muß ich sagen, sie ist fast beständig von einem Liebesdienste zum andern gegangen; sie trug kein Diakonissenkleid und war doch eine treue Diakonissin; ihr Arbeitsfeld waren nicht die Spitäler, nicht die Fremden, aber der Blutsverwandten waren es viele; und wo ein Kindlein geboren ward, da mußte die gute Tante warten und pflegen; und war sonst irgendwo in der Verwandtschaft Noth, so mußte die Tante herbei.

Und überall war sie die gleich liebe und treue; ihre Worte thaten ebenso wohl, wie ihre hebenden und pflegenden Hände. Den Alten und Jungen, den Kleinen und Kleinsten verstand Niemand es so gemüthlich zu machen, wie die Tante. Ja, die Kleinen, die Schaar der Neffen und Nichten, hatten sie sonderlich in's Herz geschlossen. Ob sie es wohl wußten, daß der Tante Hauptarbeit und Sorge für sie im Kämmerlein auf den Knieen und mit gefalteten Händen geschah? — Einer wußte es, und der schreibt dies; der war ihr lieb vor den andern; und der weiß, was er den Gebeten der alten, guten Tante verdankt. Der hat manche Stunde in ihrem Stübchen bei ihr gesessen, und tief, tief in ihr liebe- und glaubensvolles Herz hineinblicken dürfen. Dem hat sie auch erzählt, wie sie in der Jugendzeit einem liebsten Wunsch um der andern willen entsagt hat. „Ich habe ja nun so viele liebe Kinder," sagte sie mit glänzendem Auge, „und bin wie eine sehr glückliche Großmutter. Der Herr gebe mir nur ein seliges Ende in eurer Mitte." Und den Wunsch hat ihr der Herr erfüllt; der sie am liebsten gehabt, der hat ihr die Augen zudrücken dürfen, und er sagt von ihr: „Das Leben der guten, alten Tante war kein verfehltes Leben."

Einträgliche Besteuerung.

Besteuert die Verleumdungszungen,
Und alle Lügenmäuler mit,
Das höchste Ziel ist dann errungen,
Gedeckt wird jedes Defizit.
Fünf Cents nur für jede Lüge
Und zehn für jede Klatscherei.
Was solch' Steuer wohl betrüge!
Ich glaub', wir wären steuerfrei.

Sonntagschul = Lektionen.

Sonntag, 6. März 1881. Luc. 7, 19—28.

Jesu Zeugniß von Johannes.

Haupttext: Er war ein brennend und scheinend Licht; ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Lichte. Joh. 5, 35.

I. Johannes Anfrage bei Jesu. V. 19—21. Johannes befand sich nach 3, 19. 20 noch immer in der Festung Machärus als Gefangener des Herodes Antipas, des Sohnes Herodis des Großen (vergl. Matth. 11, 2. 14, 3.), doch in leichterer Haft, so daß ihm der Verkehr mit seinen Jüngern offen stand. Durch diese hörte er (**V. 18**) auch von den Thaten (Wundern Jesu). Wie war nun aber gerade dieß im Stand, solche Zweifel in ihm zu erwecken? Aus einem Zweifel nämlich ist offenbar die ganze Frage hervorgegangen, nicht blos etwa aus der Absicht, seine Jünger vom herrlichen Wirken des Messias durch diesen selbst belehren und sich überzeugen zu lassen, und noch viel weniger aus dem Wunsche, durch diese Gesandtschaft auf Jesum selber gewissermaßen einen Druck auszuüben und ihn zu einem rascheren Vorgehen, zu einer auch äußerlich großartigeren und machtvolleren Durchführung seines Messiasamtes zu drängen. Aber dieses sein inneres Zweifeln an dem Herrn, auch äußerlich gerade jetzt noch verstärkt durch die Stille des Kerkers, war doch noch nicht ein eigentliches Zweifeln an dem Herrn selber und an seiner Person, sondern mehr nur an der Art und Weise seines Wirkens und Auftretens; daher gerade der Bericht von diesem den nächsten Anlaß zu der Botschaft an Jesum bildet. Nicht daran zweifelt er, daß dieser überhaupt der Messias sei, denn wäre auch dieß ihm nicht mehr festgestanden und völlig gewiß gewesen und geblieben, so hätte er ja gewiß nicht gerade zu ihm geschickt; sondern nur daran, ob er als dieser Messias auch sein Messiaswerk recht und ganz erfülle. Er konnte nicht verstehen oder doch nicht sogleich sich darein finden, daß er mit jenen Wundern, die er von ihm erfuhr, nicht sofort auch die weitere Ausführung alles dessen verband, was er einst von ihm verkündigt hatte und zwar zugleich ganz genau in der Weise wie er es vorausgesagt, also namentlich nicht das Messiasgericht, das er von ihm erwartet und geweissagt hatte, alsbald vornehme (Luc. 3, 17). Statt so im Sinn und Geist des Johannes zuerst und gleich als Richtermessias aufzutreten, that Christus vielmehr gerade das Gegentheil (Joh. 3, 17) und das konnte sich Johannes nicht von selber zurechtlegen und mit seinem eigenen Messiasbild nicht zusammenreimen. „Bist du der da kommen soll" (vergl. Mal. 3, 1; Ps. 40, 8. 118, 26) u. s. w. Der eigentliche Sinn dieser Frage ist also nicht der: Bist du überhaupt der Messias oder nicht? d. h. bist du vielleicht selbst auch blos einer seiner Vorläufer, wie ich, so daß also der rechte Messias erst noch kommen muß? — sondern vielmehr: bist du der ganze Messias, oder sollen wir neben und außer dir auch noch auf einen anderen (zweiten) warten? — wie man denn in Israel in der That mehrere solche göttlichen Gesandten erwartete (vergl. Joh. 1, 20—25; 5, 14 ff. 9, 19). So konnte sich also auch Johannes ganz ähnlich etwa vorstellen, daß Jesus selber vorläufig gleichsam nur den ersten Theil des Messiasamtes, die geistige, innerliche Gründung des Gottesreiches in den Herzen durch Wort und Werk, ausführen werde, dagegen den zweiten mehr sichtbaren, also namentlich das Gericht über die Heidenvölker und den äußeren Aufbau seiner Gemeinde seinem erst zukünftigen Nachfolger überlasse. Diese Ansicht des Johannes war also keineswegs schon völliger Unglaube, wohl aber Schwachglaube, Irrthum und Kleinglaube (V. 23). Ein solches plötzliches Herabsinken von der Höhe, worauf der Glaube sich schon emporgeschwungen hatte, ist aber ein eigenthümliches Kennzeichen fast aller Männer des alten Testaments überhaupt, die, weil sie noch innerlich nicht auf einem völlig neuen Boden stehen, sondern nur für eine gewisse Zeit gleichsam über sich selbst hinausgehoben waren, leicht wieder auf ihren natürlichen Standpunkt zurückfallen, der eben auch für einen Johannes, wie er selber bekennt (Joh. 3, 31) noch ein menschlich beschränkter, ein irdischer, nicht schon der himmlische ist. Es gehört aber mit zur göttlichen Wahrheit der hl. Schrift, daß sie auch solche Mängel und Schwächen, ja selbst eigentliche Fehler und Sünden der Kinder Gottes nicht verschweigt, theils damit man keinen Götzendienst mit ihnen treibe, theils damit auch Andere in ihren Versuchungen sich an ihnen aufrichten können; nur sollen sie auch, wie Johannes, mit ihren Nöthen und Zweifeln nicht zu anderen Menschen, sondern zum Heiland selber gehen.

II. Jesu Antwort an Johannes. V. 22. 23. V. 22: die Beweiskraft der Worte Jesu ergiebt sich nicht blos aus seinen Werken selbst (Joh. 5, 36), sondern auch und zwar zugleich noch viel mehr aus der Beziehung zwischen diesen Wundern und den Weissagungen der Propheten in ihren Schilderungen von dem Messias und seiner Wirksamkeit, (vergl. namentlich Jes. 35, 4 ff.; 61, 1 ff., auf welche Stellen hier besonders angespielt ist), welche alle thatsächlich und offenkundig in ihm erfüllt sind, worauf er sich auf sie selber als Augen- und Ohrenzeugen (V. 21: „zu derselben Zeit," also in ihrer Gegenwart) berufen kann, wie denn überhaupt auch heute noch das beste Zeugniß von Jesu immer die eigene persönliche Erfahrung ist (Joh. 1, 39. 46). Die Heilung von Besessenen, welche Lukas „der Arzt" V. 21 genau von blos leiblich Kranken unterscheidet, ist hier eben darum nicht wieder erwähnt, weil diese auch in jenen prophetischen Weissagungen fehlen; die Todtenerweckungen aber, (welche natürlich zunächst hier

im wirklichen leiblichen Sinn, nicht aber im bildlichen, „geistlich“ zu nehmen sind, nämlich von der Erweckung aus dem Todesschlaf der Sünde, weil dies ja als ein geistiger Vorgang gar nicht sinnlich wahrgenommen werden kann), konnten sie allerdings in diesem Augenblick auch nicht selber sehen (V. 21 läßt er sie darum ganz richtig aus), wohl aber ganz leicht von dem erst kürzlich und in nächster Nähe zu Nain geschehenen Wunder (Vers 11 ff.) hören. Erst bei der Anwendung auf unsere Zeit handelt es sich dann freilich nur noch um jene inneren Heilswirkungen als die „rechten geistlichen Wunderwerke“ (Luther), auf welche insbesondere auch schon der Schluß des Verses hinleitet: und den Armen u. s. w. (freilich wieder nicht blos die „geistlich“ Armen wie Matth. 5, 3). Diese Predigt des Evangeliums als innerlich wirkende neben jenen äußeren Thaten des Herrn steht aber ganz absichtlich, als besonders nachdrucksvoll, am Ende, denn gerade dies ist ein charakteristischer Zug der Messiasarbeit, wie Jesus sie treibt (gegenüber der Gesetzes- und Bußpredigt des Johannes), und bildet zugleich den Uebergang zu

V. 23. Nicht ärgert, eigentlich keinen Anlaß nimmt (was Jes. 8, 14 gerade vom Messias geweissagt ist, vergl. auch Luc. 2, 34), so daß man darüber strauchelt und fällt. Aergern aber konnte man sich gerade an dieser Niedrigkeit seiner Person und seines Umgangs, wenn er zu Armen und Kranken, Zöllnern und Sündern sich hielt. Sinn: Selig ist, wer von dem Messias keine anderen Proben seiner Macht erwartet, als eben diesen Dienst seiner helfenden und rettenden Liebe, und in dem demüthigen, langsamen und barmherzigen Gang seines Werkes gerade seinen echt göttlichen Beruf und Charakter erkennt.

III. Jesu Rede über Johannes. (V. 24—28.)

V. 24. Da die Boten &c. Also noch während ihres Weggehens hebt Jesus an, mit tief bewegtem Herzen und in größter Wahrheit und Klarheit dem Volk den heiligen Charakter und die ganze Stellung und Bedeutung des Johannes darzulegen, um so jedes falsche Urtheil über seine Person abzuschneiden oder doch zu berichtigen, und zugleich eine Dankesschuld abzutragen für das einst von Johannes für ihn selbst abgelegte große Zeugniß (Joh. 1, 26–34). Angesichts des bald eintretenden Todes des Täufers (Matth. 14, 1 ff.) ist seine Rede über ihn gleichsam seine Leichenrede, eine ehrenvolle, aber auch durchaus ehrliche, ohne falschen Menschenruhm und mit Anerkennung seiner Schranken. Fing Jesus an, dies weist auf das Wichtige seiner Worte mit feierlichem Ernste hin. Was seid ihr u. s. w. Das Volk hat durch seinen Zulauf zu Johannes selbst bewiesen, daß es in ihm einen außerordentlichen Mann erkannt hat, und mit vollem Recht. Aber der Fehler war der, daß sie eben, wie das so oft der Fall ist, besonders wo große Massen sich sammeln und etwas Außerordentliches geschieht oder auch nur erwartet wird, auch hier nur „Etwas sehen“ wollten, auch aus der ersten Bußpredigt nur ein Schauspiel, einen raren Zeitvertreib für die Neugier (vergl. Apostelgesch. 17, 21: das Volk in Athen) machen wollten, und selbst bei einem Manne, wie Johannes, nur eine vorübergehende Belustigung suchten (Joh. 5, 35), statt einer tieferen Erfassung und Erweckung, einer gründlichen Bekehrung und Reinigung. Gewöhnlich wird das vom Winde bewegte Rohr (hier ein besonders passendes Bild, weil es gerade am Jordanufer besonders häufig wuchs) als Bezeichnung eines schwankenden, unselbstständigen Menschen genommen, also als Ausdruck sittlicher Schwäche und Unbeständigkeit, und den Schein eines solchen zweifelnden Wankelmuthes konnte allerdings seine Anfrage bei Jesu erregen.

V. 25. Ebenso werden dann die reichen Kleider meistens wieder nur als Sinnbild der sinnlichen Weichlichkeit und Ueppigkeit, überhaupt eines bequemen Genußlebens, betrachtet, und selbst dies konnte man ihm trotz der Strenge seines Wüstenlebens (Matth. 3, 4) dann vorwerfen, wenn man seine Gesandtschaft dahin mißverstand und mißdeutete, er habe auf diese Weise blos sein hartes äußeres Loos verbessern wollen, indem er Jesum zu einem entschiedenen und entscheidenden äußern Machtschritt veranlassen wollte. Viel einfacher und natürlicher aber nimmt man jenes Rohr blos als das Bild von etwas Geringfügigem überhaupt: Gewiß seid ihr nicht dazu hinaus gelaufen, um nur etwas so Alltägliches und Gewöhnliches zu sehen, dazu braucht es keiner so mühseligen Wallfahrt, keines so zahlreichen, endlosen Pilgerzuges nach der Wüste. Und euer Gefühl hat euch auch nicht getäuscht: Er war wirklich etwas Großes, aber nicht, wie ihr wähntet, im irdischen, sondern im himmlischen Sinn. Wäre jenes Erste der Fall gewesen, dann hätte er statt am öden Jordan in Königspalästen gewohnt; seine Größe aber war eine echte, wahre, göttliche (keine blos menschliche Scheingröße), und diese besteht für Israel nur in der göttlichen Sendung. Daher schließt sich nun ganz naturgemäß die Frage an:

V. 26. Wolltet ihr einen Propheten sehen? War das ihre Erwartung von Johannes, dann war sie nicht wieder blos täuschender Schein, sondern dann hat sie sich wirklich erfüllt, ja mehr als erfüllt; „Ja, ich sage euch“ — bestätigend. Es kommt also sehr viel darauf an, was wir von Gott und seinen Dienern erwarten, denn darnach bekommen wir auch. „Mehr als ein Prophet:“ denn es ist etwas Größeres, geweissagt zu sein, als blos selber zu weissagen. Seine Erscheinung war aber wirklich eine solche geweissagte, zum Voraus beschriebene (V. 27).

V. 27. Erfüllung von Mal. 3, 1, wonach Johannes nicht blos der letzte und somit auch der größte Prophet des Alten Bundes überhaupt, sondern mehr als dies, der von Gott gesandte Wegbereiter des Messias selber ist.

V. 28. „Die von Weibern geboren sind,“ bezeichnet die Menschen nach ihrer Schwäche und Sterblichkeit (vergl. Hiob 14, 1. 15; 14. 25, 4). Kein größerer Prophet nicht: kein größerer Mann überhaupt, denn seine Erhabenheit über alle anderen Männer des Alten Bundes liegt nur in seinem Amt als Vorläufer Christi, nicht in seiner eigenen Person selbst. Nicht seine persönliche, sittliche Würdigkeit, sondern nur seine prophetische, religiöse Aufgabe bedingt seine ganze einzigartige Stellung und seinen eigenthümlichen Rang in seiner ganz besonderen außer-

ordentlichen Bedeutung. Ob sein inneres Leben höher stand, als das eines Abraham und Moses, David und Elias, ist damit nicht gesagt, aber sein äußerer Platz im göttlichen Reichsplan ist allerdings ein höherer, weil der neutestamentlichen Zeit und Erfüllung näherer. Und doch hat auch schon der geringste Jünger des Neuen Bundes selbst wieder eine höhere Stellung als er, weil er eine geistigere Anschauung der göttlichen Dinge und eine persönlich innigere Gemeinschaft mit Christo hat oder doch haben kann, als Johannes, der blos sein Bote war, und nur auf der Schwelle der Erfüllung, aber noch nicht im Heiligthum des Neuen Bundes selber stand. Jenem gehört und gebührt in Christo das Kindesrecht im Hause Gottes, dieser ist und bleibt blos ein Knecht, wenn auch der bevorzugteste, jener hat den Sohn selber, dieser kündigt ihn nur an. Daraus folgt aber nicht, daß jener diesen auch an Glaubensgehorsam übertreffe oder gar übertreffen müsse. Johannes kann vielmehr auf seinem Standpunkt sogar weiter vorgeschritten sein, aber sein Standpunkt selbst ist an sich der niederere. Eben so wenig aber ist Johannes selbst von dem Reiche ausgeschlossen, sondern richtig verstanden sagt der Vers klar: sein jetziger Standpunkt, wonach er noch ganz dem alten Testament angehört, ist an sich schon (oder vielmehr: noch) geringer, als der künftige des geringsten Jüngers, darum aber doch auch schon Himmelreichsstandpunkt, so gewiß der Stern auch Licht giebt, wenngleich nicht das volle der noch helleren Sonne. „Der aber kleiner ist," geht natürlich nicht auf Jesum als den im natürlichen Lebensalter jüngeren, denn von sich selbst im Vergleich mit Johannes redet hier Jesus gar nicht, sondern auf den verhältnißmäßig blos „kleineren", in Wahrheit vielleicht kleinsten und geringsten seiner Jünger.

Disposition. Johannes der Täufer ein brennend und scheinend Licht (Joh. 5, 35):

1) Zwar zeitweise verdunkelt durch die Wolken des Zweifels (V. 19—21);
2) Aber im Glauben an Jesu Wort und Werk sie überwindend (V. 22—23);
3) Von Ihm auf den Leuchter gestellt vor allem Volk (V. 24—26),
4) Und dennoch verlöschend vor dem Aufgang des vollkommenen Tages (V. 27).

Sonntag, 13. März. Luc. 7, 36—50.

Der Sünderfreund.

Haupttext: Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben. Lucas 7, 48.

Einleitung. Viele sehen in dem Pharisäer (Simon, nach V. 40) den Matth. 26, 6 genannten Simon „den Aussätzigen", von dem aber nicht gesagt wird, daß er auch ein Pharisäer gewesen sei. Dies führt denn weiter dazu, unsere ganze Geschichte überhaupt anders zu fassen, nämlich als die bei Lucas nur an einen falschen Ort gestellte (am rechten Ort dagegen ausgelassene) Erzählung von der letzten Salbung des Herrn, dann wäre die Stadt (V. 37) Bethanien und die „Sünderin" gar Maria, die Schwester des Lazarus, was sie doch ebenso wenig sein kann, als die von Lucas selbst erst nachher (8, 2) ausdrücklich genannte und also auch von ihr genau unterschiedene Maria „Magdalena". Diese ganze Ansicht ist überhaupt durchaus verkehrt und richtet nichts als Verwirrung an, statt der angeblichen Uebereinstimmung der Evangelien. Diese selbst reden ganz deutlich von zwei Salbungen: unsere hier, auf der Höhe seiner Lehrwirksamkeit, und jene am Schluß derselben „zu seinem Begräbniß" (Matth. 24, 12), die unsere in einer völlig unbekannten Gesellschaft, jene im wohlbekannten Kreis der Familie der Martha, die eine mit einem Gespräch über das Maß der Liebe, die andere mit einem über das (scheinbare) Uebermaß der Liebeserweise (Matth. 26, 8). Wie es schon aus inneren Gründen an sich unwahrscheinlich ist, daß beide Salbungen in eine einzige zusammen fallen, so ist es auch äußerlich geradezu unmöglich, dadurch, daß man aus beiden nur eine einzige macht, alle einzelnen Schwierigkeiten zu heben und in vollen Einklang zu bringen. Dagegen ist es ganz und gar nichts Unglaubliches, daß eine so häufige Sitte des Morgenlandes, wie die der Salbung bei Gastmählern, auch bei Christo mehr als blos Einmal vorkommen konnte, wie auch der Name Simon ein außerordentlich häufiger war.

I. Das Aergerniß. (V. 36—39.) V. 36. Der Pharisäer Einer. Wir stehen hier noch in der Zeit, wo der Bruch zwischen Christo und den Pharisäern zwar schon ziemlich weit vorgeschritten, aber doch noch nicht ganz vollzogen war, und so hat es gar keine Schwierigkeit, daß Einer derselben ihn zu sich einlud, ohne daß man ihm deßhalb gerade feindselige Absichten gegen ihn unterzuschieben braucht. Dagegen spricht schon die freundliche Anrede V. 40, ja V. 42 zeigt, daß auch er schon von Christo irgend eine geistige Wohlthat empfangen haben muß, und ein gewisses Dankgefühl, nach V. 47 sogar einige, wenn auch nur erst wenige Liebe gegen ihn empfindet. Dies ist auch durch den schlechten Empfang in seinem Hause nicht ganz ausgeschlossen, der zunächst blos auf eine gewisse gleichgiltige oder auch absichtliche Zurückhaltung, nicht gerade auf Feindseligkeit schließen läßt; nach V. 39 ist er offenbar noch schwankend zwischen dem Eindruck, den Jesus auf ihn macht, und den Vorurtheilen seiner Standesgenossen gegen denselben. Jesus selbst aber geht auch hier so wenig als auf der Hochzeit zu Cana menschenscheu den Anläßen aus dem Weg, wo er auf die Kinder der Welt wirken kann, und wär's auch nur bei Tische.

V. 37. In der Stadt, keinesfalls Jerusalem, denn der Herr ist noch in Galiläa, nicht in Judäa, vielleicht das zuletzt genannte Nain (V. 11). Eine Sünderin, in dem besonderen Sinne des Wortes wie Joh. 8, 7, und als solche dort wohlbekannt (V. 39), die aber durch Jesum zu Buße und Glauben und damit zur sittlichen Umkehr und Erneuerung gekommen war. Mag dies, so oder anders, durch seine Predigt oder den unmittelbaren Eindruck seiner Person und seines ganzen Willens, durch eine Unterredung wie bei der Samariterin am Jakobsbrunnen, oder durch einen seiner Blicke geschehen sein, die wie ein Strahl vom Himmel in gebrochene Herzen fielen, jedenfalls hatte sie ihm eine unaus-

sprechlich große geistige Wohlthat zu danken, nach V. 42 die Vergebung ihrer vielen und schweren Sünden. Nur das lebhafteste Gefühl einer unbegrenzten Dankbarkeit konnte ihr Muth und Kraft geben, in ein solches Haus der vornehmen, gesetzesstolzen, selbstgerechten „Heiligen" zu gehen, wo sie sich schon von vornherein darauf gefaßt halten konnte, schmählich fortgejagt zu werden; aber wahre Liebe überwindet Alles.

V. 38: Hinten zu seinen Füßen, nach bekannter orientalischer Speisesitte saß man nicht beim Mahle auf Stühlen, sondern ruhte halbliegend, mit dem Arm auf den niedrigen Tisch gestützt, auf einem Divan, die bloßen Füße rückwärts gerichtet. So konnte sie ohne Hinderniß zu ihm gelangen, aber in dem Augenblick, wo sie sich anschickt, die Salbe auszugießen, bricht sie in schmerzliche Erinnerung an ihre vergangene Schuld, aber auch in dankbarer Rührung in Thränen aus, und diese fließen so reichlich, daß sie, weil sie kein Tuch zum trocknen hat, mit ihren schnell gelösten Haaren sie abzuwaschen sucht. Um dieß ganz zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß es bei den Juden eine der größten Demüthigungen für eine Frau war, öffentlich mit unbedecktem Haupt oder gar mit fliegenden Haaren zu erscheinen. Küssete seine Füße zum Beweis der allertiefsten Ehrfurcht. Sie gab ihm also in der That alles, was sie hatte, ihre ganze Habe (Marc. 12, 44): ihr irdisches Gut in der kostbaren Narde, ihr Herz in ihren Thränen und Küssen, und mit den Haaren ihren vorher im Sündendienst stehenden, jetzt zu seinem Dienst geheiligten Leib.

V. 39: Dem Pharisäer in seiner gesetzlichen Kälte und stolzen Einbildung bleibt das ganze Wesen dieses Vorgangs völlig fremd und unverständlich, namentlich seine tiefste innerste Triebfeder; statt dessen hält er sich blos am äußeren Scheine auf und zweifelt an der wahren Gottheit Christi, weil er ja nicht einmal wisse, was (ihrem Namen und Familie nach) und welch ein Weib (ihrer Gesinnung und Wandel nach) sie sei. Darin, daß er sich von ihr diese Huldigung gefallen läßt, sieht er den Beweis, daß er sie nicht kenne, also auch kein Prophet sei, weil er sich unbewußt von der Unreinen verunreinigen lasse.

II. Das Gleichniß. V. 40—43. V. 40: Simon, ich habe dir u. s. w. Er hat also seine Gedanken wohl durchschaut und wenn dieser je noch einen Beweis für die prophetische Gabe Jesu bedurfte, so erhielt er ihn sofort in der Erzählung, die so ganz den geheimsten Fragen seines Herzens entsprach und sie aussprach. Zugleich ist aber auch schon dieses erste Wort seiner Rede neben der ungezwungenen Freundlichkeit und einem gewissen leichteren zum Tischgespräch vollständig passenden Ton, der durchklingt ein wahres Meisterstück göttlicher Lehrweisheit, sowohl in der Feinheit, womit er der Frau Zeit läßt sich zu fassen, als in dem Ernst und der Schärfe, womit er Simon zwingt sich zu sammeln und ihn gleichsam aus der ganzen Umgebung des Gastmahles herausnimmt und in die Stille führt. Auch wo uns Gott etwas Besonderes zu sagen hat, will er uns gern allein haben, legt uns auf ein Krankenlager u. s. w. Kurz schließt uns vom bunten Lärm des Lebens ab; da soll man ihm ja willig folgen wie Simon mit seinem: „Meister, sag' an!"

V. 41: Der Wucherer (Gläubiger) ist Christus, derselbe, dem auch nachher V. 44 ff. die Liebe erwiesen wird, die beiden Schuldner Simon und das Weib. 500 Groschen (Denare) etwa $100, 50 etwa $10, jenes bedeutet die große Masse von Schuld bei der Sünderin, dieß die wenigen Gesetzesübertretungen, deren der tugendstolze und selbstgerechte Pharisäer sich bewußt ist.

V. 42: Schenkte es Beiden, partheilose Größe seiner vergebenden Liebe!

V. 43: Du hast recht gerichtet (geurtheilt) und damit dich selbst gerichtet (verurtheilt).

III. Das Zeugniß. V. 44—50 oder die Anwendung des Gleichnisses auf Beide und auf uns.

V. 44: Jesus befolgt hier gerade den umgekehrten Gang des Gleichnisses selbst: dieses steigt von der Ursache herab zur Wirkung d. h. von der Schuld zur Vergebung und von dieser zur Dankbarkeit. Jetzt aber steigt er von der Wirkung auf zur Ursache. Denn nur die Wirkung ist augenscheinlich und sinnenfällig („Siehest du dies Weib?"), daher kann er sie auch so malerisch schildern (V. 44—46), die Ursache selbst aber ist verborgen und kann blos aus der Wirkung erschlossen werden (V. 47). Vor dem Gleichniß hat er sich an Simon gewandt (V. 40), jetzt gegen das Weib als sichtbaren Gegenstand seines Beweises, worin er um den ganzen schneidenden Gegensatz zwischen dem vornehm kühlen, frostig abgemessenen Empfang des Pharisäers und der feurigen Dankbarkeit der Sünderin zeigt. Jener hat gemeint, es sei schon Ehre mehr als genug, wenn er ihn überhaupt einlade und in seiner Tischgesellschaft dulde und daher nicht einmal die allgemeinsten Pflichten der Höflichkeit (Fußwaschung und Kuß zum Willkomm) und der Ehrerbietung (Salbung) gegen ihn erfüllt. Jesus hat sich zwar über diesen Mangel an Aufmerksamkit nicht beklagt, aber bemerkt und gefühlt hat er ihn doch und jetzt hält er ihm denselben auch vor, nicht aus falschem Ehrgeiz oder um den Beleidigten zu spielen, sondern zur Ehrenrettung der Frau und seiner Beschämung und Besserung. Die sich immer mehr steigernden Gegensätze sind: Wasser und Thränen, Kuß auf den Mund und auf die Füße, Salbung des Hauptes mit Oel und Salbung der Füße mit köstlicher Narde (aus kostbaren, wohlriechenden Flüssigkeiten und Pflanzenstoffen, namentlich auch Saft und Blättern der Myrrhe bereitet, vergl. Joh. 12, 3). So hat also in der That nicht Simon selbst, sondern an seiner Statt das fremde Weib für ihn die Ehre seines eigenen Hauses gerettet. In dein Haus, nämlich als von dir geladener Gast, nicht blos zufällig als Fremder, wie sie; dieß schärft noch den Vorwurf. Ihres Hauptes als des edelsten Theiles des Körpers, absichtlich den Füßen entgegengestellt.

V. 45: Nachdem sie hereingekommen, weil der Kuß als Gruß beim Empfang und Eintritt galt. Sie scheint also fast gleichzeitig oder doch sehr bald nach ihm gekommen zu sein, als er sich eben zum Mahle niederließ.

V. 46: Mit Oel gesalbt (vergl. Ps. 23, 5), womit man besonders an Festgelagen einen lieben Gast zu ehren pflegte, unmittelbar vor Beginn der Mahlzeit.

V. 47: Von der sichtbaren Verschiedenheit des Liebesdankes der Einen und der Andern geht Jesus nun zurück auf die verborgene *Ursache*, nämlich das verschiedene Maß der empfangenen Sündenvergebung. *Deshalben sage ich dir*, nämlich eben wegen dieses offenbaren Contrastes eurer beiderseitigen Liebes*erweisung* und zugleich zu Gunsten derer des Weibes will ich nun zeigen, *woher diese kommt*. „Denn sie hat viel geliebet," ist also nicht die der Sündenvergebung *vorausgesandte Ursache* derselben, sondern vielmehr klar und deutlich der ihr *nachfolgende Beweis* ihres wirklichen Empfangs, an welchem man sie und ihr Maß selber erst *erkennen* kann. Die Liebeserweisung *bedingt* nicht erst die Vergebung, sondern kommt und fließt *aus* der schon vorhandenen Vergebung und richtet sich in ihrem Maße nach dieser, nicht umgekehrt wie die *katholische* Kirche zu Gunsten ihres Werkverdienstes unsere Stelle mißversteht und mißdeutet. Auch ist die Liebe nicht etwa in ihrer „Einheit mit dem Glauben" als Quelle der Vergebung zu fassen, das lehrt die Schrift nirgends, sondern überall nur, daß der lebendige Glaube in der Liebe thätig sei, also durch sie und ihre Werke als seine Früchte sich zeigen, erweisen und bestätigen müsse. Und so ist auch hier (V. 50) wie überall im ganzen Neuen Testament der Glaube *allein* und *für sich* (ganz abgesehen noch von der Liebe) zwar nicht die *wirksame Ursache* der Sündenvergebung, denn dieß ist vielmehr die *Gnade Gottes* (Eph. 2, 8), wohl aber die nothwendige *innere Bedingung* zum *Empfang* derselben. Die *Liebe* aber ist nur das in ihren Werken erkennbare *Zeichen*, woran man diesen Empfang selber und sein Maß *sehen* kann. Aus der vorhandenen und sich ihm selbst in so tief beschämender Weise aufdrängenden *Frucht* der Dankbarkeit soll Simon schließen auf ihre *Wurzel*, die Vergebung; jene ist der unwidersprechlich klare und sichere Erweis, der lebendige Thatbeweis von dieser. Dieß zeigt ganz deutlich der *Schluß des Verses*, der sonst gerade umgekehrt heißen müßte: „Wer aber wenig liebt, dem wird auch wenig vergeben werden." Dieß geht natürlich auf den eigenen sittlichen Zustand des Simon als selbstgerechten Pharisäers, dem die *wahre* Selbsterkenntniß und die *ächte*, aufrichtige, demüthige Buße noch viel zu sehr fehlt, als daß auch er der Gegenstand einer ebenso reichen Vergebung werden könnte wie die Sünderin, und daß er eine solche nicht eben so voll und ganz, wie sie, an sich erfahren hat, das zeigt er eben durch seinen *Mangel an Liebe*, nicht aber ist dieser letztere der Grund seiner mangelnden Erfahrung der vollen Sündenvergebung. Wäre *dieß* die Meinung Jesu gewesen, dann hätte das ganze vorangehende Gleichniß gar keinen Sinn mehr, oder müßte es V. 42 heißen: welcher *hat* ihn am meisten geliebt? statt: *wird* ihn am meisten lieben?

Schluß: V. 48: Der Pharisäer ist gebührend abgefertigt, wenn auch schonend, sofern das, was eigentlich ihm *persönlich* gilt, in milderer Form als ein allgemeiner Satz hingestellt ist (V. 47: „*welchem* aber u. s. w." ganz wie bei *Nicodemus* Joh. 3, 5: „Es sei denn daß *Jemand* u. s. w."); und nun befriedigt Jesus das innere Bedürfniß der Frau durch eine förmliche Erklärung ihres Begnadigungsstandes, in welchem sie zwar schon durch die Vergebung der Sünden und die wiederholte ausdrückliche Zusage derselben (V. 47) stand, ja nach V. 50 für *ihre eigene* Person durch ihren *Glauben* längst schon lebte, seit nämlich der Herr sie gerettet, und eben davon gab ihre *Liebe* (V. 37 ff.) den vollen Ausdruck. Der Herr fügt aber nun auch von *seiner Seite* noch eine deutliche Versicherung und Bestätigung bei, wohl namentlich auch im Hinblick auf die Anwesenden, durch deren Vorwürfe und Verdächtigungen leicht auch in ihrem Herzen wieder Zweifel aufsteigen konnten, denen gegenüber er ihr einen Schutz, sozusagen eine unerschütterlich feste Garantie geben mußte und wollte. Dieser persönlichen Zusicherung der Heilsgewißheit entspricht bei *uns* das *Zeugniß des hl. Geistes* als die innere Versieglung des durch den Glauben in der Rechtfertigung bereits ergriffenen und erlangten Gnadenstandes (Eph. 1, 13). Zugleich zeigt die Stelle aber auch, daß *einzelne* Sündenvergebungen wohl diesem Rechtfertigungs- und Gnaden*stand* schon vorangehen können, aber ihn nicht selber schon bilden; ihre eigentliche, ganze, definitive „Absolution" folgte doch erst (V. 50) mit dem „Gehe hin im Frieden!" was ein vorangegangenes: „Friede sei mit dir" nicht aus- sondern einschließt.

V. 49: Dem gegenüber nun die Frage des Unwillens, nicht der Verwunderung (wie Matth. 8, 27): *Wer ist der, der nach* u. s. w. nämlich neben allem andern außerordentlichen, was er noch sonst thut.

V. 50: Jesus aber läßt sich darauf gar nicht ein, sondern fährt fort als hörte er nichts davon und schließt das Ganze nun mit der feierlichen *Entlassung* der Frau unter Hinweisung auf ihren Glauben als den eigentlichen letzten Grund ihrer Seligkeit. Sie steht nun im vollen Genuß des göttlichen Friedens und kann mit diesem guten Schatz ihres Herzens getrost heimgehen trotz allem Murmeln und Murren der Feinde, sie geht *gerechtfertigt* nach Hause (vergl. 18, 14).

Sonntag, 20. März 1881. Matth. 24, 42—51.

Mäßigkeits-Lektion.

Haupttext: *Aber hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung, und komme dieser Tag schnell über euch.* Luc. 21, 34.

I. Der kluge Hausvater. V. 42—44. V. 42: *Darum wachet*, weil nämlich die Stunde so ungewiß ist, da der Herr wieder kommen wird. Von dieser *Zukunft des Herrn* d. h. seinem *letzten Kommen zum Weltgericht* handelt das ganze Textkapitel, aus welchem unsere Lektion genommen ist, die nun aus 3 aus dem Leben genommenen Bildern das rechte und das falsche Verhalten zu diesem Kommen veranschaulicht. Wir wissen blos, *daß* er wieder *sichtbar* kommen wird, aber nicht, *wann* dieser Tag seiner Erscheinung und herrlichen Offenbarung sein wird (gegenüber seinem *ersten Kommen in Niedrig-*

keit), ganz wie auch unser eigener Tod (unser Kommen zu Ihm) für uns zugleich der Sache nach als Allergewisseste und doch auch der Zeit nach das Allerungewisseste ist. Der aber, der dann kommen wird, ist unser Herr, der also auch ein Recht zur Rechenschaft hat.

V. 43. Das aber sollt ihr wissen, = darum aber erkennet es und fasset es wohl zu Herzen, um was es sich dabei handelt. Er will ihnen also im Folgenden ein Warnungsbeispiel vorhalten, damit sie sich nicht etwa durch das Nichtwissen zu einem Mangel an Wachsamkeit verleiten lassen oder gar daraus eine Entschuldigung für ihre Saumseligkeit machen. Wenn er wüßte, d. h. wenn es ihm bekannt wäre, welche Nachtwache (vergl. Mark. 13, 35) der Dieb wählen würde, um seinen Einbruch auszuführen, so würde ihn schon seine eigene Klugheit zu wachsamer Vorsicht, nöthigenfalls zu bewaffneter Bereitschaft auffordern, schon in seinem eigenen Interesse; nun aber hat er diese Diebsstunde nicht gewußt und nicht wissen können, und darum auch sich nicht vorgesehen und sich nicht versehen können. Ganz ähnlich geht es aber auch in Bezug auf die Zeit seiner Wiederkunft, darum gilt es, allezeit wachen; schon in unserem eigenen Interesse, auch wenn es uns nicht ausdrücklich befohlen wäre, würde es selbst die bloße natürliche Klugheit von uns verlangen.

V. 44. Darum, damit es nämlich nicht auch euch ebenso geht, wie jenem trotz aller seiner sonstigen Klugheit doch wegen seines im entscheidenden Augenblick bewiesenen Mangels an wachsamer, allezeit bereiter Vorsicht bestohlenen Hausvater, d. h. also, damit auch nicht ihr durch diesen ebenso plötzlich und unvermuthet wie ein schlauer Dieb hereinbrechenden Gerichtstag um alles das Eure kommet. Hier also kann ebenso wie dort geradezu alles auf Eine Stunde, ja auf Einen Augenblick ankommen.

II. Der treue Knecht. (**V. 45—47.**) **V. 45.** Welcher ist aber nun u. s. w., nämlich unter solchen schwierigen Umständen und der eben gegebenen Mahnung zur steten Bereitschaft gemäß. Ein treuer Knecht: Knechte sind wir alle, weil der Herr über uns alle ein Eigenthumsrecht hat schon durch die Schöpfung und noch viel mehr durch die Erlösung, und weil Er auch Jedem von uns irgend einen größeren oder kleineren Wirkungskreis angewiesen; es fragt sich nun blos, ob wir auch rechte, d. h. gehorsame Knechte sind, denn nur solchen kann der Herr mit Ruhe, auch wenn er selber persönlich abwesend ist (V. 46), Haus und Gesinde anvertrauen. Aber wo findet sich ein solcher? Schmerzlich suchende Frage und Klage, weil solche Knechte so selten sind. Hier ist also ein Wechsel des Bildes: Vorhin war der Hausherr, der zu Hause bleibt, um es zu bewachen und zu bewahren, der Christ in seiner rechten Bereitschaft auf das Kommen des Herrn, hier ist der Hausherr, der fortgeht, um nachher plötzlich wieder zu kommen, Christus selbst und seine für uns der Zeit nach ungewisse und darum auch unberechenbare Zukunft.

V. 46 giebt nun die Antwort auf die Frage V. 45, aber nicht in der einfachen Form: der ist es, welcher u. s. w., sondern vermöge der Lebhaftigkeit des Gedankengangs und der Schilderung in Gestalt einer Lobpreisung des betreffenden Knechts: Selig ist er! Also thue, wie ihm nämlich befohlen ist und nach V. 45 sein Dienst erfordert.

V. 47. Beschreibung des Inhalts und Umfangs dieser Seligkeit: ein Knecht wird er zwar auch dann immer noch bleiben, aber auf einen viel höheren Posten vorrücken; nicht blos über Haus und Gesinde (V. 45), sondern über das ganze Eigenthum seines Herrn wird er gesetzt werden, denn er hat seine Treue erprobt. Aehnlich entspricht auch schon 21, 25 ff. und Luc. 19, 17 ff. der himmlische Lohn des Messiasreiches der Diensttreue im irdischen Amt und Beruf. Mehr als nur Traum mit dem Gegebenen und Anvertrauten verlangt der Herr auch hier nicht, diese aber verlangt er ganz und sicher, und solche Treue ist denn zuletzt auch die höchste, ja die dem Knecht in seiner ganzen Stellung hier in dieser Zeit allein möglicher und für ihn berechtigter Klugheit (V. 45: „und kluger Knecht") gegenüber der zwar wohl schlau berechnenden, aber darum doch unberechtigten „Klugheit" jenes „ungerechten Haushalters" (Luc. 16, 1 ff.). Die rechte Treue ist immer auch die beste Klugheit, und die wahre Klugheit ist immer auch zugleich treu. Merke: Auch die Seligkeit ist nicht eine müssige, träge, bequeme Ruhe, sondern (mühelose) Arbeit und (seliger) Dienst im Reiche Gottes, nur auf höherer Stufe, als in diesem Leben; aber auch dort noch bleibt es unser höchster Ruhm und unsere einzige Ehre und Seligkeit, seine Knechte sein zu dürfen; Höheres sind selbst die Engel nicht.

III. Der böse Knecht (**V. 48—51**), das Gegenbild zum guten (treuen). **V. 48.** Jener der böse (schlechte) Knecht (dort), abermals lebendig veranschaulichend, als ob er gegenwärtig wäre und leibhaftig dastände; nicht aber so, als ob von zwei blos als möglich gedachten Fällen (entweder ist der Knecht treu, oder untreu) jetzt der zweite als schon wirklich eingetretem vorausgesetzt wäre. In seinem Herzen, also auch hier zuerst die argen (sorglos leichtsinnigen) Gedanken im Herzen (15, 19), denn daraus und darauf folgend ist die böse That. (Entwickelungsgeschichte aller Sünde.)

V. 49. Fährt an, geht darauf, daß ihn sein unvermuthet zurückkehrender Herr bei dem schon begonnenen gottlosen Treiben überrascht und macht zugleich seinen sicheren Frevelmuth doppelt sichtbar. Innerhalb des Hauses gegen seine ihm doch nur für die Zeit der Abwesenheit seines Herrn untergebenen (V. 45), aber wesentlich doch auf gleicher Rangstufe mit ihm stehenden Mitknechte ist er ein grausamer Tyrann, statt, wie er sein sollte, ein fürsorglicher Pfleger (V. 45), und außerhalb seines Dienstverhältnisses ein ausschweifender Schlemmer und Wüstling; dazu noch ohne Zweifel auf Kosten seines Herrn, denn eigene Mittel würden für einen bloßen Knecht (eigentlich sogar: Sklaven, also wohl selbst ganz ohne persönlichen Besitz) schwerlich hingereicht haben zu einem solch üppigen, verschwenderischen Leben bis zum wüsten Uebermaß („trunkene"). Es ist damit also zugleich gegenüber dem „treuen" Knecht (V. 45) auch auf seine Unredlichkeit hingedeutet. Ist der gute Knecht treu und klug, so ist der böse nothwendig beides untreu und unklug; seine Untreue ist selbst die größte Unklugheit, denn er ist keinen Augenblick

sicher, daß er nicht ertappt wird, und umgekehrt seine Unklugheit macht ihn auch untreu.

V. 50. Darum ereilt ihn auch die wohlverdiente Strafe nicht etwa nur seines Leichtsinns und seiner Gleichgiltigkeit, sondern wegen seiner offenbaren Schlechtigkeit und Liederlichkeit in furchtbarer Schnelle und mit entsetzlichem Ernst.

V. 51. Zerscheitern, eigentlich Zerschneiden und zwar mit der Säge (vergl. 2 Sam. 12, 31; 1 Chron. 20, 3; Hebr. 11, 37), eine im Alterthum neben der Hinrichtung durch's Schwert häufige Strafe für besonders schlimme Verbrecher. Dagegen spricht nicht, daß er ja im Folgenden noch als lebendig gedacht wird, denn dies wird theils durch die malerisch dichtende Form der Erzählung entschuldigt, theils liegt es auch darin begründet, daß nun seine Strafe auch noch der Sache nach, in ihrem wirklichen Thatbestand, ausgesprochen wird, die vorher nur bildlich bezeichnet war. Sein Lohn (Theil), also nach vollkommenster Gerechtigkeit gerade das, was ihm gehört. Sinn: er wird ihn in das ihm gebührende, mit den Heuchlern gemeinsame Verhältniß setzen, so daß er nun sein Loos auch äußerlich mit ihnen theilen muß, wie und weil er innerlich seinem Charakter nach zu ihnen gehört. Denn auch er selber ist im letzten Grunde schon lange ein Heuchler gewesen, indem er in seiner, freilich falschen Hoffnung, noch eine lange Frist vor sich zu haben bis zu der sich nach seiner, freilich wieder irrigen Meinung noch in's Ungewisse hinziehenden und langsam verzögernden Ankunft seines Meisters (V. 48), einstweilen allerdings seines Herrn Gut und Geld, seine eigene Zeit und Kraft und seiner Mitknechte Wohl und Freiheit noch zum Genuß seiner sinnlichen Lüste mißbrauchen, dann aber bei seinem Erscheinen sich doch schnell wieder den Schein treuer Pflichterfüllung retten und so sich durch irgend welche unlauteren Mittel und unwahren Vorspiegelungen hinauslügen, vielleicht auch durch allerlei zweifelhafte Künste (Luc. 16, 5—7) wieder hinaushelfen wollte; wie er dann wohl auch schon früher bei seiner Anstellung sich blos gut gestellt haben wird, denn sein muthwilliges, selbstsüchtiges und lasterhaftes Thun und Treiben läßt auf einen schon sehr verdorbenen Herzensgrund schließen, sonst wäre auch diese harte Strafe ungerecht. Da, nämlich in der Hölle als Strafort der scheinheiligen Heuchler; Heulen vor Schmerz, Zähneklappen vor Furcht.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Die Kinder des Friedens in einer Welt des Unfriedens.

Röm. 12, 17—19: „Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet Niemand Böses mit Bösem. Fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen Jedermann. Ist's möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“

Dieser Text bildet den Abschluß der langen Reihe von einzelnen Erfahrungen für die mancherlei Lebensverhältnisse und Aufgaben, welchen auch der Christ sich nicht entziehen darf, in welchen er vielmehr sich als Christ bewähren soll als Licht der Welt und Salz der Erde. Die edelste Perle im Schmuck eines heiligen, gottseligen Christenwandels ist Friedfertigkeit und Verträglichkeit auch gegen die größten Feinde. So ist dieser Text eine rechte Friedensstimme, hineingesprochen in eine Welt voll Unfrieden. Sind vorher den Christen vorherrschend ihre Pflichten gegen die Mitbrüder eingeschärft, so richtet sich jetzt der Blick des Apostels vorwiegend auf die, welche draußen sind und in verschiedenen Gestalten dem Christen als Feinde gegenüberstehen und entgegentreten. Unter solchen schwierigen Verhältnissen gilt es umsomehr, nicht eigener Klugheit zu folgen, sondern apostolischem Rath. Also:

1) Haltet Frieden mit allen Menschen!

Bedingungen: Haltet euch nicht selbst für klug! Fleißiget euch der Ehrbarkeit! Suchet Frieden! (1 Petri 3, 11.)

Grenze: Ist's möglich! nicht subjectiv — nach unserem Belieben, sondern objectiv, soweit es nicht Gottes Ehre und die Wahrheit, sowie das Heil des Nächsten verbietet.

2) Vergeltet nicht Böses mit Bösem!

Vergelten hier mit dem rechten Namen bezeichnet: Rache, Selbstrache! Diese ist ein Eingriff in Gottes Majestätsrecht, ein Beweis von Ungeduld und Lieblosigkeit, die der Gerechtigkeit Gottes vorauseilen will — Verleugnung des Wesens vom Christenthum und Rückfall in das Weltwesen und Heidenthum.

3) Ueberwindet das Böse mit Gutem!

Diese Mahnung, welche auch als Mittelpunkt und Zusammenfassung der ganzen Epistel gefaßt werden könnte, ist nicht blos in allgemeiner, unbestimmter Weise zu nehmen als gleichbedeutend mit dem Rathschlag, daß der Christ sich alles solle gefallen lassen, alles tragen u. dergl., sondern im bestimmtesten Vollsinne, wie ihn eben auch das merkwürdige Bild von den feurigen Kohlen nahelegt: Das Böse kann und soll überwunden werden mit Gutem, d. h. es kann und soll im einzelnen Fall und so in immer weiteren Kreisen das Böse und der Böse beschämt zum Schweigen gebracht und so geistig besiegt werden durch Gutes.

Gegenstücke: Bei Rache und Vergeltung wird der Mensch vom Bösen überwunden. Ist die Liebe überhaupt des Gesetzes Erfüllung (Röm. 8, 10), so die Friedensliebe des Bösen Bezwingung!

Die Zeit der Noth als heilsame Schule.

Matth. 8, 23—27: „Und er trat in das Schiff, und seine Jünger folgeten ihm. Und siehe, da erhub sich ein groß Ungestüm im Meer, also daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und er schlief. Und die Jünger traten zu ihm, und weckten ihn auf, und sprachen: Herr, hilf uns, wir verderben! Da sagte er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stund auf, und bedräuete den Wind und das Meer, da ward es ganz stille. Die Menschen aber verwunderten sich, und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?"

Ist das Wort Gottes wirklich Gottes Wort und nicht Menschenwort, so kann es seine ewige und allgemein giltige Natur nicht verleugnen, so erzählt es uns nicht etwa nur Erlebnisse längst vergangener Tage, sondern solche, die zu allen Zeiten und an allen Menschen sich wiederholen, so haben wir die Geschichten und Lehren der heiligen Schrift als einen Spiegel unseres eigenen Leben anzusehen.

Die Geschichte von der Meeresfahrt der Jünger unter Begleitung ihres Herrn und Heilandes, von dem Sturm, den sie erlebten, von der Angst, die sie ergriff, von der Hilfe, die sie erfuhren, und von der dankbaren Verwunderung, in die sie ausbrachen, ist uns stets ein sehr willkommenes Evangelium, und so oft wir es auch schon vernommen und erwogen haben, fühlen wir uns doch immer von Neuem dadurch herzlich erquickt und aufgerichtet. Woran liegt das? fragen wir. Es liegt daran, daß unsere Erfahrungen auf Erden mit den dort erzählten Vorgängen verwandter Natur sind. Unser Leben bietet in jeder Hinsicht eine naheliegende Vergleichung mit der Fahrt der Jünger dar. Auch wir treten unter Jesu Augen und geleitet von seiner Hand die Fahrt durch's Erdenleben an; auch wir erfahren oft bedrohliche Stürme hienieden und werden dadurch mitunter in Angst und Schrecken versetzt. Zeiten der Noth und Trübsal werden uns meistens zu einer heilsamen Schule, zu einer Schule, die uns sichere Ueberzeugung schafft, wie von unserer Kleinheit, die wir sonst nicht sehen und eingestehen wollen, so auch von der Größe des Herrn, an die wir in frohen Tagen nicht glauben mögen. Wir betrachten demnach:

1. In Zeiten der Noth erkennen wir uns selbst in unserer Kleinheit.

Wir fassen zunächst die Jünger in's Auge, um in ihrem Bilde uns selbst zu spiegeln. Sie bewiesen sich zu Zeiten recht übermüthig und hochfahrend; sie träumten von hervorragenden Ehrenplätzen im Reich Gottes, sie wollten Feuer vom Himmel herabflehen über die ungläubigen Samariter. Der Herr aber verwies ihnen beides. In der Erzählung des heutigen Evangeliums erscheinen sie so recht klein und schwach. So getrost sie auch an Jesu Hand das Schifflein betreten hatten, so zeigten sie sich doch alsbald muthlos, da auf dem Meer ein Ungestüm sich erhob. Ja, als nun gar das Schifflein mit Wellen bedeckt ward, wie rathlos standen sie da! Da dieser Noth gegenüber ihre Kräftig nicht ausreichten, und der Einzige, der hier helfen konnte, unbekümmert um ihre Angst in ruhigem Schlafe dalag, wie hilflos kamen sie sich da vor! Wo war ihre vermeintliche Größe, wo ihr sonstiges stolzes Hochgefühl geblieben? Die Zeit der Noth wurde für sie eine heilsame Schule der Demuth; denn, da der Herr mit Recht ihren Kleinglauben, ihre Furchtsamkeit schalt, da erkannten sie beschämt, wie klein an Macht, wie klein an Einsicht, wie klein an Muth sie waren. Und diese Erkenntniß war nützlich und förderlich für sie.

Auch wir sind meistens voll Selbstüberschätzung, so lange es uns wohl geht auf Erden. Es ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen. Die Noth aber lehrt uns: a) daß wir klein sind an Macht, daher hilflos bei Schwierigkeiten und Hindernissen; b) daß wir klein sind an Einsicht, daher sehr bald rathlos in Beziehung auf den Weg, den wir einzuschlagen haben, wie es Hiob 8, 9 heißt: Wir sind von gestern her und wissen nichts; unser Leben ist ein Schatten auf Erden. c) Daß wir klein sind an Muth, daher gleich trostlos, wenn es uns übel ergeht; des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, ist leicht geneigt, mit den Jüngern zu rufen: wir verderben.

2. Die Zeit der Noth lehrt uns auch, den Herrn in seiner Größe erkennen.

Er war in das Schiff gestiegen und seine Jünger waren ihm gefolgt, er voran und sie ihm nach — das ist die richtige Ordnung. Er war also in der Zeit der Noth bei ihnen; aber er schlief, als der Sturm tobte. Bei der Unruhe des Meeres, welche bewunderungswürdige Seelenruhe! Da die Jünger in ihrer Angst ihn weckten, erhob er sich alsbald und schalt ihre Glaubensschwäche, stärkte aber auch ihren schwachen Glauben durch Erfüllung ihrer Bitte: Herr, hilf uns! Beides ein Beweis seiner Liebe. Er bedrohte den Wind und stillte das Meer und offenbarte damit die Größe seiner Macht. Was er aber gethan, das erkannten dort die Menschen auch an, indem sie seine That bewunderten und seine Macht und Gnade priesen. Wir vergleichen mit dieser Geschichte die gefahrvolle Meeresfahrt des Apostels Paulus, Apostelgeschichte 27, das Danklied nach dem Meeressturm Psalm 107, Vers 23—32, das Trostwort Psalm 89, 10: Du herrschest über das ungestüme Meer, du stillest seine Wellen, wenn sie sich erheben. Daß wir die Erzählung unseres Textes auch auf die Stürme unsres Lebens, auf die Unruhe unserer Herzen beziehen dürfen, das lernen wir aus Psalm 65, 8: Der du stillest das Brausen des Meeres, das Brausen seiner Wellen und das Toben der Völker.

Die Zeit der Noth lehrt auch uns noch heutzutage den Herrn erkennen in seiner Größe; denn

1) Er zeigt sich in trüben Zeiten: groß in seiner Ruhe gegenüber der Unruhe der Welt — und zu großem Trost; er hat den Frieden Gottes, der höher ist, denn alle Vernunft; groß in seiner Liebe, denn er ist geneigt, den Nothleidenden zu helfen; wie groß ist des Allmächtigen Güte! groß in seiner Herrschaft, in seiner Macht; Weg' hat er aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht. Siehe, des Herrn Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne (Jes. 59. 1).

2) Das sollen und wollen wir aber auch ebenso anerkennen, wie dort die Menschen in unserm Text, und zwar: mit Bewunderung, und mit Lob und Dank.

An Jesu Brust.

Joh. 13, 25: „Derselbe lag an der Brust Jesu und sprach zu ihm: Herr, wer ist es?"

„Derselbe." Die höchsten geistlichen Ehren bewirken in ihren Empfängern die tiefste Demuth. Johannes ist entzückt, von der Wahrheit reden zu können, daß Jesus einen Sterblichen so ehrt, aber er sucht sich durch die Thatsache, daß er so gesegnet war, keineswegs selbst zu erhöhen. Nennt nicht einmal seinen Namen. Das Leben wird es offenbaren, wenn wir viel an der Brust Jesu liegen. Die Flasche köstlicher Narde mag im Geheimen zerbrochen werden, aber der Duft wird das Haus erfüllen. Gottes Veilchen werden an ihrem Geruch entdeckt. Seine Brunnen, obgleich an der Quelle beschattet und verborgen, werden an den Strömen entdeckt. Preise Gott für das Wörtchen „derselbe." Es erzählt uns mehr von Johannes, als wenn Gabriel alle seine Tugenden in unser Ohr flüsterte.

Unser Text erinnert uns an den besten Platz, an die beste Weise und an die beste Zeit zum Gebet.

1) Der beste Platz. Gehe nicht zur Natur, um von ihr erleuchtet zu werden. Erhebe nicht Deine Gedanken zu Gott durch das Lauschen auf die furchtbare Stimme von Sinai. Sondern suche immer an Jesu Brust, in engster Gemeinschaft mit Ihm zu leben. So werden unsere Gebete Gebete des Glaubens. Wenn wir Christo nahe leben, so fehlt unsern Gebeten der Glaube nicht, so sind unsre Gebete keine Arbeit. Die Seele ist dem Leibe weit überlegen und der Leib verspürt keine Müdigkeit, wenn die Seele sich glücklich fühlt; auch sind wir fähig, uns der Verheißungen zu erinnern und uns darauf zu berufen.

2) Die beste Weise. Er anerkannte Jesum als seinen „Herrn." Huldige Christo als Deinem Lehrer und Herrscher. Er bittet einfach. Gott hat verheißen Gebete zu erhören. Bedenke, wie viel wir bedürfen. Wir haben anders keine Zeit als zu directen Bitten.

3) Die beste Zeit. Laßt uns beten: Wenn wir dazu ermahnt werden. Siehe Geschichte. Petrus fordert Johannes auf, den Herrn um Aufklärung zu bitten. Wenn Christus nahe ist. Zeiten der Erfrischung. Sofort. Warte nicht auf Deine bestimmte Zeit, oder bis Dir oder Anderen Gefahr droht, sondern benutze jede Dir gebotene Gelegenheit und mache Deinem Herzen Luft; sogleich, einfach, ernst, dringend, „Herr, wer ist es?"

Aphorismen.

„Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi!" ruft der Apostel Paulus nicht blos dem Timotheus (2. Timoth. 2, 3), sondern allen Predigern zu. Auch das Leiden ist sittliche Aufgabe für den Prediger; denn es ist dies für den Christen überhaupt. Will man so scheiden, so mag man sagen: das sittliche Leben stehet überhaupt im Thun und im Leiden. Aber das Thun, Wirken, Arbeiten und Schaffen ist viel leichter, als das Leiden, weil Thätigkeit das Leben bewährt und vermehrt, während das Leiden schon gewissermaßen vermindertes Leben ist, wogegen die Natur an und für sich und zwar als solche nicht mit Unrecht sich sträubt. Das verminderte Leben zur Lebensbewährung und Vermehrung zu machen — das ist scheinbar ein Widerspruch, ein Widerspruch, welchen aufzulösen nur die göttliche Gnade und die Kraft des Glaubens stark genug sind. Die Mahnung des Apostels: „leide!" heißt also: ertrage nicht gezwungen, weil du mußt, sondern willig, weil du sollst, weil du durch die Gnade es kannst, ja weil du durch die Gnade es auch wollen kannst, wogegen deine Natur sich sträubt, was nur die Gnade als sittliche Aufgabe dir vorhalten, aber auch ertragbar, ja heilsam machen kann, und zu diesem Zwecke ergreife fort und fort im Glauben und im Gebet die Gnade Gottes! Christi Gehorsam ist nicht als thätiger, sondern als leidender vollendet worden; aber freilich sein Leiden war — freieste That. Wenn der Apostel auffordert: leide, so kann er auch nur auffordern zu einer Activität, zu einer sittlichen That. Recht verstanden ist also das Leiden die schwerste That, wozu man sittlich aufgefordert werden kann, die schwerste That neben anderen leichteren. Wolle im geistlichen Amte bei aller sonstigen Thätigkeit dieser schwersten aller Thaten aus Muthlosigkeit oder Kleinglauben dich nicht entziehen! Leiden scheint lediglich Unfreiheit, und in vielen Fällen ist es das auch; aber es ist, in seiner sittlichen Höhe gedacht, — freie That. Mit Freiheit nicht frei sein zu wollen ist nichts Leichtes; aber es ist möglich, und man vermag es auch um der Freiheit willen. Mit Freiheit die Unfreiheit wollen und damit das Leiden zur freisten sittlichen That machen — höchste Freiheit mitten in Banden!

Man mag bei dem Prediger zwischen amtlichen und persönlichen Leiden unterscheiden. Die ersteren sind solche, die die treue und gewissenhafte Amtsführung bei der Sünde und dem Widerstande der Menschen von selber mit sich bringt; die anderen solche, die die Person des Predigers treffen, abgesehen von seinem Amte, an Leib und Seele, in seinem Hause, an seinem Vermögen. Aber beide sollen dem Amte als solchem und der Gemeinde zu gute kommen. In wiefern? Das sagt Paulus 2 Cor. 1, 4 ff.: „Gott tröstet uns in aller unserer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden vor Gott. Denn gleich wie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christum. Wir haben aber Trübsal oder Trost, so geschieht es euch zu gut. Ist es Trübsal, so geschieht es euch zu Trost und Heil, welches Heil beweiset sich, so ihr leidet mit Geduld dermaßen wie wir leiden. Ist es Trost, so geschiehet es euch auch zu Trost und Heil." Als Luther gefragt wurde, woher es doch komme, daß er die Leute so köstlich trösten könne, antwortete er: Das habe ich gelernt aus meinen Anfechtungen. Leiden giebt dem Prediger geistliche Erfahrung, und wenn irgend etwas, so macht diese geschickt zur speciellen Seelsorge. Jacobus sagt: meine lieben Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet, und: selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet!

Dr. Kirchner.

Wie die Predigt wirksamer zu machen.

Die Bibel sollte das Hauptstudium des Predigers sein. Je besser er mit der unerschöpflichen Fundgrube vertraut ist, desto besser kann er seine Heerde auf dem Wege der Gerechtigkeit voran führen. Werke, welche Bibelauslegung behandeln, oder die mehr Licht auf den Text der heiligen Schrift verbreiten, sollten gründlich studirt werden. Studire die Bibel Buch für Buch. Vergleiche das alte Testament mit dem neuen, und das neue mit dem alten. Wie der Diamant, so ist die Bibel vollkommen in sich selbst, und die beste Methode der Bibelauslegung ist, die Bibel durch die Bibel auszulegen. Sie ist kein wissenschaftliches Werk, sie offenbart aber dem Menschen den Willen Gottes, wie er sich in der Geschichte der Erlösung kund thut. Bereichere deinen Geist beständig und betend mit den tiefen Wahrheiten der Bibel, und deine Predigt wird interessant und lebenspendend sein. Die grünende Weide und der frische Wasserquell des Wortes Gottes ist gläubigen Herzen stets willkommen.

Der beste Kanzelstyl ist in der Bibel zu suchen. Bunyan, Baxter, viele unserer Dichter und Redner verdanken ihren Ruhm dem anhaltenden Studium der Bibelsprache. In ihr lassen sich die größten Gedanken und die ergreifendsten Gefühle am schönsten wiedergeben.

Verwende nicht zu viel Zeit und Kraft auf die Bekämpfung alter Irrthümer. Sie sind größtentheils veraltet und ihr Einfluß ist dahin. Dagegen entstehen beständig neue Formen des Unglaubens, wie ebenso viele neue Krankheiten, diese zu bekämpfen ist Pflicht des Predigers. Wenn ich predige, so ist in erster Linie mein Bestreben darauf gerichtet, gehört und verstanden zu werden. Nachdem ich meinen Text angekündigt habe, suche ich meine Stimme so zu moduliren, daß diejenigen, welche in der äußersten Ecke sitzen, mich deutlich verstehen können. Deutliche Aussprache ist lautem Reden vorzuziehen. Wenn du laut beginnst, so läufst du Gefahr, gegen das Ende hin zu ermüden, beginnst du dagegen im Flüstertone, so ist Gefahr vorhanden, daß du zuletzt zu laut wirst.

Vergesse nie, daß die Zuhörer der Einleitung ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenken. Laß die Einleitung daher die Thür zu deiner Predigt sein. Illustrationen seien Fenster, durch welche Licht hinein dringt, doch hüte dich, daß diese nicht die ganze Predigt ausmachen. Mach die Thür nicht zu groß, habe auch nicht zu viele Fenster. Gieb deine Eintheilungen und Untereintheilungen in einfachen und leicht verständlichen Worten an. Achte darauf, ehe du weitergehst, daß du verstanden worden bist. In deiner Beweisführung rede zum Punkt. Dies kannst du nicht, es sei denn, du habest ein bestimmtes Ziel vor Augen, das du durch diese besondere Predigt erreichen willst. Vermeide jedwede Affekthascherei, alles Geberdenspiel und den Wortschwall des Schauspielers und des Deklamators. Alles dies ist unter der Würde eines Gesandten, welcher eine Botschaft des Königs aller Könige zu verkündigen hat. Dein hoher und heiliger Beruf und deine furchtbare Verantwortlichkeit am Tage des Gerichts sollten dich niederbeugen zu dem Fuße des Kreuzes, und dich zum demüthig gläubigen Gebete um den Beistand des heiligen Geistes antreiben, damit du dich deiner Pflichten als ein treuer Knecht erledigen und du dein Pfund mit Wucher an jenem großen Tage zurückbringen kannst.

Die Anwendung ist der wichtigste Theil der Predigt. Spare zum großen Theile deine Kräfte, dein Feuer und deinen Redefluß hierzu auf. Wie überwältigend auch deine Beweisgründe, wie kunstreich auch deine Erläuterungen gewesen sein mögen, war die Anwendung nur flüchtig, so wird der Eindruck doch nur ein verhältnißmäßig geringer sein. Der Lanze fehlte die Spitze.

Unterlasse es nicht, den Zuhörern die Wahrheit durch Gottes Wort einzuprägen. Dies erschließt das Gewissen, bewirkt Ueberzeugung und zeigt Christus als den einzigen Weg zur Seligkeit. Vergiß niemals die Wichtigkeit der Beweisstellen. Schreibe sie nieder, und mit Leichtigkeit wirst du sie auswendig lernen können. Sie sind unschätzbare Waffen, die Bollwerke der Finsterniß niederzuwerfen, und mit ihrem himmlischen Lichte werden sie den Lebenspfad erleuchten, selbst den Weg zum Todesjordan werden sie licht und helle machen.

Dr. N. L. Rice.

Die Reden Jesu,

wie concret, faßlich, lebensvoll, persönlich sind sie! Wir lernen aus ihnen viel mehr für die praktische Predigt, als aus allen Lehrbüchern der Homiletik zusammen genommen. Es liegt so nahe, und doch existirt, wenigstens so viel ich weiß, keine Bearbeitung der Reden Jesu als Vorbild für unsere Predigt. Nur auf einen Punkt und auch auf diesen nur streifweise kann ich in diesem Zusammenhange hinweisen, nämlich auf den Gebrauch des Gleichnisses. Mag immerhin im Morgenlande das Gleichniß eine speziell berechtigte und zum Bedürfniß gewordene Lehrform sein; mag der Gebrauch desselben, wie der Herr selbst im Anschluß an die bekannte Jesaianische Stelle den fragenden Jüngern ausdrücklich sagt, auch theilweise einen gerichtlichen Grund haben — so nehmen die Gleichnisse in den Reden Jesu doch einen so ausgedehnten Raum ein, daß die Lehrweise Jesu mit ihnen unzertrennlich verbunden, ohne sie gar nicht zu denken ist. Und diese Thatsache sollte für uns kein homiletischer Fingerzeig sein? Es liegt so nahe und doch — wie verhältnißmäßig selten ist der Gebrauch des Gleichnisses in weit den meisten unsrer Predigten! Wie viel trockne, die nächste Minute vergessene Definitionen, wieviel langweilige allgemeine Auseinandersetzungen könnten wir uns sparen, wie unsere Predigten beleben, die Schriftgedanken anschaulich machen und die Zuhörer fesseln, wenn wir mehr lernten in Gleichnissen reden. Es ist das allerdings nicht ganz leicht, aber immerhin erlernbar. Was man als Aufgabe erkennt, dazu findet sich auch die Gabe. Eins freilich ist unerläßlich: der Prediger selbst muß in einem solchen innerlichen Verhältniß zu Gott stehen, daß die Beziehung der sinnlichen Dinge auf die übersinnliche Welt sich ihm wie von selbst nahe legt. Leben, weben und sind wir in Gott und seinen Reichsgedanken, so bekommen wir ein Auge und Ohr für die Gleichnißsprache der uns umgebenden Alltagswelt; Natur und Menschenleben wird dann Abbild der Gesetze und Vorgänge im Himmelreich, Veranschaulichungsmittel der göttlichen Offen-

barungsgedanken, so zu sagen eine weltliche Bibel, ein volksthümlicher Commentar zur Auslegung der Schriftwahrheiten. Hat man erst das Auge für diese Bildersprache, so findet man auch bald Gleichnisse für die Predigt. Es dürfte sich als praktisch empfehlen, solche Funde sich zu notiren entweder in ein besonderes Büchlein, oder gleich bei denjenigen Stellen der Bibel, welche durch sie illustrirt werden. Auch wenn man in seiner Lektüre auf gute Gleichnisse oder solche Erzählungen stößt, die sich als Gleichnisse verwerthen lassen, thut man weise, so man sie sammelt. „Sammle in der Zeit, so hast du in der Noth," das ist auch für Prediger ein sehr beherzigenswerther Rath. Dr. Warneck.

Schule und Erziehung.

Die ganze Gemeinde als Feld und Hilfsquelle.

Vortrag, gehalten vor der Conferenz für religiöse Erziehung, zu Columbus, Wis., November 1880, und auf Verlangen eingesandt von Peter Rech.

Die Familie ist und bleibt der bildende Herd religiöser Erziehung. Ihre Nothwendigkeit als Gehilfin auf diesem Gebiete darf nicht unterschätzt werden. Aber zu dem höchst Nothwendigen gehört auch: Die ganze Gemeinde als Feld und Hilfsquelle der religiösen Erziehung zu betrachten, und zwar:

I. Als Feld.

1) Das zur Thätigkeit Anlaß giebt.

Wenn der Ruf erschallt: „Das Feld ist reif zur Ernte," und die Klage: „Aber wenige sind der Arbeiter," so brauchen wir nicht lange fragen: „Wo ist dies Erntefeld?" Wird es uns vor allen Dingen recht klar, die ganze Gemeinde als Feld der Thätigkeit zu betrachten, so haben wir wahrlich keine Zeit, noch länger müssig am Markte zu stehen und verdrossen zu sagen: „Ich sehe nicht ein, was ich thun könnte, wo meine Hand anzulegen, mein Einfluß zu gebrauchen wäre?"

Ich bin ein Theil dieses Feldes, daher ist es meine Aufgabe, von der Nothwendigkeit einer christlich-religiösen Erziehung gründlich durchdrungen zu sein; zu wissen, was sie in sich schließt, was sie fordert, welche Verpflichtungen sie mir und Andern auferlegt, und was ihre Folgen zeitlich und ewig sind.

Liegt mir sodann eine Sache noch am Herzen, ist sie mir gleich einer Bürde auf die Seele gebunden, fühle ich mich verantwortlich für deren Erfolg oder Nichterfolg: wie kann ich da gleichgiltig zur Seite stehn, schalten und walten lassen wer will, und unbekümmert sein, ob das Werk gelinge oder fehlschlage? Nein, das Ganze, dem ich als Glied eingefügt bin, ist meine Sache, ihre Last ist meine Last, ihr Schmerz mein Schmerz, ihre Freude meine Freude, ihr Erfolg mein Erfolg.

„Weide meine Lämmer — meine Schafe," ist der Befehl, und die ganze Gemeinde ist das Feld, wo die Arbeit geschehen soll. Am Familienherd, im Religionsunterricht, vornehmlich aber in der Sonntagschule. Mein Einfluß, meine Arbeit sei dem Werke geweiht, die Zeit ist kurz, daher „muß ich wirken, dieweil es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann."

2) Auf welchem Alle der Bearbeitung unterworfen sind.

Auf dem Felde der religiösen Erziehung sollen nur eine Art Pflanzen cultivirt werden: Bäume der Gerechtigkeit, Pflanzen des Herrn (Jes. 61, 3), aber die Varietäten dürfen und sollen verschieden sein. Es darf, es soll, Mannigfaltigkeit vorhanden sein, denn nur sie schafft Harmonie und läßt ein Ganzes, aus verschiedenen Theilen geordnet, als Vollkommenes erscheinen.

Blicken wir in die Natur, in die Pflanzenwelt, welche Mannigfaltigkeit entzückt da unser Auge und beschäftigt unser sinnendes Gemüth. Aber — das Kleinste sowohl als das Größeste preist die Weisheit und Güte seines Schöpfers und stimmt uns zum Danke gegen Den, der Alles so wohl gemacht und herrlich bereitet.

Wiederum hat jede Jahreszeit ihren besonderen Blätter- und Blüthenschmuck.

Und unter den segensreichen Einfluß und die fruchtbringende Bearbeitung der religiösen Erziehung soll und muß die ganze Gemeinde gebracht werden, besonders aber in Hinsicht auf die Sonntagschule.

„Versammle das Volk, die Männer und Weiber und Kinder, und deinen Fremdling, der in deinen Thoren ist; auf daß sie hören und lernen, und den Herrn euren Gott fürchten, und halten, daß sie thun alle Worte dieses Gesetzes." (5 Mos. 31, 12.)

Sollte nicht die Sonntagschule ein solcher Versammlungsort sein? Gewiß!

a) Da ist ein Platz für den Greis und die Greisin, deren Haupt vom Schnee des Alters bedeckt und vom Glorienschein einer besseren und schöneren Welt umleuchtet ist. Sie haben viel erlebt und ertragen, und wissen aus Erfahrung, daß Gottes Wege lieblich sind. Und obwohl „bei den Greisen Weisheit und Verstand bei dem Alter ist," werden sie doch nie müde, zu den Füßen Jesu zu sitzen, um aus seinem Munde holdselige Worte zu vernehmen.

b) Da ist ein Platz für den Mann und die Frau, in voller Lebensstärke, wo die Kraft, noch ungeschwächt, Gründliches zu leisten vermag. Wo der Arm noch stark, das Auge klar und der Verstand, nach mancher Verwirrung, im heißen Ringen nach der Wahrheit, endlich, in Christo, einen Grund gefunden, auf dem der Glaube sicher ruht. Die, zur Leitung wohl geeignet, doch immer wieder sagen, mit demüthigem, lernbegierigem Sinne:

„Herr, wo sollen wir hingehen, Du allein hast Worte des ewigen Lebens.“

c) **Da ist ein Platz für die blühende Jugend**, den Jüngling und die Jungfrau. Da gährt die noch unerprobte Lebenskraft, da ist man bemüht, die Fesseln abzustreifen, da gilt als Parole: „Hinaus, in's frische Leben!“ Schön sind die Ideale der Jugendzeit, lieblich die Träume, glänzend die Zukunft. Aber sie werden nur dann verwirklicht, wenn sie der Frage untergeordnet sind: „Herr, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Wenn man des Herrn Wille erkennt und sich demselben unterwirft. Das Feuer, der Muth, die Thatenlust unserer Jugend, o, daß sie ganz dem Herrn geweiht wäre!

d) **Da ist ein Platz für den Knaben und das Mädchen.** Die Kinderzeit — schöne, holde Zeit, wo die Tage noch sonnig und hell, wo noch kein bestimmter Trieb alle andern Triebe sich unterthänig zu machen strebt. Noch ist man Kind, man hört und nimmt an Lehre, mit kindlichem Glauben schaut man auf, und in Einfalt und Aufrichtigkeit fühlt man das Walten und die Nähe Gottes und gleich dem 12jährigen Jesusknaben, im Tempel, ist man gerne in dem, das des himmlischen Vaters ist. Die ersten Eindrücke sind die bleibenden. Die Form, die man dem weichen Thone giebt, bleibt die bestimmende. Gott gebe, daß unsere Knaben und Mädchen Pflanzen des Herrn seien und zu Bäumen der Gerechtigkeit heranwachsen möchten.

e) **Da ist ein Platz für den Fremdling.** Sei er nun Greis oder Greisin, stehe er in rüstiger Lebensblüthe oder am Lebensmorgen, jung oder alt. Stehe er unter dem Einfluß der Gemeinde, oder kann er unter deren Einfluß gebracht werden, laßt uns ihn einpflanzen, begießen und bearbeiten, streuend den Samen des ewigen Lebens, auf Hoffnung, daß zu seiner Zeit, unter dem Segen Gottes, eine Frucht reife zum ewigen Leben.

Daher betrachte dich als einen Theil des Feldes, als der Bearbeitung benöthigt. Sei nicht zu jung, zu alt, zu gelehrt. Rümpfe nicht vornehm die Nase und betrachte die Sache als zu gering deiner Beachtung. Sei nicht der hartgetretene Weg, der steinige Fleck, eine mit Dornen durchwucherte Ecke, sei, und werde, durch Gottes Gnade, ein gutes Land, das 30, 60 und 100fältig trägt.

II. Als Hilfsquelle,

1. Aus welcher reiner Enthusiasmus geschöpft wird.

Wollen wir nicht der Lässigkeit anheimfallen, wollen wir nicht erlahmen in der Arbeit, so muß unser Interesse stets rege erhalten bleiben.

Der Prediger, die Beamten und Schüler, die Lehrer und einige treumeinende Seelen gehen brennend, verlangend der Sache Gottes zu dienen, an die Arbeit, aber der übrige Theil der Gemeinde hält sich in sicherer Ferne, unschlüssig, gar die Sache verdächtigend, die Methoden bekrittelnd, und wer weiß was Alles, scharf durch die Hechel ziehend. Und statt daß in die Kinderherzen Liebe zur Sache eingepflanzt und gepflegt wird, dämpft man sie und rottet sie endlich aus. Der Eltern Wort wiegt schwer bei den Kindern.

Wie ganz anders, wenn die ganze Gemeinde, einmüthig, zur Sache der religiösen Erziehung, zur Förderung der Sonntagschule sich bestimmt und erklärt, und öffentlich wie privatim das Interesse dafür wach und rege zu erhalten sucht. Dort im Tempel, zu Jerusalem, jubelt der Kinderchor, zur Entrüstung und Erbitterung der Hohenpriester und Schriftgelehrten: „Hosianna, dem Sohne Davids!“ Dürfen wir nicht annehmen, daß auf sie das Benehmen derer, die vor dem Friedensfürsten hergingen, Kleider auf den Weg breiteten und Zweige streueten, schrien und sprachen: „Hosianna, dem Sohne Davids!“ u. s. w. ansteckend, hinreißend und bestimmend gewirkt habe? Gewiß: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Und wenn einmal die ganze Gemeinde sich für das Werk begeistert, dann wird sie zur Segensquelle werden, herrliche Resultate werden erzielt werden, und Manches schwinden, das jetzt so oft die Thatenlust der für das Werk Begeisterten dämpft, und das Keimen und Wachsen der Früchte, Arbeit so vieler Mühe, vor dem Reifwerden stört und hindert.

2. Aus welcher die Bearbeitungskräfte gezogen werden.

Mit Wünschen wird das Werk nicht gethan, mit Segenssprüchen nicht gefördert. Das Werk muß in Angriff genommen, Hand angelegt, Arbeit gethan werden. „Woher die Arbeit nehmen?“ ist oft ängstliche und bange Frage derer, die die volle Tragweite des Werks erkannt haben. Die Antwort liegt nah und doch so fern. „Aus der Gemeinde,“ sagen Alle. Aber dinge Arbeiter, dinge den, dessen Mund noch eben die erwünschte Auskunft gegeben, und — daß es möglich ist! — was mußt du hören: „Ich habe keine Zeit, keine Lust, kein Talent.“ Und wenn all dieses vorhanden wäre, so ist ein Anstoß, ein Hinderniß im Wege, über welches man nun einmal nicht hinauskommt. Hinweg mit allen Bedenken, hinweg mit allen Kritteleien! Macht man Anspruch an dich zur thätigen Mithilfe, so sprich: „Hier bin ich, sende mich,“ zum Leiten, Lehren, Beten, Singen, oder irgendwas, wodurch der Sache Christi gedient wird.

3. Aus welcher die nöthigen Geldmittel herfließen.

Ohne Geld geht's nun einmal nicht. Geld ist eine gute Sache, eine zu schätzende Gabe, wenn auf die rechte Weise angewandt, zur Ehre Gottes und zum Segen des Nächsten. Mit den Finanzen mancher Sonntagschulen, mit den Geldopfern für religiöse Erziehung, für Anschaffung nützlicher Bücher und zweckentsprechender Zeitschriften, steht es manchmal herzlich schlecht. Kein „Bibelforscher,“ denn wir haben ja die Bibel, Altes und Neues Testament; — kein „Bildersaal,“ das sieht so katholisch aus; keine „Glocken“ und „Kleine Leute,“ jeder mag für sich selbst bezahlen; keine „Psalter und Harfen,“ Niemand kennt ja die Noten; kein „Haus und Herd,“ denn es stehn zuweilen lustige Stücklein drinn, — kurz verlange Geld, und man schreit „Ach und Weh.“ Und im Vergleich und Verhältniß zu andern Dingen wird wenig gefordert. **Die ganze Gemeinde sollte geben, jedes nach Vermögen, was die Sonntagschule als Anstalt der Kirche, billigerweise verlangen kann.**

Chronik der Gegenwart.

Auf nach Oklahoma! Also rufen gegenwärtig hunderte, ja tausende Stimmen. „Onkel Sam hat eine schöne Farm für jeden von uns — in Oklahoma, laßt uns dahin ziehen."

Aber — wo ist denn dieses Oklahoma? Es ist ein Theil des Indianer-Territoriums, welches gewissen indianischen Stämmen von den Ver. Staaten vertragsmäßig übermacht wurde. Jetzt hat der weiße Mann sein Auge auf einen Theil dieses Landes geworfen und will denselben einnehmen — ob man mit der Rothhaut Verträge geschlossen oder nicht — was giebt der civilisirte Weiße darum?

Ein Blick in die Geschichte beweist auf's Deutlichste, welch unbestreitbares Recht der rothe Mann an Oklahoma hat, und daß es nichts anderes ist, als Raub, wenn die Weißen jenen Theil des Indianer-Territoriums wegnehmen.

Der indianische Stamm der Cherokeesen hatte früher Georgia, oder Theile dieses Staates, im Besitz, woselbst diese Indianer Ackerbau trieben, angenehme Heimstätten besaßen, und in jeder Beziehung sehr gut voran kamen. Aber der weiße Mann wollte dieses Land einnehmen, und der Indianer mußte weichen. Die Regierung der Ver. Staaten bot den Rothhäuten das damals weit, weit im Westen gelegene Indianer-Territorium an, welches ihnen durch einen förmlichen Vertrag (1828, 1830, 1833, 1835 und 1846 auf alle Zeiten gesichert wurde. Die mit diesem Umzug verbundenen Maßnahmen sind eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte der Ver. Staaten. In jenen mit den Ver. Staaten geschlossenen **Verträgen** ward den Indianern nicht blos das Land garantirt, sondern auch das Recht, dieses Land zu **verwalten**, Wegerecht zu gestatten oder nicht u. s. w. Anno 1866 gestatteten die Cherokeesen mehreren Eisenbahn-Compagnien, Bahnen durch das Indianer-Territorium zu bauen, wie sie denn überhaupt sogenannte „Hoheitsrechte" ausübten.

Nun will man diesen Indianern einen großen, schönen Theil dieses Landes entreißen, erstens durch allerlei „gesetzliche" (?) Maßnahmen und Beschlüsse; zweitens durch Gewalt. Ein gewisser Parker hat eine Schaar bewaffneter Männer zusammen gebracht und will nun „das Land einnehmen".

Man sagt, die Indianer hätten vertragsmäßig einen Theil des Territoriums abgegeben. Es ist nicht wahr. Im Jahre 1866 haben sie, da sie fanden, daß sie nicht alles Land bebauen können, in einem Vertrage versprochen, westlich vom 96. Grade Ländereien an friedliche Indianerstämme gegen Vergütung und unter Direktion der Ver. Staaten abzugeben. Alles, was über diesen Vertrag hinausgeht, ist einfach Diebstahl. Niemand hat ein Recht, einen Fuß breit Land jenes Territoriums in Besitz zu nehmen. Es gehört den Cherokeesen, und wenn Eingriffe in ihren Besitz erlaubt werden, so ist dies eine andere himmelschreiende Ungerechtigkeit, die wiederum gegen den rothen Mann begangen wird.

Gegenwärtig circulirt eine Bittschrift an den Congreß, welche gründliche, nachhaltige Abhilfe in allen Indianer-Angelegenheiten verlangt. Wer immer diese Petition zu Gesicht bekömmt, unterschreibe dieselbe; denn wir haben wahrlich genug gesündigt am Indianer; und die Nation sollte sich schämen, daß ihr in dieser Bittschrift nachgewiesen wird, sie habe beinahe alle mit den Indianern geschlossenen Verträge gebrochen, die Indianer aber noch keinen einzigen.

Der Isthmus-Kanal. Göthe hat einmal gesagt, er glaube ganz bestimmt, daß das Mittelmeer mit dem Rothen Meer, und der Atlantische mit dem Stillen Ocean durch Kanäle verbunden würde, und wünsche nur, so lange zu leben, die Ausführung dieser Riesenarbeiten zu sehen. Dem Altmeister war es nicht mehr vergönnt, diese Kanäle zu schauen, welche erst in unserer Zeit in Angriff genommen wurden. Der eine, derjenige, welcher das Mittelmeer mit dem Rothen Meer verbindet — der Suez-Kanal — ist fertig. Der andere — der amerikanische Isthmus-Kanal — wird fertig werden. Der Franzose Lesseps hat den ersten gebaut, und seiner Energie ist es zu verdanken, daß auch die Ausführung des andern garantirt ist.

Vielfach und oft wurde der Mann ausgelacht, namentlich von Amerikanern, die ganz nervös wurden, sobald davon die Rede, daß ein „Fremder" auf amerikanischem Boden solch Werk ausführen werde. Trotz aller Spöttereien aber wird Lesseps die Lacher aller Wahrscheinlichkeit nach auf seiner Seite haben. Das Kapital ist in Europa gezeichnet, und ob die Amerikaner Geld hergeben oder nicht — so werden die noch nöthigen Mittel ohne Zweifel aufgebracht werden.

Man hat zwar in Amerika seiner Zeit viel Lärm darüber gemacht, daß die Ver. Staaten die Erbauung eines solchen Kanals durch andere Mächte nie dulden würden, daß ihr Interesse auf dem Spiele stände und die Monroe-Doktrin nicht verletzt werden dürfe. Dies war aber wohl doch nur blinder Lärm, denn es wäre ja doch nur thörichte Anmaßung, wenn die Ver. Staaten einer unabhängigen Schwesterrepublik verbieten wollten, einen Kanal durch das Land zu graben oder graben zu lassen.

Ueberzeugt, daß solche Einwendungen nichts fruchten würden, haben etwelche Amerikaner ein anderes Projekt vor das Publikum gebracht, und befürworten jetzt, daß ein Kanal durch Nicaragua geführt, anstatt daß, wie Herr v. Lesseps will, die Landenge von Panama durchstochen wird. In wie weit diese Opposition siegreich sein wird, bleibt abzuwarten. Dem Rundschau-Mann scheint die Sache auf der andern Seite schon so weit gediehen zu sein, daß die Amerikaner mit dem Nicaragua-Unternehmen vorderhand durchfallen werden. Sie hätten sich die besprochene Sache von Anfang an ordentlich ansehen und dann — mithandeln sollen.

Westpoint. Diese Militärschule der Vereinigten Staaten ist der Stolz des Volkes, hat aber der Regierung schon öfters ziemlich viel Mühe gemacht. In den letzten Jahren entstanden die Westpoint-Unruhen namentlich deßwegen, weil auch „farbige" Militärzöglinge aufgenommen wurden, was den übermüthigen, verzogenen Söhnen der „weißen" Amerikaner ein Dorn im Auge war. Die Nation erzieht die jungen Herren in Westpoint sammt und sonders umsonst, und läßt sich für diesen Offiziers-Luxus alljährlich noch eine große Summe Geldes kosten. Da es nun unter den Negern Steuerzahler giebt, so hat dann und wann auch ein Negerbub das Recht, in Westpoint erzogen zu werden. Kommt er aber dorthin, so wird er als Aussätziger behandelt, und so lange von den andern Militärzöglingen mißhandelt, bis er wieder austritt. Commandant und Offiziere scheinen bisher diesen niedergetretenen Negern in West Point wenig Schutz gewährt zu haben.

Die Regierung der Ver. Staaten muß zu der letztausgesprochenen Ueberzeugung gelangt sein, denn sie hat den bisherigen Commandanten Schofield entfernt und den General Howard an dessen Posten berufen. In wie fern dieser Wechsel mit der Behandlung des in letzter Zeit viel genannten Negerzöglings Whittacker zusammenhängt, wissen wir nicht, gewiß aber ist es, daß Whittacker vom Präsidenten Hayes ein neuer Prozeß gestattet worden. General Howard ist nicht nur sehr tüchtig in der Administration, sondern ein humaner, ächt christlicher Mensch, welcher die Menschenrechte in Westpoint wahren wird. Wenn aber die dortigen Herrchen fortfahren so unverschämt anmaßend zu sein, wie dies in den letzten Jahren öfters der Fall gewesen, so wird dadurch solche allgemeine Entrüstung erzeugt werden, daß die Regierung der Ver. Staaten gezwungen sein wird, Westpoint aufzuheben und auf andern Wegen die Offiziere der Armee zu beschaffen.

Was der berühmte Geschichtsforscher Mommsen über die Judenfrage sagt. Es hat dieser große Gelehrte eine Flugschrift herausgegeben, in welcher er die Juden sowohl als seine Stellung zu dieser Frage vertheidigt, aber nichts destoweniger veranlaßt wird, unter anderm wörtlich folgendes zu schreiben: „Was das Wort „Christenheit" einstmals bedeutete, bedeutet es heute nicht mehr voll, aber es ist immer noch das einzige Wort, welches den Charakter der heutigen internationalen Civilisation zusammenfaßt und in dem Millionen und Millionen empfinden als Zusammenstehende auf dem völkerreichen Erdball. Außerhalb dieser Schranken zu bleiben und innerhalb der Nation zu stehen ist möglich, aber schwer und gefahrvoll. Wem sein Gewissen, sei es positiv oder negativ, es verbietet, dem Judenthum abzusagen und sich zum Christenthum zu bekennen, der wird dem entsprechend handeln und die Folgen auf sich nehmen; Betrachtungen dieser Art gehören in das Kämmerlein, nicht in die öffentliche Diskussion. Aber es ist eine notorische Thatsache, daß eine große Anzahl Juden nicht durch Gewissensbedenken vom Uebertritt abgehalten wird, sondern lediglich durch ganz andere Gefühle, die ich begreifen, aber nicht billigen kann. — Auch die zahlreichen, spezifisch jüdischen Vereine, wie sie zum Beispiel hier in Berlin bestehen, erscheinen, soweit nicht eben die jeder Diskussion sich entziehende Glaubensfrage auch hier eingreift, entschieden vom Uebel. Ich würde keinem Wohlthätigkeitsverein beitreten, dessen Statuten ihn verpflichteten, nur Holsteinern Hülfe zu gewähren; und bei aller Achtung vor dem Streben und dem Leisten dieser Vereine kann ich in ihrer Sonderexistenz nur eine Nachwirkung der Schutzjudenzeit erkennen. Wenn diese Nachwirkungen auf der einen Seite hin verschwinden sollen, so müssen sie es nach der andern auch; und auf beiden Seiten ist noch viel zu thun. Der Eintritt in eine große Nation kostet seinen Preis; die Hannoveraner und die Hessen und wir Schleswig-Holsteiner sind daran, ihn zu bezahlen, und wir fühlen es wohl, daß wir damit von unserem Eigensten ein Stück hingeben. Aber wir geben es dem gemeinsamen Vaterland. Auch die Juden führt kein Moses mehr in das gelobte Land; mögen sie Hosen verkaufen oder Bücher schreiben, es ist ihre Pflicht, so weit sie es können ohne gegen ihr Gewissen zu handeln, auch ihrerseits die Sonderart nach bestem Vermögen von sich zu thun und alle Schranken zwischen sich und den übrigen deutschen Mitbürgern mit entschlossener Hand niederzuwerfen."

Die Jünglingsvereine brauchen, wie die Statistik lehrt, durchaus nicht kleinmüthig zu sein. Unter Gottes gnädigem Beistande hat sich dieser wichtige Zweig am Baume der inneren Mission kräftig, blühend und fruchttragend entwickelt. Nach dem Berichte von Pastor K. Krummacher über dieses Werk hat sich dasselbe in Nord-Amerika am großartigsten entfaltet. 1850 noch unbekannt, zählt diese Sache gegenwärtig ca. 1000 Vereine, unter denen die zu Philadelphia mit 3886, New York mit 3145, Boston mit 2300 durch die Stärke ihrer Gliederzahl besonders hervorragen. Auch die Einrichtungen und gebotenen Vortheile mancher dieser amerikanischen Vereine übertreffen alle übrigen an Großartigkeit und Nützlichkeit. Deutschland hat 343 Vereine, Holland und die Schweiz 336 Vereine, Frankreich und die romanischen Länder 135 Vereine, England hat 173 Vereine und Skandinavien, Schottland, Irland, Australien und die englischen Kolonien stehen nicht zurück. Im Ganzen rechnet dieser für das Werk lebende und in demselben wohlbewanderte Prediger, daß ¼ Millionen Männer über das gesammte Erdenrund zu Gottes Ehre, zur Verbreitung von Zucht und guter Sitte rastlos thätig sind. Und gewiß ist dies eine erfreuliche Thatsache, die uns mit um so größerer Dankbarkeit erfüllen muß, wenn wir bedenken, daß dies Werk erst 1848 seinen Anfang genommen hat. Noch viel bleibt zu thun übrig, aber Muth, Gott verläßt die Seinen nicht.

Schurken, deren es ja in den verschiedensten Ständen und unter den schönsten Gewändern giebt, können leicht durch ehrenhafte, wahrhaft christlich denkende Männer bestraft werden; zunächst durch Verachtung der Scheinbiedermänner, was für eine angesehene Stellung dieselben auch inne haben; dann durch gemeinsames Zusammenstehen der Gutgesinnten gegen die Schliche und Ränke des freundlich lächelnden Gegners. Leider sind aber die Gutgesinnten oft selbst ein wenig vom Schurkengeist angenagt

und setzen den eignen irdischen Vortheil höher denn Ehrenhaftigkeit. Ein ermunterndes Beispiel wird uns berichtet, welches einfache Bauersleute einem Wiener Wucherer gegenüber zur Ausführung brachten. Dieser hatte einem Landmann ein Darlehen von einigen hundert Gulden gewährt, welche bald zu Tausenden heranwuchsen. Als der Wucherer die Zeit gekommen wähnte, klagte er die Schuld ein, führte die Execution durch und erstand die schöne Landwirthschaft unter dem Schätzungswerthe. So weit war ihm sein Plan geglückt, er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die Bewohner des Ortes verbanden sich und gelobten dem Wucherer zu vergelten, was er an seinem Schuldner gefehlt hatte. Wie gesagt, so gethan.

Der Wucherer wollte die Wirthschaft selbst führen, es ging aber nicht, da das ganze Gesinde ihm den Dienst kündigte und fortging, da die anderen Bauern erklärt hatten, keinen der Dienstboten in's Haus zu nehmen, welche dem Wucherer Dienste leisten würden. Nun war der Wucherer gezwungen, einen Wirthschafter anzunehmen. Dieser fand sich zwar vor, kam aber des nächsten Tages nach Wien zu dem Wucherer und erklärte, nicht weiter in seinen Diensten verbleiben zu können, da es nicht möglich sei, es unter den Bauern auszuhalten. Nun kam der Schnitt und der Wucherer wollte seine Ernte verkaufen; vergebens, er fand keinen Käufer hierfür; und so sah er sich gezwungen, im Steigerungswege seine Ernte an den Mann zu bringen. Zur Auktion hatten sich eine Unzahl von Bauern der umliegenden Ortschaften eingefunden, aber keiner von ihnen hatte auch nur einen Kreuzer geboten, weshalb die Auktion ein Ende nehmen mußte. Schließlich bot der Wucherer seine Ernte um jeden Preis den Landleuten an, mit den Worten: „Gebet mir hierfür, was Ihr wollt und erlegt das Geld beim Bürgermeister," worauf er sich empfahl. Die Bauern wollten aber die Ernte nicht umsonst, an der der Fluch der bettelarmen Insassen hafte, denn die Landleute glauben, daß es ihnen keinen Segen tragen würde.

Und so stand, ob zwar in dieser Gegend der Schnitt bereits vorüber, das Feld des Wucherers noch lange mit den vollen Aehren da. Manche Krämerseele hätte gedacht: An der Ernte ist ein schön Stück Geld zu verdienen, was kümmert dich der um das Seine gebrachte frühere Besitzer! So dachten diese Männer nicht.

Ein schwer verklagter Mann. Der „Deutsche Volksfreund" hat Recht, indem er sagt: „Die Wuth und Verbissenheit, mit der die Berliner Judenpresse fort und fort den Landtagsabgeordneten Adolph Stöcker angreift und mit Koth bewirft, zeigt klar und deutlich, daß der Mann in eine Eiterbeule am Leibe des deutschen Volkes recht tief hineingeschnitten hat. Nichts aber stellt die Verlogenheit und sittliche Versumpftheit dieser Presse so an's Licht, wie gerade diese giftigen Angriffe auf den Mann, der den Muth hatte, dem modernen, atheistischen Judenthum zuzurufen: Nur ein wenig bescheidener! nur ein wenig toleranter, nur ein wenig mehr Theil nehmend an ehrlicher Arbeit! Der jüdische Witz und Spott erschöpft sich förmlich, um den Mann vor der Welt moralisch todt zu machen. Aber nur bei Unwissenden und Oberflächlichen, welche Herrn Stöcker und seine Reden nicht kennen, kann es gelingen.

Der Schreiber dieses hörte vor Kurzem auf der Eisenbahn von New York nach Newark, wie von zwei Männern, die vor ihm saßen, über Stöcker der Stab gebrochen wurde. Der eine der Herren war mir als ein wohlhabender und gebildeter Israelit bekannt. Ich fragte die Herren, ob sie wohl je Herrn Stöcker's Reden, die so viel Entrüstung hervorriefen, gelesen hätten. Sie verneinten es. Da erbot ich mich, ihnen die Schrift, welche Stöcker's Reden enthält, zu leihen. Ich that es, und als ich nun nach einiger Zeit den einen der Herren wieder traf und ihn fragte, ob er die Reden gelesen, sagte er: „Ja!" „Nun," fragte ich, „was halten Sie jetzt von Stöcker?" „Es thut mir leid," antwortete der Mann, „*daß ich gestehen muß, daß er leider in vielen Stücken Recht hat. Ich kann die Ausschreitungen mancher Menschen, die er anführt, durchaus nicht billigen.*"

Vorher hatte der Mann, durch Zeitungslügen irre geleitet, ganz anders über Stöcker geurtheilt. Wie es aber ihm erging, so ergeht es ohne Zweifel noch vielen Tausenden. Selbst die besten amerikanischen Zeitungen geben sich zur Colportage von Lügen her und schreien über Stöcker, als ob er der Leibhaftige selber wäre und nicht Hofprediger. Daß sich nachgerade an Stöcker's ursprünglich reine Bestrebung viel Unrath und Schlamm, wie er z. B. aus Studentenkneipen kommt, anhängt, daß ruchlose Menschen die Gelegenheit benutzen, um den Juden allerlei Schabernack zuzufügen, daran ist Herr Stöcker doch nicht schuld. Wenn halb oder ganz betrunkene Berliner Studenten auf dem Heimwege von der Kneipe einem Juden die Fenster einwerfen, so wird Niemand mehr diese Brutalität verdammen, als Herr Stöcker selbst. Man lese die große Rede, die Stöcker im Landtag gehalten hat, und dann sage man, ob der Redner Unrechtes will. Freilich setzt er voraus, daß der deutsche Staat und die deutsche Gesellschaft *christlich* seien. Daß diese Voraussetzung aber eine *falsche* ist, darüber kann ihn die Erwählung des Juden Dr. Straßmann zum Vorsitzer des Berliner Stadtrathes belehren.

Ueber das Ziel seines Strebens sagt Stöcker: „Ich bin von jüdischer und christlicher Seite gefragt worden, was ich eigentlich mit dieser Bewegung wolle. Könnte man darauf nichts anderes antworten, als das: ich will die Gemüther aufregen, ich will die Instinkte wachrufen, meine Herren, das wäre ein großer Frevel. Es ist ja das Eine, was unserem Volke Noth thut: man muß die deutschen Gemüther wieder auf die Schätze des deutschen Wesens, man muß die christlichen Herzen wieder auf die unveräußerliche Bedeutung des Christenthums hinweisen. Das kann man für gewisse Kreise nur in öffentlichen Versammlungen, wie die Dinge in Berlin liegen. Ich habe oft gefragt: giebt es einen anderen Weg? Nein — hat man mir gesagt, nur für dich hat es Schwierigkeiten. Ja, das ist wahr, meine Herren, es hat Schwierigkeiten; aber es ist doch ein Werk, das gethan werden muß, und ich habe es mit Freuden gethan."

Arme habt ihr allezeit
Zehnfach heutzutage;
Lindert jedes Herzeleid,
Mindert jede Plage!

Doch des Heilands Passion
Würdig zu begrüßen,
Sinket jetzt dem Menschensohn
Huldigend zu Füßen!

Lernt an Seinem Kreuz und Grab
Himmlisches Erbarmen,
Der Sich Selbst zum Opfer gab
Einer Welt von Armen!

Karl Gerok.



Herd.

...blatt.

Viertes Heft.

...en.



...egen
...nschein,
... Segen

Nacht,

... sich
... die
... eren
... So
... ulus

Ja, es gab und giebt sogar immer etwelche Menschen, die so zu sagen nichts anderes

... Wesley kannte das, was man heutzutag Erholung heißt, nicht Harms von Hermannsburg hatte nicht einmal



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. | April 1881. | Viertes Heft.

Frühjahrs-Segen.



Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land,
Doch Wachsthum und Gedeihen
Steht in des Höchsten Hand.

Er sendet Thau und Regen
Und Sonn'- und Mondenschein,
Von Ihm kommt aller Segen
Von unserm Gott allein.

Arbeit und Erholung.

Vom Editor.

Motto: „Wirket, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann."

Aufgabe und Inhalt unseres Lebens ist Wirken, Arbeiten. Wer nichts leistet, der hat auch nicht gelebt, und wer aufhört zu wirken — was etwa nur am Lebensabend gestattet ist —, der hat ein groß Stück des Daseins verloren; Arbeit ist die Würze des Lebens.

Ja, es gab und giebt sogar immer etwelche Menschen, die so zu sagen nichts anderes bedürfen, als Wirken und Arbeit, die sich verzehren in beständigem Dienste Gottes, die alles Andere darüber vergessen, und deren Spannkraft auch aushält bis zum Ende. So z. B. ist der Lebenslauf des Apostels Paulus nur Kampf, Arbeit und Mühe. Wesley kannte das, was man heutzutag Erholung heißt, nicht Harms von Hermannsburg hatte nicht einmal

Zeit zum Heirathen gehabt, und Neander war öfters ein wenig mürrisch, weil er eine halbe Stunde für das Essen „versäumen" (!) mußte.

Solches Dasein einfach ein ganz und gar unpoetisches, genußloses zu nennen, heißt die Würze solcher Lebenstage mißkennen. Solche von Gott zur unablässigen Arbeit erkorene Personen haben auch von Ihm die Kraft erhalten, Genuß in solchem Dasein zu finden und ihr Leben ist keineswegs ein einförmig-prosaisches, sondern bietet nicht selten eine Poesie, wie kein Lebenslauf der gefeiertsten Helden der Weltgeschichte sie großartiger gehabt hat.

Gott der Herr aber hat nicht alle Menschen so geschaffen und ausgerüstet, daß sie sich stets auf Höhen halten können, wo wir einzelne ganz ungewöhnliche Naturen finden. Jener Apostel, welcher uns das oben als Motto stehende Wort des Herrn überlieferte, war gewiß auch ein treuer Arbeiter, der bis in's hohe Alter sein Amt verwaltete und sich oft zu Ephesus zu seinen Kindlein in den Gottesdienst tragen ließ, als er nicht mehr gehen konnte. Aber seine Zeitgenossen dachten sich diesen Arbeitsmann auch, wie er der Erholung pflegte. Davon zeugt wenigstens die Legende, welche sie uns von ihm überliefern. Es sei, wird erzählt, einst ein Jägersmann zu Johannes nach Ephesus gekommen, in der Erwartung, den Bischof in nichts anderem als ernstester Arbeit oder doch mit frommen Betrachtungen beschäftigt zu treffen. Aber er fand den Apostel, wie er ein Rebhühnchen in der Hand hielt, streichelte und liebkosete. So groß war die Verwunderung des Jägers, daß er nicht anders konnte, sondern derselben Ausdruck geben mußte. „Was trägst du in der Hand, Jägersmann?" fragte Johannes. „Einen Bogen," antwortete der Jäger. „Warum ist er nicht gespannt?" „Weil die Sehne erschlaffen würde, wenn ich ihn immer gespannt hielt." „Nun, so laß es dich auch nicht befremden, wenn ich meinen Geist ein wenig ausruhen lasse, um ihn zu neuer Arbeit zu stärken," antwortete Johannes, und der Jägersmann ging belehrt seines Weges.

Wie diese, von faulen, vergnügungssüchtigen Menschen oft ganz unrichtig angewandte Legende entstanden, können wir uns leicht denken, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Frage: wie vertragen sich Erholungen, Vergnügungen und Ergötzlichkeiten mit dem Ernst des Christenglaubens — schon in den ersten christlichen Zeiten auf gar verschiedene Weise beantwortet wurde. Die Einen, wie auch aus den apostolischen Briefen zu ersehen, waren geneigt, „mit der Welt vergnügt zu sein," und Andere wurden Einsiedler, welche durch „Ertödtung" des Fleisches vollstes Christenthum zu erlangen meinten.

Seitdem haben sich diese Fragen wohl zum tausendsten Mal wiederholt, und werden immer wieder namentlich da auftauchen, wo man mit dem Christenthum wirklich und wahrhaftig Ernst macht, und dieses Erdendasein im vollen Lichte der Ewigkeit betrachtet. Dürfen wir uns erholen? Welcherlei Erholung ist gestattet? Welches sind die Grenzen christlicher Freiheit? Wozu, warum ist Erholung erlaubt? Diese und ähnliche Fragen begegnen uns tagtäglich in gesellschaftlichen und christlichen Kreisen, und als Beitrag zur Beantwortung soll dieser und noch ein Artikel in nächster Nummer dienen.

I. Die Berechtigung der Erholung.

Wozu Erholung? Ist nicht die nächtliche und die Sonntagsruhe genügend? Dazu kommt noch die Ruhe der Mahlzeiten, sowie die, welche man sich während der Gluthhitze in den Juli- und Augusttagen gönnt. Weßhalb noch mehr, ist es recht, ist es vor allem biblisch, sich Erholungen zu verschaffen?

Freilich — ein Gebot, der Erholung zu pflegen, finden wir in der heiligen Schrift nicht, aber auch kein Verbot; und darum steht auch in keiner Sittenlehre noch in einer Verordnung der Kirche etwas gegen solche Erholungen, die wir vor Gott und mit Gott genießen dürfen.

Ist aber auch kein bestimmtes Gebot vorhanden, welches die Erholung vorschreibt, so erzählt doch das alte Testament mit offenbarer Billigung, ja mit gewisser Vorliebe vom Volk Israel, daß sie Gott dem Herrn ihre Feste gefeiert, nicht blos mit Opfer und Gebet, sondern auch damit, daß sie „aßen, tranken und anfingen fröhlich zu sein vor dem Herrn ihrem Gott," was ihnen sogar noch befohlen wird (3 Mos. 23, 40). Unser Heiland spricht von der Freude der Hochzeitsgäste, so lange der Bräutigam bei ihnen ist, das Fasten der Pharisäer abweisend, stellt wiederholt die seligen Freuden seines Reiches unter dem Bilde der Hochzeit dar, wie er auch in seinem ersten Gnadenwunder eine Gabe spendete, die nicht absolut nothwendig war. Die Freude des bekümmerten Vaters über die Heimkehr des verlorenen Sohnes läßt er sich aussprechen in einem Festmahl mit fröhlichem Gesang und Reigen. Die Apostel entlehnen die Gleichnisse für des Christen Kampf und Sieg den olympischen Spielen mit ihren Ehrenpreisen, und würden es ganz gewiß nicht thun, wenn ihnen solche Dinge an sich verwerflich gewesen wären.

Es giebt also etwas, das neben Arbeit, Ruhe, Gottesdienst und Andacht im Menschenleben Platz, ein Anrecht hat, und dieses etwas nennen wir — nicht Lustbarkeit, nicht einmal Ver-

gnügen — nein, Erholung, und jeder sittlich ernste Mensch, hauptsächlich jeder Christ, hat sich die Frage vorzulegen: „Welche Stellung nehme ich diesen Erholungen gegenüber ein und wie vermeide ich Klippen und Extreme; welches Licht wirft das Evangelium auf diese Frage?" Da nun vor Allem richtige Begriffsentwickelung vorhanden sein muß, so fragen wir, das Licht des Evangeliums als Leuchte benützend, ferner:

II. Was verstehen wir unter Erholung?

Hierbei kommt es für's Erste darauf an, festzustellen, was Erholung nicht ist. Sie fällt nicht unbedingt mit dem Begriffe der Ruhe, der Unthätigkeit, dem Müssiggang, dem Stillestehen aller Geistes- und Körperthätigkeit zusammen. Absolute Unthätigkeit leistet auch gar nicht (außer die im Schlaf), was Erholung leisten soll, sondern eher das Gegentheil. Die rechte, echte Erholung ist Thätigkeit, und nicht Unthätigkeit. Es ist eine Unterbrechung der gewöhnlichen Berufsarbeit und eine Vertauschung derselben mit einer andern vielleicht entgegengesetzten. Wenn der Geschäfts- oder der Landmann, der sich den ganzen Tag draußen bewegt, in's Kämmerlein geht und liest — so ist dies Erholung. Der Gelehrte dagegen erholt sich, wenn er nach einem am Studirtisch verlebten Tag einen Gang in's Freie macht. Einseitige Geistes- oder Leibesthätigkeit stört die Harmonie des leiblichen und geistigen Lebens; echte Erholung stellt sie wieder her, und zwar hat dieselbe um so mehr Erfrischendes, wenn der Tausch der Beschäftigung zugleich mit einer Veränderung der äußeren Verhältnisse, der Umgebung, verbunden ist. Darum geht der Städter gerne zu seiner Erholung auf's Land, der Landmann aus demselben Grunde und zu demselben Zwecke gerne in die Stadt. Der Prediger erholt sich im Freien, der Bauer in der Stubenluft. Wer viel mit andern verkehren muß, sucht Erholung in der Stille; und wen Geschäft und Beruf in der Einsamkeit halten, erfreut sich der Gesellschaft zu seiner Erholung. Der gemüthvolle Dr. Martin Luther erholte sich oft von seinen vielfachen Arbeiten, indem er im kleinen Hausgarten sein Hänschen auf den Achseln reiten ließ, während das Lenchen den Fuhrmann machte. Philipp Jakob Spener beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden mit seiner Siegelsammlung, denn er war ein Freund heraldischer (wappenkundiger) Studien. Der bekannte würtembergische Pfarrer Philipp Matthäus Hahn dagegen beschäftigte sich vornehmlich mit mechanischen Arbeiten, in welchen er Meister war, und der jüngst zu seiner Ruhe eingegangene große Theologe Beck suchte seine Erholung auf seinem „Gütle" vor der Stadt, woselbst er arbeitete wie ein Landwirth.

Diese alle, wie jeder, der wirkliche Erholung sucht — verlangten nach Wechsel der Beschäftigung, und fanden darin ihre Erholung, denn diese besteht — sei es wiederholt — nicht im absoluten Nichtsthun. Unthätigkeit zur Erholung wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn etwa ein körperliches Leiden, eine starke nervöse Abspannung eine solche verlangte, obwohl es auch dann fast unmöglich ist, dem Menschengeist absolute Rast zu gebieten.

III. Zweck und Wesen der Erholung.

Dem biblischen und richtigen Grundsatz gemäß, daß Aufgabe und Inhalt unseres Lebens im Arbeiten und Wirken besteht — kann der Zweck der Erholung kein anderer sein, als Stärkung zu neuer Arbeit. Wer die Erholung nur um des Vergnügens willen sucht, das heißt zum Selbstzweck macht, hat des Lebens Ziel noch nicht richtig erfaßt, und wird in den Müssiggang, in die Bummelei hinein, also dahin geführt, wo aller Laster Anfang zu suchen ist. Die Erholung wird also sündhaft, sie ist falsch und darum auch erfolglos, wenn man sie weiter ausdehnt, als zur Herstellung der Kraft nothwendig und heilsam ist. Recreatio est medicina — die Erholung ist Arznei — sagt ein alter Kirchenlehrer, und wenn sie nicht als solche gebraucht wird, um uns für unsern Beruf tauglicher zu machen, so ist sie nicht blos überflüssig, sondern wirkt wie ein schädlicher Hemmschuh am Rade unseres Lebens, ist wie ein Bleigewicht im Lebensschifflein.

Schlimmer aber noch ist es, wenn man unter dem Titel „Erholung" Vergnügungen und Lustbarkeiten nachgeht, welche nur zur Sinnenlust, nicht aber zur Ausspannung und Stärkung der Kräfte dienen. „Was für eine Erholung," sagt Prof. Weitbrecht in seiner Schrift: 'Heilig ist die Jugendzeit,' „z. B. im Lesen eines aufregenden Romans, oder einem aufregenden Spiel, oder im Genuß starker Getränke, oder in einer schwelgerischen Mahlzeit, oder in einem leidenschaftlich erhitzten Disput, oder in der Theilnahme an einer Klatschgesellschaft liegen soll, ist nicht abzusehen; und thatsächlich lehrt auch die Erfahrung, daß es noth thäte, nach solcher Erholung sich von der Erholung wieder zu erholen — wie mancher sich vom Nichtsthun ausruht und in solchem Wechsel seine Lebenszeit hinbringt.

„Bekanntlich giebt es auch eine Menge von Vergnügungen, namentlich im gesellschaftlichen Verkehr, die genugsam charakterisirt sind mit der Redeweise: Gestern Abend hab' ich aber ein Vergnügen ausgestanden; da wäre man doch besser in vollster Arbeit geblieben. Die Natur macht meist selbst die Probe auf die

Erholung. War diese rechter Art, so fühlt man sich nachher frisch gestärkt, zur Arbeit neu aufgelegt. War sie übermäßig, verschwenderisch, müssiggängerisch, oder auch der letzterwähnten Art, eine „ausgestandene", so ist man nachher so schlaff, oder noch schlaffer als zuvor. Das macht sich auch fühlbar, wenn eine wohlberechtigte Erholung zu lange ausgedehnt wurde."

Aus all dem ist deutlich ersichtlich, daß von echter Erholung nur da die Rede sein kann, wo rechtschaffene Arbeit vorangegangen, und daß zum Zweck und Wesen der Erholung die Arbeit gehört; wie schon Göthe so richtig und schön sagt: „Tages Arbeit — Abends Gäste; — Saure Wochen — frohe Feste."

Freilich giebt es heutzutag viele Menschenkinder (sie sind aber Gott sei Dank unter den eingewanderten Deutschen in den Ver. Staaten doch noch ziemlich rar), deren ganzes Leben aus lauter angeblichen Erholungen besteht. Sie haben jedes Jahr 365, und im Schaltjahr 366 Erholungstage. Sie meinen, das Athmen und Essen seien gar schwere Arbeiten, von denen man sich erholen müsse. Sie könnten, und wenn sie auch arm sind — eine Wärterin für's einzige Kindlein, eine Köchin für die Küche, eine Kammerjungfer für sich, und einen Hausknecht für allerlei Arbeiten brauchen. Im Winter erholen sie sich, indem sie sich jeden Morgen noch im Bett strecken, wenn der Nachbar schon eine halbe Tagesarbeit verrichtet hat, und des Abends lange, lange den Ofen hüten, oder in's Concert gehen. Und im Sommer erholen sie sich auch — durch das bekannte „Strecken", und — wenn das Geld reicht — durch einen Ausflug auf's Land oder den Aufenthalt im berühmten Bade. Das ist so recht bequem, meinetwegen auch modern, inwendig aber — faul, stinkfaul. Das ist die Menschenklasse, in welcher man die moralischen Krankheiten findet, welche unsere Sprache mit Faulenzerei und Langeweile bezeichnet; Laster, welche kein ordentlicher Mensch kennen sollte, denen aber viele anheimfallen, und die verursachten, daß die Menschen auf Dinge gekommen, die man Zeitvertreib nennt. Zeitvertreib — abscheuliches Wort! Was? die Zeit vertreiben, die dem Kaufmann mehr werth ist, als Geld, die so schnell dahin fährt, und mit Recht das größte Erdengut genannt wird, die jeder ordentliche Mensch so hoch schätzt! Diese Zeit zu vertreiben, todtzuschlagen — sollte auch nur eine Stunde lang unser Geschäft sein?

Nein — schicket euch in die Zeit, kauft sie aus, sagt der Apostel. Zeitvertreib kann ganz gewiß nicht Zweck und Wesen echter Erholung sein. Schauen wir uns das Wort ein wenig näher an, so wird es, wie so viele Wörter unserer tiefsinnigen Sprache, selbst sein bester Ausleger.

Erholen. Die Vorsilbe er bedeutet bekanntlich ein Empor, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Tiefe nicht im Sinne des Niedrigen, sondern des innersten Grundes und Wesens. Erziehen z. B. heißt: den Menschen aus dem innersten Grunde seines Wesens emporziehen zur Entfaltung, wie die Blume aus dem Samenkorn zur Entfaltung ihrer eigenthümlichen Gestalt und Schönheit. Erholen wird demnach heißen: aus dem tiefsten, innersten Grunde sich etwas holen, sich Kraft holen, eintauchen in den erfrischenden Grund- und Brunnquell des Lebens. Das ist aber Gott und der Reichthum seiner Gaben und Kräfte. Die vollste Erholung ist deßhalb die Versenkung in Gott, in Andacht, in Betrachtung seines Wortes, in Gebet; daher die vollkommenste Erholung, welche Leib, Seel' und Geist zugleich zu gute kommt, die Sabbathfeier ist.

Da aber Gott einen unendlichen Reichthum seiner Gaben ausgeschüttet hat, so liegt nicht allein in der Sabbathfeier, sondern überall, wo man etwas von diesen Gaben aufnehmen kann — Erholung. Die Sprache, die Güter, Waaren und Produkte der Erde, die Lieblichkeit der Landschaft, der Abendgesang des befiederten Sängers, der Sternhimmel u. s. w. sind Gaben Gottes. Wenn wir den Eindrücken dieser Gaben unser Inneres öffnen, so haben wir Erholung, und je mehr und tiefer wir schmecken, wie freundlich der Herr ist, desto reicher ist die Erholung.

Gott ist der Mittelpunkt unseres Lebens, die Quelle, aus der wir für unser Dasein schöpfen, und Erholung ist alles das, was uns gleichsam um Ihn versammelt; Erholung ist also nicht Zerstreuung; ein böses Wort, das man zwar oft hört, welches aber nicht in das Wörterbuch eines Christenmenschen gehört. Was soll denn die Zerstreuung z. B. frommen, wenn ein Herz das Geliebte seines Lebens verloren? Wohl sagen die Freunde: „Zerstreue dich, daß du dich von dem schweren Schlage erholst." Leeres Geschwätz! Wenn eine Seele überhaupt fähig ist, einen tiefen, anhaltenden Schmerz zu kennen, so wird nach solcher Zerstreuung der Schmerz stets wiederkehren, heftiger, drückender als je, und zuletzt lähmend und abstumpfend.

Nein — hier, wie überhaupt im Allgemeinen, giebt es nur einen Weg zur Erholung — und das ist die rechte Sammlung, die auf verschiedene Arten zu bewirken ist. Und von diesem Standpunkte aus antworten wir auf die Frage — welche Erholungen dürfen wir uns nach dem Geiste des Evangeliums erlauben:

1) Alle die, welche mit Dankbarkeit gegen Gott genossen werden können. 2) Jegliche, in welche man Gott mit hineinnehmen, in welcher man jeder Zeit an Ihn denken kann. 3) Jegliche, in welcher man mit gutem Gewissen vor Ihn hintreten kann, wenn er uns etwa durch den Tod zu sich forderte.

Thomas.

Ein Osterbild von F. St.

Unter den Figuren der Ostergeschichte gehört die des Thomas zu den fesselndsten.

Sein Ostern war ein schweres — wie eine schwere Geburt. Acht volle Tage ist sein Herz zermartert worden von Schmerz, Angst und Zweifel, da erst athmete er zu neuem Leben den Osterfrieden.

Thomas hat den Beinamen der „Ungläubige" erhalten. Zu Unrecht. Der Herr warnt ihn (Joh. 20, 27) nur vor dem Unglauben, er sagt zu ihm (wie nach dem Urtext richtig zu übersetzen ist), er solle nicht ungläubig werden.

Die Schrift hat uns drei Aeußerungen des Thomas aufbewahrt. Sie sind alle drei sehr charakteristisch und zugleich ausreichend, um ein zuverlässiges Bild von diesem hervorragenden Apostel zu gewinnen, der das Evangelium am weitesten gen Osten — bis tief nach Asien hinein — getragen hat, wie Paulus am weitesten gen Westen.

Das erste der drei Thomasworte finden wir Johannes 11. Jesus will nach Judäa aufbrechen, um seinen Freund Lazarus aus dem Grabe zurückzurufen. Die Jünger erschrecken vor der Gefahr, die in diesem Beginnen liegt. „Meister, jenes Mal wollten Dich die Juden steinigen, und Du willst wieder dahin ziehen?" Da der Herr auf seinem Vorhaben besteht, wendet sich Thomas zu seinen Mitjüngern und spricht: „Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben."

Es ist eine gewisse Härte in diesem Wort. Thomas ist unzufrieden mit seinem Meister. Es erscheint ihm „vernünftiger", von Judäa vorläufig fern zu bleiben, aber er ist auch nicht einen Augenblick in Zweifel, hier lasse sich kein Einfluß üben, kein Wandel schaffen. Darum seine Aufforderung: „Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben;" der Herr gilt ihm doch über alles; von Ihm kann er sich nicht trennen. Thomas ist sich bewußt, sehr „verständig" zu sein, aber er weiß nicht, daß sein Herz viel tiefer ist, als sein Verstand. Ebenso weiß er nicht, daß er mit seinem Wort den Grundaccord des christlichen Lebens für alle Zeiten voll und kräftig angeschlagen hat.

Das zweite Wort steht Joh. 14. Der Herr spricht von seinem Hingange zum Vater, und sagt: „Wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch." Das ist dem Thomas zu viel! Alles liegt vor ihm in Nacht und Nebel, er versteht die ganze Entwickelung der Heilsgeschichte immer weniger, und nun diese Voraussetzung! Er will sehen, er will Klarheit, Gewißheit. Da fährt er wie im Unmuth heraus: „Herr, wir wissen nicht, wo Du hingehest, und wie können wir den Weg wissen!"

Das dritte Wort ist sein bekanntes Osterwort. Die andern Jünger sagen ihm jubelnd: „Wir haben den Herrn gesehen!" Sie lassen sich an der Thatsache genügen und sind selig. Nicht so Thomas. Ihm kommt es auf Ursach, Zusammenhang und Folgerichtigkeit an, und diese sind ihm vorläufig noch ein verwirrtes Knäuel. Er hat noch kein Verständniß dafür, daß die Heilsoffenbarung Gottes im Tode Christi gipfeln mußte, und eben so wenig, daß die nothwendige Ergänzung dieser Offenbarung die Auferweckung Jesu von den Todten sei. Ingleichen war ihm noch ein Geheimniß, daß Gott nicht wahrhaft Mensch geworden wäre, wenn Christus nicht gestorben wäre, und andererseits, daß der Mensch Christus nur dann Gott war, wenn er von den Todten auferstand. Darum sein entschiedenes Wort: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich's nicht glauben!"

Wir wissen, was folgte: eine tiefe Beschämung des Thomas. Ueber acht Tage erscheint der Herr abermals seinen versammelten Jüngern, und augenscheinlich um des Thomas willen. Was Thomas verlangt hatte, gewährt ihm der Herr.

Da antwortete Thomas und sprach zu ihm: „Mein Herr und mein Gott!"

Mit einem Schlage ist die Finsterniß zerstreut, und der Glaube des Thomas strahlt in einem so hellen Lichte der Erkenntniß hervor, wie bisher noch bei keinem Apostel, selbst bei Petrus nicht. Es ist bei ihm voll und ganz Ostern geworden. Der letzte unter den Jüngern ist der erste! — Man hat an diesem Bekenntniß des Thomas mäkeln wollen, aber der einfache, schlichte Wortsinn verbittet sich das. Man hat gesagt, der anbetende Ausruf des Thomas beziehe sich auf Gott, nicht auf Jesum. Aber im Text steht: „Er sprach zu ihm." Dann hat man theilen wollen: das „Mein Herr" gehe wohl auf Christum, aber das „Mein Gott" auf den Vater. Aber auch das ist nur ein Winkelzug. Wen Thomas mit seinem ersten „Mein" meint, dieselbe Person meint er auch mit dem zweiten.

Wir haben hier also aus dem Kreise der Jünger eine volle Anerkennung der göttlichen Wesenheit des Herrn, die zugleich ein Glaubensbekenntniß ist für die gesammte Christenheit auf Erden, wie es kürzer und kräftiger nicht gedacht werden kann. Und mit einem solchen Bekenntniß mußte auch

das Osterfest schließen, wenn nichts fehlen sollte. Die Erlösung war vollbracht und der Welt zugänglich gemacht, das „Mein Herr und mein Gott!" ist die Erstlingsgabe, welche die bekennende Kirche niederlegt auf dem Altare des neutestamentlichen Passah.

Und der Auferstandene hat dieses Opfer angenommen. Er hat Thomas nicht zurückgewiesen, wie der Engel in der Offenbarung den Johannes mit seinem „Bete Gott an!" Ja er hat das Bekenntniß des Thomas ausdrücklich bestätigt und versiegelt, indem er zu ihm (wie es genau nach dem Urtexte heißen muß) sagt: „Du hast geglaubt," d. h. du hast nun glauben gelernt, bist zum rechten Glauben hindurch gedrungen.

Das Bild des Thomas hat etwas überaus Erfrischendes. Wie ein Hüne steht er da, alles an ihm ist Kraft und — Wahrheit! Selbst sein Zweifeln ist achtunggebietend. Der Unglaube vergangener und unserer Tage, der sich neben Thomas zu stellen wagt, wie richtet er sich doch selbst, wie wird er doch durch die scharfe Beleuchtung, die bei dieser Zusammenstellung auf ihn fällt, in seiner ganzen Elendigkeit und sittlichen Verkommenheit offenbar! Wir können unserer Zeit nichts Besseres wünschen, als ein starkes Heer von Thomaschristen, dann würde der Kirche schnell der ersehnte Ostermorgen einer Auferstehung zu neuem Geistesleben anbrechen. —



Noli me tangere.



Magdalena, laß dein Klagen,
Denn gehoben ist der Stein,
In dem Grab begann's zu tagen,
Christus ging zum Leben ein.

Der am Kreuz für uns gerungen
Schmerzensbleich und blutigroth,
Hat als Held für uns bezwungen
Siegreich Sünde, Höll' und Tod.



Nainital und der Nordwesten Ostindiens.

Nach dem Englischen von A. Anst.

Das Wunderland Ostindien bietet in vielen Beziehungen die merkwürdigsten Contraste. Ostindische Herrlichkeit ist ebenso bekannt, als ostindisches Elend. Langgedehnte Wüsten sind die Plage des Wanderers, welcher auch wiederum die großartigsten Naturwunder und lieblichsten Landschaften findet. Ebenso groß ist der Gegensatz des Klimas. Im Süden und in den Mittellanden brennt die Sonne furchtbar heiß, während die kühlen Thäler des Hochgebirges die sonngebrannten Bewohner der Ebenen einladen.

Deßhalb wunderts gewiß Niemand, wenn besonders die älteren Bewohner der Ebene nichts anderes so lieb und werth schätzen, als eine erquickende Gebirgstour während der Sommermonate. Willst du mit, lieber Leser? Hin nach dem stolzen, erhabenen Wächter des Nordens, nach dem Him-aliya (Wohnort des Schnees), wo Pindris gefrorener Fluß scheu das Thal sucht, um sich dort im Bergstrome schäumend durch sein wildes Felsenbett hindurch zu wühlen.

Nach langweiliger Fahrt gelangen wir, ziemlich gerüttelt und geschüttelt, in Kalidungi, nahe am Fuße der Gebirge, an. Die Hitze der Ebene hat hier ein Ende. Eine Fahrt von zweihundert und fünfzig Meilen, in einem armseligen Fuhrwerk, sammt drei schlaflosen Nächten, gehört, unseren amerikanischen Reisebegriffen gemäß, nicht zu den angenehmsten Vergnügungen, jedoch die prachtvolle Aussicht von unserer Herberge, und die reine erfrischende Gebirgsluft entschädigt uns reichlich. Vor uns stehen, sich schroff von der Ebene erhebend, in ihrer herrlichen Majestät der Erde erhabenste Berge. Inmitten einer unermeßlichen Menge kleiner Berge, mit ewigem Schnee bedeckt, welcher im Sonnenlicht glänzt und funkelt, erstreckt sich die mittlere Gebirgskette mehr als tausend Meilen in die Länge, achtzig in die Breite, und an manchen Stellen ragt sie über zweitausend achthundert Fuß hoch über den Meeresspiegel. Dem Hindu gelten diese Berge heilig und verehrungswerth als „der erwählte Aufenthaltsort der dritten Person der Hindu-Gottheit; hier sind die Grundquellen der heiligen Flüsse Ganges und Jamna, die hier inmitten ewigen Schnees und Naturgebilden wildromantisch hervorsprudeln; dies ist die Lokalität zahlreicher Wallfahrtsschreine und Badeorte (wie Badrinath und Kidrinath), wohin jährlich Millionen Wallfahrer pilgern, der Tummelplatz geheimnißvoller böser Geister, welche mit ihrem Spuk und betrügerischen Tönen den Reisenden in's Verderben locken. Der abergläubische und leichtgläubige, aber allezeit religiöse und fromme Hindu erhebt zu diesen Bergen seine Augen in Anbetung und Verehrung.

Die Morgendämmerung ist in Indien des Tages lieblichste Stunde. Um diese Zeit besteigen wir unsere kräftigen Bergponys und reiten aufwärts durch die enge Bergschlucht. Naturschönheiten der ausgesuchtesten Art begegnen uns auf Schritt und Tritt: hohe, majestätische Eichen, bedeckt mit Moos und bekränzt mit breitblättrigen Weinranken; stattliche, immergrüne Fichten und Tannen; liebliche wilde Blumen, eilende Bergbäche, prachtvolle Wasserfälle und stolze Berggipfel. Die reine frische Bergluft ist köstlich, und der Himmel über uns tief indigoblau. Muntere, graubärtige, sich von Baum zu Baum schwingende Affen, und Vögel in reichhaltigster Farbenpracht beleben das Bild. Von Zeit zu Zeit bieten sich vortreffliche Aussichten auf die Ebene, die sich oceanähnlich in der Richtung von Bareilly und Moradabad erstreckt, oder auf ferne Bergumrisse, welche sich jemehr entfalten, desto höher wir steigen. Nach kurzer aber süßer Rast, halbwegs zwischen Kalidungi und unserer ersten Gebirgsstation, erreichen wir um 12 Uhr Mittag das schöne und liebliche Gesundheitsasyl Nainital.

Dieses kleine, jetzt zum Theil durch den Erdrutsch zerstörte Paradies erhielt den Namen Nynee, auch Naini, von einer Hindu-Göttin, die in dieser Gegend hausen soll, und dem lieblichen See (Tal), welcher hier, 16 Meilen oben in den Bergen, einem reizenden Thale der Gaghar-Gebirgskette, im Centrum des britischen Cantons Kinnaon, angehört. Hohe, direkt vom Ufer des Sees steil aufsteigende Hügelwände umgeben das Thal. Cheena ist der nördlichste und höchste Punkt in unserer nächsten Umgebung, 8568 Fuß, und der See 6400 Fuß über dem Meeresspiegel. Befremdend mag es lauten, daß wir Cheena in die Kategorie der Hügel stellen, jedoch erklärlich, wenn wir 50 Meilen in nordwestlicher Richtung die unzugänglichen, mit Schnee gekrönten Berge betrachten, die sich nicht weniger als 28,000 Fuß über die Meeresfläche erheben. Nach dem Süden zu neigen und verflachen sich auf beiden Seiten des Sees die Hügelreihen zu einer engen Schlucht, durch die das Wasser des Sees sich tobend und brausend in den Balleah Strom stürzt. Der See bedeckt so ziemlich die Hälfte der Thalfläche, ist un-

Ansicht von Nainital in Ostindien.

gefähr eine Meile lang, eine halbe Meile breit und an manchen Stellen sehr tief. Zu beiden Enden des Sees treiben einheimische, reich ausgestattete Bazare rege Geschäfte, und an die bewaldeten, vom See bespülten Hügelabhänge sind die netten Wohnungen der Bewohner und prächtigen Residenzen der Gäste gebaut.

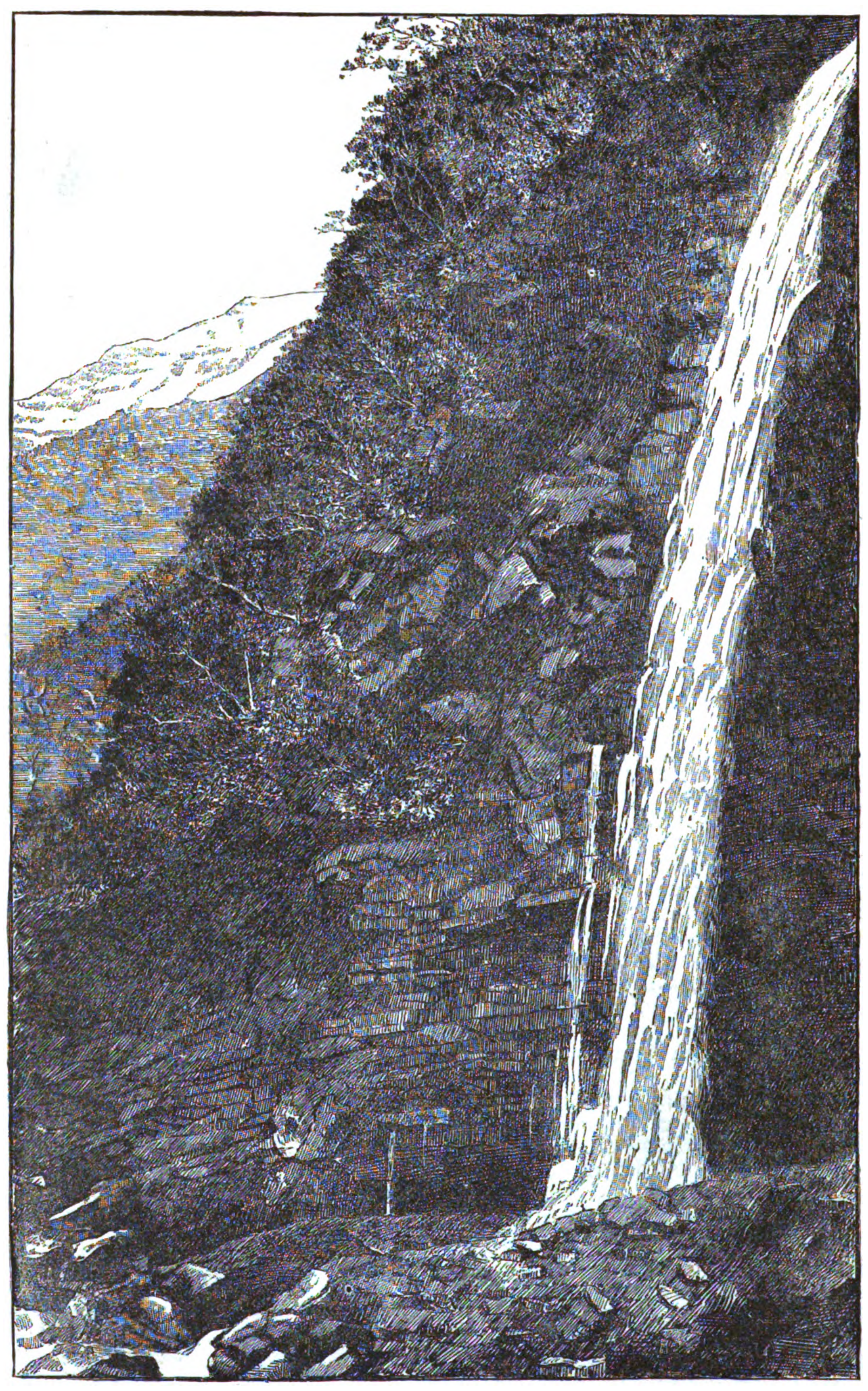
An Equipagen oder sonstiges Fuhrwerk ist hier nicht zu denken; man reitet, benutzt Sänften (Jampan), im Allgemeinen aber geht man stolz zu Fuß.

Der Hauptanziehungspunkt in diesem reizenden Bergasyl ist unstreitig der klare, spiegelglatte See. Große und kleine Segel- und Ruderboote, Jachten und Kähne verschiedenster Art durchkreuzen denselben. Das unübertreffliche, heilsame Klima, Kühle der Temperatur und andere Vorzüge, machen Nainital alljährlich während der Sommerzeit zur Residenz und zum Sitz des Parlamentes der nordwestlichen Provinzen, zum Aufenthaltsorte einer Genesung suchenden Garnison, und zum Sammelplatz einer zahlreichen, Erholung bedürftigen Bevölkerung. Auch ist es seit zwanzig Jahren das Centrum unserer amerikanischen Methodisten-Mission. Rev. Dr. Wm. Butler fand hier zuerst eine Zufluchtsstätte. Es war zur Zeit der indischen Meuterei im Jahre 1857, nachdem man seine Gemeinde in alle Winde versprengt, seine Wohnung in Bareilly eingeäschert, daß er als Flüchtling aus Lebens- und Leibesgefahren hierher zog. Ein Schafhaus verwandelte er schnell in eine Kapelle und predigte den andern Flüchtlingen das Evangelium. Jetzt besitzt die Mission daselbst eine blühende englische Gemeinde nebst Gotteshaus, eine Kapelle für die Eingeborenen, erfolgreiche Schulen, und Wohnungen für Vorst. Aelteste, Prediger und Lehrer; ein Grundeigenthum im Werth von mindestens 50,000 Dollars. Auch ein Erholungsort (Sanitarium) wird hier in Verbindung mit der Mission unterhalten, mit Räumlichkeiten für wenigstens fünf Familien, wo schon mancher von der verzehrenden Hitze der Ebene abgemattete Arbeiter des Herrn neue Gesundheit und Erholung fand.

Hier geschah es, daß sich vor wenigen Monaten eines jener furchtbaren Naturschauspiele entwickelte, das seines Gleichen sucht. Wir beziehen uns auf den großen Erdrutsch, der am 18. September v. J. stattfand.

Wie schon angedeutet, bildet die Umgebung Nainitals einen 6400 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Kessel. Im Durchschnitt fällt hier zur Regenzeit 150 Zoll, im Gegensatz zu nur 38 Zoll in der Entfernung von wenigen Meilen. Letztes Jahr war der Regenfall ausnahmsweise stark. Diesem Umstand ist höchst wahrscheinlich die unheilvolle Katastrophe zuzuschreiben. Dazu gesellt sich noch die Thatsache, daß seit mehreren Jahren viele neue Bau- und Rasenplätze, Gartenanlagen und Wege den steilen Bergabhängen abgezwungen wurden, wodurch die natürliche Erdoberfläche gestört und damit dem Regen die beste Gelegenheit dargeboten ward, in den Boden einzudringen, denselben zu erweichen und aufzulockern. Schwerer Regen suchte während Freitag und Samstag, den 17. und 18. September v. J., das Thal heim, so daß das Wasser, in Verbindung mit dem Winde, rauschte und wüthete. Mehr als zwei Fuß Wasser soll in dieser Zeit gefallen sein. Die Erde nahm bereitwillig die wachsenden Ströme auf, welche die Erdmassen leicht abschälten und von oben hiernieder wuschen. Um 1 Uhr Samstag Morgen brach sich oberhalb des Sanitariums ein Stromquell Bahn, der mit solcher Schnelle die Räume überfluthete, daß die darin befindlichen Schläfer kaum mit dem nackten Leben in's nächste Haus entkamen. Thüren und Fenster mußten dem mächtigen Druck der Erd- und Wassermassen weichen und das ganze Haus war in wenigen Augenblicken verschüttet. Die Bedienten-Halle theilte dasselbe Loos; Dach und Wände konnten dem Andrang von oben nicht widerstehen, sie brachen zusammen und begruben nebst Hab und Gut den Leichnam einer christlichen Frauensperson, die den Tag vorher gestorben und dort der Beerdigung harrte. Daß sonst Niemand dabei verunglückte, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß alle Hände glücklicherweise außerhalb des Gebäudes ihre vereinten Kräfte anwendeten, die zunehmenden Ströme von ihrer zerstörenden Bahn abzuleiten.

Viel unheilbringender verlief dieselbe Katastrophe für das angrenzende Hotel. Um 7 Uhr Morgens brach daselbst eine Stube ein und begrub den kleinen Sohn einer englischen Dame, welche vergeblich längere Zeit mit eigenen Händen, entblößt und dem Regen preisgegeben, nach den Ueberresten ihres kleinen Lieblings und der Wärterin grub. Die Mutter, sonstige Bewohner und Gäste wurden genöthigt, nach einem sicheren Zufluchtsorte zu entrinnen; sieben von den eingeborenen Bedienten fanden in dieser wälzenden Masse ihr Grab. Wunderbare Rettungserfolge, in Verbindung mit dem Verschütten der Missions- und Prediger-Heimstätten, werden berichtet. Man war eben im Begriff, aus den bedrohten Wohnungen zu retten, was leicht sich fortschaffen ließ, als ein sonderbares Getöne sich vernehmbar machte. Es war eine furchtbare Katastrophe. Die Bäume bebten und drehten sich; die ganze Bergseite ward mit unbeschreiblichem Getöse losgerissen und stürzte in einer colossalen Erd- und Steinlawine hernieder. Das große Hotel ward wie



Wasserfall des Pindri Flusses.



Bewohner des Himalaya-Gebirges.

ein Kartenhaus hinweggefegt. Das schöne Geschäftslokal der englischen Firma Bell u. Son, die beiden Hindu-Tempel, das Theater, Bibliothek-Gebäude, der Ball- und Concertsaal, und andere Gebäude — sie alle stürzten um und wälzten sich hinab in die dunkle, unermeßliche Tiefe des Sees. Nur einen Moment bäumte eine riesenhafte Welle sich hoch auf, dann floh sie, wie von Schrecken erregt und gejagt, nach dem eine Meile entlegenen Ausgang, um dort im Nu elf Seelen in den tiefen Schlund mit sich hinunter zu reißen.

Im Hospital drüben über der Bahn des Unglücks war Elend und herzbrechender Jammer über die 150 verunglückten Eingeborenen, welche so plötzlich aus der Zeit in die Ewigkeit versetzt wurden, und die 45 Europäer, die inmitten edler und aufopfernder Rettungsversuche am Hotel, dem Geschäftslokal, Bibliothek-Gebäude in unerkennbare Grabstätten gequetscht, Opfer des Erdrutsches wurden.

Auf's Herrlichste spiegelte sich Gottes weise Vorsehung und Hilfe darin deutlich ab, daß keinem der hundert Häupter zählenden Missionsfamilie, Männer, Frauen oder Kinder, auch nur ein Haar gekrümmt wurde; keines unserer Kirchenglieder, ob Eingeborene oder Fremde, körperlich Schaden litt. Das schöne Missionseigenthum, welches eine Woche vorher wenigstens 50,000 Dollars eingebracht hätte, ist natürlich ruinirt, und es wird viel Arbeit und Geldopfer fordern, ehe es ausgegraben und reparirt und dem Gebrauch wieder übergeben werden kann, wenn dies überhaupt noch möglich ist.

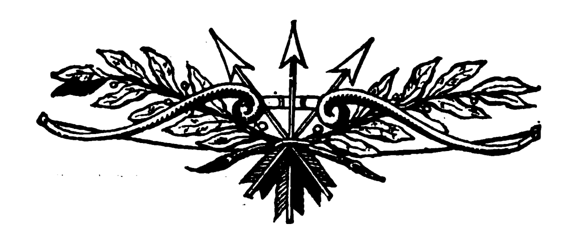
Aber jetzt — ein Abstecher in die Berge! Mit Alpenstock und Regenschirm ausgestattet und die Reisetasche wohl gespickt, geht es bald vorwärts, hinauf nach den Höhen. Und wie herrlich ist es da oben! Mit jedem Schritt gestaltet sich unser Weg rauher und steiler, aber nichtsdestoweniger romantischer und malerischer. Wir berühren die Ortschaften Loharkhet oder Grobschmiedsfeld, Dakari, Dakan, Kathi, und erreichen Dewale, an der gegenseitigen Mündung der beiden Flüsse Pindri und Kapini gelegen.

Diese Tour erwies sich als unübertroffen von dem, was wir bis jetzt an Schönheit und Großartigkeit gesehen. Dicht bewaldete Berge erheben ihre erhabenen Häupter zur Rechten und Linken der engen Thäler, durch welche schäumende Bergbäche eilen, die oft in herrlichen Fällen zur Tiefe stürzen, wie zum Beispiel der Pindrifluß. Alles, was das Auge sieht, ist großartig und erhaben, und zwingt dem Beschauer den Ausruf ab: „Ich glaube an Gott den Allmächtigen!" Wunderbare Empfindungen beleben hier die Seele. Zwischen herrlichen Cascaden, himmelhohen Wasserfällen und kleinen Bergbächen des klarsten Wassers, die sich lustig über die steilen Bergwände stürzen, windet sich unser Weg den Gletschern zu. Bald erklettern wir die rauhen Seiten haushoher Eisblöcke, welche der Strom hernieder gewaschen, oder kreuzen schauerliche Naturbrücken von Schnee. Prachtvoller wird das Panorama. Hügelreihen und Bergketten, sich überragend, erstrecken sich höher und immer höher, hinan zu den mit ewigem Schnee beladenen Eisbergen, deren unbeschreiblicher Glanz und Schimmer diese imposanten Naturscenerien mit zauberhaftem Reiz umgiebt. Die Gletscher bilden einen ungeheueren Eisstrom, einen krystallisirten Wasserfall, welcher meilenweit abwärts ein langes, hohes Thal vollständig ausfüllt.

Zögernd nehmen wir Abschied von dieser großartigen Werkstätte der Natur — dem herrlichsten Naturpanorama, das in uns einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck hinterlassen — und wenden unsere Schritte wieder bergab.

Die Bergbewohner sind weniger intelligent, als die der Ebene. Sie zeigten sich als eine seltsame, neugierige und abergläubische Menschenart, die auch das Uebervortheilen im Kleinen recht gut praktiziren konnte, wo es anging. Im Uebrigen haben sie ein mannhaftes Aussehen, sind kräftig und stämmig gebaut, und tragen eine ihnen eigene unabhängige Gesinnung zur Schau. Ihre Sprache besteht aus einem erbärmlichen Gemisch von Hindu- und Sanskrit-Dialekt.

Immer weiter geht es abwärts und abwärts durch grausige Schluchten, über hohe Berggipfel, durch liebliche Thäler, bis wir wieder Nainital und nach kurzer Rast die Ebenen erreichen, woselbst wir noch Monate lang von den in der großartigen Gebirgswelt Indiens empfangenen Eindrücken zehren.



Ostergruss.

Es rauschen und klingen
Es duften und singen
Die Wipfel im Hain,
Die Blumen am Rain,
Die Bächlein in Klüften,
Die Vöglein in Lüften:
„Der Herr ist erstanden!“

Was steht ihr und weinet,
Am Gräber vereinet?
Der Sieg ist errungen,
Der Tod ist bezwungen,
Der Stein ist gehoben,
Es tönet von oben:
„Der Herr ist erstanden!“

Gottes-Kämpen für Glauben und Vaterland.

Ein Bild aus der Waldenser-Geschichte.

Bearbeitet von C. F. Allert.

Es war am 16. August 1689, da versammelte sich heimlich im Gehölz nahe dem Städtchen Neuß am nördlichen Ufer des Genfer Sees eine Männerschaar, etwa 800 bis 900 zählend. Ernst lagerte auf allen Gesichtszügen. Einer aus ihrer Zahl stand auf einem Holzblock, und mit besonderer Begeisterung predigte er aus dem heiligen, klaren Gottesworte. Was ist die Ursache dieser eigenthümlichen Zusammenkunft? was ihr Zweck? Die Schatten der Abenddämmerung fallen; die Nacht bricht herein, und doch macht sich Niemand auf den Heimweg.

Um Ursache und Zweck hiervon kennen zu lernen, müssen wir die Schaar ein wenig verlassen und in den Chroniken jener Zeit nachschlagen.

Durch den Widerruf des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. wurde der Protestantismus in Frankreich auf's Tiefste erschüttert. Jahrhunderte vor der Reformation hatte sich die Schaar der Waldenser rein in Lehre und Wandel erhalten. St. Ambrosius, Bischof von Mailand, bezeugte: die Corruptionen der Kirche haben die Alpenthäler Italiens noch nicht durchdrungen. Diese Reinheit hatte sich auch auf französischem Gebiet erhalten. Das war den Päpstlingen ein Dorn im Auge; daher beschloß Ludwig XIV., gereizt durch die Jesuiten, die Ketzer auszurotten. Denn, sagten sie, dadurch würde er die Sünden seiner Jugend sühnen. Sechzig Jahre lang wiederholten sich die Greuel der Bartholomäusnacht in Frankreich. Nicht weniger denn 230,000 Protestanten flohen aus dem Lande, dem Feuer der Verfolgung zu entgehen. Es galt keine Schonung. Die hilflosen Opfer römischer Bigotterie wurden bei Tausenden gerädert, erhängt, mit dem Schwert gerichtet oder an die Galeeren gekettet. Tod und Verderben herrschten ungezügelt. Fünfundzwanzig Jahre nach der Widerrufung rühmte sich der König, den Protestantismus ausgerottet zu haben. Seine Gotteshäuser waren entweder demolirt oder den Katholiken gegeben. Hoch loderten die Flammen, die die Bibeln verzehrten. Keine Schandthat war zu arg, keine Erfindung blieb unbenutzt, um die Ketzer zum Gehorsam zu zwingen oder zu vertilgen.

Dann wandte sich sein Blick nach dem sonnigen Italien. Die Waldenser, die südlich von den Alpen wohnten, waren Glaubensbrüder der Verfolgten in Frankreich. Die durften ja nicht überbleiben! Ludwig forderte daher den Herzog von Savoyen auf, das Werk der Zerstörung gemeinsam mit anzugreifen. Dieser zögerte, denn es war schon Blut genug geflossen. Es waren ja erst dreißig Jahre vergangen, seit 14,000 um ihres Glaubens willen gefallen waren. Doch er mußte vor den Drohungen des Königs nachgeben. Somit fing der dreiunddreißigste Feldzug gegen die Bergbewohner an. Der Prediger Arnaud war der Führer der Waldenser. Am Ostermontag 1686 kam es zum Treffen. Die Italiener und Franzosen griffen zugleich an. Beide Heere wurden auf den ersten Tag zurückgeschlagen. Am folgenden Tage metzelten die Franzosen das Häuflein, das ihnen entgegengestanden, nieder. Männer, Weiber und Kinder wurden schonungslos geschlachtet. Man sandte

darauf Boten zu den andern Waldensern und versicherte ihnen, ihre Brüder hätten sich ergeben und seien begnadigt worden. Mit scheinbarer Großmuth hielt man ihnen Leben und Freiheit entgegen, im Fall sie ihre Waffen strecken würden. Man traute dem Versprechen und ergab sich. Aber sogleich legte man sie in Eisen und 14,000 mußten nach den verschiedenen Kerkern wandern. Ihre Kinder wurden unter Katholiken vertheilt. Ihre Töchter und Weiber wurden geschändet, massacrirt oder als Gefangene behalten. Nun schien die Ausrottung völlig zu sein. Schnell drang die Siegesbotschaft durch's Land. In Rom sang man zu Ehren des Sieges das „Te Deum", und der Papst gratulirte in einem besonderen Schreiben dem Herzog von Savoyen über die gelungene Ausrottung der Ketzer. Katholiken besetzten ihr Land. Ihre eignen Chroniker schreiben: „Die Welt sieht sie nicht anders an als unrettbar verloren und als für immer zerstört." Aber in den dunklen, dumpfen Zellen der dreizehn Gefängnisse lebte die Kirche Jesu noch. „Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche." Von den 14,000 gefangenen Waldensern sind 11,000 elendiglich durch Hunger und Krankheit in den Gefängnissen umgekommen. Die übrigen 3000 gingen hervor wie wandelnde Skelette und suchten Zuflucht in Deutschland und der Schweiz. Dort nahm man sich der Armen in Liebe an. Manche blieben auf dem Wege liegen. Sie flohen wie Schatten, und wenige dachten daran — noch weniger ahnten's ihre Verfolger —, daß sie so bald das Freiheitsbanner auf den heimathlichen Bergen aufpflanzen und endlich in vollem Triumph zu Roms Thoren einziehen würden.

Arnaud, ihr treuer Seelsorger, zählte zu den Uebriggebliebenen. In seinem Herzen lebte der Gedanke an eine Wiedereroberung noch. Er vertraute es einigen an, sonst blieb es ein Geheimniß. Sollte die Sache Jesu Christi endlich besiegt sein? Würde der Herr der Heerschaaren keine Hilfe senden? Stand nicht schon ein Feind ihrer Feinde da in der Person Wilhelms von Oranien? Aber wenn gar keine Hilfe käme? Sollte Gottes Allmacht fehlen? Gewiß nicht! Darum ließ man das Losungswort durch die zerstreuten Reihen gehen: „Die Thäler können und sollen wieder erkämpft werden!" In Zürich lebte der alte Waldenserheld Javanel, der sich oft in den Thälern ausgezeichnet hatte. Durch erhaltene Wunden und Altersschwäche untauglich, an dem Wiedereroberungszug Theil zu nehmen, arbeitete er ihnen den Eroberungsplan aus. Arnaud zog nach Holland und besprach sich mit Wilhelm von Oranien; er erhielt daselbst Gelder, womit er seine Schaar bewaffnen und ausrüsten konnte. Zweimal mißlang der Aufbruch. Man wartete noch ein Jahr, damit aller Verdacht beseitigt sei. Jetzt hatte aber die Stunde geschlagen, darum hatte man sich im Gehölz versammelt. Es war ein ernstes Unternehmen, daher die ernsten Mienen. Der Mann, der dort so ernstlich predigt und dann so inbrünstig des Himmels Segen zum Gedeihen des Unternehmens erfleht, ist Arnaud, ihr Seelsorger und Führer. Die Neugierde hatte fünfzehn Brote herbeigezogen. Als alles zum Aufbruch bereit war, ergriff man diese. Etwa 700 wurden um 2 Uhr des Nachts gelandet. Jetzt waren sie in Feindesland. Damit nicht die katholische Bevölkerung bis Tagesanbruch alarmirt werde, so marschirte man sogleich in drei Divisionen — Vorhut, Hauptheil und Nachtrab — voran. Yvorne, die erste Stadt, mußte sich ergeben. Drei ihrer Beamten wurden als Geißel mitgeführt bis zur nächsten Stadt, und dann nur frei gegeben, wenn andere als Stellvertreter gegeben waren. Diesen Plan hielten sie bei auf dem ganzen Marsch. Kein Commissariat begleitete den Eroberungszug. Jeder trug seine eigene Last. Ihre Kriegsmusik bestand aus Trompeten und Psalmen. Eilig ging's voran. Man griff zu strengen Mitteln, weil man dazu gezwungen war. Das genommene Gut wurde gewissenhaft bezahlt. Gefangene nahm man nicht. Was sich widersetzte, mußte fallen. Die Einwohner erkannten dies auch bald. Priester kamen ihnen entgegen und gaben reichlich, dann hießen sie sie gehen „im Namen Gottes". Die Geißel, aus dem Adel und Priestern bestehend, belief sich auf vierzig Personen. Am meisten Mühe verursachten die wohlgenährten Mönche, die beim Ersteigen der Höhen außer Athem kamen und liegen bleiben wollten.

Schon am ersten Tage kamen ihnen vier Ritter entgegen geritten und verlangten Aufschluß über den Zweck ihres Marsches. „Streckt eure Waffen!" riefen jene gebieterisch. Die stählerne Antwort lautete: „Steigt i h r nur ab und geht mit!" Hunderte von bewaffneten Bauern stellen sich ihnen entgegen, aber sie stieben auseinander wie Spreu. Die Gefangenen müssen als Wegweiser dienen, mit der eingeschärften Drohung: „An den ersten Baum werdet ihr geknüpft, wenn ihr untreu seid." Hier und da dürfen wir nur eine Begebenheit unter vielen einschalten. Tag und Nacht geht's vorwärts, denn schon sind Truppen in Bewegung, ihnen einen warmen Empfang zu bereiten. Befestigte Dörfer öffnen ihre Thore. Soldaten und bewaffnete Schaaren stehen wie gebannt zur Seite und lassen sie passiren. Steile Abhänge geht's entlang, wo wenige mit Felsblöcken eine ganze Armee hätten vernichten können. Bei Salenches erstürmen sie die Brücke gegen eine überlegene Macht, ruhen dann unter einem Platzregen und danken Gott für denselben,

denn er verhütet das Nachkommen des Feindes. Unsäglich waren die Strapatzen der folgenden Tage. Bis an die Kniee im Schnee erklimmen sie die Gebirge bis 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Oben verlieren sie sich in einer Nebelwolke, und dadurch verbirgt sie Gott vor den Augen der Feinde. Arnaud's Aufmunterungen ermannen die erschlafften Krieger wieder. Von der Spitze des Col Bonhomme sehen sie die Franzosen im Iserethal, schlagen einen andern Weg ein und entgehen ihren Händen. Die Nacht übereilt sie und sie verlieren den Weg. Manche fallen erschöpft zur Erde, gesellen sich aber am andern Morgen wieder zum Heer. Am achten Tage konnten sie schon von einer Anhöhe ihre heimathlichen Berge erblicken. Aber das Schlimmste stand noch bevor. In den Thälern lauerten 22,000 französische und italienische Truppen. Bald kamen ihre Vorposten mit dem Feinde in Berührung. Schon bei Exilles suchten sie bei der Besatzung vorbei zu kommen durch ein Nebenthal, aber von oben flogen die Steine und Kugeln so dicht, daß sie mit Verlust von etlichen Männern zurückweichen mußten. In dem Doirethal sahen sie die Brücke mit 2500 Mann besetzt. Was anfangen? Vorwärts oder zurück? Die Nacht brach herein. Sie beteten und rathschlagten. „Vorwärts!" erscholl Arnaud's Stimme. Die Franzosen standen unter dem Commando des Oberst de Larrey. Drei Waldenser fielen beim ersten Feuer, aber unaufhaltsam drangen sie in den Feind. Auf's Commando fielen sie zur Erde und ein Kugelregen flog über sie hin. „Die Brücke ist unser!" rief einer, und voran sprangen sie wie die Tiger unter dem Feuer des Feindes. Alles mußte weichen oder fallen; die Schlacht war gewonnen. „Ist es möglich," rief der französische Commandeur, „daß ich beides, die Schlacht und meine Ehre, verloren habe?" Verwundet entkam er. Als der Mond aufgegangen war, fiel sein blasses Licht auf 700 erschlagene Feinde. Auf der Seite der Waldenser wären nur 15 getödtet und 12 verwundet worden. Alle Vorräthe des Lagers fielen in die Hände der Sieger. In jener mondhellen Nacht bauten sie eine Pyramide aus Pulverfässern, Waffen und allem, was sie nicht benutzen konnten, die dann in die Luft gesprengt wurde. Die Berge dröhnten wider, ja der Siegesschall soll bis Frankreich gedrungen sein. Während der Himmel im rothen Widerschein glühte und das Echo durch die Thäler schallte, ertönten die Trompeten und die Sieger jubelten: „Ehre sei dem Herrn der Heerschaaren, der uns den Sieg über unsere Feinde gegeben hat!" Drei Tage und Nächte waren sie marschirt, aber an Ruhe war nicht zu denken. Im Mondlicht ging's dem Ski hinauf und dann hinab in das Pregelasthal. Am neunten Tage — es war ein Sabbath — standen sie hoch oben auf einer Gebirgshöhe. Vor ihnen lagen die geweihten Thäler ihrer Väter. Sie dankten Gott für den Anblick. Sie beteten und marschirten thalabwärts, und schlugen vor einer Kirche ihr Lager auf. Heute wurde nicht Messe gelesen, denn die Priester hatten das Hasenpanier ergriffen. Dann ging's dem St. Martina Thale zu, und oben auf der Spitze des Col du Pis lagern sie sich für die Nacht. Am andern Morgen stehen italienische Truppen unten im Thal. Arnaud betet, dann geht's auf den Feind los. Dieser wird geschlagen und alle Vorräthe fallen wieder den Siegern in die Hände. Der zwölfte Tag war der „Tag des Trostes". Zu Prelis rissen sie die Bilder u. s. w. aus ihrer alten Kirche und beteten zum ersten Mal seit ihrer Verbannung den Gott ihrer Väter in seinem Heiligthum an. Sie sangen den 74. Psalm. Arnaud stand in der offenen Thür und predigte aus dem 129. Psalm. Am folgenden Tage zogen sie das Lucernathal hinab. Das Land wimmelte von Feinden; die Vorhut ließ sich bald hören: „Kommt nur, ihr Teufels-Pudelhunde," schrieen sie, „eure Festungen sind in unsern Händen und wir mehr denn 30,000 stark!" Aber sie wurden in die Flucht geschlagen, ihre Festung war in einer halben Stunde in der Sieger Händen, und dazu alle Lagergeräthschaften. Sie hatten nur einen Mann verloren. Sie besetzten ihre Häuser wieder und trieben die katholischen Eindringlinge hinaus. Somit waren sie in vierzehn Tagen mitten in ihrem Erbtheil. Arnaud hatte mit seinen Kriegern mit gen Himmel gehobenen Händen den Eid abgelegt, sich nicht zu ergeben, und wenn auch nur drei oder vier überbleiben sollten, bis die Herrschaft Jesu Christi in den Thälern wieder hergestellt sei. Wieder erschollen ihre Stimmen im Kriegsliede — dem 74. Psalm — begleitet mit Waffengeklirr.

Von allen Seiten war nun die muthige Schaar von Feinden umgeben. Mehr als 20,000 Mann zählten die vereinten französischen und italienischen Heere. Dazu wurde der Bauernstand unter Waffen gestellt. Einer mußte gegen fünfunddreißig stehen. Lebensmittel und Schießbedarf mußte dem Feind abgerungen werden. So schlugen sie sich zehn Monate lang von Fels zu Fels, von Thal zu Thal, oft war die kleine Schaar noch getheilt, daß die einen Wochen lang nichts von den andern hörten.

Die französischen Waldenser gaben den ungleichen Kampf auf, aber ihre italienischen Waffenbrüder kannten keine Verzweiflung. Nun war der Winter vor der Thür. Sie schlugen ihren Weg durch den Feind, um nach der alten Festung Balsills zu gelangen, wo sie ihr Winterquartier beziehen wollten. Der Feind lauerte in den Thälern, denn er erkannte das Vorhaben

der Waldenser wohl — aber bei Nacht marschirten diese über dazwischen liegende Gebirge und standen am andern Morgen, zum Erstaunen aller, in ihrer Festung. Hier befestigte man sich noch mehr, und Vorrath für den Winter wurde eingelegt. Bei dem Feinde handelte es sich um die Ehre der zwei Souveräne. Unter dem Heere waren viele Veteranen, die schon manche Lorbeeren auf denkwürdigen Feldern gepflückt hatten. Man kann sich deren Aerger denken, daß sich die Handvoll „Pudelhunde" nicht ergeben wollte, und auch nicht vernichtet werden konnte. Sechs Monate lang wurden sie bei jedem Angriffe zurückgeschlagen. Zuletzt mußten sie unverrichteter Sache abziehen. „Um Ostern seht ihr uns wieder!" riefen sie beim Abmarschiren zurück. Mittlerweile hielt man ihnen Friedensanträge vor; aber die Waldenser hatten den Betrug noch nicht vergessen. Endlich am 30. April 1690, als gerade Arnaud im Predigen begriffen war, sah man den Feind auf allen Seiten heranahen. General Canital führte in Person den Angriff mit 10,000 Franzosen und 12,000 Italienern. Die Waldenser waren etwa 400 Mann stark. Am 2. Mai nahte eine Sturmcolonne, aus 500 Mann auserlesener Truppen bestehend. Es sollte ja nur ein leichtes Spiel sein, die erste Bastion zu erstürmen. Aber sie fielen wie Blätter vor dem Feuer der Braven. Jetzt machte man einen Ausfall und schlug die ganze Colonne. Zehn oder zwölf entkamen ohne Waffen und ohne Kopfbedeckung in's Lager, um dem außer sich vor Wuth hin und her laufenden Canital die schreckliche Niederlage mitzutheilen. Die Waldenser hatten keinen Mann verloren. Kein Wunder, daß nach der Schlacht unter der Siegespredigt Arnaud's die Dankesthränen in Strömen flossen.

Am 12. Mai sind sie wieder umringt. Artillerie speit Tod und Verderben von den umliegenden Höhen, und droht alles in Atome zu zerschmettern. Fünf Corps wohldisciplinirter Truppen nahen. Die Zeit der Prüfung ist gekommen. Nur ein Wunder der Allmacht kann das kleine Häuflein retten. Niederlage bedeutet Tod. Von allen Seiten zum fürchterlichen Angriff gerüstet, erscheint ein Parlamentär. „Was sind die Bedingungen?" frug man. „Augenblickliche Uebergabe!" lautete die Antwort, mit dem beigefügten Versprechen, daß jeder einen Paß nach dem Auslande und 500 Louisd'or erhalten würde — sonst müßten alle umkommen. „So der Herr will!" entgegnete man. Noch einmal schrieb der Commandeur an Arnaud, daß alle lebendig gehängt werden sollten, wenn sie sich nicht ergeben würden. Arnaud antwortete: „Wir stehen nicht unter dem französischen Könige; er ist nicht Herr über diese Gegend; wir können daher nicht mit ihm unterhandeln. Wir sind im Erbtheil unserer Väter, und mit Gottes Hilfe werden wir — wenn auch nur zehn überbleiben — lebend oder todt, hier bleiben. Donnern eure Kanonen, so fürchten sich unsere Felsen nicht." In derselben Nacht machten sie einen Ausfall und schlugen eine Anzahl Feinde. Eine weiße Flagge wird aufgepflanzt und dann eine rothe. Damit sollte gesagt werden: „Wenn wir einmal unser Feuer eröffnen, dann giebt's keinen Pardon mehr." Schrecklich fielen die Geschosse am 14. Mai; endlich waren sie gezwungen, die unteren Bastionen zu verlassen. Oben bedeckte eine Nebelwolke sie vor dem vernichtenden Feuer des Feindes. Bis in die Nacht wird der Kampf fortgesetzt. Man sieht es deutlich ein: Aushalten kann man nicht lange mehr. Wie entfliehen? Rings umher lodern die Wachtfeuer des Feindes, und es war klar, daß Gottes Hand allein zu retten vermochte. Ihm befahlen sie sich an.

„Harre, meine Seele, harre des Herrn!
Alles Ihm befehle, hilft er doch so gern!
Wenn Alles bricht, Gott verläßt dich nicht,
Größer als der Helfer ist die Noth ja nicht."

Einen Ausweg fand man auch. Einer von ihnen war mit den Wegen des Gebiets bekannt. Aber dieser Weg führte an einem jähen Abhang entlang. Wie dahin kommen? Würde der Feind die Bewegung nicht merken?

„Wenn Alles bricht, Gott verläßt dich nicht."

Dieser ließ wieder eine Nebelwolke auf das Häuflein hinab, und unter dem Schutze derselben verließen sie, ohne beachtet zu werden, Balsill. Auf Händen und Knieen krochen sie den Abhang entlang. Kaum wagten sie zu athmen. Paulat, ihr Führer, hatte befohlen, die Schuhe abzuziehen, um möglichst geräuschlos an dem nahen Feind vorbei zu kommen. Hörbarer klopften die Herzen, als die Schildwache rief: „Wer da?" Dies war der kritische Moment. Athemlos hielten sie inne, dann schlichen sie wieder behende voran. Der „freundliche" Nebel bedeckte sie bis 10 Uhr Morgens, und dann waren sie außer Gefahr. Am Fuße des schon erstiegenen Gebirges waren sie auf die Vorposten gestoßen. Diese liefen im Schrecken davon, denn sie wußten nicht, wer sie waren; die Waldenser waren ja nach ihrer Meinung unrettbar eingeschlossen. Man stelle sich nun die Täuschung vor, als am andern Morgen der Angriff geordnet wurde und man beim steigenden Nebel sah, daß die so sicher gedachte Beute entronnen war. Unten standen die Scharfrichter schon bereit, und die Maulesel mit Stricken beladen, um die „Pudelhunde" zu erhängen. Wahrlich, der Herr hatte geholfen! Weit, weit über dem Thal hinweg sah man die Waldenser wie Ameisen auf

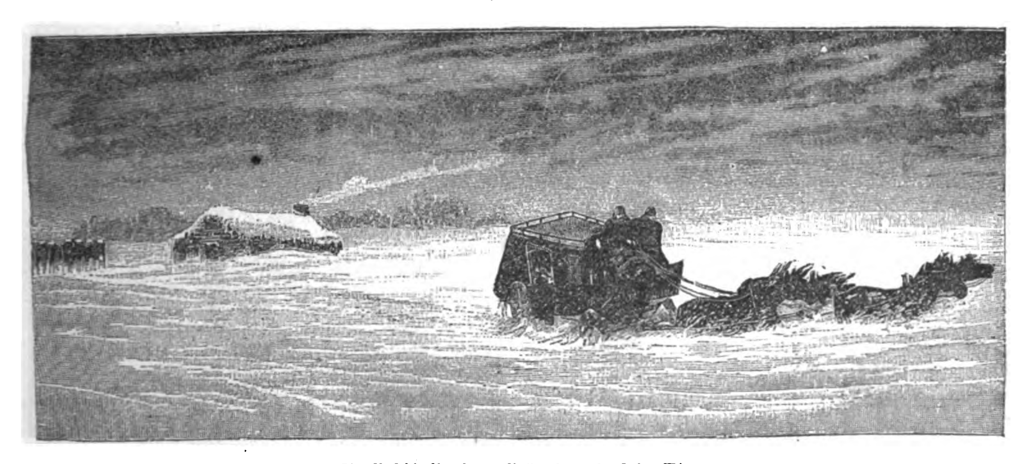
dem weißen Schnee den Mittelalpen zueilen. Bald sollten sie völlig aus den Klauen des Tigers erlöst werden. Uneinigkeit zwischen den beiden Monarchen führte zum Krieg. Die Waldenser erhielten Bittschriften von Beiden, als Alliirte beizutreten. Sie traten an die Seite ihres Vaterlandes. Es dauerte auch nicht lange, so waren die Franzosen aus den Alpen vertrieben. Der Herzog gab den Waldensern Religionsfreiheit. Selbst in der Hauptstadt Turin konnte das Evangelium verkündigt werden. „Es ist Gottes Werk, Ihm sei aller Ruhm!“ rief Arnaud.

Am 5. Juli schreibt Arnaud aus Turin einem Freunde in der Schweiz:

„Seine königliche Hoheit schenkt uns völlige Freiheit und wünscht nur den Frieden des Landes. Wir wünschen daher, daß alle unsere Leute zurückkommen. Großes hat der Herr in den letzten zehn Monaten an uns gethan. Niemand als er allein wird wissen, welche Kämpfe wir zu bestehen hatten. Aber der Feind ist geschlagen. Wenn sie meinten, wir seien in ihren Händen, dann hat der Herr der Heerschaaren uns den Sieg gegeben. In allen Schlachten haben wir nicht 30 Mann verloren, während der Feind 10,000 einbüßte.“

Der Widerruf des Edikts von Nantes war ein Unglück für Frankreich. Das Blut der Märtyrer ist längst gerächt. In Irland fochten die vertriebenen Waldenser gegen ihren Unterdrücker. In der Schlacht bei der Boyne schlugen sie die Hoffnung der Päpstlinge und vernichteten für immer die Herrschaft der abtrünnigen Stuarts. Ihre Nachkommen haben im deutsch-französischen Kriege noch einmal zurückbezahlt. Jules Simon zeigte, daß die Widerrufung des Edikts von Nantes dem deutschen Heere nicht weniger als achtzig hervorragende Offiziere gegeben habe, die anno 1870 Frankreich in den Staub treten halfen. Mit der Emanzipation und Vereinigung Italiens ist für sie ein neuer Morgen angebrochen. Von ihren Bergen und Thälern sind sie gedrungen, haben Kirchen und Schulen errichtet von Piemont bis Sicilien, von Genua bis Venetien. Sie segnen das Land durch ihre Kapellen, Hospitäler, Schulen, Verlagshäuser und Zeitschriften. Man hat ihnen Paläste eingeräumt, und ihre frohen Dankeslieder erschallen ihrem Erretter.

Die West-Post im Winter.



Ein Postblockhaus am Yellowstone-Fluß im Winter.

Der jüngst vergangene Winter hat seine Strenge auch auf den Plains oder höher gelegenen Prairien am Fuße der Felsengebirge nicht verleugnet und den ohnedem schon so beschwerlichen Verkehr zwischen den Staaten des Ostens und den neuen Territorien im fernen Westen noch mehr verkümmert. Jene unabsehbaren wellenförmigen Hochebenen am obern Missouri- und am Yellowstone-Strome, welche noch immer sehr dürftig besiedelt sind, haben überhaupt fast jedes Jahr strenge und schneereiche Winter, und unsere fünf Bilder beziehen sich auf die Strapazen und Mühsale, mit welchen der Postverkehr daselbst unter solchen Umständen in der kalten Jahreszeit zu kämpfen hat. Für die dünngesäete Bevölkerung jener neuen Landestheile der Ver. Staaten ist der Postverkehr mit dem Osten besonders wichtig, denn wie sehn-


Am Schalter eines Postamtes.

süchtig dort der einsame Ansiedler Zeitungen und Briefe, überhaupt Lebenszeichen aus der Heimath in seinem isolirten, eingeschneiten Blockhause erwartet, das ersehen wir aus den gespannten Mienen der beiden Farmer, welche mit untheilter Aufmerksamkeit dem Vorlesen eines soeben eingelaufenen Briefes seitens ihres Gefährten lauschen, und aus der erwartungsvollen Hoffnung des alten Trappers, der vor dem Schalter eines Grenz-Postamtes steht, um nach Briefen für


Vorlesen eines Briefes aus den Oststaaten in einem Blockhaus.

sich zu fragen. Auf der über 300 Meilen langen Strecke von der neuen Stadt Bismarck bis in das Herz des Dakota-Gebietes hinein ist das Gelände beinahe nackte Wildniß, und dieser ganzen Route entlang sind in regelmäßigen Zwischenräumen Postblockhäuser, mail-ranches, errichtet, woselbst die Pferde- und Maulthier-Relais für die Postwagen unterhalten und Briefe aufgegeben und abgeliefert werden können. Ein solches Postblockhaus inmitten der tiefverschneiten Prairie mit einer gerade abgehenden vierspännigen Postkutsche stellt das Bild auf S. 185 dar. Unsere Leser mögen daraus sowohl die Vereinzelung und Hilflosigkeit der Bewohner solcher Posthäuser, wie die Beschwerden ermessen, mit welchen der Postverkehr auf den Plains am Yellowstone zu kämpfen hat. Namentlich die Kutscher oder Postillone der Postwagen sind nicht auf Rosen gebettet; beständig unterwegs und jeder Unbill der Witterung preisgegeben, weil der Dienst unter dieser nicht leiden darf, haben sie sich bei dem Mangel aller Straßen für ihre Fahrten nur nach den Landmarken zu richten, welche ihnen allerdings völlig vertraut sind, allein wie oft verlieren sie in Sturm, Nebel und Schneegestöber diese Marken aus dem Gesicht, und es bleibt ihnen dann nichts übrig, als unterwegs unter freiem Himmel zu übernachten und abzuwarten, bis die Wegmarken wieder sichtbar sind. Außerdem drohen ihnen auch Gefahren durch Ueberfälle von umherschweifenden Indianern oder von weißem und farbigem Gesindel, welches nicht nur Postkutschen, sondern sogar Eisenbahnzüge anfällt, brandschatzt und ausplündert. Namentlich sind die Eisenbahnzüge auf der Pacificbahn dann solchen Ueberfällen ausgesetzt, wenn sie sich durch tiefen, frischgefallenen Schnee durcharbeiten müssen, oder gar; wie auf unserem Bilde unten zur Rechten, in Schneewehen stecken bleiben, welche selbst der Schneepflug (eine besonders stark construirte Locomotive, die vorn mit einem keilartigen Vorbau aus Schmiedeeisen versehen) vor der eigentlichen Locomotive nicht bewältigen kann, und sie ruhig liegen bleiben müssen, bis Schneeschaufler und Hilfslocomotiven von der nächsten Station kommen und das Hemmniß beseitigen. Das ist der Postdienst im fernen Westen zur Winterszeit.


Im Schneesturm verirrt.


Ein im Schnee stecken gebliebener Eisenbahnzug der Pacificbahn.

Ostern in Neapel.

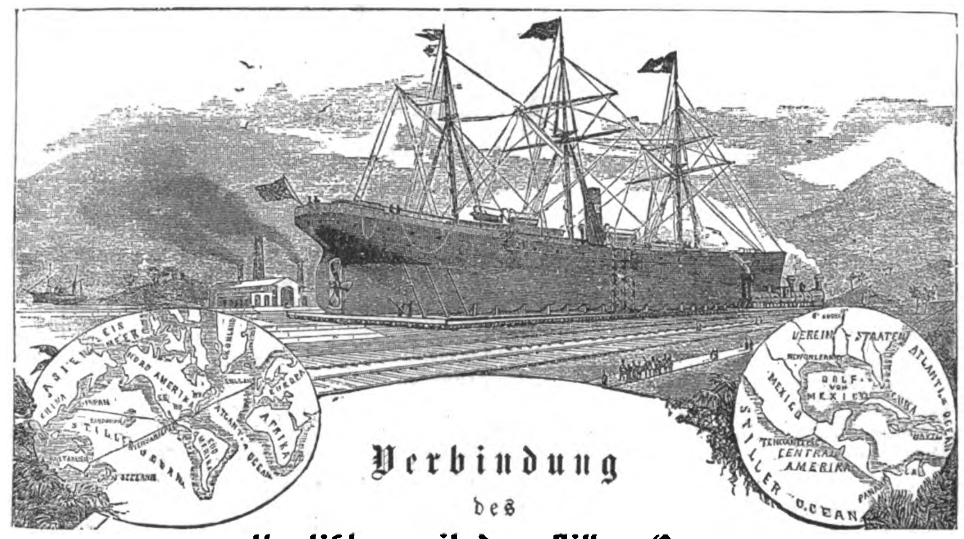
Von Pfarrer Th. Trede in Neapel.

"Buona Pasqua Signore!" „Gutes Ostern, Herr!" Das klingt dir am zweiten hohen Feste entgegen, das hörst du im Hause, außer dem Hause, überall, wo eine nach Trinkgeld dürstende Seele dir begegnet, denn dies ist der Haupttag für die buona mano (gute Hand, d. h. Trinkgeld). Der Ostertag zeigte meinen erstaunten Augen ein — Wunder, denn ganz Neapel, die ewigrauschende, vielleicht lauteste Stadt der Erde, erschien wie verhext, wie ein verzaubertes Dornröschenschloß. Wo waren am Nachmittag von etwa 1 Uhr an die Menschen? Ich mußte zum Bahnhof, fand dort die Restauration verschlossen, nur drei Passagiere für den Zug nach Salerno, auf dem langen Wege zum Bahnhof fast keine Seele, die Omnibusse leer, die Tramways leer, nirgends eine Droschke, der Strom des lautesten Lebens schien in seinem Bette ausgedörrt! Am Hafen, auf dem Mercato, — überall Todesschweigen. Sollte vielleicht Neapel, die stets nach außen lebende, auf den Gedanken gekommen sein, Innenschau zu üben? — Es thut mir leid, dieses Zeugniß nicht ausstellen zu können. Ganz Neapel ist vielmehr mit einer sehr weltlichen Angelegenheit, mit dem Osterschmaus, beschäftigt. Auch der Aermste hat sich ein Stück Fleisch erwischt, wenn möglich eines der unzählbaren Osterlämmer, welche mit Blumen und Flittergold die Fleischerläden zieren. — Die stille Woche dagegen war so laut als möglich, auch an den stillen Stätten, den Kirchen. Dort fing beim Beginn der stillen Woche ein Hämmern, Bauen, Laufen, Rennen an; die Zunft derer, welche hier nichts weiter thut, als die Kirchen mit Draperien zu schmücken, hatte tausende von Händen in Bewegung gesetzt. Balken, Spitzen, Blumen, Leuchter wurden herbeigeschleppt, die Kirchen schienen sich in Blumenanlagen, resp. Ballsäle zu verwandeln, lautes, munteres Gelächter und Geplauder in allen heiligen Räumen. In größerer und geringerer Pracht wurden dort die Sepolcri (Grab Christi) aufgebaut, hier zeigte sich ein riesiger Katafalk unter prächtigem Baldachin mit unzählbaren Lichtern, dort auch die Darstellung des Todten selbst in Lebensgröße, zu Häupten die mater dolorosa, letztere meist in kostbaren, goldgestickten Gewändern, in der Hand ein kostbares Spitzenschnupftuch (!). Am Gründonnerstag und Charfreitag wogte es ein und aus in den Kirchen, unter denen sich wieder der Dom durch ein Sepolcro von wirklich grandioser Pracht auszeichnete. Den Erzbischof Sanfelice mit sämmtlichen Bischöfen seiner Diöcese und dem ganzen Domkapitel sah ich im Dom in großer Prozession zu jenem Sepolcro ziehen, der Zug kam durch das uralte Baptisterium am Dom, dessen Entstehung in die Zeit Konstantins (?) verlegt wird. Wie strahlten im Scheine der Wachskerzen die kostbaren Steine am erzbischöflichen Hut! Die ganze stille Woche erschien mir wie eine große Jahrmarktswoche. Vor allen Dingen zeichneten sich die Läden der Fleischer und Wursthändler aus. Wieder war es wie ein Laubhüttenfest, und sah man sich die Läden näher an, so zeigten sich darin große und kleine Häuser und Tempel aus Würsten construirt, und in diesen Behausungen, aus Puppen zusammengestellt, allerlei Darstellungen aus der Leidensgeschichte. Hieran Anstoß zu nehmen, fällt keinem ein, und das Volk hat seine kindliche Freude daran. — Der allerlauteste Tag war der Charfreitag, an welchem allerdings das Fahren in der Hauptstraße (via Roma) verboten ist. — Predigten fehlten in vielen Kirchen in der stillen Woche nicht; für ein nordisches Ohr klang es aber höchst seltsam, die Zuhörer mit „meine Herren" (Signori) angeredet zu hören. In einer Fastenpredigt, der ich in Sorrento beiwohnte, durchtönte die Kirche lautes Gelächter, als der Redner die komische Eitelkeit der heutigen Weiber schilderte. — Kirchenconcerte fehlten auch nicht, eines derselben in der stillen Woche zu San Pietro a Majella blieb nicht hinter den Leistungen der Sixtina in Rom zurück.

Am Sonnabend Mittag vor Ostern verkündeten Kanonensalven und stundenlanges Läuten aller Glocken das Ende der Fastenzeit, am Ostertage war der erwähnte Osterschmaus, und am Ostermontag? — Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Ostermontag ist ein derartiger blauer Montag, wie man ihn schwerlich anderswo kennt, als nur in Neapel. Ich kam an diesem Tage wieder von einer Reise zurück und glaubte mich fast in einer aufrührerischen Stadt zu befinden. Doch war es nichts als Jubel, Freude, als kindliches Spiel auf dem größten Spielplatz der Erde, dessen Name Neapel ist. Der tollste und dabei doch stets maßvolle Jubel auf allen Straßen, Tarantella, Guitarre, Mandolina an allen Ecken, lustige Korsofahrt aller „Gevatter Schneider und Handschuhmacher", auf allen Straßen die antike Weinflasche (aber kein Betrunkener), dabei Reich und Arm, Duca und Lazarone an des blauen Montags Freude theilnehmend.

So war Ostern, so die stille Woche, so der stille Freitag. Am letztgenannten Tage war in ganz Neapel nur an einer einzigen Stelle Ruhe zu finden, nämlich tief unter der Erde, in den Katakomben von San Gennaro, jenem kostbaren Denkmal, welches die erste hiesige Christengemeinde uns hinterlassen hat.

(Daheim.)



Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean.

Von Opusculum.

Gar oft schon haben tüchtige Männer darüber nachgedacht, auf welche Weise man in Mittelamerika die Schiffe am besten und schnellsten von Ocean zu Ocean befördern könne; aber unserer Zeit war es aufbehalten, drei Pläne reifen und vor die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen.

Der Leser nehme eine Karte zur Hand, damit er das Nachfolgende besser versteht.

Zwei Schiffskanäle und eine Schiffseisenbahn sollen gebaut werden. Was davon zu Stande kommt, muß die Zukunft lehren.

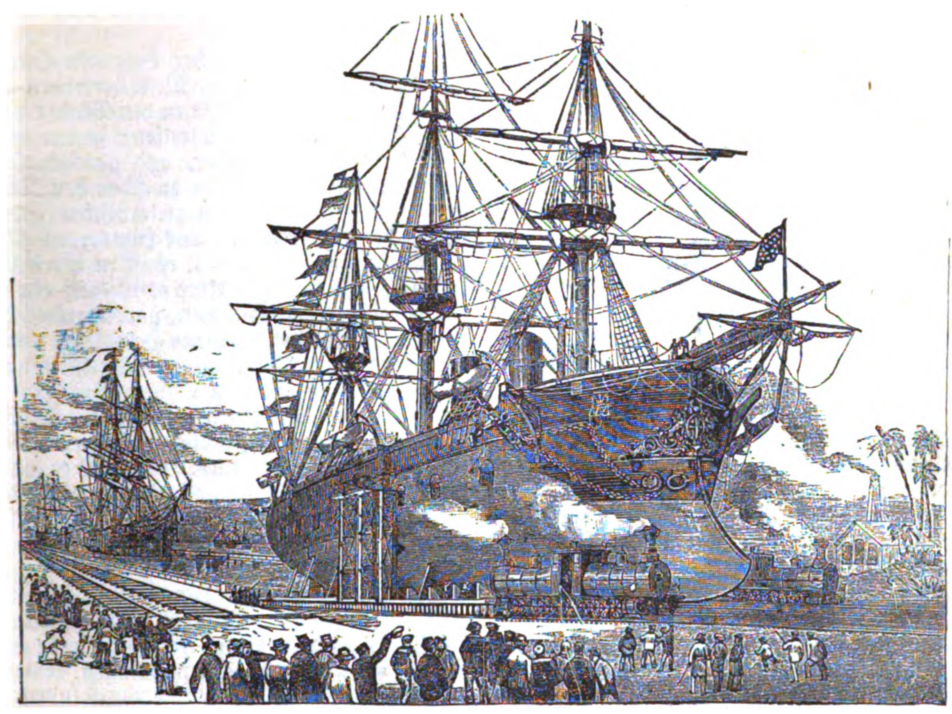
1. Der Franzose Lesseps, welcher den Suez-Kanal, der das rothe mit dem Mittelmeer verbindet, gebaut, hat den Plan entworfen, einen ähnlichen Meereskanal über die Meerenge von Panama zu ziehen. Derselbe würde 45 Meilen lang werden und etwa einhundert bis vierhundert Millionen Dollars kosten.

2. Der zweite vorgeschlagene Kanal soll weiter nördlich durch Nicaragua geführt und meistens durch die Landseen mit Wasser versorgt werden. Dies wäre also ein Schleußenkanal. Die Länge desselben betrüge 173 Meilen, und würde einhundert bis zweihundert Millionen Dollars kosten. Dieser Plan wird von General Grant befürwortet.

3. Der interessanteste Plan ist der des Amerikaners Eads, welcher vorschlägt, die größten Schiffe per Eisenbahn von einem Ocean zum andern zu transportiren. Dies wäre die nördlichste Verbindung. Sie ist unter dem Namen der Tehuantepec-Route bekannt, beträgt 112 Meilen in der Länge und die Schiffseisenbahn würde etwa 75 bis 150 Mill. Dollars kosten.

Dieses System stellt, für sich betrachtet, allerdings keine eigentliche Erfindung, wohl aber die im großartigsten Maßstab entworfene Anwendung eines bis zu gewissem Grad bereits erprobten Princips dar. Sowohl in Europa als in Amerika bestehen schon seit Jahren Anlagen, um den Transport von Kanalbooten für kurze Strecken mittels Dampfkraft auf Schienenwegen zu bewirken. Dennoch bietet das Projekt genug des Neuen und Eigenthümlichen dar, um an dieser Stelle eine wenn auch kurz gefaßte Beschreibung nothwendig erscheinen zu lassen.

Durch unsere Illustration erhält der Leser einen allgemeinen Begriff von der Einrichtung des neuen Systems. Damit die Schienenstränge nicht bis unmittelbar in den Hafen gelegt werden müssen, ist an jedem Endpunkt der Bahn ein 3000 Fuß langes, verhältnißmäßig schmales Bassin ausgegraben, welches an seinem im Hafen auslaufenden Ende so tief ist, daß hier die Fahrbahn 10 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt; nach dem Lande zu setzt sich eine Steigung von 1 : 100 fort, bis die Fahrbahn am Ufer selbst die Höhe des Meeresspiegels erreicht. Nach der Wasserseite ist das Bassin mit Schleusenthoren versehen, um, falls sich an dem unter Wasser befindlichen Theil des Gleises eine Reparatur nothwendig machen sollte, vollständig ausgepumpt werden zu können. Ist ein Schiff vom Hafen aus auf das Gleis zu befördern, so wird der zur Aufnahme desselben bestimmte Wagen



Schiffs-Eisenbahn.

mit Hülfe einer stationären Maschine rückwärts nach dem untern Ende des Bassins bewegt, während das Schiff schwimmend in das Bassin eingeführt wird, bis der Kiel desselben auf dem Wagen aufliegt, worauf der Schiffsboden mittels der verschiedenen Stützen in seiner Lage befestigt wird. Das Hauptbild zeigt ein stattliches Kriegsschiff in völliger Bereitschaft, die Fahrt über den Isthmus anzutreten. Sobald sich das Fahrzeug auf festem Lande befindet, wird die stationäre Maschine durch zwei Locomotiven von der fünffachen Größe und Leistungsfähigkeit gewöhnlicher Güterzuglocomotiven ersetzt. Der Schienenweg stellt ein zwölffaches Gleis von 3—4 Fuß Spurweite dar, wodurch nicht nur der auf jedem einzelnen Theil der Fahrbahn lastende Druck sowie die Wirkung der vorkommenden Stöße und Schwankungen, sondern auch die Gefahr einer Entgleisung vermindert werden sollen. Von den in ihrer Länge den verschiedenen Schiffsklassen entsprechenden Wagen, deren Räder in der Längenrichtung um 90 Cmtr. von einander abstehen, wird ebenso wie von den Locomotiven und Tendern die volle Breite des Gleises eingenommen. Der Maximaldruck soll für jedes Rad 5000 Kilogr., mithin beträchtlich weniger als für die Treibräder einer gewöhnlichen starkgebauten Locomotive, betragen. Drüben — am andern Ocean angelangt, — wird das Schiff durch das gleiche Verfahren, wodurch es auf's Trockene gebracht wurde, in sein Element — das Seewasser versetzt.

Da haben die lieben Leser nun Pläne genug, manchen Abend — falls nichts Anderes zu thun ist — zu studiren.

Ein Licht in dunkler Gasse.

Ein Bild aus dem Leben.

Von A. von Vinke.

Tief drinnen in einer großen Stadt liegt eine enge Gasse. Die Leute, die da wohnen, sind arm, und weil hier der Raum theuer und werthvoll ist, stehen die Häuser dicht nebeneinander. Oft sind die oberen Stockwerke vorgebaut, so daß die Dächer beinahe aneinander stoßen. Mitten in dieser Häuserreihe, im schmalsten und zugleich höchsten der Häuser wohnt die kleine Marie mit ihrer alten Tante. Sie haben nur eine Kammer; und in dieser steht nur ein alter Tisch mit zwei Stühlen, ein alter brauner Schrank und das harte Strohbett

der Tante, in dem auch das kleine Mädchen schläft, und sich dabei immer so eng an die kalte Wand drücken muß. Früh Morgens geht die Tante stets aus; denn sie wäscht und putzt in andern Häusern und für fremde Leute. Vorher nimmt sie dann immer der kleinen Marie Strickstrumpf mit den dicken Nadeln und der rauhen Wolle, und zieht einen rothen Faden durch den Strumpf. „Von hier an mußt du vierzig mal herumstricken, Marie," sagt die Tante; „sechs mal mußt du abnehmen; vergiß das Nähtchen nicht und laß keine Maschen fallen. Hörst du! Bist du nicht fertig, bis ich wiederkomme, dann bekommst du keine Suppe, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!" So spricht die Tante kalt und herb und damit geht sie fort, und Marie ist dann den ganzen Tag allein in dem stillen Zimmer. Abends erst kehrt die Alte heim, und kocht die Suppe für sich und das Kind.

Nur den Sonntag ist sie zu Hause, aber für Marie ist ihre Gegenwart fast noch schlimmer als ihre Abwesenheit.

Das Unglück hatte die Alte verbittert, sie war kalt und verdrossen geworden und haderte mit Gott und den Menschen. Sie hatte nichts, was ihr Gemüth auf's Neue erheben und reinigen konnte. In die Kirche ging sie nicht, ein erbauendes Wort las sie nicht. In stumpfer Verdrossenheit putzte, flickte und wusch sie den ganzen Tag, schalt dann das Kind, wenn es etwa ungeschickt gewesen war bei seiner Arbeit, und legte sich ohne ein Wort der Liebe früh zu Bett. Natürlich fiel es ihr nicht ein, das Kind einmal hinauszuführen aus der dumpfen, engen Stube in Gottes schöne Welt, und ihr Wälder und Felder mit dem blauen Himmel darüber zu zeigen. Ihr liebearmes Herz dachte nicht daran, daß das kleine Mädchen nicht einmal wußte, wie ein grüner Baum, eine Blume, ein Schmetterling aussehen. Das Kind lebte wie eine Gefangene und wußte nichts von der Welt. Nie kam es der Alten in den Sinn, daß das Kinderherz der Freude bedarf, wie die Blume des Sonnenlichtes.

Ja, Niemand dachte an das kleine Mädchen im hohen Haus in der dunklen Straße; alle Leute, die hier wohnten, hatten selbst mit harten Sorgen und Noth zu ringen, um das tägliche Brod für die eignen Kinder zu schaffen.

Aber weil die Menschen das kleine Mädchen vergessen hatten, dachte Einer an sie, der Keinen vergißt. Er gab ihr eine ganz besondere Freude, die andere Kinder nicht haben.

Werktags, wenn die Tante fort war, setzte sich Marie auf die ausgetretenen Treppenstufen vor die Thür des schmalen Hauses; das schwere Strickzeug hielt sie in den kleinen Fingern, und während sie die Nadeln fleißig rührte, lehnte sie das Köpfchen an den Thürpfosten und blickte still sinnend empor.

Die Dächer der gegenüber liegenden Häuser in dieser Gasse stoßen in der Mitte derselben beinahe aneinander, aber zwischen den Dächern hin zieht sich doch ein lichter Streifen; ja an einer Stelle wird er etwas weiter, und gerade dieses Stückchen Himmel, das hier zwischen den Dachrändern und Schornsteinen zu erblicken ist, ist Mariens einzige Freude. Das Himmelsfleckchen ist ihr bekannt und vertraut, es ist in ihren Gedanken „ihr Himmel." Aber es ist auch ein besonderes Stückchen Himmel, gar merkwürdig geformt, grade wie Mariens Hemdlein, wenn es die Tante am Sonntag zum Trocknen ausbreitet — nur daß an dem blauen Hemdlein da droben der eine Aermel ein wenig tiefer sitzt als der andere. Und was ist alles zu sehen an Mariens Himmel! Bei schönem Wetter ist er wundervoll blau — oft ein wenig heller, dann wieder dunkler. Es ziehen Wolken vorüber, bald weiße, kleine, „wie Schäfchen," bald dunkele und graue, bald rosige und goldene. Auch Vögel fliegen durch ihren „Himmel." Hinunter in die enge Gasse, wo selten ein verlorenes Krümchen liegt, verirren sie sich selten, aber wenn sie fliegen und sich zuweilen auf den Dächern ausruhen, bemerkt sie Marie wohl.

Eine Zeit des Sommers um Mittag geschieht immer etwas Eignes an ihrem Himmel, auf das sie mit täglich neuer Freude wartet; da werden zuerst die Schornsteine und Dächer auf der gegenüber liegenden Seite hell und immer heller, und dann zeichnen sich die Schatten von den Dächern der anderen Seite scharf auf ihnen ab.

„Jetzt kommt sie bald," denkt Marie, und siehe, da kommen schon die lichten Strahlen hinter dem Schornstein hervor, und dann schaut die liebe Sonne selbst mit freundlichem Gesicht nach dem kleinen Mädchen.

„Ja, ich bin da," sagt Marie, und nickt der Sonne zu, und die blinkt ihr freundlich entgegen. Nun muß das Kind freilich die Augen schließen vor dem hellen ungewohnten Schein — aber die warmen Strahlen thun ihm wohl bis in das kleine Herz hinein.

Lange währt es nicht, dann hat die Sonne Mariens Himmel durchschritten, und taucht hinter den Dächern unter. „Bis Morgen!" sagt das Kind, und nickt ihr Lebewohl zu.

So ist denn das Stücklein Himmel zwischen den Dachrändern Mariens Gedankenheimath und Freude. Manche Masche fällt über dem Aufschauen nach ihrem lieben Himmel herab, und die Tante schilt dann des Abends — aber in dem kleinen Herzen wohnt doch ein stilles Glück, von dem nur wenige andere Kinder etwas ahnen; denn über all dem Spielen, Blumenpflücken, Schmetterlingfangen und Gärtchenanlegen kom-

men sie wohl selten dazu, nach dem Himmel über sich zu schauen, und wenn sie es thun, dann breitet er sich gewöhnlich so groß, weit und hoch über ihnen aus, daß es ihnen nicht einfällt, es könne ein Stückchen davon ihr Himmel sein. Darum eben hatte Gott dem Kinde in der dunklen Gasse wohl ein besonderes Fleckchen Himmel gegeben, zum Freuen und Liebhaben, — denn er vergißt keines seiner Kinder.

So vergingen der kleinen Marie die Tage, bis daß einer kam, an dem ein bis dahin unbekanntes Weh durch ihre kleine Seele zuckte. Unter der Thür des gegenüberliegenden Hauses erschien ein kleines hübsches Mädchen in Mariens Alter. Dieses hatte sie noch nie gesehen, denn, obgleich die Tante dem Kind verboten hatte, mit den Kindern der Gasse zu spielen, so kannte sie die Nachbarkinder doch von Ansehen. Aber jenes Mädchen mußte erst kürzlich in das Haus eingezogen sein. Eifrig schaute es die Gasse hinunter, — und sieh! da kam eine sauber gekleidete Frau mit einem Korb am Arme eilig die Gasse herauf.

„Mutter, liebe Mutter,“ rief das Kind, und lief der freundlichen Frau entgegen. Diese stellte den Korb ab, umschlang das Kind, hob es empor, und küßte es herzlich.

„Mein liebes, liebes Kind,“ sagte die Frau und lächelte so gutmüthig dabei, stellte das Kind nieder, nahm den Korb auf, das Kind an die Hand, und fröhlich schwatzend traten sie zusammen zur Thür hinein. Ein Schmerz durchzuckte des zuschauenden Kindes Herz. Nie hatte eine freundliche Stimme sie „Mein liebes Kind“ genannt, nie hatte ein Mutterarm sich zärtlich um ihren Hals gelegt. „Wo ist meine Mutter?“ so fragte es plötzlich bang in dem einsamen Herzen, warum kommt meine Mutter nicht zu mir und sagt zu mir: „Mein liebes Kind?“ Mit Thränen im Auge schaute Marie fragend zu ihrem Himmel empor, als müßte ihr von da die Antwort werden.

Abends, als die Tante nach Hause kam, faßte sich Marie ein Herz. „Tante,“ frug sie, „warum habe ich keine Mutter?“

„Einfältiges Kind,“ antwortete die Alte verdrießlich, „freilich hast du eine Mutter gehabt.“

„Aber warum kommt sie denn nicht zu mir?“ fragte Marie mit leise bebender Stimme weiter.

„Dummes Kind, es ist noch nie Jemand aus dem Himmel wieder gekommen,“ sagte die Tante, und wendete sich gleichgültig ab, um Feuer anzumachen.

Aber in Mariens Seele blieb ein seliger Gedanke zurück, der funkelte und glitzerte friedlich in ihr fort. Im Himmel, in ihrem Himmel war ihre Mutter! O, die Tante ahnte nicht, welche Quelle reicher, fröhlicher Gedanken ihr Wort in des Kindes Seele aufgethan hatte. Wenn ihre Mutter im Himmel ist, dann war sie ihr ja nah, viel, viel näher, als wenn sie sich die Mutter in einer andern Stadt, in einer andern Straße hätte denken müssen; in ihrem lieben, trauten Himmel war sie.

Lange lag Marie des Abends noch in Gedanken wach, und früh konnte sie es kaum erwarten, bis die Tante fort war und sie auf ihrem Plätzchen unten an der Hausthür sitzen durfte. Ganz stillselig schaute sie zu ihrem Himmel empor — wo ja ihre Mutter war. Dann aber zog es wie Heimweh in ihre Seele. „Ach, hätte ich Flügel, wie die Vögel,“ so seufzte sie leise vor sich hin. „Giebt es auch Kinder mit Flügeln?“ „Werde ich nie Flügel bekommen, um zu meiner Mutter fliegen zu können?“ Aber trotz dieses Sehnens im Kinderherzen war es jetzt doch so viel schöner darin als vorher! Mariechen wußte doch jetzt, daß sie eine Mutter habe, die sie liebte, die allein für sie da war, und nun war es ihr noch viel beglückender, sich den Himmel auszumalen, in dem ja ihre Mutter war. Früher sah sie in dem Stückchen Himmel nicht viel mehr als eine herrliche Decke, die über die dunkle Gasse gespannt war; jetzt aber wußte sie mehr davon. Der Himmel war eine belebte, selige Welt. Sie sah nur die Decke, die ihr diese verbarg, aber war diese schon so prächtig, wie mußte es erst der Himmel im Innern sein! Ach, wird denn je die Zeit kommen, da auch sie hineinsehen darf in den schönen Himmel, in dem ihre Mutter wandelt?

Viele Maschen fielen an dem Tage, als sie dies zum ersten Mal dachte; die Tante war des Abends sehr böse, und schlug sogar das arme Kind. Wohl weinte Marie — aber sie trug doch im tiefsten Herzen eine stille Seligkeit, mit der sie noch einschlief.

Wieder vergingen viele Tage und Wochen, und der kalte Winter kam, der so hart ist für die armen Leute — doppelt hart für das einsame Kind, das nun Tag für Tag in der finsteren Stube bleiben mußte und nicht mehr vor der Thüre sitzen konnte.

Wie langsam strichen nun die Tage dahin. Blaß und müde wurde das Kind, größer und leuchtender wurden seine Augen und spitzer seine zarten Finger. Ohne Klage strickte und strickte Mariechen; aber das Heimweh verzehrte sie, und sie welkte dahin. Die Tante sah nichts von einer Veränderung an dem Kinde; sie hatte keine Zeit dazu oder viemehr keine Liebe, sich um das zu kümmern, was in des Kindes Seele vorging.

Weihnachten kam und bald war das Fest vorbei; aber es kam nur für andere Kinder, unsere Marie ahnte nichts von dem Fest der Freude.

Es war um das neue Jahr und die Tage waren bitter kalt; die Tante ging heute schon sehr früh am Morgen aus; vorher sagte sie:

„Vergiß nicht, daß der Mann heute durch die Gasse kommt, der den Kehricht holt, und bringe den Kasten hinunter."

Wie sollte Marie eine Gelegenheit vergessen, nach ihrem Himmel zu schauen! Als die eintönige Glocke des Kehrichtwagens erschallte, stand sie schon mit dem Kasten an der Thür bereit. In ihrem dünnen Kleidchen fror sie jämmerlich. Da lehnte sie an der Hausthür und schaute hinauf nach dem klaren Winterhimmel.

Der Wagen in der engen Gasse kam langsam und vorsichtig daher, um nicht anzustoßen, wo etwa eine Treppenstufe die schmale Gasse noch enger machte. Aber gerade, als er vor ihrem Hause halten wollte, stieß er an einen großen Stein, schwankte, und zu Mariens Füßen rollte ein abgeschmücktes, noch ein wenig von Flittergold glänzendes Weihnachtsbäumchen, das vorher oben auf dem Wagen gelegen hatte.

„Kannst ihn behalten und damit Feuer anmachen," sagte der Kehrichtmann, als er die Verwunderung des vor Kälte zitternden Kindes bemerkte.

Marie bückte sich und hob das Bäumchen auf. Wie ein Traum erschien es ihr, daß dies wunderschöne glitzernde Bäumchen das ihrige sein sollte; sie meinte, etwas so Herrliches hätte sie, außer ihrem Himmel, noch nie gesehen. Sie stellte es in der kleinen Stube vor sich hin, und saß in stillem Entzücken davor. Wie lieblich ist ein solches Bäumchen, wie hübsch in seiner schmucken Regelmäßigkeit!

An einigen Zweiglein waren noch Reste von bunten Fäden — ja hie und da ein wenig Goldschaum hängen geblieben. Etwas von der seligen Weihnachtsfreude durchschauerte das Herz des Kindes bei diesem Anblick. Unten um das Bäumchen war ein ganz kleiner Moos-Haag. Wie mit scheuer Ehrfurcht fuhr Marie mit der Hand über die zarten Moosflecken; endlich wagte sie dieselben herauszunehmen und näher anzusehen; das sind ja ganz kleine Tannenbäumchen, ein ganzer kleiner Wald! Sie suchte weiter und weiter in dem Moose umher, und siehe, was war das? Im Moos versteckt und wohl vergessen beim Abschmücken, lag ein kleiner Engel von Wachs. Mit Staunen und Entzücken betrachtete das Kind das kleine Figürchen. Es hatte ja Augen, Hände, Füße, ganz so wie sie selbst solche hatte — und dazu noch zwei goldene Flügel.

Also es giebt doch Kinder, die Flügel haben! Vielleicht könnte auch sie einmal goldene Flügel bekommen! Nichts erschien ihr mehr unglaublich, nachdem das Bäumchen in ihrer dunklen Stube erschienen war. Vorsichtig hing sie den kleinen Engel mit dem Faden, der um seine Flüglein geschlungen war, an einem der Zweige des Tännchens auf. Sie stellte dieses so, daß der Schein, der durch das Fenster kam, gerade auf den kleinen Engel fiel; und so, in beglücktem Anschauen verloren, saß das Kind vor dem Bäumchen, athmete den Tannenduft, und träumte von dem Himmel, in dem Weihnachtsbäume wuchsen und in dem sie selbst mit goldenen Flügeln ihrer Mutter entgegenschwebte.

Da plötzlich ertönten Schritte draußen; ein Schreck durchfuhr Mariens Herz, sie hatte in ihrer Freude die Tante, das Strickzeug — Alles vergessen! Sie hatte kein Feuer angemacht, wie ihr befohlen worden war, und auch die Suppe nicht warm gestellt. Was wird nun kommen?

Die Thür ging auf, die Tante trat herein. „Unnützes Kind," rief sie, „so gehorchst du mir?" Und zornig begann sie das Feuer anzumachen; keifend und zankend suchte sie nach Spänen, damit die Flamme besser brenne, da fiel ein Feuerschein auf Mariens Bäumchen.

„Was hast du denn da? Ein Tannenreis? Das ist mir gerade recht!" rief die Tante, und ehe Marie ahnte, was sie wollte, steckte die Alte das Bäumchen in die Flammen.

Sprachlos und verwirrt stand das Kind zuerst da; ein Knistern ließ sich im Ofen vernehmen, und helle Funken sprühten aus ihm hervor. Da erst faßte die Kindesseele, was ihr geschehen war.

„Böse, böse Tante!" schrie das Kind auf, sprang dem Ofen zu und riß das Bäumchen wieder heraus — aber schon war der kleine Wachs-Engel in der Gluth geschmolzen, und das ganze Gezweig stand in lichten Flammen.

„Du böse Tante!" so brach es noch einmal in lautem Schmerz aus des Kindes Seele hervor. Die Alte, bebend vor Zorn über des Kindes Trotz, wofür sie ihr Betragen ansah, trat die brennenden Nadeln auf der Diele aus und schlug dann heftig nach der Kleinen.

„Also das ist der Dank dafür, daß ich dich von der Straße aufgelesen habe?" rief sie wüthend. „Gehe hin, wo du hin gehörst." Und mit heftigen Stößen trieb sie das Kind zur Thür hinaus.

Erstarrt vor Schreck und Weh blieb Marie eine Zeit lang auf der Schwelle liegen. Dann, noch ganz verwirrt, schleppte sie sich hinunter auf ihr Plätzchen an der Thür. Müde lehnte sie den schmerzenden Rücken an die Pfosten. „O Mutter, Mutter, wann komme ich zu dir! O Mutter, sieh mich an, zeige mir, daß du nach mir siehst."

Sehnsüchtig breitete Marie die Arme aus, und blickte empor nach ihrem Himmel. Und wunderbar tiefblau erschien er ihr, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Viele helle Lichter leuchteten da vom Himmel auf sie herab, und dazwischen erglänzte ein großer Stern, so licht und klar, wie sie noch keinen gesehen hatte.

der blickte so freundlich und lieblich auf das Kind herab.

„Bist du es, o meine Mutter?" rief Mariechen, „ist es dein Auge, das nach deinem Kinde ausschaut?" Es war ihr, als nicke der Stern ihr freundlich zu.

Da durchschauerte eine nie gefühlte Wonne des Kindes Herz. Sie schloß die Augen, und es war ihr wie im Traum, nur viel, viel schöner. Goldene Flügel hoben sie empor, weit, weit über die dunkle Gasse. Liebevolle Arme umschlangen sie; sie fühlte sich an ein warmes Herz gehoben, und eine süße Stimme flüsterte ihr in's Ohr: „Mein Kind, mein liebes Kind." — —

Als der heftige Zorn der Tante sich mehr gelegt hatte, ging sie, um das Kind zu suchen. Sie fand es auf der Treppenstufe sitzend, das Gesichtchen mit seligem Ausdruck zum Himmel gewandt; aber der zarte Körper war steif und kalt gefroren.

„So habe ich es nicht gemeint, so wollte ich es nicht," sagte die Tante erschüttert. „Es war doch ein gutes Kind, das Mariechen, immer still und geduldig." Etwas wie Reue bewegte ihr Herz. Aber es war gut so, denn Marie war bei ihrer Mutter in ihrem Himmel.

Ein Trostlied.

Geduld! Geduld!
Wie lange wird's noch währen,
So blühn uns aus der Thränensaat die Aehren
Der ew'gen Liebe auf durch Gottes Huld!
Geduld! Geduld!

Geduld! Geduld!
Was sind, seit unsre Herzen
Mit Christi Blut besprengt, der Erde Schmerzen?
Der Drangsal Stachel ist der Sünde Schuld!
Geduld! Geduld!

Voran! Voran!
Wie mancher Gruß von Oben
Versüßt uns mitten unter Sturmes Toben
Die Wallfahrt schon auf rauher Dornenbahn.
Mit Gott voran!

Mit Gott voran!
Drei Schritte noch, so stehen
Die wunden Füße auf den ew'gen Höhen,
Und Mühe, Noth und Tod sind abgethan!
Mit Gott voran!

Segen der Sonntagsheiligung.

Ein Kaufmann erzählte Folgendes aus seinem Leben: Ich war früher in Schlesien in einem jener langgestreckten Gebirgsdörfer und hatte meinen Kaufladen nahe bei der Kirche. Des Sonntags kamen nach der Kirche die entfernt wohnenden Leute zu mir und kauften den Bedarf für die ganze Woche ein. Ich that's nicht gern, allein es war mein bester Verdienst. Nach einiger Zeit mußte ich mein Geschäft aufgeben. Ich war froh, aus diesem Sonntagsverkauf herauszukommen. Ich ziehe nach einer pommerschen Stadt und kaufe ein Haus nebst Kaufladen für 3000 Thaler. Bald hinterher erfahre ich, daß innerhalb 20 Jahren drei oder vier junge Leute in diesem Geschäfte Bankerott gemacht haben und daß fast gar keine Kunden mehr da sind. Nur Sonntags, hörte ich weiter, wenn die Leute vom Lande kommen, werden noch erträgliche Geschäfte gemacht, besonders in Branntwein. Mit letzterem Artikel wollte ich mich nun von vornherein nicht befassen; denn ich war von Schlesien her Mitglied eines Enthaltsamkeitsvereins. Ich schaffte daher gleich in den ersten Tagen die Schnapstonnen aus dem Laden. Eine Woche war fast vorüber, ich hatte sehr wenig verkauft. Der verhängnißvolle Sonntag naht. Es ist Samstag Abend geworden — noch ist kein fester Entschluß da. Endlich nach langem Ringen im Gebet heißt es bei mir: Bankerott wirst du so und so — du willst es aber werden im Gehorsam gegen des Herrn Gebot; in seine barmherzigen Hände willst du dich werfen. Am Sonntag Morgen bleibt der Laden verschlossen. Mein Vorgänger wundert sich. Mancher mag wohl gedacht haben: der wird's nun vollends nicht lange machen! Kredit hat das Geschäft ohnehin nicht viel. Im Zeitraum von wenigen Wochen kündigt man mir die erste, die zweite und dritte Hypothek. 500 Thaler soll ich in wenigen Wochen schaffen. Da kommt in dieser bedrängten Zeit eine fremde Dame und sagt mir, sie habe gehört, daß ich in Verlegenheit sei; sie habe keine Ruhe gehabt und wolle mir 400 Thaler, die sie gerade übrig habe, borgen. Ich war so überrascht, daß ich kaum danken konnte. — Um dieselbe Zeit geschah es, daß ich einem Kaufmann 500 Thaler für Waaren bezahlen sollte. Ich hatte kein Geld. Ich gehe hin und schlage ihm vor, ihm die Waare aus meinem Laden zurückzugeben. Da macht er mir das Anerbieten, mir noch für 500 Thaler Waare zuzuleihen. Inzwischen war hin und wieder von dem sonderbaren Manne, dem Kopfhänger geredet worden, der Sonntags den Laden nicht öffne und keinen Branntwein verkaufe. Mancher kam aus Neugierde und kaufte etwas. Die wenigen Kunden kamen wieder, denn ich gab gute Waare und richtiges Gewicht. Es hörte dies

auch mancher Andere. Die Käufer nahmen zu — nach einigen Monaten hatte ich eines der blühendsten Geschäfte. Jetzt — nach Verlauf von 10 Jahren — habe ich nicht nur alle meine Schulden abbezahlt, sondern es steckt auch ein bedeutender Werth in meinem Geschäft.

Die Brüder vom Horn.

H. A. Schrötter.

Ihren Namen führt diese Brüderschaft nach dem prächtigen Vorstädtchen Hamburgs „Horn", in dem das „Rauhe Haus" (Haus und Herd 1880, Seite 624) gelegen ist. Ein Zweig dieser Brüderschaft nahe Berlin hat sich nach dem Apostel St. Johannes benannt, doch sind in der That die Brüder vom Horn und von St. Johann Eins in Regeln, Absichten und Bemühungen. Gegründet von Dr. Wichern, sind beide in demselben christlichen Werke begriffen und werden in derselben vorzüglichen Weise und dem nämlichen Geiste geleitet.

Unwillkürlich muß es auffallen, daß den Brüdern vom Horn weder in den zahlreichen Beschreibungen des Rauhen Hauses noch sonst wo bisher die Aufmerksamkeit geschenkt wurde, die ihnen von Rechts wegen gebührt. Denn diese Brüderschaft ist nicht nur die großartigste, sondern auch die segensreichste Einrichtung des Rauhen Hauses, indem dieselben zunächst in der Anstalt nicht nur die Lehrmeister der Jugend in allen Stücken sind, sondern vielmehr wahre Vorbilder und lebendige Briefe unseres Heilandes, die in Wort und Wandel unablässig zeugen, aber auch den Geist des christlichen Mitgefühls weit über Hamburgs Grenzen hinaustragen.

Im Rauhen Hause giebt es etwa vierzig solcher Brüder, die auf's Sorgfältigste aus jungen Männern auserlesen sind, von deren religiösem Charakter, gutem praktischem Menschenverstand, Umsicht, Geschicklichkeit und Willigkeit bereits vor ihrem Eintritt genügende Proben und Zeugnisse abgegeben wurden. Das Rauhe Haus macht also keine solche Brüder, sondern wählt sie nur aus von Gott zu einem nützlichen christlichen Leben augenscheinlich ausgerüsteten und vorbereiteten Jünglingen aus. Und auf dem reinen religiösen Geist dieser Brüder baut das Rauhe Haus seine Hoffnungen sowohl daheim in der eigenen Anstalt, als auch in seinen menschenfreundlichen missionirenden Anstrengungen außerhalb. Denn das „Rauhe Haus" hat in den Brüdern vom Horn eine kleine Armee von Laien-Missionären, deren Bestimmung und Arbeit, wie der Methodismus, den Erdkreis umfaßt.

Mehr als 800 Brüder sind bereits im Rauhen Haus und zu St. Johann ausgebildet worden. Von diesen leben mehr als 700 über Deutschland, Holland, Dänemark, Italien, die Schweiz, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Palästina, Indien und Afrika zerstreut, und zwar als Stadtmissionäre, Lehrer, Krankenwärter, Bibelleser, Oberaufseher von Rettungsanstalten, großen Arbeitshäusern, Kosthäusern u. dergl. m. Sie sind weder als Prediger noch als Diakone ordinirt, sondern halten die Stellung von Laien inne. Auch sind sie durch kein Gelübde zur Ehelosigkeit verpflichtet, im Gegentheil, die meisten von ihnen werden christliche Ehemänner und Familienväter. Aber unter allen Umständen bleiben sie in einem dauernden Verbande mit dem Ordenshause in Hamburg oder St. Johann, und pflegen die zärtlichste Brüderschaft mit allen Ordensbrüdern, mit denen sie in beständigem Zusammenhang und geistigem Austausch bleiben.

Die mehreren Hundert Brüder, welche vom Himalaya bis zum Missouri zerstreut wirken, hegen für einander ein hilfsbereites, warmes Mitgefühl, und bilden ein wohl organisirtes Regiment von dem Central-Committee des Rauhen Hauses und St. Johann gehorsamen Untergebenen.

Aber ihre Auswahl wird auch auf's Sorgsamste getroffen. Alle Bewerber um die Brüderschaft dürfen nicht jünger als zwanzig und nicht älter als neunundzwanzig sein. Sie müssen Zeugnisse von ihrem Geistlichen und christlichen Freunden beibringen über ihren früheren sittlichen und religiösen Lebenswandel. Dann müssen sie Beweise liefern, daß sie im Stande sind, sich im Nothfalle durch ein Gewerbe selbst zu erhalten, denn die Brüderschaft kann keine ungeschickten, unhandlichen, todten Gewichte mit sich herumschleppen. Alle Glieder müssen bei ihrem Eintritt Männer von sittlichen, körperlichen, gewerblichen und geistigen Fähigkeiten sein, sich einer guten Gesundheit erfreuen, und weder kurzsichtig noch schwerhörig sein. Sodann müssen sie sowohl ihre Reisekosten zur Anstalt tragen, sowie im Stande sein, ihre Kleidung, Kost und Bücher für eine ein- oder zweijährige Ausbildung zu bestreiten. Die völlige Ausbildung erstreckt sich auf wenigstens 3 Jahre. Jeder Bewerber muß unverheirathet und unverlobt sein, und muß sich verpflichten, nachdem er eine zureichende Stellung erlangt, seine Absicht, sich zu verheirathen, dem Central-Committee zu unterbreiten.

Diese Bedingungen werden so streng beobachtet, daß mehr als die Hälfte der Candidaten hat abgewiesen werden müssen.

Während der Ausbildung muß jeder Bruder sich vollkommen den Anordnungen des Central-Committees bezüglich Studien, Beschäftigung, Stellung und Verwendung in der Anstalt fügen. Selbst nach Abschluß seiner Ausbildung muß er dem Committee zur unbedingten Verfügung stehen, so daß dieses nach bestem Ermessen und nicht Er seine zukünftige Stellung aussucht. Wo immer ihn die Direktion hinschickt, sei es nun in ein Gefängniß, ein Krankenhaus oder Arbeitshaus in Berlin, Hamburg oder sonst einem Ort der Erde, da muß er ohne Zögern sich hinbegeben, um daselbst zu verbleiben und zu wirken, bis er zurückgerufen wird. Wenn er so willig und gehorsam den Anforderungen und Regeln der Brüderschaft nachkommt, wird er reichen Lohn in den erfreulichen Beziehungen und zuverlässigen Aussichten für seine Zukunft finden. Wenn die Umstände seine Abberufung erfordern, wird anderweitig für ihn eine Stellung gefunden, oder das Rauhe Haus selbst bietet ihm eine solche. Wenn er krank wird, fließen ihm die nöthigen Unterhalts- und Hilfsmittel zu und sorgfältige Pflege harret seiner bis zu seiner Wiedergenesung. Denn die Brüderschaft besitzt sowohl eine Kasse für hilfsbedürftige Glieder als auch für Wittwen und Waisen von Verstorbenen. Aber ein weit größerer Rückhalt als diese Kasse wird in dem ächten Geist brüderlicher Liebe, der die ganze Körperschaft durchdringt, gewährt. Irgend ein benöthigter Bruder wird von jedem Mitbruder so betrachtet, als habe er einen verbrieften Anspruch an seine Unterstützung. Wenn er stirbt, werden häufig seine Kinder von einem Mitbruder an Kindesstatt angenommen, so daß die ganze Brüderschaft unter sich eine zuverlässige Reserve von vereinigtem Einfluß und gegenseitiger Hilfe trut.

Deßhalb sind die Vortheile, der Brüderschaft anzugehören, außerordentlich groß und die gebotene Entschädigung bietet einen mehr als hinreichenden Ersatz für die Aufopferung der persönlichen Selbstständigkeit, welche dem wohlwollenden und väterlichen Central-Direktorate gegenüber von dem einzelnen geleistet werden muß, zumal dieselbe ja doch weit häufiger zum zeitlichen und ewigen Verderben als zum wahren Heile benützt wird.

Das brüderliche Gefühl baut sich auf dem tiefsten aller Einflüsse auf; nämlich auf der Religion, dem Gebet und dem persönlichen geistigen Verkehr. Zu bestimmten Zeiten vereinigen sich soviele der Brüder eines gewissen Distrikts, als eben an einem bestimmten Orte zusammenkommen können, um dort eine religiöse und gesellschaftliche Vereinigung zu feiern. Wie fern auch irgend ein Glied von Hamburg wirken mag, beständig wird mit demselben ein regelmäßiger Briefwechsel von dem Central-Direktorate aus geführt. Eine monatliche Zeitschrift „Die fliegenden Blätter" wird besonders herausgegeben, um unter der Brüderschaft vertheilt, allgemein ansprechende Gegenstände, wie auch Personal-Neuigkeiten bekannt zu machen. Im Rauhen Hause wird eine Liste der Geburtstage aller Brüder gehalten, und bei dem täglichen gemeinsamen Morgengebete wird jedes mal der Name sowie die Stellung und Aufenthaltsort dessen verlesen und zum besonderen Gegenstande des Gebets empfohlen, der an dem Tage sein Geburtsfest begeht.

Alle Brüder, an welchem Platz der Erde auch der Einzelne sein Heim aufgeschlagen habe, liest täglich denselben für die Brüderschaft vorgeschriebenen Theil der heiligen Schrift, lernt dieselben Verse auswendig und singt dieselben Lieder. Jeder betet für alle seine Mitbrüder, fern oder nah, und darf sich zuversichtlich daran erfreuen, daß alle seine Brüder ihn in sein Gebet einschließen, so daß ein gemeinschaftliches, gewissenhaftes, gläubiges Flehen von Allen für Jedem zum Throne des Höchsten emporsteigt und den Einzelnen einen Trost und gewisse Zuversicht selbst in den schwersten Verhältnissen des Lebens einflößt. Gemeinschaft im Gottesdienst, Gemeinschaft in der Liebe Christi, Gemeinschaft im täglichen, gegenseitigen, geheimen Gebet, Gemeinschaft in allen geistlichen Bedürfnissen und Genüssen, dies sind die geheimen Bande, welche die Brüderschaft auf's Innigste verbinden und zu ihrer Höhe gehoben haben.

Wirklich bewunderungswürdig ist die Umsicht, mit der Dr. Wichern die Brüderschaft in's Leben gerufen hat. Denn trotz der schwierigen, behindernden Verhältnisse, welche in Deuschland herrschen; indem die Kirche unter staatlicher Aufsicht steht und ein gewisser Neid diejenigen empfängt, welche auf ihrem Boden arbeiten wollen; indem ein fast unbedingter militärischer Gehorsam in den verschiedenen Verwaltungen verlangt wird; hat der Gründer der Brüderschaft bei deren Organisation mit Scharfsicht und Zartgefühl den Umständen Rechnung getragen, dadurch, daß die Brüder durchaus einen Laiencharakter bewahren, und in der völligsten Abhängigkeit vom Central-Committee herangebildet werden. Und wenn auch Einzelne gerade Gefahr in der Anstellung von Gliedern einer wohlorganisirten Brüderschaft erblickten und dagegen auftraten, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß eine derartige Furcht unbegründet war. Denn die Brüder, welche nicht um ihres Ruhmes willen, noch zur Ehre des Rauhen Hauses, sondern allein für den Heiland arbeiten, bewiesen allerwegen, daß sie ihren Vorgesetzten wohl gehorchen, ihren Untergebenen gut befehlen konnten. Und auf Wunsch des deutschen Kaisers haben sogar die

Brüder beinahe die ausschließliche Leitung des großen Gefängnisses zu Moabit bei Berlin übernommen. Mit Geschick und Vortheil hat die Brüderschaft die Wärter, welche meist aus ausgedienten Unteroffizieren des Heeres bestand, ersetzt, und an Stelle der vielfach rohen und ungläubigen, griesgrämlichen Exerziermeister eine Zahl von liebreichen, dienstfertigen und gewissenhaften Christen gestellt, welche den Untergebenen ein leuchtendes, christliches Leben vorwandeln und sie in nützlichen Gewerben zu unterrichten vermögen. Es wäre in der That höchst wünschenswerth, daß alle Gefängnisse und Strafanstalten in den Händen von solchen Männern wären, und viele Taugenichtse würden mit Gottes Hilfe zu tüchtigen, ordentlichen Arbeitern herangebildet und dem zeitlichen und ewigen Verderben entrissen.

Doch der Dienst der Brüder vom Horn erstreckt sich nicht nur auf Zuchthäuser, Schulen, Krankenhäuser und dergleichen, sondern auch auf den Schlachtfeldern und an den Orten, wo Hungersnoth und Pest ihre grausame Ernte halten, sind diese todesmuthigen, selbstverleugnenden Diener Christi zu finden und haben stets mit anderen opferwilligen Menschen auf's Lobenswertheste gewetteifert, und mancher Leidende ist durch ihre Hand erquickt, viele Kranke geheilt und Sterbende getröstet worden. Groß und segensreich ist die Arbeit der guten Brüder vom Horn.

Würzige Eisenbahngedanken über die Kirchengemeinschaften.

Nach dem Englischen von Cornelius.

Wieder einmal auf der Bahn mit dem Eisenroß „*Lebanon*."

Der *fette* Passagier trommelt auf dem Fenstergesimse, der Mürrische schläft fest, während der lange, hagere Passagier „General Grants Reise um die Welt" liest. Zu mir kommt der Bremser, läßt sich auf die Armlehne meines Sitzes nieder und sagte: „Ich ging gestern zur Kirche."

„Ja?" fiel ich ein und ermuthigte ihn durch einen Wink fortzufahren. „Und in welche Kirche gingst du?"

„Errathe," — sagt er.

„Irgend welche *Unions-Missions-Kirche*?" wagte ich zu antworten.

„Nein, ich gebe nicht viel um eine Fahrt auf den *Zweigbahnen*. Ich gehe nicht oft in die Kirche, wenn ich aber gehe, so ziehe ich vor auf einer Hauptbahn zu fahren, wo die Fahrt regelmäßig und nach einer festgesetzten Zeittafel stattfindet und wo man nicht auf `Anschluß' zu warten braucht. Ich liebe nicht auf einem `Zweig' zu fahren. Mag gut genug sein, doch ich liebe sie nicht."

„*Episcopal*?" rieth ich.

„Beschränkte Expreß," sagte er; „lauter *Palace Cars* und zwei Dollar extra für einen Sitz; schnelle Zeit und hält nur an großen Stationen an. Schöne Bahn zwar, doch zu kostspielig und erschöpfend für einen Bremser. Die sämmtliche Bemannung der Züge erscheint in Uniform, des Conducteurs Punschzange und Laterne sind silberplatirt; keine Zugknaben erlaubt. Den Passagieren ist gestattet zu afterreden, über den Conducteur zu schwätzen; das macht sie zu frei und `leicht.' Nein, ich mag die Palast-Waggons nicht leiden. Eine reiche Bahn indessen. Man hört nicht oft von einem Consignatar, der an dieser Bahn angestellt wird. Es sind welche recht vortreffliche Leute, die auf ihr reisen."

„Universalisten?" deutete ich.

„*Breitspurig*," sagte der Bremser; „thut zu viel Complimentir-Geschäfte, Jedermann reist auf einen Paß. Der Conducteur bekommt auf fünfzig Meilen kein Fahrgeld. Der Zug weicht an jeder Flaggenstation aus, und will sonst nirgends als in ein `Union-Depot' einlaufen. Kein Rauchwaggon am Zug. Die Zug-Ordres sind jedoch sehr unbestimmt und die Zugbedienung kommt nicht gut aus mit den Passagieren. Nein, ich gehe nicht zu den Universalisten. Jedoch kenne ich etliche gute, ehrwürdige Leute, welche auf dieser Road fahren."

„Presbyterianer?" frug ich.

„*Engspurig*, he?" sagte der Bremser; „hübsches Geleise, gerade wie ein Lineal; gräbt viel lieber einen Tunnel durch einen Berg, als daß sie ihm ausweicht; Geistes-ebener Bahndamm; Passagiere müssen ihre Billete vorzeigen, ehe sie auf den Zug dürfen. Gewaltig strikte Bahn, doch sind die *Waggons ein wenig zu eng*; nur Einer ist im Sitz erlaubt, und kein Raum im Gange zum Tanz. Billete zum Ueberliegen werden nicht ausgegeben, man hat direkt durchzureisen zur Station, wohin das Billet lautet, oder du kannst gar nicht auf den Zug gelangen. Extra-Waggons werden nicht angehängt, wenn die regelmäßigen gefüllt sind. Die Waggons werden in den Werkstätten so gebaut, daß sie *so und so viel* Personen fassen, sonst darf *Niemand* hinein. Du hörst jedoch nicht oft von einem Unfall auf dieser Bahn. Sie läuft streng den Regeln gemäß."

„Mag sein, daß du dich den Freidenkern angeschlossen hast?" sagte ich.

„*Lumpen-Road*," fiel der Bremser ein; „schlammiger Bahndamm und keinen Untergrund, keine Zeittafel und keinen Zugspediteur. Alle Züge laufen wild, und jeder Zugführer hält Zeit ein, wie es ihm gefällt. Rauche, wenn du's begehrst; eine Gerathewohl-Bahn. Zu viel Nebengeleise und jede Weiche immer weit offen, während der Weichensteller immer fest schläft und die Signallampe stets erloschen ist. Steige ein, wann dir's gefällt, und steige ab, wann du willst. Brauchst kein Billet vorzuzeigen, und



vom Condukteur wird weiter nichts erwartet, als daß er die Passagiere amüsirt. Nein, mein Herr; es wurde mir ein Billet angeboten, ich liebe jedoch diese Bahn nicht."

Ich mag auf keiner Bahn reisen, die kein Ziel hat. „Wissen Sie, mein Herr," frug ich einen Divisions-Superintendenten, „wohin diese Bahn läuft?" und er sagte, daß er es nicht angeben könne, und wenn er deßwegen sterben müsse. Ich frug, ob der General-Superintendent es mir sagen könnte, und er sagte, er glaube nicht, daß sie einen General-Superintendenten haben, und wenn, so wüßte er um die Bahn nicht mehr, als die Passagiere. Ich frug ihn, wem er berichte, und er sagte: „Niemandem."

Ich frug einen Conduktenr, von wem er seine Befehle erhalte, und der sagte, daß er weder von einem lebendigen Menschen noch einem todten Geiste Befehle nähme. Und als ich einen Zugführer frug, von wem er seine Befehle erhalte, sagte dieser, er wünsche den zu sehen, der ihm Befehle gäbe; er führe den Zug, wie's ihm gefalle, oder jage ihn in den Graben. Nun, du siehst mein Herr, ich bin ein Eisenbahnler, und begehre auf keiner Bahn zu fahren, die keine Zeit einhält, keinen Anschluß macht, nirgends hinläuft und keine Superintendenten hat. Sie mag ganz gut sein, allein ich habe schon zu viel Bahnen gesehen, als daß ich mich ihr anvertraute.

„Mag sein, du gingst zur Congregationalisten-Kirche?" sagte ich.

„Populäre Bahn," erwiderte der Bremser, „und auch eine alte Bahn, eine der ältesten in diesem Lande; guter Bahndamm und bequeme Waggons; wohl geleitete Bahn; die Direktoren mischen sich nicht in Divisions-Superintendenten- oder Zug-Ordres. Die Bahn ist sehr populär, aber auch sehr unabhängig. Ja, hat nicht vor zwei oder drei Jahren im Osten einer der Superintendenten eine der ältesten Stationen an dieser Bahn eingehen lassen? Doch, es ist eine überaus angenehme Bahn zum Reisen. Sie hat immer solch auserlesene Passagiere."

„Probirtest du die Methodisten?" sagte ich.

„Nun jauchzeſt du!" sagte er mit etwas Enthusiasmus.

„Treffliche Bahn, he? Schnelle Zeit und die Menge Passagiere! Die Lokomotiven haben Dampfkraft, und leisten etwas. Das Dampfmaß zeigt jederzeit ein Hundert und — genug."

Eine belebte Bahn; und wenn der Conduktenr ruft: „Einsteigen!" so hört man ihn an der nächsten Station. Jedes Licht am Zug leuchtet so hell wie die Hauptlampe. Zettel zum Ueberliegen sind auf alle Durchbillets zu erhalten. Passagiere können absteigen, wenn's ihnen beliebt (jedoch an einer Station), 2 bis 3 Tage verweilen und dann den nächsten heranbonnernden Revivalzug benützen. Gute, geistvolle und gesellschaftliche Conduktenre; 's ist keine Bahn im Lande, auf welcher die Passagiere mehr zu Hause fühlen. Keine Pässe. Jeder Passagier bezahlt vollen Preis. Auch sind Wesleyhaus Luftbremsen an allen Zügen; ziemlich sichere Bahn; doch fuhr ich gestern nicht darauf.

„Vielleicht probirtest du die Baptisten?" frug ich noch einmal.

„Aha!" rief der Bremser, „sie ist eine Gänseblume, ist sie nicht?"

„Flußbahn," wunderschöne Bogenlinien; dreht sich um irgend etwas herum, nur um nahe dem Flusse zu bleiben; doch ist sie aus Stahlschienen, Steinballast und mit einfachem Geleise erbaut, und hat nicht ein einziges Nebengeleise vom „Roundhouse" bis zum Endpunkt. Es erfordert jedoch eine ungeheure Masse Wasser, um sie in Betrieb zu halten; doppelter Wasserbehälter an jeder Station. Jedoch läuft sie durch eine reizende Gegend, denn sie ist ja eine Riverbahn, hat auf der einen Seite den Fluß und auf der andern Hügel, steigt beständig stufenweise an, bis die Fahrt endet wo der Urquell des Flusses anfängt. Ja, mein Herr, ich nehme die Flußbahn jedes Mal, wenn ich mich nach einer reizenden Fahrt sehne; sicherer Anschluß, genaue Zeit und kein Prairiestaub. Und gestern, als der Conduktenr herum kam, um die Tickets in ein kleines Körbchen zu sammeln, bat ich ihn nicht, mich zu passiren, sondern ich bezahlte mein Fahrgeld wie ein Mann — fünfundzwanzig Cents für eine Stunde Fahrt, und ein kleines von den Passagieren aufgeführtes Concert mit in den Kauf. Ich sage dir, Pilger, nehme du die Riverbahn, wenn du willst."

Doch gerade hier meldete das anhaltende Pfeifen der Lokomotive eine Station, und der Bremser eilte zur Thür, indem er rief: „Zionsville! dieser Zug hält nicht an zwischen hier und X."

Versöhnung.

Von Dr. A. Löbenstein.

Die Versöhnungslehre, wie wir sie in den neutestamentlichen Schriften niedergelegt finden, ist die Central- wie Fundamental-Lehre des ganzen Evangeliums. Das Evangelium enthält nicht blos die Lehre Christi, sondern es ist auch die Lehre von Christo, d. h. es berichtet uns nicht nur die Worte, die Christus geredet, sondern es benachrichtigt uns auch, wer Christus ist und was er für uns gethan und vollbracht habe. Wäre Christus nur Lehrer der Menschheit, so würde seine Lehre uns leer lassen; sie wäre nicht fähig, Lebensfunken im Menschen zu entzünden, die Menschheit zu erneuern. Indem aber Christus sich selber für uns hingiebt, sein Leben als Versöhnungsopfer darbringt, wird er zum Sauerteige, der die ganze Menschheit allmählich durchdringt. Soll aber das für uns vollbrachte Opfer Christi Wahrheit sein, so muß er Gott und Mensch sein. Christus mußte Gott sein, wenn sein Opfer einen fortgehenden Einfluß haben, wenn von ihm erlösende und erneuernde Kräfte für alle zukünftigen Geschlechter der Menschen ausgehen sollten. Christus mußte aber auch wahrer, wirklicher Mensch sein, wenn er in wesentliche Verbindung mit den Menschen eintreten sollte.

Es müssen darum alle Irrthümer früherer Zeiten entschieden verworfen werden. Christus ist also keine Emanation aus Gott, kein von Ewigkeit

von Seiten Gottes gedachter Gedanke, der im Lauf der Zeiten objectivirt wurde, wie Andere irrthümlich lehrten: sondern Christus ist das Du Gottes, das von Gott von Ewigkeit her ausgesprochen, mit dem Vater auf's Innigste verbunden und doch seines Ichs, d. h. seiner Persönlichkeit immerdar bewußt war und ist. Ebenso müssen wir uns gegen allen Doketismus entschieden verwahren. Wir müssen also Christum als einen wirklichen, wesentlichen Menschen auffassen. Christus wandelte auf Erden nicht in einem Scheinkörper, denn damit wäre sein Leiden nur ein Scheinleiden, die Verklärung seiner Persönlichkeit nur eine Täuschung gewesen, sondern er hatte Fleisch und Blut, wie wir Fleisch und Blut haben. Christus war als Säugling nicht allwissend, allgegenwärtig, allmächtig u. s. w., denn ein allwissendes, allgegenwärtiges, allmächtiges Kind ist ein Unding, eine Unnatur, ein Widerspruch in sich selber, dem alle Wahrheit, also auch alle Bedingung zu seiner Existenz fehlt. Wir haben laut unserem Evangelium Ernst zu machen mit der Entäußerung Christi. Christus war thatsächlich als Säugling nur Säugling; als Knabe nur Knabe, bis in ihm das Bewußtsein seiner besonderen Stellung zum Vater, wie seiner einzigartigen Aufgabe, die er zu lösen hatte, in vollster Klarheit erwachte. Wir brauchen zu unserer Erlösung einen Gottmenschen; einen Gott, damit sein Opfer ein für alle Zeiten giltiges sein, einen Menschen, damit er mit uns in eine reelle Verbindung treten könne, denn nur so konnte der Tod Christi die Bedingung der Vergebung unserer Sünden sein.

Wenn wir nun auf dieses Thema näher eingehen, dann werden freilich verschiedene Fragen uns entgegen treten, die beantwortet werden müssen, wollen wir unserer Aufgabe irgendwie gerecht werden.

1) Die erste Frage, die da auftaucht, formulirt sich also: „Ist der Mensch erlösungsbedürftig?" — Nein, müßten wir antworten, wären wir Anhänger des Materialismus. Der Materialist betrachtet den Menschen als die Summe seiner Sinnesfunktionen. Man denke nur an die bekannten Aussprüche dieser den Menschen degradirenden Lehre: „Ohne Phosphor keine Gedanken. Was der Mensch ißt, das ist er." Was der Mensch erstrebt, was er liebt oder flieht, was er thut oder läßt ist Ergebniß des in ihm sich vollziehenden Stoffwechsels. Er handelt so oder so, weil die chemische Zusammensetzung seines Gehirns wie seines Blutes anderer Art ist, als bei diesem oder jenem Menschen, bei dem sich der Stoffwechsel in verschiedener Weise vollzieht. Der Mensch ist ein Geschöpf der Nothwendigkeit, er ist folglich weder frei in seinen Entschlüssen, noch verantwortlich für seine Handlungen. Anders aber gestaltet sich die Praxis des Materialismus. Der Dieb, der sich an dem Eigenthum des Materialisten vergreift, wird von diesem nicht nach den Consequenzen seiner Lehre behandelt; er läßt den Grundsatz nicht gelten: er hat gestohlen, weil er als diebisches Subjekt organisirt ist, sondern er behandelt den Dieb als einen freien und verantwortlichen Menschen, übergiebt ihn dem Gerichte zur Bestrafung und gesteht damit stillschweigend ein, daß entweder seine Lehre falsch ist, oder daß seine Handlungsweise im grellen Widerspruche mit seiner Lehre steht.

Ganz anders faßt die heilige Schrift den Menschen auf. Sie stellt ihn hin als ein freies und vermöge seiner Freiheit als ein verantwortliches Wesen. Der Mensch kann zwischen Gutem und Bösem wählen. Die Sünde ruht vor seiner Thür, aber er soll ihr nicht den Willen lassen. In seinem Innern lebt die Ueberzeugung, daß er für all sein Thun und Lassen, für all sein Wollen und Wünschen verantwortlich sei. Er erkennt sich als ein moralisch freies Wesen, unter dem Sittengesetze stehend und verpflichtet, dasselbe allseitig zu erfüllen. Hier aber beginnt jener innere Zwiespalt, den der Mensch durch sein eigenes, noch so ernstes Wollen nicht zu heben vermag. Der Mensch erkennt sich als ein Wesen, das zur Freiheit berufen ist, und weiß sich in dem Innersten seines Wesens geknechtet. Leidenschaften bestimmen seine Handlungsweise; Selbstsucht trübt sein Urtheil; Sinnlichkeit in feinerer oder gröberer Weise beherrscht ihn; er lebt mit sich selber in einem Zwiespalt, der keine wahre Ruhe, keine echte Freude, kein wirkliches Glück in ihm aufkommen läßt. Der Mensch erkennt sich als verpflichtet dem Sittengesetz gegenüber und verletzt es beständig, und dieser Zwiespalt macht sein Leben zu einem dornenvollen; er lebt ein Leben im vollen Widerspruch mit sich selber. Er muß sich selber sagen: Du gehörst den Höhen an und sinkst in immer größere Tiefen.

Lebt aber der Mensch in Widerspruch, in Zerfall mit dem ihm gegebenen Sittengesetze, so kann er unmöglich in Harmonie mit dem Geber des Sittengesetzes stehen! Der Mensch weiß sich verdammlich vor Gott; Gottes Wort wie die innere Stimme des Gewissens sprechen ihm das Urtheil und alle Entschuldigungen, die er vorbringt, alle die Scheingründe, mit denen er sich zu beruhigen versucht, sind vergeblich, denn immer wieder bricht sich die wahre Sachlage Bahn. Wer aber macht diesem Elende ein Ende? Wer kann den Menschen in Harmonie mit Gott und sich selber bringen? Wer befreit die Brust von dem schweren Drucke, unter dem sie seufzt? Wer tilgt die innere Verdammniß und beseitigt die Feindschaft wider Gott, die den Menschen so elend macht? Soll er's mit der Selbsterlösung versuchen? Er erfährt, daß er sich nur zerarbeitet in der Menge seiner Wege. Er fühlt schmerzlich die Bande, die ihn fesseln und kann nur ausrufen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Ja, der Mensch ist erlösungsbedürftig.

2) Aber ist der Mensch auch erlösungsfähig? Das ist die hochwichtige Frage, die nun zur Beantwortung vor uns liegt. Ein Bedürfniß mag nach irgend einer Seite hin vorhanden sein, aber ob dasselbe befriedigt werden kann, das hängt von besondern Umständen ab. Hier aber können wir bestimmt constatiren, daß zu dem Bedürfniß die Stellung, zu dem Verlangen die Befriedigung desselben hinzutreten kann. Der Mensch ist nicht nur erlösungsbedürftig, sondern auch erlösungsfähig.

Freilich, wenn wir nach einer gewissen Theorie urtheilen und mit ihr sprechen wollten, daß durch den Sündenfall des Menschen das Bild Gottes sich in ein „Teufelsbild" verwandelt habe, dann wäre von einer Erlösungsfähigkeit keine Rede, denn,

wie die Schrift uns lehrt, ist für Teufel weder in dieser noch in jener Welt eine Erlösung bereitet. Wenn ferner nach derselben Lehre der Mensch in Bezug auf seine Rettung nur das Eine thun kann, daß er seine Füße zum Besuche der Kirche in Bewegung setzt: Dann kann ein Verlangen nach Heil in der Menschenbrust nicht vorhanden sein.

Ganz anders aber lehrt die Schrift. Der Mensch ist ein gefallenes Wesen, aber noch immer Mensch und keine Teufelsfratze; noch immer Gottes Bild, wenn auch im getrübten, verunreinigten Zustande. Aber eben darum kann in dem Gefallenen das sehnende Verlangen erwachen, wieder aufgerichtet zu werden, und er lernt endlich Den anzuflehen, der die Flecken aus dem Meisterbilde entfernen kann. — Der Mensch, als ein verführtes Geschöpf, ist ein Gegenstand des göttlichen Erbarmens und darum befähigt, wieder auf rechte Bahn gebracht zu werden. Im Menschen lebt ein unvertilgbares Sehnen nach Glück. Dieses Sehnen und Verlangen, nicht gestillt durch Sinnesrausch, nicht befriedigt durch die edleren Genüsse, die Kunst und Wissenschaft bieten, ist der Noth- und Jammerschrei des sündigen Herzens nach Erlösung und durch diese nach dem Glücke, das allein in der Einigung des Menschen mit Gott, beruhen kann. Dieser Klage, diesem Verlangen und Sehnen kommt die erbarmende Liebe Gottes entgegen, um dem Menschen die Gabe mitzutheilen, die sein Glück wirklich und dauernd begründen kann. Ja der Mensch ist erlösungsfähig, weil er Verlangen nach Erlösung hat und die Gottesliebe bereit ist, diesem Verlangen nach seinem ganzen Umfange zu entsprechen.

3) In welcher Weise wurde aber die Erlösung bewerkstelligt? so fragen wir und können die Antwort nur an der Hand der Schrift geben. — Die erste Stelle, auf die wir uns beziehen, finden wir verzeichnet Matth. 20, 28. Die Jünger, trotz aller Belehrung, die sie empfangen hatten, konnten noch immer nicht von dem Wahne lassen, daß Christus gekommen sei, ein irdisches Reich zu errichten.

Johannes und Jakobus bitten den Herrn, wenn er sein Reich aufrichte, sie zu den Ersten unter seinen Gewaltigen zu erhöhen. Da antwortete ihnen der Herr: „Gleichwie des Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele." — Also zu dienen, darum lebt der Herr und das glänzt aus Allem hervor, was er während seines Lebens auf Erden geleistet hat. Aber nicht allein sein Leben, sondern auch sein Sterben sollte sich im Dienste der Menschheit vollziehen. Er will sein Leben als ein Lösegeld für Viele hingeben und zwar als ein stellvertretendes Lösegeld. Lösegeld aber zahlt man für Gefangene, für die, die sich nicht selber loskaufen können; und die ohne dasselbe in Unfreiheit, in Knechtschaft verharren müßten. Schon diese Worte geben uns Aufschluß über den Tod Christi. Sein Leiden und Sterben bilden die Kaufsumme, die er freiwillig für Andere zahlt, um die Sklavenbande, in denen sie schmachten, siegend zu brechen.

Doch die Rede des Herrn wird noch deutlicher. Er unterrichtet seine Jünger nicht nur über den Zweck seines Todes, nicht nur über die Art und Weise, wie das Todesurtheil an ihm vollzogen werden würde, sondern er führt die Seinigen zugleich auch tiefer in das Verständniß der Schrift ein, indem er sie aufmerksam macht auf den innigen Zusammenhang des Alten und Neuen Testamentes, auf daß sie erkenneten, daß das, was im Alten Testament schattenhaft vorgebildet wurde, im Neuen Testament sich wesentlich vollziehe. Der Herr spricht Matth. 26, 2: „Ihr wisset, daß nach zwei Tagen Ostern wird und des Menschensohn wird überantwortet werden, daß er gekreuzigt werde." Ostern — Passafest: Bedeutungsvolle Anspielung, die ein volles Licht auf den Kreuzestodt Christi wirft. — Das Passafest begründete den Alten Bund, da Israel von dem Elende Egyptens befreit und zum Volke Gottes erhoben werden sollte. — Jetzt soll ein neuer Bund begründet werden, aber wie der alte Bund seine Weihe durch Opfer und Blut empfing, so mußte auch der neue Bund ein Opfer haben und dessen Blut vergossen werden und zwar zur Vergebung der Sünden, und darum stimmen wir ein in die Worte eines Geß: „Zuerst Bewirkung von Gottes Vergebung, dann erst kann der neue Bund Gottes in's Leben treten." Darum spricht der Herr bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls die höchst bedeutungsvollen Worte: „Trinket Alle daraus, denn das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für Viele vergossen ist zur Vergebung der Sünden." — In demselben Sinne und Geiste fassen auch die Apostel den Kreuzestodt Christi auf.

Summiren wir in aller Kürze das Gesagte, so ergiebt sich folgendes Resultat: a. Der Mensch ist ein gefallenes Geschöpf, aber trotz seines Falles ist er erlösungsbedürftig und erlösungsfähig. b. Unfähig sich selber vom Sündendienst zu befreien, bietet sich Christus als Befreier an, indem er sich dem Vater als vollgiltiges Opfer darbringt und durch sein Blut das Lösegeld zahlt.

4) Aber werden nicht manche Einwendungen gegen diese Heilslehre gemacht und manche Fragen gestellt? Gewiß; hören wir darum auf Beide.

„Gott ist die Liebe; die Liebe ist aber immer bereit zu vergeben, und darum ist es nicht einzusehen, daß erst Christus diese Vergebung durch seinen Tod erwirken mußte." — Wohl ist Gott die Liebe, aber er ist auch die Gerechtigkeit; die Liebe vergiebt gerne, aber nicht auf Kosten der Gerechtigkeit. Thut sie das, dann wird die Liebe zur Schwäche. Wo Gottes Gesetz verletzt wird, da tritt die Nothwendigkeit einer Sühnung ein, die wir aber zu leisten nicht befähigt sind und von der Christus aussagt, daß er sie übernommen und vollbracht habe.

„Wie, soll Gott die Sühnung von dem Einzigen, der ohne Sünde war, gefordert haben; war das nicht eine Ungerechtigkeit?" Aber gerade darin, daß Christus freiwillig die Sühne übernahm, darin liegt der höchste Erweis göttlicher Liebe. — Ohne Sühnung und der daraus entspringenden Sündenvergebung giebt es keine Gemeinschaft mit Gott. Diese Versöhnung durch eigene Kraft anzubahnen, sei es durch körperliche Martern oder durch Thieropfer, oder durch sogenannte Selbstbesserung, scheiterte völlig laut vielfältig gemachter Erfahrung und darum sollten wir aus der Fülle des Herzens dankend das annehmen, was Christus uns durch seinen Tod darbietet.

„Aber, hat Christus Alles gelitten, was wir in

Folge der Sünde leiden sollten? Schmeckte er den Zorn Gottes; litt er auch stellvertretende Höllenqualen? Wie, auf dem Sohne sollte der Zorn des Vaters lasten? Mit Recht bemerkt Stier: „Nicht im Fernsten ist die Rede vom Zorn des Vaters über den geliebten Sohn.“ Wohl spricht der Sohn in jener schweren, bangen Stunde: „Meine Seele ist betrübet bis an den Tod,“ — aber diese Betrübniß kommt nicht daher, daß der Sohn die Last des göttlichen Zornes trägt, wie die alten Dogmatiker wollten, sondern der Herr fühlt die ganze Last, den ganzen Jammer, der durch die Sünde über die Menschheit gekommen ist; er nimmt auf sich die gesammte Schuld, und unter dieser Bürde zittert und zagt er. — Und erst stellvertretende Höllenpein sollte der Herr erduldet haben? Zu denken, daß Christus die Qualen des ewigen Todes geschmeckt habe, ist geradezu unsinnig. Der Reine, Heilige hat kein Organ, um das zu schmecken, was die Frucht der Sünde ist. Wir stimmen darum den Worten Stier's bei: „Hinweg mit dem Gedanken, daß Gethsemane die Hölle des Sohnes Gottes gewesen — grausende Vorstellung. Wir protestiren gegen die falsche Satisfaktions-Theorie, welche Zorn und höllische Verdammniß über den Heiligen und Geliebten kraft einer unmöglichen Person-Vertauschung schüttet.“— Christus hat gelitten; der Vater erklärt, sein Leiden für uns annehmen zu wollen, und das ist uns genügend. Ob Christus alles gelitten habe, was wir hätten leiden sollen, ist eine unnütze Frage; genug, daß wir wissen, daß Christi Blut das Lösegeld für uns ist.

5) Werfen wir noch einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung dieses Dogmas, so ergiebt sich Folgendes:

Die apostolischen Väter schließen sich an die Worte der Schrift an, ohne auf eine nähere Erörterung dieser Lehre einzugehen. Christus, lehren sie, hat aus Liebe gegen uns und in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes seine ganze Persönlichkeit als Opfer dargebracht; sein Fleisch für unser Fleisch, seine Seele für unsere Seele. Justin, der Märtyrer, bezeichnet den Opfertod Christi als einen seligen Tausch, so daß durch Eines Gerechtigkeit wir Ungerechte gerecht würden und Gott zu diesem Zwecke seinen Christus habe in Leiden den Fluch der Menschheit tragen lassen. — Die Kämpfe mit dem Gnosticismus nöthigte die Kirche, näher auf die Versöhnungslehre einzugehen, setzte aber dieselbe in höchst ungeziemender Weise in Beziehung zum Teufel! Nach Irenäus war die Macht, die der Teufel über die Menschheit ausübte, eine angemaßte, da der Mensch Gott angehöre, und er also das Recht habe, dem Teufel die Beute zu entreißen. Das aber sollte nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern des Rechtes geschehen. Dieses aber konnte nur dadurch geschehen, daß sich ein Mensch durch Sündlosigkeit den Ansprüchen des Satans entzog. Da aber diese Sündlosigkeit kein Mensch, sondern nur Gott besitzt, darum wurde Gott Mensch in Christo, der die ganze Menschheit in sich faßte. Origenes vertheidigt den Teufel, indem er ihm ein Recht auf die Menschen in Folge ihrer Sündhaftigkeit vindicirt, aber ein Recht, das ihm Gott durch ein Lösegeld abkauft. Dieses Lösegeld ist das Blut wie auch die Seele Christi. Am Ende aber war der Teufel dennoch der getäuschte, denn als er die Seele Jesu festhalten wollte, machte sie ihm solche Schmerzen, daß er sie fahren lassen mußte, und so war der Teufel der Betrogene! — Die Kirche des Mittelalters hat die Theorie des Anselm erzeugt. Er sucht die Nothwendigkeit des Todesleidens Christi innerlich in der Sache selber zu begründen. Die Sünde ist ein Raub an Gottes Ehre und erfordert darum eine entsprechende Satisfaktion, denn die Ehre Gottes muß hergestellt werden, das ist Gott sich selber und seiner Weltordnung schuldig. Aber die Gott geleistete Satisfaktion muß einen unendlichen Werth haben, die der Mensch nicht leisten kann, sondern nur Gott, also mußte Gott Mensch werden.

Die Reformatoren stimmten in dieser Lehre der römischen Kirche bei. Die Dogmatiker des siebenzehnten Jahrhunderts suchten die Lehre weiter zu entwickeln oder eigentlich zu entstellen. So lehrte man, Christus habe die Höllenstrafe erduldet, zwar nicht der Zeit nach, aber nach ihrer Kraft, Last und Substanz.

Wir dagegen weisen derartige Entstellungen dieser Gnaden- und Lebenslehre von uns. Wir legen den vollsten Nachdruck auf die Schriftlehre: daß Christus Mensch wurde, lebte, litt und starb, um uns die Liebe Gottes zu offenbaren.

Ferner haben wir uns vor einer einseitigen Behandlung deß zu hüten, was Christus für uns vollbrachte. Wir dürfen nicht den ganzen Nachdruck auf das Opfer Christi als dem einzigen Mittel der Sündenvergebung legen, sondern vielmehr beherzigen, daß die Sündenvergebung nur Einer der Faktoren im Werke Christi ist. Die Sündenvergebung soll nur den Weg zur völligen Veränderung der menschlichen Persönlichkeit, zur Palingenesie, bahnen. Was uns noth thut ist nicht nur Tilgung unserer Sünden, sondern auch Genesung, Erneuerung und endlich Verklärung in das Bild Christi, denn dazu kam Christus auf die Erde.

Die Bedeutung der Auferstehung Christi.

Eine Osterbetrachtung.

Dr. C. F. Paulus.

Wer seine Jugendzeit im alten Vaterlande verlebt hat und in frommen kirchlichen Kreisen die hohen Feste der Christenheit zu feiern pflegte, den begleitet die Erinnerung an jene Tage durch sein ganzes Leben. Ich wenigstens werde es nie vergessen, mit welchen Gefühlen wir als Kinder die Passionszeit zu durchleben pflegten, wie wir mit steigender Theilnahme dem Heiland auf seinem Leidenswege folgten von seinem Einzug in Jerusalem bis nach Golgatha. Kannten wir auch die volle Bedeutung des Sterbens und der Auferstehung Jesu noch nicht, so war uns doch, als begleiteten wir unsern besten Freund auf seinem Todesgange. Und wenn endlich das Charfreitags-Evangelium

uns bis vor das versiegelte Grab geführt hatte, dann war uns so wehmüthig ernst zu Muthe, als läge eine geliebte Leiche unter unserem Dache auf der Todtenbahre. — Um so gewaltiger war darauf der Umschwung unserer Gemüthsstimmung, wenn am Ostermorgen der Posaunenschall von einem nahen Hügel her uns aus dem Schlummer weckte. Wie die Sonne nach einem Gewitter oft plötzlich aus dunkler Wolkennacht hervorbricht, so brach dann der Strom der Freude durch den Ernst der Wehmuth sich Bahn, wenn die laue Frühlingsluft die kräftigen Akkorde des herrlichen Osterliedes zu uns herübertrug:

„Willkommen, Held im Streite,
Aus deiner Grabesluft!
Wir triumphiren heute
Um deine leere Gruft!
Der Feind wird Schau getragen
Und heißt nunmehr ein Spott;
Wir aber können sagen:
Mit uns ist unser Gott!"

Mit richtigem Gefühl hat Göthe in seinem „Faust" den mächtigen Empfindungen, welche die Osterfeier in den Herzen der deutschen Christen wachruft, einen so tiefgehenden Einfluß auf den gottentfremdeten Gelehrten eingeräumt. Schon steht der unglückliche Faust im Begriff, den tödtlichen Trank zum Munde zu führen, da ertönen die Osterglocken, und die Osterlieder der versammelten Gemeinde dringen wunderbar ergreifend an sein Ohr und Herz. Längst vergessene Erinnerungen tauchen wieder in seinem Geiste auf und erfüllen ihn mit tiefer, schmerzlicher Wehmuth. Sein Entschluß fängt an zu wanken, die Lust zum Leben kehrt noch einmal in das öde Herz zurück und giebt den fast Verlorenen der Erde wieder. Er selbst schildert diese wunderbare Umwandlung in den ergreifenden Worten:

„Erinn'rung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Ostern war das erste hohe Fest, das die apostolischen Christengemeinden feierten, selbst in dem wöchentlich wiederkehrenden Sonntag, welcher an die Stelle des jüdischen Sabbaths trat, feierten sie das Andenken an die Auferstehung Christi. — Wunderbar, daß in unseren Tagen viele Christen, ja selbst Prediger nicht mehr recht wissen, was sie mit dem Osterfest anfangen, wie sie die Auferstehung Christi in Verbindung mit dem Werke der Erlösung bringen sollen! Sie sagen, die Auferstehung Christi sei der entscheidende Beweis für seine Gottheit, oder sie sei das göttliche Siegel darauf, daß das Opfer auf Golgatha als Lösegeld für unsere Sünden angenommen worden sei, oder es sei die Auferstehung Christi ein Triumph über Tod und Grab, oder sie sei die Bürgschaft unserer Auferstehung. Alles das ist wahr und herzerhebend; aber das Wichtigste, der tiefe innere Zusammenhang der Auferstehung Jesu mit der Erlösung des Menschen ist trotzdem noch nicht erkannt. Ueber diesen belehrt uns der Apostel in den Worten unseres Textes: Er ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket (Röm. 4, 25). Versuchen wir, etwas tiefer in das Verständniß dieses Apostelwortes einzudringen, indem wir zuerst die Frucht des Todes und dann die Frucht der Auferstehung Christi in's Auge fassen.

„Er ist um unserer Sünden willen dahingegeben." Mit diesen Worten versetzt uns der Apostel noch einmal zurück in die düsteren Tage der Passion Jesu. Ein ergreifendes Leidensbild um das andere tritt uns wieder vor die Seele. Gethsemane zeigt uns den großen Mittler zwischen Gott und den Menschen in furchtbarem Seelenkampfe. Die kurze schlichte Erzählung der Evangelien läßt uns Blicke thun in eine Tiefe der Selbsterniedrigung des Gottessohnes, die uns zur Bewunderung und Anbetung hinreißt. „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Mit diesen Worten nimmt er den Leidenskelch aus der Hand seines himmlischen Vaters, fest entschlossen, als das Lamm Gottes das Leben zu lassen für die Sünden der Menschen. „Er ist um unserer Sünde willen dahingegeben."

Dann sehen wir ihn in den Händen der Sünder. Der Sohn der ewigen Liebe wird verhöhnt, verspottet, in der rohsten, herzlosesten Weise mißhandelt und endlich schuldlos zum Tode verurtheilt. Er aber, der mit einem Wort seiner Allmacht Welten schaffen und vernichten konnte, duldet in stiller Majestät, schweigt, betet und vergiebt. — O, Geliebte, habt ihr je unter allen großen und edlen Menschen, die auf Erden gelebt haben, von einem gehört, der diesem Menschen gleich? Kein Wunder, daß Pilatus, von dem Eindruck der Persönlichkeit Jesus überwältigt, ausrief: „Seht, welch' ein Mensch!" —

Und nun steigt der Schmerzenshügel Golgatha vor unserem Geistesauge auf und die drei Kreuze! Und an dem einen erblicken wir in dem schauerlichen Dämmerlichte Den, der von keiner Sünde wußte, dem Gott noch wenige Tage vorher das Zeugniß gegeben: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" Und der Tod gießt alle seine Marter aus über den Unschuldigen. Die übermenschliche Geisteskraft bricht zusammen unter der Last übermenschlicher Leiden. Der Gewaltige, dem Wind und Meer gehorsam waren, welcher so manches Mal dem Tode seine Beute wieder entrissen hatte, hören wir jetzt, von Todesschauern übergossen, in furchtbarem Seelenkampfe ausrufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — und bald nachher sinkt er zusammen, neigt das Haupt und stirbt! Er ist um unserer Sünde willen dahingegeben.

Um unserer Sünde willen! Ist's möglich, mußte unserer Sünde solch ein Opfer gebracht werden? Gab's denn kein anderes Mittel, die Schuld zu sühnen, die wir aufgehäuft? Keines, Geliebte, keines. O, wie groß, wie himmelschreiend muß die Sünde der Welt gewesen sein, daß Gott seinen einigen geliebten Sohn zur Sühne hingeben mußte; und wie unaussprechlich die Liebe Gottes, die das Theuerste vom Herzen riß, um die Menschen, die sein Blut mit Füßen getreten hatten, die ihn verachteten, von den ewigen Flammen zu erretten!

Die heilige Weltordnung Gottes, die wir gebrochen, sein Gesetz, das wir muthwillig übertreten,

forderten eine Sühne. Wir vermochten diese Sühne nicht zu leisten. Da erbarmte sich Gott und sandte seinen Sohn, daß er als das Lamm Gottes unsere Strafe trage und uns die Pforten des Paradieses wieder öffne, die uns die Sünde verschlossen hatte. So ist's geschehen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.

Er ist um unserer Sünde willen dahingegeben. Gehen wir an diesem Wörtlein „unser" nicht unachtsam vorüber. Darauf kommt ja am Ende alles an, wer die Glücklichen sind, deren Sünden unter dem Stamm des Kreuzes auf Golgatha begraben, deren Schulden von dem großen Bürgen bezahlt sind. Und diese Glücklichen sind wir — du und ich und alle, die den Sündernamen tragen! Habt ihr das empfunden, als in diesen Tagen die erschütternden Bilder der Passion Jesu an euch vorüberzogen? Wenn nicht, so habt ihr umsonst Charfreitag gefeiert. „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu," — dies ist die herrliche Bedeutung des erschütternden Schauspiels, das am ersten Charfreitag sich auf dem Hügel Golgatha abspielte, des Opfertodes, dessen selige Frucht auch wir alle genießen dürfen und sollen. Christus starb zur Sühne unserer Schuld.

„Drum kommt, bringt eure Sünden her,
Sind ihrer viel, sind sie gleich schwer.
Kommt nur getrost zum Gnadenthron,
Das Blut des Mittlers redet schon."

„Christus ist um unserer Sünde willen dahingegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt." — Wir sind so sehr daran gewöhnt, das ganze Werk der Erlösung von dem Tode Christi abzuleiten, daß es uns fast befremdet, wenn der Apostel sagt: er ist um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Und doch spricht er hier nur eine Lehre aus, welche im neuen Testament uns fast auf jeder Seite entgegentritt. Nicht der Tod Christi an sich, sondern die persönliche Lebensgemeinschaft des Menschen mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen erscheint als Grund unserer Seligkeit. In diesem Sinne schreibt Petrus: „Gelobet sei Gott, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi." Und der Herr selbst sagt zu seinen Jüngern: „Bleibet in mir und ich in euch. Wie die Rebe kann keine Frucht bringen, sie bleibe denn am Weinstock; also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir." „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe und man sammelt sie und wirft sie in's Feuer." Auch Paulus weist auf die persönliche Lebensgemeinschaft mit Christo hin als Grund unserer Seligkeit, wenn er an die Römer schreibt: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geist," oder aus eigener seliger Erfahrung bezeugt: „Nun lebe nicht ich, sondern Christus lebet in mir, und was ich nun lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes." Ja, noch in der Offenbarung Johannis vernehmen wir das Wort des Auferstandenen selbst: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und Abendmahl mit ihm halten und er mit mir."

So laufen alle Strahlen der evangelischen Heilswahrheit wie in einem Brennpunkt zusammen in dem einen großen Gedanken: Christus in uns die Hoffnung der ewigen Herrlichkeit.

Wie der Tod Christi auf Golgatha die Grundlage unserer Versöhnung ist, so ist seine Auferstehung die Grundlage unserer Wiedergeburt und Heiligung. Ohne die Auferstehung Christi wäre die Versöhnung fruchtlos geblieben. Darum sagt auch der Apostel: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden, so sind auch die in Christo entschlafen sind, verloren." Allerdings wird das Verdienst Christi dem Glauben zugerechnet; aber nicht weil wir uns durch den Glauben dieser Gnade würdig machten, sondern weil der Glaube Christo unser Herz aufschließt, daß er in der Wiedergeburt in uns Wohnung machen kann. Wenn dies geschehen ist, dann sind wir nicht mehr außer Christo, sondern in ihm und er in uns. Wir sind Glieder an seinem geistlichen Leibe geworden, und darum gehört er uns auch ganz an und sein ganzes Verdienst kommt uns zu gut. Er ist um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket!

Aber mit dem Gesagten ist der Sinn des Apostelwortes noch keineswegs erschöpft. Der Zweck der Erlösung ist ja nicht allein die Entlastung des Sünders von der Schuld, sondern die Verklärung des sittlich entarteten Menschen in das Bild Gottes. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" sagt der Herr in der Bergpredigt. Dieses Ziel erreichen wir nie in eigener Kraft. Christus in uns ist die Quelle unserer Heiligung, unserer persönlichen Gerechtigkeit. Darum sagt der Apostel Johannes: „Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet bei ihm, und kann nicht sündigen, denn er ist aus Gott geboren," und Paulus ruft triumphirend aus: „Ich vermag alles durch Den, der mich mächtig macht, Christum."

Nun ist es klar, warum der Apostel sagt: Er ist um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket! Mit einem todten Christus könnten wir ja in keine Lebensgemeinschaft eintreten; ein todter Christus könnte nimmermehr die Macht der Sünde in uns brechen und uns die Kraft schenken zu einem heiligen und gerechten Leben vor Gott. Ja, es bleibt dabei: wäre Christus nicht auferstanden, so wäre unser Glaube eitel, wir wären noch in unsern Sünden und unsere Hoffnung auf ein ewiges Leben wäre ein leerer Wahn. Nur die Gemeinschaft mit dem Auferstandenen verleiht uns den Sieg über Sünde, Tod und Hölle; und eben darum haben wir auch in der Thatsache seiner Auferstehung die sichere Bürgschaft, daß wir einst auferstehen werden zum ewigen Leben. Spricht er doch selbst: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben;" und an einem andern Orte: „Das ist der Wille deß, der mich gesandt hat, daß wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Wie könnte es auch anders sein? Ist er, das Haupt

der Gemeinde, erhöhet zur ewigen Herrlichkeit, muß er nicht die Glieder nach sich ziehen? In dieser seligen Gewißheit sprechen wir mit dem frommen Dichter Gellert:

„Jesus lebt, ihm ist das Reich
Ueber alle Welt gegeben;
Mit ihm werd auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben.
Gott erfüllt, was er verspricht,
Das ist meine Zuversicht."

Nun erst verstehen wir die volle Bedeutung des Osterfestes. Und wenn wir jetzt die liebliche Ostergeschichte wieder lesen, dann eröffnet uns der Ostergruß: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" einen Blick in unermeßliche Seligkeiten. Die Auferstehung Jesu erscheint uns als der große Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit, als der Anbruch einer neuen seligen Zeit, einer Zeit der Wiedervereinigung der erlösten Sünderwelt mit Gott, als eine Neuschöpfung, durch welche wieder gut gemacht wird, was die Sünde verdorben hat. Das hat die ersten Christen einst veranlaßt, den Tag der Auferstehung Jesu statt des jüdischen Sabbaths zu feiern zum bleibenden Andenken an diese große Gottesthat.

Uns alle aber, die wir den Namen Christi tragen, fordert die Feier des Auferstehungstages auf zu der ernsten Gewissensfrage: „Habe ich die Kraft des Auferstandenen schon an meinem Herzen erfahren? Kenne ich den 'Christus in uns,' der da ist die Hoffnung der ewigen Herrlichkeit? Bin ich wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi?" Haben wir diese selige Erfahrung noch nicht gemacht, so haben wir noch nie recht Ostern gefeiert und kennen die rechte Osterfreude noch nicht. Sind wir aber mit Christo auferstanden, so „lasset uns suchen, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes!" Denn nur dann, wenn unser Leben hienieden „verborgen gewesen ist mit Christo in Gott," werden wir einst, „wenn Christus, unser Leben, sich offenbaren wird, mit ihm offenbar werden in der Herrlichkeit."

Gräfin Maria von Jever,

oder

Der Sieg der Sanftmuth.

Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet
von Maria Schweikher.

Sechstes Kapitel.

Theda's Flucht. Enno und Romarus von Sydek.

Einer bangen und schweren Nacht gingen die Jeveraner wie ihre Gebieterin entgegen, und der Schlaf floh gleichmäßig aller Augen. Die Gräfin machte nicht einmal mehr einen Versuch, zu ruhen. Sie hatte an so Vieles zu denken, für so Manches zu sorgen und Trost und Muth einzusprechen, wo sie desselben selbst so sehr ermangelte. Ihre Schwester war nach den aufregenden Ereignissen des Tages, die ihr zum größten Theil kein Geheimniß bleiben konnten, in einen sanften Schlummer verfallen, und auch Theda, die am Krankenbette ihren Sitz genommen, konnte der Neigung zum Schlafe nicht widerstehen. Die Natur hatte gebieterisch ihr Recht verlangt, und für Augenblicke wenigstens fand sie Vergessen ihres Schicksals in einem erquickenden Schlummer. Maria blickte mit tiefer Rührung auf die Schlafende, deren Züge so bleich und verstört aussahen, und es kam sie hart an, die Aermste so schnell schon dem süßen Tröster entreißen zu müssen. Leise strich sie mit der Hand über ihren Scheitel, bis Theda erschreckt und verstört auffuhr und noch zur rechten Zeit einen Schrei der Ueberraschung unterdrückte, als sie die Gräfin vor sich stehen sah, den Zeigefinger auf den Mund gelegt und die Augen in sprechender Weise auf die Kranke gerichtet.

Sie gab dem jungen Mädchen einen Wink, ihr zu folgen.

„Theda, du mußt fort," sprach sie, als sich hinter ihnen die Thür geschlossen, „fort, und das gleich. Heute konnte ich dich noch vor der Rache Enno's schützen, wer weiß, ob ich es morgen noch vermag. Kunert wird dich einen Weg führen, der dir zwar grausig erscheinen mag, aber dich in die Mitte der Stadt, in die Arme meines treuen Volkes führen wird. Wüßte ich Sydek zu befreien, so würde ich ihn dir zum Begleiter geben; aber Enno hat nur zu gut für Wächter gesorgt, und zudem würde auch der Treue mich nicht verlassen wollen. Lebe wohl, Theda!"

Sie drückte einen langen, innigen Kuß auf die Stirn des weinenden Mädchens, und drückte es sanft von sich, als Theda Miene machte, sich an sie fest zu klammern.

„Es muß sein, Theda, du darfst dich für mich nicht opfern, und ich dürfte das Opfer nicht annehmen."

Nachdem sich Theda entfernt, sank die Gräfin einen Augenblick wie vernichtet auf einen Sessel. Vom Schloßthurm herab schlug es ein Uhr mit dumpfem Schlag, und rings umher war es so schauerlich still. Die Kerzen waren tief herabgebrannt, und sie war nun so ganz allein mit sich und der Qual ihres Herzens. Die kranke Schwester war die Einzige, die ihr zur Seite verblieb; aber was konnte diese ihr helfen? Sie konnte das Ende des Kampfes mit der Gräfin erwarten und ertragen; aber durchkämpfen mußte jetzt Maria alles allein.

Und doch, die heißen Gebete, die da drinnen im Krankenzimmer für sie zum Throne der Gnade empor stiegen, blieben gewiß nicht unerhört.

An der Gräfin Geist zog Manches vorüber: Ihre glücklichen Kinderjahre, ihr Zusammenleben mit der edelsten aller Mütter, deren verklärter Geist sie sicherlich jetzt auch helfend umschwebte; ihr prächtiger Vater, der edle Edo Wymken — o, sie bedurfte aller dieser Erinnerungen, um sich zu überzeugen, daß sie recht gethan. Konnte und durfte sie das Volk, das sie so sehr liebte, um dessentwillen sie so Manches geopfert, so manchen stillen Herzenswunsch begraben, der Vernichtung preisgeben, es nutzlos, wie sie glaubte, in einen blutigen Kampf hinein ziehen? —

Nein! — Maria erhob sich gefaßt und gestärkt. Wie es auch kommen mochte — sie hatte recht gehandelt. Gott schaute in ihr Herz und Er wenigstens wußte und erkannte die Reinheit ihrer Gesinnung. Es schlug zwei Uhr. Noch wenige Stunden und der Tag begann zu dämmern. Die Gräfin ergriff ein Licht und begab sich in ihr Arbeitscabinet, wo sie leider nicht mehr alle ihre Angelegenheiten mit ihrem treuen Kanzler berathen konnte. Romarus von Sydek befand sich nun schon seit 9 Stunden im unteren Burggewölbe ohne Licht und ohne Nahrung. Es war feucht und kalt da unten, und unheimlich erklang das leise Rauschen des Wassers im Burggraben an der äußeren Thurmwand. Im Innern des alten Mannes aber war es so klar und licht, daß für ihn die Schrecknisse der Nacht und das Grauen seines Aufenthaltsortes nicht existirten. Schien ihm gleich von Außen kein Stern, so strahlte desto heller in seinem Innern der Stern von Bethlehem, und wo sein Meister den Kelch der Leiden bis auf die Hefe geleert um einer sündigen Menschheit willen, wie gerne wollte er da dieses kleine Ungemach erdulden im Dienste einer geliebten Herrscherin und eines geliebten Volkes.

So getrennt von einander und doch im Geiste vereinigt, durchwachten die Gräfin und ihr Kanzler die Stunden dieser Nacht; aber um wie Vieles glücklicher waren sie als der Graf von Ostfriesland, der noch immer finster brütend in seinem Gemache auf- und niederschritt. Er konnte es nicht hindern, daß wie vor zwei Abenden auch heute wieder die Reue leise an sein Herz hinan schlich. Ja, hätte er jetzt noch fort können, still und unbemerkt, und ungesehen von den Bürgern dieser Stadt — er würde Vieles darum gegeben haben. Er hatte nicht geglaubt, daß ein Weib, ihm als schwach und zaghaft geschildert, mit dieser Festigkeit ihm widerstehen würde, wie er es nicht für möglich gehalten, daß ein Volk mit solcher Liebe und Treue seinem Herrscherhause ergeben sein könne. Es stieg etwas in ihm auf wie die Ahnung von einer Demüthigung, die ihm, dem gefürchteten Enno, bereitet werden könne, und wild stampfte er mit dem Fuße auf. Nein, das sollte und durfte nicht sein, und wenn er unter den Trümmern dieser Burg begraben werden sollte! O, dieser Bogung! daß auch gerade er sich so stolz und hartnäckig erweisen mußte. Wie gerne hätte er ihn geliebt, ihn seinen Freund genannt, den Stolzen, Edlen, Tapferen; und gerade dieser war es nun, der seine That verdammte und seiner Freundschaft Trotz bot.

Es war Enno's bessere Stimme, die durch Bogung zu ihm redete; aber er hatte jetzt nicht mehr Zeit, derselben Gehör zu geben; denn plötzlich und ungerufen stand wieder sein böser Geist in der Gestalt Ommo's von Middoge vor ihm. Die letzten Worte, die Enno in seinem Selbstgespräch in tiefer Bewegung ausgerufen: „O, Bogung, Bogung, wärest du mein Freund!" hatte der Schleicher noch aufgefangen, und sich mit heuchlerischer Demuth Enno nahend, begann er:

„Wie seid Ihr doch zu beklagen, edler Graf, oder soll ich lieber sagen, wie sind doch die zu beneiden, die so unverdient sich Eurer Gnade und Liebe erfreuen dürfen, während wir — —"

„Nicht weiter, Drost. Waret Ihr ein unberufener Zeuge meiner letzten Worte, so sollten dieselben für Euch keineswegs eine Beleidigung enthalten. Ich meine nur, daß man zu solchen Zeiten der treuen Männer nicht zu viele um sich haben kann. Eure Verdienste aber weiß ich zu erkennen und werde sie zu belohnen wissen. Wißt Ihr von Bogung? Noch hörte ich nicht, wie die Gräfin unser Anerbieten aufgenommen."

„Seid überzeugt, Graf, daß Bogung nach Kräften diese Sache betrieb — vielleicht auch hintertrieb."

Enno fuhr auf. „Wie meint Ihr das, Herr Ritter?"

„Ich wollte nur sagen, daß es ein Leichtes für ihn war, die Gräfin merken zu lassen, daß Euer Anerbieten so ernstlich nicht gemeint war, und daß der Ritter sicher nicht verfehlte, ihr in diesem Falle den rechten Rath zu ertheilen. Habt Ihr Euch Sydeck's gleich versichert, Maria steht nicht verlassen, so lange sie einen Bogung sich zur Seite sieht."

Es war dem Versucher nur zu gut gelungen, den rechten Ton anzuschlagen, um auf's Neue Enno's Leidenschaften zu entflammen.

„Ha, dieser Bogung! Ich werde ihn von ihr reißen und sie sollen beide meine Rache fühlen. Zu lange schon habe ich den schulmeisterlichen Ton dieses Ritters ertragen; er soll in mir jetzt seinen Meister finden."

„So ist es recht, Herr Graf. Unzeitige Milde kann hier nur Verderben bringen; und die Gräfin bringt Ihr eher nicht zum Entsagen, als bis sie von allen Freunden verlassen und auf's Tiefste gedemüthigt, keinen Ausweg mehr sieht. Doch damit Ihr seht, daß Eure Freunde treu für Euch arbeiten, bringe ich Euch hier die Entsagungsakte, unterzeichnet von den Regenten der Stadt."

Enno nahm die ihm dargereichte Pergamentrolle und überblickte sie flüchtig.

„Sydeck's Name steht nicht darunter," bemerkte er, „und was nützen mir alle die andern, und wären es tausend Mal mehr, wenn sein Name fehlt? — Hero," wandte er sich an den inzwischen eingetretenen Ritter von Gödens, „bringt mir den Graukopf her; ich muß noch einmal versuchen, ob es mir nicht gelingt, den Trotz des Alten zu beugen."

„Erlaubt mir, Herr Graf, Euch davon abzurathen," antwortete Hero. „Die Unruhe der Bürger wächst beständig, und eine tüchtige Schaar Waffenknechte thäte dringend noth. Den Kanzler, ich bürge Euch dafür, findet Ihr unverändert, und wenn Ihr ihm zehnfach härtere Strafe auferlegt hättet. Verschwendet Eure Zeit nicht an ihm, Graf Enno, wendet vielmehr alle Mittel an, von Ostfriesland her Hilfe herbeizuziehen."

„Es ist dafür gesorgt, Hero. Schon gestern ging ein Bote an meinen Bruder Christian ab; doch bis das Heer anlangt, darf kein anderes Mittel unversucht bleiben. Führt Sydeck zu mir und laßt mich sehen, was meine Ueberredungskunst vermag."

Hero entfernte sich, und in gespannter Erwartung blieben die Beiden zurück.

Graf Enno durchschritt hastig das Gemach, und endlich vor Ommo von Middoge stehen bleibend, brach er in die leidenschaftlichen Worte aus:

„O, wie habt Ihr Euch verrechnet. Dieses Weib bereitet mir durch ihren Starrsinn und durch ihre Freunde mehr Qualen, als ich in meinen schwärzesten Vorstellungen es für möglich gehalten."

„Eben darum, Herr Graf, müßt Ihr sie von

allen ihren Freunden trennen. Sydeck ist in Eurer Gewalt, und Boyung muß und wird Euch gehorchen. Wie aber steht es mit den Grafen zu Oldenburg, die sich doch schwerlich ihrer vormundschaftlichen Rechte über die Fräulein zu Jever ganz begeben dürften."

Enno lächelte. „Von denselben besorget nichts. Erst vor Kurzem wurde zwischen uns in Utrecht ein Bündniß abgeschlossen, nach welchem Graf Anton sich mit unserer Schwester Anna vermählt, während Uns die Schwester des Grafen beglücken wird als eheliches Gemahl."

„O, das ist herrlich!" rief Ommo mit gleißnerischer Freundlichkeit, „so dürfen wir uns aller Besorgnisse entschlagen, und die Zeit wird bald da sein, wo ich meinem Herrn und Gebieter als der Erste seiner Knechte huldigen werde als dem Grafen von Ostfriesland und Jeverland. Doch da ist Sydeck. Möchte Euer Erfolg ein guter sein."

Ruhig, mit stolz erhobenem Haupte, betrat Romarus von Sydeck das Gemach an der Seite Heros von Gödens. Enno gab der begleitenden Wache einen Wink, sich zu entfernen, während Ommo von Middoge sich instinktmäßig hinter einen Vorhang in einer der tiefen Fensternischen verbarg. Im entscheidenden Momente fehlte es ihm an Muth, der Reinheit und Treue unter die Augen zu treten.

„Es ist mir von Herzen leid," begann Graf Enno, sich an den alten Kanzler wendend, „daß wir uns in dieser Weise gegenüber stehen; doch Euer maßloser Trotz wies jeden freundschaftlichen Vergleich zurück, und fast besorge ich, daß auch die Kerkerhaft noch nicht vermocht hat, Euch meinen Wünschen gefügiger zu machen. Doch bedenket wohl, in demselben Grade, wie ein Enno straft, wird er würdige Männer auch zu belohnen wissen."

„Bemüht Euch nicht, Graf Enno," antwortete Sydeck, als jener ihn in der Erwartung einer Antwort forschend anblickte, „wenige Stunden Kerkerhaft haben noch nicht vermocht, Grundsätze in mir zu erschüttern, nach denen ich seit sechzig Jahren gelebt habe."

„Und dennoch, Sydeck, hoffe ich, Euch für meinen Plan zu gewinnen und den Huldigungseid von Euch zu erlangen."

„Dann habt Ihr Euch verrechnet, Graf. Ich schwöre keinen Meineid."

„Nennt Ihr es Meineid, Eurem Herrn zu huldigen?"

„Ich kenne keinen Herrn außer der Gräfin. Sie ist die Fürstin dieses Landes durch Erbschaft und Vertrag, wie durch die Liebe ihrer Unterthanen."

„Versteht mich wohl, Alter," und Enno's Augen blickten stechend und finster, „Eure Gräfin muß entsagen. Sie darf nicht mehr Herrin sein auf diesem Boden, und Ihr selbst sollt versuchen, sie zur Entsagung zu bewegen."

„Nein, nimmermehr. Eher treffe ein Fluch mein greises Haupt, als daß ich mich zum Werkzeug eines so schändlichen Hochverrathes machen lasse."

„Kanzler — hütet Euch! Zittert vor meinem Zorn!"

„Vor Euch, Enno, zittere ich nicht, der Ihr mir den Leib zwar tödten könnt, aber mir nicht meine Ehre und mein Gewissen rauben."

Enno stampfte wild mit dem Fuße auf. „Eine solche Frechheit ertrug ich nie! Bei meiner Gnade, besinne dich, und ich will glauben, daß nur des Alters Aberwitz aus dir geredet hat."

„Auch Gnade," antwortete der Greis ruhig, „erwarte ich nicht von Euch, nur von Gott. Ruft Eure Schergen nur, mich in die Nacht des Kerkers zurückzuführen; Eure Bemühungen sind vergebens, und wißt, daß ich im Kerker wohl mich fühle, während mir hier die Luft die Brust beengt und das Herz bedrückt."

„Nun denn," rief Enno, „seiner selbst kaum mächtig, „so lerne denn, daß ich zu hassen verstehe. Man soll dich in das tiefste Verließ des Thurmes führen, aus dem dich nur der Weg in die Verbannung befreien wird. Da magst du fühlen, wie es thut, sein Brod vor fremden Thüren sich erbetteln zu müssen."

„Auch diese Drohung, Graf Enno, vermag mich nicht zu schrecken. Weiß ich mich rein von jeder Schuld, so wird mein Herz im Bettlerkleide höher schlagen, als in dem Gewand von Sammt und Seide, das mich zum Werkzeuge Eures Willens macht."

„Ha, bedenke wohl, Verwegener, nicht dich allein trifft solche Schmach, sondern auch deinen Sohn, dein eigen Fleisch und Blut reißt du mit dir hinunter in's Verderben."

„Ist er mir ein Sohn, wie ich ihn kenne und ihn mir wünsche, so legt er sein Haupt lieber auf den Henkerblock, als daß er es beugt vor dem Feinde unseres Landes."

„Wohlan," sprach Enno, und ein Zug tödtlichen Hasses umspielte seine Lippen, „du sprichst sein Urtheil. So falle denn sein Haupt, und zwar vor deinen eigenen Augen soll er als Rebell gerichtet werden."

„In Eurem Munde wird das Wort Rebell zum Ehrennamen für meinen Fulko."

Enno's Hand fuhr nach dem Schwerte, und er machte eine Bewegung, als ob er am liebsten den Greis auf der Stelle getödtet hätte. Doch besann er sich eines Bessern, und mit der Hand den Schergen winkend, sprach er:

„Nein, nein, ein so schneller Tod wäre zu viel Gnade für dich; ich werde dich für größere Qualen zur Befriedigung meiner Rache aufbewahren. Führt diesen alten Graukopf in den Thurm zurück und beschwert ihn mit einem zehnfachen Kettengewicht. Wir wollen doch sehen, ob nicht Hunger und Elend den stolzen Sinn noch beugen werden."

Der Greis wurde von den Spießknechten in die Mitte genommen und abgeführt. Im Vorbeigehen streifte sein Blick Ommo von Middoge, und wie gebannt blieb er stehen, den Verräther mit großen Augen anstarrend.

„Was zögerst du?" rief Enno aus.

„Was Eure Worte nicht vermochten, noch alle Eure Drohungen, das bewirkt der Anblick dieses Verräthers, der mir das Blut erstarren macht," rief Romarus erschüttert aus.

„Ei, ei, wie gefühlvoll," sagte Ommo höhnisch. „Spart nur Eure Klagen für Euch selber auf und lernet besser in die Zeit Euch schicken."

„Schweig, Elender!" rief Sydeck, und der Drost mußte unwillkürlich sein Haupt senken vor diesem Blick, „dich wird Gottes Arm ereilen, und wähne nicht, daß du den Lohn deiner Schandthat wirst genießen dürfen. O, führt mich fort, ich gehe

gerne nun in meinen Kerker, darf ich doch hier nicht stehen, wie dieser da. Gott segne meine Maria und beschütze ihr edles Haupt!"

Siebentes Kapitel.

Vorgänge auf dem Marktplatze. Hero's Vermittlungsversuch wird zurückgewiesen.

Während ähnliche Scenen wie die zuletzt geschilderten sich in der Burg abspielten, wurde die Haltung der Bürger immer drohender und ihre Stimmung aufgeregter. Die Nachricht, die Fulko zurückgebracht, daß Maria um keinen Preis ihre Bürger zum Kampfe auffordern, sondern sie höchstens bitten wolle, mit Enno zu unterhandeln, hatte die ehrlichen Gemüther fast ein wenig gegen die sonst so geliebte Gräfin erbittert. Die größte Anzahl der Bürger, welche besser mit der Faust als mit dem Munde zu kämpfen verstanden, konnten nicht ganz das Zartgefühl der Gräfin und die sich in ihrer Handlungsweise zu erkennen gebende Liebe begreifen. Drohende Fäuste ballten sich gegen das Schloß, und der alte Ubbo Eilert, und Fulko, eingedenk seines Versprechens, das er der Gräfin gegeben, hatten genug zu thun, zur Ruhe und Mäßigung zu ermahnen. Dennoch war man jetzt entschlossen, sich für alle Fälle zu rüsten und für eine Vermehrung der Mannschaft innerhalb der Stadtmauern Sorge zu tragen.

Illiko Dürsen war bereits am Morgen nach Esens geritten, um Balthasar, einen Vetter Maria's, von ihrer Noth zu benachrichtigen und zur Hilfe aufzufordern, und auch Fulko warf sich bald nach seiner Rückkehr vom Schloß auf's Pferd und jagte im Galopp dem Wangerlande zu, um dort das Landvolk mit den Vorgängen in der Stadt bekannt zu machen.

Nun war es Abend geworden, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten ein lebhaftes, fast kriegerisches Bild auf dem Marktplatze der Festung. Die Bürger standen überall in Gruppen verstreut, alle mehr oder weniger mit den Waffen versehen, wie sie gerade jede besondere Zunft zu führen pflegte, und inmitten des Platzes stand die Fahne mit dem Jever'schen Wappen, lustig im Abendwinde flatternd. Ubbo Eilert blickte ernst und sinnend auf dieselbe. Was sollte werden, wenn es dennoch Enno gelang, die Stadt zur Unterwerfung zu zwingen, und wenn er selbst, als der Fahnenträger, dieses geliebte Zeichen ihrer Unabhängigkeit, in die Hände des verhaßten Feindes zu übergeben haben würde? Nein, viel lieber wollte er sterben oder mit den Seinen auf immer der Heimath den Rücken kehren. Da hinter ihm lag die liebe Kirche, in die er von Jugend auf gegangen, erst allein, dann allmählig mit Weib und Kind, und daneben der stille Friedhof, der so viel ihm Theures barg; vor ihm erhob sich die Burg, der Stammsitz eines Herrschergeschlechts, dessen besondere Aufgabe es gewesen war, nur glücklich zu sein im Glücke der Unterthanen. Der linke Burgflügel, in dem die Zimmer der Gräfin Anna lagen, war vom Marktplatze aus sichtbar. Wie mochte es jetzt nur dort aussehen und welche Qualen mochten den armen Frauen da drinnen bereitet werden?

Krampfhaft ballte sich die Faust des riesigen alten Mannes. „Ja," sprach er, „dreinschlagen möchte man selber, und dem Schurken, der selbst das Heiligste nicht heilig achtet, aus diesen Mauern vertreiben. Und wo das Alter Mühe hat, die eigene Ruhe zu bewahren, soll es noch ein Hüter der heißblütigen Jugend werden!"

In diesem Augenblick entstand eine Bewegung unter den Bürgern. Vom St. Annen Thore her kam ein Reiter im Galopp die Straße herauf gesprengt, und ein Jeder suchte sich vorzudrängen, um aus dem Munde Illiko Dürsen's den Erfolg seines Unternehmens zuerst zu erfahren.

„Mit dem Balthasar ist es nichts, Freunde," war seine Antwort auf alle die stürmischen Fragen. „Er meinte, in dieser unruhigen Zeit habe ein Jeglicher auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein, und er am meisten habe sich vor Enno zu hüten, da wir ja Alle wüßten, wie abhold dieser ihm sei."

„Der Feigling!"

„Der Verräther!"

So tönte es von allen Seiten. Nur Ubbo Eilert fragte ruhig: „Und was hast du erwidert?"

„Wir würden dann uns selber zu helfen versuchen und auf Gott und unsere gute Sache vertrauen. Auf's Neue spornte ich mein Roß, und dahin ging es nach dem Wangerlande, um hier unsere Freunde zur Hilfe aufzufordern. Das war ein Ritt! Von Dorf zu Dorf ging es im Sturmesflug, und überall fand ich die Herzen, wie ich sie mir gedacht. Von Wiarden, Minsen, Tettens, Waddewarden und Hohenkirchen schaaren sich die Bauern schon zusammen und werden in kürzester Frist hier sein. Ihr hättet sehen sollen, welch ein Sturm sich erhob, als ich ihnen die bodenlose Willkür Enno's schilderte. Wie sich die Fäuste ballten und wie ein Jeder nicht schnell genug die ihm zunächst liegende Waffe ergreifen konnte. Doch da kommt unser wackerer Bürgermeister. Macht Platz, ihr Leute!" So sagend, schwang er sich vom Pferde und reichte Carsten Wandscheerer die Hand entgegen, die dieser herzlich drückte.

„Schon zurück, Illiko? Und wie ich hoffe, bringt Ihr gute Nachricht?"

„Ja, ja, Herr Bürgermeister, jetzt lassen wir uns nicht mehr zurück halten. Bald werden unsere Freunde hier sein und dann geht es d'rauf!"

„Gut und Blut für unsere Maria!"

„Nieder mit Enno, dem Tyrannen!"

So tönte es von hüben und drüben, und der Greis hatte sein ganzes Ansehen aufzubieten, um sich wenigstens für einen Augenblick Gehör zu verschaffen.

„Seid nicht zu rasch, meine Freunde, nicht zu unbesonnen! Laßt den Rath der That vorangehen. Schämen müßten wir uns ja vor dem edlen Beispiel der Gräfin, wenn wir allein der Stärke unseres Armes vertrauen wollten, wo sie einzig ihre Zuversicht auf Gott gestellt hat. Schaut nicht so finster drein, ihr Freunde; Ubbo, Illiko — denkt Ihr, ich könnte kein Herz für die Sache haben, weil ich nicht für eigene Söhne und Töchter zu sorgen brauche? Sind nicht alle Eure Kinder auch die meinen und meiner Margaretha Söhne und Töchter? Glaubt mir, auch ich möchte gerne wie Ihr meine letzten Tage in

Frieden verleben und nicht noch in meinem Alter gezwungen sein, das Elend unserer Stadt zu schauen. Wenn daher ehrliche Verhandlungen mit dem Grafen nichts nützen, dann freilich laßt uns Gott und unserem Arm vertrauen. Alles, was mein Weib und ich an zeitlichem Gut besitzen, das sei für die Wittwen und Kinder der Gefallenen bestimmt."

„Habt Dank, Bürgermeister, habt Dank für Eure Liebe und guten Willen!" Mit diesen und ähnlichen Worten drückte ihm mancher der älteren Bürger die Hand, während die Jüngeren, die noch nicht für Weib und Kind zu sorgen hatten, sich nicht ganz so schnell beruhigen ließen. Die Aufregung wuchs mit jeder Minute, und als vollends von der Burg herüber festliche Musik erscholl und aus einem verworrenen Lärm manchmal deutlich die Worte: „Hoch Enno! Vivat Enno!" zu hören waren, da steigerte sich der Unwille zum Zorn gegen den unverschämten Eindringling, und es bedurfte jetzt nur noch eines zündenden Funkens, um die Gährung der Gemüther zur That werden zu lassen. Die letzten Strahlen der Sonne waren längst erloschen, aber von einem Auseinandergehen war keine Rede mehr; und als auch Fulko zurückkehrte mit der Nachricht, daß ganze Schaaren bewaffneter Bauern ihm auf dem Fuße folgten, da fühlte ein Jeder, daß die entscheidende Stunde geschlagen habe. Stumm drückte man sich die Hand, stumm preßte der Vater (es war ja vielleicht das letzte Mal) den geliebten Sohn an sein Herz — da unterbrach ein Trompetenstoß des Wächters die plötzlich eingetretene Stille, und vom Schlosse her bemerkte man einen Reiter sich in schnellem Trabe nahen. Als Zeichen seiner friedlichen Absicht schwenkte er ein weißes Fähnlein in seiner Hand, und wie ein Stein fiel es denjenigen vom Herzen, die sich der Hoffnung hingaben, Enno werde, seine eigene Gefahr erkennend, um friedlichen Abzug bitten lassen. Am Eingange der Marktstraße hielt der Reiter an und machte nun vom Pferde herab die Bürger mit dem Willen Enno's bekannt. Es war Hero von Gödens, den Enno als Vermittler schickte, um Zeit zur Herbeiziehung von neuen Kriegerschaaren zu gewinnen.

„Vergessen und vergeben soll sein der Aufstand und Widerstand der Bürger; gedacht soll nicht mehr werden der Thorheiten und Aufstachelungen der Einzelnen, so man jetzt gutwillig die Stadt übergiebt und dem Grafen Enno als rechtmäßigen Herrscher von Jeverland den Eid der Treue schwört."

„Das können wir nicht, Ritter," antwortete ruhig der Bürgermeister. „Der Eid der Treue bindet uns an die Gräfin und ein anderer Eid wäre ein Meineid. Wie könnte Graf Enno ein Volk achten, das so schnell seine Gesinnungen zu wechseln vermöchte?"

„Spart nur Eure Worte, Hero," rief Fulko von Sydeck. „Wie kann von einem Vertrage die Rede sein zwischen uns und dem Räuber, der gegen alles Völkerrecht heimtückischer Weise in unsere Burg eindrang? Eilt nur zurück zu Eurem festlichen Gelage und erzählt Eurem Grafen, daß wie er jetzt Maria bette, er bald von uns gebettet sein würde."

„Gut und Blut für unsere Maria!" „Nieder mit dem Grafen Enno!" rief es wieder, und so dicht drängte man sich an den Gesandten, daß dieser unwillkürlich mit seinem Pferde zurückwich. Noch einmal versuchte er jedoch, der Stimmung der Bürger eine andere Richtung zu geben, indem er ihnen mittheilte, wie schon Ommo von Middoge mit den Regenten der Stadt die Urkunde der Uebergabe ausgearbeitet und unterzeichnet habe. Aber ein schlimmeres Mittel hätte er kaum wählen können.

„O die Schandbuben, die Verräther!"

„An den Haaren sollte man sie herbeiziehen!"

„Schleifet ihre Häuser! den Verrath sollen sie mit dem Tode büßen!"

Hero von Gödens hörte entsetzt diese leidenschaftlichen Aeußerungen, und die wilde Aufregung erschreckte ihn. Nicht ohne eine Anwandlung von Furcht blickte er um sich, ob die Straße hinter ihm noch frei sei.

„Befürchtet nichts für Euer Leben, Ritter," sagte Illiko Dürsen; „aber meldet Enno, daß so leicht und ungestraft ein Volk sich nicht zum Aeußersten reizen lasse." Dann hob er mit wuchtiger Hand die Fahne hoch empor, und die Rechte wie zum Schwur erhebend, rief er mit starker Stimme:

„Wir schwören der Gräfin Treue bis zum letzten Hauche!"

„Wir schwören der Gräfin Treue bis zum letzten Hauche!" ertönte es in feierlichem Chore von den Umstehenden.

Der alte Schmiedemeister senkte die Fahne.

„Nun geht, Herr Ritter, und meldet Eurem Gebieter, was Ihr hier gesehen und gehöret habt."

(Schluß folgt.)

In der Dämmerstunde.

Von Emil Frommel.

Ob du sie liebst, geneigte Leserin, diese wundersame Stunde zwischen Licht und Dunkel, oder ob es dir geht wie unserem „weitläufigen" Oheim, einem „Eigenbrätler", wie die Schwaben treuherzig einen Sonderling nennen, der nie schnell genug das Licht beischleppen konnte, um den fatalen Uebergang aus dem Licht in's Dunkel nicht erleben zu müssen? Das sah ihm ganz ähnlich; er hatte nichts Helldunkles an sich, weder in seiner Kleidung noch in seinem Gemüth. Es war alles fast zum Entsetzen klar an ihm und in ihm. Wir Kinder liebten ihn nur mäßig und wußten nicht warum. Später ward's uns klar. Ob nicht auch ein Mensch etwas zu erkennen ist an der Tageszeit, die ihm die liebste ist? An seinen Liebhabereien pflegt man doch sonst auch den Menschen zu studiren. Es giebt „Menschen des Morgens" — frisch bethaut von der Ruhe des Nachts richten sie wie Blumen ihr Haupt der Sonne zu und gehen an's Tagewerk. Da sind sie am klarsten, am gesammeltsten. Wie in der Brunnenstube haben sich die Quellwasser des Lebens in der Nacht gesammelt, und sie können nun das Räderwerk der Tagesmühle speisen. Sie wissen, was sie wollen, und wollen, was sie wissen. Das "carpe diem" — „pflücke den Tag" — steht ihnen an der Stirne. Gewappnet treten sie dem Tag entgegen — es sind die Menschen der Gegenwart.

Giebt's nicht „Menschen der Nacht" — um nur diese noch zu nennen, der Mittags- und Abendmenschen denken wir ein ander Mal — denen wie den Eulen der Athene nur zu dieser Zeit das Augenlicht gegeben ist? Mit dem Eintritt der Nacht durchzuckt sie ein elektrischer Strom, der alles an ihnen in Bewegung setzt. Was sonst so matt und träg geflossen, sprudelt jetzt in prächtigen Fontainen, während andere vor ihren Augen einen fruchtlosen Kampf zwischen Schlaf und Wachen kämpfen. Hier fliegt ihnen die Feder und quillt das Wort, die mühsam nur des Tages den Dienst versahen. Es sind nicht etwa unter ihnen blos Menschen der Phantasie, träumende Lotosblumen, die dem Mondlichte den Kelch erschließen, im Bette lesende Jünglinge und Mädchen, die zum Aerger der Eltern keine Nachtruhe finden, Menschen die sich nur in die Vergangenheit verlieren, — nein, auch Menschen voll Energie, voll von Plänen und Entwürfen, denen, wie in einer Eingebung, der Zusammenhang der Dinge aus Vergangenheit und Gegenwart in stiller Nachtstunde klar wird, und die das Werk der Zukunft bereiten.

Immerhin ist etwas daran, in welcher Tageszeit ein Mensch zu leben beginnt, und bildet einen Spezialbeitrag zu seiner „Naturgeschichte".

Und unsere Dämmerung? Nun, in sie hinein webt sich, wie draußen in der Natur, Tageslicht, Abendglühen und Nachthimmel in einander gehen, in leisen Tönen die noch redenden Stimmen des Tages, die verklingenden der Vergangenheit und die ahnungsvoll vortönenden der Zukunft. Es ist die Stunde der Empfindung — der Nach- und Vorempfindung, der Erinnerung und Ahnung. Was des Tages Zwang und Drang gebunden, löst sich leise. Wie eine Art Befreiung wirkt das Dämmerlicht und ruft wie fernes Abendglockenläuten zur Ruhe, Sammlung und Einkehr.

„Komm doch zwischen Licht und Dunkel zu uns, ich möchte gern mit dir reden," sagt wohl ein alter Freund zum andern. Es ist vielleicht eine heikle Sache, um die es sich handelt, und am lichten Tage wäre jeder auf seinem Kopf und Rechte bestanden — aber die Dämmerung tritt als stilles Medium zwischen die beiden. Ach, in der Dämmerung spielten die beiden einst als Knaben auf dem Marktplatz ihrer Vaterstadt — all die Erinnerung an Jugendspiel und Jugendstreich taucht wieder vor ihnen auf — und wie das Anzünden der Lichter in den Wohnungen der Eltern dem Spiel ein Ende machte und jeder still nach Hause schlich. Nun sind sie als Männer zusammen, aber das Herz ist dasselbe geblieben. Im traulichen Austausch bereden sie die Sache und schütteln sich die Hände wie ehemals beim Auseinandergehen.

Hat dir einer weh gethan im Tageslauf, oder du ihm, weder im Tageslicht noch beim hellen Lampenschein oder Gaslicht möchtest du Bekenntnisse machen, noch den andern beschämen; aber das Dämmerlicht deckt mild den Schleier über beim Erröthen; weicher klingt deine Stimme beim Verzeihen, oder beim Bitten um Vergebung. Du hast dich unter dem Schutz der Dämmerung aus der Festung gewagt, und auf freiem Felde dem Feinde in's Auge gesehen und kehrst nun heim mit stillem, seligem Vorgefühl einer guten Nachtruhe. Mit der sinkenden Sonne ist auch die purpurflammende Sonne des Zornes gesunken, und die Sterne leuchten freundlich und hell über deinem Haupte.

Was dich um die Deinen bewegt: der Kinder Zukunft und Glück, die stille Sorge, die am Tage bei ihrem Anschaun dein Herz gedrückt, du besprichst sie mit dem gleichgesinnten Weibe in stiller Dämmerstunde; da ist kein rascher, schneller Entschluß; ein traulicher Austausch von Meinung zu Meinung über den guten und noch besseren Weg, der zu wählen; eine Aussaat von Gedankensaatkörnern, welche später zu Entschlüssen reifen. — Und doch hat dich ein Leid, eine Trauerkunde hat dich getroffen; der Tag aber erlaubt dir nicht, in die Vergangenheit zu versinken, dem Schmerze und der Trauer nachzuhängen; da eilst du in der Dämmerstunde hin zu den Geschlagenen. Sie brauchen in dieser Stunde die Thränen vor dir nicht zu verbergen, und du redest besser in Liebe und Trost zu ihnen, als am hellen Tage; du redest besser zu ihnen von vergangenen Tagen und was der dir gewesen, der so still in der Kammer liegt und auf dessen blasse Stirn sich die Morgendämmerung eines besseren Tages gelagert.

Die Dämmerung ist die Stunde des Gemüths, in welcher das Meer der Vergangenheit und der Zukunft in ihm auf- und niederwogt und sich heraus wagt über seine Ufer. Dieses Empfinden aber fehlte unserem weitläufigen Oheim, „und darum konnte er nicht die Dämmerung und wir ihn nicht leiden."

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

In der Strafanstalt zu Mewe (Preußen) büßte Repping, ein berüchtigter Dieb und Räuber, seit mehreren Jahren die ihm zuerkannte langjährige Zuchthausstrafe ab. An einem Sonntag wohnte er mit den andern Strafgefangenen in der Kirche der Anstalt der Predigt bei, welche der Geistliche über die Worte hielt: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei" (Joh. 8, 36). Als Repping mit den andern Sträflingen die Kirche verließ, sagte er heimlich zu einem der letzteren: „Ich will doch dem Schwarzen beweisen, daß man auch ohne den Sohn frei werden kann!" — In der Nacht darauf führte er einen seit geraumer Zeit von ihm vorbereiteten Ausbruch aus seiner im vierten Stock befindlichen Zelle aus, indem er durch die schon seit lange allmählich durchschnittenen und gelösten Eisenstäbe sich hindurch zwängte und dann an einem aus den Betttüchern gefertigten Stricke hinabließ. Noch hatte er aber die Hälfte der Höhe nicht erreicht, da riß der Strick, Repping fiel herab und brach den Hals.

Das Bibelwort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten," ging in diesem Falle sehr schnell in Erfüllung.

Sonntagschul-Lektionen.

Zweites Vierteljahr.

Sonntag, 3. April 1881. Luc. 9, 51—62.

Die Nachfolge Jesu.

Haupttext: Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes. (Luc. 9, 62.)

Die zwei in unserer Lektion berichteten Ereignisse fallen in verschiedene Perioden des Lebens Jesu. Das V. 51—56 berichtete Ereigniß fand etwa sechs Monate vor seinem Tode statt, kurze Zeit nachdem er Galiläa verlassen und seine letzte Reise nach Jerusalem angetreten hatte. Die Unterredung V. 57 bis 62 dagegen fällt in eine frühere Zeit seiner Wirksamkeit in Galiläa.

I. Jesus und die Donnerskinder. V. 51—56.

V. 51. Der Ausdruck: Da die Zeit erfüllet war, daß er sollte von hinnen genommen (griechisch: aufgenommen) werden, ist nicht auf seine Erhöhung am Kreuz, sondern auf seine Aufnahme in den Himmel, als das Endziel seines irdischen Wirkens zu beziehen (vergl. Mark. 16, 19; Apstg. 1, 2; 11, 22; 1 Tim. 3, 16). Diese setzte freilich die Erhöhung an's Kreuz voraus. Die letzte Reise Jesu nach Jerusalem war daher ein Opfergang. Er war sich wohl bewußt, was seiner dort wartete; aber er ließ sich dadurch nicht von dem Wege zurückschrecken, den der Vater ihm vorgezeichnet hatte. So dürfen auch wir uns weder durch glänzende Aussichten noch durch drohende Gefahren von der erkannten Pflicht abhalten lassen.

V. 52 und 53. Die Samariter waren ein Mischvolk, bestehend aus den von Assar-Haddon aus verschiedenen Provinzen des assyrischen Reiches in das Gebiet des Zehnstämme-Reiches (Israel) verpflanzten Heiden und den während der assyrischen Gefangenschaft in Palästina zurückgebliebenen Israeliten (Esra 4, 2–10). Die Feindschaft zwischen den Juden und Samaritern datirte sich von dem Widerstand, welchen die letzteren den aus Babel heimgekehrten Juden bei dem Wiederaufbau Jerusalems und des Tempels entgegensetzten. Gegenwärtig leben etwa noch 200 Samariter in Nablus, dem alten Sichem. Nach Josephus reisten Karawanen von Galiläa nach Jerusalem häufig durch Samarien. Es könnte deßhalb auffallen, daß dem Herrn mit seinen Jüngern in dem in unserer Lektion erwähnten, nicht näher bekannten Dorfe die Aufnahme verweigert wird. Der Grund liegt wahrscheinlich darin, daß jene Samariter entweder von den Boten Jesu selbst oder durch ein aus Galiläa zu ihnen gedrungenes Gerücht erfahren hatten, daß Jesus die Würde des Messias beanspruche. Von dem Messias aber erwarteten sie nicht den Festdienst zu Jerusalem, sondern die Herstellung und Verherrlichung des Cultus auf dem Berge Garizim. Daher ärgerten sie sich über die Reise Jesu nach Jerusalem.

V. 54. Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, waren vielleicht selbst die Boten gewesen. Mit Unrecht schreibt man gewöhnlich dem Johannes einen weiblich sanften, sentimentalen Charakter zu; sein hervorragender Charakterzug war vielmehr jene energische Entschiedenheit, mit welcher er 1 Joh. 3, 8 u. a. O. kein Mittleres zwischen Heiligkeit und Sünde erkennt und daher mit unerbittlicher Strenge gegen die letztere eifert. Aus dem gemeinsamen Namen Bnehargem (Donnerskinder), welchen Jesus den beiden Brüdern beilegte (Mark. 3, 17), sowie daraus, daß gewöhnlich beide gemeinschaftlich handelnd auftreten, dürfen wir schließen, daß Jakobus dasselbe (cholerische) Temperament hatte, wie Johannes. Ihre Entrüstung über die Samariter ist ebenso begreiflich, wie die Bitte, die sie aussprachen. Erst vor Kurzem hatten sie den Herrn auf Tabor gesehen, wo Moses und Elias ihm huldigten; und darauf hatte eine wichtige Unterredung ihre Aufmerksamkeit auf Elias und dessen Verhältniß zum Reiche Gottes gelenkt. Da ist es denn kein Wunder, daß ein Bild aus der Geschichte dieses Propheten (vergl. 2 Kön. 1, 9—12) ihnen vor die Seele tritt, und ein Funke seines Feuereifers ihre Herzen in brennende Gluth versetzt.

V. 55. Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Der Herr mißbilligt diesen Eliaseifer nicht unbedingt. Er weiß, daß derselbe auf dem Standpunkte der alten Theokratie oft nothwendig war; das aber tadelt er ernst, daß die Seinen den Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Bunde so gänzlich übersahen. Wisset ihr nicht aus meinem ganzen Lehren, Thun und Leben, will er ihnen sagen, daß ein anderer als der alttestamentlich eifernde Prophetengeist in mir ist, und daß daher auch ihr, meine Jünger, eines anderen Geistes Diener und Inhaber seid oder sein sollt? Was Elias that, war allerdings nicht sündlicher Zorn oder Eigenwille, doch mit mir ist eine neue Zeit, ein anderer Geist gekommen? Uebrigens steht die nachsichtige und geduldige Weltregierung doch nur in der Mitte, zuletzt muß sich der Zorn Gottes doch, unvergleichlich schärfer sogar, offenbaren, als er sich vorbildlich an Kanaan, Sodom und der Welt vor der Sündfluth zeigte. Man lege sich das neue Testament nicht zu weichlich aus, man denke der Offenbarung Johannis, in welcher, auffallend genug (wie sie ja den Zorn auch des Lammes verkündigt), die alttestamentliche Gerichtsschärfe wiederkehrt — und man wird die Einheit beider Oekonomien wohl erkennen.

V. 56. Diese Worte fehlen in den meisten Handschriften und sind vielleicht aus Matth. 18, 11 oder Luk. 19, 10 hierher gekommen, wo sie allerdings sehr passend stehen, indem sie den Grund angeben, warum Jesus das Vorhaben seiner Jünger mißbilligt. Jesus ist gekommen, die Menschen zu erretten und ihnen das Leben zu geben, daher will er nicht, daß sie um's Leben kommen, ehe ihnen jede mögliche Gelegenheit zu ihrer Bekehrung gegeben ist. Welch schroffen Contrast bildet die sanft-

müthige Milde Jesu gegen die unversöhnliche Härte vieler seiner Jünger, welche erfahrene Beleidigungen so schwer verzeihen!

II. Belehrungen über die Nachfolge Jesu. V. 57 bis 62. **V. 57. 58.** Einer sprach zu ihm: Ich will dir nachfolgen. Dieser Mann, der nach Matth. 8, 19 ein Schriftgelehrter war, wird nicht von Jesu berufen, sondern bietet ungefragt sich selbst als Reisegenossen an. Er redet die Sprache eines erregten Enthusiasten, folgt dem Eindruck des Augenblicks und ist der Typus einer sanguinischen Natur, leicht erregbar, zu einem Entschlusse schnell bereit, aber ohne nachhaltige Kraft und Ausdauer. Der Herr erkennt die gute Meinung des Schriftgelehrten an; aber seine Schwäche erkennend, stellt er ihm die Schwierigkeiten seiner Nachfolge in den stärksten Ausdrücken vor. Der Herr will, daß er sich vorher bestimmen möge, ob er auch der Opfer fähig sei, welche die Jüngerschaft ihm auferlege. Er selbst hat weniger, als selbst die freiesten Thiere besitzen, und kann daher auch seine Nachfolger nur zu täglicher Selbstverleugnung rufen. Bedeutungsvoll nennt sich Jesus gerade bei dieser Gelegenheit den Menschensohn, als wolle er andeuten, daß er, der so viel Verleugnung fordert, sie auch vollkommen verdiene; denn der Ausdruck „Menschensohn" weckte bei den Juden nicht blos die Vorstellung der Niedrigkeit, er erinnerte vielmehr auch an die Daniel'sche Weissagung Kap. 7, 13, wo der Messias als eines Menschen Sohn in des Himmels Wolken zu den Alten der Tage gebracht wird, und Gewalt, Ehre und Herrschaft über alle Völker von ihm empfängt. Gerade die Strenge der Forderungen, die der Herr seinen Nachfolgern stellt, ist ein unzweideutiger Beweis für das erhabene Selbstbewußtsein, das er jederzeit in sich trug. Wer hat je mehr gefordert; aber wer auch mehr verheißen und vergolten als er? Und in dem, was er von Anderen fordert, ist er selbst jederzeit untadelich vorangegangen. So weit wir aus anderen Stellen selbst die besser gesinnten Schriftgelehrten kennen, werden wir wohl annehmen können, daß dieser auf das Wort des Herrn betrübt von dannen ging (vergl. Matth. 19, 22).

V. 59. 60. Zu einem Anderen, welcher nach Matth. 8, 21 dem weiteren Jüngerkreis angehörte, sprach Jesus: Folge mir nach! Bisher hatte derselbe sich wohl nur zeitweilig dem Herrn angeschlossen; jetzt soll er sich zur völligen, ununterbrochenen Nachfolge entschließen. Diesen Jünger, in welchem wir leicht den Melancholiker erkennen, fordert Jesus selbst zur Nachfolge auf und ermuntert ihn, während er den Schriftgelehrten eher abgeschreckt hat. War der Schriftgelehrte zu unbedachtsam, so ist dieser Jünger zu schwermüthig. Wahrscheinlich hatte er, während er bei Jesu war, die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhalten; daher die Bitte: Erlaube mir u. s. w. Aber der Herr weiß: dieser Mann muß sogleich wählen, oder er wählt nie; er sieht das Schwankende in dem Berufenen, sieht die Gefahr, welche die Rückkehr in die alten Verhältnisse haben würde, daher die scheinbar harte Antwort. Durften selbst die Nasiräer sich nicht verunreinigen durch die Berührung der Leichen ihrer Verstorbenen (4 Mos. 6, 6. 7), so forderte auch der Herr nicht zu viel, wenn er hier das Verlassen des todten Vaters verlangte, um so mehr, da hier das ewige Wohl des Jüngers auf dem Spiele stand. Hier fand das Wort: „Wer nicht verlässet Vater und Mutter u. s. w. um meinet und des Evangelii willen, der ist mein nicht werth," seine buchstäbliche Anwendung.

V. 61. 62. Herr, ich will dir nachfolgen, aber erlaube mir. Dem Mann, von dem hier die Rede ist, scheint die nöthige Energie und Entschiedenheit zu fehlen. Daher dringt der Herr auf ungetheilte Hingabe, wie er im ersten Fall auf wohlbedachte, im zweiten auf muthige Entscheidung drang. Der Fragende, der das phlegmatische Temperament repräsentirt, soll entweder nicht folgen, oder ganz und vollkommen. Die Geschichte erinnert unwillkürlich an die prophetische Berufung des Elisa (1 Kön. 19, 19); nur ist Elisa nicht derselbe unentschiedene Charakter, weßhalb auch Elias ihm den Abschied von den Seinigen gerne gestattet. Mit den Worten: Wer seine Hand an den Pflug legt u. s. w., will der Herr den Mann fühlen lassen, daß im Reiche Gottes eine schwere Arbeit verrichtet werden muß, welche die ganze Kraft des Menschen erfordert. Er zeichnet uns nach dem Leben den Pflüger, dessen Hand am Eisen, dessen Auge zurückgewandt ist und dessen Arbeit dadurch mühevoll, ungeregelt und mangelhaft werden muß. Was sollte er an solchen Arbeitern in seinem Reiche haben!

Disposition. Jesus und die Temperamente der Menschenkinder.

1. Er mildert den stürmischen Eifer des Cholerikers, der leicht zur Unbarmherzigkeit gegen die Mitmenschen hinreißt, durch den Geist mitleidiger Liebe (V. 51–56). Gefahren, welche das cholerische Temperament mit sich bringt: Ehrgeiz, Gewaltthätigkeit, Herrschsucht.

2. Er dämpft die rasch auflodernde Gefühlsaufregung des Sanguinikers, die leicht zu übereilten Entschlüssen verleitet, zu deren Ausführung die nachhaltige Kraft mangelt; führt den oberflächlichen Schriftgelehrten zur Selbstprüfung und läßt ihn den Ernst des Lebens fühlen (V. 57. 58). Gefahren: Flatterhaftigkeit, Unbeständigkeit.

3. Den Melancholiker, welcher der großen Aufgabe muthlos und zagend gegenüber steht, ermuntert er zu muthvollem Entschluß. Er soll sich losreißen von den düsteren Todeserinnerungen und zum sofortigen Anschluß an den Jüngerkreis aufraffen (V. 59. 60). Gefahren: Schwermuth, Verzagtheit.

4. Den Phlegmatiker ermahnt er zur entschiedensten Energie und Thätigkeit. Mit halbem, lauem Wesen ist ihm nicht gedient. Es gilt ein Sammeln in seiner Ernte. Wer nicht sammelt, der zerstreuet. (V. 61. 62.) Gefahren: Bequemlichkeit und Trägheit.

5. Kein Temperament ist an sich sittlich bestimmt, d. h. gut oder böse; daher werden die Temperamente in der Wiedergeburt nicht vernichtet, sondern nur gereinigt von sündlicher Entartung und dem Dienste Gottes geheiligt.

6. Die Vergleichung der Gemüthsstimmung und Handlungsweise des Herrn mit der der verschiedenen hier vorkommenden Männer läßt deutlich erkennen, daß jedes stark hervortretende Temperament nothwendig etwas Einseitiges darstellt, während gerade in der vollkommenen Harmonie seiner Neigungen,



Kräfte und Gemüthsbewegungen das Charakteristische der ganz einzigen Persönlichkeit Jesu besteht.

Für die Wand- und Schiefertafel.



Sonntag, 10. April 1881. Luk. 10, 25—37.

Der barmherzige Samariter.

Haupttext: Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volkes. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn Ich bin der Herr. (3 Mos. 19, 18.)

I. Das Gesetz der Liebe. V. 25—28. V. 25. Nach der Rückkehr der siebenzig Jünger von ihrer Missionsreise und dem erhabenen Dankgebet Jesu (V. 21 u. fg.) trat ein Schriftgelehrter (griechisch: Gesetzeslehrer) auf und versuchte Jesum mit der Frage: „Meister, was muß ich thun" u.s.w. Wahrscheinlich wollte er ausfinden, ob der Herr nicht etwas lehren würde, was mit dem Gesetz Mosis im Widerspruch stehe. Seine Frage entspringt also einer ganz anderen Quelle, als dieselbe Frage des reichen Jünglings (Matth. 19, 16), welchen das Bedürfniß des Herzens zu Jesu trieb. Ohne Zweifel erwartete er auch eine ganz andere Antwort als die, welche ihm Jesus gab. Die erste Beschämung wird ihm schon dadurch, daß der Herr ihn nichts Fremdes hören läßt, sondern gerade das, was ihm als Gesetzeslehrer das allerbekannteste sein mußte.

V. 26. 27. Der Herr verweist den Schriftgelehrten auf die Schrift: Wie stehet geschrieben? Daß der Schriftgelehrte nicht eine oder mehrere besondere Vorschriften nennt, sondern ganz in dem Sinne Jesu antwortet und zu 5 Mos. 6, 5 noch 3 Mos. 19, 18 hinzufügt, spricht vielleicht zu seinen Gunsten; um so trauriger aber ist es, daß bei ihm mit einer so klaren Erkenntniß des Gesetzes ein gänzlicher Mangel an Selbsterkenntniß verbunden war.

V. 28. Es darf uns nicht wundern, daß der Herr hier eine andere Antwort auf die Frage V. 25 giebt, als Joh. 6, 29, wo er zu den Juden spricht: „Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an Den, den er gesandt hat." Dem Schriftgelehrten würde die Forderung des Glaubens durchaus unverständlich gewesen sein. Ueberdies ist ja buchstäblich wahr, daß wenn Jemand das Gesetz so erfüllte, daß seine That in Gottes Augen wirklich den Stempel der Vollkommenheit trüge, er gewiß zum Leben eingehen würde. Aber leider ist dies keinem Menschen möglich, und darum bedürfen wir einen andern Weg zum ewigen Leben, den Weg des Glaubens. Aber ehe wir diesen Weg gehen können, müssen wir unser Unvermögen zur Erfüllung des Gesetzes erkennen. Diese Erkenntniß bei dem Schriftgelehrten zu wecken, stellt der Herr auch hier die Forderungen des Gesetzes voran.

II. Die thätige Nächstenliebe. Vers 29—37. V. 29. Er wollte sich selbst rechtfertigen. Wahrscheinlich hat er das Wort: Thue das! als eine Andeutung aufgefaßt, daß er dieses Gebot der Liebe noch nicht erfüllt habe, und nun fängt wohl sein Gewissen zu sprechen an. Aber er will sich selbst rechtfertigen, indem er andeutet, daß er in dieser Hinsicht wenigstens die Forderung des Gesetzes bereits erfüllt habe, es sei denn, daß Jesus sich unter „dem Nächsten" etwas anderes denke, als er. Daher fragt er: „Wer ist denn mein Nächster?"

V. 30. Der Herr beantwortet diese Frage durch ein Gleichniß, in welchem er zeigt, daß die wahre Nächstenliebe eine allgemeine Menschenliebe ist und gar nicht fragt: Wer ist mein Nächster? sondern in jedem Menschen einen Bruder sieht und in dem Unglücklichsten am meisten. Es war ein Mensch — ob er Jude, Samariter oder Heide gewesen, wird absichtlich nicht gesagt, um anzudeuten, daß jeder Mensch als solcher in der Noth Anspruch auf unsere Hilfe habe — der ging von dem auf Bergen gelegenen Jerusalem hinab nach Jericho, welches etwa 19 englische Meilen entfernt in der Ebene des Jordan lag. Fiel unter die Mörder. Die Straße von Jerusalem nach Jericho war anerkannt unsicher durch den Aufenthalt von Räubern, man nannte sie den „Blutweg". Die Lokalität ist daher sehr passend gewählt. Die Schilderung des unglücklichen Schicksals, des elenden Zustandes, der hilfsbedürftigen und hilflosen Lage dieses Menschen, in wenigen Zügen gegeben, ist an und für sich schon hinreichend, jedes menschliche Herz zu rühren und mit Mitleid zu erfüllen.

V. 31. Von ungefähr. Was uns Zufall scheint, ist ein Zusammentreffen von Umständen, über welchen Gottes Vorsehung waltet. Der Priester und Levit hätten denken sollen, Gott habe sie zu der Zeit an diese Stätte geführt, damit sie dem Unglücklichen helfen sollten. Ein Priester. Da in und um Jericho viele Priester und Leviten lebten, die, wenn die Reihe, des Gottesdienstes in Jerusalem zu warten, an sie kam, nach Jerusalem reisen mußten und nach vollendeten Geschäften wieder zurückkehrten; so war diese Straße selten leer von solchen Leuten. Ein Priester, von dem man schon seines Standes wegen einen barmherzigen Sinn erwarten sollte, kommt des Weges, und sieht den Unglücklichen. „Hier ist's gefährlich!" das ist sein erster Gedanke, der zweite wohl bald: „Gottlob,

daß ich's nicht bin!" Nun hätte er weiter denken sollen: „Wie, wenn ich es wäre, und Jemand zöge vorüber, wie ich jetzt? Nun, ich will helfen, wie man mir helfen sollte." Aber dazu läßt ihn seine rücksichtslose Selbstsucht nicht kommen. Er zieht vorüber und eilt von dannen, damit ihn nicht ein ähnliches Loos treffe, wie den Unglücklichen, den er hatte in seinem Blute liegen sehen.

V. 32. Der Levit tritt näher hinzu als der Priester, Neugierde treibt ihn an, den Unglücklichen genauer zu betrachten; aber, obwohl er eingehendere Kenntniß seiner hilflosen Lage erlangt, geht doch auch er vorüber ohne zu helfen, und offenbart so einen noch unmenschlicheren Sinn, als der Priester. Auch der Einwand: es könne Niemand zugemuthet werden, daß er sich in drohenden Lebensgefahren eines Anderen annehme (wie z. B. wo die Mörder des Erschlagenen noch ganz nahe sind), ist zu antworten: a) Da, wo der Andere in wirklicher Gefahr ist, da soll mich eine blos mögliche Gefahr nicht abhalten, z. B. wie hier, Einem beizustehen (oder in Wassersgefahren, wenn ich schwimmen oder einen Kahn leiten kann; wer nicht schwimmen kann, hat keinen Beruf, den Untersinkenden zu retten). b) Dabei soll ich, wo ich eine wichtige, schwere Pflicht erfülle, desto sicherer auf Gottes Beistand vertrauen, der tausend Mittel und Wege hat, mich zu schützen und zu unterstützen.

V. 33—35. Ein Samariter. „Samariter" war bei den Juden ein verächtliches Schimpfwort, das einen Ketzer bezeichnete (Joh. 8, 48). Daß gerade ein Samariter hier als Retter geschildert wird, ist gegen den Volkshaß zwischen den Juden und Samaritern gerichtet, und soll zeigen, wie bei ganz verachteten Menschen, denen man gar nichts Gutes zutraut, oft mehr menschliches Gefühl und wahre Liebe sich findet, als bei heuchlerischen Rechtgläubigen. Das Verhalten des „Samariters" steht in schroffem Contrast zu dem des Priesters und Leviten. Er achtet nicht die eigene Lebensgefahr auf der unsicheren Landstraße; er achtet nicht den Zeitverlust und die Verzögerung seiner Reise; mühsam und den zarten Gefühlen nicht zusagend waren die Hilfeleistungen, die er dem Unglücklichen gewährte, indem er ihm seine Wunden nach der im Morgenlande beliebten Linderungs- und Heilmethode mit Wein auswusch und mit Oel linderte und den Halbtodten zu retten sich bemühte. Auf Beifall von Menschen ist hier in der Wüste nicht zu rechnen, an einen Gewinn, ja sogar an Erstattung seiner Auslagen nicht zu denken; Wein und Oel giebt er her, die Reise macht er selbst zu Fuß und langsam, er sorgt für die Vollendung der angefangenen Rettung (V. 35) mit neuer Aufopferung. Wer's mit angesehen, mochte denken: das müssen wohl Brüder sein! und wirklich der Samariter hielt, ohne „Wer?" zu fragen, den Menschen für seinen Bruder. Wie froh muß der Halbtodte sein, daß jetzt ein vielleicht sonst von ihm verachteter Samariter ihn als Nächsten und Mitmenschen anerkennt! — Ein Groschen (Denar) ist etwa 134 Cts. nach unserem Gelde.

V. 36. 37. Wer dünkt dich, der unter diesen Dreien u. s. w. Der Schriftgelehrte hatte V. 29 gefragt: wer der zu liebende Nächste sei; Jesus kehrt die Frage um und frägt: wer der Nächste sei — ob der Liebe Uebende, oder der sie nicht Uebende? und trifft mit dieser Frage auf's Neue das Gewissen des Schriftgelehrten. Die Antwort: der die Barmherzigkeit an ihm that, ist charakteristisch. Der Schriftgelehrte will den Samariter nicht nennen, der hoffährtige Heuchler. Der Herr aber antwortet: „So gehe hin" u. s. w., als wollte er sagen: Du bist eben so ein frommer Heiliger, wie der Priester und Levit, du hilfst deinem Nächsten nicht mit einem Pfennig, ob er auch jetzt sterben sollte; und fragst noch, was du thun sollst, daß du das ewige Leben erwerbest! — Der Schriftgelehrte, der gekommen war, den Herrn zu versuchen, hat eine Lektion bekommen, die er wohl sein Leben lang nicht vergaß. „Gehe hin und thue desgleichen!" Das gilt auch uns. Nahe dich dem menschlichen Elend, will der Herr uns sagen, wo du dich demselben mit erquickender Hand nahen kannst; und halte Jeden für deinen Nächsten, dessen Noth dir nahe liegt und der deiner bedarf. Zu erfreuen, sei deine Freude, zu erquicken deine Erquickung! Was Mensch heißt, habe Anspruch auf deine Menschlichkeit, was Noth leidet, auf deine Hilfe. Wo du Kraft hast, laß es dir nie an Lust zu helfen fehlen!

Die Frage, ob es dem Homiletiker freistehe, in dem barmherzigen Samariter ein Bild Christi zu sehen, ist verschieden beantwortet worden. Wenn behauptet wird, der Herr habe in unserem Gleichniß die Absicht gehabt, sich selbst als Erlöser der Menschen von Sünde und Elend zu zeichnen, und wenn dann das Gleichniß in diesem Sinne bis in's Einzelne ausgedeutet wird, so daß z. B. Jerusalem — das Paradies, Jericho — die Welt, die Herberge — die Kirche, die zwei Groschen — die zwei Sakramente andeuten müssen: so ist dies jedenfalls unerlaubt. Der Zweck des Gleichnisses ist kein anderer, als thätige Nächstenliebe auf dem Gebiet des wirklichen Lebens zu schildern. Diese muß also Hauptsache sein und bleiben. Wenn aber nun zum Schluß gefragt wird, in wem das Ideal der höchsten Menschenliebe vollkommen verwirklicht sei; dann ist es fast unmöglich, hier das Bild des Heilandes zu übersehen und zu verschweigen, was er, der himmlische Samariter, für die todtkranke Menschheit geworden ist.

Disposition. Was zum Dienst der Liebe gehört. 1. Der aufmerksame Blick (Vers 33), 2. das mitleidige Herz (V. 33), 3. die hilfreiche Hand (V. 34), 4. der bereitwillige Fuß (V. 35), 5. der geöffnete Beutel (V. 36).

Sonntag, 17. April 1881. Luk. 11, 37—47.

Die Strafrede Jesu gegen die Pharisäer.

Haupttext: Alles nun, was sie euch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und thut es; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl, aber thun es nicht. (Matth. 23, 3.)

Der heilige Zorn des Herrn beim Frühstück des Pharisäers ist, weit entfernt, unter seiner Würde zu sein, vielmehr eine treffende Offenbarung seiner himmlischen Größe. So sanftmüthig und liebreich er gegen alle Tiefgefallenen war, so unerbittlich streng war er gegen die Scheinheiligen und Heuchler,

die sich mit dem Schein der Tugend brüsteten, während deren Wesen ihnen gänzlich fehlte.

I. Die Heuchelei der Pharisäer. V. 37—41.

V. 37. Es bat ihn ein Pharisäer, daß er mit ihm das Mittagsmahl äße. — Die Hauptmahlzeit wurde damals erst gegen Abend genossen; das Mittagsmahl war also ein einfacheres Mahl. Die Einladung zur Mahlzeit beweist durchaus nicht, daß der Pharisäer eine freundliche Gesinnung gegen den Herrn hegte; vielmehr ergiebt sich aus der ganzen Geschichte das Gegentheil. Der Pharisäer suchte wahrscheinlich Gelegenheit, den Herrn in seiner Rede zu fangen oder irgend eine Mißachtung des väterlichen Gesetzes bei ihm zu entdecken.

V. 38. Die Satzung der Aeltesten forderte, daß man sich vor jeder Mahlzeit die Hände wusch. Jesus mißachtete diese Satzung als Sitte nicht (Luk. 7, 44), aber er erkannte sie nicht als unverletzliches oder religiöses Gesetz an. Diesmal unterließ er die Waschung, vielleicht weil er von dem bis dahin vollbrachten Tagewerk ermüdet war, oder weil er möglichst wenig Zeit versäumen wollte. Die Verwunderung hierüber, welche der Pharisäer vermuthlich in wenig gastfreundlicher Weise zur Schau trug, veranlaßte den Herrn, offen die Sünden der Pharisäer zu geißeln. Gegen die Beschuldigung, daß der Herr in der hier folgenden Tischrede die Forderungen des Anstandes gegen seinen Gastherrn einigermaßen aus dem Auge verloren habe, ist mit einem neueren Schriftausleger einfach zu erinnern, „daß eine solche göttliche Grobheit überall an ihrer Stelle ist."

V. 39. Der Grundzug des Pharisäismus ist die Veräußerlichung der Frömmigkeit. Gestützt auf die strenge Beobachtung des Buchstabens der göttlichen Gebote sowie der zahlreichen Satzungen der Aeltesten, brüsteten sie sich mit ihrer Frömmigkeit (vgl. Luk. 18, 11), während sie doch den Geist des Gesetzes, die Forderungen der Liebe, täglich verletzten. Dieses ganze Gewebe des Selbstbetrugs wird von dem Sonnenblick des Königs der Wahrheit durchschaut; daher seine unerbittliche Strenge. Das Auswendige der Becher und Schüsseln, d. h. das, was in die Augen fällt, haltet ihr reinlich; aber euer Inwendiges, d. h. euer Herz, ist voll Raub und Bosheit. Darin besteht ja eben das Wesen der Heuchelei, daß es einem nur um den Schein zu thun ist, während man sich um das Wesen der Frömmigkeit wenig bekümmert. War nun auch diese Heuchelei bei den Pharisäern nicht immer eine klar bewußte, so lag bei der starken Betonung des Aeußerlichen doch stets die Gefahr nahe, daß man die entscheidende Bedeutung der Gesinnung des Herzens übersah.

V. 40. Ihr Narren, hat der, welcher das Aeußere gemacht hat, nicht auch das Innere gemacht? (so lautet die richtige Uebersetzung). Da Gott das Innere wie das Aeußere geschaffen hat, muß man beides heilig halten. Ein Narr ist, wer meint, Gott gefallen zu können, während er das Aeußere von dem Innern, die That von der Gesinnung trennt. Gott siehet das Herz an. Wie viele sogenannte Liebeswerke und gute Thaten, welche von den Menschen gerühmt und erhoben werden, sind werthlos in Gottes Augen, weil sie nicht selbstloser Liebe, sondern unreinen Motiven, pharisäischer Lohnsucht oder eitlem Ehrgeiz u. dgl. entsprangen.

V. 41. Daß übrigens die guten Werke, besonders die Werke thätiger Nächstenliebe trotzdem die gottgefällige Gesinnung des Herzens bezeugen sollen, das ergiebt sich aus der Forderung, welche der Herr nun an die Pharisäer stellt. Gebet Almosen von dem, das darin (nämlich in Schüsseln und Bechern) ist, so ist euch alles rein, d. h. diese Liebesthätigkeit wird euch dann eure sämmtlichen ceremoniellen Reinigungen, auf welche ihr so großes Gewicht legt, überflüssig machen. Daß Jesus dabei aber nicht auf das Werk an sich, sondern auf die Gesinnung den Werth legt, ergiebt sich aus Matth. 6, 2; Mark. 10, 21 fg.; Luk. 12, 33; 1 Cor. 13, 1—3.

II. Das Wehe über die Pharisäer. V. 42—47.

V. 42. Wehe! Ein Wort der Drohung und der Klage zugleich. Der Herr sieht und weiß, daß das göttliche Gericht über die Heuchelei der Pharisäer nicht ausbleiben kann, und furchtlos tritt er ihnen entgegen mit dem warnenden Drohrufe: „Wehe euch Pharisäern!" Ihr verzehntet. Mose hatte geboten, daß man den Zehnten von all dem Seinigen als Opfer zum Heiligthum bringen müsse (4 Mos. 18, 21; 5 Mos. 14, 23). Die Verkehrtheit der Pharisäer bestand darin, daß sie dieses Gebot auch auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten, z. B. die Münze und Raute (beides würzhafte Gartenkräuter) anwandten und dagegen unverbrüchliche Forderungen des göttlichen Gesetzes fahren ließen, nämlich das Gericht, indem sie das Ansehen der Person achteten (Joh. 7, 24), die Liebe zu Gott und nach Matthäus überdieß noch die Treue. Sie verletzten die höchsten Pflichten gegen sich selbst (indem sie vor allem über sich selbst kein Gericht übten), gegen Gott und den Nächsten. Dieses sollte man thun u. s. w. Mit welcher Ruhe und Unpartheilichkeit urtheilt hier Jesus über die Erfüllung der kleinen Pflichten. Anstatt sie für unwichtig zu erklären oder aufzuheben, erlaubt, ja gebietet er sie sogar; dringt aber darauf, daß man die höheren Pflichten wenigstens ebenso gewissenhaft erfülle.

V. 43. Das Verlangen der Pharisäer, in den Schulen obenan zu sitzen und sich auf dem Markte mit dem Rabbi-Namen grüßen zu lassen, verräth ihren Ehrgeiz und Hochmuth. Des Christen Zierde soll die Demuth sein. Kirchengröße besteht nicht darin, daß man in der Kirche herrscht, sondern darin, daß man sich durch Nützlichkeit auszeichnet. Nach der Demuth strebe Jeder täglich. Sie ist das beste Merkmal seligmachenden Glaubens und gründlicher Bekehrung. „Wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden."

V. 44. Ihr seid wie die verdeckten Gräber. Ein entsetzliches Bild der Heuchelei. Bis zur Wurzel dringt der Herr. Euer Herz ist kein Tempel des lebendigen Gottes, sondern ein Grab voll Fäulniß und Modergeruch; kein Himmel, sondern eine Hölle. Aber die Pharisäer verdecken mit ihrer Scheinheiligkeit die Mördergrube ihres Herzens, so daß man mit ihnen in Berührung kommen kann, ohne sogleich ihre Heuchelei zu durchschauen, wie man über ein bedecktes Grab hingeht, ohne es zu wissen. Vor Gott freilich sind aller Menschen Herzen offenbar.

V. 45. Einer von den Schriftgelehrten. Es scheint, daß der gelehrte Stand der Schriftgelehrten oder Gesetzeslehrer sich dem großen Haufen der Pharisäer gegenüber etwas aristokratisch verhielt, und daß dieser Mann den Herrn erinnern wollte: Wenn du so sprichst, wirst du nicht allein die Laien, sondern auch die Männer der Wissenschaft, die Geistlichkeit gegen dich aufbringen. Offenbar ist seine Absicht, den Herrn einzuschüchtern.

V. 46. Der Herr, weit entfernt sich einschüchtern zu lassen, richtet nun seine Drohrede direkt gegen die Gesetzgelehrten. Die unerträglichen Lasten sind nicht ihre zum Gesetz Gottes hinzugefügten Satzungen, denn in diesen waren die Pharisäer überaus pünktlich. Der Sinn der Worte Jesu ist vielmehr: Ihr überliefert stolz und gern das Gesetz in seiner ganzen Strenge, liebt es gar scharf als vom Sinai zu donnern: Du sollst! Du sollst nicht! ohne an den eigenen Gehorsam zu denken. (Ganz wie die heutigen Moralpharisäer von Pflichten und abermals Pflichten ohne Ende predigen!) Den Schultern der armen Menschen leget ihr die Lasten auf, welche ihr selbst nicht mit einem Finger anrühret. Die Worte Jesu enthalten eine vierfache Rüge der Schriftgelehrten: 1. Sie machen die Religion zur Last durch einseitige Betonung des Gesetzes; 2. zur unerträglichen Bürde; 3. werfen dieselbe andern Leuten auf die Schulter; 4. fassen sie selbst mit keinem Finger an. Welch strafbare Heuchelei! Uebrigens liegt in dieser Strafrede des Herrn für alle Prediger und Lehrer die Mahnung: Siehe zu, daß du nicht Andern predigst und selbst verwerflich wirst!

V. 47. Nicht das Bauen der Grabmäler an sich, sondern die Gemeinschaft, die sie dadurch mit dem prophetenmordenden Vorgeschlecht zu haben beweisen, wird vom Herrn verurtheilt. Väter und Kinder thaten zusammen nur ein Werk: die einen tödteten die Gesandten Gottes, die andern begruben sie, und während sie scheinbar die Propheten verehrten, hatten sie gegen Gott, der jene gesandt, dieselbe Feindschaft im Herzen wie die Prophetenmörder. Dieß offenbarte sich später augenscheinlich in der Verurtheilung und Kreuzigung Jesu selbst und in der blutigen Verfolgung seiner Jünger. Im Grunde ist es nichts anderes als der Haß gegen die Wahrheit, der auch heute wieder sich so mächtig ausbreitet, was dem Prophetenmord aller Zeiten zu Grunde lag; denn wer die Wahrheit haßt, der haßt auch ihren Verkündiger.

Disposition. Die Strafrede Jesu gegen die pharisäische Heuchelei. Ein Zeuge der Wahrheit darf sich nicht vor Menschen fürchten.

1. Die Heuchelei der Pharisäer besteht: a. In der Veräußerlichung der Religion, V. 39—41. (Die Hauptsache bei der Frömmigkeit ist die Gesinnung. Der Grundzug der Gesinnung Jesu, dem wir ähnlich werden sollen, war aufopfernde Liebe); b. Darin, daß sie durch strenge Beobachtung der äußerlichen Forderungen des Gesetzes die Hauptforderungen des Selbstgerichts u. s. w. von ihrem Gewissen abzuhalten suchten, V. 42; c. Darin, daß sie in ihrem Hochmuth, der sich in kleinlicher Empfindlichkeit und Eitelkeit äußerte, über Andere sich erhoben, V. 43. (Der Hochmuth ist ein Hauptfeind eines gesunden religiösen Lebens und oft eine Quelle beklagenswerther Störungen des Gemeindelebens.) d. In der Strenge, mit welcher sie die Forderungen des Gesetzes Andern gegenüber geltend machten, während sie gegen sich selbst auf's Schonendste verfuhren, V. 46; e. In ihrem verborgenen Haß gegen die Wahrheit bei allem Schein der Verehrung derselben und des Eifers für dieselbe, V. 47.

2. Das Urtheil Jesu über die Pharisäer. Er nennt sie: a. Narren, weil sie Gott mit äußerlichem Werkedienst befriedigen zu können glauben, V. 40; b. Heuchler und übertünchte oder verdeckte Todtengräber, weil sie nicht sind, was sie zu sein scheinen wollen; weil sie alle die genannten Sünden durch gesetzliche Werkheiligkeit vor ihren eigenen wie vor Anderer Augen verhüllen. Aber Gott durchschaut das Lügengewebe der Heuchelei, und auch vor Menschen muß früher oder später die Maske fallen. Darum ruft der Herr c. das Wehe aus über die Pharisäer. Gott widerstehet den Hoffährtigen.

Sonntag, 24. April 1881. Luk. 12, 13—21.

Warnung vor dem Geiz.

Haupttext: Und sprach zu ihnen: Sehet zu, und hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. (Luk. 12, 15.)

1. Der Erbstreit. V. 13—15. V. 13. Es sprach aber einer aus dem Volk. Der Mann war jedenfalls kein Jünger Jesu, sondern ein Fremder, der vielleicht zum ersten Male den Herrn gehört, und während dieser von himmlischen Dingen redete, über irdische nachgedacht hatte. Von der Macht der Persönlichkeit Jesu betroffen, hatte er bei sich selbst überlegt, ob dessen Einfluß nicht vielleicht am besten den schwebenden Familienstreit beenden könnte.

V. 14. Mensch u. s. w. Die Antwort giebt keinen persönlichen Unwillen des Herrn zu erkennen, sondern sagt nur, daß Jesus keineswegs gesonnen war, sich auf ein Gebiet zu begeben, das unmöglich das seinige sein konnte. Wäre ein solcher Streit unter seinen Jüngern entstanden, dann hätte er ihn ohne Zweifel ausgeglichen, so daß die spätere Vorschrift seines Apostels (1 Kor. 6, 1—6) ganz im Geiste des Meisters war. Hier aber konnte seine Antwort nur eine ablehnende sein. Obwohl er als Israels König erschienen war, enthielt er sich doch jeder Einmischung in die äußerlichen bürgerlichen oder politischen Angelegenheiten und handelte stets nach dem Joh. 18, 36 ausgesprochenen Grundsatz: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Dieses Verhalten Jesu enthält für alle seine Jünger die Warnung: Mischet euch nicht in fremde Angelegenheiten! Das geistliche und das weltliche Regiment sollen nicht unter einander geworfen und vermischt werden.

V. 15. Hütet euch vor dem Geiz. Ueber die Frage, ob der Mann in dem Erbschaftsstreit das Recht auf seiner Seite gehabt oder nicht, läßt sich aus dieser Mahnung Jesu nichts entscheiden; wohl aber geht aus derselben hervor, daß das Verlangen, einen irdischen Vortheil zu erlangen, also Habsucht, ihn veranlaßt hatte, die Entscheidung Jesu in Anspruch zu nehmen. Der Herr aber will ihm zeigen,

daß er nicht gekommen sei, um Erbschaftsstreitigkeiten zu schlichten, sondern um die Menschen von der Sünde und auch vom Geiz zu erlösen. Der Geiz ist nicht selten vorzugsweise die Sünde der Frommen, und oft ein Fallstrick derer, die bereits dem Unflath der Welt und ihrer Lust abgestorben waren. Man denke an Gehasi 2 Kön. 5; an Judas Ischarioth, an Ananias und Sapphira (Apg. 5) und Andere. Die Warnung des Herrn gilt übrigens nicht blos dem Geiz im engeren Sinne, sondern jeder Form der Habsucht, jeder übertriebenen Liebe zum irdischen Besitz (vgl. 1 Timoth. 6, 9. 10). Welch ernste Warnung lag in diesen Worten Jesu, sowie in dem folgenden Gleichniß für den ohne Zweifel anwesenden Judas! Denn Niemand lebet davon u. s. w. Der Ausdruck „Leben" ist in seinem Doppelsinn zu nehmen, wo er glückliches Leben in Zeit und Ewigkeit bezeichnet. Der Sinn ist demnach: Reichthümer gewähren keineswegs an und für sich ein zufriedenes Leben auf Erden, noch weniger verbürgen sie die ewige Seligkeit, oder: Wahres Glück ist keine nothwendige Folge des Reichthums. Das ist aber gerade der Wahn und die Täuschung, in der sehr Viele sich befinden; und daher trachten sie ganz unersättlich nach Reichthümern, weil sie sich wenigstens doch ein ruhiges, zufriedenes und gemächliches Leben auf Erden von ihnen versprechen. Daher warnt der Herr vor solchem Selbstbetrug, und zwar sehr ernstlich, denn er führt die Warnung mit den Worten ein: Sehet zu, hütet euch!

II. Der reiche Thor. V. 16—21. Das Gleichniß von dem reichen Thoren soll die obige Warnung weiter versinnlichen und den traurigen Betrug des Reichthums veranschaulichen. Nicht einmal für das zeitliche Leben macht der Reichthum an sich den Menschen glücklich, wenn er nicht zugleich reich ist in Gott.

V. 16. Ein reicher Mann. Nicht ohne Grund wählt der Herr als Beispiel einen Mann, der seinen Reichthum auf rechtmäßigem, scheinbar unschuldigem Wege sammelt, einen Landmann. Der Mann war schon reich und bekam überdieß durch eine vorzügliche Ernte noch einen bedeutenden Zuwachs; aber bei alledem fehlt ihm die Zufriedenheit. Mancher Arme würde den Reichen, den er jetzt beneidet, bemitleiden, wenn er ihm in sein unzufriedenes ruheloses Herz blicken könnte.

V. 17. Mit dem Reichthum wachsen die Sorgen. Der arme reiche Mann ist in Verlegenheit, wo er die Fülle seiner Früchte bergen soll. Was soll ich thun? Dem irdisch gesinnten Reichen macht sein Reichthum mehr Sorge und Unruhe, als dem gottergebenen Armen seine Armuth und Noth. Daß der vermehrte Wohlstand ihm Gelegenheit biete, etwas für die armen Brüder zu thun, daran denkt er gar nicht; er denkt nur an sich.

V. 18. Das Ergebniß seiner Ueberlegungen ist die Anlage neuer Vorrathskammern (im Morgenlande meist unterirdische Behältnisse). Mit diesem Vorhaben erwachsen abermals neue Sorgen, Mühen und allerlei Verdruß. Seine Sprache ist die des Stolzes; er sagt: meine Güter, und vergißt, daß Alles nur ein geliehenes Gut ist, von dessen Verwendung er Gott einst Rechenschaft geben muß, auch übersieht er ganz und gar, daß zeitliches Besitzthum plötzlich uns wieder entrissen werden kann oder auch wir mitten aus unseren Reichthümern hinweg in die Ewigkeit abgerufen werden können.

V. 19. Liebe Seele. Was weiß der reiche Narr von den Bedürfnissen seiner unsterblichen Seele? Er sieht den Reichthum als ein Gut für die Seele an und schmeichelt sich mit der Hoffnung, lange genießen zu können. An die Möglichkeit eines nahen Todes denkt er gar nicht. Habe nun Ruhe. Mitten in seiner Unruhe hat er ein Gefühl von dem Glück der Herzensruhe, die er sich freilich nicht zu verleihen vermag; denn Reichthum bringt diese Ruhe nicht. Der reiche Narr ist kein Geiziger im eigentlichen Sinne des Wortes. Der Geizige ist arm bei seinem Ueberfluß, genießt ihn nicht; denn er denkt mit Angst an den möglichen künftigen Mangel und daher arbeitet und schafft er fort, ohne sich Erquickung zu gewähren. So ist dieser Reiche nicht. Er ist auf Genuß bedacht, nur für künftigen Genuß hat er gearbeitet; jetzt will er aufhören zu sammeln und sich erholen von seinen Mühen und Anstrengungen. Iß, trink und habe guten Muth! spricht er zu seiner unsterblichen Seele, als ob ihr damit gedient wäre. Freilich seine Seele, d. h. das, um was sich sein ganzes Leben dreht, ist der Bauch; um die unsterbliche Seele in ihm, die zu Gott geschaffen ist und nach ihm verlangt, kümmert er sich wenig. Sinnlicher Genuß und Schwelgerei, das ist das Ziel seines ganzen Dichtens und Trachtens; höhere Bedürfnisse des Geistes ahnt er nicht einmal und die edleren Genüsse des Wohlthuns kennt er nicht. Er denkt in seiner Selbstsucht nur an sich, er verspricht sich Glück von seinem Reichthum, langes Leben, gute Tage und Sicherheit gegen jeden Unfall. — Daß alles das mit einem Male enden könne, kommt ihm nicht in den Sinn.

V. 20. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr. So wird er genannt, weil er sein Glück vom Reichthum erwartete und nur für dieses Leben sorgte, aber Gottes und der Ewigkeit vergaß. Gottes Rathschluß macht einen Strich durch alle seine weitaussehenden Hoffnungen und Entwürfe. Diese Nacht wird man u. s. w. Wer soll nun dieses Urtheil vollziehen? Gott selbst; der Todesengel, oder Räuber und Mörder. Das Letztere ist vielleicht dem Zusammenhang am angemessensten. Denkt man an Raubmörder, dann hat das Fordern doppelten Nachdruck; es wird 1. dem reichen Manne ein für ihn im höchsten Grade entsetzliches Schreckbild vorgehalten, und 2. erlangt die Frage: Weß wird es sein u. s. w.? noch höhere Bedeutung, wenn wir annehmen, daß die Mörder zugleich die Räuber seiner Güter sein werden. Bemerkenswerth sind die Gegensätze in dem Denken des reichen Mannes und dem Rathschluß Gottes. „Du hast einen Vorrath auf viele Jahre" (V. 19) und: „Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern." „Habe Ruhe" u. s. w. (V. 19) und: „Weß wird es sein" u. s. w.— Dem selbstsüchtigen Herzen, das stets nur das Seine gesucht und nach Anderen nicht gefragt hat, ist nicht nur der Tod, sondern auch ganz besonders noch der Gedanke schrecklich, daß es alle seine Güter, an denen es mit voller Liebe hängt, Anderen überlassen muß, ohne selbst sie genießen zu dürfen.

V. 21. Also gehet es. Ein solcher Thor ist Jeder, der denkt und handelt wie dieser Reiche. Das Hangen am Irdischen ist eine Thorheit. Der reiche

Thor kommt vor dem Richterstuhle Gottes an mit einem verlornen Namen, mit einer verlorenen Seele, mit einer verlorenen Welt und einem verlorenen Himmel. Nur dem ist der Reichthum eine Quelle des Segens, der reich ist in Gott und darum das irdische Gut besitzt, als besäße er es nicht, d. h. der sich nur als Haushalter Gottes betrachtet. Der Reichthum in Gott besteht in den unvergänglichen Gütern des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Schön sagt Augustinus: „Ich sehe allen Ueberfluß, der du, mein Gott nicht selber bist, als Armuth und Mangel an.“ Wer vor dem traurigen Schicksal des reichen Thoren bewahrt bleiben will, der beherzige und befolge die Mahnung des Herrn: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!“ Das Gegentheil hat der reiche Mann gethan, und das war seine Narrheit und sein Verderben.

Disposition. Der Reichthum betrügt den Irdischgesinnten:

1. Um das irdische Lebensglück; denn a) er erfüllt das Herz mit Sorgen (V. 17); b) er verursacht Mühe und Beschwerden (V. 18), wodurch der ruhige Genuß gehindert wird; c) er gewährt keinen dauernden Besitz (V. 19): Liebe Seele, du hast u. s. w.; dagegen V. 20: Weß wird's sein fg.; d) er täuscht mit der Hoffnung eines langen Lebens, V. 19: Vorrath auf viele Jahre; dagegen: diese Nacht fg.

2. Um das innere und ewige Lebensglück; denn a) er kann der Seele keine wahre Befriedigung gewähren, V. 19: Habe nun Ruhe; b) er versenkt ganz in die Sinnlichkeit, V. 19: Iß, trink; c) er verschließt das Herz gegen ernste Sorge für die Seligkeit, V. 19: Habe guten Muth; d) er hindert die Erwerbung besserer ewiger Güter, V. 21.

Für die Wand- und Schiefertafel.



Osterlektion.

Der ungläubige Thomas.

Joh. 20, 24—31.

Der Schauplatz dieser zweiten Erscheinung des Auferstandenen im Kreise seiner Jünger am ersten Sonntag nach dem Auferstehungstage war noch Jerusalem, und zwar ohne Zweifel dasselbe Haus, in welchem der Herr acht Tage vorher den versammelten Jüngern erschienen war. Die Festzeit war freilich mit dem Sabbath zu Ende, aber die Jünger zögerten noch mit der Abreise nach Galiläa, sonderlich wegen der zurückbleibenden Schwachen im Glauben. Freilich, in Galiläa sich ihnen zu zeigen, hatte der Herr verheißen; aber, da er am ersten Tage fünfmal erschienen war, hofften sie, daß er auch die glaubensschwachen Jünger, besonders den Thomas, noch von ihrem Zweifel heilen werde, ehe sie aufbrechen müßten.

I. Der Unglaube des Thomas. V. 24 und 25.

V. 24. Thomas war nicht bei ihnen. Die Ursache seiner Abwesenheit ist nicht in einem zufälligen Hinderniß, sondern in der persönlichen Stimmung und Gesinnung des Thomas zu suchen. Die drei Stellen, in welchen Thomas erwähnt wird (Kap. 11, 16; 14, 5 und hier) zeigen uns bei der innigsten Liebe zu Jesu doch theils besondere Neigung zur Schwermuth, die immer das Schlimmste besorgt (11, 16), theils einen bedenklichen Eifer des Forschens und Zweifelns, wo es Glauben des Gemüthes gilt. Sein inniges Gemüth war kein kindliches, sein tiefes Liebesgefühl mit melancholischer Bedenklichkeit gepaart; dabei war Thomas ein höchst energischer, seine Eigenthümlichkeiten festhaltender Charakter, der in allem die trüben, schweren Wege ging. Hiernach dürfen wir fast mit Gewißheit annehmen, daß er schon am Auferstehungstage der Botschaft am wenigsten glaubte und im eigenwillig festgehaltenem Todesleid sich absonderte, folglich aus eigener Schuld des Trostes der ersten Offenbarung des Auferstandenen im Jüngerkreise verlustig ging. Gerade in der Noth und Trübsal bedürfen wir des brüderlichen Zuspruchs am meisten; darum gilt uns besonders in solchen Zeiten das Wort des Apostels (Hebr. 10, 25): „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen.“

V. 25. Gleich bei der ersten Mittheilung der Jünger über die Erscheinung Jesu mag Thomas seine Zweifel geäußert haben. Aber sie ließen es bei dem einmaligen Zeugniß nicht bewenden, berichten ihm vielmehr alles genau, wie sie es erfahren hatten (V. 19—23). Ueber die vielen Zweifel, die der ungläubige Thomas ihnen entgegen hielt, und ihre Bemühungen, ihm diese Zweifel auszureden, schweigt Johannes. Er giebt uns von dem Widerspruch des Thomas nur den stärksten, entscheidendsten Ausdruck, der wahrscheinlich der letzte war und alles weitere Zureden abschnitt: „Es sei denn, daß“ u. s. w. Zu tief hatte sich der Todesanblick in Thomas befestigt, als daß er ohne genau entsprechendes Zeugniß der Sinne wieder los davon werden konnte. Als eine fixe Idee gleichsam hatte sich bei ihm der Gedanke festgesetzt: wenn Jesus einmal wirklich getödtet ist, dann ist alles verloren,

dann hat die Macht des Todes auch über ihn gesiegt. Dieser Schwermuth entspringt sein beharrlicher Unglaube, daher sein andauernder Zweifel trotz des Zeugnisses der Jünger. Er mißtraut ihrer Redlichkeit nicht, aber ihrem Verstande. Er will klüger sein als sie, vorsichtiger, unbefangener. Wir dürfen den Unglauben des Thomas kein bloßes Zweifeln aus Liebe zu Jesu nennen, wie schon geschehen ist; demüthige, johannäische Liebe hätte keine so bestimmten Forderungen an den Meister gestellt. Es ist immer bedenklich, wenn der Mensch Gott den Weg vorschreiben will, auf dem er ihn zum Glauben führen soll. Allerdings war der Schmerz des Thomas ein Schmerz der Liebe, aber daß er trotz dem seiner Liebe entgegenkommenden Zeugniß der Jünger den Schmerz festhält, ist sein Eigenwille.

V. 26. Acht Tage lang straft Thomas sich selbst mit seinem Eigenwillen, und wird vom Herrn gestraft. Nicht ohne Frucht; denn am wiederkehrenden Auferstehungstage finden wir den widerspenstigen Thomas wieder im Jüngerkreise. Da tritt Jesus in seiner verklärten Leiblichkeit trotz der verschlossenen Thüren in ihre Mitte und spricht: „Friede sei mit euch!" Wohl eine kurze Pause nach diesem Eintrittsgruß, der diesmal auch dem Thomas gilt. Welches Meer von Empfindungen in Aller Herzen! Welcher Blick des Heilandes auf Thomas, welch ein Augenblick der ersten Zerschmelzung für diesen! Der Ostergruß: „Friede sei mit euch!" tönt heute noch durch alle Osterpredigten hindurch; darum ist Christus ja gestorben und auferstanden, daß er der sündigen Welt den Frieden bringe, und die Osterbotschaft ist die Botschaft der vollbrachten Versöhnung.

V. 27. Der Auferstandene weiß von der ungläubigen Rede des Thomas, ohne daß die Jünger ihm davon etwas gesagt hätten, und giebt ihm nun zu seiner Beschämung seine Worte zurück: Reiche deine Finger u. s. w. Doch liegt in seinen Worten auch wieder eine zarte Herablassung. Er kennt das Herz seines verirrten Jüngers, und darum straft er ihn nur dadurch, daß er ihn durch Gewährung seiner Forderungen beschämt. Mit den Worten: Sei nicht ungläubig u. s. w. tadelt der Herr einerseits den Unglauben des Thomas, ermuntert aber auch zugleich den Jünger, der den Schmerz und Unfrieden des Unglaubens in den letzten acht Tagen bitter genug geschmeckt hat, zu gläubigem Vertrauen. Sei gläubig! Das wäre ein köstlicher Befehl Jesu, wenn er allemal ohne Weiteres die Erfüllung mit sich führte. Dann wären die Ungläubigen leicht zu gewinnen; ja es gäbe gewiß, weil Jesus sich aller erbarmte, keine mehr. Aber leider ist dem nicht so. Den Glauben kann oder will selbst Gott nicht durch ein Machtwort erzwingen; er ist und bleibt des Menschen freie That. Trotzdem liegt in dem Befehle Jesu: „Sei gläubig!" die Verheißung: Du kannst es, wenn du willst. Und Thomas wollte, denn der Grund seines Herzens war redlich.

V. 28. Ob Thomas nun wirklich seine Finger in die Nägelmale gelegt hat? Freilich, wenn der Herr es befahl, mußte er gehorchen. Aber die Worte Jesu enthalten nicht eigentlich einen Befehl, sondern eine Erlaubniß: du darfst, du kannst es thun, wenn du noch willst. Daß aber Thomas den Herrn wirklich noch prüfend betastet hatte, ist mit der tiefen Empfindung, mit welcher er das: „Mein Herr und mein Gott!" ausruft, unvereinbar. Er bedarf der Probe jetzt nicht mehr. Sein Glaube hat ihm auf der Stelle geholfen. Das Herz überwindet den Verstand, darum braucht er die Hände nicht und die Finger. Ganz dem unvergleichlichen Eindruck des überwältigenden Momentes entsprechend, ruft Thomas anbetend aus: „Mein Herr und mein Gott!" Nicht blos „Herr", wie er vor seinem Tode zu thun pflegte, sondern „Gott" nennt er ihn, indem sich sein Glaube plötzlich aus der tiefen Zweifelsnacht zu wunderbar klarer Erkenntniß des erhabenen Charakters Jesu emporhebt. Die majestätische Erscheinung des Auferstandenen hat ihn überzeugt, daß sein früherer Herr und Meister Gott sei. In den Worten des Thomas liegt zugleich eine Bitte und ein Bekenntniß. Er will aus seiner Herzensfülle rufen: Wie habe ich mich versündigt, sei mir gnädig — aber die Gnade ist ihm ja schon zuvorgekommen. Er will zeugen: Ja, ich glaube, liebe, bete an, bin ganz Dein hinfort — aber das alles geht ihm in eins und fließt zusammen in dem Worte: Mein Herr und mein Gott!

Die Geschichte des Thomas lehrt uns, daß der Herr keinen redlichen Zweifler sich selbst überläßt, sondern sich seiner in unendlicher Liebe erbarmt. Solch redliche Zweifler finden sich sowohl außer wie in der Gemeinde, auch Saulus, der Verfolger der Jünger des Herrn, gehörte zu ihnen. Aber jedem Thomas und jedem Saulus kommt seine Stunde, da der Herr sich seiner erbarmt; denn den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Wo aber dem Nicht-glauben-können ein hartnäckiges Nicht-glauben-wollen zu Grund liegt, da ist es selbst der erbarmenden Heilandsliebe unmöglich, Licht in der Nacht des Unglaubens zu schaffen. Das letzte Urtheil: Du hast nicht gewollt! steht jedoch in jedem einzelnen Falle dem Herzenskündiger alleine zu.

V. 29. Auch die Glaubenden, die erst sehen mußten, sind selig, wie gerade das Beispiel des Thomas zeigt. In dieser Weise kam ja auch Paulus zum Glauben, und wer wäre glaubensseliger geworden als er? Aber, die durchaus zuvor sehen wollen, haben keine Verheißung. Es ist überschwengliche Gnade, daß der Herr auch Solche noch zum Glauben führt. Die allgemeine Regel im Reiche Gottes ist, daß der Mensch ohne Sehen glauben muß. An die Stelle des Sehens tritt in unseren Tagen häufig das Empfinden, das Fühlen. Es giebt freilich eine innerliche Erfahrung des Heils, ein inneres Schauen der Herrlichkeit des Auferstandenen, welches von dem rechten Glaubensleben unzertrennlich ist; aber einerseits muß der Glaube dieser inneren Erfahrung vorausgehen, und andererseits darf diese Erfahrung nicht mit den vorübergehenden Gefühls-Aufwallungen verwechselt werden, welche immer nur zeitweilig auftreten. Manchen Gefühlschristen dürfte man heute zurufen: Selig sind, die nicht empfinden oder fühlen und doch glauben!

V. 30. 31. Der Ausdruck: „Viele andere Zeichen" wird von manchen Auslegern auf hier nicht erwähnte Erscheinungen des Auferstandenen gedeutet; richtiger scheint uns die Beziehung des Ausdrucks auf Wunderzeichen überhaupt, welche Jesus sowohl vor, als auch nach seiner Auferstehung

gethan hat. Wie es der Zweck aller Wunder ist, die Menschen zum Glauben an Gottes Offenbarung zu führen, so ist es der Zweck der Aufzeichnung der in diesem Evangelium berichteten Wunder, den Glauben der Jünger an Christum als den Sohn Gottes zu stärken und zu befestigen. In diesem Glauben aber liegt für jeden Menschen eine, ja die einzige Quelle des ewigen Lebens.

Disposition.

Wie Christus die redlichen Zweifler zum Glauben führt:

1. Verschiedene Klassen von Ungläubigen. Der Unglaube des Thomas (V. 24) verglichen mit dem meist auf religiösem Indifferentismus beruhenden Unglauben der Gegenwart. Aber es giebt auch heute noch redliche Zweifler.
2. Die Vernunft hat in Glaubenssachen ihr Recht, so lange sie sich nicht gegen die Offenbarung auflehnt, sondern ernstlich nach Wahrheit ringt (V. 25).
3. Christus läßt sich herab zu den redlich Suchenden; er weiß den Thomas zu überzeugen (V. 27).
4. Wie herrlich ist es, daß auch die Forschungen der Wissenschaft endlich zum Glauben führen, der im Staube anbetet! (V. 28.)
5. Aber auf diesem Pfade gehen sehr Viele irre. Leichter gelangen zum Ziele, die das Gefühl ihrer Armuth und Erlösungsbedürftigkeit ohne viele Umschweife zu Christo führt (V. 29).



Schule und Erziehung.

Die erste deutsche Methodisten-Sonntagschule. Die Sonntagschule, welche Peter Schmucker in Cincinnati im Herbst 1839 gründete, ist, so weit ich weiß, die erste im deutschen Methodismus; und dem Spott und der Lästerung seitens deutscher Prediger, Priester und Zeitungen jener Zeit nach zu schließen, muß sie auch überhaupt die erste deutsche Sonntagschule westlich vom Alleghany-Gebirge gewesen sein.

Mit meiner Wiedergeburt wurde auch ein starker Trieb in mir geboren, Andere zu der Quelle der Seligkeit zu führen, und das brachte mich auf den Gedanken, Kinder zu unterrichten nach Muster der sonntäglichen vaterländischen Kinderlehre. So ging ich eines Tages zum Prediger, P. Schmucker, Rath und Hilfe zu suchen. „Ich will," sagte er unter Anderem, „eine Sonntagschule anfangen, und da sollst du Gelegenheit haben." Zufolge seiner Bekanntmachung und Einladung am nächsten Sonntagmorgen kamen des Nachmittags Alt und Jung in beträchtlicher Anzahl in der Kirche zusammen, und alle schienen gespannt auf das, was da kommen sollte. Mir selbst wurde etwas seltsam zu Muthe, als ich meine Rechnung so buchstäblich „in die Brüche gehen" sah, denn statt die Kinder in Reihen um den Altar zu stellen und zu katechisiren, wurden sie nach Alter und Größe in kleine Klassen vertheilt, mit einem besonderen Lehrer für jede. Aber wie groß war erst meine Täuschung, als der Prediger, auf ein halb Dutzend der kleinsten Jungens in der Schule deutend, zu mir sagte: „das ist deine Klasse." Ich hatte mich völlig gewachsen geglaubt, die größten Schüler unterrichten zu können, und hatte auf etliche Dutzend solcher gerechnet, und nun sollten meine Talente (!) beschränkt werden auf das Exercitium etlicher ABC-Schützen. Welch ein Strich durch die Rechnung! Ob die Leute meine Täuschung mir vom Gesichte ablesen konnten, weiß ich nicht; aber gewiß ist, es hat's Niemand von mir gehört. Ich hielt es für's Beste, mich stillschweigend zu „schicken in's Unvermeidliche", und ging auf meinen Posten.

Deutsche Sonntagschul-Literatur gab es zu jener Zeit noch keine; als Mittel des Unterrichts waren wir fast ausschließlich angewiesen auf deutsche Bibeln und Neue Testamente; Hilfsmittel für Schüler oder Lehrer waren keine vorhanden, und alle waren Neulinge in der Sache: jeder lehrte, wie er es eben für sich am Besten fand. In meiner Klasse ging es vortrefflich: das beiderseitige Interesse stieg bald zu einem hohen Grade, und da konnte es nicht wohl anders sein, als daß meine Studenten Fortschritte machten, jedoch mehr in der Gottseligkeit als in der Grammatik, denn das Alphabet der Fibel war bei mir Nebensache, aber das der Bibel — Jesus, das A und das O — Sünde und Gnade — war die Hauptsache. Ihre ungetheilte Aufmerksamkeit, die hellen Thränen, welche zuweilen über ihre Wangen rollten, war mir Zeuge, daß sie die Lehren wohl verstanden und der Geist Gottes kräftig an ihren Herzen wirkte. Nach kurzer Zeit hätte ich meine Klasse mit keiner andern in der Schule mehr vertauscht.

Zwei der aufgewecktesten Knaben meiner Klasse, von ohngefähr sieben und neun, und ein nicht weniger aufgewecktes Mädchen von elf Jahren einer andern Klasse, waren Kinder unserer Geschwister Meyer, durch die ich zur Methodistenkirche kam und bei denen ich bis dahin in die Kost ging. Wir stammten aus demselben Orte in Deutschland, und standen in einer besonders innigen Verbindung sowohl äußerlich wie innerlich. Die erste ward 1840 getrennt durch Meyer's Fortziehen und Ansiedlung in Missouri. Ein Jahr nachher erhielt ich einen Brief ungefähr folgenden Inhalts:

„Ueberhäufte Arbeit, große Schwierigkeiten und Hindernisse, und Sorgen der Nahrung, welche das Ansiedeln in einer neuen Landschaft mit sich bringen, fühlten nach und nach unsern Eifer in der Religion ab, und zwar so weit, daß auch die Hausandacht und das Gebet aufgegeben wurde, doch klagte uns das Gewissen nicht mehr an, eben weil wir im geistlichen Schlafe lagen. Um diese Zeit gewahrten wir unsere Kinder täglich zu einer gewissen Zeit nach dem Walde gehen. Es erregte unsere Neugierde, so daß wir eines Tages unvermerkt ihnen nachgingen, um zu sehen, was sie machten. Und

was denkst Du? Unter einem großen Haufen Reisig hatten sie einen Platz hergerichtet, wo sie sangen und beteten. Wie ein Blitz fuhr es uns durch's Herz, das Gewissen klagte uns stürmisch unserer Pflichtversäumniß an und wir hatten keine Ruhe mehr, bis wir nach heißem Ringen wieder unseres Gnadenstandes gewiß wurden. Nun aber trieb es mich auch aus dem Hause, betend und ermahnend von Nachbar zu Nachbar. Jetzt sind Mehrere bekehrt, Andere sind suchend, und wir haben nun öffentliche Versammlungen, denen ich bis jetzt vorstehe. Aber ich fühle mich zu schwach und wir bedürfen nothwendig einen Prediger, deßhalb bitte ich Dich, thue doch was Du kannst, damit uns einer gesandt wird."

Ein Prediger wurde bald gesandt und eine blühende Mission gegründet, welche herrliche Früchte und Samen trug, der wieder an andern Orten sich entfaltete. Wunderbar würde es uns erscheinen, könnten wir den Fäden der Entwickelung dieser Mission nachspüren — könnten sehen, wie Personen vielleicht Prediger, von ihr ausgehend, das Reich Gottes in anderen Gegenden pflanzten und baueten, und die Garben, welche die Engel von den Feldern sammelten. Wie würde aber Mancher sich wundern, der von den Enden dieser Fäden rückwärts gehend, die Ursache in der Gebetsversammlung dreier Kinder unter einem Reisighaufen im Walde, und von da in der ersten deutschen Methodisten Sonntagschule fände! W. Ahrens.

Fortschritt des Sonntagschul-Werkes in Deutschland. Dasselbe wird am schlagendsten durch einen Erlaß des preußischen Oberkirchenrathes gekennzeichnet, durch welchen den Konsistorien und Predigern die Sache warm an's Herz gelegt wird. Wegen seines Umfanges können wir denselben nur im Auszuge mittheilen. Die deutlich ausgesprochene Absicht des Oberkirchenrathes, der von dem Vortheil und Segen der Sonntagschulen völlig überzeugt ist, geht dahin, dieses Werk den Geistlichen zur ernstlichen Beachtung zu empfehlen, die sich damit befaßt, zum Ausharren anzuspornen und die noch zurückgeblieben, zum Anfassen anzutreiben.

Zunächst werden die Einwendungen, daß die deutsche Jugend, welche in der Schule in der Religion belehrt, dann im Confirmanden-Unterricht weiter geführt, vielfach später fort katechisirt und den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, frühe angeleitet wird, die Sonntagschulen entbehren könnte, damit widerlegt, daß die öffentliche Predigt meist, besonders in großen Städten, über die Köpfe der Kinder unverstanden hinweg gehe; der Besuch der Katechisation vielerorts kranke und zu hoffen sei, daß durch die Sonntagschule der Eifer neu belebt werden könne.

Alte gute Einrichtungen können nicht dem inneren bösen Geist widerstehen; sondern bedürfen frisches Leben und Begeisterung durch lebendige Persönlichkeiten. Daheim ist der Gottesdienst vielfach außer Uebung und ganze Klassen sind entkirchlicht. Der Sonntag droht seine Heiligkeit zu verlieren und die Geistlichen sind allein der Arbeit nicht gewachsen.

Der Glaube ist erwacht und die Laienthätigkeit kommt da rechtzeitig zu Hilfe, so drängt das Schlimme unserer Zeit auch das Gute zu verstärkter Thätigkeit und durch die Sonntagschulen kann der frischen Jugend in frischer Weise das ewig junge Evangelium nahe gebracht werden.

Die Hindernisse: Mangel an Raum und geeigneten Lehrkräften können mit einiger Anstrengung abgestellt werden, — denn meist läßt sich durch einige Anregung die Gemeinde, oder freiwillige Liebe, dazu bewegen, die geringen Kosten für ein Local, oder ein solches unentgeltlich aufzubringen. Auch lassen sich junge Christen, die in der ersten Liebe stehen, leicht anleiten, ihre Kräfte im Dienste des Heilandes zu verwenden. Sodann sind diese und andere Umstände durchaus nicht maßgebend, um einen Prediger abzuhalten, zu thun, was in seinen Kräften steht und die Erfahrung lehrt, daß die Männer, welche im Reiche Gottes viel thun, weil sie in brennendem Eifer stehen, auch gerne noch mehr thun, und daß die volle Ausnutzung des Sonntags für den Dienst der Gemeinde einen Segen bringt, um dessenwillen man für sich gerne auf einen Theil der Sonntagsruhe verzichtet.

Das westliche Rheinland ist allen anderen Provinzen in Errichtung von Schulen vorangeeilt, doch zeigen die größeren Städte im Allgemeinen ein lebhaftes Interesse an dem Werk, welches dadurch erleichtert wird, daß sich daselbst leichter lebendige Kräfte aus gebildeten Kreisen zur Führung desselben darbieten. Zu Leitern und Helfern der Sonntagschulen haben sich namentlich die Geistlichen sammt ihren lieben Pfarrfrauen und Pfarrtöchtern willig finden lassen. Zuweilen legt auch ein Gemeinde-Aeltester, ein Lehrer, oder im Osten eine Patronatsfamilie mit Hand an's Werk. Mit besonderem Eifer nehmen sich die Diaconissinnen der Sonntagschule an und machen es sogar mit zu einer Pflicht allen Denen, welche sie entsenden, in der Richtung zu wirken. Der Gesang, zu dem die Kinderstimmen zu jeder Zeit geneigt sind, bleibt ein Hauptbelebungsmittel. Daneben ist die Selbstthätigkeit der Kinder die Responsorien und das laute Mitsprechen des Vaterunsers u. s. w. ein Element der Frische. Und die völlige Freiwilligkeit von Seiten der Lehrenden und Lernenden ist ein guter Anfang in der Erziehung zu jener Selbstständigkeit und jenem so nothwendigen Zeugenmuth des evangelischen Glaubens.

Die Lehrer und Helfer sollten den ihnen anvertrauten Kindern zur Ermunterung, Beaufsichtigung und Unterweisung in ihre Häuser nachgehen. Ueberhaupt sollte kein Mittel versäumt werden, um den Kindern die Sonntagschule lieb und anziehend zu machen. So dürfte der zeitweilige Besuch eines Missionärs, der die Heiden selbst gesehen und von ihnen berichten kann, sich als ein solches Förderungsmittel empfehlen. Auf die festlichste Höhe tritt allemal das Leben der Sonntagschulkinder beim Ausflug im Sommer und bei der Weihnachtsfeier im Winter. An beiden Festlichkeiten nehmen auch viele Eltern Theil und die Anschauung, welche dieselben gewinnen von der opferwilligen Hingabe der Lehrenden an die Kinder und der innigen Anhänglichkeit der Kinder an die Lehrer, wird ein Mittel, die Sonntagschule allgemein beliebt zu machen.

Die nöthige Vorbereitung wird am leichtesten durch Bibelstunden gewonnen, denn wenn die Lehrer den Kindern das Wort Gottes brechen sollen, so ist es zunächst erfordert, daß sie es ganz zu eigen empfangen, und so entsteht die Nothwendigkeit, me-

thodische Winke zu ertheilen, was für bestimmte Altersstufen passe und was nicht. Im Wechselgespräch klärt sich die Anschauung und befestigt sich der Sinn. Der Segen aber er erstreckt sich zunächst auf Lehrer und Kinder, von dort dringt er in's Haus und die Gesellschaft, und den allergrößten Segen empfängt die Kirche selbst. Es gilt, den Kindern das Bibelwort kindlich zu bieten, den geistlichen Liederklang unter ihnen erwachen zu lassen, Freude in ihre Reihen zu hauchen, und durch alle Mittel, die Gott giebt, die Jugend so innig zu Christo zu locken und so fest mit ihm zu verbinden, daß in der Noth der Kirche und Zeit die blühende Jugend die Hoffnung der künftigen Zeiten werde.

H. A. Schrötter.

Der Endzweck alles Lehrens. Es ist Gefahr vorhanden, daß man über die Wichtigkeit des Weges das Ziel aus dem Auge verliert. Bibelkenntniß ist nur ein Weg, der zu einem seligen Ende führen soll. Sehr viel Aufmerksamkeit wird diesem Wege in der Sonntagschule geschenkt. In „Haus und Herd" werden die Lektionen erklärt, außerdem haben wir noch den „Bibelforscher" und den „Bildersaal", und auch an Commentaren zu den Lektionen fehlt es nicht. Eine prachtvolle Landstraße haben wir uns hergestellt. Sie ist gepflastert, geebnet, eingezäunt, selbst an schattigen Bäumen fehlt es nicht. Daß der Weg gut ist, davon sind wir überzeugt; doch pilgern unsere Schüler darauf dem Kreuze zu? Die Schüler dem Herrn zuzuführen, das ist der Zweck dieser Straße. Laßt uns dies im Auge behalten. Möge das Kreuz aus jeder Lektion hervorstrahlen. Laßt es unser Streben sein, bei jeder günstigen Gelegenheit durch unser Gebet, durch Wort und That die jugendlichen Seelen dem Herrn zuzuführen.

Dampf und Kitt. Wer hätte irgend etwas gegen Dampf einzuwenden! Gegen Dampf, vermöge dessen wir die Welt wie auf Sturmesschwingen durcheilen? Nein, dem Herrn sei Dank für den Mann, der nicht nur etwas zu leisten vermag, sondern mit dem Können auch das Wollen vereint. Wir bedürfen der Männer, welche nicht gleich einer Masse todten Eisens die Bahn versperren und dem Fortschritte hemmend im Wege stehen, sondern die Schritt halten mit der Zeit und auch im Stande sind, Lasten mit sich im Fluge dahinzureißen. Welch einen Anblick gewährt das gewaltige Dampfroß. Schnaubend schießt ihm der Dampf aus den Nüstern. Die Funken sprühen, die Räder schwirren, so braust es den Schienenweg dahin, und in langem Zuge folgen ihm die belasteten Wagen. Dem Herrn sei Dank für den Mann, welcher nicht nur den Namen eines redlichen Arbeiters trägt, sondern im vollsten Sinn des Wortes ein Arbeiter im Weinberge des Herrn, in der Kirche und Sonntagschule, ist. Dennoch zieht etwas Anderes mit jedem Tage mehr unsere Aufmerksamkeit auf sich, und das ist — Kitt. Dampf fesselt das jugendliche Auge, Kitt mehr den gereiften Blick. Wir können diese Macht nicht genugsam schätzen. Sie verbindet die verschiedensten Leute, vereint entgegengesetzte Temperamente, bezähmt die sprudelnden Brauseköpfe und befestigt den Bund der Friedliebenden. Blickt nur nicht den Bruder Langsam, der in eurer Schule ist, verächtlich über die Schultern an. Wohl kann vielleicht Bruder Dampf seine Maschine im Handumdrehen heizen und den Bruder Langsam fünfzig Mal überfahren, ehe dieser nur einmal seine Maschine in Bewegung bringt; doch liegt in Bruder Kitt eine Macht verborgen, die jeder Sonntagschule unentbehrlich ist. Es mag sein, daß die Schule, seitdem du sie kennen gelernt hast, durch das Ungestüm des Bruders Dampf tiefe Risse bekommen hat, vielleicht war sie auch schon ganz auseinander gerissen; Bruder Kitt aber las die Stücke zusammen, und durch sein sanftes, ruhiges und liebendes Gemüth vereinte er die Stücke wieder zu einem Ganzen. Jedem winkt eine Krone am Ende seiner Bahn, dir, Bruder Kitt, und auch dir, Bruder Dampf. Seid deßhalb gute Freunde und zollt einander Liebe und Hochachtung.

Am Kamin.

Warum? Du fragst so oft: „Warum?" Es kommt vor, daß dir die Antwort darauf wird, wie mir. Vor einiger Zeit mußte ich nach H., um dort Amtsgeschäfte zu verrichten. Meine Geduld wurde durch Nachlässigkeit Einzelner sehr in Anspruch genommen. Warum? Zum Schluß mußte ich nach einer wunderlichen Bestimmung in ein Haus, dort eine Summe Geldes in Empfang zu nehmen. Ich trete ein. In der Stube sitzt ein älteres Geschwisterpaar. Ich nenne meinen Namen, mein Begehr. Der Bruder steht einsilbig auf, geht an die Kasse, zählt auf. Die Schwester bleibt sitzen. Mir schien das unhöflich. Ich rede sie freundlich an. Sie sieht sehr sonderbar aus, so daß ich denke, sie sei gemüthskrank. Doch mich fesselt der eigenthümlich müde, hilfeflehende, verlegene Blick.

„Sind Sie unwohl?" fragte ich.

„Ich — — weiß — — nicht."

„Heizen Sie Kohlen?"

„Ja!" giebt der Bruder zur Antwort.

„Ist die Ofenklappe zu?" — „Ja."

Ich wußte genug. — Warum mußte ich gerade zu dieser Minute in's Haus treten? Warum wenigstens gerade ein Fremder? Der Bruder hielt seine Schwester, wie auch die Hausleute, einfach für müde nach langer, angestrengter Arbeit. Er wie Jene hätten sie nichtsahnend in der Stube auf dem Sofa gelassen, dem Tode preisgegeben. Kam ich später: in drei Minuten hätte sie fest geschlafen, ich hätte sie nimmer gestört. Kam ich früher, so wäre mir nichts aufgefallen. — Warum ward ich so lange aufgehalten? gerade so lange?

Selten allerdings wird uns klar, daß auch die unscheinbarsten Dinge dienen müssen den Wegen des allmächtigen Vaters.

So geschehen am vierten Advent 1879.

Im Sonnenschein.

Möchtest du, mein Leser, wissen,
Was die Sonnenstrahlen sind?
Die bald traulich bei dir weilen,
Bald sind flüchtig, wie der Wind:
Frage nicht die Astronomen,
Chemiker auch frage nicht,
Frage nur die leise Stimme,
Die in deinem Innern spricht.
Und die Stimme wird dir sagen,
Daß mit jedem Sonnenstrahl
Dich ein lichter Engel grüßet
Aus dem blauen Himmelssaal.
Wiss' auch, daß mit goldner Feder
In ein Buch der Engel schreibt,
Was in Hütten und Palästen
Man hier auf der Erde treibt.
Drum laß' jeden Strahl der Sonne
Dir wie dein Gewissen sein;
Frag' dich: was aus deinem Leben
Er jetzt trägt in's Buch hinein.

Die Kamille, als Heilspflanze bekannt, erfordert zu ihrem Gedeihen einen lockeren, warmen und reichen Boden in sonniger und geschützter Lage und ein warmes, nicht allzufeuchtes Klima. Die Samen werden im Frühjahr gesäet und durch Matten vor Frost geschützt. Die Pflanzen kommen je acht Zoll von einander in Reihen, die 1 Fuß von einander entfernt sind. Das Unkraut dazwischen muß sorgfältig ausgerauft werden. Die Blüthen erscheinen im Juni, und wenn sie sich vollständig ausgebildet haben, werden sie abgepflückt und entweder frisch verkauft oder im Schatten an einem luftigen Orte getrocknet. Nach dem Abpflücken wachsen neue Blüthen und man kann in guten Jahren vier bis fünf Mal ernten. Zu Samen läßt man die vollkommensten Blüthen an den kräftigsten Pflanzen stehen. Vor Beginn des Winters bedeckt man die Pflanzen mit Laub, um die Wurzeln vor Frost zu schützen. Das Kraut, welches man im Herbste abschneidet, ist ein gutes Schaffutter. — Der Kamillen-Ertrag ist oft sehr bedeutend, und der fortwährend starke Verbrauch, sowie der gute Preis, den man daraus erzielt, führt zu hohem Gewinn.

Eine sonderbare Kur. In der „Augsb. Abendzeitung" schreibt ein Gichtkranker „zum Heile der Menschheit": Daß der Bienenstich den Podagra- und Gichtleidenden augenblickliche Linderung der unsäglichen Schmerzen dieser Krankheit verschafft, wurde schon in mehreren Artikeln von solch rasch Genesenden frohlockend der Welt verkündet. Am 28. April v. J., als ich mich gerade vor heftigen Gichtschmerzen im linken Fuß kaum mehr rühren konnte, kam mir ein solcher Artikel in die Hand, worin ein Herr College humoristisch seine Heilung mittelst Bienenstichs zum Besten gab. Ich, der ich schon vieles, ja alles, was mir offerirt wurde, diese Krankheit zu überwältigen, probirte — und alles für Schwindel erkannte, entschloß mich sofort, den kranken Theil von Bienen stechen zu lassen. Schleunigst richtete ich ein Bienenschächtelchen zurecht, so eingerichtet, daß nur e i n e Biene herauskriechen konnte, worauf das Thierchen in das Bienenschächtelchen wieder eingeschlossen wurde. Die erste Biene wurde mit einem Stäbchen, welches vorn in Honig getaucht war, angepappt und an die leidende Stelle gesetzt, worauf sofort unter Zurücklassung des Stachels der Stich erfolgte. Eine zweite und dritte Biene wurde ebenso behandelt und ich hatte auch von diesen dieselbe Behandlung zu erdulden. Nach mehreren Sekunden wurden die zurückgebliebenen Stacheln aus dem Fuße herausgezogen, und als der Schmerz der Bienenstiche nachließ, war der Gichtschmerz total verschwunden. Noch am selben Tage verließ ich das Bett, und des andern Tages konnte ich meinem Beruf (ich bin Forstmann) ungehindert wieder nachgehen. Längere Zeit noch hatte ich ein leichtes Brennen im Fuß, welches sich nach 4 bis 5 Tagen gänzlich verlor.

Eine glühende Kohle zündet andere an. Ein Württemberger, der als ein christlich gesinnter Mann galt, besuchte einen Glaubensbruder in einem benachbarten Orte. Derselbe fragte seinen Gast, wie viele gottesfürchtige Leute es in seinem Orte gebe. „Ach, ich bin leider der einzige," war die Antwort. „So? dann ist's aber mit Ihrer Frömmigkeit nicht weit her!" erwiderte Jener, „denn wenn Sie im rechten lebendigen Glauben ständen, so würden durch Sie noch andere in ihrem Orte erweckt worden sein." — Bestürzt und etwas mißmuthig ging der Erste heim, kam jedoch nach einiger Zeit wieder, dankte für den ertheilten Rath und sagte: „Als ich im Stillen darüber nachgedacht, hab' ich einen Fehler an mir gefunden, woran sich die Leute in meinem Dorfe gestoßen haben. Da hab' ich denn diesen Fehler abgelegt und bin in meinem Christenthum ernstlicher geworden. Seitdem kommen zwölf Seelen zu mir und wir halten eine christliche Versammlung mit einander."

Empfehlenswerth. In Holland wurden noch zu Anfang dieses Jahrhunderts arbeitsscheue Bettler in eigenthümlicher Weise bestraft. Das Strafmittel war ein enger Kasten von Planken in Mannshöhe mit einem Loch oben, durch das der Sträfling in denselben befördert wurde. Durch eine Oeffnung auf einer Seite oben unter der Decke floß Wasser in einem mäßigen Strahl hinein, in der Mitte des Kastens aber befand sich eine Pumpe, deren Ausfluß außerhalb des Kastens war. Es stand nun in dem Belieben der Arbeitsscheuen, durch Auspumpen das einfließende Wasser zu beseitigen oder zu ertrinken. Die Wahl des letzteren soll niemals vorgekommen sein.

C h a r a d e.

Von l a n g ist mein Erstes das Gegentheil,
Mein Zweites verbindet die Sätze;
Und ward bei der Prüfung dir mein Drittes zu Theil,
So warst du erfreut auf das Höchste.
Mein Ganzes ein altes Sprichwort ist,
Gar bündig und üblich im Leben;
Des Kaufmanns Brief es zu entnehmen ist,
Weil Stil und Wort geschmackvoll den Inhalt erheben.

Fr. A. Jordans.

☞ Die Auflösung folgt im nächsten Heft.

Auflösung der Räthsel in der Februar-Nummer:

1. Nazareth — Lazareth. 2. Eisbär.

Chronik der Gegenwart.

Dividende. Das Buch-Committee der Bisch. Meth. Kirche hat in seiner letzten Sitzung anempfohlen, daß vom Jahr 1882 an die Jährlichen Conferenzen für superannuirte Prediger rc. $15,000 zur Vertheilung ausbezahlt werden sollen, und zwar im Verhältniß zur Zahl der in voller Verbindung stehenden Prediger, welche zu einer Conferenz gehören.

Die Kirche wird diesen Schritt mit Freuden begrüßen, und was uns betrifft, so haben wir diese Maßregel schon längst privatim und öffentlich anempfohlen. So leicht war dieselbe jedoch nicht auszuführen, wie einige meinten, auch geschah in der Nichtausführung derselben kein Raub. Das kirchliche Gesetz sagt, daß, nachdem ein hinreichend Kapital zur Fortführung des Geschäfts zurückbehalten, der Gewinn regelmäßig an Reiseprediger, Superannuirte, Wittwen und Waisen vertheilt werden soll.

Nun war aus Veranlassung der Geschäftskrisen, des Ankaufs von Grundeigenthum und der Ausbezahlung des Gehalts an die Bischöfe, welche auch Reiseprediger sind, nicht so viel vom Gewinn des Buchgeschäfts übrig geblieben, daß Dividenden vertheilt werden konnten, ohne das Kapital bedenklich zu schmälern.

Jetzt aber ist der Geschäftszustand des Landes ein sehr versprechender, Gehalt und Reisekosten der Bischöfe werden von der Kirche bezahlt, und der Rechnungsausweis des Buchgeschäfts ist sehr befriedigend, deßhalb können auch Dividenden erklärt werden.

Indem wir uns darüber von Herzen freuen, glauben wir auch, daß das Committee die richtige Methode getroffen, indem es anordnete, daß die Gelder im Verhältniß der Zahl der Reiseprediger vertheilt werden sollen. Dies ist gerecht und weise. Die Disciplin schreibt nicht vor, daß dieser Gewinn nur für Superannuirte und Wittwen und Waisen verwandt werden soll, sondern derselbe kann auch bedürftigen Reisepredigern zu Gute kommen. Jede Conferenz erhält nun ihren Antheil nach Zahlverhältniß dieser Reiseprediger und kann den Betrag nach bestem Ermessen verwenden.

Es sind zwar nicht, wie Manche hofften und wünschten — $50,000 zur Vertheilung gekommen; dies ist jetzt noch nicht möglich. Wir wollen für die $15,000 dankbar sein. Es ist ein Schritt in rechter Richtung und die Kirche hat noch sehr großen Spielraum zur Entfaltung ihrer Liebe für die Superannuirten.

Der Staat und Temperenz. In nicht wenigen Staatsgesetzgebungen wurde und wird gegenwärtig der Antrag besprochen, der Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke durch Gesetze Einhalt zu thun, und gehört dieses Thema offenbar zu jenen Fragen, welche nicht so leicht unterdrückt oder umgangen werden können. Was man auch von persönlicher Freiheit und der Nichteinmischung des Staats in Privatangelegenheiten und Privatgeschäfte sprechen und faseln mag — das Uebel ist doch ein gar zu großes und in seinen Folgen schreckliches, als daß unsere Staatsmänner auf die Dauer der Zeit die Entscheidung über diese Frage abweisen könnten. Viele andere Fragen sind beigelegt, und das Volk kann sich jetzt ernstlich mit dieser beschäftigen. Es sieht das Elend, welches die Fluth geistiger Getränke über das Land gebracht, und Tausende aus der demokratischen sowohl als republikanischen Partei sind tief überzeugt, daß der Staat nicht länger unthätig zusehen dürfe, wie seine Bürger vom Alkohol hingemordet werden. Mögen die Brotpolitiker sich auch fürchten, und mag es ihnen auch gelingen, durch den Ruf: „Die große Partei geht zu Grunde“ — diese Frage da und dort zu vertagen, so ist dieselbe doch so eng mit dem Wohl und Wehe des Volkes verflochten, daß sie sich nicht zu den Akten legen läßt. Sie drängt von selbst zur Entscheidung und wird entschieden werden, ihr Herren Politiker, die ihr jedesmal tief Athem holt, wenn ihr „das Gespenst“ wieder einmal gebannt habt.

Abhilfe, nicht nur Zwangsmaßregel, so lautete Bismarck's Versprechen an die Socialdemokraten, und bereits ist der erste Schritt zu dessen Verwirklichung getroffen. Ein Gesetz: „Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle“ betreffend, ist dem Bundesrathe zugegangen, das in einer vorzüglich bearbeiteten Einleitung begründet wird. Nicht allein verkündet diese Schrift einen gewissen Staatssozialismus, sondern zieht auch in auffällig erfreulicher Weise das religiöse Element in sein Gebiet. Unter Anderem heißt es darin: „Wenn auch die Hoffnung berechtigt, daß die allgemeine Besserung auch den Arbeitern zu Gute kommen wird, so ist doch nicht zu verkennen, daß in der Unsicherheit des lediglich auf der Verwerthung der persönlichen Arbeitskraft beruhenden Erwerbes Mißstände begründet sind, welche zwar auch durch gesetzgeberische Maßnahmen nicht völlig aufgehoben werden können, deren allmähliche Milderung aber auf dem Wege besonderer Gesetzgebung ernstlich in Angriff genommen werden muß. Daß der Staat sich in höherem Maße als bisher seiner hilfsbedürftigen Mitglieder annehme, ist nicht blos eine Pflicht der Humanität und des Christenthums, von welchem die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen, sondern auch eine Aufgabe der staatserhaltenden Politik. Es handelt sich hier nicht um etwas ganz Neues, sondern nur um eine Weiterentwickelung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen Staatsidee, nach welcher dem Staate neben der defensiven, auf den Schutz bestehender Rechte abzielenden, auch die Aufgabe obliegt, durch zweckmäßige Einrichtungen und durch Verwendung der zu seiner Verfügung stehenden Mittel der Gesammtheit das Wohlergehen aller seiner Glieder, und namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen, positiv zu fördern.

Von der Bedeutung und Tragweite des Gesetzes giebt uns das Folgende einen Begriff:

Alle in Bergwerken, Salinen, Brüchen und Gruben, auf Werften, bei der Ausführung von Bauten, in Fabriken und Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter und Beamten, deren Jahresverdienst nicht über 500 Dollars beträgt, sind bei einer von dem Reiche zu errichtenden und für Rechnung desselben zu verwaltenden Versicherungsanstalt gegen die Folgen der beim Betriebe sich ereignenden Unfälle nach Maßgabe der Bestimmungen dieses Gesetzes zu versichern. Gegenstand der Versicherung ist der Ersatz des Schadens, welcher durch eine körperliche Verletzung, welche eine Erwerbsunfähigkeit von mehr als vier Wochen zur Folge hat, oder durch Tödtung entsteht.

Die Entschädigung steigt je nach Verhältnissen bis auf zwei Drittel des letzten Jahresverdienstes, und ist nicht kleiner als ein Viertel. Auch Wittwen und Waisen werden mit einem Fünftel bis zur Hälfte je nach der Stärke der Familie bedacht.

Die Prämie ist aufzubringen für die Versicherten, deren Jahresverdienst nicht mehr als $200 beträgt, zu zwei Drittel von dem Arbeitsgeber und zu einem Drittel von dem Landarmenverband; für die Versicherten, die über $200 verdienen, zur Hälfte vom Arbeitsgeber und zur Hälfte vom Versicherten.

Was der „Nachbar" über die Judenfrage sagt. Es thut uns hier in den Ver. Staaten noth, das ruhige, nüchterne Urtheil christlicher in Deutschland lebender Männer über diese Frage zu hören. Ein solches Urtheil finden wir im „Nachbar", einem trefflich redigirten, alten und weitverbreiteten christlichen Volksblatt, das schon 33 Jahre lang in Hamburg herausgegeben wird, und an dessen Redaktion der berühmte Volksschriftsteller A. Fries betheiligt ist. Dieses Blatt sagt:

„Viele Leser wünschen „die Judenfrage" öfter im Nachbar besprochen zu sehen. Im politischen Wochenbericht wird dies nach wie vor, so weit als nöthig, in ruhiger und sachgemäßer Weise geschehen und über die fernere Entwicklung derselben berichtet werden. Auf Weiteres können wir uns aber nicht einlassen, da dies nicht zu den Aufgaben unseres Blattes gehört. Nur so viel sei hier ein für allemal gesagt: Daß es überhaupt eine „Judenfrage" giebt, d. h. daß man in den weitesten Kreisen unseres Volkes — was nur ein Blinder leugnen kann — gegen die Juden aufgebracht ist, kommt weder aus religiösem Fanatismus noch aus Rassenhaß her. Darum, daß die Juden einen andern Glauben haben als wir, und darum, daß sie nicht auch Deutsche von Geblüt sind, wie wir, sollen sie gewiß nicht von uns bekämpft werden. Es handelt sich in der Judenfrage um ganz was anderes. Wer unser Volksleben kennt, der weiß, daß die Hand der Juden sehr schwer auf unserem Volke liegt, und daß es so nicht fortgehen kann, wenn dasselbe nicht von den Juden ruinirt werden soll. Darum hat diese Bewegung ihr gutes Recht, denn sie ist ein deutscher Nothschrei gegen jüdische Unterdrückung und richtet sich diesem ihrem guten Kerne nach nur gegen den frivolen Uebermuth, mit welchem die Judenblätter, die zu Hunderten erscheinen und zu Hunderttausenden leider von Christen gelesen werden, unser deutsches Volk politisch, religiös, sittlich und wirthschaftlich auf's Schwerste schädigen, indem sie unsern christlichen Glauben verhöhnen, falsche liberale Grundsätze verbreiten, unsittliche Geschichten und Inserate aufnehmen und unreelle Gründungen anpreisen u. s. w. Sie richtet sich ferner gegen die Ausbeutung unseres Volkes durch jüdische Wucherer und Schacherer aller Art, welche insonderheit durch große Magazine mit fertigen Handwerkerwaaren unsere Handwerker auf das Schwerste schädigen; sie richtet sich endlich gegen die übergroße Vermehrung der Juden in obrigkeitlichen Aemtern und in den Schulen, und will, daß unser Volk als ein christliches auch von Christen gerichtet und erzogen werde. Wer kann es uns verdenken, wenn wir uns dieser Last zu erwehren suchen? Von einer „Hetze" gegen die Juden, von einer „Glaubensverfolgung" ist, wie gesagt, gar keine Rede. Man will nur die Juden selbst in aller Ruhe ersuchen, sich unter uns nicht als die Herrscher aufzuspielen, sondern bescheiden zu sein, und will die Regierung durch eine Petition bitten, geeigneten Wandel zu schaffen, daß die Juden unser Volk nicht ferner wirthschaftlich ruiniren und in demselben nicht dominiren können. Was sich sonst etwa noch an die Judenfrage gehängt hat und auf Spott oder Verfolgung abzweckt, verabscheuen wir auf's Tiefste, können aber auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß, wenn die Juden und die Judenblätter wie bisher fortfahren, allen wohlberechtigten Bitten gegenüber nur desto frecher und dreister zu werden, ihnen grade aus den Volkskreisen, die sie entchristlicht und entfesselt haben, eine Geißel gedreht werden wird, unter deren Hieben sie schwer werden bluten müssen."

Ingersoll am Pranger. Zwar ist das Prangerstehen aus der Mode gekommen, doch wäre es wirklich für Manchen wünschenswerth, daß es wieder eingeführt würde. Delaware's Gesetze von 1740 betrachten Gotteslästerung als einen Verstoß gegen das Gesetz und ein Verbrechen. Bis zum Jahre 1826 diente der Schandpfahl, das Brandmal und die Peitsche als Strafe für Gotteslästerung.

Oberrichter Comegys hat nun eine Ansprache an die Großgeschworenen des Criminalgerichts zu Wilmington gehalten, in der er Ingersoll, der in jener Stadt eine seiner gotteslästerlichen Reden gehalten hatte, auf eine muthige Weise an den Pranger stellte. Um das Volksbewußtsein zu kräftigen, sollte die Rede des wackeren Richters allerorts bekannt gemacht werden. Derselbe sagte:

„Gotteslästerliche Sprache wurde nahe dem Orte, wo wir versammelt sind, von einem frechen Schüler der Verleumder von geoffenbarter Religion gebraucht, um die Lehren dieser Religion der Verachtung und Lächerlichkeit preiszugeben; und, was Einige als Schande für die Leute dieser Stadt ansehen, Niemand stand auf, um ihn seiner Verachtung der Staatsgesetze wegen zur Rechenschaft zu ziehen. Ich behaupte, daß das Gesetz dieses Staates gegen alle Gotteslästerung ist, gegen jede schimpfliche und entehrende Sprache oder Ausdrücke, die gebraucht werden, um die Leidenschaften der Leute zu erregen, indem man ihre Religion mit Verachtung behandelt. Kein Volk wie das unsere kann als gesunde moralische Organisation bestehen, wenn Leute ohne allen Rückhalt gegen die wirkliche und

einzige Grundlage, worauf seine Sicherheit ruht — die Alles regierende Macht Gottes, sprechen dürfen. Wenn wir Seine Majestät vom Throne stürzen und an Seine Stelle unsere eigenen Ansichten von Recht und Unrecht setzen, so werden wir bald in einen solchen Zustand übergehen, wo die in uns wohnende Lust zum Bösen nicht unterdrückt, sondern vielmehr befördert und genährt wird, denn kein ehrlicher Mann kann leugnen, daß unsere natürlichen Triebe viel eher zur Befriedigung als zur Beschränkung unserer Leidenschaften geneigt sind.

„Ich hoffe, es wird kaum nothwendig sein, dem Staate zu sagen und seine Bewohner zu versichern, daß wenn Jemand des Verbrechens der Gotteslästerung überführt ist, das volle Maß der Strafe, wie es das Gesetz jetzt vorschreibt, verhängt werden wird. Wir werden uns auf keine Weise durch das Gespötte der Apostel des Unglaubens von der Erfüllung unserer Pflicht schrecken lassen — sondern den Glauben des Volkes beschirmen, wenn auch Andere glauben sollten, daß das Recht der freien Rede dadurch beeinträchtigt werde."

Die Boeren (Bauern) der Transvaal-Republik in Afrika werden den Engländern sehr viel zu schaffen machen. Sie haben eine gerechte Sache gegen das raubgierige England und sind tapfere Leute, die sich namentlich als treffliche Schützen bewährt haben.

Wie kamen denn die Boeren mit den Engländern in Krieg? Das kam also:

Das Kapland an der Südspitze Afrika's war früher eine holländische Provinz; aber die Engländer bemächtigten sich dieser Provinz mit Gewalt und List.

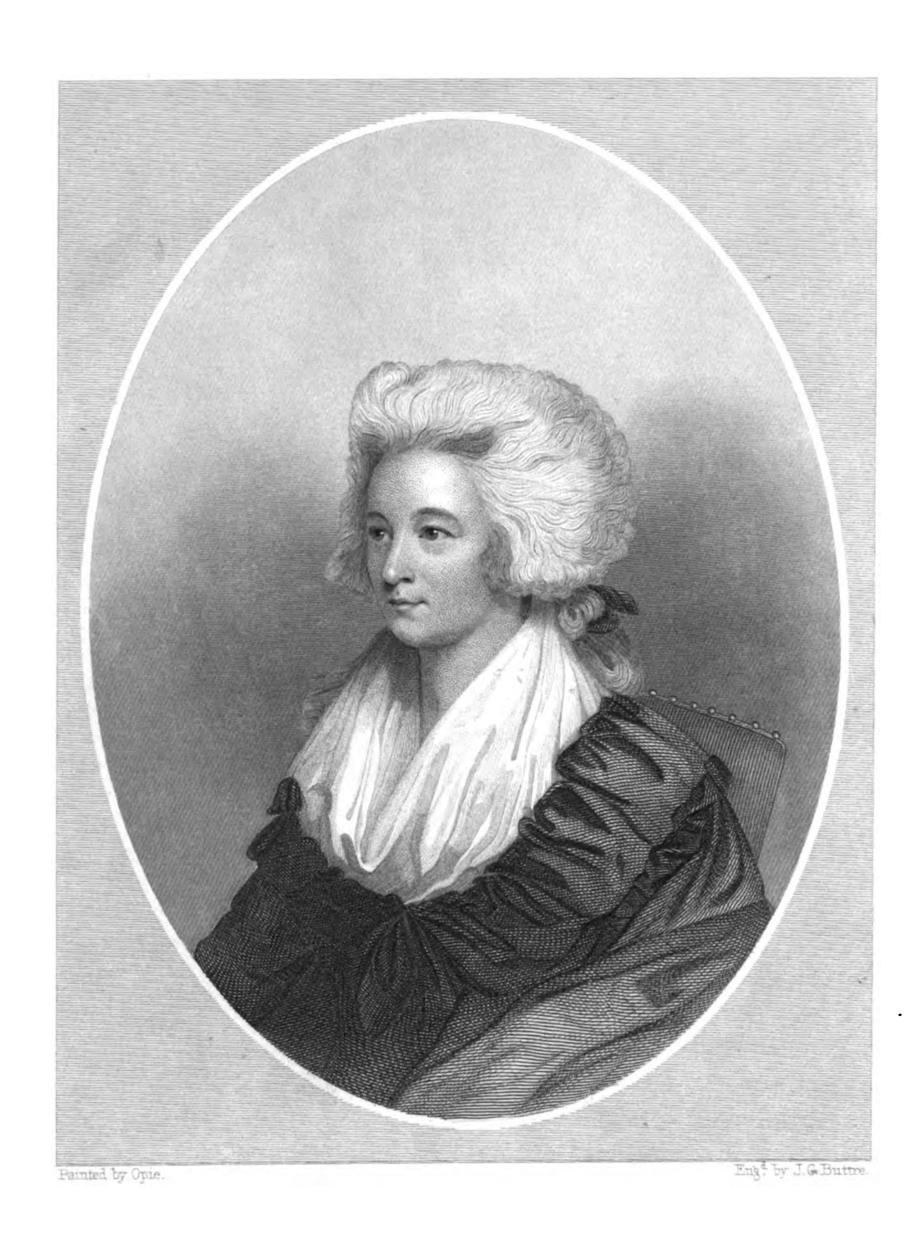
Tausende Bauern aber, welche von Holland nach dem Kapland ausgewandert waren, mochten nicht unter englischer Herrschaft stehen und wanderten weiter nach Afrika hinein. Dreißigtausend zogen anno 1836 zuerst nach Natal, das damals noch nicht englisch war, und von da — um ja recht weit von den Engländern wegzukommen — immer weiter und weiter in's Land hinein bis über den Fluß Vaal, und gründeten hier die Transvaal-Republik, was so viel heißt, als die Republik über dem, hinter dem Vaal. Außerdem gründeten sie auch den Freistaat am Orangefluß.

Aber Ruhe hatten die Boeren vor den Engländern auch hier nicht. An der Grenze der Transvaal-Republik wurden die Diamantenfelder entdeckt, wodurch viele Abenteurer dorthin gezogen wurden. Jetzt wurden die Engländer lüstern, gebrauchten wie gewöhnlich Gewalt und List, und rissen mit Hilfe einiger Verräther anno 1877 das Land an sich. Vergeblich protestirten die Boeren, vergeblich sandten sie Abgeordnete nach England. Die britische Regierung ließ diese gar nicht vor. Nun dachten die tapfern holländischen Abkömmlinge ernstlich an die Abschüttelung des englischen Joches. Paul Krüger, ihr „Präsident", berief einen Volksrath auf den 6. April 1880; der englische Statthalter Sir Bartle aber ließ ihn mit andern angesehenen Boeren verhaften, und jetzt griffen diese tapfern Landleute zu den Waffen und haben den Briten bereits einige empfindliche Schlappen beigebracht. Sie sollen 20,000 bis 30,000 waffenfähige Männer zählen.

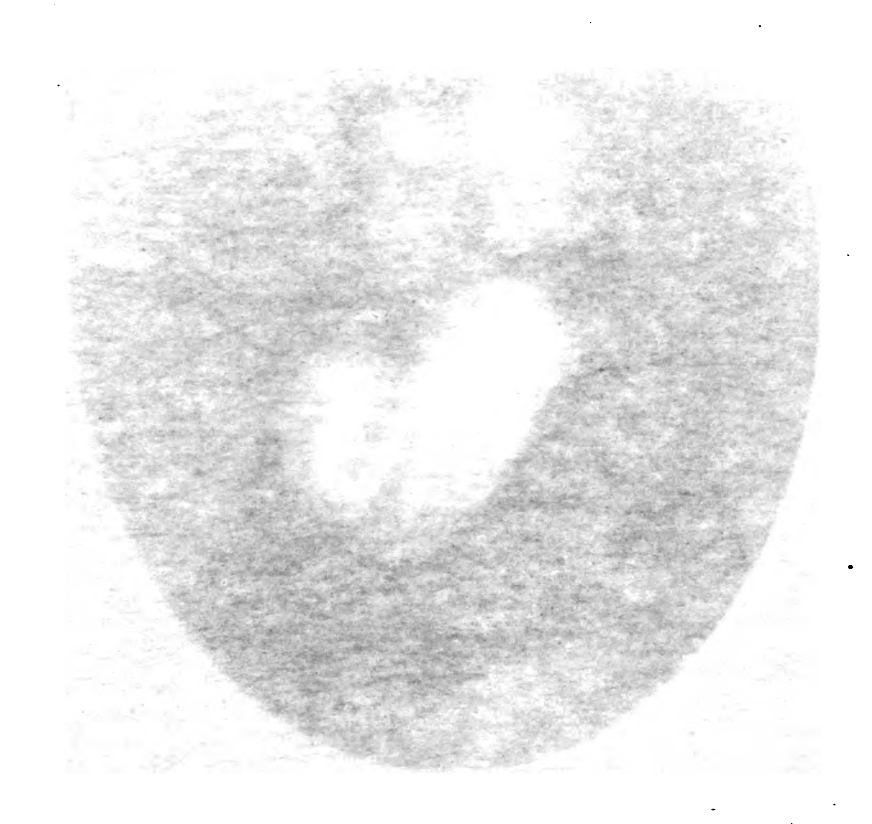
„Sorgt für eure Krieger, aber auch für deren Wittwen und Waisen," so hieß es vor der Annahme des Pensionsgesetzes, und Onkel Sam hat riesige Summen für den Zweck bewilligt. Doch giebt es Leute, die mehr als andere Anspruch auf den besonderen Dank des Volkes haben, und wir freuen uns, daß die Freunde des Generals Grant durch persönliche Anstrengung jenem verdienten Heerführer eine klingende Anerkennung seiner Verdienste darbringen wollen. Auf der andern Seite bedauern wir aber, daß es Vergessene giebt, die nicht minder solcher Unterstützung werth, sondern sogar äußerst bedürftig sind. Zu diesen gehört die Wittwe des äußerst verdienten Generals G. H. Thomas. Obgleich ein geborner Virginier, der im Seminolen-Kriege wie in Mexiko sich ausgezeichnet hatte, widerstand er beim Ausbruch des Bürgerkrieges den glänzenden Anerbieten seiner südlichen Landsleute und wurde der standhafte Vertheidiger der Union. Sein Sieg bei Mill Spring flößte nach dem unglücklichen Jahre 1861 dem Norden zuerst wieder Muth ein, und Stone Rive, Chickamauga, Chattanooga und Nashville haben den Namen Thomas unvergeßlich in die Annalen der amerikanischen Geschichte eingeprägt.

Thomas aber bekam keine Geschenke irgend welcher Art nach dem Kriege, weil er nicht wollte, daß für ihn gesammelt werde. Auch den Titel als General-Lieutenant wies er ab und starb im Jahre 1870 im Alter von 54 Jahren zu San Francisco. Jetzt aber lebt seine alternde Wittwe in kümmerlichen Verhältnissen von nur $30 Monatspension. Ohne ihr Gesuch an den Congreß kann zwar nichts geschehen seitens des Staates, doch könnten die Freunde des Generals Thomas gewiß mit Leichtigkeit der alten Dame die demüthigende Stellung als Bittstellerin ersparen.

Thomas Carlyle, der berühmte Geschichtschreiber, der tiefe Kenner und Verbreiter der deutschen Literatur in England, ist am 5. Februar d. J. gestorben. Geboren am 4. Dezember 1795, studirte er zu Edinburg Theologie und Mathematik, und lehrte letztere für viele Jahre als Professor in den schottischen Gymnasien. Durch das Werk der Frau von Stael „Ueber Deutschland" bewogen, legte er sich mit Eifer auf das Studium der deutschen Sprache, und bereits nach wenigen Jahren veröffentlichte er eine mustergiltige Uebersetzung von Göthe's „Wilhelm Meister". Sodann erschien als sein selbstständiges Erstlingswerk "Life of Schiller", und zwar in einer unübertrefflich genauen und trefflichen Anlage und Durchführung. 1837 übergab er sein erstes historisches Werk: „Die französische Revolution," der Oeffentlichkeit. 1845 folgten „Oliver Cromwell's Briefe und Reden," und von 1853–58 sein Meisterwerk: „Die Geschichte Friedrichs des Großen von Preußen." Noch manche andere des großen Autors würdige Schrift entsprang dem nie rastenden Geiste und der unermüdlichen Feder dieses edlen Gelehrten. 1865 wurde er mit großer Stimmenmehrheit über seinen Mitbewerber Disraeli, den jetzigen Lord Beaconsfield, zum Lord-Rektor der Universität von Edinburg gewählt, und wirkte unermüdlich bis vor seinem Ende. In ihm haben die Deutschen einen ihrer besten Freunde in England verloren. **Ehre seinem Andenken!**



Painted by Opie. Engd. by J. C. Buttre.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. Mai 1881. Fünftes Heft.



Kinderhimmel.

Am sel'gen Kinderhimmel funkeln
Die Freudensterne hell und rein;
O hüte dich, sie zu verdunkeln,
Und freu dich mit dem hellen Schein.

J. St.

Die Grenzen der christlichen Freiheit mit Bezugnahme auf unsere Erholungen.

Vom Editor.

Motto: Alles ist euer. Ich habe es alles Macht, aber es frommet nicht alles.

Einen Maßstab dessen, was uns auf dem Gebiete der Erholungen erlaubt und nicht erlaubt ist, haben wir durch die Erörterungen des Artikels im Aprilheft gewonnen, und gehen nun auf solche Einzelheiten ein, welche in Verbindung mit dieser Frage immer wieder auftauchen.

I.

Allgemeine evangelische Grundsätze.

Der Ausdruck und Begriff „Mitteldinge“, worunter man in der Sittenlehre Handlungen versteht, welche weder gut noch bös sind, die man thun oder unterlassen kann, hat mir nie recht gefallen; denn in Gottes Haushalt muß etwas entweder recht oder unrecht sein. Es giebt zwar Handlungen, die weder zu unserem Lebensberuf, unserem Broterwerb, noch zu unserer Seligkeit unumgänglich nothwendig sind, wozu alle rechte, echt biblische Erholung zu zählen ist. Diese aber ist nicht Unrecht, nicht Sünde. Wird jedoch die Erholung oder irgend etwas anderes auf widergöttliche, widerbiblische Weise genossen und ausgeführt, so kann nicht von Mittelding die Rede sein, denn solches Verhalten ist Unrecht und Sünde.

Daß die Grenzlinie so gar schwer zu finden, daß ein solches Finden beinahe zur Unmöglichkeit werde und deßhalb Ueberschreitungen nicht allzu hoch angerechnet werden dürften — diese und andere derartige Redensarten sind meistens leere Ausflüchte, womit man menschliche Gebrechen und sündliche Neigungen zu beschönigen sucht. Die Heilige Schrift, sowie das Gewissen in Verbindung mit der in unserer Zeit allgemein verbreiteten Erleuchtung werden jedem aufrichtigen Menschen, vornehmlich aber jedem ernsten Bibelchristen im gegebenen Falle die richtige Bahn weisen.

Alle diese Fälle aufzuführen, ist selbstverständlich eine Unmöglichkeit; dagegen lassen sich allgemeine Grundsätze feststellen:

1. Unser Nächster, und die uns umgebenden Verhältnisse. Wer die Paulinischen Briefe (namentlich ist 1 Corinther 8 sehr zu beachten) liest, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Gott der Herr will, daß wir selbst uns Grenzen und Schranken ziehen, welche errichtet werden müssen, um des Nächsten und der besonderen Verhältnisse willen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ich mich jeder grillenhaften Schrulle meines Nachbars füge, denn es wäre möglich, daß er am Ende selbst versucht würde, wenn mich die Sonne anscheint, oder wenn ich in einem andern Haus als in einem Faß — wie Diogenes — wohnte.

Wie aber von „versauerten“ und namentlich neidischen Menschen allzugroße Ansprüche an die Beschränkung der christlichen Freiheit gestellt werden können, so ist es auf dem andern Extrem auch möglich, daß man sich am Nächsten und an sich und seinem Beruf durch Mißachtung dessen, was man den vorhandenen Verhältnissen schuldet, schwer versündigt. Paulus zieht den Corinthern (1 Cor. 8) die Grenze, nicht indem er mit überwältigender Autorität — wie er hätte wohl thun mögen — das Endurtheil spricht, sondern indem er argumentirt und auf die von der Liebe gebotene Pflicht hinweist. Fest und nachdrücklich ruft er in die Welt hinein: „Warum sollte ich meine Freiheit lassen urtheilen von eines andern Gewissen?“ (1 Cor. 10, 29.) Ja im 27. Vers desselben Kapitels geht er so weit, zu sagen: „So aber Jemand von den Ungläubigen euch ladet, und ihr wollt hingehen, so esset alles, was euch vorgetragen wird, und forschet nichts, auf daß ihr des Gewissens verschonet.“ In Sklavenketten will er also Niemand schlagen, denn dies wäre ja dem Geist des neuen Bundes zuwider. Aber fußend auf diesem Grund — verlangt Paulus — verlangt Gott von uns, daß wir Rücksichten tragen und uns Grenzen stecken. Wissend, daß das Gewissen sich nicht in allen gleichmäßig entwickelt, und daß es nicht jedem gegeben, sogleich weite und tiefe Einsicht in Sachen zu gewinnen, schreibt dieser große Kämpe der Gewissensfreiheit auch: „Darum, so die Speise meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte.“

„Unser keiner lebt ihm selber,“ sondern wir leben alle Gott dem Herrn; dieser Grundgedanke sollte eines jeden Christen Leben durchziehen. Jesus Christus, der Erlöser der Seele, welcher um unseretwillen so herrlicher Vorrechte sich entäußert — des Rechtes, ewig in Herrlich-

keit beim Vater zu sein, nicht geboren zu werden, nicht mit Welt und Sünde in Berührung zu kommen, nicht zu sterben 2c., — Er darf auch von den Seinen fordern, daß sie unter Umständen auf gewisse Rechte verzichten. Zum Beispiel auf das Recht — in der Heimath zu wohnen, Ruhe und Rast zu genießen, sich der Gefahr zu entziehen, und was dergleichen Rechte mehr sind. Indem der Christ sich Gott übergeben, hat er Ihm auch diese Rechte eingehändigt. Gott regiert sein ganzes Leben; der Meister kann fordern und der Jünger hat Gehorsam zu leisten. Da nun um Gottes Sache und das Heil der Menschen willen unter Umständen auf solch heilige Rechte Verzicht zu leisten ist, wie viel mehr sollten Christen bereit sein, weniger Wichtiges — diese und eine andere Erholung — zu opfern, wenn es um des Reiches Gottes und der Seelen willen nöthig ist?

2. Unser Heil. Eine Dame, welche einen Kutscher suchte, fragte den ersten sich meldenden Rosselenker: „Wie nahe können Sie an einem Abgrund vorbeifahren, ohne das Fuhrwerk in denselben zu stürzen?"

„Ich fahre bis auf drei Fuß zum Rand des Abgrundes."

„Thut mir leid; aber ich kann Sie nicht als meinen Kutscher anstellen;" also lautete der Abschiedsbescheid der Dame.

Auch an den nächsten sich Anmeldenden wurde dieselbe Frage gestellt; und da er erklärte, er könne bis auf einen halben Zoll zum Rand des Abgrundes fahren, wurde er noch schneller entlassen als der erste.

Endlich kam ein dritter Applikant, welcher auf jene Frage demüthig antwortete: „Madame, ich bin in solch gefährlichen Wagstücken nicht sehr erfahren, und kann nur versprechen, daß ich mich jedes Mal so weit als möglich vom Abgrund halten werde."

„Solche Leute sind mir lieb," sagte die Dame, und stellte den Mann als Kutscher an.

Sowie Paulus im 8. Kapitel des ersten Corintherbriefes ermahnt, um anderer willen der christlichen Freiheit Grenzen zu setzen, so bringt er im 9. und 10. Kapitel darauf, daß dies geschehe, damit das eigene Heil nicht Schaden leide. Den Christenlauf mit den olympischen Spielen vergleichend, prägt er dadurch ein, daß es einen ernsten Kampf gelte, bei welchem alles einzusetzen sei. Er selbst stellt sich als Beispiel dar und bekennt, daß er alles daran setzen müsse, um den Sieg zu gewinnen (1 Cor. 9, 23—27). Ferner weist der Apostel auf die Israeliten hin und thut durch ihre Geschichte dar, wie viel gewagt werde, wenn man die Gefahr nicht scheut und die Freiheit mißbraucht. (1 Cor. 10, 1—5, 11 und 12.)

Es ist ein gar schwer in's Gewicht fallendes Bekenntniß des Apostels, daß er seinen Leib betäube und zähme, daß er nicht andern predige und selbst verwerflich werde. Wenn er, der mit Recht ein heiliger Mann genannt wird, der von sich sagen konnte: „Ich bin der Welt gekreuzigt," und: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat," wenn er die Nothwendigkeit anerkennt, um seines Heils willen in dem ernsten Christenleben auch seiner christlichen Freiheit Grenzen zu stecken, wie viel mehr sind wir angewiesen, solches zu thun! Wahrlich, da muß man mit dem Kirchenvater Augustin ausrufen: „Die Furcht des Apostels erfüllt uns mit Furcht, denn — so der starke, ausgewachsene Mann zittert, was soll aus den schwachen Kindlein werden!" So gilt es denn, weit, weit vom Abgrund zu bleiben, und alles — auch in unsern Erholungen, zu vermeiden, was dem Feind der Seele Gelegenheit darböte, uns Schaden zuzufügen. Zu diesem Ende haben wir nicht blos den Willen Gottes genau zu erforschen, sondern müssen auch unser eigen Wesen ergründen, uns selbst gründlich kennen lernen; denn in hunderterlei Fällen habe ich mich aus Ursache meiner Eigenthümlichkeiten ganz anders zu verhalten, als mein Nachbar. Was ihm in diesen besonderen Fällen zur Richtschnur dienen muß, mag meine Regel nicht sein, und umgekehrt kann sein Maßstab nicht bei mir gebraucht werden.

Und wenn wir nicht also Acht haben, was dann? „Schaut die Israeliten an," ruft Paulus. „Obwohl sie von der geistlichen Speise gegessen und von dem geistlichen Trank getrunken, sind doch ihrer viele niedergeschlagen in der Wüste. Und solches alles ist uns geschrieben zur Warnung; darum, wer sich läßt dünken, er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle."

3. Christus in uns, und die daraus entspringende Würde. Ueber diesen Punkt wollen wir blos eine Stelle aus den Paulinischen Briefen wörtlich anführen, und die weitere Schlußfolgerung dem Leser überlassen: „Als mit Klugen rede ich; richtet ihr, was ich sage. Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brod, welches wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brod ist es, so sind wir viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brodes theilhaftig sind. Ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch, und der Teufel Kelch; ihr könnt nicht zugleich theilhaftig sein des Herrn Tisch und der Teufel Tische. Oder wollen wir dem Herrn trotzen? Sind wir stärker, denn er? Ich habe es zwar alles Macht, aber es frommet nicht alles; ich habe alles Macht, aber es bessert nicht alles." (1 Cor. 10, 15—17, und 21—23.)

II.

Einzelne Erholungen.

1. Das Spiel. Ich habe immer die Menschen bedauert, welche in ihrer Jugend nicht spielen durften; denn es ist ihnen nicht nur ein „gut Stück der Jugend" geraubt worden, sondern sie entbehrten auch ein wichtiges Erziehungs-Element, was ihnen gewöhnlich mehr oder weniger ihr ganzes Leben lang nachgeht. Solch einseitige Erziehung mag sehr geregelte Naturen erzeugen, deren Lebenstag gleichsam wie ein Uhrwerk abläuft, und welche in allen Dingen sich zeigen und geben wie ein richtig gelöstes Rechenexempel; aber — gemüthvoll sind diese Menschen selten; was echte, tiefe Sympathie der Seele ist, haben sie in ihrer Jugend kaum gefühlt, und verstehen es auch darum nicht, Sympathie oder Begeisterung zu wecken, namentlich nicht — bei der Jugend. Mögen diese Behauptungen auch auf den ersten Blick sehr auffallend erscheinen — wer einige Blicke in die Menschenseele und in's Menschenleben gethan, der wird erkennen, daß in einem bekannten englischen Sprichwort gar viel Erziehungsweisheit enthalten ist; dasselbe heißt: "All work and no play, makes Jack a dull boy."

Man hat das Spiel, und zwar nicht mit Unrecht, „das freudige, leichte Gestalten der Dinge" genannt, und als solches gehört es nicht blos in das Gebiet des sittlich Erlaubten, sondern es hat eine sittliche Bedeutung, und beim Kinde gehört es ganz entschieden zur Selbstbildung. Vorzugsweise sind die Thätigkeiten der Erwachsenen der Gegenstand kindlichen Spiels, und es liegt in demselben oft ein gar hoher Ernst der Ahnung. Wie dem aber auch sei — das Kind ist zu unschuldigem Spiel berechtigt, und es hat dasselbe nöthig.

Welches Recht aber hat der gereifte Mensch — zum Spiel zu greifen. Gerade so viel, als ihm durch das Bedürfniß der Erholung und die im Evangelium niedergelegten Regeln gewährt wird. Je länger der Mensch lebt, je mehr Erfahrungen er gemacht, je mehr er die Bitterkeit des Daseins gekostet, desto weniger wird er geneigt sein, zum Spiel zu greifen, wobei selbstverständlich vom christlichen Standpunkt nie an's Kartenspiel, sondern etwa an's Ballspiel im Freien 2c. zu denken ist. Jedenfalls kommt immer viel auf Persönlichkeit und Verhältnisse an. Was dem Kinde, dem Knaben, dem Jüngling eine rechtmäßige Erholung ist, kann für den Gereiften ein kindisches Spiel, oder sogar sündige Zeitverschwendung sein.

2. Fußwanderungen und Reisen. Jung-Amerika schaut gar erstaunt auf, wenn von Fußwanderungen die Rede ist, namentlich falls die Herrchen und Dämchen wohlhabende Väterchen haben. Fußwanderung — als Erholung! Das ist ja Nigger-Arbeit, höchstens aber geeignet für die „Dutch und Irish". So spricht man — und dennoch bleibt es wahr, daß zu den besten Erholungen, zu den reinsten Vergnügungen das Wandern in Gottes freier Natur gehört. Wer's aber besser haben kann, hat von etwas größeren Reisen in eine schöne Landschaft, eine erhabene Gebirgswelt, oder zum alten ahnungsvollen Meere noch größeren Genuß — das heißt, wenn man nicht wie echte Modenarren solche Touren also mitmacht, daß sie auch wieder zur Anstrengung, anstatt zur Erholung werden.

3. Geselligkeit. Gott will nicht, daß wir wie Karthäusermönche stumm aneinander vorbeigehen und uns in unsere Zellen vergraben. Er weist uns an, einander gesellschaftlich zu belehren, zu ermuntern, einander zur Erholung zu dienen und Geselligkeit zu pflegen. Freilich, wo Zoten gerissen, Klatschereien verübt, andere Menschen angeschwärzt und die köstlichen Stunden mit „weniger als Nichts" todtgeschlagen werden, da kann von keiner Erholung die Rede sein; solche Conventikel meide man. Auch kann der Christ nicht sitzen, da die Spötter sitzen, kann eine Gesellschaft nicht aufsuchen — ja muß sie verabscheuen — wo das Heilige nicht heilig gehalten wird. Abgesehen aber von diesen und andern Auswüchsen ist die Geselligkeit nicht nur ein bedeutendes Mittel zur Erholung, sondern wirkt auch sittlich bildend, und zwar braucht sich die Unterhaltung zu diesem Zwecke nicht immerdar um religiöse Gegenstände zu drehen. Das sogenannte weltliche Thema, ja sogar auch das heitere Gespräch und der echte Humor haben ihr gutes Recht, wenn sie nichts Ungeziemendes enthalten. Freilich ist es wahr, daß durch Reden oft mehr gesündiget wird, als durch Thaten, weßhalb Vorsicht, weise Zurückhaltung, Mäßigung, die Zunge im Zaum zu halten, zur heiligen Christenpflicht wird.

4. Musik. Sie ist von Gott unter anderem auch zur Erholung geschaffen. Wie besänftigend wirkt lieblicher Gesang auf den durch Arbeit angestrengten Geist; wie beruhigend der Klang eines zarten Instrumentes auf die angespannten Nerven! Man braucht kein Künstler zu sein, und keinen Künstler zu hören, um die Musik zur Erholung zu benützen. Es gehören auch nicht nothwendigerweise Instrumente dazu, die viele Hunderte Dollars kosten. Nein, in jedem Haushalt ist wenigstens eine Stimme, die zum „Flöten" taugt, und auch der Aermste kann eine Handharmonika erschwingen. Wie alle unsere Erholungen rechte Erholungen sein können, wenn sie auch nicht ein ungeheuer Geld kosten, so kann auch die Musik in diesen Dienst gezogen

werden selbst in der Hütte der Armuth. Und nichts wirkt so harmonisch, so wohlthuend, als Musik — und darum giebt es kaum ein anderes Mittel zur Erholung, welches so wirksam ist, wie sie.

5. **Lektüre.** Sie kann bekanntlich ebenso viel Gutes wie Böses richten, und zu den Uebeln unserer Zeit ist gerade die verkehrte Leselust, namentlich die Zeitungslektüre zu rechnen, die allgemeinste Erholung, von den hochgelehrten Kreisen bis zu den Gästen der übelriechendsten Schenken. Nichts macht so verflacht, als das **beständige** Verschlucken solcher Lektüre, die in einer Viertelstunde Hunderte von Gegenständen der Seele vorbeiführte. Ist aber schon in diesem hastigen Verschlingen vieler Zeitungsparagraphen weder Erholung noch ordentliche Bildung zu finden, was muß von der Schund- und Schandliteratur unserer Tage gesagt werden! Wer hier Erholung sucht, ist wie jener, der zur Stärkung seiner Körperkraft sich dem Branntwein oder dem Genuß von Gift hingibt. Und doch ist gutgewählte, tüchtige Lektüre eine große Erholung. Ja, die beste Lektüre der Welt — die Bibel — ist nicht etwa bloß zur Erbauung, sondern auch zur Erholung da. Man schaue sich nur einmal die Weite des Gesichtskreises, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Plastik der Darstellung, die gewaltige Zusammenfassung des Sichtbaren und Unsichtbaren, die Wirklichkeit der Zeichnung, die feine, spannende, psychologische Skizzirung, die Zartheit der Lyrik und das Epische der Erzählung an — und frage sich, ob es ein anderes Buch giebt, das so viel Erholung bietet, als die liebe Bibel!

6. **Abendunterhaltungen.** Gute Vorlesungen, Concerte, wo auserlesene Musik vor guter Gesellschaft vorgetragen wird, sinnige, christliche, in Privathäusern veranstaltete Abendunterhaltungen — wer wollte Einwand gegen solche Erholungen erheben?

7. **Die schönste und wirksamste Erholung aber sind die vernünftigen Gottesdienste;** denn wir haben ja nicht in der Zerstreuung, sondern in der Sammlung die rechte Erholung gefunden. Wo aber könnte man sich besser sammeln als gerade in einem lebendigen, ächten Gottesdienst. Wem diese Art Erholung Last wird, ist eben ein ungeistlicher Mensch, welcher sich nur dann zu erholen vermeint, wenn er seinen Gelüsten fröhnen kann. Wie der Leib, so ist auch die Seele der Ausspannung bedürftig von den Kämpfen, Widerwärtigkeiten, Spannungen und dem Staube des Lebens. Und solche Ausspannung bietet der Haus- sowie der kirchliche Wochen- und Sonntags-Gottesdienst. Ein recht gefeierter Sonntag giebt die Fülle der Erholung, die an Wirksamkeit und Kraft durch nichts von all dem, was oben aufgezeichnet, auch nur im entferntesten erreicht wird!

Und sollten wir im Angesichte so reicher, vielgestaltiger, von Gott gewollten Erholungen — zu fraglichen, oder gar gefährlichen Mitteln greifen? Sollten wir die Bibel oder die Kirche beständig beschuldigen, daß sie uns kein Vergnügen, keine Freude lassen, oder sollten wir nicht viel mehr herzlich dankbar sein für die Schranken, welche sie um unseret willen ziehen? Wahrlich — es bleibt ewig wahr: Alles ist unser; **wir aber sind Christi;** Christus aber ist Gottes.

Aus Norwegen.

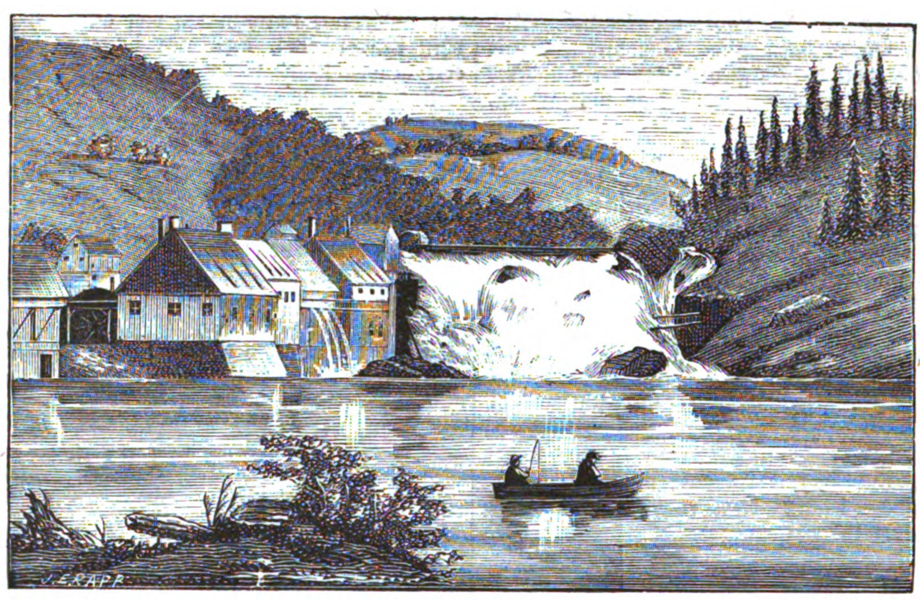
Von R. F. Kunschik.

Auf nach Norwegen! Was, in jenes kalte Land? ruft vielleicht der Leser. Nun, wir meinen blos einen unschuldigen Ausflug in Wort und Bild, wie wir ja schon öfters vermittelst „Haus und Herd" gemacht haben, ohne unsere Behaglichkeit im trauten Heim zu opfern.

Wohlan, so komm denn, lieber Leser, wir wollen ein wenig von jenem rauhen Lande, der Heimath der Skalden, träumen. Mit Vergnügen versetzen wir uns im Geiste unter Italiens heiteren Himmel, oder ergötzen uns am Reichthum schweizerischer Szenerie, oder südfranzösischer Ueppigkeit, aber eine gewisse Scheu scheint sich über uns zu stehlen vor den tiefen Fjorden und der düsteren Felsenküste des rauhen Nordlandes. Doch auch über das Land der Edda lagert sich ein Zauber voll Anziehungskraft, der in der Natur und Geschichte des Landes und seiner Bewohner seinen Grund hat.

Norwegen ist vorwiegend Gebirgsland. Allerdings vermissen wir das Großartige der Alpenländer, doch finden wir dafür manchen Ersatz. Der Freund des Wildromantischen in der Natur wird hier reichlich befriediget werden. Fehlen auch hier die Bergriesen der Schweiz, so fehlt es doch an Gletschern nicht, denn die Grenze des ewigen Schnees sinkt zu einem ziemlich niederen Niveau herab. Die Flüsse sind meist naturwüchsige, wilde Bergströme, die sich nach kurzem Lauf ins Meer ergießen. An Wasserfällen ist kein Mangel. Wegen ihrer reißenden Geschwindigkeit und Cataracten sind die Flüsse für Schifffahrt unbrauchbar, liefern dagegen oft vorzügliche Arbeitskraft zum Betrieb von Getreide- und Sägemühlen u. a.

Die Küste ist meistens steil und sehr zerrissen. Der Mangel an schiffbaren Flüssen wird durch



Mühle und Wasserfall bei Trondhjem.

die Fjorde ersetzt. Diese sind enge Meeres-buchten, die oft tief ins Land hineindringen und der Küstenfischerei vortrefflich zu Statten kommen. Der Boden ist großentheils unbebaut, theils wegen seiner natürlichen Unfruchtbarkeit, theils wegen ungünstiger klimatischen Verhältnisse, da ein bedeutender Theil des Landes innerhalb des Polarkreises liegt, und daher zur Agrikultur untauglich ist. Selbst im südlichen Theile des Landes ist der Ackerbau auf Kartoffeln und einige Getreidearten beschränkt. Der Sommer ist im Allgemeinen kurz und oft heiß, der Winter dagegen sehr kalt und rauh. Der Hauptreichthum des Landes liegt in der Viehzucht, den Bergwerken, den Waldungen und der Fischerei.

In der Dauer des Tages und der Nacht beginnen polarische Extreme sich zu zeigen und im nördlichen Theil des Landes bleibt die Sonne



Ein norwegischer Gletscher.



Mühle und Wasserfall in Gudbrandsdalen.

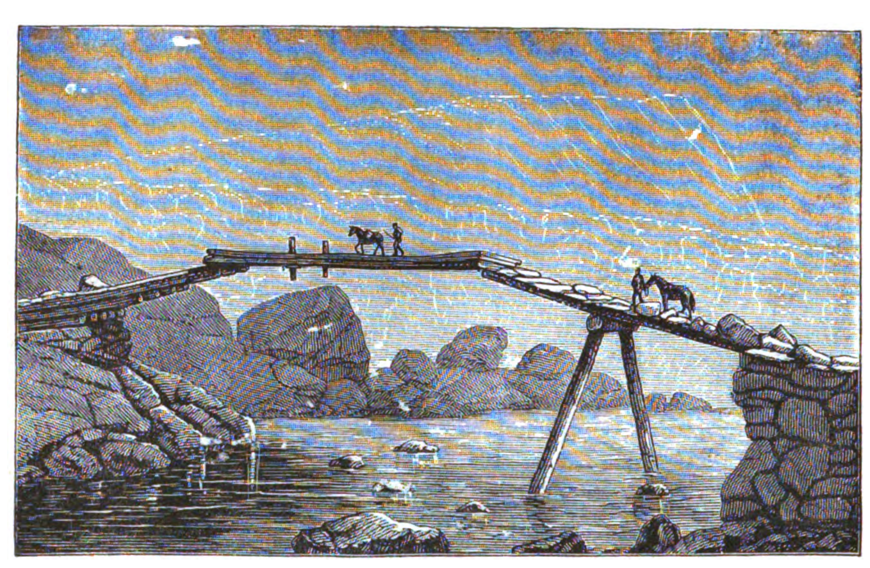
während des Winters eine geraume Zeit gänzlich verborgen. Ihr Aufgang wird den in Hammerfest überwinternden Kaufleuten nach langer und oft langweiliger Winternacht zu einem wahren Jubelfest. Wer auch immer kann, eilt auf Schneeschuhen hinaus auf die benachbarten Berge, um das lang ersehnte Tagesgestirn zu begrüßen, das sich nun auch mit wunderbarer Pracht erhebt.

Der Abkunft und Sprache nach gehören die Bewohner Norwegens (mit Ausnahme der Lappen) der germanischen Völkerfamilie an. Sie sind Nachkommen der alten Normannen, eines Volkes, das sich sowohl durch physische Kraft, als auch durch kühnen Unternehmungsgeist auszeichnete. Theils innere Fehden, theils ihr unwirthliches Land zwang sie, ihren Unterhalt zur See zu erringen. Noth und angeborne Kühnheit machte sie zu furchtlosen Seefahrern. Frühzeitig gründeten sie Colonien auf Island und Grönland, und Normannen waren die ersten europäischen Entdecker Amerika's, denn sie entdeckten es etwa fünf Jahrhunderte vor Columbus. Unter ihren Seekönigen machten diese tapferen Seefahrer häufige Raubzüge, wobei sie in ihren kleinen Schiffen die deutschen und französischen Flüsse zum Schrecken der Einwohner hinaufsegelten, um beutebeladen wieder heimzuziehen. Sie kamen selbst bis Unteritalien, wo sie sich sogar der Landesherrschaft bemächtigten.

Aehnlich den alten Deutschen liebten sie die Jagd, Krieg und Waffenübung. Ackerbau und Viehzucht überließen sie den Sklaven. Treue war ihre hervorragendste Tugend, und die Liebe zur Dichtung die einzige zarte Regung der rauhen Männer. In schwermüthigen Heldenliedern und Sagen priesen ihre Sänger, Skalden genannt, die Großthaten der Altvordern. Die Edda ist die berühmteste Sammlung solcher Götter und Heldensagen, die uns einen lohnenden Blick in die



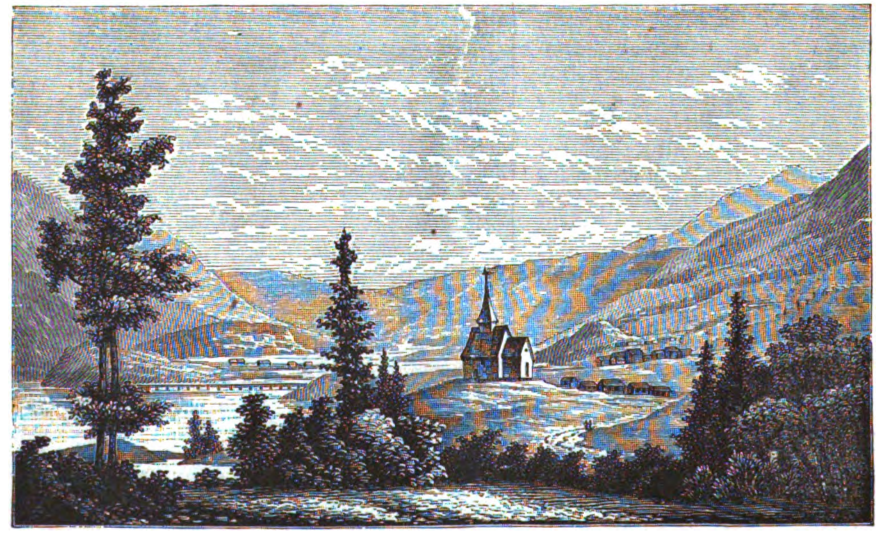
Cascade bei Tellemarken.



Eine ländliche Fußbrücke.

Verhältnisse norwegischer Heldenzeit gestatten. Die Helden der Edda haben nichts gemein mit den Cavalieren Südeuropa's. Sie sind vielmehr einfache, kräftige Bauern, welche durch unruhige Zeiten gezwungen sind, ihr Eigenthum zu vertheidigen. Sie sind bedeutend im Landbau vorangeschritten und gewinnen ihre Nahrung theils aus dem Boden, theils aus der See. Sie sind Eigenthümer von Heerden, machen Butter und Käse, ziehen Weizen, fischen im Fjorde und jagen das Reh. Ein allgemeiner Unabhängigkeitssinn kennzeichnet sie. Die Macht des Königs ist eine beschränkte, doch auch verschieden zu verschiedenen Zeiten. Der König wurde gewöhnlich wie der amerikanische Schulmeister in der Pionierzeit erhalten. Eine Woche quartierte er sich bei dem einen, eine andere Woche bei dem anderen seiner Unterthanen ein. Dieses war fast die einzige Weise, auf welche ein armer König in einem armen Lande erhalten werden konnte.

Diese Heldensagen lassen sich auf die Schilderung fast jedes einzelnen Theilnehmers ein. Jeder wird bei seinem Namen und als des Kö-



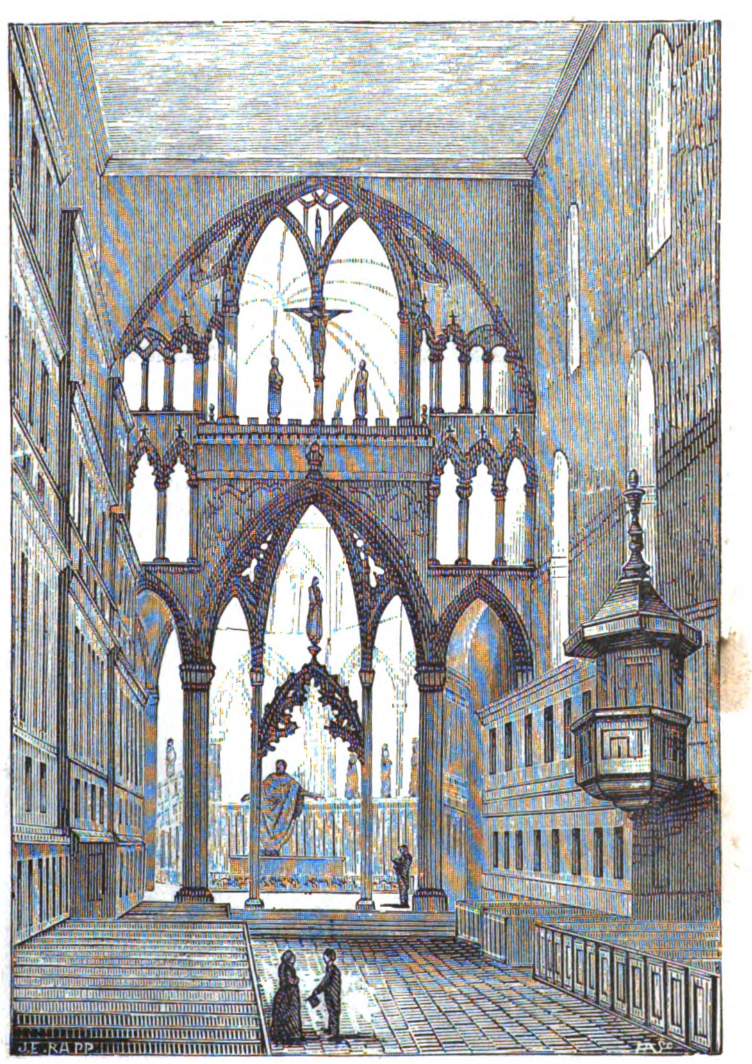
Kirche in Walders.

nigs besonderer Freund erwähnt. Mancher wird wegen seiner Schönheit gepriesen. Die geringe Bevölkerung gestattete das.

Auffällig ist die fast gänzliche Abwesenheit alter Burgen. Kaum die Ueberreste alter Stadtmauern sind zu sehen. Doch das läßt sich leicht erklären. Die See war des Normannen Festung, zu der er seine Zuflucht nahm, wenn er den Angriffen seiner Feinde nicht länger Widerstand zu leisten vermochte. Alte Gebäude, Kirchen, Brücken u. s. w. sind große Seltenheiten, was dem Umstande zuzuschreiben, daß man selten Stein zum Bauen gebrauchte. — Gewöhnlich wurden alle Gebäude, von des Königs Palast bis zur ärmlichsten Hütte, von Holz gebaut, denn dieses Material war in Fülle vorhanden. Steine gab es zwar auch im Ueberfluß, doch waren dieselben sehr hart und zu schwierig zu bearbeiten. Größere „Steingebäude“ würden überdies Schwierigkeiten bei Erbschaftstheilungen gemacht haben, da alles Eigenthum des Vaters zu gleichen Theilen unter die Kinder vertheilt werden mußte. Diese Umstände haben mehr zu thun mit dem Schicksal des Landes, als man auf den ersten Blick zu glauben geneigt ist. Die Adeligen hatten keine festen Schlösser, wie die Ritter Mitteleuropa's, in denen sie sich gegen ihre überlegeneren Feinde schützen konnten. Wurden sie nun von einem mächtigen Nachbarn bedrängt, oder waren sie gar mit dem König in Streit gerathen, so nahmen sie ihre Zuflucht zur See.

Die sogen. Seekönige, die mit ihrem Gefolge Deutschland und Frankreich ausplünderten, waren Adelige, die sich auf diese Weise den Bedrängungen seitens ihrer mächtigeren Gegner entzogen hatten. Der König selbst hatte weder Macht noch Sicherheit außer dem guten Willen des Volkes. Auf diese Weise blieb Norwegen von den vielen zerrüttenden inneren Unruhen verschont, welche im Mittelalter in allen andern Ländern herrschten.

Die gegenwärtigen Norweger zeichnen sich durch kräftigen Körperbau, Freiheitsliebe und Treuherzigkeit aus. Die Landleute sind besonders ehrlich. Zur See haben sie nichts von der Kühnheit der Vorfahren verloren. In ihren Sitten sind sie einfach und conservativ. Das Volksleben ist ein gesundes. Im nördlichen Landstrich ausgenommen befindet sich das Volk, trotz großer, dem öffentlichen Schulunterricht entgegen stehenden Schwierigkeiten, auf einer sehr erfreulichen Stufe allgemeiner Bildung.



Das Innere der Kathedrale von Trondhjem.



Ansicht der Stadt Bergen.

die theils einer natürlichen Bildungsfähigkeit, theils einer zweckmäßigen Gesetzgebung zuzuschreiben ist. Unkenntniß im Lesen und Schreiben schließt von manchen bürgerlichen Vorrechten aus.



Eine Straße in Bergen.

Das nördliche Norwegen mit seinen malerischen Landschaften, fischreichen Flüssen und Seen und gutem Wildstand hat in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit von Touristen und Jagdfreunden auf sich gezogen. Doch ist ein Ausflug dahin mit solchen Strapazen verbunden, daß nicht viele Touristen einen solchen unternehmen. Die Mehrzahl begnügt sich mit einer Reise von Christiania nach Trondhjem oder Drontheim, entlang der alten Königsstraße. Zwar ist ein solcher Ausflug auch mit mancherlei Beschwerden verbunden, entschädigt aber reichlich durch seine Reize. Besonderes Verdienst um das Wohl und die Bequemlichkeit der Reisenden hat sich ein in Christiania wohnender Engländer, Namens Bennet, erworben, und sich den Touristen, die das südliche Norwegen bereisen wollen, unent-

behrlich gemacht. Er ist der Herausgeber von zahlreichen Landkarten, photographischen Ansichten, von Wörterbüchern und Grammatiken der skandinavischen Sprachen, Reisebeschreibungen u. s. w. Er hält beständig eine Zahl zweirädriger leichter Fuhrwerke und Pferde, die er an Touristen verdingt oder verkauft. Alles, was zur Reise nothwendig ist, oder zur Unterhaltung oder Bequemlichkeit dient, kann der Reisende bei Bennet haben. Da kann er Auskunft über alle Gegenden, Berge, Wasserfälle, Ruinen u. s. w. in Norwegen erlangen, irgend welches Geld wechseln und die jüngsten Neuigkeiten erfahren. Mit Bennet's Empfehlungsschreiben empfängt er die beste Aufnahme bei Gastwirthen und alle mögliche Bequemlichkeit.

Gewöhnlich fahren die Touristen per Dampfer über den reizenden Mirsen See, auf dessen Inseln sich historisch denkwürdige Ruinen befinden. In Lillehammer finden sie dann freundliche Aufnahme im Hotel Ormsrud. Unweit von hier beginnt das Thal Gudbrandsdalen, das als das schönste Thal in Norwegen bezeichnet wird und etwa hundert und sechzig englische Meilen lang ist. Die Bewohner desselben zeichnen sich durch Einfachheit aus und bewahren treu die Sitten der Vorfahren. Ihre Häuser sind sehr primitiv und meist mit Erde bedeckt. Wasserfälle, baufällige Brücken, Wassermühlen und bescheidene Posthäuser gehören zum Alltäglichen hier, ohne jedoch den eigenthümlichen Reiz zu verlieren.

Nachdem die Königsstraße das Thal durchzogen, windet sie sich über das Gebirge, bis Trondhjem erreicht wird. Gewöhnlich wird auch ein Abstecher nach dem großen „Sneehoetten-Berge“, einem mit Eis und Schnee bedeckten erloschenen Vulkan gemacht. Endlich senkt sich die Straße allmählich, man fährt an einigen alten Ruinen vorbei, da breitet sich auf einmal die Bai vor den Blicken des Reisenden aus. In einiger Entfernung sind die Kirchthurmspitzen von Trondhjem, der alten Hauptstadt Norwegens, zu sehen. Die Länge der Königsstraße, etwa dreihundert und vierzig englische Meilen, ist nun zurückgelegt.

Trondhjem ist die alte Krönungsstadt norwegischer Könige. Christiania ist zwar jetzt die Hauptstadt Norwegens und der Sitz der Regierung, doch muß der schwedische König, um den norwegischen Königstitel zu führen, in der alten ehrwürdigen Kathedrale von Trondhjem, in der Nähe der Gebeine Königs Olaf des Heiligen, gekrönt werden.

Seite 234 bringen wir auch zwei Abbildungen von der alten norwegischen Handelsstadt Bergen.

„Siehe, ich mache Alles neu!“

Ein Lebensbild, nachgezeichnet

von W. Köneke.

Vor einigen Jahren auf einer Reise nach Ostindien begriffen, erhob sich eines Tages ein mächtiger Sturm, der das Schiff, das ich commandirte, so hart mitnahm, daß, nach mehrtägigem vergeblichem Bemühen, es wieder herzustellen und vor Untergang zu retten, ich mit sammt meiner Mannschaft genöthigt war, die Rettungsboote zu besteigen. Unsere Hoffnung setzten wir auf die Vorsehung, welche auch auf dem weglosen Meer Bahn zur Rettung schaffen kann. Bald war das Schiff vor unsern Augen in die Tiefe versunken. Auch währte es nicht lange, bis die Rettungsboote, trotz den Anstrengungen, zusammen zu bleiben, von einander getrennt wurden, um jedoch alle, auf verschiedene Weise, glücklich gerettet zu werden. Ich wurde mit denen, die bei mir waren, gerade als wir meinten, vor Hunger und Durst verkommen zu müssen, glücklicherweise von einer schwedischen Barke, die nach einem afrikanischen Hafen bestimmt war, aufgenommen. Hier bewahrheitete sich das alte Sprüchwort wieder: „Wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten.“

Die Folgen dieser Lebensnoth hielten mich während der ganzen weitern Reise bis zum Hafen an mein Bett gefesselt. Am Morgen des Tages, da wir in den Hafen fahren sollten, konnte ich in Gesellschaft des Kapitäns am Tisch den Morgenimbiß nehmen. Mit Ausnahme eines Schottländers, der als Dollmetscher diente, konnte weder Kapitän noch Mannschaft englisch reden. Durch den Schottländer erfuhr ich den Bestimmungsort der Barke. Vor Jahren hatte ich als Jüngling diesen Hafen und andere längs der Küste besucht, und meine Erinnerungen waren solch unangenehmer Natur, daß trotz der Dankbarkeit, die ich wegen unserer Errettung empfand, ich dennoch einen starken Widerwillen gegen das Einfahren in diesen Hafen hatte. Es war der berüchtigste Sklavenhandel-Hafen der ganzen Küste.

Als an diesem Morgen der Anker in die Tiefe fuhr und die Ankertaue rasselten, wurde ich sogleich in die Vergangenheit versetzt, und die Scenen meines vorigen Besuchs standen vor meiner Seele. Die dicht bewaldeten Berge im Hintergrund, wo allerlei wilde Thiere hausten; die Mündung des sich ergießenden Flusses, dessen Ufer mit Mangelstauden besäet, und die Insel, welche sich in dieser Mündung gebildet, mit ihrer üppigen Vegetation, aus welcher die tödtlichen Miasmen entströmten und die blutdürstigen Mosquitos nach Miriaden hervorgingen. Vor

allen erinnerte ich mich des sandigen Vorsprungs, auf welchem die schmutzigen Hütten des Negerdorfs mit den schlechten Wohnungen einiger habgieriger Weißen, welche aus Liebe zum Geld nach diesem unglücklichen Ort getrieben wurden, standen.

Obwohl ich zur Zeit meines ersten Besuches ein gedankenloser wilder Jüngling war (denn ich war der Schule entlaufen und hatte mich in Bristol eingeschifft), erinnerte ich mich recht gut, wie ich mit Abscheu diese Männer betrachtet hatte. Sie waren wohl den Schwarzen geistig überlegen, aber in jeder anderen Beziehung verkommener und schlechter. Die Sünde kleidet sich oft in sehr abscheuliche Gestalten, aber es giebt wohl nirgends gemeinere, als unter den portugiesischen Sklavenhändlern der afrikanischen Küste. Ihr Herz, gefühllos und roh durch den Menschenhandel, wurde härter als Stein durch ihre Habgier. Durch sinnliche Ausschweifungen waren sie bis auf den Grund verdorben und verabscheuungswürdiger als der Negerhäuptling, oder König, wie er sich zu nennen beliebt, der sie mit seiner Handelswaare versorgt. Es überlief mich ein Schauder, als ich mich der Unterhaltung erinnerte, der ich mit letzterer Persönlichkeit beiwohnte, dessen Behausung solche Rohheit aufwies und dessen Reich das schwärzeste unter den schwarzen Plätzen dieser Erde war. Worte reichen nicht aus, dieses Bild, das vor meiner Seele stand, zu zeichnen. Unser Schiff war damals in diesen Hafen eingefahren, weil berichtet wurde, daß man jetzt einen legitimen Handel betreiben könne, wo bisher nur Sklaven ausgeführt worden waren. Die Kreuzer der englischen Nation hatten den Sklavenhandel damals sehr unsicher gemacht und der schmachvolle Menschenhandel war sichtbar seinem Ende nahe. Unser Kapitän nahm mich mit ans Ufer, um den Häuptling zu besuchen. Wir fanden ihn in der Feier eines heidnischen Festes, von seinen Bedienten umgeben und da er augenscheinlich betrunken war, wollte der Kapitän nach gemachten Complimenten sich entfernen bis auf den nächsten Tag, um dann nach beendetem Feste Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Doch der Häuptling bestand auf unserem längeren Verweilen, und um Beleidigungen zu vermeiden, willigten wir ein. Bald kam das Gespräch auf die Kreuzer und ihre Leistungen. Es war eine unliebsame Wendung der Unterhaltung. Der Häuptling wurde leidenschaftlich und häufte Beschimpfungen und Verwünschungen auf die englische Nation, die sich in Angelegenheiten menge, die sie nichts angehen. Seine Festung, sagte er, sei voll von ausgewählten Sklaven, welche ein Spanier zu kaufen wünschte, aber nicht wolle, so lange das englische Kriegsschiff vor dem Hafen liege. Er müsse mittlerweile sie beköstigen und die ganze Verantwortlichkeit tragen. Während er so sprach, trug ein Diener Getränke auf und hatte das Mißgeschick zu stolpern und hinzufallen. Zu unserem Entsetzen und gegen unser Einreden und Bitten, mußte der Mann dieses mit seinem Leben büßen und sein Leichnam ward den Krokodillen im Fluß zugeworfen. Könnt ihr euch wundern, daß ich mit solchen Erinnerungen kein Verlangen hatte, diesen Platz noch einmal zu sehen?

Als wir das Werft erreichten, fiel mir auf, daß der Platz sich in mancher Beziehung verändert hatte. Die Waldungen waren theils gelichtet und auf der Insel war aufgeräumt und das Land urbar gemacht. Das Negerdorf war nach der anderen Seite des Flusses verlegt. Als nun der Schottländer meldete, daß der Kapitän bereit sei ans Land zu gehen, beobachtete ich noch einige auffällige Veränderungen. An Stelle der schmutzigen Hütten waren andere Gebäulichkeiten mit geräumigen Höfen getreten. Es war offenbar, daß die Portugiesen, unter denen sich einige reiche Männer schon bei meinem ersten Besuch befanden, sich endlich ihrer armen Hütten schämten, und jetzt die Bequemlichkeiten eines civilisirten Lebens um sich gesammelt hatten. Als wir am Ufer hinruderten, bemerkte ich manche schöne Gärten und unter den Häusern eins, das größer und schöner war als die übrigen. Ich dachte, selbst Sklavenhändler seien der Besserung fähig und hätten eine bessere Festung für ihre Handelswaare erbaut. Eben wollte ich meine Beobachtungen dem Kapitän mittheilen, als mir einfiel, er versteht dich ja nicht.

Endlich landeten wir und wurden von einer Anzahl Negerknaben umringt, unter denen manche gut englisch sprechen konnten. Jetzt hörte ich das Geläut einer Glocke. Es war gerade Sonntag Morgen. Aber an einem solchen Ort eine Glocke läuten zu hören, war so überraschend, daß ich von eigenthümlichen Gefühlen erfaßt wurde. Diese Töne trugen mich flügelschnell nach meiner Heimath und erinnerten mich an die frohen Schaaren, welche zum Hause Gottes wallten, und meine Augen füllten sich unwillkührlich mit Thränen. Ich frug einen Knaben, der mir folgte: „Was ist das für eine Glocke?"

„Das, mein Herr, ist die Glocke der Missionskapelle."

„Kapelle! Mission!" „Was? ist hier eine Mission gegründet?"

„Ja, mein Herr, schon lange, — schon seit ich ein kleines Kind war," antwortete der Knabe.

So war es auch. Eine Kapelle und Schulgebäude standen an demselben Platze, der früher die Sklavenfestung, den Ort von unaussprech-

chem Weh und Verzweiflung einnahm. Die Hütte des Negerhäuptlings war verschwunden, an dessen Stelle befand sich ein schöner blühender Garten und in demselben die bescheidene Wohnung des Missionars. Ich blieb am Thore stehen und vergegenwärtigte mir nochmals die blutigen entsetzlichen Scenen, welche ich vor 15 Jahren hier erlebt hatte. Von der Kapelle aus hörte ich die Dankespsalmen und Gebete, die zum Himmel emporstiegen. „Die Wüste und Einöde wird lustig stehen," hieß es in meinem Innern. Ich dachte an den selbstaufopfernden Eifer und an die Liebe, welche diese große Veränderung hervorgerufen; ich dachte an alle, welche an diesem Werke Theil hatten, von den Missionsfreunden, die ihre Gaben gespendet, bis herauf zu dem ernsten glaubensmuthigen Mann, der dem tödtlichen Klima getrotzt und sein Leben zum Opfer gebracht, daß das Evangelium von der Liebe Gottes und die Wahrheit diesem der finsterten Ort zu Theil werde, und mußte ausrufen: „Groß wird einst euer Lohn sein!"

Ich machte mich eiligst in die Kapelle zu den Anbetenden und mein Herz betete wie nie zuvor: „Dein Reich komme."

Die Waise.

Du guter Gott, lass mich länger nicht weinen,
O nimm mich empor!
Führ' hin mich zu den Lieben, den Meinen,
Die all' ich verlor.
Stumm trag' ich den Schmerz, kann's Keinem ja sagen,
Wie weh mir zu Sinn.
Das Glück allein von verschwundenen Tagen
Giebt Trostes Gewinn.

Zwei Wege nur wandl' ich: es gehet der eine
Zum Grabe hinaus,
Der andere führet zum einsamen Steine
Vor dem Elternhaus.
Dort sitz' ich und träume von seligen Zeiten
Und schau' nach der Thür'
Und wähne, heraus wird mein Mütterlein schreiten,
Sich setzend zu mir.

Doch ach! nur der Wind weht die trügenden Klänge
Durch's einsame Haus,
Wie wird mir so wehe, die Brust mir so enge,
Und ich weine mich aus.
Du guter Gott, lass mich länger nicht weinen,
O nimm mich empor!
Führ' hin mich zu den Lieben den Meinen,
Die all' ich verlor.

Am Scheidewege.

Nur wenige Bilder erregten auf der vorigjährigen Berliner Ausstellung so großes Aufsehen, wie das Spangenberg'sche „Am Scheidewege". Und mit Recht, denn Spangenberg gehört zu den wenigen modernen Künstlern, welche sich nicht damit begnügen, schöne Farben in edler Zusammenstellung auf die Leinwand zu bringen. Seine Gemälde verhelfen vielmehr immer einer Idee zu ihrem künstlerischen Ausdruck im Bilde.



Am Scheidewege.

Verweilen wir ein wenig bei unserem Bilde. Ein junges Mädchen, ein unverdorbenes Landkind, wandert der Stadt zu, wo sie in Dienst treten will. Sie hat ihr Bündelchen früh geschnürt, denn jetzt, wo sie am Scheidewege steht, sinkt der Mond eben herab und räumt der Morgendämmerung das Feld. Da nahen ihr, als sie eben auf einem Brückchen einen schilfigen Morast überschreitet, zwei Gestalten. Die eine, die fleißige Arbeit, weist ihr die Kunkel. Was sie verheißt, ist jenes Glück, das die heilige Schrift meint, wenn sie sagt: „Und wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Die andere, die Begierde, hält ihr die Perlenschnur hin und verspricht ihr ein Leben voll Ueppigkeit und Lust.

Die Haltung der drei Gestalten und der Ausdruck der Gesichter ist im höchsten Grade charakteristisch, der Eindruck, den das Bild macht, tief und nachhaltig.

Was der alte Martin meint.

Von Maria Rebe.

„Du kommst spät heute, Velten," sagte der Vetter Martin zu dem eintretenden Freunde.

„Ich bin unterwegs aufgehalten worden," entschuldigte sich dieser. „Da lag der Gipfelfritz wie ein Aas in der Lache, die halbe Schule stand dabei und hatte ihren Spott mit ihm; Einer zerrte ihn an den Hosen, der Andere schlug mit der Gerte drein, daß das schmutzige Wasser über

dem „Volligel" zusammenspritzte; alle lachten und jubelten, als sei Wunder was zu sehen. Da jagte ich die Buben davon, half dem Fritz auf die Beine und brachte ihn unter Dach und Fach. Darum komm ich heute später als gewöhnlich."

Stille saßen sich die beiden Alten eine Weile gegenüber. Endlich meinte Martin: „Es ist wie rasend mit dem Trinken. Jedes Jahr nimmt's zu; und seitdem der liebe Gott den reichen Segen wieder in die Keller gegeben hat, möchte man glauben, der Teufel sei vollends los!"

„Mir ekelt vor dem Schandmenschen, den ich da gesehen," sagte Velten, „und wär's nicht gewesen, um den Spektakel zu verhüten, ich hätt' ihn liegen lassen."

„Das glaub' ich nicht, dazu kenn' ich dich besser," lächelte Martin; „denn auch dich muß ja der arme Fritz dauern, der sich so herabgesoffen hat, daß er nicht mehr anders kann, der auch die einzige Hand, die ihm helfen könnte, nicht mehr zu ergreifen vermag, sondern aus seinem viehischen Leben stumpfsinnig in die Ewigkeit hinübertaumeln wird!"

„Giebt's denn kein Mittel, diesem Verderben zu steuern?" fragte Velten. „Ich mein', es wird immer ärger. Zu unserer Zeit, wenn einer so recht drin gewesen, da redete man wochenlang davon. Heute wackelt's überall — selbst bei den Weibern."

„Es giebt ein Mittel, Velten, und das zeigt uns Christus an, indem er sagt: Bei den Menschen ist's unmöglich, bei Gott aber sind alle Dinge möglich. Der eigene Wille reicht nicht hin, um des Fleisches Lüste zu dämpfen. Wenn Gott nicht hilft, so bleibt der Trinker unrettbar verloren."

„Ja, Martin, wie mag aber solches zugehen?"

„Siehst du, Velten, wenn einer dem Trunke ergeben ist, so ist's wie wenn er in einem tiefen Wasser drauf und dran unterginge. Am steilen Ufer gehst du spazieren und trägst ein starkes Seil in den Händen, aber statt es dem Unglücklichen zuzuwerfen, zankst du ihn oder du bedauerst ihn im besten Falle, wirfst ihm auch Strohhalme hinunter, daß er sich rette; aber was zur Rettung in deinen Händen liegt, an das denkst du nicht. Das ist die Fürbitte, das einzige Rettungsmittel, um dem versinkenden Bruder vom Tode zu helfen. Daß die verzweifelte Lage Eile erfordert, begreift sich; denn es ist zu befürchten, daß der Todeskrampf die erstarrenden Hände lähme. Hat er das Seil erfaßt und sich aus dem Wasser erhoben, so darfst du ihn nicht lassen; du mußt ihm fort und fort aufwärts helfen, ihn mahnen, ihm rathen, für ihn beten; denn ein Rückfall ist höchst gefährlich, weil die Willenskraft dadurch immer mehr abgestumpft wird."

Nach einigem Nachdenken fuhr Martin, dem eigenen Gedankengange folgend, wieder fort: „Es muß der Pfarrer beten für diese oder jene Seele, die in den Schlingen der Sünde gefangen liegt; er muß beten für die Gemeinde, die ihm anvertrauet ist. Wehe, wehe der Gemeinde, wo diese Kniee wankend, diese Hände lässig geworden sind. Es müssen die Familienglieder zusammentreten und betend eine Schutzmauer um den unglücklichen Trinker bauen, so wird der Fluch zum Segen werden; denn diese Gebete werden nicht allein dem Unglücklichen, für welchen gebetet wird, zu Gute kommen, sondern auch denen, die beten. Ich habe zwei Mädchen gekannt, deren Tante der Trunksucht ergeben war. Diese wurden eins, den Herrn zu bitten, er möge die Tante heilen von dem Laster. Und es kam eine Zeit, wo es der Tante ekelte vor dem Wein. Deß war ich selbst Zeuge. Es ist nicht daran zu zweifeln, ob das Gebet wirklich solche Kraft habe, denn Christus sagt, Matth. 18, 19: „Wo zween unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel!" Und wiederum sagt Christus, Joh. 16, 24: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben."

„Kein anderes Mittel gegen die Trunksucht ist so erfolgreich. Christoph Schmid hat einmal ein Geschichtlein von einem Trinker geschrieben, der Kieselsteine in seine Branntweinflasche gethan, bis er sich das Trinken abgewöhnt hat. Wenn der Geist dieses Verfassers uns jetzt sichtbar erscheinen könnte, müßte er gestehen, daß solche Erzählung in seinem Hirne gewachsen ist, denn die Erfahrung lehrt das Gegentheil. So hab ich, als ich Soldat war, bei einem Offizier gedient, welcher der Trunksucht ergeben war; dieser hat sich während sechs Wochen jedes Mal, wenn er vom Dienste frei war, von einem Freunde einsperren lassen, um dem Laster zu entgehen. Es war ihm gewiß Ernst mit der Besserung. Doch, als er wieder eines Abends zu seinen Kameraden gegangen, kam er in der Nacht völlig betrunken nach Hause. Nein, der menschliche Wille allein reicht gegen die Versuchung nicht aus. Gottes allmächtige Hand allein kann uns arme, elende, von der Sünde geknechtete Menschen von der Gewalt des Bösen erretten."

„Warum mag denn nur dieses Laster so allgemein und so unüberwindlich sein?" fragte Velten nach einer Pause.

„Das will ich dir sagen," war die Antwort. „Das liegt in der heutigen Erziehung; da ist kein Ernst und keine Kraft mehr darin. Noch

ehe das Kind die Augen öffnet, pflanzt ihm schon die begehrliche Mutter die Gelüste ein, und dann werden diese Gelüste gehegt und gepflegt, statt unterdrückt, groß gezogen statt im Keim getödtet. Deßwegen ist die Trunksucht so schwer zu überwinden, weil sie meist einen Theil unserer Natur ausmacht. So allgemein ist sie, weil von oben herab bis ganz unten die Eltern, besonders aber die Mütter, durch die Bank nicht mehr wissen, was es heißt, an Gottes Statt stehen und die Kinder zu Christen zu erziehen, zu Christen, die im Stande sind, ihr Kreuz auf sich zu nehmen und dem Heilande nachzufolgen, der auf Erden nicht hatte, wo er das Haupt hinlegte . . . Ging letzthin am Herrengarten vorbei und sah vornehme Kinder um einen großen Tisch sitzen, welcher schier unter der Last der Speisen brach; auch Wein stand darauf, rother und weißer. Mägde warteten auf und die Kinder aßen oder verderbten die Sachen, wie's ihnen gerade gut dünkte. Die gnädige Frau ging von einem zum andern, freute sich, daß es so schmeckte und sprach mit Essen und Trinken zu. Da hab ich gedacht: Aus den Mägen werden auch strenge Herren und Gesetzgeber gemacht!"

„Da hab ich nichts dawider, Martin; die reichen Leute übertreiben's," meinte Velten; „aber bei den Armen kann das doch der Fall gewiß nicht sein."

„So . . . meinst du? bist aber in großem Irrthum. Da bin ich letzten Sommer einmal am Rathhaus gestanden, wo die Hasenfranze die ersten Kirschen feil hatte. Da kam die lendenlahme Ohrenlene mit ihrem vierjährigen Buben vorbei; als der die Kirschen sah, brüllte er wie besessen: Kirschen, Kirschen will ich, Kirschen! — Sei still, Gottliewele, bethätigte die Mutter, du mußt Kirschen haben. Sie kramte in dem Sack, aber da zwischen den Brodkrumen, die darinnen waren, nichts als ein Paar messingene Knöpfe zum Vorschein kommen wollten, ging sie in's Herrenhaus, um zu betteln. Als sie wieder heraus kam, kaufte sie mit ihrem Groschen dem Gottliewele Kirschen. Da war wieder ein Magen zum Sinai umgeschaffen. So sah ich die Hornliese das Brod ihrer Kinder in Branntwein tunken, statt sie mit einer Suppe in die Schule zu schicken. Das heißt in's Groß die Trinker ziehen! — Der Apostel Paulus sagt: „Es ist ein Gesetz in unseren Gliedern, das widerstreitet dem göttlichen Gesetze." (Römer 7, 17—23.) Wenn nun die Eltern diesem Gesetz der Begehrlichkeit und des Fleisches Vorschub thun, statt es durch eine strenge Erziehung zu tilgen, wer will sich da wundern, daß der Mensch nach und nach zum Vieh wird? Schämen müssen wir uns vor den Juden, bei denen die Trunkenheit eine Seltenheit ist. Diese sind eben noch einfacher erzogen; denen giebt der Aette und die Memme was anderes mit auf die Wanderschaft, als einen begehrlichen Magen, nämlich das Wort: Halt in Ehren deinen Vater und deine Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden."

„Martin, Martin," warnte Velten, „du bist zu streng, man muß den Kindern doch auch etwas gönnen."

„Ja, Velten, das muß man; aber etwas Besseres als gerade das, was sie dem Thiere gleichstellt. Man muß ihre Seele empfänglich machen für Alles, was sie heben und veredeln kann. Siehst du, der Mensch ist wie eine Wage. Pflegst du den Leib also, daß er geil wird, so schnellt er die Seele in die Luft. Bildest du aber die Seele, giebst du ihr die Nahrung, deren sie bedarf, so kann der Körper kein solcher Tyrann werden. Das wollen die Mütter heutzutage nicht begreifen. Sie stecken ihre Kinder in Spitzen und Seide, füttern und mästen sie, und die Seele wird zum Krüppel, und das soll noch den Anschein haben, als geschähe es aus lauter Liebe! Aber umgekehrt ist auch gefahren: nur zu oft höre ich eine Mutter zu ihrem Kinde sagen, wenn dieses die begehrlichen Hände ausstreckt: „Da hast du, was du willst, aber jetzt laß mich in Ruh!" — Ist das nicht ein hübscher Vertrag? Die Mutter pflanzt und nährt die Sünde beim Kind; aber dafür soll dann das Kind der Mutter keine Mühe mehr machen! O Mütter, denen der Herr das heilige Feuer zu wahren und zu nähren anbefohlen, ihr ahnet nicht, welche Verantwortung ihr euch durch eine weichliche und sinnliche Erziehung eurer Kinder aufladet; aber das zukünftige Geschlecht wird schrecklich über euch zu Gericht sitzen!"

„Wir können hiezu nichts mehr thun," seufzte Velten; „unsere Kinder sind fort, und wir beim alten Eisen."

„So, meinst du, Alter? Du willst auch den Rücken an dem Ofen bähen und denken: es ist doch arg, wie's zugeht draußen. Hinaus mußt du und den Muth haben, anzugreifen; denn du darfst nicht daran zweifeln, daß Gott mit dir ist, sobald du Seine Sache vertrittst. Aber du darfst auch nicht wie eine verlorene Schildwache dastehen, die der Feind überrumpeln kann, wann und wie er will. Reiche Jedem, dem es Ernst ist um die Besserung der Gemeine, die Hand. Fest müssen unsere Reihen geschlossen sein. Da darf keine Wortfechterei, kein persönliches Interesse die Streiter entzweien. Gottes Wort muß unsere Losung sein, Tod der Sünde! unser Feldgeschrei. Nur das Gewehr nicht gestreckt, bis der Tod uns die Waffe abfordert! Wenn auch deine Arme sinken und die Füße den Dienst versagen, so sind doch deine Hände noch tauglich zum Gebet. Ja, beten müssen wir, daß des Herrn Geist blitze in unsere Zeit und

hier eine und dort eine Seele ergriffen werde vom zündenden Strahl. Dieß müssen wir thun, sonst gehen auch wir unter in dem Verderben, das uns umgibt!

Der ungerechte Mammon.

Von einem Bauer.

Die Meinung, unser Herr bezeichne mit dem Ausdruck: „ungerechter Mammon", ohne Unterschied alle irdischen Güter — Erdenschätze — erweiset sich als falsch, wenn wir erwägen, daß diese Dinge an und für sich gut sind, und auch ihr Besitz ein ganz gerechter sein kann, und andrerseits, daß der Herr sich nie anders als schriftgemäß ausdrückt.

Weit unrichtiger jedoch ist die Meinung, daß der Ausdruck Güter bezeichne, welche auf ungerechte Weise erworben wurden. Denn dann wäre des Herrn Forderung, Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon, ein Zugeständniß, daß der Besitzer ein Recht daran hätte; als könne er durch wohlthätige Spenden von seinem ungerechten Gut sich einen Weg in den Himmel bahnen. Nein, das heilige Gesetz Gottes fordert ausdrücklich und positiv die Zurückerstattung solcher Güter im doppelten oder vierfachen Werthe und droht göttliche Vergeltung im Weigerungsfalle.

Und doch muß der Herr mit dem Ausdrucke meinen, was Er sagt; Zweideutigkeit könnte zu Mißverständnissen führen, die das Heil der Seele gefährden, denn Er erklärt ja: „Wer im Geringsten" — im Irdischen und Leiblichen — „unrecht ist, der ist auch im Großen" — in Bezug auf's Geistliche und Himmlische — „unrecht." Die richtige Meinung des Ausdrucks läßt sich jedoch ohne Schwierigkeit finden mit Hülfe der Schrift.

Auf Grund der Schrift kommen wir zu dem Schlusse, daß es nicht nur des Menschen Vorrecht, sondern auch Pflicht ist, durch treue Anwendung seiner Leibes- und Seelenkräfte, im Einklang mit der Gerechtigkeit gegen Gott und Menschen, so viele irdische Güter zu erwerben, als zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erforderlich sind. Und die Schrift lehrt uns auch, daß nach göttlicher Ordnung des Menschen Bedürfnisse, Gesundheit und Wohlbefinden Leibes und der Seele erfordern. Dies bedingt eine entsprechende Nahrung, Kleidung und Wohnung; freilich für den Leib irdischer und für die Seele geistiger Natur; jedoch sind beide so innig in einander verwoben, daß die Befriedigung oder Nichtbefriedigung der Bedürfnisse des einen Theils einen gewissen Einfluß auf das Wohl oder Weh des andern ausübt. Aber Natur und Offenbarung lehrt uns, daß die dem Menschen von Gott anerschaffenen Bedürfnisse zweierlei Art sind: Bedürfnisse der Nothwendigkeit und Bedürfnisse des Wohlbehagens (der Erholung). Es giebt gar viele Dinge, die der Mensch entbehren kann, ohne daß Leib und Seele darunter leidet. Er kann recht gesund und wohl sein, z. B. bei Schwarzbrod, gewöhnlichem Gemüse, wenigem Fleisch und gutem Wasser und in ganz groben Kleidern; und dasselbe ist der Fall mit der Wohnung, den Geräthschaften u. dergl. Tausend Dinge hat Gott geschaffen, die theilweise oder völlig den Zweck haben, dem Menschen einen Wohlgefallen, ein unschuldiges Vergnügen zu bereiten. Werden diese ohne Unrecht erworben, so ist es auch kein Unrecht, sie mäßig zu genießen. In der Befriedigung dieser Bedürfnisse giebt sich eine große Verschiedenheit kund. Vom christlichen Standpunkte aus ist es aber durchaus unrecht und verächtlich, wenn der weniger Begünstigte dem Bessergestellten solche Genüsse beneidet und mißgönnt; noch schlimmer ist es, wenn Letzterer dem Ersten sein geringes Vergnügen mißgönnt und ihn deshalb als ungerechten Haushalter verurtheilt?

Aber wir leben in einer wechselvollen Welt, in welcher es möglich ist, daß Mangel an Gelegenheit, Krankheit, Gebrechen, Alter u. dergl. einen Menschen am Erwerb des Nothdürftigen hindern; und auf Grund der Schrift (Spr. Sal. 6, 6—8; Kap. 22, 3) ist es ganz recht, daß er (ohne ängstliche Sorgen, Matth. 6, 31 bis 33) durch Ersparniß Vorbereitung für solche Fälle treffe.

Alle Vorrechte wie Pflichten in Bezug auf die eigene Person finden ihre volle Anwendung auch auf die, deren Versorgung ihm zufolge bürgerlicher oder göttlicher Ordnung obliegt, und das mag in sich schließen eine Fürsorge für die Anvertrauten, die über seinen Tod hinaus reicht. Und solche irdischen Güter, die zur Befriedigung der Lebens-Bedürfnisse des Besitzers oder der ihm Anvertrauten erforderlich sind und ehrlich erworben wurden, sind kein ungerechter Mammon. Er hat von Gott einen rechtmäßigen Anspruch an dieselben und folglich kann es nicht Sünde sein, wenn er sie in Gemäßheit mit Zweck und Ordnung gebraucht. Wer aber all seine Bedürfnisse befriedigt, ohne verhältnißmäßig auch Wohlthätigkeit zu üben, der sage nicht, er sei ein guter Christ.

Redlicher Fleiß, gepaart mit Ehrlichkeit, wird nicht selten von Gott dermaßen gesegnet, daß das Einkommen größer wird, als die Befriedigung der Bedürfnisse erfordert, und dieser Ueberfluß, sei er noch so klein oder noch so groß, ist der „ungerechte Mammon". Ein Kassirer

ist im Unrecht, sobald er die anvertraute Kasse als „sein" betrachtet; aber unrecht ist es, wenn er ihren Inhalt vergeudet, oder gar zum Schaden des Hauses verwendet. Also auch der Mensch, der Ueberfluß an irdischen Gütern hat und sie hält, oder zur Weide seiner Seele, oder zum Vergeuden in Ueppigkeit und Luxus vernützt, übt Mammondienst — Götzendienst — und Ungerechtigkeit vor Gott.

Das Sammeln von irdischen Schätzen zum Zweck des Habens und Haltens und das Trachten nach Reichthum sind positiv verboten, weil es mit der Religion Jesu nicht verträglich und seelengefährlich ist. Matth. 6, 19; Kap. 19, 23, 24; 1 Tim. 6, 9. Aber als Segen von Gott gleichsam in den Schooß geschüttet und als solcher wieder nach Gottes Wohlgefallen verwaltet, haben irdische Schätze einen unendlichen Werth; eben hierin werden sie dem Spender ein Schatz, der ihm bleibt, auch wenn das Weltall in Trümmer fällt. Darum: „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß wenn ihr nun darbet und hungert" — wenn euch der Tod alles Irdische nimmt — „sie" — Gott, der Vater und Sein Sohn, Jesus: — „euch aufnehmen in die ewigen Hütten."

Die Vorschrift des Evangeliums: Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, thut es alles zu Gottes Ehre," in Verbindung mit der Aufgabe: „Prüfet, was das Beste sei," und Jesu Beispiel ist der Maßstab für des Christen Bedürfnisse und Verwendung des Uebrigen. Wenn er demgemäß sein Geschäft, Kapital, oder seine Vermächtnisse und Gaben bemißt, eingedenk, daß bedürftige Anverwandte und Brüder im Herrn ihm die Nächsten sind, Matth. 25, 40; Gal. 6, 10; 1 Tim. 5, 16., dann wird der Herr am großen Tage der Rechnung zu ihm sagen: „Frommer und getreuer Knecht.... gehe ein zu deines Herrn Freude."

Wie stellt sich die Erde von andern Gestirnen aus dar?

Es giebt kaum irgend etwas, wodurch die Bedeutungslosigkeit unserer Erde im Weltraum uns klarer zu Gemüthe geführt werden könnte als die Vorstellung des Anblicks, den sie uns von andern Himmelskörpern aus bieten würde. Wir brauchen dabei unsern imaginären Himmelstouristen keineswegs bis nach den Fixsternen reisen zu lassen, auf welchen die Erde überhaupt nicht mehr sichtbar ist; beträgt doch der Abstand des nächsten derselben schon 225,000 mal mehr als unsere Entfernung von der Sonne. Man kann sich von dieser Entfernung nicht wohl eine Vorstellung machen; auf dieselbe würde schon ein Spinnfaden den Raum zwischen Sonne und Erde verdecken, und die letztere wäre, auch wenn sie nicht völlig in dem Glanz der Sonne verschwände, die sich als leuchtender Punkt darstellt, ihrer Kleinheit wegen schon absolut unsichtbar. Gehen wir aber noch weiter in die Tiefen des Himmels, so würde der Glanz unserer Sonne immer mehr und mehr erblassen, und sie würde schon lange vorher verschwinden, ehe die Sterne erreicht wären, welche jetzt die Grenze unserer unvollkommenen Beobachtungen bilden. Ist irgend ein Fixstern bewohnt, so sind seine Bewohner völlig in Unkenntniß von der Erde sowie von allen sonstigen Planeten unsers Sonnensystems, und diese könnten sämmtlich verschwinden, ohne daß jene von einer solchen Katastrophe auch nur die leiseste Ahnung hätten.



Vom Mercur.

Beschränken wir uns somit auf unser Sonnensystem, so ist es wahrscheinlich, daß die Einwohner, sofern solche vorhanden, von drei Planeten genauere Kenntniß von unserm Planeten haben als wir von den ihrigen, während bezüg-



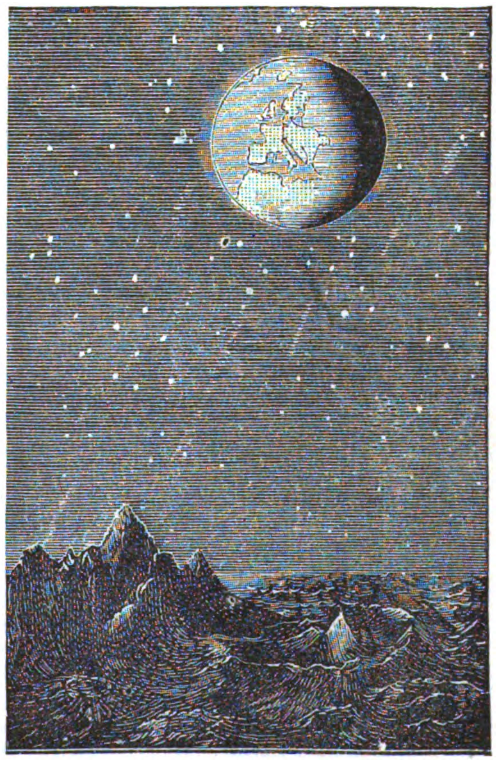
Von der Venus.

lich der übrigen sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß für sie die Erde ziemlich ebensowenig Bedeutung besitzt wie für die Fixsterne. Gehen wir von dem innersten der Planeten, von Mercur, aus, welcher sich in einem mittlern Abstand von 8 Mill. Meilen um die Sonne bewegt und ein Jahr von 88 Tagen hat, so daß seine Jahreszeiten nur je drei Wochen dauern. Da die Erde sich in einem weitern Kreis bewegt, so ist der beste Zeitpunkt zu ihrer Beobachtung vom Mercur aus jedesmal dann, wenn Sonne, Mercur und Erde in gerader Linie stehen. Dann ist die dem Mercur zugewendete Erdseite beleuchtet, und unser Planet erscheint als ein großer, hellleuchtender Stern, welcher sich in der Richtung des Pfeils von West nach Ost längst des Thierkreises bewegt.

Von der Venus aus gesehen, gewährt die Erde einen viel prächtigeren Anblick. Je nach 584 Tagen kommt sie in die größte Nähe dieses Planeten, wobei sie nur ca 5¼ Mill. Meilen davon entfernt ist. Dann zeigt sie sich als ein großer, bläulich weißer und glänzender Stern, welcher alle andern am Firmament an Größe übertrifft. Die beigegebene Illustration gibt hiervon ein Bild; der Pfeil zeigt wieder die scheinbare Bewegung an.

Einen weit großartigeren Anblick bietet dagegen die Erde vom Mond aus. Dieselbe präsentirt sich hier als leuchtende Scheibe von etwa vier mal so großem Durchmesser als der des Vollmonds, übertrifft also sowohl Sonne als Planeten weit an Größe. Sie zeigt Phasen, gerade wie wir dieselben am Mond beobachteten, die in der schönsten Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen des Mondtags (der gleich 15 Erdtagen ist) stehen. Sie ist nämlich voll um Mitternacht, im letzten Viertel bei Sonnenaufgang, neu zu Mittag, und im ersten Viertel am Abend, so daß ihr Licht stets das der Sonne ergänzt. Bei „voller“ Erde kann der Mondbürger Meere und Continente unterscheiden, er sieht den weißen Schimmer des Eises und Schnees an den Polen. Die Atmosphäre, welche das Licht der Millionen von Sternen bricht, umgibt die Erdscheibe wie ein bleicher Hof.

Für den Mars, welcher 32 Mill. Meilen von der Sonne absteht, sind die Verhältnisse wesentlich anders als für die bereits erwähnten Planeten. Da nämlich die Erde innerhalb der Marsbahn steht, so ist sie demselben am nächsten, wenn sie gerade zwischen ihm und der Sonne steht. Allein dann kehrt sie ihm ihre beschattete Seite zu und ist deshalb unsichtbar. Entfernt sie sich aus dieser Stellung, so wird ein Theil ihrer Oberfläche sichtbar, und zwar ein um so größerer, je näher sie der entgegen-



Vom Mond.

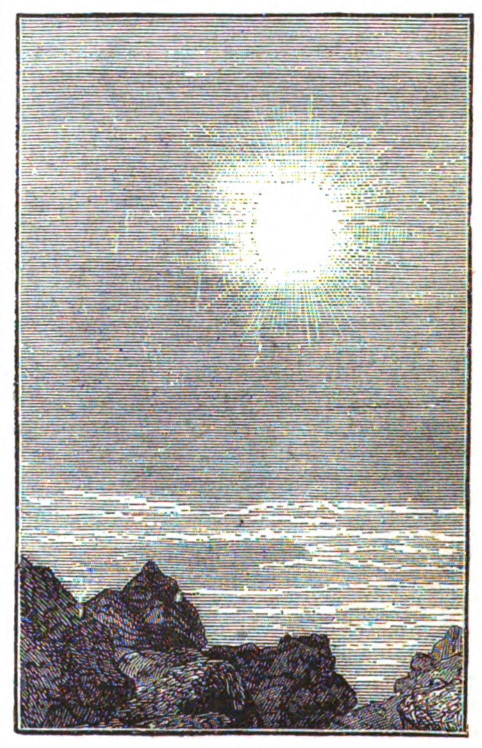


Vom Mars.

gesetzten Stellung kommt. Da aber hierbei gleichzeitig ihr scheinbarer Durchmesser sich beträchtlich verringert, so wird der Punkt der größten Helligkeit ungefähr mit einem „Viertel“ zusammenfallen. Dann erscheint die Erde den unbewaffneten Augen als ein heller Stern, durch das Teleskop aber als großer Halbmond, genau so, wie sich Venus für uns darstellt. In der That ist, wie Venus für die Erde, so die Erde für den Mars Morgen- und Abendstern. Den Marsbewohnern erscheint die Erde größer als uns Jupiter, und ihr Glanz ist so hell, daß sie selbst bei Tage sichtbar sein muß.

Während die Erde für Mercur, Venus, Mond und Mars die erste Stellung unter den Gestirnen behauptet, wird sie für den Jupiter plötzlich fast bedeutungslos. Die Bahn desselben ist circa 105 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, der Abstand von der Erde wechselt zwischen 82 und 133 Mill. Meilen. Es erscheint deßhalb die Erde nie weiter als 12 Grad von der Sonne entfernt und kann deßhalb während der Jupitersnacht nicht gesehen werden; denn die Dämmerung dauert nach Sonnenuntergang eine Zeit lang fort, und wenn sie aufhört, ist die Erde selbst schon unter dem Horizont. Es sind also die einzigen Zeiten, in welchen die Erde sichtbar sein könnte, wenn sich dieselbe im „Viertel“ befindet, wobei sie nur zur Hälfte beleuchtet ist; außerdem ist sie zu klein, um mit bloßen Augen gesehen zu werden. Es könnten also nur Astronomen auf dem Jupiter die Erde mit Teleskopen entdecken, und zwar nur für wenige Minuten vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang. Für gewöhnlich verschwindet sie als unbedeutender Satellit der Sonne in deren feurigen Strahlen. Hin und wieder allerdings mögen auch Astronomen auf der Jagd nach Sonnenflecken einen kleinen schwarzen Punkt über die Sonne weggehen sehen; das wäre ein „Erddurchgang“.

Die Welt des Saturns mit ihren geheimnißvollen Ringen ist circa $9\frac{1}{2}$ Mal weiter von der Sonne entfernt als die Erde, nämlich nahezu 200 Mill. Meilen; für sie ist die Erde im besten Fall ein bloßes Pünktchen. Noch weniger aber ist die Erde vom Uranus aus sichtbar, auf welchen die Sonne bei einer Entfernung von 396 Millionen Meilen 70 Mal weniger Licht und Wärme überträgt, als auf die Erde. Auf dem



Vom Jupiter.

Neptun endlich, der 744 Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist, erscheint letztere selbst nur noch als ein großer Stern, dessen Durchmesser nur den 30. Theil der für uns sichtbaren Sonnengröße beträgt; die Erde ist absolut unsichtbar.

Seliges Schweigen.

Von Anna Spörri.

Wenn der erstarrten, kalten Erde
Die Todesfesseln sind gesprengt,
Der Schöpferruf erschallt: Es werde!
Und Wunder sich an Wunder drängt, —

Dann bebt Natur in süßer Wonne,
Sie feiert ihr Geburtstagsfest.
Und heller strahlt die liebe Sonne,
Das Vöglein bauet sich sein Nest.

Die Quelle fließt in neuem Glanze,
Der Baum schmückt sich mit hellem Grün,
Die Blumen reihen sich zum Kranze,
Rings bebt's im Werden, Wachsen, Blüh'n.

Das Menschenherz, es hat im Leben
Auch manchen schönen Frühlingstag;
Manch Freudenfest ist ihm gegeben,
Mehr, als zu sagen es vermag.

Doch ach, wenn es voll Freude bebet
In tiefem Glück und Dankbarkeit,
Wenn es am höchsten sich erhebet,
Wohl über Grenzen dieser Zeit, —

Wenn es die wunderbarsten Klänge
Aus seinen Tiefen möchte ziehn,
Der Liebe herrlichste Gesänge,
Des Dankes vollste Harmonien, —

Dann muß es oft in sich verschließen,
Was allzumächtig es bewegt,
Es kann nicht singen, sich ergießen,
Denn Schweigen ist ihm auferlegt.

Das Menschenherz kann kaum ertragen
Der Himmelsgaben Seligkeit;
Die ird'sche Zunge kann nicht sagen,
Was tief das Herz bewegt, erfreut.

Doch einst wird lösen Er die Bande,
Wenn meine Seele heimwärts zieht,
Dann sing' ich Ihm im sel'gen Lande
Verklärt das neue, hohe Lied!

Getrocknete Früchte der Arbeit.

H. A. Schrötter.

Die Früchte unserer Arbeit sind mehr oder minder reichlich — bei Vielen zeitlebens spärlich — und werden hier in unserem Staatenverband meistentheils in Dollars und Cents ausgedrückt. Wenn man nun gleich die Dollars, die an und für sich ja recht trockene Waare sind, seien sie nun von Lumpen oder Metall, nur dann etwa trocknen kann, wenn ihr Besitzer in's Wasser gefallen sein sollte, so ist der Jean Paul'sche Ausdruck: „Getrocknete Früchte der Arbeit," doch recht zutreffend. Und wenn die Sozialisten und sonstigen Volksbeglücker, welche beständig gegen das Kapital anstürmen und es aus der Welt schaffen möchten, die sich nicht beugen wollen der überlegenen Macht der Enthaltsamkeit, Arbeitsamkeit, Ausdauer und Geisteskraft, welche doch in den gewöhnlichsten Fällen die Grundpfeiler und Stützen des Kapitals sind, wenn diese Herren das Kapital richtig als „getrocknete Früchte der Arbeit" betrachten würden, wäre ihnen bald über eine Schwierigkeit geholfen.

Getrocknete Früchte werden aber zu zwei verschiedenen Zwecken verwandt: die sorgsame Hausfrau bereitet sie für die Zeit der Dürre und Noth; der Großhändler für die Spekulation. So soll's auch mit dem Kapital sein.

Kleine Leute, die mit Bedacht die Dollars bei Centen zusammensparen, die nicht in der Lage sind, geschäftliche Unternehmungen zu beurtheilen, oder sich sichere Kunde über deren Stand und Ertragsfähigkeit zu verschaffen, legen ihre Ersparnisse, selbst wenn sie sich mit der Zeit bis in die Hunderte vergrößert haben, am besten in zwar niedrig verzinsten, aber ganz sicheren Papieren an, namentlich in Staatsobligationen und Hypotheken.

Wer Kapital verlieren kann, ohne durch derartige Verluste in seiner wirthschaftlichen Existenz wesentlich geschädigt zu werden, der mag spekuliren. Der Arbeiter aber und jeder Mann in bescheidenen Lebensverhältnissen, welcher die getrockneten Früchte seiner sauren Arbeit in der Zeit der Erwerbslosigkeit, in Krankheit und Alter, zur besseren Erziehung und Hebung seiner Kinder, zur Gewährleistung einer Zukunft, die ungewiß schreckenhaft zehrend am Lebens-

mark-vizler nagt, bedarf, sollte sich fern halten von allen waghalsigen Unternehmungen, die möglicherweise einen mehr oder minder unsichern Gewinn abwerfen.

Die traurigen Erfahrungen, welche die letzten Jahre so vielen beigebracht, sollten mit unvergänglichen Zügen in das Volksbewußtsein gegraben sein und die Lehre zurückgelassen haben: daß derjenige, welcher seine Ersparnisse an ein Unternehmen hingiebt, das er nicht kennt und noch weniger versteht, überhaupt nicht werth ist, sich solche Ersparnisse zu erhalten.

Schon beginnen sich mit der Hebung des Geschäftes neue Gründungen zu entfalten, und der in den letzten Jahren förmlich ver- und begrabene Unternehmungsgeist fängt an, sein Haupt wieder zu erheben. Dies ist ein äußerst erfreuliches und verheißendes Zeichen. Denn der Unternehmer ist es, der Kapital und Arbeit zusammenschweißt. Er ist es, der die brachen Kapitalien und Arbeitskräfte in neuen Fluß bringt und diesen einen gesteigerten Verdienst, jenen einen erhöhten Gewinn in Aussicht stellt.

Indessen wäre es zu bedauern, wenn die herben Heimsuchungen der unlängst überstandenen Zeiten vom Volke völlig in den Wind geschlagen würden und auch der kleine Mann Hals über Kopf seinen Nothgroschen den neugegründeten Unternehmungen in den Rachen werfen würde. Wir wollen durchaus Niemand entmuthigen, doch zur Vorsicht mahnen und vor Uebereilung warnen. Denn würde leichtgläubig das so lang ängstlich zurückgehaltene Geld auf gut Glück und übergroßes Vertrauen den Spekulanten überlassen werden, so müßte nothgedrungen eintreten, was schon ehedem sich ereignete. Wie Pilze würden die Gründungen wieder aus der Erde schießen, und der Gründungsschwindel dürfte eine neue Blüthezeit erleben, der dann bald ein Rückschlag wieder folgen müßte.

Deßhalb heißt's: „Vorsicht besser als Nachsicht.“ Und es gilt, sich den verführerischen Prospekten gegenüber zweifelnd zu verhalten. Und nicht nur für den Anfang, sondern für die Dauer. Die Aufdeckungen der Schwindelgründungen haben ja gezeigt, wie leicht es ist, den Aktien hohen Cours zu verleihen, und wie auch eine ein- und mehrjährige hohe Dividende schließlich auf Kosten der armen Betheiligten und Betrogenen gezahlt werden kann.

Um aber denen, die bisher noch kein Verständniß für derartige künstliche Aufpufferei hatten, eine Idee zu geben, „wie's gemacht wird,“ möge folgende Beschreibung eines Sachverständigen dienen:

„Die Aktien müssen — (da das Publikum zurückhaltend ist) — zunächst von den Leuten selbst übernommen werden, die an der Gründung betheiligt sind. Der Cours wird durch Ablehnung von Verkäufen zu niedrigem Preis und durch Scheinkäufe auf hohem Niveau erhalten. Er steigt vielleicht in den ersten Monaten nach der Gründung bedeutend. Der kleine Mann sieht die hohen Coursnotizen in den Börsenblättern. Er schlägt sich an den Kopf und sagt sich: „Was für ein Narr ich doch war, auf dieses Papier nicht zu zeichnen; ich hätte jetzt auf hundert Thaler fünfundzwanzig ohne irgend welche Mühe gewonnen, aber warte, das nächste Mal!“ Die Gelegenheit wiederholt sich nur zu bald; der kleine Mann zeichnet auf ein Papier, welches vielleicht noch viel fauler als das frühere ist, der Cours mag im ersten Jahre hoch bleiben, ja die Gesellschaft am Jahresschluß vielleicht eine recht schöne Dividende vertheilen — „aber mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell.“ Sobald bei faulen Gründungen alle Aktien zu einem annehmbaren Course im Publikum untergebracht sind, hat der Gründer kein Interesse mehr, den Cours künstlich auf dem hohen Niveau zu erhalten; der Cours bequemt sich nach und nach dem wahren Werthe des Papiers an und derjenige, welcher sich blenden ließ, hat das Nachsehen.“

Die „Macher“ verdienen das Geld, die kleinen Leute verlieren es. Wie bei unsicheren Aktien die Betheiligten erst dieselben kaufen, um so nachher mit Gewinn abzusetzen, so kaufen diese Angestellten und deren Freunde bei zuverlässigen Unternehmungen die Antheilscheine, um nachher regelmäßig gute Dividenden zu ziehen. Wer keine Gelegenheit hat, ein Unternehmen zu prüfen und demselben nahe zu treten, der lasse seinen Vorwitz, lege seine Ersparnisse in Staatspapiere an.

Vorsicht besser als Nachsicht!
Weniges besser als gar Nichts!

Durch ein Gebet vom Tod errettet.

Von dem Sohne eines alten Pionier-Predigers.

Nacherzählt von J. J. Meßmer.

Mein Vater verbrachte den größten Theil seines Lebens in der selbstverleugnenden Arbeit eines Pionier-Predigers in jenem Theile der Staaten, den man noch vor 40 Jahren den „fernen Westen“ nannte. Ein solches Leben war dazumal voller Ereignisse und nicht immer von der angenehmsten Sorte. Da waren lange Reisen zu Pferde zu machen, unbekannte Ströme zu durchschwimmen, Meilen weite Strecken auf ungebahnten Pfaden zu passiren; da galt es, aus dem rohen Material, das die neuen Ansiedlungen darbot, Gemeinden zu bil-

den und alte Gemeinden neu zu beleben. Jeder dieser früheren Prediger verrichtete Arbeit, durch welche ein halbes Dutzend ihrer weniger starken Nachfolger nach den Seebädern gesandt wurde, um die verlorne Gesundheit wieder herzustellen. Nicht selten hatten aber diese alten Helden auch Erfahrungen zu machen, die einen äußerst unangenehmen, abenteuerlichen Beigeschmack hatten. Von einer solchen Erfahrung, die mein Vater zu machen hatte, als er sich auf einer Reise befand, um eine vakante Pfarrstelle zeitweilig zu bedienen, will ich hier erzählen.

Der Platz war etwa 50 Meilen entfernt und es nahm zwei Tage, um die Reise dahin zu machen. Da der Weg für ihn neu war, so fing er gegen Abend des ersten Tages an, sich zu erkundigen, ob nicht ein guter Amtsbruder in der Gegend zu finden sei. Es war ein hügeliger, dünn bevölkerter Distrikt des südöstlichen Indianas, wo man von Kirche und Gottesdienst wenig zu wissen schien. Da es sehr zweifelhaft schien, ob er irgend ein anderes Unterkommen finden würde, so eilte er seine Straße weiter, um noch ein Wirthshaus zu erreichen, nach welchem er gewiesen worden war; allein je weiter er kam, desto mehr schien sich dasselbe gleich einer Fata morgana zu entfernen, bis endlich die Dunkelheit hereinbrach, während noch ein langer Weg vor ihm lag. Zu beiden Seiten des Weges lag dichter Wald, der Himmel war bewölkt und es wurde bald so finster, wie auf dem Grunde eines tiefen Brunnens.

Die Aussichten waren in der That nicht erfreulich. Der ermüdete Gaul wurde noch weiter angetrieben, obgleich er kaum den Weg finden konnte, als plötzlich vor ihm der willkommene Strahl eines Lichtes erschien. Wenige Minuten und der Reiter stieg an einem niedrigen Zaune mit dankerfülltem Herzen vom Pferde. Geleitet von dem Schimmer des Lichtes erreichte er die Thüre der Blockhütte und auf sein Klopfen erschien sofort eine große Frau mit rohen Gesichtszügen, im Alter von etwa 60 Jahren. Sie schien entweder Jemand anders erwartet zu haben, oder über seinen Anblick mißvergnügt zu sein, was ihn jedoch keineswegs überraschte. Eindringlich bat er sie um Herberge für die Nacht und wies dabei zur Unterstützung seiner Bitte auf den drohenden Zustand des Wetters hin.

„Vermuthlich sind Sie in dieser Gegend fremd," erwiderte die Frau, „sonst würden Sie nicht um Herberge in diesem Hause bitten, selbst nicht, um einem Sturme zu entgehen, und besonders noch, wenn Sie ein Prediger sind. Indessen, was auch die Leute von mir und meinem Sohne sagen, ich würde in einer solchen Nacht keinen Hund vor die Thüre jagen. Sie mögen also immerhin hereinkommen, obgleich Sie, außer einem Obdach wenig anderes finden werden."

Der ermüdete Gast zeigte sich mit dieser Aussicht wohl zufrieden und indem er von der Frau ein Licht borgte, machte er sich daran, sein Pferd in den Ueberresten eines einstigen Blockstalles unter Dach zu bringen und ihm sein wohl verdientes Futter zu geben. Als er von dieser Arbeit in das Haus zurükehrte, fand er seine Wirthin damit beschäftigt, ein einfaches Abendessen, bestehend in Kornbrod und Speck, für ihn herzurichten. Nach der Gewohnheit der damaligen westlichen Männer, erkundigte er sich nach ihren Umständen und ihrer Familie und war nicht wenig überrascht, als er hörte, daß seine Wirthin allein lebte und daß ihr Sohn, das einzige übrig gebliebene Mitglied ihrer Familie, wegen einem auf ihm ruhenden, ungerechten Verdachte gezwungen worden war, die Gegend zu verlassen. Die Ursache dieses Verdachtes konnte er nicht genau erfahren, doch entnahm er den Erzählungen der Frau so viel, daß der junge Mann wahrscheinlich jener Sorte von Landstreichern angehörte, mit welcher die ersten Ansiedler in beständigem Kriege lebten und kurzen Prozeß mit ihnen zu machen gewohnt waren. Um so mehr versuchte der Gast sie zu trösten, denn obwohl ihr Herz durch die erfahrene rauhe Behandlung verbittert war, so schien sie ihm doch keine schlimme Frau zu sein.

Nachdem das etwas karge Abendessen verzehrt war, holte mein Vater aus den Satteltaschen eine alte, viel gebrauchte Bibel hervor und mit einem Takte, den er sich durch eine lange Erfahrung angeeignet hatte, fing er an zu der armen, verlassenen Frau von jenem göttlichen Freunde zu reden, der gleichsam arm und verlassen war in der Welt und starb um unsert willen, und las dazwischen die betreffenden Abschnitte der heiligen Schrift. Die harten Züge der armen Frau wurden sanfter, das Mitleid und Erbarmen, das ihr erzeigt wurde, rührte ihr Herz und als zum Schlusse noch ein Gebet folgte, in welchem auch des abwesenden Sohnes nicht vergessen wurde, da brach ihr Herz in Buße und innigem Verlangen nach Heil und Gnade.

Da die Hütte nur ein einziges Zimmer hatte und auch nur ein Bett in demselben stand, so schien guter Rath theuer, wie sich nun für die Nacht einzurichten. Doch ein Hinterwälder-Prediger konnte durch solche Umstände nicht in Verlegenheit gebracht werden. Ohne Zögern ließ er sich in der einen Ecke nieder, nahm die Satteltaschen zu seinem Kopfkissen, seinen Mantel zur Decke und war sofort in Schlaf versunken, es der Frau überlassend, sich für ihren Theil nun zurecht zu finden.

Ermüdet von dem langen Ritte schlief mein Vater bis nach Mitternacht den Schlaf der Ge-

rechten, ohne auf den herabstürzenden Regen, noch auf das verdächtige Geräusch zu achten, das bald nach 12 Uhr um die Hütte sich bemerkbar machte, und wodurch der vierbeinige Wächter vor der Hütte in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Plötzlich wurde heftig an die Thüre geklopft und die rauhe Stimme der alten Frau erscholl, was man wolle.

„Macht sofort die Thüre auf!" war die Antwort.

Dieses Verlangen wurde sofort abgewiesen, allein die Drohung, wenn sie nicht aufmache, so werde die Thüre eingeschlagen werden, bewog sie aufzustehen.

„Was denken Sie, daß die Leute wollen?" fragte mein Vater, mehr aus Neugierde, denn aus Furcht, denn von Räubern hatte er aus triftigen Gründen wenig zu fürchten.

Auf den Klang seiner Stimme entstand unter den draußen Stehenden ein Gemurmel. Was konnte das bedeuten? Er saß auf und sah zu, wie die alte Frau zitternd ein Licht anzündete und die Thüre öffnete, während sie mit scharfer Stimme ausrief: „Was heißt das, zu solcher Stunde ehrliche Leute zu überfallen, daß sie nicht wissen, was sie thun sollen!"

„Wir haben mit Ihnen nichts zu thun, aber wir müssen Ihren Sohn haben!" war die rauhe Entgegnung.

„Um Gottes willen, ich habe ja meinen Sohn seit drei Monaten nicht mehr gesehen."

„Das hilft nichts, alte Frau, ihr Sohn wurde gesehen, wie er heute Nacht nach ihrem Hause kam; er wurde genau beobachtet und könnte eben so gut heraus kommen."

Mein Vater, den Irrthum der Leute gewahrend, kam nun an die Thüre, um denselben aufzuklären. Bei dem Lichte der Laternen und Fackeln, welche Einige trugen, konnte er eine ziemliche Anzahl von Männern unterscheiden, etliche zu Pferde, etliche zu Fuße, alle aber theils mit Flinten, theils mit dicken Knütteln bewaffnet.

Durch diese außerordentliche Szene in Verwirrung gebracht, verfiel mein guter Vater in jenen formellen Predigtton, den die meisten Prediger jener Zeit angenommen hatten, und der Macht der Gewohnheit folgend, redete er die Leute als „Brüder" an und erklärte ihnen, daß er ein Prediger der Presbyterianerkirche sei, welcher auf einer schlechten Straße von der Dunkelheit überfallen, Obdach bei dieser „guten Schwester" gefunden habe, und daß sonst Niemand in der Hütte sich befinde.

Alles zusammen genommen, so klang die Rede wie eine rohe Nachahmung des gewöhnlichen Predigerstyles und als solche wurde sie auch offenbar von den Leuten unter Geschrei und Gelächter aufgenommen. In ihrer Erwartung, den jungen Landstreicher zu finden, getäuscht, war der wilde Haufe offenbar in der Stimmung, irgend ein Unheil anzurichten.

In diesem Augenblicke fand Einer aus der Horde unglücklicherweise meines Vaters Pferd. Es war ein schwerer, brauner Gaul, den er kürzlich von einem Händler in Cincinnati gekauft hatte, von dem aber drei bis vier Männer erklärten, daß er vor kaum einem Monate aus der nächsten Nachbarschaft gestohlen worden sei. Man hatte den jungen Landstreicher, den zu suchen die Leute gekommen waren, in Verdacht, den Diebstahl begangen zu haben, — kein Zweifel deßhalb, der angebliche Pastor war sein Spießgeselle.

Sofort wurde ein summarisches Verfahren eingeleitet. Die Führer des Haufens ernannten eine Jury, diese trat in die Hütte, verhörte die Zeugen, um die Identität des Pferdes festzustellen, examinirte den Gefangenen und nach einer Berathung, die zehn Minuten dauerte, brachte sie ein Urtheil auf „schuldig" ein und empfahl exemplarische Bestrafung. Dieses Urtheil bedeutete nicht weniger als Hängen vor Tagesanbruch.

Die Situation war in der That kritisch. Die hier versammelten Leute bildeten den Abschaum einer halb civilisirten Gesellschaft und gehörten zu jener niederen Klasse der armen, weißen Bevölkerung des Südens, deren höchstes Ideal in Tabakkauen, Whiskytrinken und einer fortwährenden 4. Julifeier bestand. In allen neuen Ansiedlungen werden Pferdediebe neben dem kaltblütigen Mörder am meisten gehaßt; diese Gegend war kürzlich von den Schuften besonders heimgesucht worden und die Bevölkerung daher auf's äußerste gegen sie erbittert.

Der Verdikt der Jury wurde daher mit Beifallsgeschrei aufgenommen, die Führer beriethen dann einige Augenblicke mit einander und zeigten dann ihrem Gefangenen an, daß er sterben müsse. Seinen Vorstellungen und Erklärungen wurde kein Gehör geschenkt, eben so wenig auf das Geschrei der alten Frau geachtet; der reichlich genossene Schnapps hatte die Köpfe erhitzt und sie waren für vernünftige Vorstellungen eben so unzugänglich, wie ein Nest gereizter Klapperschlangen.

Die Vorbereitungen zur Vollstreckung des Urtheils waren schrecklich einfach. In einem Winkel der Ansiedlung breitete eine Birke ihre Aeste aus. Der Gefangene wurde unter dieselben geführt, die Arme fest auf den Rücken gebunden, die Schlinge ihm um den Hals gelegt, einer der Führer, der etwas weniger brutal als die andern erschien, hielt seine Uhr an das Licht seines Nachbarn und sagte: „Es fehlen noch zehn Minuten bis 2 Uhr, das ist die ganze Zeit, die Sie noch zu leben haben. Sie werden

wohl thun, Gnade bei Gott zu suchen, bei Menschen finden Sie keine mehr."

Eine tödtliche Pause entstand, bis ein brutaler Kerl ausrief: „Wenn Du ein Prediger bist, so gieb uns eine Probe von Deinen Bettalenten."

Aber selbst unter diesem gesetzlosen Haufen fand der rohe Scherz Mißbilligung. Ich hörte meinen Vater oft sagen, daß selbst in dieser prüfungsvollen Stunde dieser Spaß eine ähnliche Szene in's Gedächtniß rief, als: „Die vorüber gingen, lästerten ihn, schüttelten die Köpfe über ihm," Mark. 15, 29., und etwas von dem Geiste dieses göttlichen Dulders muß bei der Erinnerung in das Herz meines Vaters gedrungen sein, denn als abermals Stille eintrat, begann er mit ruhiger, fester Stimme laut zu beten und das nicht allein für sich selbst, sondern auch für seine Feinde.

Mein Vater hat sich jederzeit durch seine Kraft im Gebete ausgezeichnet; aber nun fand die mächtige Erregung des feierlichen Augenblickes in seinem Gebete den beredtesten Ausdruck. Je weiter er kam, desto kräftiger wurde seine Stimme, sein Angesicht leuchtete und seine ganze Seele erhob sich über alle ängstliche Sorge seiner selbst. Die Szene muß eine äußerst majestätische und eindrucksvolle gewesen sein. Der von Wolken bedeckte Himmel über ihm, im Hintergrunde die geheimnißvolle Finsterniß des Urwaldes, um ihn her wilde Gesichter in aufmerksames Erstaunen versunken und in der Mitte die gebundene Gestalt in majestätischem Gebet, den schändlichsten Tod vor Augen und doch unerschrocken, beinahe triumphirend, mit einem Feuer auf ihren Gesichtszügen, „als wenn es leuchtete wie eines Engels Angesicht."

Als das Gebet geendigt hatte, wandte sich mein Vater um, um sich nun dem Willen seiner Verfolger zu übergeben. Aber er stand allein. Wo waren seine Ankläger, seine Richter? — Sie waren fort, verschwunden, wie wenn die Erde sie verschlungen hätte. Das mächtige Gebet hatte alle von ihrem Irrthume überzeugt, einer um den andern hatte sich davon gemacht und war in der Dunkelheit verschwunden, bis nichts mehr zu sehen war, als gelegentlich der Schimmer eines Lichtes, welcher die Richtung der Flüchtlinge anzeigte. Mit gebundenen Armen, dem Rachen des Todes kaum entronnen, ging der Gefangene nach der Blockhütte, wo die alte Frau ihn mit Freuden empfing und befreite.

Den nächsten Tag setzte er seine Reise fort, als wenn Nichts geschehen wäre. Er strengte keinen Prozeß gegen seine Verfolger an, aber er gab für vierzehn Tage später einen Gottesdienst aus.

Um es kurz zu machen; ehe mein Vater seine Familie wieder sah, hatte er den Grund zu der Gemeinde gelegt, deren Kirche sich gerade auf der andern Seite der Straße befindet, wo einstens jenes Blockhaus stand. Unter den ersten Früchten seiner Arbeit befanden sich etliche seiner Verfolger. Die alte Frau mit ihrem Sohne, der zurückgekehrt war, sich bekehrte, verheirathete und in gute Verhältnisse kam, wurden die Pfeiler der neuen Kirche. Noch lebt dieser in Ehren grau gewordene Sohn, und man bezeichnet ihn sowohl im moralischen als im materiellen Sinne als den besten Farmer des Countys. Was den braunen Gaul anbetrifft, so zeigte es sich, daß er nicht das gestohlene Thier war, aber demselben so ähnlich sah, daß auch ein ganz nüchterner Pionier die beiden kaum zu unterscheiden im Stande gewesen wäre.

Mein Vater freute sich noch oft dieses kleinen, aber häßlichen Abenteuers, das ihn beinahe dreißig Jahre seines nützlichen Lebens gekostet hätte.

Der fromme Hausherr.

Ein Vaterwort.

In dem Märzheft von „Haus und Herd" finden wir ein treffliches „Mutterwort", und uns däucht, daß sich zu jenem „Mutterwort" ein „Vaterwort" allerliebst ausnehmen würde. Darum wollen wir als Vater dem unterthänigen und demüthigen Bestreben einer „Mutter" entgegen kommen, und untersuchen, ob wir als das Haupt des Weibes unsere Stellung immer in Ehren halten; ob wir nicht durch zu große Herrschsucht zu Zeiten den ehelichen Frieden stören. Ob wir unseren Frauen als dem schwächeren Theil auch ihre Rechte einräumen, und nicht durch zu starkes Gefühl unserer Obermacht, die uns der Herr einräumt, unser Vorrecht mißbrauchen. Denn die Frau ist „Gehilfin" und nicht Sklavin des Mannes. Sie wurde nicht von seinem Fuß, sondern von seiner Seite genommen, zum Zeichen, daß sie nicht seine Magd, wohl aber seine „bessere Hälfte" sein soll.

Eine verständige Frau wird sich auch wohl in ihren Mann zu schicken wissen, und nicht durch thörichte Rechthaberei denselben erzürnen; sowie auch ein weiser Mann seine Frau nicht durch barsche Befehle oder schulmeisterliches Commando betrüben wird, sondern wenn zu Zeiten die Frau einen klugen Einfall oder eine gute Idee hat, nicht stolz sich abwenden, weil die Idee nur von der Frau kommt. Ein guter Mann hält seine Frau nicht für das fünfte Rad am Wagen.

In einer glücklichen Ehe müssen Zwei „ein Herz und eine Seele sein"; da darf nichts gehört

werden von dem Mein und Dein, sondern es muß heißen: „Zwei Herzen und ein Schlag“. Da ist kein anderer Zwang und Streit bekannt, als daß Eins dem Andern mit Dienstfertigkeit, Liebe und Freundlichkeit zuvorkommen will.

Wie glücklich ist ein Mann, wenn er überall die fürsorgende Liebe seiner treuen Gattin beobachten kann; wenn er Abends ermüdet heimkehrt und findet seinen Schlafrock und Pantoffeln warm und den bequemen Ruhesessel nahe beim Ofen, um sich auszuruhen und in das freundliche Antlitz seiner lieben Frau zu blicken, die das Möglichste thut, das traute Heim so angenehm als möglich zu machen. Das kann aber nur da geschehen, wo Jesus im Hause und in den Herzen regiert, und zwei Seelen zu einander passen und sie den Trost haben, daß sie der Herr zusammengeführt hat:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.“

Sollte aber ein Mann eine Frau haben, welche die Gabe des Stillschweigens nicht besitzt, so sollte er als das Haupt ein gutes Exempel setzen, und seiner Gattin mit Sanftmuth, Geduld und Liebe entgegen kommen. Nur eine Xantippe könnte auf die Dauer in solchem Fall sich widerspenstig zeigen.

Es mag wohl von einigen wahr sein, was im „Mutterwort“ im Namen der Frauen gesagt wird, daß sie „durch die Zunge, dieses kleine Glied, unendlich viel Schaden anrichten“. Aber wie wohl thut den Männern auch in den Feierstunden das fröhliche Geplauder ihrer lieben Frauen; welchen Trost im Leiden gewähren uns ihre theilnehmenden Worte der Liebe und des zarten Mitgefühls; und selbst der Witz und Humor einer klugen Frau bereitet ihrem Mann manche frohe Stunde.

Und weil im „Mutterwort“ der Sündenfall so ganz auf unsere Mutter Eva geschoben wird, als ob sie allein unendlichen Jammer auf das Menschengeschlecht gebracht habe, so dürfen wir als Männer dieses demüthige Sündenbekenntniß nicht stillschweigend hinnehmen, sondern wir sollten billigerweise einen Theil der Schuld auf unsere starken Schultern laden, damit die armen Evastöchter nicht unter der Bürde erliegen.

Finden wir nicht in der heiligen Schrift, daß die Schlange ihre ganze Ueberredungskunst aufbieten mußte, um das Weib zu bewegen, von der verbotenen Frucht zu nehmen; aber wie schnell hat Adam zugegriffen. Wir lesen: „Sie gab ihrem Manne auch davon, und er aß.“ Wäre er wirklich besser gewesen als Eva, so hätte er als Haupt und als der Aeltere auf seine Gehilfin ein wachsames Auge haben, und nicht sogleich in den Apfel beißen sollen, sobald sie ihm denselben reichte.

Wir Männer tragen daher an dem Sündenfall ebenso viel Schuld als unsere guten Frauen, daher ist es auch unsere Pflicht, einander die Bitterkeit des Lebens zu versüßen.

Wir wollen es uns auch gerne gefallen lassen, wenn das zarte Geschlecht sich um uns schlingt, wie Rebe um den starken Eichbaum, damit wir den Stürmen des Lebens trotzen können.



Der Sterbende und der Dieb.

Mitgetheilt von G. R.

Ein Dieb drang in das Zimmer eines kranken Greises. „Was wünschen Sie, mein Freund?“ fragte ruhig der Kranke.

„Ihr Geld, Ihre Kostbarkeiten,“ erwiderte ihm sein Gast.

„Ach! wirklich? — Nun gut! Sehen Sie meine alten, armen, abgezehrten Beine! Kommen Sie näher und sehen Sie, daß ich nicht bis zu meinem Schranke gehen kann. Sie müssen mich hintragen.“ Bei diesen Worten ließ er sich mit großer Mühe zu Boden. Der Dieb wich erstaunt zurück. „Freund,“ sagte der alte Kranke, und hob seine abgemagerte Hand feierlich in die Höhe, „ich sterbe nun; gedenken Sie, daß auch Sie sterben müssen. Sie sind gekommen, mir mein Geld zu nehmen? Kommen Sie, thun Sie etwas Besseres und reißen Sie mir alle Begierden, alle Unreinigkeiten, Ungestüm, Weltliebe und andere Leidenschaften aus meinem Busen, damit ich leichter in dem Augenblicke der großen Abreise bin. Thun Sie das, so will ich Ihnen gern noch obendrein Alles geben, was ich besitze. — Sie schütteln den Kopf? Sie weigern sich?“

Da der Dieb bestürzt auf seine Kniee fiel und um Verzeihung bat, fragte ihn der Greis: „Sind Sie wirklich in Noth?“

„O gewiß,“ erwiderte er. „Aber ich muß bekennen, durch meine eigene Schuld; denn ich habe in Müßiggang und Unordnung gelebt, ich fühle jedoch, daß es anders mit mir werden soll.“

„Nehmen Sie diesen Schlüssel,“ erwiderte der Sterbende, „öffnen Sie die Thür und nehmen Sie die Börse.“

Da nun der Unglückliche es gethan und abermal auf seine Kniee gefallen war und fortgehen wollte, fuhr jener fort: „Nun! wollen Sie mich verlassen,

bringen Sie mich zuvor in mein Bett zurück! So danke ich Ihnen! — Nun, mein Freund, sollen Sie wissen, daß ich Sie um diesen Dienst eben so wohl für Ihr Wohl, als für das meinige gebeten habe. Es ist gut, daß Sie eine Last sterblichen Staubes in Ihren Armen gehalten haben. Das Andenken an diese Stunde wird Sie in Ihren guten Entschlüssen stärken. Möge Der mit Ihnen sein, der da gesagt hat: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!"

Formalität in der Religion.

Von Geo. Guth.

So wie sich allenthalben in der Welt, selbst unter den verkommensten Heiden, ein Bewußtsein des lebendigen, wahren Gottes offenbart, so leitet das im Menschen liegende Prinzip der Anbetung und Verehrung, wodurch der Mensch sich ein Verhältniß zu Gott giebt, zur Gestaltung von Kultusformen, — und das ist eben die Religion. Religion ist daher nicht bloßer Einfall noch Erfindung einzelner Menschen, sondern vielmehr ein nothwendiges, im Wesen des Menschen selbst begründetes Bedürfniß. Wäre der Mensch kein gefallenes Geschöpf, so würde seine Anbetung der Ehre seines Schöpfers vollkommen entsprechen und seine Seele sich stets zum lebendigen Gotte erhöhen und in Ihm sich erfreuen. Als gefallener und unter der Sündenmacht liegender Mensch aber ist dieser Zug zur Anbetung so abnorm und verdorben, daß derselbe, anstatt nur in der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit glücklich zu sein, sich *eine Art der Gottesverehrung sucht, die nicht blos möglichst leicht auf Herz und Gewissen lastet und nur selten die Seele zum heißen Kampf mit der Sünde auffordert, sondern häufig in der Verehrung der Schöpfung und der unvernünftigen Kreatur, ja sogar des Menschen selbst, ausartet*, wodurch der tiefe Fall desselben so offenbar sich zeigt.

Somit befindet sich der Mensch zwischen zwei, einander scharf gegenüber stehenden Kräften, von denen die eine den Menschen aufwärts heben und anleiten will, Gott, der ein Geist ist, im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, die andere aber, irdischer Natur und teuflischen Ursprungs, den natürlich gesinnten Menschen abwärts zieht und hindert, über Gebräuche, Symbole, Ceremonien, über Alles, was Buchstabe heißt, sich zu erheben und zu Gott hinauf zu schwingen. So schwankt der Mensch zwischen diesen Gegensätzen hin und her, und wird, wenn nicht durch Gottes Gnade errettet, in den Heidenländern der Abgötterei und der Vielgötterei, in den christlichen Ländern aber — *dem todten Formalismus anheimfallen*.

Da der Mensch überhaupt, physisch und geistig betrachtet, so angelegt ist, daß er, sich auf einem bestimmten Gebiete als Wirkungskreis bewegend, manches gewohnterweise — blos weil es in sein Gebiet fällt — verrichtet, so liegt dem Menschen in seiner Religion die Gefahr nahe, daß er weniger prinzipiell, wohl aber mehr formell handele, es kann daher auch die Religion dem Menschen so zur zweiten Natur werden, daß er instinktmäßig die ihm auferlegten Pflichten erfüllt und somit dem Formenwesen anheimfällt.

Der Formalismus ist nicht das Kind eines besonderen Geschlechts noch das Produkt einer bestimmten Religionslehre, gehört auch nicht einem Zeitalter oder einem Lande ausschließlich an; überall findet man denselben, „sei's in prächtiger Hülle, sei's im Bettlergewand," unter den Heiden, wie unter den Juden, auf dem Gebiete der sogenannten natürlichen wie geoffenbarten Religion. Wie groß die Gefahr ist, in der Religion blos an der Form fest zu halten, zeigten die Juden in ihrer Neigung zum levitischen Opferkultus, welchen zu verlassen selbst den zum Christenthum übergetretenen Juden schwer erschien. Im levitischen Kultus gab Jehovah dem israelitischen Volke ein ausgebildetes System geordneter Gebräuche, der damaligen Zeit und Verhältnissen entsprechend und vollkommen geeignet, den Gott Israels in seiner Majestät und Fülle der Wahrheit zu offenbaren und unter ihnen die wahre Gotteserkenntniß zu erhalten. Die Geschichte der Israeliten aber zeigt deutlich, daß es ihre immer wiederkehrende Sünde war, *die Symbolik zum Abgott zu machen*, und anstatt vom Opfer hinauf zu Gott zu schauen, die eigentliche Gottesverehrung vergaßen. Das beweist König Saul nach seiner siegreichen Schlacht mit den Amalekitern, dem der Prophet Samuel strafend erklären mußte: „Meinest du, daß der Herr mehr Lust habe an Opfer und Brandopfer, als am Gehorsam der Stimme des Herrn? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer, und Aufmerken besser denn das Fett von Widdern!"

So läßt Jehovah den, dem todten Formalismus anheimgefallenen Juden durch die Stimme des Propheten Jesaias zurufen: „Was soll mir

die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahreszeiten." — Mit welch feurigem Eifer erhob sich der sanftmüthige Heiland gegen diejenigen, die mit unerhörter Hartnäckigkeit für den Buchstaben des Gesetzes eiferten, während sie den Inhalt desselben schamlos übertraten und mithin der todten Formalität völlig anheimgefallen waren: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gewicht, die Barmherzigkeit und den Glauben." Und auch unter den Christen unserer Zeit, die unter dem Einflusse evangelischer Wahrheit stehen, ist Gefahr vorhanden, daß sie haben den „Schein der Gottseligkeit, während sie seine Kraft verleugnen." Obwohl es Zweck und Aufgabe des wahren Christenthums ist, die sittliche und religiöse Veränderung des Menschen herbeizuführen, Christi Sinn und Geist dem erneuerten Geiste völlig aufzuprägen und ihn mit der heiligen Liebe Jesu zu durchdringen, so steht doch zu befürchten, daß das Christenthum Vieler unserer Zeit zu sentimental, zu formell ist, in bloßen Formen frommer Redensart, guten Gefühlen sich äußert und zu wenig in der Kraft des heiligen Geistes, in gottseligem Leben und in heiligen Handlungen besteht.

Formen freilich sind in diesem Leben nothwendig, um die Kraft wahrer Gottseligkeit zu entwickeln und zu erhalten; man darf aber nicht vergessen, daß die göttliche Wirksamkeit an sie als solche niemals gebunden ist. Zwar müssen die inneren religiösen Gefühle und Bewegungen des Herzens äußerlich dargestellt werden, und es wird Niemandem einfallen, verbieten zu wollen, daß diese Darstellungen der Frömmigkeit erhaben und ansprechend seien. Aber so wenig wie wir von den schönsten Blumen den Hunger stillen, von der begeistertsten Musik unser Leben erhalten können, eben so wenig können wir geistlich bestehen durch äußerliche Beobachtung von Gott angeordneter Gebräuche. Es ist bedenklich und höchst gefährlich, zu wähnen; man könne durch die strenge Beobachtung aller vorgeschriebenen religiösen Gebräuche die Stellung und den Charakter eines Kindes Gottes und Erben des ewigen Lebens erlangen, und es verräth einen großen Mangel wahrer Erkenntniß und Unterscheidungsgabe, wenn man sein Vertrauen auf Formen setzt und meint, dadurch Glaube, Liebe und geistigen Gehorsam ersetzen zu können. Wer sich dem Gedanken hingiebt, durch äußerliche Gebräuche begnadigt, geheiligt, erlöst und ewig selig werden zu können, der beweist, daß er wenig Einsicht in Gottes Wesen und Willen besitzt. Merle D'Aubigné sagt: „Es giebt zwei Wege, das Christenthum zu vernichten; der eine ist, es zu leugnen, der andere, ihm eine falsche Stelle zu geben." Formalität in Religion ist diese falsche Stellung. „Das Reich Gottes sagt der Herr, „kommt nicht mit äußerlichen Geberden; man wird auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch." „Es ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Frieden und Freude in dem heiligen Geist." Lasset uns darum nicht die Schale wählen statt des Inhalts, das Aeußerliche statt des Innerlichen, die sichtbare Kirche statt der unsichtbaren. Lasset uns durch Heiligung unseres Herzens und Lebenswandels den kalten, todten Formalismus fern halten und, feurigen Kohlen gleich, vom heiligen Altar Gottes, Licht und Wärme unter die Menschen verbreiten.

Mitgefühl.

Ein kleines Bild aus dem Leben.

Ein bescheidener Arbeitsmann, Töpfer seines Handwerks, hatte daheim ein kleines verkrüppeltes Kind. Er arbeitete an seiner Bank mit beispielloser Treue und war immer der erste an seinem Platz. Doch brachte er es fertig, daß er allabendlich seinem „Schmerzenskinde" — wie er es nannte, eine Blume, ein hübsches Bändchen oder ein Stückchen buntes Glas, kurz irgend etwas, was Kinder gern sehen, auf die weiße Bettdecke legen konnte, wodurch er eine kleine Freude, einen Lichtstrahl auf das Antlitz seines Lieblings zu rufen vermochte. Er war ein ruhiger, scheinbar gefühlloser Schotte; doch nie ging er bei Einbruch der Nacht heim, ohne ein Spielzeug oder sonstiges trautes Zeichen, welches bewies, daß er des zarten Gesichtchens gedachte, welches sich aufklärte, sobald er in die Stube trat. Ich glaube, er äußerte es zu Niemandem, wie sehr er diesen Kleinen liebte; dennoch liebte er ihn geduldig fort und fort. Und nach und nach brachte er all seine Mitarbeiter zu wahrem aber unbewußtem Mitgefühl. Sie machten seltsame kleine Krüge, niedliche Töpfchen und nette Theetassen auf ihren Drehstühlen, dann malten sie allerliebste zierliche Bilder darauf, ehe sie dieselben zur Zeit des Brennens an einem freien Raum im Ofen unterbrachten. Einer brachte einige Früchte im Schurzlatz und ein anderer einige Bilder in einem einfachen Hefte. Aber Niemand sprach ein Wort dabei, denn die Angelegenheit war zu zart, um Worte darüber zu verlieren. Sie thaten ihre Liebesgaben in des Alten Hut; dort

fand er dieselben und wußte wohl, was damit anzufangen. Und ich versichere euch, diese ganze Werkstätte, von Männern der derbsten Art belebt, verstummten, wie die Monde verstrichen und wurden zuvorkommend und freundlich, ja die roheren stellten selbst ihr Fluchen ein, als der traurige Blick ihres duldenden Genossen ihnen unzweifelhaft erzählte, daß das Dunkel des unvermeidlichen Schicksals der Hütte des Aermsten näher und näher zog. Jeden Tag drehte bald der eine, dann der andere ein Stück für ihn und stellte es auf seine Bank zum Trocknen, auf daß er eine Stunde später kommen und früher gehen konnte.

Und als eines Nachmittags die Kirchglocke traurig zu Grabe läutete und der kleine Sarg aus der Thür des unscheinlichen Häusleins getragen wurde, da standen unfern desselben an der nächsten Ecke, wo sie nicht gleich gesehen werden konnten, über hundert handfeste Arbeiter aus der Töpferei, alle in ihrem Sonntagsstaat, gern einen halben Arbeitstag daran gebend, um vor dem bescheidenen Leichenzug den Hut abzuziehen und dann in Reih und Glied durch's Dörflein schreitend, die kleine Bürde eines Kindleins zur Ruhe zu bestatten, das wahrscheinlich keiner mit eigenen Augen gesehen hatte.

H. A. S.

Christi Erscheinung im Todtenreiche (1 Petri 3, 18—20).

Von A. Gröbe.

Daß Jesus Christus seiner menschlichen Natur nach unmittelbar nach seinem Verscheiden am Kreuze, wie jeder andere Mensch in der Todesstunde, sogleich dem Geiste nach in das Todtenreich kehrte, ist eine Thatsache, die kein Theolog bezweifelt noch in Abrede stellt, der auf biblischem Grund und Boden steht. Alle, ohne Ausnahme, glauben an die Niederfahrt des Herrn in den Theil der Todten- oder Unterwelt, wohin die Geister aller Gerechten gleich nach dem Tode kommen und bis zur Auferstehung des Leibes bleiben; in diesem Punkte sind sich alle biblische Exegeten und Schriftforscher einig. Auf die Frage jedoch, „ob sich die Seele Jesu aus der paradiesischen Abtheilung des Todtenreiches, nach dem Ort der Qual begeben habe oder nicht, werden von den Gottesgelehrten der alten wie neueren Zeit, verschiedene, einander entgegengesetzte und sich widersprechende Antworten und Erklärungen gegeben, die wir nun etwas näher im Lichte der heiligen Schrift und der Vernunft beleuchten und betrachten wollen. Viele der alten wie neueren Theologen nehmen an, auf Grund obiger Schriftstelle, daß Christus nach seinem Tode zur Hölle gefahren sei, um dort den abgeschiedenen Geistern, die bis zur Todesstunde im Unglauben beharrten und Kraft desselben verloren gingen — das Evangelium zu predigen.

Osiander, dem obige Stelle in Petri, wie er selbst bekennt, höchst dunkel, unverständig und zweideutig erscheint, behauptet aber doch schließlich und zwar mit einer Gewißheit, als habe er den ganzen Vorgang mit eigenen Augen gesehen: „Als Christus dem Leibe nach am Kreuze verschied, der Seele nach aber lebendig blieb, ist er zu den Seelen oder Geistern gegangen, welche in der Sündfluth umgekommen waren, die dazumal, als Noah die Arche zurüstete, sich nicht wollten überzeugen lassen, daß Gott über die Welt so heftig zürnete, daß er sie durch eine allgemeine Sündfluth verderben werde, sondern hofften, Gott werde so langmüthig sein und der Welt schonen, darum sie nicht ernstlich Buße thaten, bis das Wasser der Sündfluth sie überfiel und sie sahen, daß sie sterben mußten...... solche hat Gott nicht verdammt, dieweil sie nicht ohne Buße dahingefahren sind. Christus hat diesen verkündigt, nachdem er für die Sünden des menschlichen Geschlechts genug gethan hatte, daß sie vom himmlischen Vater wären in Gnaden angenommen worden und hat sie alsobald in das Paradies versetzt."

Doktor Luther läßt sich unter anderm folgenderweise über 1 Petri 3, 18—20 vernehmen: Petrus zeigt in diesen Worten, daß etwa eine ungläubige Welt gewesen sei, welche nach seinem Tode der verstorbene Christus gepredigt habe. Die Apostel hatten ihre besondere Offenbarungen gehabt und eine solche Offenbarung ist dies auch von Christo, daß er die Seelen derer gelehret hat, die zur Zeit der Sündfluth umgekommen sind. Wie aber dies zugegangen ist, wissen wir nicht, das aber glauben und wissen wir, daß Gott in seinen Werken wunderbarlich ist und Alles vermag, welcher derhalben hat können lebend den Lebendigen predigen, der hat auch können nach seinem Tode den Todten predigen."

Dr. Fronmüller sagt in Zellers biblischem Wörterbuch, Band I. Seite 622, die Höllenfahrt Christi gründet sich auf klare Stellen der heiligen Schrift. Nachdem Jesus den Leidens- und Todeskelch mit aller seiner Bitterkeit getrunken, übergab er Geist und Seele in die treuen Hände seines Vaters. Getödtet nach dem Fleische, wurde er lebendig gemacht nach dem Geiste. Mit der neuen Geisteskraft, die an die Stelle der fleischlichen Schwachheit trat, fing eine neue Lebenswirksamkeit bei ihm an. Er betrat in siegreicher Zeugungsfähigkeit als Geist mit den Geistern verkehrend, die weiten Gebiete der Todtenwelt. Er erschien den Geistern im Gefängniß, die schon über 2000 Jahre in den unterirdischen Kerkern verschlossen und verwahrt worden. Noah, der Prediger der Gerechtigkeit, war von ihnen verachtet worden, jetzt erschien er ihnen, ein gewaltiger Prediger, der in Beweisung des Geistes und der Kraft sie aufforderte, Gott zu fürchten und ihm die Ehre zu geben und ihnen den Weg zur Freiheit zeigte."

Delitzsch, in seiner biblischen Psychologie,

sagt: „Dort," nämlich im Hades, „schauten ihn die engelischen Gewalten als Sieger, die im Stande der Selbstverstockung Gestorbenen als Richter, und für Viele, welche bei dem Gericht der großen Fluth bei sehr ungleichem Maße der Sünde vom Hades verschlungen worden waren, waren es Augenblicke möglicher Errettung."

Lange sagt in seinem Commentar über 1 Petri 3, 18—20, Folgendes: „Wie die Versühnung für alle Menschen geschehen ist, so muß sie auch allen Menschen gepredigt werden. Es gehört zum Lohne des vollendeten Gehorsams Jesu, daß er die Schlüssel der Hölle und des Todes in Empfang bekam. Er konnte daher in das Todtenreich eindringen und herausführen, welche er wollte, ohne daß der Beherrscher des Gefängnisses es verhindern konnte. Es ist eine erstaunenswerthe Macht der Liebe unseres Herrn, daß er in jene finstern, schauerlichen Räume der Todtenwelt hinabgestiegen ist. Indem Christus sich ihnen als Sieger und Weltrichter darstellte, publizirte er nicht ihr Verdammungsurtheil, sondern verkündigte er ihnen den einzigen Rettungsweg aus so langer über 2000jähriger Haft. Es fehlt," behauptet er ferner, „wie Diesseits so auch Jenseits nicht an Predigern des Evangeliums."

Rink, ein lutherischer Schriftsteller, fragt an einer Stelle seines Werkes über den Zustand nach dem Tode: „Ist aus dem Hades, als dem Strafort bis zum letzten Gerichtstage, nicht noch eine Errettung möglich?" Als eine solche Möglichkeit bezeichnet er den Ausspruch Jesu: „Darum sage ich euch: Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben, aber wer etwas redet wider den heil. Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt" (Matth. 12, 31. 32). Weil nun die Lästerung wider den heil. Geist, weil sie Verstockung in sich schließt, wie der Heiland spricht, weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden kann, daraus schließt er nun — mit welchem Rechte, wissen wir freilich nicht, — daß, wo diese Stufe der Verstockung noch nicht erreicht ist, im Jenseits noch eine Vergebung der Sünden möglich sei.

Eine deutlichere Aussicht auf die Errettung Vieler aus dem Orte der Qual bis zum jüngsten Gericht, behauptet er, gebe uns die Höllenfahrt Christi, die 1 Pet. 3, 18—20 begründet sei und als eine Thatsache bezeugt werde. „Das Hinabsteigen Jesu Christi in die Strafabtheilung des Todtenreiches," sagt er ferner, „zeigt uns, daß dem Sieger auf Golgatha Alles, nicht nur was im Himmel und auf Erden, sondern auch was unter der Erde (Hölle) ist, zu Füßen gelegt wurde. Also die vor Christo gelebt, Alles was Mensch heißt, auch die längst abgeschiedenen Ungläubigen, die schon in den höllischen Gefängnissen waren, sollten die große Botschaft vernehmen, daß auch für sie, die Abtrünnigen, Zahlung geschehen und Rettung möglich sei."

Man macht also, wie aus obigen Citaten hervorgeht, selbst von Seiten der größten und tiefsten Denker der theologischen Welt, den Versuch, die Höllenfahrt Christi zu begründen und dem Volke als einen Glaubensartikel auf das Gewissen zu binden. Doch was haben wir gegen die Lehre von der Höllenfahrt Christi und von seiner erlösenden Thätigkeit im Todtenreiche, wie sie von den obengenannten Theologen und Andern dargestellt wird, einzuwenden?

Erstens: Beruht diese Lehre offenbar auf einer falschen und verkehrten Auffassung der Schriftstelle 1 Pet. 3, 18—20. Der Sinn dieser petrinischen Stelle, auf welche so viele alte wie neuere Exegeten die sogenannte Höllenfahrt Jesu gründen wollen, ist ein ganz verschiedener von dem, welcher ihr von Vielen beigelegt wird. Um den Ausspruch des Apostels: „In demselbigen ist er auch hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängniß, die etwa nicht glaubten zur Zeit Noahs, da Gott einmal harrete und Geduld hatte," müßte man unter den Worten: „Lebendig gemacht nach dem Geiste," wie ein Schriftforscher ebenso wahr wie schön sagt, die menschliche Seele Jesu verstehen, was aber offenbar ganz und gar unstatthaft ist. Es kann, was schon der Kirchenvater Augustin, Beda, Thomas von Aquin und andere berühmte Autoritäten auf dem exegetischen Gebiete behaupten, nichts Anderes darunter verstanden werden, „als der Geist, durch den Christus von den Todten auferwecket wurde, das ist die Kraft seiner ewigen Gottheit, zufolge welcher Kraft er auch denen, die nicht glaubten, da die Arche zugerüstet ward, und die Petrus mit Beziehung auf ihren Zustand nach dem Tode 'Geister im Gefängnisse' nennt, während ihrer Lebzeit auf dieser Welt gepredigt hatte, durch Noah, den Prediger der Gerechtigkeit." Dieser Ausspruch des Apostels läßt sich, wenn man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen will, nicht anders erklären und auslegen. Wer einen andern Sinn in ihm zu finden meint, der legt ihn nicht in seinem logischen Zusammenhange und folglich nicht nach dem Gesetz der Exegese aus, sondern er legt etwas hinein, was nicht darinnen liegt noch liegen kann. Selbst im Falle dieser Ausspruch Petri eine Höllenfahrt Jesu Christi wahrscheinlich mache, was er aber nicht thut, wer giebt irgend Jemanden das Recht, eine Lehre wie diese, von solch verderblicher Tragweite, auf eine einzelne Schriftstelle zu gründen? Freilich führt man auch noch andere Stellen heiliger Schrift an, um die Höllenfahrt des Herrn zur absoluten Gewißheit zu machen, doch keine von allen beweist, was man gerne bewiesen haben möchte.

Zweitens widersprechen die ältesten christlichen Glaubensbekenntnisse der Lehre von der Höllenfahrt Jesu Christi, weil nichts davon in ihnen erwähnt wird. — Viele glauben an die Höllenfahrt des Herrn kraft des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Doch wir fragen: Warum finden wir die Worte: „Niedergefahren zur Hölle," in keinem Glaubensbekenntniß vor dem vierten Jahrhundert? Wie der fromme und gelehrte Theolog Bischof Pearson in seiner berühmten Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses nachweist, sind die Worte: „Niedergefahren zur Hölle," nicht zu finden, weder in der Regel des Glaubens, die Irenäus, Tertullian oder Origenes aufstellen, noch in jenen Glaubensbekenntnissen, die von den Concilien als weitere Erklärungen des apostolischen Glaubensbekenntnisses gemacht wurden, weder in den von Nicäa, Constantinopel, noch in den von Ephesus oder Chalzedon, noch in den Confessionen von Antioch, Seleuzia, Sirmium u. a. m. Ebensowenig werden sie erwähnt in den verschiedenen Bekenntniß-

schriften, die einzelne Personen ablegten. Rufinus, der im Jahre 440 starb, behauptet, daß die Worte: „Niedergefahren zur Hölle," weder in der römischen noch in irgend einer der morgenländischen Bekenntnißschriften sich befunden habe, ja daß sie zum ersten Male in dem Glaubensbekenntniß der Gemeinde von Aquileja gebracht worden und erst später in das römische und andere Glaubensbekenntnisse übergegangen und endlich als ein Theil des apostolischen Glaubensbekenntnisses angesehen worden seien. Wäre die Lehre von der Höllenfahrt Christi bei den primitiven Christen in Ansehen gewesen, ja hätten dies die Apostel des Herrn und ihre Nachfolger geglaubt und gelehrt, so stünde doch gewiß etwas davon in den Glaubensbekenntnissen der vier ersten Jahrhunderte.

Drittens: Steht die innig mit der Höllenfahrt Christi verknüpfte Ansicht, daß Christus seine Erscheinung im Todtenreich gemacht habe, um seine Herrlichkeit als Siegesheld über den Satan und sein Reich in der unsichtbaren Welt zu offenbaren, im Widerspruche mit dem Worte Gottes. — Nach Dr. Nast's Ansicht in Lisco's berühmter Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses beruft man sich, um diesem Satze Geltung zu verschaffen, auf folgende Schriftstellen: „Er hat ausgezogen die Fürstenthümer und Gewaltigen und sie Schau getragen öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht durch sich selbst." (Col. 2, 15.) „Darum spricht er: Er ist aufgefahren in die Höhe und hat das Gefängniß gefangen geführt und hat den Menschen Gaben gegeben. Daß er aber hinaufgefahren ist, was ist es dann, daß er zuvor ist hinuntergefahren in die untersten Oerter der Erde. Der hinuntergefahren ist derselbe, der aufgefahren ist über alle Himmel, auf daß er Alles erfüllete." (Eph. 4, 8. 9.) Wie haben wir diese Stellen zu verstehen? Was will Paulus eigentlich damit sagen? In Col. 2, 15 ist ja gar nicht die Rede von dem Niederfahren des Herrn zum Todtenreiche, wenn wir diese Stelle in ihrem Zusammenhang betrachten, sondern vielmehr wird das Triumphiren über die Fürstenthümer und Obrigkeiten in dem vorhergehenden Verse gerade dem zugeschrieben, daß Christus die Handschrift, so wider uns war, aus dem Mittel gethan und an's Kreuz geheftet hat. Was die Stelle im Epheserbrief betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß unter dem Hinunterfahren „in die untersten Oerter der Erde" nichts anderes zu verstehen ist, wie viele Exegeten behaupten, als das Kommen Jesu Christi auf die Erde. In diesem Sinne spricht der Herr selber von seinem Herniederkommen. „Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder gekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist." (Joh. 3, 13.) Und wiederum: „Ihr seid von unten her, ich bin von oben herab." Der Ausdruck: „Hinuntergefahren in die untersten Oerter der Erde," mag wohl von der Menschwerdung Christi verstanden werden, wenn wir damit den 15. Vers des 139. Psalms vergleichen: „Es war dir mein Gebein nicht verhohlen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet wurde unten in der Erde." Nehmen wir mit vielen Schriftforschern auch an, daß Paulus unter dem Ausdruck: „Hinuntergefahren in die untersten Oerter der Erde," wirklich, was aber nicht sein kann, das Niedersteigen Jesu Christi in das Todtenreich verstanden hätte, so ist noch lange nicht damit gesagt, daß er über den Fürst der Finsterniß triumphirte, so lange seine Seele in der Unterwelt verweilte. Das Auffahren folgte nicht unmittelbar auf das Hinunterfahren, denn es ist nicht eine Auffahrt vom Todtenreiche zur Oberfläche der Erde, sondern ein Auffahren über alle Himmel. Mit dieser Himmelfahrt und nicht mit seinem Hinunterfahren in die untersten Oerter der Erde verbindet der Apostel „das Gefangenführen des Gefängnisses", indem er das Letztere als die unmittelbare Folge seines Auffahrens darstellt. Die zwei angeführten Schriftstellen beweisen also nicht, daß Christus zur Hölle gefahren sei, um dort nicht nur den verlorenen Geistern in den Gerichtskerkern zu predigen, sondern auch zugleich über den Teufel zu triumphiren und ihm seine Macht zu rauben, da dies ja weder biblisch noch vernünftig wäre, sondern vielmehr, daß Jesus durch seinen Tod am Kreuze die Fürstenthümer und Gewaltigen ausgezogen, und durch seine Himmelfahrt das Gefängniß gefangen geführt hat.

Viertens: Steht der Satz von der Höllenfahrt des Herrn, um den Geistern im Gefängniß, die etwa zur Zeit Noahs nicht glaubten, das Evangelium zu verkündigen, im direkten Widerspruch mit der Heilsordnung Gottes. Laut der heiligen Schrift, als der höchsten Autorität in Glaubenssachen, haben wir kein Recht zu glauben noch zu lehren, daß Solchen, die nicht glaubten zur Zeit Noah's oder zu irgend einer anderen Zeit, nach ihrem Tode das Heil noch einmal angeboten werden sollte. Dieses irdische Leben ist dem Menschen gegeben, um mit Furcht und Zittern sein Seelenheil auszuschaffen, denn nach dem Tode kommt das Gericht. Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.

Starke sagt in seiner Sinopsis über 1 Petri 3, 18—20: „Gott hat predigen lassen allen Menschen, auch denen, die jetzt todt und nicht mehr lebendig sind, und solches nicht nach ihrem Absterben, denn da ist keine Zeit zur Buße mehr, sondern da sie noch am Leben waren, auf daß Christus also ein Richter sei, der Todten wie der Lebendigen, und Keiner sich vor ihm zu entschuldigen habe." Wer da lebet und glaubet an Christum, der soll nimmermehr sterben, und wer da glaubet, ob er gleich stürbe, wird dennoch leben. Wer aber im Unglauben stirbt, soll weder glauben noch leben. Dies ist ebenso wohl der Fall mit denen, welche vor, als denen, welche nach Christo lebten, dieweil er das Lamm Gottes ist, „erwürget von Anbeginn der Welt".

Aber, frägt man, was wird mit Solchen geschehen, die auf dieser Welt keine Gelegenheit hatten, das Evangelium von Christo zu vernehmen? an deren Ohr nie die frohe Botschaft des Heils gedrungen ist? Was wird ihr Loos in der Ewigkeit sein? Wird sie Gott verdammen — verdammen können? Wir antworten: Die heil. Schrift lehrt nirgends, wenn wir nicht irren, die Verdammniß der als Heiden Verstorbenen, die ohne ihre Schuld in der Unwissenheit lebten, aber sie preist sie auch nicht selig. Viele Theologen nehmen an, „daß diese in der Ewigkeit an einen Ort des Unterrichts, des Wachsthums und der Entwickelung, der ihrem sittlichen Zustande angemessen ist, bis zur Vollendung kommen mögen, denn Gott sei nicht blos der Christen, sondern auch der Heiden Gott; doch absolute Gewißheit davon

haben wir nicht, da das Wort Gottes uns wenig oder gar keinen Aufschluß darüber giebt. Absolut gewiß aber ist es nach den deutlichsten Aussprüchen der Schrift, daß die, denen der Herr hienieden mit seiner Gnade nahe gekommen ist, nach dem Tode keine Gnadenzeit mehr haben werden. Eine fortgehende Gnadenanerbietung nach dem Tode, wie sie unbegreiflicherweise der deutsche Theolog Weilbrecht und Andere auch für die annehmen, die hienieden das Evangelium gehört und verworfen haben, hat im Worte Gottes keinen Grund. „Uns wird jetzt das Evangelium gepredigt und dann nicht mehr im Todtenreich." Wer auf Erden im Schooße der christlichen Kirche leben darf, und wie die Leute, denen Noah, als ein Prediger der Gerechtigkeit, hundert und zwanzig Jahre Buße und Bekehrung predigte, das verkündigte Wort verachtet und die angebotene Gnade zurückstößt, der wird sich mit einer falschen Hoffnung zu Tode trösten, wenn er meint, seine Bekehrung und Herzensreinigung auf die jenseitige Welt aufschieben zu können. Wer auf dieser Welt den Willen Gottes weiß und nicht thut, der wird in der Ewigkeit viele Streiche leiden müssen.

Fünftens: Ist die Lehre von einer erlösenden Wirksamkeit Christi im Todtenreiche, welche nicht den geringsten Grund im Worte Gottes hat, höchst verderblich in ihrer Consequenz. Angenommen, der Heiland sei wirklich auf Grund 1 Pet. 3, 18—20 in das Todtenreich hinabgefahren, um den gefangenen Geistern in den Gerichtskerkern der Hölle, die zu Noah's Zeit im Unglauben beharrten und als Ungläubige und Gottlose von hinnen fuhren, das Evangelium zu predigen und ihnen den Weg zur Flucht zu zeigen, — wären wir da nicht zu dem Schlusse berechtigt, daß, da der Herr in seiner unendlichen Liebe und Barmherzigkeit sich jener angenommen hat, die schon über 2000 Jahre in der Hölle, am Ort der Qual schmachteten, er auch Andern, und selbst Solchen, die im neuen Bunde lebten und in ihrem Unglauben starben, ebenfalls, da vor ihm kein Ansehen der Person ist, in der Ewigkeit noch gnädig sein und erretten werde? Sicherlich. Ja, diese schreckliche Folgerung kann daraus gezogen werden. Denn warum, aus welchen Gründen sollte der Herr den Ungläubigen, die zur Zeit Noah's lebten, gnädiger sein, als den Ungläubigen späterer Zeiten oder unserer Zeit? Die Erstgenannten waren nicht besser als die Letztgenannten, und die Letztgenannten nicht schlechter und gottloser als die Erstgenannten. Selbst die Vertheidiger der Höllenfahrt Christi geben zu, daß mit „dieser großen (?) geoffenbarten Gotteswahrheit" (?), wie sie die Hadespredigt Jesu nennen, großer Mißbrauch getrieben werden könnte und offenbar getrieben wird, doch ihr Trost und ihre Beruhigung (?) ist, daß der Mißbrauch einer guten Sache ja den rechten Gebrauch nicht aufhebe, ohne uns jedoch zu sagen, worinnen letzterer bestehe. Wir fragen aber: Kann eine Lehre, wie z. B. die von der Höllenfahrt Christi oder von seiner erlösenden Thätigkeit im Hades oder in der Unterwelt, die Unzählbare im Ausschaffen ihres Seelenheils lau und träge machen kann, da sie hoffen, solches noch im Geisterreich thun zu können, und in das ewige Verderben stürzt, von Gott sein? Nimmermehr. Sie muß einen anderen Urheber haben, da die Lehren und Vorschriften Gottes, wie sie in der heiligen Schrift niedergelegt sind, im höchsten Grade nur heil- und segenbringend sind für Alle, die sie beherzigen und befolgen. Die Lehre: es giebt noch in der Ewigkeit eine Gelegenheit zur Bekehrung, ist ebenso gewiß vom Teufel, als die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge; beide sind höchst traurig und verderblich in ihren Folgen; beide, die eine wie die andere, tragen viel dazu bei, die Menschheit ihrem wahren Heile gegenüber gleichgiltig zu machen, ja beide sind ihrer Tendenz nach Hauptfaktoren, um die Hölle zu bevölkern.

Sechstens: Kann und muß die Lehre von der Hadespredigt Christi, als der Zweck seiner angeblichen Höllenfahrt, nur auf Einbildung und auf einer falschen Auffassung gewisser Schriftstellen beruhen, da die Beschaffenheit oder der Zustand der Geister im Gefängniß eine Heilsergreifung aus inneren Gründen absolut unmöglich macht. — Ohne Zweifel war es ein das ganze Todtenreich erschütterndes Ereigniß, als Christus, nachdem er den Teufel, die Welt und die Hölle am Kreuze besiegt hatte, in demselben erschien und den tiefsten Eindruck auf alle Hadesbewohner machte; aber seine Erscheinung im Geisterreiche war dennoch nicht von erlösender Kraft, nicht nur nicht, weil dort kein Raum zur Buße mehr gegeben wird, sondern auch, weil Niemand, der hienieden in selbstverschuldetem Unglauben beharrte, mehr gerettet werden kann. Dies gilt sowohl von denen, die zur Zeit Noah's gelebt haben, wie zu irgend einer späteren Zeit. So lange der Mensch die irdische Leibeshülle bewohnt und in der Gnadenzeit lebt, ist er, so tief er auch in geistlicher Hinsicht gesunken sein mag, dennoch erlösungsfähig; aber kann dies auch von den abgeschiedenen Seelen, die sich in der Hölle am Ort der Qual befinden, gesagt werden? Sind auch die Verdammten noch erlösungsfähig? Könnten, laut der Schrift, in den Gerichtskerkern der Geisterwelt noch Bekehrungen stattfinden? Wer wagt es, diese Fragen zu bejahen? Wir nicht. Allerdings, eine Predigt Christi im Hades u. s. w. würde dies voraus und zur absoluten Gewißheit machen, doch wir stellen die Höllenfahrt Christi entschieden in Abrede, weil die Errettung der Verdammten unmöglich ist. Den am Ort der Qual sich befindenden Geistern wird nicht nur keine Erlösung mehr verheißen und gepredigt, sondern sie sind — was wir hier besonders hervorheben möchten — derselben auch nicht mehr fähig. Dies wird uns klar, wenn wir den Zustand der Seele nach dem Tode etwas näher betrachten. Die Seele kommt nach ihrer Trennung vom Leibe sofort an den Ort, der ihrer sittlichen Beschaffenheit entspricht. Sie wird mit dem Tode und nach dem Tode keine andere. Es geht nach dem Tode keine Verwandlung mehr mit ihr vor. Die Seele ist und bleibt nach dem Tode dieselbe. Die, welche bis zu ihrem Tode die Sünde und die Finsterniß geliebt haben, werden auch nach ihrem Verscheiden keine Kinder des Lichts sein, sondern auf ewig Kinder der Finsterniß bleiben. Nach einem unveränderlichen Gesetze Gottes — wir möchten es ein psychologisches nennen — wird die Seele in der Ewigkeit auf derselben Bahn, in demselben Geleise aufwärts oder abwärts sich ewig fortbewegen, auf dem sie vom Tode angetroffen wurde, und auf ewig in demselben Elemente, in dem des Lichts oder

der Finsterniß, bleiben, in dem sie hienieden gelebt hat. An eine Umkehr ist dort nicht mehr zu denken. **Nur** was die Seele im Diesseits gesäet hat, **wird** sie im Jenseits ernten. Nicht erst der Gerichtstag des Herrn entscheidet völlig über Glück oder Unglück, Seligkeit oder Verdammniß, Himmel oder Hölle, sondern bereits der Tod. Der Ungläubige und Gottlose ist auf **dieser** Welt bereits gerichtet und sein Urtheil ist gefällt. Die Heilsordnung Gottes, d. i. die Art und Weise, wie der Mensch zum ewigen Leben eingehen kann, ist keiner Veränderung unterworfen, sondern sie bleibt sich stets gleich, ist unwandelbar wie der Allmächtige selbst und weiß von keiner Ausnahme. Fest und unerschütterlich wie die Säulen des Himmels, stehen die Worte des Herrn da: „**Wer glaubet, soll selig werden, wer aber nicht glaubet, soll verdammet werden.**" Diese Wahrheit hatte und hat ihre Geltung für alle Menschen und Zeiten, für die, welche unter der Dispensation des alten Bundes lebten sowohl, als für die, welche unter der Haushaltung des neuen Bundes leben.

Hanna More.

Von F. Kopp.

Hanna More ist eine der wenigen Schriftstellerinnen, die sowohl durch glänzendes Genie als auch durch wahre Frömmigkeit gleich ausgezeichnet dastehen. Ihre Zeitgenossen veredelnd, hinterließ sie in ihrem Beispiel und in ihren Schriften den kommenden Geschlechtern ein schönes Erbtheil. Ihr Einfluß war geradezu wunderbar. In der Kinderstube, im Schulzimmer, im Familienkreis, wie in den Herzen des ganzen englischen Volkes waltet sie in bleibender Erinnerung als guter Schutzgeist fort, dessen Einfluß die Ausbildung des Verstandes und die Veredlung des Geschmacks, der Sitten und der Frömmigkeit stetig fördert.

Jakob More, Hanna's Vater, verlor sein Vermögen durch einen unglücklichen Prozeß; doch sicherte er seiner Familie als Lehrer in der Dorfschule bei Stapleton eine zwar einfache, aber einladende Heimath. Hier, in Fischbach, wurde Hanna am 2. Februar 1745 als die vierte von fünf Töchtern geboren.

Der Vater widmete sich der Erziehung seiner fünf Töchter mit großem Fleiß, bereicherte ihren Geist mit den edelsten Kenntnissen und legte in ihnen den Grund zu einer klassischen Ausbildung.

Von **Hanna** sagt ihr Biograph: „Während sie immer noch als „die Kleine" betrachtet wurde, und ehe ihr Vater sie für seine Schülerin hielt, wurden die glücklichen Eltern dadurch überrascht, daß sie bereits verständlich und fließend lesen konnte, und es war ihnen fast unbegreiflich, wie sie durch die Schwierigkeiten des A B C und des Buchstabirens geschlüpft war." Schon frühe gab der Vater ihr Unterricht in der lateinischen Sprache; wegen ihrer schnellen Fortschritte, die ihn für Hanna's Gesundheit fürchten ließen, stellte er denselben aber wieder ein. Nach kurzer Zeit jedoch mußte er den vereinigten Bitten der Tochter und Mutter nachgeben und das Lateinische wieder aufnehmen.

Hanna hatte nun die Gelegenheit, zu studiren, zu lesen und zu schreiben nach Herzenslust. Und schon in früher Jugend wurde sie von ihren Schwestern — ohne Neid und Eifersucht — als der „literarische Stern" der Familie angesehen.

Die drei älteren Schwestern hatten mit Erfolg eine Privatschule in Bristol eröffnet. In diese trat Hanna im Alter von 12 Jahren als Schülerin. Ihre Fortschritte waren glänzend, und zog sie die Aufmerksamkeit einiger der gebildetsten Männer der Stadt auf sich, unter ihnen die des Herrn von Steinhaus, der ihre glänzende Laufbahn voraussah. Auch Frau Gwatkin, eine sehr edle und reiche Dame, interessirte sich für Hanna, und munterte sie auf, in ihren Studien fortzufahren.

Ihr erstes Werk: „Das Verlangen nach Glückseligkeit," ein Drama, schrieb sie, als sie erst 17 Jahre alt war. Nachdem sie ihre Studien vollendet, wurde sie Lehrerin der Anstalt.

Dreimal erhielt sie einen Heirathsantrag; doch das erste Mal, getäuscht durch den Wankelmuth ihres Bräutigams, Edward Turner, der dreimal um Aufschub der Hochzeit bat, nachdem sie bereits alle Verbindungen mit der Schule gelöst hatte, dankte sie ihn und alle späteren Bewerber ab.

Burke, Johnson, Goldsmith, Garrick und andere Sterne erster Größe waren zu jener Zeit in dem höchsten Stadium ihres Glanzes. In diesen Kreis von Dichtern und Gelehrten wurde Hanna More im Jahr 1773 eingeführt. Sie war damals mit ihrer Schwester Sarah auf einem Besuch in London; ihr Ruhm war ihr vorausgeeilt, und sie fand daher in jenem Kreise einen freundlichen und herzlichen Empfang.

Am meisten sehnte sie sich, das Wunder des Jahrhunderts, „den großen Dr. Johnson," zu sehen. Gewarnt vor den Launen des großen Gelehrten, ließ sie sich jedoch nicht einschüchtern, ihn zu besuchen. Als sie in sein Zimmer eintrat, stand er zu ihrer angenehmen Ueberraschung auf und begrüßte sie mit einem Vers aus ihren eigenen Gedichten. Hanna war so hingerissen von seiner Beredtsamkeit, daß sie ihm kurz nachher mit ihrer Schwester einen zweiten Besuch abstattete.

Im Jahre 1775 besuchte Hanna More die Stadt London nochmals. Auch dieses Mal fand sie leicht Zutritt in die Gesellschaften, wo Geist und Verstand thronten. Sie kam hier in Berührung mit Männern und Frauen, die in intellektueller und sozialer Hinsicht die ersten Stellungen in der Nation einnahmen; aber ihre Ansichten über das, was geschmackvoll und edel ist, erlitten keine Veränderung. Nach einer Mahlzeit bei einer modisch geputzten Gesellschaft giebt sie folgendes Urtheil ab: „Nichts ist so absurd, übertrieben und närrisch, als die gegenwärtige Mode des Kopfputzes. Einfachheit und Bescheidenheit sind Dinge, deren Namen man hier kaum mehr zu kennen scheint. Soeben bin ich einem solchen Entsteller (Friseur) entflohen, und obwohl ich ihm sagte, er solle mir mein Haar auf das Allereinfachste putzen und die Mode nur in so weit berücksichtigen, daß mich mein Erscheinen in der Gesellschaft in den Stand setze, den Stolz eines Sonderlings zu vermeiden; aber trotz all dieser Vorsicht muß ich in Wahrheit vor mir selbst erröthen, und

ich schaue in den Spiegel mit derselben Aengstlichkeit, wie eine eitle Schönheit, die eben von den Pocken aufgestanden ist, welche den Menschen nicht mehr entstellen, als die gegenwärtige Mode des Haarputzes."

Die religiösen Grundsätze von Hanna More waren unerschütterlich fest in ihrem Herzen gewurzelt, daß sie keinen Geschmack an den Thorheiten der Mode jener Zeit fand; und ihr Verstand war zu scharf, um nicht die schädliche Tendenz derselben auf die Moral zu entdecken. Man hat sehr schön und wahr von ihr gesagt: „Der Glanz und Pomp des modernen Lebens scheint die Klarheit ihrer moralischen Anschauungen nie verdunkelt zu haben; es begleitete sie fortwährend eine Unverletzlichkeit, eine verborgene Kraft, stärker als ein eherner Schild, der sie bewahrte vor den verderblichen Einflüssen der Schmeichelei und Eitelkeit, und sie befähigte, jene Aufrichtigkeit und Reinheit des Charakters zu bewahren, und jene religiöse Ueberzeugungstreue zu nähren, welche die Schönheit und Hoheit ihrer reiferen Jahre bildeten."

Mit den Herausgebern und Buchhändlern kam sie auf folgende Weise zuerst in Berührung: Als sie im Winter 1775 zu Hause weilte, sagte sie zu ihren Schwestern: „Ich bin mit Lob überschüttet worden, und möchte nun den Versuch machen, auszufinden, was mein wirklicher Werth ist, und will ein Gedicht schreiben zur Veröffentlichung." In kurzer Zeit war „Herr Eldred in der Laube", eine anziehende Erzählung, vollendet, und „Der blutende Felsen" — der einige Jahre vorher geschrieben war — verbessert und beide für die Presse zubereitet. Mit diesen stellte sie sich dem wohlbekannten Herausgeber Cadell vor. Er war sogleich bereit, dieselben zu publiziren, und bezahlte ihr dafür 200 Dollars. Ihre Verbindung mit diesem Publikationshaus, so glücklich begonnen, dauerte vierzig Jahre. „Herr Eldred" wurde vom Volke mit Jubel aufgenommen. Die Geschichte wurde der Gegenstand der Unterhaltung in allen gebildeten Kreisen des ganzen Königreichs, und der Liebling der großen Literaten jener Zeit.

Wir geben hier einen Auszug aus einem Briefe Hanna's, der besser als sonst etwas ihre freundschaftliche Verbindung mit einem ausgezeichneten Manne, und zugleich den Zauber ihrer Geschichte — „Herr Eldred" — beschreibt: „Laß mich Dir sagen, daß sich kürzlich eine lächerliche Begebenheit zutrug. Nach dem Mittagessen holte Herr Garrick das „Monthly Review" hervor, und las „Herr Eldred" mit seiner ganzen Anmuth und tiefem Gefühl vor. Ich glaube, ich war in meinem ganzen Leben noch nie so beschämt, denn er las so übertrieben, daß ich weinte wie ein Kind. Denke Dir nur, was für ein schimpfliches Ding, zu weinen bei dem Vorlesen seiner eigenen Dichtung. Ich hätte mich selber schlagen mögen; denn es schien, als ob ich glaube, die Geschichte sei sehr rührend, was, ich muß es aufrichtig sagen, durchaus nicht der Fall ist. Aber das Schönste bei der Sache ist: Madame Garrick weinte sowohl als ich, und machte eben so viele Entschuldigungen, daß sie über das Lesen ihres Mannes weinte, als ich über meine eigene Geschichte. Sie half sich endlich aus der Verlegenheit mit der Erklärung, daß sie so gerührt worden sei durch die Geschichte, und ich, indem ich dasselbe sagte in Bezug auf das Lesen."

Im Jahre 1777 schrieb sie „Percy", ein Drama, das zwölf Abende hintereinander in „Drury Lane" vorgetragen wurde und der Verfasserin $3500 eintrug. Noch zwei andere Dramen schrieb Fräulein More: „Die fatale Falschheit", und „Der unbeugsame Gefangene"; damit waren ihre Beiträge für das Theater abgeschlossen. Garrick war ihr Freund und Gönner, aber selbst der Glanz seines Genies war nicht im Stande, ihr Urtheil zu blenden in Bezug auf die natürlichen Tendenzen des Theaters; und jetzt entschloß sie sich, jeder Verbindung mit einer Einrichtung zu entsagen, welche der Moral so feindlich entgegentritt.

Zwar wurde in jener Zeit das Theater von vielen besucht und unterstützt, die nicht im Geringsten daran dachten, daß dies ihren christlichen Charakter auf irgend eine Weise beeinträchtige. Bei solchem Urtheil der Gesellschaft mit unbeflecktem Gewissen durchzukommen, erfordert einen festen Charakter und wahrhaft christliche Grundsätze. Und diese besaß Hanna More. Ihr Biograph sagt: „Wo sie immer war, in welcher Gesellschaft sie auch sein mochte, so schämte sie sich nie, als ein Sonderling zu erscheinen, wenn es sich um ein Gebot Gottes oder ihre Gewissensüberzeugung handelte." Besonders aber widmete sie den Sonntag ausschließlich dem Studium und der Betrachtung von Gottes Wort. Auf diese Weise begann das göttliche Leben in ihrer Seele zu tagen inmitten einer irreligiösen Zeit, ohne viel Hilfe von außen.

Hanna More hatte nun ihr vierzigstes Lebensjahr erreicht. Seit mehreren Jahren hatte sie zeitweilig bald da bald dort bei ihren vielen Freunden geweilt. Jetzt war sie mehr als je das Leben und Treiben in der vornehmen Welt überdrüssig. Darüber sagt sie: „Ich habe von Natur sehr wenig Vergnügen an dem Großartigen. Doch muß ich bekennen, daß es unter den Großen viele sehr liebenswürdige Leute giebt; aber da ist Kleidung, da ist Zwang, da ist Zerstreuung, die so viele Zeit in Anspruch nehmen, und es wird mir immer schwerer, mich ihren Anforderungen anzubequemen, denn das Leben ist kurz." Als natürliche Folge fing sie daher an, sich nach einer eigenen Heimath umzusehen. Ihre Freunde protestirten gegen diesen Plan; aber in kurzer Zeit war sie in Besitz von einem kleinen Landhaus, zehn Meilen von Bristol, in das sie sich von den literarischen Gesellschaften Londons zurückzog, und wo erst die große Arbeit ihres Lebens recht beginnt.

Selbst an diesem Orte der Zurückgezogenheit fand sie sich in einem Punkte getäuscht. Sie sagt in einem Briefe an Rev. John Newton: „Ich habe mir immer vorgestellt, daß, wenn ich für mich selbst einen stillen Zufluchtsort sichern könnte — wie ich ihn nun in Wirklichkeit besitze, ich außerordentlich gut sein würde; daß ich dann Zeit und Gelegenheit finden würde, meinen Geist mit diesen und jenen Maximen der Weisheit zu bereichern, und frei wäre von diesen und jenen Versuchungen; kurz, daß meine Sommer ganz besondere Perioden von Friede und Freude, von Ruhe und Frömmigkeit sein würden. Nun ist es wohl wahr, daß ich ein gut Theil von der erwarteten Ruhe und Bequemlichkeit fand, aber wo bleiben die erwarteten Tugenden? Wohl bin ich viel glücklicher hier, als in dem Getümmel der großen Welt, aber ich kann nicht einsehen, daß ich

auch nur ein wenig besser bin; bei allen Gelegenheiten, mein Herz und meine Begierden zu veredeln, will leider die erwünschte Gemüthsstimmung nicht kommen. Zu meiner Demüthigung muß ich ausfinden, daß die kleinen und sogenannten unschuldigen Vergnügungen und Arbeiten mein Herz eben sowohl vom Himmlischen abhalten können, als die weltlichen Vergnügungen des Stadtlebens. Wenn „dem Reinen Alles rein" ist, so muß auch das Gegentheil wahr sein. Die unschuldige Beschäftigung mit den Blumen in meinem Zimmer dient mir oft zur Sünde — durch die Daranwendung der vielen Zeit und die völlige Macht, die sie auf mein Gemüth ausüben. Denn wenn irgend etwas unsere Begierden so anzieht, daß sie von dem einzig würdigen Gegenstande der Anhänglichkeit abgelenkt werden, so macht es wenig aus, ob es eine Hand voll Rosen oder ein Bündel Karten sind. Ich bringe mein Leben zu in dem Vorsatz der Besserung, aber die Zeit entflieht und ich werde nicht besser."

Ein wahrer Christ, der Herzenserfahrungen gemacht hat, wird diesen Gemüthszustand verstehen, zumal dieser Brief an einen wahrhaft frommen Diener des Evangeliums gerichtet war. Dennoch ist so viel gewiß, daß die Erfahrung aller Jahrhunderte unzweideutig lehrt, daß die äußeren Hindernisse für den Gläubigen nur Einbildung sind, während die innerlichen wirkliche Hindernisse sind, die nur durch die Gnade Gottes überwunden werden können.

Von dieser Zeit an widmete Hanna More alle ihre Kräfte und Gaben völlig dem Aufbau des Reiches Gottes. Sie schrieb jetzt verschiedene Werke über christliches Leben, welche ungemein viel beitrugen, in allen Ländern den christlichen Charakter zu veredeln. Sie ist durch dieselben berechtigt zu einem Ehrenplatz unter den Wohlthätern der Menschheit. Das erste war: „Gedanken über die Wichtigkeit des Einflusses der Gewohnheiten der Großen auf die menschliche Gesellschaft." Es wird Niemand schwer werden einzusehen, wie sie durch Erfahrung und Beobachtung völlig vorbereitet war, ein solches Buch zu schreiben. In demselben wurden die feinen Unsittlichkeiten der höheren Klassen Englands schonungslos aufgedeckt. Bei der Publikation wurde die Verfasserin nicht genannt. Man schrieb es zuerst Wilberforce zu, und später dem Bischof von London. Das Buch war ungemein erfolgreich. Eine zweite Auflage wurde verlangt und in einer Woche verkauft; eine dritte in einigen Stunden. In einigen Monaten waren sieben Auflagen verkauft. Es war zeitgemäß, griff tief ein in die Ueberzeugung der Klasse, für welche es bestimmt war, und schaffte viel Gutes.

Es konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben, wer die Verfasserin sei. Unter andern von ihren literarischen Freunden brachte sie dieses Buch auch in Conflikt mit Horaz Walpole, der sie beschuldigte, sie trage „ungeheuerliche, strenge Lehren zur Schau". Sie giebt den folgenden Bericht von ihrer Zusammenkunft mit ihm: „Er vertheidigte die Religion gegen mich und behauptete, daß das vierte Gebot das angenehmste und lieblichste Gebot sei, das je erlassen worden; denn es beziehe sich ausschließlich auf die hart arbeitenden Klassen der Menschheit und die schwer belasteten Thiere; aber es sei nie bestimmt gewesen für die moderne Gesellschaft. Er gab wirklich vor, damit im Ernst zu sein, und wir schieden von einander, ohne einander überzeugt zu haben; er lamentirte darüber, daß ich in den Irrthum puritanischer Strenge gefallen sei; ich dagegen bedauerte, daß er ein Mann der Mode sei, für den die zehn Gebote nicht gegeben sind."

Zwei Jahre später folgte ein anderer Band, der nahezu denselben Zweck hatte: „Ein Urtheil über die Religion der vornehmen Welt." Im Jahr 1794 schrieb sie eine Reihe von Erzählungen, um den Flugschriften der Jakobiner und Communisten entgegen zu wirken. Sie wurden publizirt in "The Cheap Repository", einem Monatsheft, das zu der erstaunlichen Verbreitung von einer Million per Nummer gelangte. Unter diesen Erzählungen war der weltberühmte „Schäfer von der Salisbury-Ebene". Viele andere Schriften folgten schnell hintereinander.

Der Erfolg derselben hatte seinen Grund nicht weniger in ihrer besonderen Anpassung an die Zeitereignisse, als in der eigenthümlichen Kraft der Schreiberin. Sie schien selbst in ihrer stillen Heimath eine instinktmäßige Empfindung zu haben, von der Saite, die berührt werden mußte, die Gemüther zu bewegen. So zum Beispiel hatten die Stürme der französischen Revolution am Schluß des vorigen Jahrhunderts auch die soziale und politische Atmosphäre Britanniens in einem furchtbaren Grade bewegt. Unter dem Deckmantel der Brüderlichkeit und Philosophie wurden mit Eifer Ideen und Ansichten verbreitet, die Gesetz und Ordnung sowohl als der Religion feindlich entgegentraten. Unter dem Namen der „Reform" erhob sich ein Geist der Anarchie, der die socialen, politischen und religiösen Einrichtungen des Landes in Gefahr brachte. Das Brausen des herannahenden Sturmes kam herauf aus Werkstätten der Fabriken, von den Kohlengruben und Bergwerken, sowie von den Dörfern und Städten des Königreichs. Selbst die Luft schien erfüllt zu sein von der Revolution. Ein Gefühl der Unsicherheit nahm Besitz von dem besseren Theil des Volkes. Selbst die Regierung wußte keinen Rath mehr. Dr. Paley's „Gründe zur Beruhigung" hatten sehr gute, logische Argumente, fielen aber kalt und kraftlos auf das Herz des Volkes. Gerade jetzt präsentirt sich vor dem Publikum „Will Chip". Er ist einer aus dem Volke, ist bescheiden, und hält einen kleinen Traktat in der Hand: „Dorfpolitik," und verlangt einfach — nicht von den Großen — sondern von dem Volke, sie sollten lesen. Dort steht er wie der kleine David mit der einfachen Schleuder und den glatten Steinen in der Hand, und trifft und besiegt damit den Riesen Goliath, vor dem die muthigsten Herzen bebten. Der Buchhändler Rivingston verkauft „Dorfpolitik" von „Will Chip". Das Volk fängt an zu lesen. Die Schrift ist nicht so gründlich und logisch, wie Paley's „Gründe", aber versteht die Kunst, die Dinge darzustellen. Das Volk sieht und fühlt die Wahrheit. Jedermann empfiehlt „Dorfpolitik" seinem Nachbar. Jeder fragt: „Hast du schon Will Chip gelesen?" Der Buchhändler Rivingston hat seine Hände voll und auch seinen Laden. Er ist nicht im Stande, alle zu versorgen mit dem bescheidenen, wunderbar mächtigen kleinen Werk. Bischöfe kaufen es, Herzoge segnen es, Landeigenthümer

freuen sich darüber, Jeder, der Gesetz und Ordnung liebt, ist dafür dankbar; es vervielfältigt sich täglich; hunderttausend Exemplare machen die Runde in Gassen und Straßen, klopfen an die Thüren, treten ein in die Werkstätten, oft durch die Fenster; es macht in Eile seine Reise durch England; eilt in Schaaren nach Schottland und Irland; macht einen Sprung hinüber nach Frankreich und von da nach Italien. „Dorfpolitik" wird in Hütte und Palast verkauft, gelesen und verstanden. Nie zuvor hatte ein einfacher Traktat die Gemüther des Volks so vollständig mit Sturm genommen und in denselben eine so radikale Veränderung bewirkt. Das Murmeln des nahenden Sturmes verstummte, und die Sonne des Friedens leuchtete wieder über dem Lande. Was der König mit seiner erhabenen Majestät; was Fürsten und Parlamente; was die größten Staatsmänner, Philosophen und Theologen des Jahrhunderts nicht vermochten, kam zu Stande durch die Feder, und diese Feder wurde geführt von einer Frau.

Der Autor von „Dorfpolitik" konnte nicht länger verborgen bleiben. Die Entdeckung trug sehr viel zu dem so großen Rufe von Hanna More bei. Aber auch ihre Gedichte berührten das große Herz des Volkes von England nicht weniger als ihre Traktate und Erzählungen. Mag ein Beispiel für sich selber zeugen:

Wende den Teppich, oder die zwei Weber.

Ein Gespräch zwischen Dick und John.

An ihrem Stuhl zwei Weber saßen,
Die sagten traurig, doch gelassen,
Sie könnten nicht, trotz ihrem Fleiß,
Erschwingen jetzt des Fleisches Preis.

„Was will's mit Weib und Kind noch werden?"
Sprach Dick, „ich bin bald müd' auf Erden;
Mein Werk so hart, mein Loos so arm,
Ich armer Mensch, daß Gott erbarm!

Wie prächtig ist des Reichen Lage —
In seinem Hause — frei von Plage.
Gott thut nicht recht, das sag' ich dir,
Ihm giebt er viel, warum nichts mir?

Trotzdem, was uns die Bibel lehret,
Und was man von den Kanzeln höret,
Ist doch der Lauf der Welt gar schlecht,
Das Regiment ist ungerecht.

Wohin ich seh', wohin ich gehe,
Ich Hartes und Verkehrtes sehe;
Die Guten arm und unterdrückt,
Die Bösen meistens hoch beglückt."

Drauf sagte John mit Stirnefalten:
„So tadle nicht des Höchsten Walten;
Denn hier auf diesem Erdenrund
Wird Gottes Werk nur theilweis kund!

So laß doch deinen Teppich sehen,
Kaum ist die Arbeit halb geschehen,
Drum scheint verwirrt er von der Fern,
Und doch giebt's endlich einen Stern.

Ein Fremder mag das Ding besehen
Und spricht: Das kann ich nicht verstehen:
Unordnung find' ich hier allein —
Wo mag wohl Mitt' und Ende sein?"

„Mein Werk," sprach Dick, „ist noch in Stücken,
Wenn fertig, wird es dich entzücken;
Du urtheilst aber wie ein Kind,
Das nicht Anfang noch Ende find't."

„Du sagst," sprach John, „wo ich hin wollte,
Das deinen Wahn curiren sollte:
Die Welt, die dein Geist nicht versteht,
Ist wie ein Teppich umgedreht.

Dein Blick mag auf den Theilen schweifen,
Sieht nicht das Ineinandergreifen;
Der Dinge Lauf scheint dir nicht grad',
Geht aber doch nach Gottes Rath.

Nicht Plan noch Einsicht kannst du sehen,
Doch Treu' und Lieb' zusammen gehen.
Du siehest nur das Stückwerk an,
Und nicht, was daraus werden kann.

Doch sind wir erst im Vaterlande
Und seh'n das Werk im wahren Stande,
Erkennen wir den weisen Plan
Und rühmen: Das hat Gott gethan!

Was uns als Zufall hier erscheinet,
Ist Ordnung dort — durch Lieb' vereinet;
Dann rühmen wir des Meisters Hand,
Weil dort der Teppich wird gewandt."

„Ganz recht," sprach Dick, „will nicht mehr klagen
In dieses Lebens trüben Tagen.
Fort, Zweifel, fort — und plag' mich nicht!
Mein eig'ner Teppich giebt mir Licht."

Aber Hanna More war nicht nur eine literarische Frau, sondern sie war auch eine praktische Philanthropin. Sie war eine intime Freundin von Wilberforce, und arbeitete mit ihm in jener großartigen Reform der öffentlichen Meinung, in Bezug auf die afrikanische Sklaverei und den Sklavenhandel, so daß der Letztere gebrandmarkt ist als Seeräuberei, und die Erstere von der ganzen civilisirten Welt angesehen wird als ein Vergehen gegen das Gesetz Gottes und die Rechte der Menschheit.

Ungefähr zehn Meilen von der friedlichen Wohnung Hanna's erhob sich die gewaltige und romantische Klippe Cheddar. Es war eine wilde, bergigte und unfruchtbare Region. Die Bewohner waren halbe Wilde und wohnten in Höhlen und Hütten. Sie fristeten ihr elendes Leben durch den Verkauf von Wurzeln, eigenthümlichen Steinen und Mineralien an Reisende. Dies war der Ort für einheimische Mission, und Hanna More wurde die Missionarin unter jenen vernachlässigten Geschöpfen. Sie besuchte die Gegend zwölf Mal, ehe sie von den Eigenthümern die Erlaubniß bekam, eine Sonntagschule zu gründen. Jedem Widerstand begegnete sie mit Geduld, und jedes Hinderniß überwand sie mit standhafter Anstrengung. Ein passendes Haus wurde endlich gefunden und für sieben Jahre gemiethet.

Endlich war der Tag für die Eröffnung der

Schule bestimmt. Das Volk strömte von nah und fern zusammen, um die Scene zu betrachten. Hanna More eröffnete sie selbst. Sie sagt darüber: „Es war ein rührender Anblick. Mehrere junge Leute waren kurz zuvor wegen allerlei Verbrechen bestraft, und eine Person war verurtheilt, gehängt zu werden; viele Diebe waren dabei, und die andern alle unwissend, roh und lasterhaft bis zum Entsetzen. Von diesen Banditen haben wir 170 in unserer Liste; und als der Pastor, ein harter Mann, der zugleich auch die weltliche Gewalt besitzt, diese armen Geschöpfe um uns herumknien sah, die er sonst nur sah, wenn sie verklagt waren oder bestraft wurden, brach er in Thränen aus. Ich fürchte, ich kann ihnen nur wenig Gutes thun, aber die Gnade Gottes kann es." Dieses war der Anfang eines großen Gnadenwerkes nicht nur für Cheddar, sondern auch für die ganze Umgegend. Andere christliche Frauen wurden aufgerüttelt, um dem Beispiel von Fräulein More nachzufolgen; besonders wurde „Patty" eine gewaltige Hilfe für ihre Schwester Hanna in diesem guten Werk. Ehe das erste Jahr dieser Missionsarbeit zu Ende ging, waren bereits in neun Kirchspielen Sonntagschulen organisirt, und über 500 Schüler versammelten sich jeden Sonntag, um Gottes Wort zu lesen und zu hören. Den Sonntagschulen folgten Tagschulen, und alle Mittel zur Belehrung und Veredlung dieser versunkenen Menschen wurden benützt, sie zu heben und zu beglücken.

Jetzt erst leuchtete der Charakter dieser edeln, christlichen Dame in vollem Glanze. Sie hatte sich freiwillig zurückgezogen von den Kreisen der Großen und Gelehrten, deren Geist, Kunst und Wissenschaft eine starke Anziehungskraft auf diese hochbegabte Frau ausüben mußte. Ihre Arbeit und Wohlthätigkeit unter den Verlassenen und Armen war groß. Sie besuchte jeden Sonntag wenigstens drei Kirchspiele, ritt von 10 bis 30 Meilen, leitete die Lehrer an und ordnete die Schulen, ermahnte, belehrte und betete; und dieses Werk that sie über 20 Jahre lang.

Dabei hatte sie viel Schmähungen und Verfolgungen von bigotten Kirchengliedern und Vorstehern zu erdulden. Folgende Zeilen, die an einer Landstraße angeheftet waren, mögen als Beispiel dienen: „Soeben importirt von Barbary, durch Baron Münchhausen, eine große Auswahl von fremden Thieren, welche der Baron vor dem Bischof von London und seinen Freunden mit großem Vergnügen zur Schau stellen wird; sie können auch gesehen werden in dem Kirchspiel Wrington für 13½ Pence. Die Auswahl besteht aus fünf weiblichen Bestien (die fünf Schwestern More) von desperater Art, einem schwarzen Bären (Herr Bere), den sie mit einem giftigen Pfeil verwundeten, während er seine Jungen bewachte."

Diese Verfolgungen betrübten die Herzen der Schwestern, hinderten sie jedoch nicht in ihrer großen Arbeit. Hanna schreibt an Wilberforce: „In Blackdon wird immer noch eine Stimme gehört, klagend und trauernd; Rahel beweinet ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, da sie Niemand unterrichtet. Dieser heftige Schlag hat mich nahezu zu Boden gedrückt. Patty hält sich nobel, sie arbeitet trotz aller Angriffe nur desto angestrengter." Das Aufheben der Schule in Blackdon kostete sie manchen heißen Kampf. Am bestimmten Tage aber erschien Hanna More selbst an Ort und Stelle, und hielt eine Anrede, die verdient, mit goldenen Buchstaben geschrieben und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Wir geben hier einen Auszug: „Es ist keine Kleinigkeit für mich, hier zu stehen und euch zu benachrichtigen, daß wir uns nie mehr hier versammeln werden. Die Sonntagschule, die Abendschule und die wöchentliche Arbeitschule sind alle zu Ende. Ehe wir aber von einander scheiden, halte ich es für recht und billig, euch zu erklären, daß meine Schwester und ich nie mehr Vergnügen fanden an der Lernbegierde und dem guten Betragen der Kinder, noch mehr Befriedigung von dem nüchternen und besonnenen Benehmen der Eltern, als an diesem Orte. Ihr werdet uns die besten Beweise von dem Nutzen und Erfolg unseres Unterrichts geben, wenn ihr die Religion, die wir euch lehrten, mit euch in euren täglichen Beruf und in euer Privatleben nehmet. Ich schätze in der That das religiöse Bekenntniß einer Person sehr gering, die nachher nicht mäßig, friedlich, fleißig und versöhnlich lebt. Seid fleißig im Besuch der Kirche. Zeiget, daß ihr Gott fürchtet, indem ihr seine Gebote haltet und seine Diener ehret. Seid unterthan aller menschlichen Ordnung, es sei den Königen oder ihren Bevollmächtigten." An die Jünglinge wandte sie sich also: „Ihr Jünglinge, laßt mich euch ermahnen, nüchtern zu sein, und die Schlingen und Lockungen der Welt zu meiden, vor denen wir euch so lange zu bewahren suchten und welchen ihr in eurem Alter stets ausgesetzt seid!" An die Jungfrauen: „Meine jungen Damen, die ihr so lange die Gegenstände unserer zärtlichsten Fürsorge waret! Ich empfehle euch der Obhut Gottes. Er kann, und ich hoffe, er wird euch bessere Freunde erwecken, als wir euch gewesen sind. Auf jeden Fall wird er selbst, wenn ihr wandelt in den Wegen, die wir euch zeigten, euer bester Freund sein, und euch nicht verlassen noch versäumen. Wir werden nie ohne Dankbarkeit auf die verflossenen fünf Jahre zurückblicken für Das, was durch unsere schwache Arbeit hier gethan wurde, und ohne zu wünschen, daß wir noch mehr und besser gethan hätten."

Es findet sich in der ganzen Anrede nicht eine leise Anspielung der Klage gegen Diejenigen, die ihnen dieses Leid zugefügt hatten. Nie zeigte sich der Charakter von Hanna More edler, als bei dieser Gelegenheit, eine lobenswerthe Nachahmung Dessen, „der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte."

In ihren alten Tagen kauften sich die Schwestern ein schönes Landgut nahe bei Wrington, wo sie als eine Familie glücklich beisammen wohnten. Auch im Tode wurden sie nicht geschieden. In dem Dorfkirchhof zu Wrington, unter einem Weidenbusch, trägt ein einfacher Grabstein folgende Inschrift:

Hier ruhen die sterblichen Ueberreste
von fünf Schwestern:

Maria More,
gest. den 18. April 1813 im Alter von 75 Jahren.

Elisabeth More,
gest. den 16. Juni 1816 im Alter von 76 Jahren.

Sarah More,
gest. den 17. Mai 1815 im Alter von 74 Jahren.

Martha More,
gest. den 16. Sept. 1819 im Alter von 60 Jahren.

Hanna More,
gest. den 7. Sept. 1833 im Alter von 89 Jahren.

„Diese alle sind gestorben im Glauben."
Ebr. 11, 13.

„Angenehm gemacht in dem Geliebten."
Eph. 1, 6.

Hanna überlebte alle ihre Schwestern und erreichte ein sehr hohes Alter. Ihre letzten Lebensjahre waren nicht ohne Prüfungen, noch ohne die Schwächen des Alters. Aber ihre Geisteskräfte erhielten sich fast ungeschwächt bis an ihr seliges Ende. So lange es ihr möglich war, arbeitete sie für ihren Meister. In den Tagen des Alters und der körperlichen Schwachheit, war sie umgeben von zärtlichen Freunden. In ihrer Todesstunde sprach Jemand von den „guten Werken", die ihr Leben geziert. Schnell antwortete sie: „Sprich nicht so eitel; ich werfe sie gänzlich von mir, und falle in tiefster Unwürdigkeit nieder am Fuße des Kreuzes." Ihre frommen Bemerkungen während ihrer letzten Stunden zeigten deutlich den völligen Triumph des Glaubens. Man verstand deutlich die folgenden Aussprüche: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." „O, die Liebe Christi, die Liebe Christi!" „Der Gedanke an die bessere Welt erhebt die Seele über sich selbst." „O, herrliches Grab." „Herr, ich glaube, ich g l a u b e mit der ganzen Kraft meines schwachen — sündigen Herzens." Und im letzten Augenblick breitete sie ihre Arme aus, als ob sie einen liebenden Gegenstand in dieselben schließen wollte, und sagte: „Patty" und „Freude"; es schien, als ob ihre vor allen andern innig geliebte Schwester gekommen sei, um sie willkommen zu heißen im Vaterhause.

Man kann von dieser edeln Seele sagen:

„Sie schrieb in ihrem Leben keine Zeile,
Die sie im Sterben wünschte auszustreichen."

Möge unser Ende sein wie ihr Ende!

Ostergruß.

Von Gustav E. Hiller.

„Er ist nicht hier, er ist erstanden —
Ihn hielten nicht des Todes Banden!
O, wo ist nun dein Stachel — Tod?
Und wo bleibt nun die Angst und Noth,
Womit du alle schrecktest,
Die du darnieder strecktest!"

So tönt es heute in den Lüften;
So rauscht's hervor aus Todesgrüften;
Der Himmelsbot hat's kund gethan.
O, sagt es doch einander an;
Berichtet's seinen Brüdern;
Besingt's in frohen Liedern!

„Er lebt!" — Es lebt der Schuldentilger!
Nun freu dich doch, beschwerter Pilger;
O freue dich nun seiner Huld.
Im Grabe ließ er deine Schuld;
Und bracht hervor das Leben,
Das er dir frei will geben.

Geh freudig nun an's Grab der Deinen!
Für uns wird auch der Tag erscheinen,
Da uns're Leiber auferstehn,
Und wir zur ewigen Freud eingehn;
Dort stillt er unser Sehnen,
Und wischt ab alle Thränen.

Gräfin Maria von Jever,

oder

Der Sieg der Sanftmuth.

Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet
von Maria Schweitzer.

Achtes Kapitel.

Bogung bricht mit Enno von Ostfriesland und weiht seine Dienste dem Edelfräulein des Jeverlandes.

Lassen wir denn jetzt die Bürger der bedrängten Festung allein mit ihren Vorbereitungen für den Angriff auf die Burg und mit der Bewillkommnung des Landvolkes, das von allen Seiten in größeren und kleineren Schaaren der Festung zuströmte. Ueberlassen wir auch Fulko sich selber mit seinen Freuden und seinen Schmerzen, als er nun endlich seine Theda, die glücklich den unterirdischen Weg zurückgelegt, in seinen Armen hält und von ihr die Leiden der Gräfin und die Einkerkerung seines Vaters erfährt, und blicken wir uns zunächst nach dem Grafen Enno um, der mit der äußersten Ungeduld der Rückkehr Hero's entgegen sah. Man hatte ihm soeben die Gefangennahme seines Boten Feldeke berichtet, den er mit geheimer Botschaft nach Aurich abgesandt hatte, und er konnte sich jetzt nicht verhehlen, daß seine Lage eine äußerst gefährliche war, wenn es ihm nicht gelang, Maria und die Bürger zur Entsagung zu bringen. „Sie muß, sie muß unterschreiben, und sollte ich mit meinen eigenen Händen sie dazu zwingen," knirschte er in ohnmächtiger Wuth. „Ha, Hero," wandte er sich dann an seinen eintretenden Vasallen, „was für Nachrichten bringst du mir?"

„Leider keine guten, Graf. Ihr hörtet, daß Feldeke gefangen genommen wurde, und von den Bürgern hoffet nichts. Seht Euch vielmehr vor, daß nicht die Burg und wir uns in ihren Händen befinden, bevor der Tag anbricht. O, Graf Enno," so kam es jetzt bittend, fast flehend aus Hero's Munde, „ziehet ab für dieses Mal. Noch ist das Mühlenthor frei; laßt uns für dieses Mal das Feld räumen, bis sich eine günstigere Gelegenheit zur Ausübung Eurer Pläne findet."

Hero sprach nur aus, was schon durch des Grafen

eigenen Sinn gezogen war; aber es hören zu müssen aus einem anderen Munde, was er sich selber kaum gestehen mochte, reizte seinen Widerstand so viel mehr. „Kein Wort mehr, Hero, bei dem Verluste meiner Gnade!" rief er wild. „O, welche Qualen bereitet mir dieses Weib! Sie muß und soll entsagen, noch in dieser Stunde, und wenn ich das ganze Nest zu einem Schutthaufen zusammenschießen lassen muß. Von mir soll Keiner sagen können, daß ich mich bei einem einmal begonnenen Werke zurückschrecken ließ durch die sich mir entgegenstellenden Schwierigkeiten. Glaubst du, ich wolle diesen verhaßten Bürgern das Schauspiel eines Rückzugs gönnen? Eher will ich mich unter den Trümmern dieser Burg begraben! Geh und rufe mir den Ommo von Middoge, damit wir rasch zur That schreiten können."

Hero entfernte sich eilig, um den ihm selbst verhaßten und doch so unentbehrlichen Ommo aufzusuchen, und wenige Minuten später ließ sich Ritter Bogung von Oldersum bei dem Grafen melden. Schweigend standen sich die beiden Männer einander gegenüber, als ob ein Jeder die Ahnung hätte, daß der kommende Augenblick entscheidend sein würde für ihre Stellung zu einander. Graf Enno brach zuerst das Schweigen.

„Was führt dich zu mir, Bogung, zu so ungewohnter Stunde? Darf ich mich doch sonst nicht gerade deiner Besuche rühmen in der letzten Zeit."

„Diesen Vorwurf gebe ich Euch zurück, Graf Enno, denn Ihr seid es, der mich gemieden. Vergebens habe ich bisher versucht, Euch zu sehen, um über das Schicksal der Gräfin Gewißheit zu erlangen. Ich wußte, daß Ihr gerade jetzt allein und ohne Zeugen waret; ich bitte Euch, Graf Enno, gebt mir Auskunft, was Ihr hinsichtlich der Werbung des Grafen Regenstein zu thun gedenket."

„Ihr hättet nicht nöthig gehabt, werther Ritter, Euch deßhalb zu mir zu bemühen," war Enno's spöttische Antwort. „Die Gräfin selbst hat diesen letzten Ausweg durch ihr bedächtiges Zögern abgeschnitten."

„Es ist also ein Unrecht in Euren Augen, daß Maria den Grafen kennen zu lernen wünscht, bevor sie in eine Verbindung mit demselben willigt?"

„Die Gräfin begiebt sich dadurch selbst ihrer Stellung. Nicht einmal eine ehrsame Bürgerstochter heirathet aus freier Wahl, sondern sie nimmt den Gatten, den ihr die Eltern oder die Vormünder auserlesen. Doch genug hiervon. Wir werden das Fräulein zur Entsagung zu nöthigen wissen."

„Und was wird der Gräfin werden als Entschädigung für die Aufgabe ihrer Hoheitsrechte über dieses Land?"

„Ei, ei, welch ein warmer Verfechter des Fräuleins Ihr seid! Nun, der Gräfin wird die Einsamkeit willkommen sein, die sie vor allen Dingen zu lieben schein. Das Geld ist mir zu sehr von Nöthen in dieser unruhigen Zeit."

„O, ich verstehe Euch, Graf Enno; aber zu spät fällt mir die Binde von meinen Augen. In einem Kloster wollt Ihr das Opfer Eurer Gewaltthat bergen, und die Werbung war also nur ein falsches Spiel, zu dessen Ausführung Ihr mich, und Gott weiß, aus welchem Grunde, auserſehen hattet."

„Deutet Euch meine Handlungsweise, wie es Euch beliebt."

„Graf Enno, ist das Euer letztes Wort?" rief Bogung mit leidenschaftlichem Schmerze.

„Mein letztes," antwortete Enno mit eisiger Kälte.

„Wohlan denn, so hört auch meinen Entschluß. Mein Leben hätte ich freudig für Euch dahin gegeben; meiner Güter und Rechte hättet Ihr mich ohne Widerstand berauben können, niemals aber lasse ich mir ungestraft meine Ehre, mein höchstes Kleinod, antasten; auch nicht von einem Grafen Enno!"

In seiner ganzen männlichen Schönheit und Würde stand Bogung vor dem erzürnten Gebieter, in dessem Antlitz fahle Blässe und fliegende Röthe wechselten. Seine Augen schienen den Ritter durchbohren zu wollen, und in dieser vorgebeugten, raubthierartigen Stellung glich er ganz seinem Väter Edzard. Bogung aber hielt dem stechenden Blicke ruhig Stand, und schaute mitleidig, fast verächtlich auf diesen leidenschaftlichen Menschen.

„Mir diese Sprache, Vasall?!" kam es endlich zitternd von Enno's Lippen.

„Nicht mehr Vasall, Graf Enno. Den Lehnseid gebe ich Euch zurück. Ich diene keinem Fürsten mehr, der selber ehrlos handelte und dem auch die Ehre Anderer nicht heilig ist. Behaltet nur meine Güter, ich gebe sie freudig auf; aber offen und frei werde ich von nun an Maria's Sache verfechten und mich auf ihre Seite stellen."

Klirrend fuhr Enno's Schwert aus der Scheide, aber Bogung hatte sich dessen vorgesehen. Auch er zog und entwand dem Grafen mit einem geschickten Streiche das Schwert.

„Ihr hättet mich doch besser kennen sollen, Graf Enno. Doch zum letzten Male erfülle ich die Vasallenpflicht; empfangt aus meiner Hand Euren Degen zurück."

Die Thür schloß sich hinter dem Ritter, und für einen Augenblick war es dem Grafen, als ob er Bogung zurückrufen müsse, aber als ob ein Etwas ihm die Kehle gewaltsam zusammenschnüre. Wie vernichtet sank er auf einen Sessel nieder und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Doch die sanftere Regung währte nicht lange. Der ganze Stolz seines unbeugsamen Herzens bäumte sich in ihm auf und zwang ihn, diesen Mann, der ihm das zu bieten gewagt, auf das Glühendste zu hassen. Gedemüthigt sollte er werden, ein Zeuge des Sturzes der Gräfin sein und dann selber fallen. In dieser Stimmung trafen den Grafen der zurückkehrende Hero und sein Begleiter Ommo von Middoge. Letzterer eilte sogleich in gleißnerischer Besorgniß auf den Grafen zu. „Was ist Euch, theurer Gebieter? Kommt zu Euch. Was ist Euch widerfahren? Wir hörten Waffengeklirr — es hätte doch Niemand gewagt — ?"

„Bogung kündigte mir den Lehenseid auf! Ha, ha, ha, ha!"

Unheimlich klang dieses Lachen von den Wänden zurück, unheimlich schien es sich unter den Ahnenbildern zu regen, und Hero konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, während Ommo noch immer eifrig in den Grafen hinein redete und ihm eine baldige Befriedigung seiner Rache und seines verletzten Stolzes verhieß. Immer mehr Abscheu gegen diesen Mann erfüllte Hero's Herz, und er konnte sich nicht mehr zurückhalten, seinen Gefühlen Aus-



druck zu verleihen. „Schämt Euch, Ommo, daß Eure giftigen Worte den Zorn des Grafen schüren, anstatt daß Ihr ihn weise zu besänftigen sucht. Der Thurmwart meldet soeben, wie immer neue Schaaren des Volkes sich auf dem Kohlenberge zusammenrotten, und horcht nur selbst hinaus, wie drohend es in der Stadt zu gähren scheint." Mit diesen Worten öffnete er das Fenster und Alle gewahrten, wie gegen Westen hin sich ein blutig rother Streifen am nächtlich dunkeln Himmel hinzog.

„Was ist das?" rief Ommo von Middoge bleich und erschrocken aus.

„Ich glaube," antwortete Hero, „es ist Euer Schloß, das man angezündet, um Euch Euren Verrath an dem Vaterlande zu beleuchten."

Es lag so viel Spott und Bitterkeit in diesen Worten, daß Enno es für rathsam hielt, einer Antwort von Seiten Ommos zuvor zu kommen.

„Ich gebiete Dir Schweigen, Hero, und werde fortan eine Beleidigung meines Dieners als eine mir selbst zugefügte betrachten. Soll denn Alles um mich her sich entzweien, wo Eintracht uns so Noth thut? Was Euch die verblendeten Bauern genommen, sollt Ihr in meinem Dienste reichlich wiederfinden, Ommo. Vor allen Dingen aber begleitet mich jetzt zu der Gräfin, die noch in dieser Stunde die Entsagungsakte unterzeichnen soll. Sie haben in mir einen Tiger geweckt, mögen sie ihn denn auch in seiner ganzen Grausamkeit kennen lernen. Du, Hero, begiebst Dich auf den Wall und sorgst für die Instandsetzung der Geschosse. Sowie ich mit meinem Taschentuche Dir aus dem Fenster das Zeichen gebe, schickest Du die erste Ladung auf die aufrührerische Stadt hinab."

Noch ehe Hero etwas erwidern oder den Grafen bitten konnte, von seinem Entschlusse abzustehen, hatte dieser mit Ommo den Saal verlassen, und so blieb ihm nichts Anderes zu thun, als sich schweren Herzens an die Ausübung des Befehles zu begeben. Er selbst begann jetzt tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Weibe zu fühlen, dem man an ihrem eigenen Heerd so unendliches Weh bereitete. Wie aber ertrug die Gräfin selbst die Prüfungen der letzten Stunden? — Ueber sie war jene wunderbare Ruhe gekommen, die oft den Menschen im Angesichte der größesten Gefahren zu Theil wird, besonders wenn ihre Zuversicht auf Gott gesetzt ist. Theda wußte sie in Sicherheit; die letzten Verfügungen waren von ihr getroffen worden; mochte nun kommen, was da wollte — sie war bereit. Wir finden sie am Krankenbett der Schwester sitzen, wo sie das Amt Algitas, der Kammerfrau verwaltet, die sie für einige Stunden zur Ruhe geschickt, um einmal noch allein zu sein mit der kranken Schwester und mit ihrem Gott. Das gedämpfte Licht der Nachtlampe fällt auf ihre Züge und läßt zur Genüge erkennen, welch eine Veränderung in derselben vorgegangen ist. Tiefe Linien haben sich um den Mund eingegraben und dunkle Ringe ziehen sich um die Augen, die so schmerzlich und doch so getrost und ruhig blicken, als könnten sie die himmlischen Heerschaaren sehen, die ihr der starke Gott ihrer Zuversicht zur Seite gestellt hat in diesem schwersten Kampfe ihres Lebens. Noch einmal kehrt Algita zurück und meldet der Gräfin, daß der Ritter Bogung sie dringend zu sprechen wünsche. Sie möge das Außergewöhnliche der Stunde mit den außergewöhnlichen Umständen entschuldigen, es seien wichtige Mittheilungen, die er zu machen habe.

„Gut, Algita, ich komme. Führe den Ritter in mein Arbeitscabinet."

Noch eine innige Umarmung, noch ein langer Blick ins treue Schwesterauge und Maria geht, den Kampf eines neuen Tages zu beginnen, der schon im Osten dämmerte. Ruhig schreitet sie Bogung entgegen, bleibt dann aber einen Augenblick stehen, als sie die Veränderung bemerkt, die mit dem Ritter vorgegangen ist.

„Was ist Euch, Ritter Bogung? Was ist Euch widerfahren, mein Freund?" fragte Maria in einem Ton, der nur zu deutlich ihre tiefe Angst und ihr herzliches Mitgefühl verrieth.

Bogung berichtete kurz und so schonend als möglich seine letzte Unterredung mit dem Grafen Enno.

„Und nun, Gräfin, laßt mich mit der dringenden Bitte schließen, daß Ihr Euch durch keine Drohung von Seiten Ennos einschüchtern laßt; laßt Euch kein Versprechen entreißen, sondern harret muthig aus — die Sache muß sich noch zu Eurem Gunsten wenden. Ich werde mich jetzt sogleich nach Flandern zur Königin Regentin begeben. Mein Name hat dort einen guten Klang, und sie wird Euch in kürzester Frist Hilfe senden, wenn ich ihr Eure Lage schildere. Lebet wohl, theure Gräfin, bittet Gott, daß er mein Unternehmen segnen möge."

„Lebt wohl, Bogung, Freund — den Gott mir in der Noth gesendet."

Es war ein kurzer Abschied. Alle Gefühle mußten zurückgedrängt werden, da jede Minute kostbar war.

Bogungs Schritt verhallte bald auf dem eichengedielten Corridor, aber niemals verhallte in Marias Herzen seine Stimme, nie erlosch in demselben das Bild des Mannes, der vor Wittmund seinen frühen Tod fand, des einzigen Mannes, den sie je geliebt und hoch und werth gehalten vor allen anderen.

Neuntes und letztes Kapitel.

Die Katastrophe.

Der Tag begann zu dämmern. Ein leichtes Roth schwebte über den dunkeln Tannenwäldern, die rings den Horizont einrahmten. Das reich vergoldete Kreuz des Repsalter Klosters erglänzte bereits in den ersten Sonnenstrahlen, und schon stieg sie selbst, die Herrscherin des Tages, in voller Majestät über den Horizont empor und brachte Licht und Leben in das weiße, wallende Nebelmeer da unten im Moorengrund. Marias Augen schweiften wie sonst oft über dieses herrliche Panorama, aber es vermochte heute nicht den schweren Druck von ihrem Herzen hinwegzunehmen, und ihre Augen blickten trübe und umflort. Müde wie zum Sterben fühlte sie sich und es überkam sie eine heiße Sehnsucht nach dem Vaterherzen, das zu früh für sie hatte aufgehört zu schlagen. Noch einmal winkte der aus dem Schloßhof sprengende Ritter Bogung zu ihr hinauf — da verbarg die Gräfin ihr Antlitz in den Händen und weinte bitterlich. Zur rechten Zeit schickte ihr Gott diese Thränen; sie nahmen den Druck hinweg von ihrem Herzen und stärkten sie für die schwerste Stunde, die ihr noch aufbehalten war.

Ein Knappe meldete den Grafen Enno von Ostfriesland, und gleich darauf trat dieser selber hochaufgerichtet und klirrenden Schrittes in das Arbeitszimmer der Gräfin. Sein böser Geist, Ommo von Widdoge, folgte ihm.

Wir wissen, mit welchem Entschluß und in welcher Stimmung Enno den Ahnensaal verlassen hatte; aber sein kecker Muth hielt doch im ersten Augenblick nicht Stand, als er sich der reinen, hoheitsvollen Erscheinung der Gräfin gegenüber sah, die durch alle die ausgestandenen Seelenqualen nur so viel vergeistigter und edler erschien. Wie ein Blitz kam Enno die Ueberzeugung, daß dieses fürstliche Mädchen das rechte Weib für ihn gewesen wäre, um ihn glücklicher und besser zu machen. Aber was half das? Dazu war es viel zu spät. Seines Vaters Ehrgeiz und sein eigener hatten längst nach einer einflußreicheren Verbindung ausgeschaut — das Fräulein von Jever war ihnen zu unbedeutend und für ihren Ehrgeiz zu arm gewesen. Der Würfel war gefallen, er mußte seine begonnene Rolle zu Ende spielen.

Und es bedurfte auch nicht viel, um auf's Neue seinen Zorn und seinen Haß emporlodern zu lassen, als er sich die Demüthigungen der letzten Tage und Stunden vergegenwärtigte.

Eine Handbewegung der Gräfin lud Enno zum Sitzen ein, was jedoch dieser nicht zu verstehen schien oder nicht verstehen wollte.

„Erlaubt, Gräfin, daß ich rasch zur Sache komme, die so bald als möglich zum Abschluß zu bringen in unserem beiderseitigen Interesse liegen dürfte."

„Fahrt nur fort, Graf Enno, weiß ich doch längst, daß ich auf Zartgefühl von Eurer Seite nicht zu rechnen habe."

„Gebt vielmehr Eurem Starrsinn die Schuld an all dem Ungemach, das Euch bereitet wurde. Lernt nur verstehen, daß wir einzig unsere Rechte hier zur Geltung bringen, und noch heute soll der Friede wieder Stadt und Land beglücken."

„Und womit erkaufe ich die Erfüllung dieses Versprechens?"

Enno gab Ommo einen Wink, worauf dieser der Gräfin die entworfene Entsagungsakte überreichte. Maria schien diese Handlung nicht bemerken zu wollen, und erst als Graf Enno sie aufforderte, das Schriftstück zu durchlesen, bemächtigte sich ihrer ein edler Zorn.

„Graf Enno, noch bin ich Herrin in diesem Schlosse, und als solche verlange ich die sofortige Entfernung eines Mannes, mit dem eine Luft zu athmen mir unerträglich ist. Ihr habt es ja so meisterlich verstanden, mich aller meiner Freunde zu berauben und mich allein zu stellen, so mögt auch Ihr Eures Rathgebers hier wohl entbehren."

„Verzeiht, Gräfin — mir kommt es zu, mir meine Diener zu bestimmen, nicht Euch. Doch wollt Ihr diese Akte lieber aus meiner Hand empfangen, so willfahre ich Euch auch in diesem Punkte." So sagend, entnahm er der Hand Ommo's die Pergamentrolle und überreichte sie der Gräfin. Diese entfaltete dieselbe und las; aber je weiter sie kam, um so schmerzlicher schien sie bewegt und getroffen zu werden. Todtenblässe bedeckte ihre edlen Züge und ihre Hand preßte sich fest auf das klopfende Herz. Jedem Anderen vielleicht würde der Anblick dieses gequälten Weibes Mitleid abgerungen haben; aber Enno's Augen glühten in unheimlichem Feuer, und wie ein Tiger seine Beute, die ihm nicht mehr entgehen kann, betrachtete er sein Opfer. Maria war zu Ende gekommen, und wie Hilfe suchend schweifte ihr Blick hinaus und hinauf zum Himmelszelt.

„Ihr wollt unterschreiben, Gräfin?"

„Nein, niemals. Niemals zwingt Ihr mich zur Unterschreibung dieser Urkunde. So leicht begebe ich mich nicht meiner Rechte auf Land und Volk, die mir von Gott selbst übertragen wurden."

„Starrsinniges Weib, so trage denn die Folgen deines Widerstandes. Noch eine Minute gestatte ich, dann mögen deine eigenen Kanonen Tod und Verderben auf die Stadt hinunterspeien."

„Unterschreibt, Gräfin," wagte Ommo von Widdoge leise zu bringen.

„Nein, nimmermehr!"

Das Tuch schwankte zum Fenster hinaus, und ein dröhnender Kanonenschuß hallte fast gleichzeitig vom Wall herüber.

Ein Weheruf entwand sich Maria's Brust und sie wäre niedergesunken, wenn nicht die herbeieilende Kammerfrau sie in ihren Armen aufgefangen hätte.

„Unterschreibt!" rief es hart und unerbittlich vom Fenster herüber.

„Ich kann nicht. O, mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Hier wäre Wahnsinn jetzt Erquickung!"

Wieder wehte Enno's Tuch, und zum zweiten Male spieen die Kanonen ihre Ladung auf die Festung.

„Haltet ein!" schrie jetzt die Gräfin, außer sich vor Schmerz und Angst. „Um meines Volkes willen — ich unterschreibe."

„Das hieß Euer guter Geist Euch sprechen," sagte Enno, vom Fenster zurücktretend. „Hättet Ihr eher diesen Entschluß gefaßt, so wäre Euch viel Schweres erspart geblieben."

Bleich und gebrochen nahm die Gräfin die Feder aus der Hand des Grafen entgegen — da wurde plötzlich die Thür aufgerissen; Hero stürzte athemlos herein und auf den Grafen zu, dem er keine willkommene Botschaft bringen mußte, denn seine Züge verzerrten sich zur Fratze und wild stampfte er mit dem Fuße auf. Von unten drang durch die offene Thür ein lautes Getöse herauf; die Gräfin legte die Feder nieder und lauschte athemlos. Da fühlte sie ihr Handgelenk plötzlich wie von Tigerskrallen umspannt und gedrückt: „Schreib, Weib, und sollte ich selbst — —" Weiter kam er nicht in seinen Drohungen. Dröhnende Schläge erschollen gegen das äußere Burgthor, und ein lauter, anhaltender Jubelruf erscholl jetzt in nächster Nähe des Schlosses. Deutlich drangen die Worte herauf: „Heil unserm Kaiser! Heil unserer Gräfin Maria!" Allen voran sprengte ein einzelner Reiter in den Burghof, schwang sich vom Pferde und eilte die Treppe hinauf — es war Boynung.

„Hinweg, Graf Enno! Hinweg von der Gräfin!" rief er mit kräftiger Stimme, als er bei seinem Eintritte Enno gewahrte, wie dieser noch immer die Hand der Gräfin gefaßt hielt, „Euer Spiel ist hier zu Ende."

Enno ließ die Hand Maria's frei; aber ein furchtbarer Zornesblick traf den Ritter, den dieser jedoch nicht zu bemerken schien.

„Kommt zu Euch, Gräfin, ich bitte Euch! Gott selber hat Euch wunderbarlich geholfen. Noch war ich nicht bis Siebershausen gekommen, als ein Trupp Reiter mir begegnete; es waren die von Euch an den Kaiser abgesandten Boten und zwei kaiserliche Gesandte. Fast auf den Händen trägt sie das Volk; jeden Augenblick können sie hier sein."

Dieser plötzliche Wechsel vom tiefsten Seelenschmerz zur höchsten Freude war fast mehr, als Maria ertragen konnte. Unwillkürlich sank sie auf ihre Kniee nieder, und: „Mein Gott, mein Gott, du hast mich nicht verlassen!" waren die einzigen Worte, die sich unter Schluchzen Bahn zu brechen vermochten.

Das freudige Getümmel im Schloßhofe wurde immer größer. Die Waffen hatte man gruppenweise zusammengestellt, und die Bürger, welche die Nacht über in sorgender Berathung beisammen gewesen, lagen sich vor Rührung und Freude in den Armen. Fulko war vorangeeilt, seinen alten Vater aus dem Thurmgewölbe zu befreien und zur Gräfin zu führen.

„Mein Vater, mein alter, treuer Freund!" rief Maria, und sank erschüttert an die Brust des Greises. „Fulko! Theda! Ist es denn wahr und kein Traum — ich habe Euch Alle, Alle wieder?"

Es war ein Augenblick für Maria und ihre Freunde, wie sie sich besser denken als beschreiben lassen.

Enno stand finster brütend in einer Fensternische, wohin ihm auch Ommo von Middoge folgte. Dieser jedoch sollte so leichten Kaufes nicht davon kommen.

Fulko kehrte mit einer bewaffneten Bürgerschaar zurück und auf seinen Wink schritten dieselben auf Ommo zu, der sich entsetzt hinter den Grafen flüchtete. Enno streckte auch schützend seinen Arm vor ihn, was jedoch die erbitterten Bürger nicht zu bemerken schienen. Ommo, der keinen andern Ausweg sah, stürzte sich der Gräfin zu Füßen und umklammerte ihre Kniee.

„Schützt mich! Rettet mich!" rief der Feigling, und empfand in diesen Augenblicken etwas von der Qual, an der er sich noch kurz zuvor geweidet.

Selbst Enno wandte voll Abscheu sein Antlitz von diesem Feigling ab; Maria aber legte begütigend ihre Rechte auf sein Haupt.

„Um Euer Leben sollt Ihr nicht umsonst gebeten haben; die Verbannung jedoch aus Eurem Vaterlande erheischet das Gesetz, dem ich Euch nicht entziehen kann."

Ommo, der der Stimmung der Bürger wohl abgefühlt haben mochte, wie sein Leben ohne die Fürsprache der Gräfin nur noch an einem Faden gehangen, erhob sich von seinen Knien, und Scham und Rührung spiegelte sich in seinem Angesichte.

Die Urkunden melden, daß er um Gnade nachgesucht, als er sein großes Unrecht gegen Maria erkannte, dieselbe ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Seine Güter wurden confiscirt und sein Name verschwindet seit jener Zeit aus den Annalen des Jeverlandes.

Nachdem Maria sich auf eine so edle Weise an ihrem Feinde gerächt und dadurch auf's Neue gezeigt hatte, wie würdig sie des ihr von Gott verliehenen Herrscheramtes war, folgte sie freudigen Herzens den dringenden Rufen der Bürger und zeigte sich ihnen am Fenster des Ahnensaales, wo nicht endenwollender Jubel sie empfing. Mancher freilich wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge, als er das veränderte Aussehen der Gräfin bemerkte, die so Schmerzliches erlitten. Plötzlich aber verstummte der Jubelruf. Ehrerbietig wichen die Bürger zu beiden Seiten zurück, auf diese Weise eine offene Straße bildend, auf der die kaiserlichen Gesandten heran geschritten kamen. Zuerst erschien die stattliche Gestalt des Diedrich Le Begge, des kaiserlichen Bevollmächtigten; ihm folgte Martin von Naerden, kaiserlicher Rath; beide in der eng anschließenden spanischen Tracht mit dem wehenden schwarzen Sammetmantel und der dichtgefalteten Halskrause. Hinter ihnen her schritten der Bürgermeister, Illiko Dürsen und Ubbo Eilert, um den hohen Gesandten das Ehrengeleit in den Ahnensaal zu geben. An der Thür desselben stand ein kaiserlicher Herold, der die Eintretenden mit den Worten anmeldete:

„Im Namen Karls des Fünften, römischen Kaisers und Königs von Spanien, entbieten wir männiglich seinen Gruß. Macht Euch bereit, die Commissarien Seiner Majestät mit Ehrfurcht zu empfangen, die gesandt sind, Euch die Sentenz zu überbringen, nach welcher sich ein Jeglicher zu richten hat."

Maria, allerdings noch bleich und matt, aber doch mit der ihr so wohl stehenden Hoheit und Anmuth, schritt den Gesandten entgegen, die nicht ohne Rührung auf sie blickten, und ihre Verneigung mit gleicher Ehrfurcht erwiderten, während sie mit offenbarer Mißbilligung auf den nur trotzig sich verbeugenden Grafen von Ostfriesland blickten. Sie hatten während ihres kurzen Aufenthaltes im Rathhause genug über den Stand der Dinge erfahren, um nicht die tiefsten Sympathien mit der jungen Fürstin zu hegen.

Le Begge nahm zuerst das Wort:

„Ich, Diederich Le Begge, bin gesendet, kraft Seiner Majestät erhabenen Willen und auf Grund der unterthänigen Bitte der Geschwister des Hauses Jever, Anna und Maria, der wohlgeborenen Gräfinnen und Fräulein, ihr freies Erbe als ein Burgundisch Lehn nach allen Rechten auf- und anzunehmen."

Martin von Naerden entfaltete darauf ein mit großen Siegeln versehenes Pergament, und sich an Maria wendend, sprach er:

„Maria, Erbfräulein von Jever, vernehmt den Lehnbrief Seiner Majestät, wonach sich streng zu richten und zu achten:

„Wir, Carolus der Fünfte, der Deutschen Kaiser, König von Hispanien, Herzog von Brabant und Flandern, Graf von Holland und Herzog von Burgundien, sind gewillt, die Fräulein Anna und Maria als Vasallen anzunehmen und ihr Land als ein Burgundisch Lehn zu achten. Dagegen schwören sie in unsere Hand für sich und ihre Erben, daß sie jederzeit des Lehnsherrn Rechte wollen ehren und ihm als Landesfürst gehorsam sein. Im Uebrigen versprechen wir, die Fräulein bei allen Rechten, Präminentien, Hoheiten, Religion und Herrlichkeit, gleich wie es von ihren Eltern hergebracht, auch fernerhin zu lassen und zu beschützen."

„Wollt Ihr Euch diesen Punkten unterwerfen, Gräfin?"



„Wie kann ich genug dem Kaiser danken," antwortete Maria mit vor Freude vibrirender Stimme, daß Seine Majestät so schnell unsere Bitte gewährten. Bei meiner Ehre und meinem Eigenthum und dem Verlust der ganzen Herrschaft schwöre ich, daß ich mich bestreben werde, treu dem Lehnsbrief nachzuleben."

„Nun wohl," nahm Le Begge wieder das Wort, „so lasset denn ein schriftlich Document verfassen, daß Ihr als eine Urkunde Eures freien Willens versiegelt, uns zu Händen gebt. Auch laßt die Bewohner der Stadt und des Landes Eingesessene zu einem öffentlichen Platze entbieten auf den kommenden Tag, damit Ihr im Angesicht des Himmels und des ganzen Volkes dem Kaiser Treue schwört und wir im Namen Sr. Majestät Euch feierlich nach Brauch und Recht belohnen."

Er gab bei diesen Worten dem Bürgermeister einen Wink, der sich mit den Schlüsseln der Stadt, die auf einem Sammetkissen lagen, ehrfurchtsvoll der Gräfin nahte.

„Empfanget hier zum Zeichen Eures rechtmäßigen Besitzes wirklich, öffentlich und in der That, die Schlüssel Eures Schlosses, daß Ihr ungehindert mögt regieren, wie es euch recht und rathsam dünkt."

„Und nun kommen wir zu Euch, Graf Enno von Ostfriesland," nahm Le Begge wieder das Wort, dem Grafen ein großes versiegeltes Schreiben überreichend. „Mißfällig haben Sr. Majestät die Klagen wider euch vernommen und wie Ihr Euch gegen alles Recht in den Besitz der Jeverschen Fräulein eindrängt. Schon oft hat man Euch gewarnt, ein solch unerlaubtes Betragen einzustellen und dennoch seid ihr stets darin verharrt. Darum befehlen wir Euch bei einer Buße von Hunderttausend Gulden die Fräulein nicht mehr zu bedrängen, bei der Vermeidung höchster Ungnade, sie nicht mehr zu hindern und zu betrüben. Zur besseren Einsicht diene Euch jenes Rescript."

„Ich fordere Gerechtigkeit," brauste Enno auf, aber ernst schnitt ihm Le Begge die Rede ab: „Ihr habt Euch sogleich von hier fort zu verfügen, sonst fürchtet, daß man für Friedensbruch und Ungehorsam die Reichsexecution an Euch vollstrecke."

Noch bevor der Tag sich neigte, hatte Enno die Burg und das Stadtgebäude verlassen mit freiem Geleit, das Maria ihm großmüthig gewährte. Ihr freundliches Anerbieten, daß so er wolle, sie als Freunde scheiden könnten, wies er schnöde zurück und erklärte sich offen als ihren Feind für alle Zeiten. Er hielt sein Wort nur zu gut. Durfte er gleich, eingedenk des kaiserlichen Erlasses, keine offene Gewaltthat mehr gegen sie unternehmen, so ließ er es doch niemals an kleinlichen Quälereien fehlen, bis ihn in Emden am 25. September 1540 der Tod ereilte. Der größte Gegner seines Lebens und seines Charakters, Bogung, fiel bald darauf vor Wittmund am 12. Nov. desselben Jahres. Er blieb Marias treuster Freund bis an sein Ende und seine edle, uneigennützige Freundschaft verschönte in gar mancher Beziehung der Gräfin einsamen Lebensweg. Maria erreichte ein hohes Alter; aber nichts aus ihrem Leben vermag ihren Charakter, ihr eigenthümliches edles Wesen, ihre außergewöhnliche starke Frömmigkeit besser darzustellen, als gerade jene Begebenheiten mit den ostfriesischen Grafen Edzard und Enno. Manche noch jetzt existirende wohlthätige und allgemeine nützliche Anstalten sind auf sie zurückzuführen, und berichten gleich die Annalen Nichts über ihren Tod und ihre letzten Lebensjahre, so zeugt es genug von der ungewöhnlichen Liebe, die sie genoß, daß der Volksmund sie nicht sterben lassen konnte. Auf einem unterirdischen Wege, so heißt es, sei sie nach Upjever geritten und habe befohlen, am Abende bei ihrer Rückkehr die großen Glocken zu läuten. Sie kehrte niemals wieder, erzählt die Sage weiter, und sei auf geheimnißvolle Weise verschwunden. Das Einläuten des Abends aber, das noch jetzt regelmäßig geschieht und mich als Kind oft gar weich und feierlich stimmte, sei eine aus jener Zeit herstammende Sitte.

Wie dem aber auch sein möge, gar herrlich hat sich an der Erbfräulein das Wort bewahrheitet, daß des Gerechten Andenken im Segen bleibt.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. Mai 1881. Luk. 15, 1—10.

Das Schaf und der Groschen.

Haupttext: Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut. (Luk. 15, 10.)

I. Die Einleitung (V. 1—3) versetzt uns sofort auf den rechten Standpunkt für das Verständniß des ganzen Textes:

V. 1: Es nahten bezeichnet Etwas, was nicht nur hie und da vorkam, sondern einen oft wiederholten Fall: sie kamen gerne, denn dort wurde es ihnen wohl; die Bekehrung nimmt uns nicht die Freude, sie allein giebt uns vielmehr erst die rechte Freude, denn sie nimmt die Sünde weg, die all unsere Freude nur stört. Die Zöllner und Sünder waren Leute, die theils durch ihren Beruf, theils durch ihren Wandel die levitische Reinheit und den sittlichen Anstand gebrochen hatten, den das Gesetz forderte, sie standen außerhalb der alttestamentlichen Gerechtigkeit und des dort verordneten Weges, sie zu bekommen; aber durch Christus ward ihnen ein neuer Weg dazu geöffnet, und das eben ärgert die Eiferer für die mosaische Satzung. Was jene von diesen selbstgerechten und hochmüthigen Vertretern Israels abstieß, gerade das zog sie zu Jesu hin: hier fanden sie eine mit herzlicher Liebe auch zu den Gefallenen verbundene Heiligkeit. Daß sie ihn hörten: Wort und Geist des Herrn das Hauptmittel für den lebendigen Glauben, d. h. die persönliche Hingabe an ihn.

V. 2: Statt in Ihm den zu erkennen, der den Rathschluß der göttlichen Erbarmung nicht blos den Seelen nahe bringt, sondern an ihnen thatsächlich verwirklicht, wenn sie dem Ruf zur wahren Buße gehorchen, wollen sie lieber sein mitleidiges Verfahren mit den Sündern auf ein geheimes Wohlgefallen an der Sünde selber schieben: er nimmt sie an: weist sie nicht hart zurück, ist das liebevolle Behandeln und Aufnehmen im Allgemeinen; und isset mit ihnen (nicht als der, der die Bewirthung giebt, sondern der sie annimmt), dagegen der besondere entscheidende Schritt der Tischgenossenschaft und des täglichen Umgangs, der jene Gesinnung auch öffentlich besiegelt.

V. 3: Zu ihnen, zu den V. 2 Genannten; an sie, oder vielmehr gegen sie ist diese ganze Rede gerichtet, zu ihrer Beschämung und zugleich zum Troste der Sünder selbst (V. 1).

II. Die beiden Gleichnisse (V. 4—10.) drücken denselben Gedanken, aber unter verschiedenen Gesichtspunkten aus. Das Gemeinsame ist die Sorgfalt, welche die rettende Gnade Gottes den Verlornen beweist, der Unterschied, daß diese im ersten Fall aus dem Mitleid mit ihrem Elend hervorgeht, im zweiten aus dem Werthe, den es gleichwohl ihrer Person noch beilegt; in beiden aber wird das Verfahren des Heilands gerechtfertigt: so wenig man dem heiligen Gott selbst ein geheimes Wohlgefallen an der Sünde vorwerfen kann, ebenso wenig ihm, der nur das Werkzeug seiner rettenden Gnade ist. Verschieden ist ferner der Schauplatz (dort die weite große Welt, hier das enge Haus, das man auf die Kirche deuten mag, innerhalb derer es auch noch so manche Verlorene giebt) und die Ursache des Verlorengehens (dort die eigene Schuld des Schafes, das selber wegläuft, hier mehr fremde Versäumniß: der Groschen, Bild der durch Anderer Sünde Verwahrlosten, Mißachteten oder Verführten); so verschieden aber auch die Wege sein mögen, auf denen ein Mensch verloren geht, es giebt für Alle nur einen einzigen Weg der Rettung.

1. Das Schaf (V. 4—7). **V. 4:** Welcher Mensch, leiser Gegensatz gegen Gott (V. 7). Sinn: Was thut denn ihr selbst in einem solchen Fall, und ist überhaupt der Fall bei einem Schaf und einem Menschen derselbe? unter Euch, die ihr mich anklagt, ist kein Einziger, der es nicht so machte. Die hundert Schafe sind die Gesammtheit Israels, die neunundneunzig, die dem Gesetz in äußerlichem Gehorsam treu Bleibenden, das Eine, die Einzelnen von ihm Abgefallenen, die so ein Spielball ihrer eigenen fleischlichen Lust und des falschen Dranges nach vermeintlicher Freiheit geworden sind, wie das Schaf wohl des gehofften besseren Futters wegen und um der Aufsicht des Hirten sich zu entziehen, die Herde verläßt. In der Wüste, nicht gerade völlig unfruchtbares Land, sondern ihr gewöhnlicher (meist eingezäunter) Waideplatz, wo sie ohne Gefahr allein bleiben und Nahrung genug finden konnten, so daß er sich ruhig dem in der dringenden Noth befindlichen Schafe widmen kann. Und hingehe: nicht aus Eigennutz, denn aus Hundert ist Eines für den nicht unbegüterten Hirten ein zu unbedeutender Verlust, zu welchem die aufgewandte Mühe, Zeit und Gefahr des Suchens in gar keinem Verhältniß steht, sondern nur aus Mitleid (also kein Miethling, vergl. Joh. 10, 12. 13). Letzteres zeigt sich

a. In der Beharrlichkeit des Suchens, wie der Herr auf vielerlei Weisen und Wegen den Verlornen nachgeht, bis daß u. s. w., welches zugleich andeutet, daß es kein erfolgloses ist, aber auch

V. 5: b. In der liebenden Sorgfalt: legt es auf seine (eigenen) Achseln und trägt lieber selbst die Last, um es aller Mühe des Selberlaufens zu überheben und vor nochmaligem Verirren zu schützen; bezieht sich in der Anwendung auf die besondere Pflege, in die er gerade die Neubekehrten nimmt. Mit Freuden, also ohne zu schelten über sein eigenwilliges Weglaufen in zarter Schonung seiner Schwäche, geht auf das innige Wohlgefallen, womit er die Verlorenen sich zu Gott zurückwenden sieht. Endlich

V. 6: c. In der Freude, die er bei der Rückkehr auch seiner Umgebung mittheilt, um auch ihre Glückwünsche zu empfangen, im Gegenbild das Loben und Danken der Engel und Seligen über Einen Geretteten (V. 7 und 10). Er bringt es heim, also nicht wieder auf die Waide, sondern in sein eigenes Haus (V. 7: den Himmel), als die Stätte der erquickendsten Ruhe und vollsten Sicherheit und der seligsten Gemeinschaft mit ihm selber.

V. 7: Ich sage Euch, mit besonderer Feierlichkeit, er redet von den himmlischen Dingen als Augenzeuge (Joh. 3, 11) und Ausleger der eigenen Gedanken Gottes. Die neunundneunzig Gerechten sind nicht blos stolze Selbstgerechte, die sich nur einbilden, es fehle ihnen nichts mehr, sondern Solche, die bis auf einen gewissen Grad und in einem gewissen Sinn wirklich Gerechte sind, äußerlich Fromme, deren freilich nur gesetzlicher, noch nicht aus innerem Liebesdrang und dankbarer Treue stammender Gehorsam doch auch vor Gott schon einen gewissen Werth hat, wenn auch erst den des Knechtes, nicht des Kindes, und die in sofern allerdings der Buße nicht bedürfen (nicht blos nicht zu bedürfen meinen), nämlich nicht für grobe Vergehungen, an denen daher Gott auch wirklich eine gewisse Freude haben kann, aber eben doch nur vom Standpunkt der bloßen Gesetzlichkeit aus, nicht von dem der reinen Sittlichkeit und freien Liebe. Aber bei dieser Gerechtigkeit sollten sie nicht stehen bleiben wollen, denn es fehlt ihr doch immer noch Etwas, damit sich ihr Gott unbedingt und ganz freuen könnte, nämlich die wahre, tiefe und ganze Erkenntniß ihres inneren sündigen Zustands auch bei allem äußeren guten Verhalten und damit die rechte Buße und der entscheidende Schritt zur Ergreifung des vollen Heiles der Gnade durch lebendigen Glauben, statt des bloßen Lohns ihrer Werke. Ehe sie aber jenen thatsächlich thun, können auch sie immer noch verloren gehen, und darum ist zwar auch über sie schon Freude im Himmel da (denn wie sollte Gott des Guten, auch wenn es noch nicht ein vollendet Gutes ist, sich gar nicht freuen?), aber sie ist noch keine so vollkommene und sichere, wie über die wahrhaft bußfertigen und wirklich glaubenden, und eben damit für immer geretteten Sünder. Erst diese Freude, die nicht blos darum eine größere ist, weil man über Wiedergefundenes sich oft im ersten Augenblick mehr freut, als über seinen ganzen,

übrigen nie verlorenen Besitz, ist das volle Gegenbild zu seinem Murren (V. 2).

2. Der Groschen (V. 8—10). **V. 8:** Dieses Weib ist offenbar eher ein armes, als ein vermögliches; hier ist also der Beweggrund nicht wie oben bloßes Mitleid, das man wohl einem wehrlosen, rathlosen, hilflosen Thier, nicht aber einer todten Sache gegenüber haben kann, sondern der eigene Vortheil: der Verlust des mühsam erworbenen, unter Entbehrungen ersparten, vielleicht für besonders dringende Noth zurückgelegten Geldstückes ist ein wirklicher Verlust. Hier ist also auch die göttliche Liebe von einer anderen Seite aus betrachtet: der Sünder ist für sie nicht blos ein leidendes, unglückliches Wesen, sondern ein kostbares, werthvolles, nach Gottes heiligem Bild geschaffen, dessen Gepräge er auch unter allem Sündenschmutz nie ganz verliert, und mit Christi theurem Blut erkauft. Wenn er verloren bleibt, entsteht gleichsam auch in Gottes Schatz eine empfindliche Lücke, denn der Verlust von Einem aus Zehn ist empfindlicher als der von Einem aus Hundert. Ein Groschen (Drachme) = 65—70 Cts., der gewöhnliche Lohn einer starken Tagesarbeit. Das Licht (Lampe) braucht sie, weil im Morgenland die fast fensterlose Frauenwohnung nur durch die Thür spärliches Licht empfängt; sie kehrt (fegt aus)-bis in die letzten staubigsten Winkel, es ist ihr also kein Opfer, keine Zeit und Mühe zu viel: Bild der in Christo auch zu den ärmsten Sündern im entlegensten Winkel noch liebevoll sich herablassenden und niederbückenden Gnade und ihrer unermüdlich treuen Arbeit und Sorgfalt für deren Errettung. (Das Licht kann man auf Gottes Wort und Geist beziehen, die in seiner Kirche walten, das Kehren auf die göttlichen Heimsuchungen, mit denen er oft wie mit scharfen Besen seine Gemeinde ausfegt.) Wie das erste Gleichniß mehr auf die Zöllner, so geht das zweite mehr auf die Sünder (V. 1), das heißt auf Solche, die in grobe Laster versunken, gleichsam ganz von ihrem Schlamm bedeckt sind.

V. 9 und 10 (vergl. V. 6 u. 7). Vor den Engeln Gottes, eigentlich: vor ihrem Angesicht, indem Gott sie seine eigene Freude mit ansehen und sie daran persönlich theilnehmen läßt, mag auch darauf gedeutet werden, wie z. B. fromme, längst entschlafene Eltern sich im Himmel noch über die Bekehrung ihrer Kinder freuen; aber auch wir auf Erden sollen und dürfen in brüderlicher Liebe uns daran mitfreuen. Der Buße thut, aber ernstlich und entschieden; Warnung vor bloßem heuchlerischem Scheinwesen, und oberflächlicher, vorübergehender Gefühlsaufregung in der Bekehrung: die Probe ihrer Echtheit ist nur der gottselige Wandel in bleibender, nur immer inniger werdender Gemeinschaft mit dem Herrn.

III. Disposition (beide Gleichnisse zusammengenommen): Die Freude über gerettete Sünder.

I. Schon auf Erden ist Freude:

1) Am meisten bei den Geretteten selbst: a. sie waren verloren, erfuhren aber auch da noch immer die unergründliche Liebe des Herrn; b. sie wurden gesucht durch dieser Liebe unermüdliche Arbeit; c. sie sind gefunden, das ist dieser Arbeit unermeßlicher Gewinn.

2) Aber auch die anderen zuvor schon Geretteten haben brüderlichen Antheil an dieser Freude (V. 6. 9). Ja sogar:

II. Im Himmel ist Freude:

1) Bei den Engeln Gottes und den selig Vollendeten;

2) Am meisten aber wieder bei Gott selbst, denn: a. das Werk seiner Liebe ist glücklich vollendet; b. der Zweck seiner Liebe ist herrlich erreicht; c. die Kinder seiner Liebe sind ewig gerettet, weil er sein Eigenthum nun wieder unbeschädigt besitzt und unverlierbar behält.

Sonntag, 8. Mai 1881. Luk. 15, 11—24.

Der verlorene und wiedergefundene Sohn.

Haupttext: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel, und vor dir (Luk. 15, 18).

Diese Geschichte ist die Geschichte von uns allen, sie zeigt, wie der Mensch verloren geht und gerettet wird, oder den ganzen Gang der Bekehrung in seinen vier Stufen.

I. Die Sünde (V. 11—13). **V. 11:** Ein Mensch u. s. w. Auch hier sind die drei Personen: Gott und sein ganzes Volk, und zwar ist der ältere Sohn, der als Träger des Geschlechts und künftiger Erbe fester an's Vaterhaus gefesselt ist, der gesetzlich untadelhafte Theil Israels, besonders die selbstgerechten Pharisäer (V. 2), der jüngere, der in weniger reger Verbindung mit ihm stand, und schon dadurch der Versuchung, ganz mit ihm zu brechen, mehr ausgesetzt war, Bild der Zöllner und Sünder (V. 1).

V. 12: Gieb mir u. s. w. Er kann den Tod des Vaters nicht abwarten, sondern verlangt jetzt schon vor der gesetzlichen Theilung den Betrag des ihm allerdings rechtmäßig zukommenden Antheils („das mir gebührt"), nach 5 Mos. 21, 17 die Hälfte vom Erbe des Erstgeborenen, ausgezahlt. Doppelter Beweggrund: Trieb nach falscher Freiheit und nach sinnlicher Lust. Die Zucht des Hauses ist ihm zu streng, die Aufsicht des Vaters unbequem, dafür zieht ihn die Außenwelt an, er will genießen. Dazu braucht er Geld und ein ungebundenes Leben. Bild eines von der Sündenlust gefangenen Herzens: den rechtmäßigen Herrscher, Gott, der durch die Schöpfung schon ein Eigenthumsrecht auf uns hat, verschmäht es und läßt sich dafür beherrschen von der eigenen Leidenschaft. Gott ist ihm ein Hinderniß, und die ungestörte Macht, alles zu thun, was ihm beliebt, erscheint ihm als Grundbedingung seines Glückes. Die Güter sind also nicht das Ebenbild Gottes oder die auch dem Sünder noch zu Theil werdenden göttlichen Gnadengaben, sondern einfach die völlige Befähigung, ganz nach Gelüsten zu handeln. Und er theilte u. s. w. Gott hindert die menschliche Freiheit nicht, sondern giebt den Sünder dahin an die thörichte Lust seines Herzens (Röm. 1, 24. 26. 28); er thut ihm seinen Willen, denn es kann ihm nimmer anders geholfen werden, als durch die bittere Erfahrung der Noth. Damit trifft aber nicht ihn

selber die Schuld, sondern nur den Menschen, der die gewährte Freiheit mißbraucht.

V. 13: Nicht lange, die Begehrlichkeit nach ungebundenem Genuß zügelloser Lust treibt ihn zur Eile. Fern über Land, in die nun plötzlich offenstehende, fremde, weite Welt, wo ihn Niemand kennt und Niemand mehr stört und der Reiz der Neuheit die alten Erinnerungen und Mahnungen an die Heimath rasch erstickt; Bild eines gottentfremdeten Gemüths, wo zuletzt auch der bloße Gedanke an ihn keinen Raum mehr findet, dem es in der Gottesferne wohl ist und das sich völlig von ihm lossagt. Mit Prassen, d. i. unter allerlei ausschweifenden Vergnügungen. Brachte um, diese vollständige Verschwendung seiner ganzen Habe stellt die leichtsinnige Ausnützung seiner Freiheit bis auf's Aeußerste dar; alle diese Einzelzüge mochten für viele der Anwesenden (V. 1) ein Stück ihrer eigenen Geschichte sein. Zusammenfassung: Die Sünde entwickelt sich von einer von Gott sich frech lostrennenden falschen Selbstständigkeit aus (Ps. 73, 27) unter Befriedigung unsittlicher Lust.

II. Die Noth (V. 14—16): Aber dieser Genuß der Freiheit ist nicht unbeschränkt, wie sich's der Sünder träumt.

V. 14: Ihre erste Schranke liegt schon in dem bald eintretenden Ekel der Uebersättigung und den darauffolgenden Gewissensbissen, die das Lasterleben nach sich zieht, denn auch dies liegt in dem Ausdruck: „Alles verzehret," nicht blos der eintretende Mangel; die zweite kommt von gewissen äußeren ungünstigen Umständen (Theurung), die Gott oft noch als einen letzten lauten Ruf zur Buße schickt und die das schon fast zu Boden gedrückte Herz, dem aller göttliche Trost und bald auch alle menschliche Hilfe fehlt, vollends ganz zerbrechen und den stolzen fröhlichen Muth der eigenen Kraft ihm nehmen. Kommt Beides zusammen, so ist das äußere und innere Elend auf seinem Gipfel; das ist das Darben, nicht blos leiblich, sondern auch innerlich in der vollständigen Leerheit des Gemüths, das alles der Lust geopfert hat, und dem nun nichts mehr bleibt, als das Leid einer späten, unfruchtbaren Reue im Sinn von 2 Cor. 7, 10. Er fing an, erster wichtiger Schritt der beginnenden Enttäuschung.

V. 15: Er hänget sich, zeigt das Aufdringliche, Verächtliche, Erniedrigende; an einen Bürger u. s. w., also an einen heidnischen Herrn, vielleicht mit Anspielung auf die Zöllner (V. 1) als Diener des römischen Staates; es bezeichnet die schmähliche Abhängigkeit von der Welt, in welche der Sünder immer tiefer herabsinkt: er sucht Vergnügen und findet Schmerz, er will Freiheit und fällt in Knechtschaft, sie spiegelt ihm lauter Lust vor, und nachdem er ihr alles: Vermögen, Gesundheit, Ehre, Gewissen und Seligkeit geopfert, dankt sie ihm mit bitterem Elend! Das Säuehüten, schon an sich nichts Angenehmes, sondern der niederste Sklavendienst, ist vollends schmachvoll für einen Juden.

V. 16: Träber, eine Art grober Ackerbohnen, die süßliche Frucht des Johannisbrotbaumes, das gewöhnliche Futter zur Schweinemast, diente im Morgenland zuweilen auch den Aermsten, besonders bei Hungersnoth als Nahrungsmittel, den Bauch zu füllen, beschreibt die heftige Begier des Hungernden, dem es nicht mehr um Genuß zu thun ist, sondern nur noch um Füllung des leeren Magens, womit aber zugleich auch der Unterschied zwischen menschlichem Essen, das immer noch ein gewisses Wohlbehagen an der Speise voraussetzt, und thierischem Fressen, dem der bloße Stoff genügt, verschwindet, jedoch ohne daß man gerade daran denken müßte, daß er buchstäblich aus Einem Trog mit ihnen sich sättigen wollte; auch ist nicht gesagt, daß er noch schlechtere Kost als sie erhalten habe, sondern nur, daß seine schmale Nahrung nicht mehr ausreichte, seinen Hunger zu stillen, und er nur, um überhaupt satt zu werden, gerne noch vom Futter seiner Heerde genossen hätte, ja dieses ihm als ein beneidenswerther Leckerbissen erschien. Doch Niemand gab sie ihm, denn die Schweine, welche man gemästet theuer verkaufen konnte, galten für kostbarer als er selbst, die Thiere hatten es noch besser als der Mensch, sie durften wenigstens keinen Mangel leiden, um nicht vom Fleisch zu fallen.

III. Die Umkehr (V. 17—20) enthält wieder Zweierlei: Buße (V. 17) und Glauben (V. 18 bis 20).

V. 17: Er schlug in sich: der entscheidungsvolle Augenblick, wo das Herz nach einer langen Zeit gänzlicher, meist absichtlicher Zerstreuung zum ersten Mal sich wieder sammelt und zu sich selber kommt. Das Herz ist das Heiligthum Gottes im Menschen, wer in sein Herz geht, muß nothwendig Gott begegnen, und darum schiebt man es auch im Bewußtsein der Schuld und aus Furcht vor ihm meist so lang als möglich hinaus. Jetzt kommt er der äußern Noth gegenüber zur inneren Besinnung, zu ernster Selbstbetrachtung und zur rechten sittlichen Würdigung seiner selbstverschuldeten Lage und seiner tiefsten Bedürfnisse, namentlich durch Vergleichung der besseren Lage selbst der Taglöhner im Vaterhaus, dem er eigenwillig entlaufen ist. Daher jetzt der Abscheu gegen das, was er einst so eifrig suchte, das ferne fremde Land. Die Buße ist also zunächst eine Aenderung der Herzensgesinnung, eine gänzliche Umwandlung der Grundanschauung und inneren Lebensrichtung des Menschen, nicht blos das Bedauern über die schlimmen Folgen der Sünde, sondern der Haß und das Leidtragen gegen und über sie selbst. Dann erst kommt auch die äußere That, zum Hassen das Lassen der Sünde, zur stillen prüfenden Einkehr in sich selbst, die Umkehr, die entschiedene und entscheidende Wendung von Welt und Sünde, Trug und Lug, und dafür zu dem einst schnöd verlassenen Vater hin.

V. 18: Ich will mich aufmachen: Die wahre Buße bleibt also nicht blos beim Gefühl des Schmerzes über und des Abscheus gegen die Sünde stehen, sondern geht sofort auch in den Willen über und setzt ihn thatkräftig in Bewegung zu einem festen Entschluß, beruhend auf dem letzten Rest des Vertrauens auf die Güte des Vaters und dem letzten auch im gefallensten Sünder noch unaustilgbaren Zug der Liebe und des sehnsüchtigen Verlangens nach dem Frieden der Heimath. Von außen treibt die Noth, aber von innen zieht die Liebe, das köstlichste Erbe, das er von daheim ohne Wissen und Wollen mitgenommen, und dessen Rest ihm blieb, auch wo er sein ganzes übriges Erbe ver-

schleudert hat, die Sehnsucht, die jetzt als lebendiger Keim sich wieder regt in der todten Seele, und dies ist das Aufwachen des Glaubens als das völlige Aufgeben seiner selbst und das völlige sich Hingeben und Ueberlassen an die Gnade. Ein bloßes Stehenbleiben auf der Sündenbahn, ein Einhalten mit der bisherigen Gewohnheit des Sündigens, vielleicht weil man die Sündenthat nicht mehr vollbringen kann, ist noch keine wahre Buße, sondern nur eine wirkliche Umkehr (daher: Bekehrung), ein zunächst innerliches Sichaufraffen und Sichaufmachen der Seele; dann auch ein äußerliches Sichwegwenden von der Sünde als unmittelbare und nothwendige Folge davon, ein inneres Sichscheiden von ihr und der Gemeinschaft mit ihr, das aber sofort auch zu einem äußeren und gänzlichen Brechen mit ihr werden muß. Ihre erste Grundbedingung ist also eine ernste und wahre Erkenntniß der Sünde, die sich dann aber auch im offenen rückhaltslosen und aufrichtigen Bekenntniß derselben vor Gott zeigen muß als einer Verschuldung an ihm („in den Himmel") und an den Menschen („und vor dir") vergleiche 1 Mose 39, 9.

B. 19: Endlich zeigt sich die Reinheit der Bekehrung von allen blos äußerlichen Rücksichten darin, daß es blos eine Bitte um Gnade ist und ihm auch nur der bloße Gedanke der Möglichkeit einer alsbaldigen völligen Wiedereinsetzung in die Kinderrechte nicht einmal in den Sinn kommt, er will nur wieder am Vaterherzen ruhen. „Ich bin nicht werth", dies ist neben der Tiefe des Schuldgefühls und der Ehrlichkeit des Bekenntnisses die Selbstdemüthigung der wahren Buße. Er ist bereit in dem Hause, wo er als Sohn gelebt, die Stellung des geringsten Sklaven einzunehmen, wenn er nur überhaupt wieder hinein darf (ganz wie der Zöllner im Tempel, Luk. 18, 13) und ihm Gnade (nicht blos Brod) zu Theil wird.

B. 20: Und er machte sich auf, dies ist nun der Glaube in seinem vollen Wesen: die wirkliche That des Ergreifens der Gnade, das tiefbeschämte persönliche Sichstellen vor dem Beleidigten selbst, das Ausführen, nicht blos Fassen des Entschlusses, die in eine bestimmte Handlung auslaufende Entscheidung, die zur Entschiedenheit wird. Denn der Glaube ist nicht blos ein Gedanke oder ein Wunsch (V. 18; ein starkes „Ich will", nicht ein schwächliches „Ich möchte"), sondern eine innere geistige sittliche That, die Gott und den Sünder in ein persönliches Verhältniß zu einander setzt; darum geht er zu seinem Vater als der einzigen ihm noch übrigen Zuflucht.

IV. Die Wiederannahme (V. 20—24). **B. 20:** Da er aber u. s. w. Hier schließt sich nun das volle Vaterherz Gottes gegen die Sünder auf: der Vater hat das Warten auf ihn nie aufgegeben, Gott merkt auch schon auf den schwächsten Seufzer eines besseren Verlangens, wenn es nur ernstlich ein Verlangen nach Ihm selber ist, und sobald das verirrte Herz auch nur einen Schritt Ihm entgegen thut, thut er ihm zehn und hundert entgegen, um ihm seine Liebe zu zeigen. Jammerte ihn zeigt das tiefe Erbarmen Gottes bei der Ausführung der Rettung, wie das Folgende die hohe Freude und Freundlichkeit bei der Wiederannahme nach derselben.

B. 21: Dem Wort nach gleichlautend, dem Sinn nach gänzlich verschieden von V. 18, dies ist nur der Schrei der Verzweiflung, den das äußerste Elend auspreßt, jenes der Ruf der reuigen Liebe, da die Noth vorüber ist (Unterschied der gesetzlichen Angstbuße und der evangelischen Liebesbuße), daher ist der Zusatz V. 19 absichtlich weggelassen: die schon empfangene Gewißheit der Vergebung hindert ihn daran und drängt einer solchen Liebe gegenüber, jedes weitere Wort zurück, er hat Verzeihung und das ist ihm genug.

B. 22: Aber der Vater selbst kann sich nicht genug thun; da ist keine beschämende Probezeit, kein langes Hinhalten in niedriger Stellung, Gottes Liebe giebt voll und ganz, nicht blos über Verdienst und Würdigkeit, sondern über Bitten und Verstehen; die Wiederannahme ist ebenso vollständig als die Buße aufrichtig und der Glaube ernstlich war. Das beste (Feier-) Kleid erklärt man gewöhnlich von der zugerechneten Gerechtigkeit Christi, den Ring vom Siegel und Zeugniß des heiligen Geistes und die Schuhe (Sandalen) als Bild der auf die Rechtfertigung folgenden Heiligung oder Tüchtigkeit zum Wandel im Licht. Die letzten beiden Auszeichnungen gehen jedenfalls auch auf seine Aufnahme als Sohn, denn sie sind Zeichen des freien Mannes.

B. 23: Schlachtet's, nicht zum Opfer (daher vollends nicht auf den Versöhnungstod Christi zu deuten), sondern zum Festmahl: lasset uns rc., der Vater nimmt also in seiner Herzensfreude selber Antheil und läßt auch die Knechte theilnehmen, ganz wie V. 6 und 9.

B. 24: Er war todt bezieht sich auf das persönliche Elend des Sünders (wie das „verlorene Schaf"); er war verloren auf seinen Verlust auch für Gott (wie der „verlorene Groschen"); beide Gesichtspunkte der vorangehenden Gleichnisse sind also hier geeinigt; fröhlich zu sein: Gegensatz zum Murren der Pharisäer (V. 2).

Disposition: Sünde und Gnade, oder: der evangelische Heilsweg:

I. Er führt uns hinein in die Tiefen menschlicher Schuld, er zeigt uns die Abwehr von Gott und ihren Fluch:

1. Der Mensch dahingegeben nach der Gerechtigkeit (denn Gott will keinen erzwungenen Gehorsam, straft aber die selbstverschuldete Sünde) V. 11 und 12:
   a. In die Lust seines Herzens, V. 13.
   b. In die Noth des Lebens, V. 14—16.
2. Dennoch aber nicht aufgegeben von der Barmherzigkeit:
   a. Sie zieht ihn mächtig durch die Sehnsucht nach der Heimath, V. 17.
   b. Sie weckt ihn aber auch kräftig zur Einkehr, in sich zur Abwehr von der Welt und zur Umkehr zu Gott, V. 18 und 19.

II. Er führt uns hinan auf die Höhen göttlicher Huld, denn er zeigt uns auch die Heimkehr zu Gott und ihren Segen (V. 20—24).

Einzelzüge: 1. Das entgegenkommende Erbarmen.
2. Die Alles vergebende Liebe.
3. Die Alles erneuernde Gnade.
4. Die ewig dauernde Freude.

Sonntag, 15. Mai 1881. Luk. 16, 19—31.

Der reiche Mann und der arme Lazarus.

Haupttext: Der Gottlose bestehet nicht in seinem Unglück; aber der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost. (Sprüche 14, 32.)

Das ganze Gleichniß (nicht eine wirkliche Geschichte) besteht aus zwei einander genau entsprechenden Hauptscenen, nämlich:

I. Der Vorgang auf Erden (V. 19—21) umfaßt vier Bilder, von denen je zwei Seitenstücke sind.

1. Das Leben der Beiden (V. 19—22) und zwar

a. Das Leben des Reichen (V. 19) hat wieder zwei hervorstehende Züge: die Pracht der Kleidung und den Luxus des Wohllebens:

V. 19: Er kleidete sich u. s. w. Das Obergewand war von kostbarer Purpurwolle, das Unterkleid von egyptischem Byssus (weißer Baumwolle, nicht „Leinwand"), beides wurde im Alterthum zu besonders feinen Stoffen verarbeitet. Er lebte u. s. w. bezeichnet die täglich wiederholten glänzenden Gastmähler. Einen Namen nennt hier Jesus nicht, nicht um ihn nach Ps. 15, 4 als Verworfenen zu bezeichnen, sondern eher um anzuzeigen, wie wenig persönlichen Werth er trotz alles Reichthums für ihn hatte.

b. Das Leben des Armen (V. 20. 21.):

V. 20: Lazarus, nicht: hilflos, sondern: Gotthilf; also ein sehr bezeichnender Name, der zwar nach Joh. 11, 1 auch sonst gewöhnlich war, aber deswegen nicht eine lebende Person, am allerwenigsten den Lazarus von Bethanien, bezeichnen muß, sondern frei gewählt ist, um ihn zum Repräsentanten der gottseligen Armen des alten Bundes überhaupt zu machen, deren Hoffnung allein auf Gott stand; daher man auch nichts von einer Klage oder Bitte Menschen gegenüber von ihm liest. Der lag, besser: war dorthin geworfen worden, um hier die Brocken oder Ueberreste zu bekommen: es drückt die Sorglosigkeit aus, womit ihn die, welche für ihn hätten sorgen sollen, der zufälligen Fürsorge Fremder hilflos überließen. Voller Schwären, mit Geschwüren behaftet, also nicht blos arm, sondern auch (und zwar ekelhaft) krank und also als arbeitsunfähig doppelt elend.

V. 21: Er begehrte, jedenfalls steht nicht dabei, daß er sie auch wirklich bekam, man darf um so weniger daraus auf eine regelmäßige Verpflegung und also auf eine gewisse Gutmüthigkeit des reichen Mannes schließen, der ihn trotz des abschreckenden Anblicks doch vor seiner Thüre duldete, als man namentlich kein Recht hat, aus der angeblichen Bekanntschaft der Hunde mit ihm weiter zu schließen, daß er wohl täglich hier seinen gewohnten Platz und Tisch fand. Denn diese sind nicht die zahmen Hunde des Hauses, sondern die im Morgenland bekanntlich höchst lästigen wilden herrenlosen Hunde der Straße, die unreinen, zudringlichen Thiere, die vorüberlaufend seine unverbundenen Wunden anleckten, was eine Steigerung der Leiden des Wehrlosen, nicht eine Milderung seiner Schmerzen war, als wären sie noch mitleidiger gewesen, als die herzlosen Menschen. Seine Blöße steht also in schroffem Gegensatz zu des Reichen üppiger Kleidung und sein Mangel (denn jene Brosamen, d. h. der Abhub der Mahlzeit, den ihm die Diener zuweilen vielleicht zuwerfen mochten, konnten ihn jedenfalls nicht sättigen) zu des anderen ausgesuchten Tafelfreuden.

2. Der Tod der Beiden (V. 22) als Vorbereitung auf ihren Zustand im Jenseits:

V. 22: Es begab sich, so wenig Worte macht die Schrift von Etwas, wovon man bei uns Menschen oft so viel und lange spricht, wenn auch allerdings hier dieser Todesfall wohl wenig von sich reden gemacht haben wird. Lazarus stirbt zuerst, erschöpft von Mangel und Leiden, findet aber dafür sogleich in der jenseitigen Welt die Theilnahme, die ihm im Diesseits versagt war; um den einst kein Mensch sich kümmerte, dem müssen nun die Engel dienen. Und ward getragen; natürlich blos seine Seele, nicht auch sein Leib, wie man aus dem Uebergehen des Begräbnisses schließen wollte, das vielmehr absichtlich fehlt, weil er vielleicht gar kein ehrliches Grab fand, sondern sein Leichnam blos verscharrt, wenn nicht gar ein Raub der „Hunde" wurde. Abrahams Schoß bezeichnet jedenfalls noch nicht die ewige himmliche Seligkeit, sondern nur das alttestamentliche Paradies, d. h. die für die Frommen des alten Bundes bestimmte Abtheilung der Unterwelt mit ihrer (aber freilich erst vorläufigen) Glückseligkeit, wo auch Abraham sich befindet und zwar als Vorsitzer bei dem Festmahl (Matth. 8, 11; Luk. 13, 28. 29), an welchem er nun ihm, dem Verachteten, den Ehrenplatz (Joh. 13, 23) anweist. Starb auch: und nun ist es mit aller seiner Herrlichkeit auf einmal und für immer zu Ende. Und ward begraben, wahrscheinlich „standesgemäß", seinem Leib wird ein pomphaftes Leichenbegängniß mit Lobrede, „Blumenspenden" und prunkvollem Trauergeleite zu Theil, für seine Seele aber stehen keine Engel bereit. Womit hat er das verdient? Besonders grobe Laster werden nicht von ihm berichtet, auch geht er nicht darum verloren, weil er ein „Reicher" ist, sondern weil er ein hartherziger und gottloser Mensch, ein leichtsinniger, lustiger Lebemann ist. Der unversorgte Lazarus vor seiner Thüre, der ist sein ganzes Verbrechen. In Eigennutz, Bequemlichkeit und Sinnenlust hat er immer blos an sich, nie an Andere gedacht, nur für den Leib gesorgt, nicht für die Seele, die darum auch nebem dem ausdrücklich erwähnten Begräbniß des Ersteren nicht einmal genannt wird, denn er selbst hat ihrer ganz vergessen. Aber vergessen ist sie, und ihre Schuld (wenn gleich bloße „Unterlassungssünden") und sein ganzes bisheriges Leben nicht vor Gott.

II. Der Vorgang in der Unterwelt (V. 23 bis 31) stellt den vollständigen Gegensatz zu dem Leben auf Erden dar, und zerfällt wieder in zwei Auftritte, nämlich:

1. Die erste Unterredung (V. 23—26) über das Schicksal des Reichen selbst mit Seitenblicken auf das Loos des Lazarus:

V. 23: Welch ein furchtbares Erwachen! — In der Hölle, besser: in der Unterwelt, also wieder nicht der Ort der ewigen Strafe, sondern erst der gemeinsame Aufenthalt aller abgeschiedenen Seelen vor dem entscheidenden letzten Gericht (als Gegensatz zum Aufenthaltsort auf Erden) mit seinen beiden Abtheilungen für die Gottlosen und für die

Frommen (daher der Verstorbene auch zu den Letzteren, wenngleich nicht mehr hinübergehen (V. 26), so doch noch hinübersehen kann), aber so, daß der Ort der Ersten doch schon ein Ort des Leidens ist (in der Qual). Sah Abraham, nämlich eben in diesem Todtenreich, wohin ihn Joh. 8, 56, auch Jesus selber, als dort lebend und an den Geschicken auf Erden theilnehmend, versetzt; Lohn und Strafe ist also dort erst vorläufig bis zur künftigen vollen und bleibenden Vergeltung.

Vers 24: Rief (laut) wegen der Entfernung (V. 23): Erbarme dich mein! Der erste Ruf des auf Erden einst so Erbarmungslosen! Sende Lazarum, er spielt also in Gedanken doch auch dort immer noch den „großen Herrn", der nur zu befehlen braucht; zugleich liegt darin der schneidende Gegensatz, daß der verachtete Bettler nun des Reichen Erquicker werden soll, sowie der andere zwischen dem verschwenderischen Ueberfluß dort (V. 19), und dem jetzigen Mangel auch am Geringsten und Nöthigsten; denn der Tropfen Wasser entspricht zugleich genau den „Brosamen" (V. 21). Die Flamme bringt also auch leibliche Qual (vgl. Mark. 9, 44. 46. 48).

V. 25: Mein Sohn ist zwar Ausdruck des Mitleids, schneidet aber um so tiefer ein bei dem, der ihn jetzt erst so spät seinen „Vater" nennt. — Gedenke! Dies ist der eigentliche Mittelpunkt des Gleichnisses, die Brücke zwischen Diesseits und Jenseits, also ist für die Seele jedenfalls mit dem Tode nicht „Alles aus". Dein Gutes empfangen und selbstsüchtig, genußsüchtig dahingenommen eben nur als dein Gutes, welches du egoistisch nur für dich behalten, nicht Andern mittheilen wolltest, um so den Unterschied zwischen Arm und Reich auf Erden wenigstens in deinem Theil zu lösen; so kann darum auch jetzt der entsprechende Gegensatz nicht ohne Ungerechtigkeit gelöst werden. Du hattest einst wohl die Mittel, aber keine Zeit und noch viel weniger Lust, etwas für Lazarus zu thun, wie sollte er jetzt etwas für dich thun können oder gar müssen? Mit deinem Antheil am Guten bist du dort schon fertig geworden (vergl. dasselbe Wort Matth. 6, 2. 5. 16; Luk. 6, 24: „Den Lohn (Trost) dahin"), also bleibt dir hier nichts mehr zu hoffen übrig. Böses, d. i. das ihm bestimmte Maß von Leiden. Nun aber ist das Verhältniß geradezu umgekehrt! Das „gepeinigt" und „getröstet" paßt also nicht auf die ewige Verdammniß und die himmlische Seligkeit, vollends nicht in dem Sinn, als ob jene die nothwendige und natürliche Folge des Reichthums an und für sich, diese die der bloßen Armuth als solcher schon wäre.

V. 26: Und überdies, wenn man nämlich auch vom Standpunkt der strengsten Gerechtigkeit etwas ablassen wollte, so kann man doch nicht, es ist nicht blos innerlich, es ist auch schon äußerlich einfach unmöglich; die Kluft ist ohne Bild gesprochen der unabänderliche göttliche Beschluß, der auch schon von dieser vorläufigen Scheidung in der Unterwelt gilt, nicht blos für die künftige, ewig scheidende Entscheidung des Gerichts. Seine ungelinderte Qual im Jenseits entspricht genau der ungelinderten Qual des Lazarus im Diesseits (vgl. zu V. 20. 21).

2. Die zweite Unterredung (V. 27 bis 31) über das Loos seiner Brüder.

V. 27: So bitte ich dich: für sich selbst unterwirft er sich dem Spruche, aber er legt Fürbitte ein für Andere und wiederum soll Lazarus dabei für ihn handeln. Der Grund dieser Bitte ist nicht etwa ein plötzliches Weichwerden des früher so hartherzig Gewesenen, sonst müßte man ja annehmen, daß die Strafe selbst für sich allein schon zu einer solchen inneren Verwandlung genügt hätte, oder gar auch diesen Zug dazu benützen, aus dem Reichen schon von vornherein einen von Natur gutmüthigen, nur leichtsinnigen Menschen zu machen, was schon oben V. 20 und 21 widerlegt ist; sondern die Angst für sich selber, sie möchten als durch sein böses Beispiel im Unglauben befestigt oder gar dazu verführt, seine Qual als seine Ankläger vor Gott noch vermehren, also auch drüben denkt er, wie hüben, blos an sich selbst, nicht an Andere, ganz wie bei seiner leiblichen Qual nur an diese allein, nicht an Anderer Durst.

V. 28: Bezeuge (und zwar so, daß die Wahrheit davon auch durch das verhärtetste Gemüth noch hindurch dringt), nämlich, wie es ihm selber jetzt gehe, um sie vor gleicher Gleichgiltigkeit um ihr Seelenheil und unbußfertigem Verharren in ihrer Gottlosigkeit zu warnen und vor derselben Strafe zu bewahren; zugleich liegt darin aber auch eine Art Selbstrechtfertigung und ein gewisser stiller Vorwurf gegen Gott selbst: auch ich wäre nicht da, wenn ich rechtzeitig und genügend gewarnt worden wäre. Vielleicht ist auch auf das damals so häufige (Joh. 4, 48) wundersüchtige Begehren nach außerordentlichen und handgreiflichen Kundgebungen angespielt, worin wieder die versteckte Anklage gegen Gott liegt, als wären die bisher schon gewährten ordentlichen Gnadenmittel nicht ausreichend.

V. 29: Die Antwort lautet verneinend und verweist einfach auf die schon vorhandene Predigt des Gesetzes und die Verheißung (Mose und die Propheten, d. i. die gesammte Schrift des Alten Testaments) und deren ernsteren und fleißigeren Gebrauch; hören: nicht blos mit den Ohren, sondern mit dem Herzen. Der Schluß des Gleichnisses ist also auch hier eine praktische Anwendung für Alle, und zwar nicht in Form einer bloßen Lehre, sondern als lebendige Fortsetzung der erzählten Geschichte selbst; er soll zugleich aber auch die wahre und eigentliche letzte Ursache des Elends des Reichen aufdecken, die nicht etwa in seinem Reichthum selbst bestand, sondern im Mißbrauch desselben und in seinem Mangel an Ernst und bußfertigem Sinn, darin, daß er sein Herz ganz nur an's Irdische gehängt und verloren hatte. Dies ist also die Spitze des ganzen Gleichnisses, der scharfe Stachel, den es im Gewissen zurücklassen soll, und zugleich die einfache Darlegung des einzigen Wegs, um dem zukünftigen Zorn zu entrinnen.

V. 30: Der Reiche läßt nicht nach; seine Antwort zeigt ganz den jüdischen, namentlich pharisäischen Disputirgeist, der zwar zugiebt, daß Buße nöthig sei, aber leugnet, daß sie unter gewöhnlichen Umständen möglich sei, und daher etwas Besonderes und Außerordentliches verlangt, Gott sozusagen das unfehlbare Mittel dazu vorschreiben will. Zugleich ist dieses Nein (sie werden sie nicht hören, V. 29) das schmerzliche Echo und traurige Resultat seines eigenen Lebens.

V. 31: Sie werden nicht glauben, d. h.

sich dennoch nicht überzeugen lassen, sondern nach der ersten Regung des Schreckens oder Staunens wird es auch solch einer „Erscheinung aus dem Geisterreich" gegenüber heißen: „Leere Einbildung" u. s. w., und die auf einen kurzen Augenblick erschütterte fleischliche Sicherheit wird sich wieder aufs Neue und nur um so unerschütterlicher befestigen. Damit zerstört der Herr jede Täuschung einer nur äußerlich durch ein Wunder und gleichsam Schlag auf Schlag erfolgten Bekehrung.

Disposition: Das verschiedene Loos, oder: „Jetzt und Einst."

I. Das Diesseits (die Vorbereitung für das Jenseits):

1) Verschieden sind die Beiden: a. schon nach ihren äußeren Lage (V. 19—21); b. aber auch nach ihrer inneren Gesinnung;

2) und doch macht der Tod sie endlich in Betreff ihres irdischen Lebens gleich (V. 23): der Reiche hat nichts mehr voraus vor dem Armen, alle seine Schätze kann er nicht mitnehmen, aber auch der Arme nichts vor dem Reichen, denn seine Armuth allein macht ihn noch nicht selig; die irdische Ungleichheit zeigt sich als bloße Täuschung.

II. Das Jenseits (die Vergeltung für das Diesseits):

Jetzt beginnt die Enttäuschung, und es zeigt sich die wahre Verschiedenheit, denn:

1) die Ewigkeit scheidet (V. 22—24);

2) sie richtet (V. 25), indem sie das verschiedene Loos zugleich als das wohlverdiente aufzeigt, als die natürliche und nothwendige Ernte aus der Aussaat in der Zeit;

3) sie schweigt auf alle Wünsche und Bitten (V. 26—30), auch die scheinbar berechtigten;

4) sie mahnt aber auch und bittet selbst um so lauter und dringender: „Bedenke das Ende!" Nur der Aufblick zu Gott, wie er sich uns auch jetzt noch offenbart in seinem Wort (Moses und die Propheten), bewahrt uns vor einem schmerzvollen Rückblick auf ein verlorenes Leben.

Sonntag, 22. Mai 1881. Luk. 18, 1—14.

Drei Gleichnisse vom Gebet.

Haupttext: Und ich sage euch auch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Luk. 11, 9.

Das erste stellt nachdrücklich die Pflicht des Gebets und seiner Ausdauer, namentlich mit Bezug auf die nahe Wiederkunft Christi (V. 7) vor Augen als einziges Mittel zur unablässigen Wachsamkeit (vgl. Matth. 26, 41) und Bereitschaft auf sein Kommen, die, je näher dasselbe herankommt, desto seltener selbst in seiner Gemeinde zu finden sein wird (V. 8); die beiden anderen schildern die falsche und die rechte Art des Gebets.

I. **Die betende Wittwe** (V. 1—8). 1. Die Geschichte selbst (V. 1—5). **V. 1:** Allezeit beten meint natürlich blos die fortdauernde innere Gebetsstimmung (vergl. 1 Theff. 5, 17), nicht eine ununterbrochene äußere Gebetshandlung. Laß werden, nicht etwa in der Arbeit des Berufs, sondern eben in dieser Pflicht des Gebets selbst, das aber zugleich auch ein Recht ist, welches man gerade in der Stunde der Gefahr nicht feig fahren lassen, sondern thatkräftig festhalten und ausüben soll, wie die Wittwe ihr gutes Recht gegenüber dem Richter.

V. 2: Wenn auch nicht Gottesfurcht, so hätte doch schon Menschenfurcht, nämlich von übler Nachrede oder gar schmachvoller Entlassung, ihn zu gerechter Verwaltung seines Amtes bewegen sollen. Der Herr macht den Schluß: Selbst wenn Gott diesem Richter ähnlich wäre, so würde, ja könnte er doch dem beharrlichen Gebet der Seinen nicht widerstehen, wie viel weniger also, da er es nicht ist.

V. 3: Mit einer ihres Rechts beraubten Wittwe vergleicht er seine Gemeinde nach dem Hingang ihres Herrn, der ihr indessen noch herrliche Vorrechte und Verheißungen hinterlassen hat, die aber noch nicht in volle Wirklichkeit und Erfüllung übergegangen sind, und die sie daher immer wieder und immer mit neuem Ernst für sich in Anspruch nehmen muß, denn ein Recht, das man freiwillig aufgiebt, verliert man. Rette (nicht: räche) mich, nämlich durch deinen Richterspruch, wie es ja schon dein Amt erfordert, den unterdrückten Schwachen beizustehen.

V. 4: Lange, wörtlich: einige Zeit, bis er sich nämlich doch noch eines Besseren besann, wiewohl auch jetzt noch nicht aus frommer Rücksicht auf Gott, oder gewissenhafter und liebevoller Rücksicht auf Andere, sondern blos aus egoistischer Rücksicht auf seine eigene ungestörte Ruhe.

V. 5: Auf daß sie nicht u. s. w., er setzt also gleichsam spöttisch den Fall, daß sie zuletzt ganz desperat wird und ihm auf den Leib rückt (komme) und ihn blutig schlage (übertäube); Andere schwächer: damit sie mir nicht bis in's Unendliche zur Last falle.

2. Die Deutung des Herrn (V. 6—8).

V. 6: Höret, weckt die Aufmerksamkeit. Er will sagen: selbst von diesem ungerechten Richter kann man noch etwas lernen.

V. 7: Gott bildet einen starken Gegensatz zu diesem, ebenso seine (d. i. die ihm so theuren) Auserwählten zu der von Jenem so völlig mißachteten Wittwe. Unter diesen Auserwählten sind nicht solche gemeint, die von Ewigkeit her zur Seligkeit vorausbestimmt sind (wie Andere zur Verdammniß), sondern Diejenigen, die Gott gemäß seinem ewigen Heilsplan, der ein Rathschluß zur Seligkeit für Alle ist (vergl. 1 Tim. 2, 4), durch Jesum aus der übrigen verlorenen Menschheit wirklich herausrettet, weil sie selbst sich herausretten lassen. Ihr fortwährendes Rufen erinnert an ihr lebhaftes Verlangen, einen Tag des Menschensohnes zu sehen (Kap. 17, 22). Und Geduld darüber haben wird verschieden erklärt: entweder als Frage: „und wird er ihretwegen zögern, nämlich mit der Züchtigung ihrer Unterdrücker?" wo aber das „ihretwegen" keinen ganz guten Sinn giebt, denn gerade Rücksicht auf sie sollte ihn zu desto größerer Eile antreiben; daher besser als Aussage, d. i. wenn er auch eine Zeit lang ihretwegen, d. h. ihrer Unterdrückung wegen noch mit den Unterdrückern selbst Geduld übt (vergl. 2 Petr. 3, 9); oder noch einfacher: da er doch langmüthig gegen sie (die Auserwählten) ist, und ihnen gegenüber nicht so

schnell die Geduld verliert, wie der Richter bei der Wittwe, der sie abfertigt, ohne sie vielleicht recht anzuhören.

V. 8: Doppelte Antwort auf die doppelte Frage (V. 7): „Wird er nicht retten?" — Ja, er wird. „Wird er damit zögern?" — Nein, er wird eilen (in einer Kürze). Letzteres ist also nur das Gegentheil gegen das Verweilen (V. 7), bezeichnet aber an sich noch nicht, daß die Wiederkunft des Herrn selber damals schon nah vor der Thüre gewesen sei, was ja ein Widerspruch gegen des Herrn eigenes Wort (Kap. 17, 22) wäre, wo er von „Tagen" des Menschensohnes, also ausdrücklich von einer längeren Entwicklung durch mehrere solche Erfüllungen seiner Wiederkunft hindurch redet; es ist damit vielmehr nur gesagt, daß, wenn einmal die Erhörung des Gebets gewährt und von Gott angeordnet ist, die Ausführung nicht mehr lang auf sich warten lasse. Doch: der Richter (der gerechte Gott) wird zwar sicherlich seine Pflicht thun, aber es steht zu fürchten, daß die Wittwe (die Gemeinde) die ihrige versäumt. Glauben, eigentlich: den Glauben, nämlich diesen besonderen, ausharrenden Glauben, wie ihn diese Wittwe hatte, nicht Glauben im Allgemeinen; daß er überhaupt noch Glauben finden werde bei seinem Kommen, konnte der Herr unmöglich bezweifeln, sondern nur, ob er auch bei Allen noch ein so fester und ausdauernder sein werde.

II. Der betende Pharisäer (V. 9—12).

V. 9: Die sich selbst vermaßen (einbildeten und rühmten) u. s. w., d. h. sie selbst nur trauten es sich zu, während Andere das gerade Gegentheil davon annahmen. Schwerlich waren es Pharisäer, denn sonst hätte er nicht gerade einen solchen als Beispiel gewählt, aber auch nicht selbstgerechte, dünkelhafte Jünger, sonst wären sie ausdrücklich genannt, wie 16, 1; 17, 1; sondern wahrscheinlich Juden aus der Begleitung Jesu, die sich aber noch nicht gänzlich für ihn entschieden hatten, wohl aber schon für Gläubige gelten wollten, dabei aber gegen Andere aus seinem Gefolge, die etwa als offenbare Sünder bekannt waren, eine hochmüthige Verachtung kundgaben; gerade solchen gegenüber war das Beispiel nicht blos des Pharisäers, sondern auch des Zöllners um so demüthigender.

V. 10 zeigt uns zwei Menschen, äußerlich auf demselben Weg, an den gleichen Ort und zu dem gleichen Zweck, und doch innerlich wie gänzlich verschieden!

V. 11: Stand (vergl. Matth. 6, 5); es ist die zuversichtlich kecke Haltung, mit stolz erhobenem Haupt und absichtlich gewählter Stellung gerade im Vordergrund, um von recht Vielen gesehen zu werden; Gegensatz zu V. 13 (von ferne). Bei sich selbst, also sprach er nur leise, denn laut werden lassen, durfte er natürlich ein solches Gebet nicht. Es liegt aber darin zugleich auch das, daß es überhaupt gar kein Gebet im eigentlichen Sinne, nämlich kein Bittgebet, ja nicht einmal ein rechtes Dankgebet war, obwohl es den Worten nach so lautete, denn er redet gar nicht zu Gott, sondern nur zu sich selber, es ist kein Lobpreis, den er an Ihn richtet, sondern ein hochmüthiger Glückwunsch und Lobpreis, den er an sich richtet (auch der Gegensatz zu V. 13). Die wahre Dankbarkeit ist nothwendig immer auch zugleich mit Demuth verbunden, als Gefühl der Abhängigkeit von dem Geber der empfangenen Gaben. Wie dieser Zöllner ist absichtlich zuletzt genannt, wie mit einer besonderen Verachtung, gleichsam als Abschen der Menschheit, schlechter als alle Bisherigen, wie Luther sagt: „der schindet und schabet Jedermann, nimmt, wo er's kann." Was er nicht ist, das schreibt er nur sich selbst als eigenes Verdienst zu; ebenso nun aber auch

V. 12: Das, was er thut: Zweimal, nämlich am Montag und Donnerstag als den gewöhnlichen Festtagen nach pharisäischer Sitte (vergl. Matth. 6, 16; 9, 14). Das ich habe, eigentlich: erworben, gemeint ist der Ertrag seiner Ländereien (vergl. 11, 42), den ihm doch Gott wachsen ließ; auch das „Alles" ist eitle Ruhmredigkeit und Uebertreibung.

III. Der betende Zöllner (V. 13. 14).

V. 13: Stand von ferne, natürlich nicht von dem Tempel selbst, etwa blos im Vorhof der Heiden, denn er war ja ein Jude, sondern von dem Pharisäer, hinter diesem stolzen und kecken Selbstgerechten war er in der schüchternen Bescheidenheit seines Schuldbewußtseins und in wahrer Herzensdemuth weit entfernt geblieben, nicht wagend, näher heran- oder weiter vorzutreten. Seine Augen, geschweige denn Haupt und Hände (1 Tim. 2, 8). An seine Brust, hier nicht blos als Zeichen tiefer Trauer, sondern als Sinnbild des Todesstoßes, den der Sünder von Gott verdient, also auf das Herz als Sitz des persönlichen Lebens und zugleich der Sünde selbst (Matth. 15, 19). Und sprach ganz kurz, offen und einfach, gegenüber dem wortreichen und gespreizten Gerede des Pharisäers, dieser hat nur ein hochmüthig selbstgerechtes, lieblos über Andere urtheilendes Schaugebet, jener ein demüthig ernstes Bittgebet. Mir Sünder, er denkt gar nicht an Andere, es ist ihm nur um sich selbst und seine persönliche Rettung allein zu thun, auch verkleinert oder beschönigt er seine Schuld nicht und schiebt sie nicht auf Andere, sondern erkennt und anerkennt sie als seine Schuld.

V. 14: Ich sage euch, so seltsam es auch scheinen mag, u. s. w. Gerechtfertigt, d. h. im gewissen Besitz der Vergebung, diese ist als das unumstößliche, fertige Ergebniß seines Gebets betrachtet. Vor jenem, nicht im Sinn der Vergleichung, wornach also der Pharisäer zwar auch, nur in geringerem Grade gerechtfertigt gewesen wäre, sondern im Sinn der Verneinung, also etwa mit der stillen schweigenden Frage: oder meinet Ihr etwa, der Andere habe auch so gerechtfertigt werden können? Luther: „Jener war nicht gerecht, sondern verdammt." Gerade darum heißt es nicht mehr gerechtfertigt, um jeden Gedanken auszuschließen, als hätte auch jener seinen, freilich nur kleineren Antheil an der Rechtfertigung gehabt. Denn wer sich selbst u. s. w. (Vergl. 14, 11.) Der Herr schließt gerne seine Gleichnisse mit solchen allgemeinen Sätzen ab, worin er die Grundgesetze des sittlichen Lebens ausspricht, namentlich die seines Reiches, die in geradem Gegensatz zu dem stehen, was die Menschen beabsichtigen.

Disposition: Wie soll man beten?

1. Mit anhaltendem Ernst und Eifer.
2. Mit aufrichtiger Dankbarkeit und Demuth.
3. Mit wahrer Buße und Beugung.

Sonntag, 29. Mai 1881. Luk. 19, 11—27.

Die anvertrauten Pfunde.

So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Rechenschaft geben. (Röm. 14, 12.)

I. Die Einleitung zeigt die Veranlassung zu diesem Gleichniß:

V. 11: Da sie nun zuhörten, nämlich dem vorangehenden Gespräch mit Zachäus, wodurch die Aufregung der darüber Murrenden (V. 7) immer mehr gesteigert wurde, je näher sie gegen Jerusalem kamen, das von Jericho (V. 1) nur 150 Stadien, nicht ganz 30 Meilen, entfernt war; an jene, nicht an die Jünger selbst richtet sich zunächst seine Rede. Sollte alsobald geoffenbaret werden, nämlich als das von ihnen erwartete, äußerlich machtvolle Messiasreich, gegen diese doppelte falsche Vorstellung einer sofortigen Aufrichtung eines irdischen Reiches ist das ganze Gleichniß gerichtet.

II. Die Geschichte selbst (V. 12—27).

1. Das Scheiden des Herrn und sein Auftrag (V. 12—14).

V. 12: Ein Edler, d. h. ein Mann von vornehmer Herkunft (was im Gegenbild ganz besonders gut auf die übermenschliche Herkunft Christi paßt) will von dem Oberherrn des Landes sich als seinem Vasallen die Regierung über seine Gegend und seine bisherigen Mitbürger erbitten und macht daher zu jenem Regenten eine lange Reise in weiter Ferne, auch dies ist schon ein Gegensatz zu dem „alsbald" (V. 11), Christus selbst setzt also eine ziemlich beträchtliche Zeit zwischen seinem Hingang und seinem Wiederkommen voraus.

V. 13: Um aber für die Verwaltung nach seiner Rückkehr (V. 12) jetzt schon Fürsorge zu treffen, stellt er seine bisherigen Diener, von denen er also die Wahrung seiner Interessen mit vollstem Recht erwarten konnte, auf eine Probe durch Einhändigung einer Summe Geldes, um in seiner Abwesenheit damit zu handeln. Zehn Pfund (Minen) etwa $300, also nicht wie Matth. 25, 14 ff., wo jeder der Centner (Talente), je etwa $1800 beträgt, sein ganzes Vermögen, und dieses selbst für ihn umzutreiben, sondern nur eine verhältnißmäßig kleine Summe, nur um daran ihre Treue im Kleinen (V. 17) zu prüfen und zugleich ihre Fähigkeit kennen zu lernen, um ihnen später eine der bewiesenen Eigenschaften entsprechende Stellung einräumen zu können. Bei Matthäus sind ferner die Summen verschieden, je nach der verschiedenen Begabung u. s. w. der Einzelnen, hier dagegen für Alle gleich, denn hier handelt es sich um die allen Gläubigen gemeinschaftliche Heilsgnade selbst: von dem Gebrauch, den Jeder von derselben während der jetzigen Gnadenzeit macht, hängt seine Stellung im künftigen Gnadenreich ab. Die kleine Summe entspricht also, genau der (V. 17) hervorgehobenen Treue im Kleinen gegenüber der großen Belohnung; wenn also dort der Herr diese Heilsgnade das „Geringste" nennt, so erklärt sich dies blos aus dem Gegensatz zu der Größe der künftigen Herrlichkeit.

V. 14: Indessen legen die künftigen Unterthanen gegen die Erhebung ihres bisherigen Mitbürgers zum Regenten Einsprache beim Oberherrn selbst ein. Waren ihm feind bezeichnet nicht blos den Widerstand der Juden gegen die Herrschaft Jesu während seines irdischen Lebens (Joh. 1, 11), sondern auch den der Welt während der ganzen Zeit zwischen seinem ersten und zweiten Kommen. Nach ihm, hinter ihm her, feig und heimlich. Daß „dieser" u. s. w., stolz und neidisch.

2. Das Wiederkommen des Herrn und die Rechenschaft (V. 15—27):

a. Die treuen Knechte (V. 15—19):

V. 15 schildert was nach der Wiederkunft Jesu geschehen wird: Jeder Knecht wird nach dem Maß seiner Thätigkeit während der Prüfungszeit des Gnadenreiches an der Macht seines zum König erhobenen Herrn theilnehmen. Die Mittel zur Thätigkeit waren dieselben, aber der Erfolg ist verschieden und ebenso verschieden wird nun auch die Ausdehnung des künftigen Wirkungskreises sein. Bei Matthäus dagegen sind es verschiedene Gaben und doch gleiches Ergebniß, sofern dort das Gewonnene mit dem Empfangenen in völlig gleichem Verhältniß steht, dort also gleiche Treue und gleiches Zeugniß der Zufriedenheit, hier dagegen verschiedene Fähigkeit und Treue in der Anwendung gleicher Gaben und Lösung gleicher Aufgaben. Hieß fordern, also kommt jedenfalls einmal ein Tag der Rechenschaft. Daß er wüßte, Christus (im Gegenbild) weiß es schon lange und von selber, es soll aber auch den Knechten selbst und Anderen offenbar werden. Was ein Jeglicher u. s. w., eigentlich: war und was er gehandelt, d. h. unternommen (nicht: erworben) habe.

V. 16: Dein Pfund: er weiß, daß es ihm blos anvertraut war zu treuer Verwendung, nicht im eigenen, sondern in seines Herrn Vortheil und so gehört auch der Gewinn diesen, nicht ihm; bescheiden nennt er nicht seinen eigenen Fleiß oder Klugheit als Ursache des Erfolgs, sondern redet nur von dem Empfangenen, nicht von dem damit Geleisteten (vergl. 1 Cor. 15, 10).

V. 17: Im Geringsten treu (vergl. 16, 10) ist das stille Geheimniß der größten Erfolge. Die Belohnung steht im genauesten Verhältniß zum wirklich Vollbrachten.

V. 18. 19 wiederholt sich ganz derselbe Vorgang; von den anderen sieben Knechten ist aber weiter nicht mehr die Rede, sie gehörten entweder in die bisherige Klasse, oder in die folgende.

b. Der untreue Knecht (V. 20—26).

V. 20: Hier ist dein Pfund, scheinbar hat er den Herrn nicht geschädigt; in Wahrheit aber doch, denn dieser gab es ihm zu besserem und einträglicherem Gebrauch (Schuld der bloßen Unterlassungssünden); zugleich liegt darin aber auch ein stiller Vorwurf über die Kleinheit der Gabe selbst, der gegenüber die Forderung eine zu große sei. Es ist dies nicht blos als unwahrer Vorwand der trägen Unthätigkeit zu verstehen, sondern ist vielmehr der wirkliche Standpunkt eines blos äußerlich gesetzlichen Christenthums, das wohl auch etwas von der Gnade weiß, aber sie nicht geschmeckt hat und das Evangelium blos als eine strenge Sittenlehre kennt und daher glaubt, der Herr müsse schon zufrieden sein, wenn man nur nichts geradezu Böses thue, d. h. das anvertraute Pfund nicht völlig und absichtlich verschwende.

V. 21: Diese Furcht ist allerdings blos leere Ausflucht, denn in Wahrheit macht er dem Herrn

vielmehr den Vorwurf der rücksichtslosen Gewalt und der Schonungslosigkeit gegen fremdes Eigenthum, die er für den Fall, daß er das Pfund im Handel verloren hätte, auch für sich zu fürchten gehabt hätte.

V. 22: Aus deinen Worten: Er schlägt den nichtswürdigen, saumseligen Knecht mit seinen eigenen Waffen. Sinn: Je mehr du wußtest, daß ich (angeblich) so hart und ungerecht bin, desto mehr hättest du dich anstrengen sollen, mich zu befriedigen, und gerade so sollte auch der, dem die liebliche Erfahrung der Gnade noch fehlt, am gewissenhaftesten arbeiten, denn sich fürchten, nicht recht zu thun, ist kein stichhaltiger Grund, um überhaupt nichts zu thun. Du Schalk (Heuchler) deckt das blos Vergebliche seiner Entschuldigung auf; auch hier fügt Matthäus noch bei: und fauler Knecht, dort war es also absichtliche Bequemlichkeit, die dem Herrn den Vorwurf eines unbilligen und schwer zu befriedigenden, über Gebühr verlangenden Mannes macht, so daß er sich also nicht blos, wie hier, an der Unzulänglichkeit der Gabe des Herrn im Allgemeinen stößt, sondern an der Geringfügigkeit seiner Gabe, im Verhältniß zu der des Andern, weil dort die Gaben ungleich, hier gleich sind.

V. 23: In die Wechselbank gegeben, also durch ein ganz müheloses Verfahren, bei dessen Gebrauch zudem die eigene Verantwortlichkeit fast ganz wegfällt. Es könnte dabei etwa an die göttliche Allmacht gedacht werden, vermöge der wir durch unser bloßes Gebet, selbst ohne eigenes Handanlegen, wirken können, ohne irgend eine Gefahr für das Werk des Herrn selber, oder für uns; solche, die nicht für dieses gearbeitet haben, wird er einst fragen: habt ihr wenigstens dafür gebetet? Der Knecht ist also völlig unentschuldbar.

V. 24: Die dabei stunden, seine Trabanten. Nehmet u. s. w. Die künftige Herrlichkeit verwandelt sich für ihn in eine Ewigkeit der Entbehrung und der Schande: was er auf Erden hätte wirken können (und sollen), wenn er nur hätte wollen, das wird sammt den ihm dazu von Gott verliehenen Kräften Dem übergeben, der sich am treuesten, thätigsten und geschicktesten bewiesen hat.

V. 25: Hat er doch (schon) zehn Pfund, nämlich nicht von Anfang an schon gehabt, sondern später erst erworben (V. 16).

V. 26: Der Herr (des Gleichnisses) fährt ohne Beachtung dieses Einwurfes fort, indem er aber doch zugleich auf denselben antwortet und seinen Befehl (V. 24) durch einen allgemeinen Satz rechtfertigt, nämlich daß es ein Gesetz des sittlichen Lebens gebe, wonach eine ungeübte, ungebrauchte Kraft endlich ganz erlischt (wie auch schon im Reich der Natur, zum Beispiel beim Magneten, die Leistung der Kraft mit der Anstrengung derselben steigt oder fällt), so steigert auch im Reich Christi jede treu benützte Gnadengabe die Empfänglichkeit für weitere und immer höhere Gnadenerweisungen, während jede vernachlässigte oder gar gänzlich abgewiesene Gnade die Fähigkeit, eine neue zu empfangen, vermindert und abstumpft; so sammeln sich aber nothwendig schließlich alle Gnadenkräfte nur auf die treuen Knechte, erlöschen aber bei den nachlässigen immer mehr, bis sie zuletzt ganz leer ausgehen. Das er (wirklich) hat, nicht blos zu haben meint, denn die Gnade ist wirkliche Gabe, aber freilich, wenn sie unbenützt bleibt, so ist ihr Besitz doch kein wahrer, sondern nur noch ein eingebildeter.

c. Die offenen Feinde (V. 27).

V. 27: Doch jene, plötzlich abbrechend, die weitere Verfügung bezieht sich nicht mehr auf die Gegner (V. 14), über welche die Entscheidung noch rückständig ist; dies ist die Abrechnung des Messias mit dem jüdischen Volk, wie V. 15—26 mit der christlichen Kirche. Erwürget sie, die Drohung ist erfüllt durch die Zerstörung Jerusalems und den seitherigen Zustand Israels bis zur Wiederkunft Christi.

III. **Disposition.** Die künftige Rechenschaft:
1) Die gleiche Begabung;
2) Die ungleiche Verwendung;
3) Die gerechte Vergeltung.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Joh. 15, 1—4. Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird er wegnehmen; und einen jeglichen, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe. Ihr seid jetzt rein um des Worts willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibet in mir, und Ich in euch. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock: also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir.

In dieser Gleichnißrede nennt sich Jesus den rechten, d. h. den eigentlichen Weinstock, zum Unterschiede des Weinstockes in der Natur, und des Volkes Israel, das bildlich auch ein Weinstock genannt wurde (Ps. 80, 9; Jer. 2, 21). Der Herr Jesus zeigt in diesen Worten allen seinen Nachfolgern, daß man es nur durch eine enge und innige Gemeinschaft mit ihm zu etwas Gutem bringen und des ewigen Lebens theilhaftig werden könne.

1) Durch die enge Verbindung mit ihm erhalten wir göttliches Leben und Kräfte. Auf den ersten Blick möchte es auffallen, daß der Herr sich mit dem geringen, unansehnlichen Weinstocke vergleicht, da es doch im Pflanzenreiche schönere und imponirendere Gegenstände giebt, die passende Sinnbilder seines Wesens und seiner Persönlichkeit zu sein scheinen. Die

prächtige Ceder, die königliche Palme, die mächtige Eiche scheinen doch besser auf Ihn zu passen, der an Hoheit, Macht und Stärke seines Gleichen nicht hat, im Himmel und auf Erden.

Hat je Einer Großes und Bleibendes vollbracht, das über alle menschlichen Werke himmelweit hinausragt, so ist Er es; hat je Einer unter allen Stürmen und Schrecken des Erdenlebens ruhig und unbeweglich dreingeschaut, wie die königliche Eiche und Cedern Gottes auf Libanon, so ist Er es. Aber bei einem solchen Vergleiche würde nur die Seite Seiner Hoheit hervorgehoben, während die Seite Seiner Erniedrigung, durch welche unsere Vereinigung mit Ihm möglich geworden ist, unberücksichtigt bliebe. Er war nicht gekommen durch seine Erscheinung und Thaten zu glänzen, sondern in der Knechtsgestalt durch Dienen, Lehren, Leiden und Sterben, der Anfänger eines neuen Lebens für uns zu werden. Und von dieser Seite ist der geringscheinende unansehnliche Weinstock sein passendes Bild. Was das stolzeste und höchste Gewächs nicht zu geben vermag, die süßen Trauben, den erquickenden Saft, das giebt der geringe Weinstock.

Was uns durch alle Offenbarungen der Herrlichkeit und Macht des Erlösers nicht zu Theil hätte werden können, das zu geben hat uns Christus in seiner Niedrigkeit erworben: den süßen Frieden des Herzens, die erquickende Ruhe der Seele, den frischen Muth des Lebens, die lebendige Hoffnung auf den Himmel.

Der Weinstock bleibt aber nicht für sich allein, er will Reben und Schosse treiben, die in ihm ihren Lebenspunkt haben, und Saft und Nahrung aus ihm ziehen.

So ist auch Christus zu dem Zwecke auf Erden in der Niedrigkeit erschienen, daß wir durch den Glauben an Ihn mit Ihm in Verbindung treten und in Ihn hineingewurzelt werden möchten, damit Sein Leben und Seine Kraft uns durchdringe.

Mit unserer ganzen Gesinnung, mit unserem Dichten und Trachten müssen wir in Ihn versenket, und unsere Liebes- und Lebensgemeinschaft mit Ihm so fest geworden sein, daß wir mit dem Apostel sprechen können: „Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Dann sind wir lebendige Reben an ihm, die er mit göttlichen Lebenskräften durchdringen kann.

Ein solcher im Glauben mit Christo verbundener Mensch muß aber auch Früchte tragen, wie die Rebe, welche aus dem Weinstock ihre Nahrung zieht. „Wer in mir bleibet, der bringet viele Frucht." Darum theilt uns der Herr göttliche Kraft mit, daß wir die süßen Früchte der Liebe, des Glaubens und der seligen Hoffnung hervorbringen. Wenn wir diese Früchte nicht mehr tragen, so ist unsere Verbindung mit Christo aufgelöst und wir sind zu nichts anderem tauglich als weggeworfen zu werden. „Einen jeglichen Reben, der nicht Frucht bringet, wird er wegnehmen."

2. Durch die liebende Pflege des himmlischen Vaters werden wir veredelt. Der Weingärtner pflegt und reinigt die Reben, die Ertragfähigkeit derselben und die Qualität der Frucht zu erhöhen. Das edle Gewächs des Weinstockes erfordert viele Arbeit und Pflege. Da muß aufgebunden, die langen Läufer abgezwickt, die Blätter ausgerissen und manche überflüssige Schößlinge mit scharfem Messer abgeschnitten werden, sonst schießen die Reben in Holz und Blätter zum Nachtheil der Frucht.

Wenn der Weingärtner die Reben reinigt und beschneidet, würde manche, wenn sie reden könnte, sagen: „Ach, laß mir doch dies Aestlein und jene Ruthe, es nahm so lange, bis sie etwas wurden und sind mir durch die Länge der Zeit lieb geworden!" Aber der Weingärtner kehrt sich nicht daran, sondern schneidet sicheren Blickes mit scharfem Messer alles unnöthige Holz ab, das der Frucht den Saft entzogen und sie verkümmert hätte.

So bedürfen auch die Glieder Christi fortwährend der Pflege des weisesten und geübtesten Gärtners, des Vaters im Himmel, damit sie viele und herrliche Früchte tragen. „Mein Vater ist ein Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der da Frucht bringet, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe."

Auch die Apostel, welche durch das vermittelnde Wort in der Gemeinschaft Jesu der reinigenden Kraft des heiligen Geistes theilhaftig geworden waren (V. 3), bedurften noch immer der Pflege des himmlischen Vaters, um von ihren Kleinglauben, Eifersucht und dergl. befreit zu werden.

Bald ist es die fleischliche Gesinnung, Weltliebe, Weltehre, Eigennutz und Selbstvertrauen, welche gleich wilden Schößlingen die Geistesfrucht hindern und zu ersticken drohen. Da läßt Gott Armuth, Kreuz und Trübsal über uns kommen und schneidet durch die Zucht seines Geistes, durch sein Wort und die Mahnungen des Gewissens tief in unser Gefühlsleben ein, damit wir von diesen Auswüchsen befreit, herrliche Früchte des Geistes tragen. Und das thut er aus Liebe zu unserem Heil, damit wir veredelt und verklärt in sein Bild zu höherer Theilnahme in seinem Reiche fähig sein möchten.

Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige, über alle Maße wichtige Herrlichkeit. 2 Kor. 4, 17. J. Schlagenhauf.

Matthäus 24, 42—51.

Darum wachet; denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird. Das sollt ihr aber wissen: Wenn ein Hausvater wüßte, welche Stunde der Dieb kommen wollte; so würde er ja wachen, und nicht in sein Haus brechen lassen. Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet. Welcher ist aber nun ein treuer und kluger Knecht, den sein Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gebe? Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt, und findet ihn also thun. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen. So aber jener, der böse Knecht, wird in seinem Herzen sagen: „Mein Herr kommt noch lange nicht;" und fängt an zu schlagen seine Mitknechte, isset und trinket mit den Trunkenen: So wird der Herr desselbigen Knechts kommen an dem Tage, deß er sich nicht versiehet, und zu der Stunde, die er nicht meinet; und wird ihn zerscheitern, und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern. Da wird sein Heulen und Zähnklappen.

Ein dreifaches „Hütet euch!" im Blick auf die Zukunft des Herrn und unsere eigene:

1. Seid nicht unklug, sondern wachsam, damit sein Tag nicht schnell über euch komme (an euch herantrete, vergl. 1 Theff. 5, 2 ff.) V. 42 bis 44.

2. Werdet nicht untreu, sondern arbeitet gewissenhaft in dem euch vom Herrn angewiesenen

Beruf, denn für euren (Lebens-) Tag hat er Jedem sein bestimmtes Tagwerk gegeben und wird einst darüber Rechenschaft fordern (V. 45—47).

3. Lebet nicht unmäßig, sondern bleibet nüchtern, damit euch einst nicht die furchtbarste und ewige Strafe ereile, die eure fleischliche Lust in Schmerz und eure sündliche Freude in Furcht verkehrt (V. 48—51), während also das erste und zweite Glied mehr die rechte äußere Richtung und Stellung des Christen bezeichnet, redet der dritte mehr von seiner rechten inneren Haltung und Fassung; denn diese „Nüchternheit" ist, wie der Haupttext (Luk. 21, 34) deutlich zeigt, die volle innere Freiheit des Menschen, sowohl gegenüber der irdischen Lust („Fressen und Saufen"), als auch der irdischen Last („Sorgen der Nahrung"). In Beiden, im Vielhaben und Wenighaben, sollen wir als Christen über uns selber Herr bleiben durch das rechte Maßhalten und sollen in innerlicher Zucht und Ordnung leben, dann kommt es von selbst zu keiner äußeren Unordnung und Zuchtlosigkeit, die eben so sehr wie die „beschwerende" Last der Sorgen ein Haupthinderniß fürs Himmelreich ist, daß entweder dieses nicht in uns kommen kann, oder umgekehrt, wir nicht ins Himmelreich dringen.

Merkwürdig ist, wie die Schrift wiederholt zusammenstellt: Wachen, Beten, Nüchternsein (vergl. Matth. 26, 41; 1 Theff. 5, 6. 8; 1 Petri 5, 8; 1 Petri 4, 8). Sie stehen also unter einander im engsten Zusammenhang, nämlich: Zum Beten gehört Wachen und Nüchternsein, zum Wachen Nüchternsein und Beten, zum Nüchternsein Beten und Wachen.

Schule und Erziehung.

Sonntagschul-Convention des St. Paul Distrikts, Nordwestliche Conferenz. Am Jordan (ist's Flüßchen oder Bach?), im Städtchen gleichen Namens, 40 Meilen westlich von St. Paul, traten dieses Mal die Prediger und Delegaten zur jährlichen Convention zusammen. Zwar war es erst der 8. März, allein die Sonne versuchte doch schon ihr Bestes, um die Hoffnung auf ein baldiges Erscheinen des ersehnten Frühlings zu wecken. Des strengen Winters größte Strenge war gebrochen. Zwar hielt er noch die Erde gefangen in kalter Umhüllung. Allein an manchen Stellen war das dichte Schneekleid über der Mutter Erde schon durchlöchert, und die stattlichen Rosse, welche unsern wohlbeladenen Schlitten zogen, werden es wohl gespürt haben, als es hie und da über den blosgelegten, reichen Boden rutschte.

In dem niedlichen Kirchlein fand sich bei jeder Sitzung der Convention eine recht zahlreiche Hörerschaft ein. Die Betheiligung seitens der Gemeinde ließ nichts zu wünschen übrig. Ebenso überboten die freundlichen Geschwister einander förmlich in den Kundgebungen ihrer Gastfreundschaft. Von den andern Feldern hätte der Besuch dürfen zahlreicher sein. Fast die Hälfte der Sonntagschulen des Distrikts waren gar nicht vertreten. Von ein paar Feldern war blos der Prediger am Platze. Sollen aber solche Convention ihren Zweck erfüllen, so müssen die Betheiligten sich auch daran betheiligen.

Unser Programm zeichnete sich diesmal vortheilhaft aus durch die (verhältnißmäßig) geringe Zahl der behandelten Fragen. Die Erfahrung rechtfertigte die Weisheit dieser Abweichung von der sonst verfolgten Manier vollständig. Die wenigen, aber wichtigen Fragen wurden allseitig und eingehend besprochen. Es brauchte nichts übereilt und im Fluge übersprungen zu werden. Die Gefahr, einander den Wind aus den Segeln zu nehmen, war vermieden. Kurz, wir fanden Ursache genug, uns Glück zu wünschen, der Versuchung, zu viel auf einmal vornehmen zu wollen, widerstanden zu haben. Die Folge davon war, daß den Gemüthern die besprochenen Gegenstände sich weit tiefer einprägen konnten.

Zwei Punkte namentlich waren es, deren durchgreifende, Alles überragende Tragweite sich in fast jeder Sitzung wieder vordrängte. Das Eine war das ernste, gründliche, kindliche, betende Forschen in der Schrift. Es wiederfuhr den Hülfsmitteln, welche uns in der Sonntagschule dazu geboten sind, alle Gerechtigkeit. Ihre Nützlichkeit und ihr hoher Werth wurden anerkannt. Aber es wurde dabei auch sehr bestimmt betont, daß die Hauptaufgabe für den rechten Sonntagschullehrer immer bleiben muß, nicht nur die Lektion mit den Hülfsmitteln durchzugehen, sondern eine gründliche, allseitige persönliche Bekanntschaft mit Gottes Wort sich zu sichern, um stets Schrift mit Schrift erklären, begründen und beleuchten zu können. Es wurde hingewiesen, daß man über den vielerlei vorhandenen Schöpfgefäßen, deren wir uns bedienen, gar leicht den sprudelndem Reichthum der tiefen, lebendigen Quelle selbst übersehen könne.

Der andere Gedanke, welcher gleichfalls immer wieder durchbrach, war die nicht zu überschätzende Bedeutung der religiösen Unterweisung der Kinder in der Familie, theils schon ehe, theils besonders während sie die Sonntagschule besuchen. Es wurde hervorgehoben, daß die Eltern zu oft die Jahre der zartesten und darum wichtigsten Empfänglichkeit der Kinder unbenützt verstreichen lassen, und sich dadurch einer Versäumniß schuldig machen, welche von denen, die mit dem besten Willen und liebevoller Hingabe in der S.-Schule an den Kindern arbeiten, niemals nachgeholt werden kann, weil sie eben Fremde sind.

Eine Nachmittagssitzung wurde hauptsächlich den Kindern gewidmet, welchen Br. J. Schnitker in einer Predigt an's Herz legte, ihres Schöpfers zu gedenken in ihrer Jugend. Ein spezieller Gottesdienst am Abend für die erwachsene Jugend erwies sich ebenfalls als segensreich und anziehend. Die jungen Brüder Grieve und Fritze redeten in herzlicher Weise zu der aufmerksamen Versammlung. Die nächste Convention soll in St. Paul (1. Gemeinde abgehalten werden.

E. F. Stroeter.

Chronik der Gegenwart.

Regierungswechsel in den Ver. Staaten und Rußland. Fast zu gleicher Zeit fand in beiden Ländern ein Regierungswechsel statt; das heißt, es traten andere Personen an die Spitze der Regierung. Aber, wie verschieden die Wirkung! Hier bei uns tritt Hayes ab und Garfield ein, legen die Sekretäre des ersten ihre Portfolios nieder und andere tüchtige Kräfte nehmen sie auf. Und all dies wird so ruhig, so geschäftsmäßig abgemacht, daß es kaum bemerkt würde, sorgten die Zeitungen nicht für die weiteste Verbreitung. Das Volk geht ruhig und und unbekümmert seiner Wege, die Geschäfte erleiden auch nicht einen Augenblick den geringsten Aufschub, und an eine Umwälzung, an gefährliche Bewegungen und schreckliche Stürme denkt keine einzige Seele. Weßhalb? Ei — das ganze Volk ist der Souverain, der Oberherr hat in freier Wahl entschieden. Demokraten und Republikaner werden sich nach wie vor bekämpfen, die Brodpolitiker nach wie vor die Angeln auswerfen, und die Aengstlichen nach wie vor dann und wann in das Jammergeschrei ausbrechen, daß die Republik am Abgrund des Verderbens stehe: Im Ganzen aber nimmt Regierungsmaschine, Volks- und Geschäftsleben ruhig seinen Verlauf, als ob nichts vorgegangen wäre? Weßhalb sollte man auch besorgt sein? Das **System** wird ja doch das nämliche sein, obwohl andere Männer an's Ruder kommen.

Ganz anders in Rußland, wie überhaupt in beinahe allen Monarchien! Da ruht die Macht doch im Herrscher, und wenn auch eine Verfassung vorhanden, was in Rußland nicht der Fall, so handelt es sich in den europäischen Monarchien doch in erster Linie um die Ansichten und Anschauungen des Monarchen. Was wird der neue Kaiser von Rußland thun? Also fragte man in der ganzen Welt am 14. März, am Tage nach der Ermordung Alexanders des Zweiten. Daß die Wünsche des russischen Volkes gleich Null seien, das setzte Jedermann voraus, und darum wurde auch nur gefragt: Was wird der neue Kaiser thun? Wird er liberal oder tyrannisch sein, sich an Deutschland anschließen oder nicht, der russischen Partei im Reiche Zugeständnisse machen? u. s. w.

Und dieweil Niemand sagen kann wie oder wann, was oder wo — darum herrschte nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa große Besorgniß. Die Polizei ward instruirt und verstärkt, Sozialisten und Internationale wurden überwacht, bis in's republikanische Frankreich hinein, bis nach Spanien und Italien, bis nach Wien und Ungarn verspürte man die Erschütterung dieses Regierungswechsels.

Wird darauf geantwortet, daß nicht der Regierungswechsel an und für sich, sondern der schreckliche Kaisermord diese Besorgniß hervorgebracht, so ist zu entgegnen, daß auch in den Ver. Staaten einst ein edler Präsident meuchlings ermordet wurde, aber von keinen solchen Besorgnissen und Erschütterungen die Rede sein konnte, denn das Volk war nach wie vor der Souverain und wachte nach wie vor über den von ihm selbst aufgestellten Gesetzen.

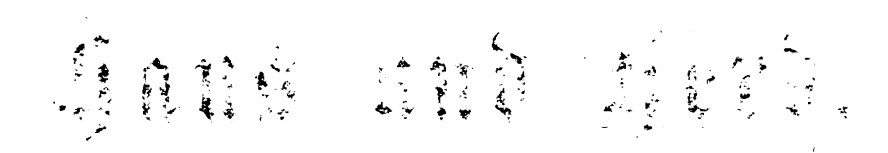
Was das schändliche Verbrechen betrifft, wodurch der Regierungswechsel in Rußland herbeigeführt ward, so mangelt uns die Sprache zum Ausdruck unseres tiefen Abscheus. Weder die freisinnige Partei in Rußland, noch irgend Jemand anders wird irgend etwas dadurch gewinnen. Der Fluch der bösen That ist immer nur Fluch. Das hat auch das Haus Romanow erfahren, aus welchem der ermordete Kaiser stammte. Diese Dynastie wurde in Blut geboren und mit Blut befestigt, und der, den sie kürzlich hinausgetragen, ward auf der Straße buchstäblich in Stücke gerissen. Und doch war Alexander der Zweite im Ganzen ein gutmüthiger, edler Mensch. Die Geschichte wird ihn den Befreier von 30,000,000 Leibeigenen nennen, denen er nicht nur Freiheit, sondern auch Grundeigenthum und Gelegenheit zur Schulbildung verschaffte. Dies ist ein Stern in seiner Regierung, den ihm Niemand streitig machen kann, und doch ist er auf so schreckliche Weise umgekommen.

Die Mormonenfrage wird in neuer Form vor den Congreß dadurch kommen, daß Gouv. Murray von Utah Territorium dem langjährigen und wiedererwählten Repräsentanten des Territoriums, Cannon, das Wahlcertificat verweigert hat. Als Grund dient erstens, daß jener keine Naturalisationsurkunde besitzt; — zwar behauptet Herr Cannon am 4. Dezember 1854 naturalisirt worden zu sein. — Er wird deßhalb in Washington seinen Sitz im Congreß verlangen. Als fernerer Grund giebt er an, daß Cannon Polygamist sei. Zwar war diese Beanstandung schon vor dem 43. Congreß erhoben worden, doch wurde sie nicht berücksichtigt. Dies wird nunmehr wohl nicht wieder geschehen.

Einwanderer für den Süden, besonders für Texas, welcher Staat für die Einwanderung nichts mehr thut, zu erlangen, haben sieben südliche Eisenbahnen eine Gesellschaft gebildet, zu deren Kapital monatlich eine gewisse Summe beigetragen werden soll. Bereits ist ein General-Agent erwählt und derselbe wird in dem übervölkerten Osten sowie in Europa Anstalten treffen, um neue Kräfte für die großen Gefilde des noch unbebauten Südens heran zu ziehen. Wenngleich noch viel Land, und sogar oft gutes Land brach liegt und von Einwanderern verhältnißmäßig billig erlangt werden kann, so sollte doch Niemand auf bloße Versprechungen hin sich aus geordneten Verhältnissen in völlig unbekannte locken lassen, sondern hole sich bei zuverlässigen Leuten erst den nothwendigen Rath über jene Gegend ein, welche man zu seiner künftigen Heimath zu wählen gedenkt. Ein wenig Vorsicht kann auch hier nichts schaden. Unsere dort arbeitenden Prediger sind gewiß gerne bereit, die gewünschte Auskunft zu ertheilen.



IN GOTTES SCHÖPFUNG



Christliche Volksfeste.

Mensch ist der Ruhe bedürftig und sehnt sich nach der Feier, nach etwas Außergewöhnlichem; und der Begriff „Fest" schließt beide Momente, Ruhe sowohl wie Feier, in sich.

Wie aber die Sünde Alles verkehrt und verderbt, so hat sie auch den berechtigten Trieb nach

zend nach Volksbelustigungen. In dieser Hetzjagd nach Lust sind sich alle Geschlechter, soweit die Geschichte von ihnen erzählt, gleich. Nur unterscheidet sich unsere Zeit in dieser Beziehung durch zweierlei Merkmale.

Erstens treten viele Volksbelustigungen der



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. Juni 1881. Sechstes Heft.

In Gottes Schöpfung.

Von C. F. Wunderlich.

Dort draußen in dem Walde
Saß ich in süßer Ruh,
Und hört' dem Blätterrauschen
Und hört' den Sängern zu.

Es war ein schöner Morgen
Im Wonnemonat Mai —
Mir schien's, als ob vom Grabe
Die Welt erstanden sei.

Ringsum war neues Leben,
Wohin mein Auge blickt' —
Den Schöpfer zu erheben,
Schien Alles angeschickt.

Da sang auf seinem Zweige
Manch Vöglein, schön und zart,
Es sang aus vollem Halse,
Es sang nach seiner Art.



Der Sänger waren viele,
Verschieden sangen sie;
Sie sangen nicht nach Noten,
Und doch in Harmonie.

Und Keiner sang, zu prahlen,
Noch, um gelobt zu sein;
Wenn einer merkt', ich lauschte,
So stellt' er's Singen ein.

Ein Jeder schien zu singen
Aus reiner Lieb' und Lust,
Dem Schöpfer nur zum Preise
Aus dankerfüllter Brust.

Herr, sende, fleht' ich leise,
Auch deiner Christenheit
Zum Heil, und dir zum Preise,
Solch eine Frühlingszeit!

Welch Lust wär's hier zu wallen,
Stimmt' Alles, Groß und Klein,
Nur dir, Herr, zu gefallen
Mit Herz und Zungen ein!

Christliche Volksfeste.

Vom Editor.

Feste und Festzeiten sind für die Menschheit im Allgemeinen sowie für den Einzelnen immerdar eine Nothwendigkeit gewesen und werden in der Erziehung der Völker fort und fort einen wichtigen Platz einnehmen; denn der Mensch ist der Ruhe bedürftig und sehnt sich nach der Feier, nach etwas Außergewöhnlichem; und der Begriff „Fest" schließt beide Momente, Ruhe sowohl wie Feier, in sich.

Wie aber die Sünde Alles verkehrt und verderbt, so hat sie auch den berechtigten Trieb nach Fest- und Feierlichkeit, und Ruhe vom Alltagsgewerbe bis zur tollsten Ausartung getrieben. Im Alterthum, im Mittelalter, wie in der Gegenwart finden wir die Menschen wie besessen von wahnsinniger Vergnügungslust und lechzend nach Volksbelustigungen. In dieser Hetzjagd nach Lust sind sich alle Geschlechter, soweit die Geschichte von ihnen erzählt, gleich. Nur unterscheidet sich unsere Zeit in dieser Beziehung durch zweierlei Merkmale.

Erstens treten viele Volksbelustigungen der

Gegenwart in grellen Gegensatz zur Kirche, und dem Christenthum im Allgemeinen. Die Volksfeste werden nicht selten zu Demonstrationen gegen den Bibelglauben; man feiert nicht mehr blos um des Festes willen, sondern hat mit der Feier eine Absicht, eine Tendenz, und zwar keine andere, als Front zu machen gegen das Christenthum. Das war früher, z. B. im Mittelalter, anders. Da hatte man doch wirkliches Vergnügen am Vergnügen; wälzte man sich auch förmlich vor Behagen, so stand die Vergnügungssucht doch nicht im feindlichen Gegensatz zur Kirche. Jeder Festtag wurde wenigstens mit einer feierlichen Messe begonnen.

Zweitens hat die Jagd nach Lustbarkeit und ihre Befriedigung unter unserem Geschlechte eine Blasirtheit, eine Abgestumpftheit erzeugt, die wirklich erschreckend ist. Es ist dies eine Krankheitserscheinung am Volkskörper der Gegenwart, die an ähnliche Zustände im alten Römerreich erinnert. Nicht blos in den Großstädten, wo ja so viele Gelegenheit sich bietet, den Becher der Lust bis auf die Hefe zu leeren, nein, auch in kleineren Ortschaften findet sich diese „Entnervung" unter Jung und Alt. Der Apparat, welcher elektrisiren soll, muß ein sehr starker sein. Man hat ja schon alles gesehen, gehört, mitgemacht — warum sich auch noch über das und jenes zu begeistern, wie enthusiastische Thoren! Also sprechen tausend blasirte, arme Menschenkinder. Die Vergnügungssucht steigt in ihnen; dieweil aber alles bereits genossen und ausgeschöpft, d'rum steigt auch die Langweile. Die Atmosphäre der Blasirtheit lagert sich immer bleierner über die Gesellschaft, und höchstens bringt man es in manchen Kreisen noch zu einem erbärmlich kleinen Witz. Wenn der Herr beim Propheten Maleachi (2, 3) droht: „Ich will euch den Koth eurer Feiertage in's Angesicht werfen," so thun die Leute heute vielfach selbst, was ihnen hier gedroht wird; sie haben Ekel vor ihrer eigenen Lust.

Das Christenthum besitzt auch diesem Uebel gegenüber in reichster Fülle die Mittel zur Abhilfe; denn da es selbst an und für sich nichts Bitteres ist, das wir erst durch einen süßen Köder anziehend machen müßten, wie sollte da lautere, christliche Fröhlichkeit nicht lieblich, schön und von köstlicher Nachwirkung sein! Sie ist nicht eine lachende Maske, das weinende Gesicht dahinter zu verbergen, sondern der Ausdruck, das Bekenntniß jenes Friedens, der von oben kam, und nun das innerste Heiligthum der Menschenseele mit seinem Duft erfüllt.

Wird nun schon aus diesem unzweifelhaften Vermögen des Christenthums die Berechtigung und Nothwendigkeit christlicher Volksfeste kräftig demonstrirt, so lehrt die Geschichte, daß die sämmtlichen Feste der alten Völker einen religiösen Charakter an sich trugen. Bei den Israeliten finden wir das selbstverständlich; aber auch bei den heidnischen Völkern Asiens war es genau ebenso, und zwar von Anfang bis zu den ältesten Zeiten. Ein Fest ohne religiöse Weihe wäre bei den Alten ein Widerspruch in sich selbst gewesen. Feste ganz ohne religiöse Weihe sind erst ein Produkt unserer Zeit, in welcher man die Kunst versteht, nicht blos außerhalb des Schattens der Kirche zu sterben, sondern auch ohne das Licht der Religion zu leben.

Feste ohne religiöse Weihe sind die Mehrzahl der Volksfeste, welche von den in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen gefeiert werden. Und solcher Feste sind es viele. Die Sänger, die Turner, die Genossen-, die Landsmannschaften, die Gewerbe-, Kranken-, Unterstützungs-, Waisen- und Sterbevereine, diese alle und andere mehr halten ihr Jahresfest, den Jahresball, oder den jährlichen Auszug; und bei all diesen Gelegenheiten geht es gar sehr hoch her. Bier und Wein fließt in Strömen, die Musikanten müssen sich todtmüd blasen und die Tänzer springen sich außer Athem. Von einem christlichen Zug ist in diesen Festen auch keine Spur zu finden; sie haben sich (die Feste der katholischen Vereine, welche wir in dieser Arbeit unberührt lassen, ausgenommen) des kirchlichen Gewandes nicht blos entkleidet, sondern betrachten es nicht selten als eine ihrer Aufgaben, dem Christenthum und der Kirche Hohn zu sprechen.

Dieweil nun das Fest, und vornehmlich das christliche Volksfest Berechtigung hat, ist es Pflicht und Aufgabe der deutschen bibelgläubigen Kirche, solche christlichen Volksfeste zu begünstigen und zu veranstalten, theils um dem zu ihr gehörenden Volke die nothwendige Festfreude zu bieten, theils um dem wüsten Festtreiben der außerkirchlichen Deutschen entgegen zu wirken.

Die Amerikaner haben bis heute noch nicht das, was man unter Volksfest versteht. Weßhalb es also ist, und welchen Ersatz sich der Amerikaner verschafft, darauf können wir uns hier nicht einlassen, und weisen nur auf die Feier des vierten Juli, auf den Danksagungstag, sowie auf die großen Sonntagschulfeste und Lagerversammlungen hin. Betreffs letzterer schreibt ein Schriftsteller Deutschlands: „Wir sehen mit Neid hinüber nach England und Amerika, wo sich, wenigstens hie und da, die Tabernakel mit Tausenden und selbst Zehntausenden füllen," — ein Ausspruch, den sich bornirte Leute in Amerika, die in ihrer Unwissenheit oder in ihrem Ingrimm immer nur auf die Tabernakel schimpfen, wohl merken dürften.

Zurückkehrend zum christlichen deutschen Volksfest und die Frage stellend, auf welche Weise sich denn ein solches gestalten sollte, so ist selbstverständlich alles unchristliche und somit unbiblische, sei es nun angestammte Teutonenweise oder nachgeahmte Yankeemode — aus der Festfeier zu verbannen.

Zur rechten Gestaltung gehört ferner eine ordentliche Veranlassung, denn Niemand, auch nicht der Geschickteste und Erfahrenste kann ein echtes Volksfest nolens volens aus der Erde stampfen. Es muß ein Anlaß vorliegen, den man benützen, ausbeuten kann, sonst frägt die Versammlung sofort: „Was wollen wir denn eigentlich hier?"

Wer mit praktischem Blicke Umschau hält, der wird gar manche Veranlassung finden, die nur benützt und weiter entwickelt zu werden braucht, um sich zum Volksfest zu gestalten. Es feiern z. B. die Gemeinden alljährlich die Missionsfeste. Könnten zwei oder drei Gemeinden nicht hie und da zusammentreten und mittelst eines gut ausgeführten Programms ein echt christliches Volksfest aus solcher Feier gestalten? Sonntagschul-Conferenzen sollten mehr und mehr christliche Volksfeste werden, an welchen sich Jung und Alt, Prediger und Laien massenweise betheiligen; und dies sind durchaus nicht die einzigen kirchlichen Veranlassungen, aus denen sich echt christliche Volksfeste schaffen ließen. Es giebt deren mehr, jedoch ist es nicht nöthig, dieselben alle aufzuzeichnen, denn sie bieten sich im Gemeindeleben wie von selbst dar.

Allen diesen dem eigentlichen kirchlichen Leben entsprungenen Volksfesten hängt aber die kirchliche Tendenz in dem Grade an, daß größere Betheiligung von außerkirchlichen Kreisen doch kaum erwartet werden kann. Wir müssen uns also auch noch nach andern Veranlassungen umschauen. „Und wir haben eine Kapital-Veranlassung," sagt da Jemand, „das ist unser Pic-Nic." Ja wohl, das amerikanische Pic-Nic kann zur Veranlassung werden — aber ein echtes, rechtes christliches Volksfest der Deutschen ist es, so **wie** es ist, noch lange nicht. Denn dies Hinausziehen, Hinausschleppen, Kaffeekochen, Herumlaufen, Blindekuhspielen, Essen, Trinken, Rauchen, Schwatzen, Küssen und Kratzen wird doch Niemand ein „christliches" Volksfest nennen wollen. Es ist ein Pic-Nic, das, falls es noch zu reformiren ist, wohl die Veranlassung zum Volksfest werden kann, aber noch lange kein solches ist.

Und gerade die Thatsache, daß das amerikanische Pic-Nic (und zwar in seiner Ausartung) sich in's deutsch-amerikanische Volksleben so fest eingekeilt hat, macht die Durchführung eines „echten Volksfestes" so schwierig. Wir dürfen jedoch die Hoffnung nicht aufgeben, das Ziel zu erreichen, und an Anläßen fehlt es auch außer dem Pic-Nic nicht. Es bestehen z. B. zwei oder mehr Gesangvereine in der Nachbarschaft. Warum nicht am Oster- oder Pfingstmontag, wenn die ganze Natur singt und klingt, zusammen kommen, um — zu singen, nicht wie ein hochgeschulter Chor es etwa kann, nein, zu singen, wie das Volk singt, einfach, den Gaben und den Leuten angemessen, so daß auf das Volk Eindruck gemacht wird. Literarische, Chautauqua-, Jugend-, Jünglings-, Waisen-, Nähvereine und andere mögen Anlaß werden und den Grundton geben zu einem fröhlichen Volksfest, an dem sich eine ganze Nachbarschaft wahrhaftiglich ergötzt.

Betreffs der Zeit ist die wärmere Jahreszeit zum Abhalten eines solches Festes (Frühjahr oder Spätjahr) wohl die beste, denn alsdann kann man hinaus in die liebe Natur, die ihr Festkleid angezogen. Der Ort sei der schönste, der zu haben. Ein Stück der kreatürlichen Aristokratie, nämlich Wasser, Berg oder Wald, sollte nie fehlen, denn ein Volksfest in einer wasserlosen, waldlosen und ebenen Gegend kann man sich kaum anders als „trocken" denken. — Es sind jedoch auch schon sehr hübsche Volksfeste in vier Wänden gefeiert worden, und wenn Jahreszeit oder Umstände „darnach sind", so stehe man nicht an, unter Dach zu „feiern".

Welche Dinge sollen wir denn aber in den Bereich eines solchen Festes ziehen? Vor allem Gesang, Musik und Rede. Wo gut gesungen wird, da ist das Fest mehr als zur Hälfte fertig, und wenn Trompeten- und Geigenklang dazu kommen kann, so ist es desto schöner und desto besser. Die Ravensberger Posaunenfeste haben z. B. in ganz Westphalen unter Christen und Nichtchristen einen guten Klang und ziehen jährlich Tausende herbei.

Wie aber der Gesang beim Volksfest weder Kunst- noch ausschließlich Choralgesang, sondern Volksgesang sein sollte, welcher das christliche Volkslied zur Geltung bringt, so darf auch die Rede nicht in den hergebrachten Kirchen- und Kanzelton sich kleiden. Frisch und kräftig muß sie als Volksrede zum Herzen sprechen, darf sich nicht hinausspinnen, und nichts Nebelhaftes, Verschwommenes oder Abstraktes, sondern Konkretes enthalten. Am geeignetsten sind die Stegreifreden, die wie ein Sprudel dem Herzen entspringen und sich wie ein erfrischender Regen über die Versammlung ergießen. Das freilich ist nicht Jedermanns Sache, und braucht es auch nicht zu sein. Deßhalb sollte Jeder, welcher in die Lage kommen könnte, bei einem solchen Volksfest zu sprechen, sich das, was er sagen möchte, vorher fein säuberlich zurecht legen. Sodann — frisch und natürlich darauf los geredet, ohne Geziertheit

und ohne den "Jargon du Canaan", womit die französischen Schweizer nicht die edle, einfache Bibelsprache, wohl aber das süßliche, widerwärtige Zerrbild derselben bezeichnen. Der näselnde, weinerliche Ton dieses Jargon du Canaan, sowie die Floskeln, welche er erzeugt, machen dem, der draußen steht, jegliche Rede ungenießbar, und es würde dadurch jedes Volksfest verdorben.

Und was gehört denn noch weiter zum christlichen Volksfest? Das — daß man es namentlich giebt, um göttliche, köstliche Festfreude zu genießen, und nicht siebenundzwanzig andere Zwecke in den Vordergrund stellt. Es würden namentlich viel mehr Feste gelingen, wenn nicht immer die elendigliche „Geldmacherei" für A., B., C., X., Y. und Z. damit verbunden wäre. Wer ein echtes, rechtes, einflußreiches Volksfest veranstalten will, der habe betreff des Geldpunktes kein ander Ziel im Auge, als so viel einzunehmen, als zur Bezahlung der Unkosten erforderlich ist. Sonst veranstaltet man eine Thaler-Hatz.

Kann außerdem noch Blumenschmuck, Guirlande, Kranz, Transparent und andere Zierde beschafft werden, so wird dies alles zur Erhöhung der Feststimmung beitragen. Ueberhaupt gilt das Wort: „Alles ist euer," wenn irgendwo, so beim christlichen Volksfeste.

Ist auch das, was wir bis jetzt an christlichen Volksfesten wirklich besitzen, noch Oasen zu vergleichen, die nach langer, langer Wanderung wieder einmal gefunden werden, so hat das, was auf diesem Gebiete bereits geleistet ward, doch schon viel Segen gestiftet, und wir besitzen die Mittel zu Größerem. Mögen wir dieselben anwenden, und auch in dieser Hinsicht die Zeichen der Zeit verstehen lernen.

Das Glück der Armuth.

Plauderei von J. R.

Reich und arm sind die beiden Pole des Menschenschicksals. Das erstere der helle Tag, und gewöhnlich gleichbedeutend mit Glück selbst; das andere Nacht und Unglück. So ungefähr ist die allgemeine Anschauung. Mit anderer Ansicht verzichtet man, wenn nicht auf das Interesse, doch sicher auf den Beifall der Menge.

Das „Glück der Armuth", wer kennt es überhaupt? Und wer will es kennen? Es ist die einzige Art des Erdenglückes, nach der Niemand strebt. Selbst dem Glücksjäger ist es ein Wild, was der Jagd nicht lohnt.

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt,
Doch alles — ach wir Armen!

Es ist bezeichnend, daß Göthe solche Worte einem so bevorzugten Geschöpf, wie Gretchen, in den Mund legt, das eigentlich alles besitzt, was es sich von seinem individuellen Standpunkte aus wünschen kann: Schönheit, Achtung und Zuneigung seiner Mitmenschen, dazu ein „Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt," — ein „hübsch Vermögen," wie sie es selbst meint . . . Und dennoch wohnt Sehnsucht nach Glanz und Reichthum in ihrer Brust und drängt bei passender Gelegenheit unaufhaltsam hervor. Unbewußt und gering achtend hat sie das Glück der Armuth genossen, wie man das Glück der Kindheit genießt.

Denn es giebt wirklich ein „Glück der Armuth", von dem sich Niemand träumen läßt — weil Niemand Lust hat, es zu versuchen. Um es zu empfinden, müssen allerdings zwei Bedingungen erfüllt sein. Zuerst muß man den Muth dazu haben, man muß zufrieden sein, was nur möglich ist, wenn man Friede im Herzen hat — damit hört der Stachel des ereilten Geschickes auf. Und dann muß es die richtige, jene heitere, unbefangene Armuth sein, welche in ihrer Bedürfnißlosigkeit der Empfindung des Mangels begegnet! Jene Armuth, welche durch strenge, zur Gewohnheit gewordene Sparsamkeit die schwachen materiellen Kräfte unterstützt, in der jeder Schaden des Hauswesens ausgebessert ist, ehe er ein Loch wird. Solche Dürftigkeit steht durch die ihr innewohnende Kraft ihrem unglücklichen, verwahrlosten Bruder, dem Elend, innerlich mindestens ebenso fern, als der Reichthum. Ja, die Erfahrung der letzten Jahre hat vielfach gezeigt, daß Reichthum und Elend sich wie alle Extreme am ehesten berühren. Wehe aber dem unheimlichen, mit Purpurlumpen bekleideten Gespenst des verarmten Reichthums!

Unzweifelhaft werden die idealen und die himmlischen Güter voller empfunden beim Mangel der realen. Und dies ist der Schwerpunkt der Sache. Talent allein ist beglückender als Talent und Reichthum zusammen. Der doppelte Besitz macht das Glücksgefühl weniger intensiv als der einfache.

Ein Gut ist allen gegeben: die Zeit. Neben der Jugend ist es Jedermanns Eigenthum. Es ist beinahe, als ob die Natur den Werth dieser beiden Gaben selbst als höchsten anerkenne und betone, indem sie keines ihrer Geschöpfe daran verkürzte. Ich schließe mit den Worten Altmeister Göthe's, die ich neulich einem Tagebuche als Motto vorgesetzt fand:

Mein Erbtheil, wie herrlich weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Die Festung Monroe.

Von Jakob Bockstahler.



Festung Monroe im Mondlicht.

Es war an einem sehr lieblichen Tage im Monat Oktober, daß wir uns auf einem Baltimorer Dampfer nach der „alten Spitze des Trostes“ (Old Point Comfort) einschifften, mit der Absicht, „Fortreß Monroe“ und dessen Umgebung zu besichtigen. Doch, was haben wir zu verstehen unter der „alten Spitze des Trostes?“ Dieses ist eine Landspitze, welche an der Mündung des James Flusses weit in die Chesapeak Bay hinausragt. Eine Spitze ist es also, und alt ist sie auch. Aber wie verhält es sich mit dem Trost? Es war im Jahre 1608, daß Capitain John Smith, ein geborener Engländer und sehr gewandter Krieger, und zu jener Zeit Präsident der ersten Colonie in Virginia, mit einigen Gefährten in dieser Umgegend auf einer Erforschungstour begriffen war; und von Indianern angefallen und verfolgt, flüchteten sie sich auf ihrem Boot hinaus auf die Bay. Da wurden sie von einem Sturm ergriffen und die ganze lange Nacht von den tobenden Wellen hin und her geworfen, bis sie endlich verzweiflungsvoll fast alle Hoffnung auf Rettung aufgaben. Doch als endlich der langersehnte Morgen graute, erblickten sie eine lange, lange Landzunge; auf diese steuerten sie zu und auf derselben fanden sie Rettung und Trost. Da nannten sie diese Landzunge die „alte Spitze des Trostes“, und diesen Namen trägt sie heute noch.

Bumm! ertönt plötzlich ein Salutschuß der kleinen Kanone auf dem Vorderdeck unseres Dampfers, indem er an Fortreß Monroe vorbei gleitete. Bumm! Bumm! ertönten die großen Kanonen vom Festungswall, auf welchem soeben die Soldaten der Artillerieschule im Exerzitium begriffen waren.

Wie eine feurige Kugel stieg eben der Mond aus dem atlantischen Ocean am östlichen Horizont empor, als wir unserem Reiseziel uns näherten. Als wir an das Werft anlegten, gewahrten wir drei Gestalten gemessenen Schrittes sich hin und her bewegen. Es war die Schildwache,

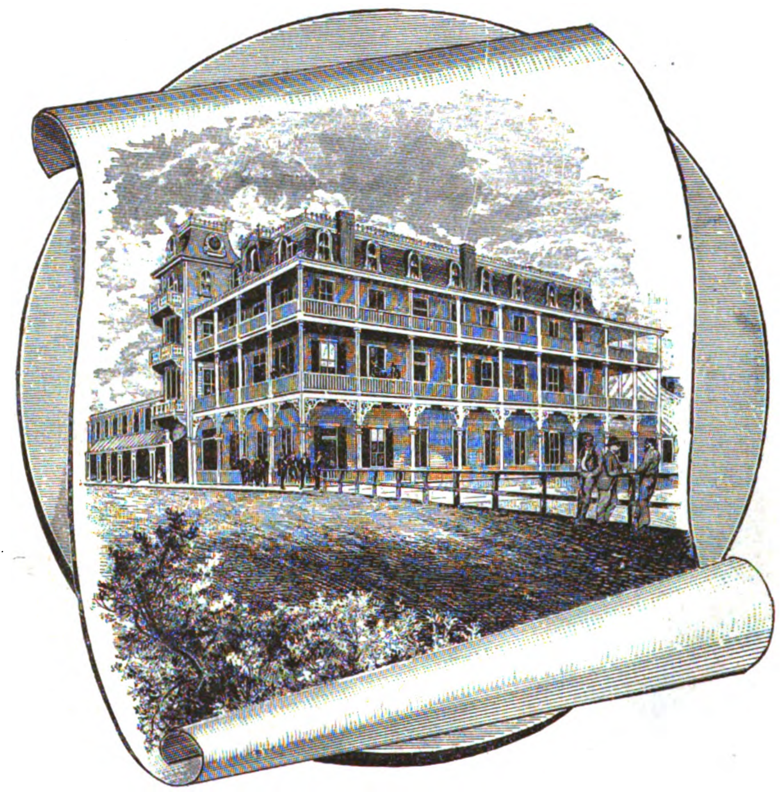
deren Bayonette im Mondschein blitzten; denn die „alte Spitze des Trostes“ ist eine Regierungs-reservation, und wir befinden uns nun unter militärischer Aufsicht. Der Dampfer stößt wieder ab, um weiter zu fahren, die Volksmenge zerstreut sich und die Schildwache zieht sich in die Festung zurück. Wir aber finden in dem eleganten Hygaia Gasthause freundliche Aufnahme und Bewirthung.

Den nächsten Morgen überblickten wir von unserm Fenster aus jene herrliche Wasserfläche, bekannt als „Hampton Roads“, eine der prächtigsten und sichersten Ankerstätten Amerikas. Die Chesapeake Bay ist hier etwa 10 bis 12 Meilen breit und erstreckt sich nördlich durch Virginia und Maryland bis fast an die Grenze Pennsylvaniens, eine Strecke von etwa 180 Meilen.

In dieser Umgegend haben sich einige der interessantesten geschichtlichen Begebenheiten zugetragen, als: Truppen-Concentration in Fort Monroe im Frühling 1861 unter dem Commando von General Butler, der in dieser Festung sein Hauptquartier hatte. Von Fortreß Monroe aus fand die erste Offensiv-Operation der Regierung gegen die Rebellen statt. Hier ging auch am 8. März 1862 das Kriegsschiff „Cumberland“ unter.

Die Festung Monroe liegt an der Mündung des James Flusses auf dem nördlichen Ufer, und wurde erbaut im Jahre 1817 unter der Administratin des Präsidenten James Monroe; doch wurde die vortheilhafte Lage einer Festung an dieser Stelle schon von den ersten Ansiedlern erkannt, welche im Jahre 1629 hier eine kleine Festung errichteten.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, war unser erster Gang, die Festung zu besichtigen. Der Leser findet auf der nächsten Seite eine Ansicht der Festungswerke von der westlichen Seite.

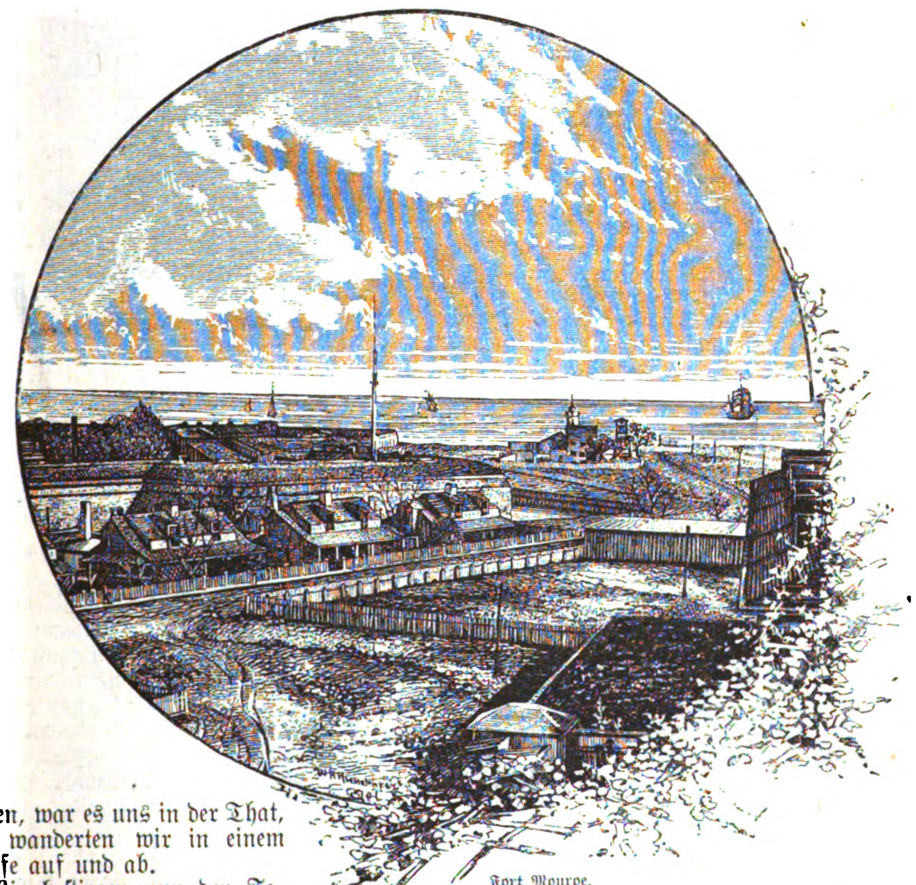


Das Hotel.

Der Ton eines Hornes oder einer Trompete erregte unsere Aufmerksamkeit, und wir sind neugierig zu erfahren, was jetzt vorgehen wird. Da sehen wir, wie unter klingendem Spiele Linie nach Linie mit blanken Musketen und blitzenden Bayonetten in gemessenem Schritt auf den Paradeplatz zieht und sich in Reih und Glied aufstellt. An dem Rande des Wassergrabens, der die Festung umzieht, marschirten wir hin und betrachteten die lange Reihe der Schießscharten. Aus jeder derselben blickt die Mündung einer gewal-

tigen Kanone; zwar jetzt ganz ruhig, aber jeden Augenblick bereit, ihren tödtlichen Inhalt zu entsenden.

Endlich schritten wir durch den mächtigen Bogengang in das Innere der Festung. Welch eine Festung! Der 70 Acker große Flächenraum, welchen diese colossalen Mauern in sich schließen, mit den eleganten, von prächtigen Bäumen beschatteten Wohnungen, gewähren den Anblick eines Dorfes. Und als wir so hin und her wanderten, war es uns in der That, als wanderten wir in einem Dorfe auf und ab.



Fort Monroe.

Wir bestiegen nun den Festungswall, immer höher, bis auf die Brustwehr. Zu unsern Füßen lag die fast unübersehbare, mit Schiffen bedeckte Wasserfläche, „Hampton Roads," ausgebreitet. Nachdem wir uns satt gesehen, stiegen wir herunter und wanderten weiter. Wir bewunderten den Apparat, welcher, schon ehe die Kugel die Zielscheibe trifft, die Schnelligkeit des Schusses gemessen und angegeben hat; das einfache Mittel, durch welches die explosive Kraft des Pulvers erprobt wird; die Gatling'sche Kanone, eine einfache aber furchtbar verwüstende und Tod bringende Kriegsmaschine, von welcher gesagt wird, daß sie in ihrer Zerstörungsfähigkeit einem ganzen Regimente Infanterie gleich komme; das Museum mit seiner Sammlung von Waffen aller Zeiten und aller Länder: alles dies waren uns Gegenstände von höchstem Interesse.

Indessen ist es Nachmittag geworden und wir hören das Krachen mächtiger Geschütze. Es ist die Artillerieschule, die sich auf den Festungswällen übt, und wir eilen nun, die Uebung mit anzusehen. Auf dem Festungswall angekommen, setzen wir uns und warten mit Spannung. — Bumm! da zischt eine Bombe weit über die Wasserfläche hin, und — bumm! schlägt aus großer Entfernung das Echo der zerplatzten Bombe matt an unser Ohr, während der Dampf zum Himmel emporsteigt. Jetzt pfeift eine Kanonenkugel dahin; in mächtigem Bogen senkt sie sich endlich zum Wasser hinab, und hochauf spritzt das Wasser, als sie sich in ihr nasses Grab Bahn bricht. Aber uns gefallen die Bomben besser, und wir beobachten sie unermüdlich,



Hampton Institut.

bis die Uebung zu Ende ist. — Jener stracke, silberhaarige alte Herr dort, mit den Streifen auf den Rockärmeln, ist Sergeant Welsh, einer der besten Kanoniere in der Armee. Er ist es, der während des Krieges die Rebellenfahne von „Sewall's Point" in einer Entfernung von fünf Meilen herunterschoß. Für diese tapfere That wurde ihm eine Hauptmannsstelle angetragen; doch eine solche Auszeichnung blendete den tapfern Krieger nicht; er schlug die Offerte aus und blieb Sergeant. — Obwohl Hampton blos drei Meilen von hier liegt, haben wir, trotzdem wir schon drei Tage hier verweilten, es noch nicht besucht. Doch müssen wir uns jetzt unverzüglich dahin auf den Weg machen. Es liegt drei Meilen nördlich von der Festung, und ist eine der ältesten Städte Amerikas; doch hier fanden wir nicht viele Sehenswürdigkeiten, und wären nicht viele interessante Begebenheiten aus der frühern Geschichte unseres Landes mit dieser Stadt verbunden, würde es sich kaum der Mühe gelohnt haben, dieselbe zu besuchen. — Hampton ist eine unansehnliche Stadt, mit schlechten und unregelmäßigen Straßen, welche sich um die unschönen Häuser, aus welchen die Stadt meistens



Das Innere der Festung Monroe.

besteht, hinwinden. Zur Zeit des Bürgerkrieges brannte Magruder die Stadt nieder, damit sie den Unionstruppen keinen Schutz gewährte.

Es wurde uns viel von Hampton's Schönheit und Herrlichkeit gerühmt, die es vor dem Kriege soll besessen haben. Es mag sein oder auch nicht; denn es ist nur eines der ursprünglichen Häuser stehen geblieben, und das ist ein altmodisches Backsteingebäude, respektabel, aber in keinem Fall imposant. Vor der alten, ehrwürdigen St. Johannes Kirche blieben wir stehen. Sie erweckte in uns, ihres Alters wegen, großes Interesse; denn die Backsteine, aus welchen sie erbaut ist, wurden im Jahre 1660 von England herübergebracht. Schon zweimal wurde sie zerstört, aber immer wieder aus den ursprünglichen Backsteinen erbaut.

Einige geschichtliche Begebenheiten, welche mit Hampton in inniger Verbindung stehen, haben für uns besonderes Interesse. Es war während des Revolutionskrieges, am 24. Oktober 1775, daß die Einwohner Hampton's sechs britische Fahrzeuge den Fluß heraufkommen sahen, angefüllt mit bewaffneter Mannschaft, welche rasch am Ufer anlegten. Armes, bedauernswerthes Städtchen! Was kann es gegen eine solch mächtige Flottille wollen? Kanonen hat es keine; auch keinen Festungswall, von welchem es die grimmigen Kanonenschüsse erwidern kann. Nichts haben diese Helden, als ihre Jagdgewehre und edle unerschrockene Herzen. Aber was ist das gegen so viele? Und doch — doch gehört der Sieg nicht immer den Starken. Versteckt hinter den Zäunen, lauernd hinter Gebüsch und Gesträuch, lassen die edlen Bewohner des alten Hampton den Feind heranrücken. Da plötzlich ergießt sich aus dem Versteck ein wahrer Kugelregen auf die Engländer, und jede Kugel erlegt ihr Opfer und mit jedem Knall fällt ein Mann. Und siehe! verwirrt und bestürzt fliehen die Briten auf ihre Fahrzeuge zurück.



Gewächshaus des Soldaten-Heim.

An der Spitze einer Compagnie Miliz eilt Capitän Woodford durch den Regen zu Hampton's Rettung herbei. Als der Tag graute, hatten die Fahrzeuge sich fest an's Ufer hingedrängt und fingen nun an, in das Städtchen hineinzudonnern. Aber wie vormals pfeifen die tödtlichen Kugeln aus dem Versteck hinter Zaun, Gebüsch und Gesträuch hervor, und keine verfehlt ihr Ziel. Kaum daß ein Brite sich er-

blicken ließ, so durchbohrte auch schon das amerikanische Blei seine Brust. Mit dem Angesicht zur Erde gekehrt, krochen sie auf dem Verdeck umher, um dem sichern Tode zu entgehen. Der Befehlshaber eines der Fahrzeuge gerieth in solchen Schrecken, daß er über Bord sprang und, um sich zu retten, an's jenseitige Ufer schwamm. Zwei der Fahrzeuge wurden die Beute der tapfern Amerikaner, die andern vier aber zogen ab. Und so wurden die Briten bei ihrem ersten Angriff auf Virginia vollständig geschlagen, und zwar von einer Handvoll Patrioten mit ihren altmodischen Jagdgewehren.

lief. Im Jahre 1620 brachte ein holländischer Kriegsmann zwanzig Neger von Guinea, und aus dieser unscheinbaren Wurzel entwickelte sich später der große Giftbaum der amerikanischen Sklaverei.

Es schien daher auch eine sich rächende Vorherbestimmung gewesen zu sein, daß gerade in dieser Gegend, in welcher die Sklaverei auf amerikanischem Boden zuerst festen Fuß faßte, die Schwarzen, indem sie Picke und Spaten ansetzten, den ersten Streich zu ihrer Befreiung führten. Denn hier arbeiteten sie unter der Aufsicht ihrer Beschützer an den Befestigungs-



National Kirchhof.

Die Zeit eilt mit beflügelter Schnelligkeit, und als der Zeiger der Weltuhr auf 1813 stand, machten die Engländer, im „Krieg von 1812", wieder einen Angriff auf Hampton, aber dieses Mal mit mehr Erfolg, denn die Amerikaner wurden in die Flucht geschlagen, und dann — o weh! das arme Hampton mit seinen hilflosen Einwohnern fiel in die Hände des Feindes, dem Barmherzigkeit ein Fremdling war. Du kannst dir das Loos der Frauen, Kinder und Kranken, die in der verlassenen Stadt zurückbleiben mußten, wohl denken.

Aber Hamptons Annalen sind nicht immer ruhmvoll gewesen. Es war in Hamptons Gewässern, in welche das erste Sklavenschiff ein-

werken der Unions-Armee. — Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein.

Hier steht auch die Hampton Normal- und Agriculturschule, das Pionierunternehmen zur Hebung der farbigen Bevölkerung. Dieser wunderbare Baum entsprang aus einem sehr unscheinbaren Keim, doch schlugen seine Wurzeln tief, und von Jahr zu Jahr breitete er sich mehr aus, bis das Land seines Ruhmes voll wurde. Könnte ich dieses Unternehmen nur in solch lebendigen Zügen zeichnen, als wir es mit unsern Augen sahen! Könnte ich dem werthen Leser nur die Gefühle schildern, die unsere Brust durchzogen, als wir durch die Schulzimmer, Nähstuben, Speisekammern, Bade- und Schlaf-

zimmer, die Druckerei und die Kapelle wanderten. Könnte ich dir nur die freundlichen, intelligenten Gesichter zeigen: schwarz, braun, gelb, ja sogar das reinste kaukasische Weiß, welchen wir in den Schulzimmern begegneten. Eine Ursache ihres großen Erfolges ist gewiß die Thatsache, daß sie, ungleich so mancher Wohlthätigkeits-Anstalt, auf gesunder, praktischer Grundlage errichtet ist. Der Plan dieser Anstalt wurde von Hawaii herüber gebracht, und hervorblicken, die lieblichen Fußwege, welche sich zwischen den tausenderlei, in kunstvollen Beeten angelegten Blumen und Immergrün hinwinden: alles dieses ist höchst bewunderungswürdig und gewährt einen erhabenen Anblick. Das Treibhaus mit all seinen Pflanzen bietet ein herrliches Feld zum Studium der Botanik; und in den oft auffallenden Gesichtsbildungen der Veteranen findet der Physiognomiker die reichhaltigste Gelegenheit zu seinen Beobachtungen.



Carroll Halle, wo Jefferson Davis gefangen war.

das Prinzip derselben ist, daß die Schwarzen ihres eigenen Glückes Schmied werden möchten. Hier sollen tüchtige Lehrer, Farmer und Maschinisten ausgebildet werden, um dann auszugehen und ihre Stammesgenossen in diesen Fächern zu unterrichten.

Auch der hier sich befindlichen Soldatenheimath statten wir einen Besuch ab. Doch der Raum gestattet uns nicht, eine eingehende Schilderung derselben zu geben. Die ganze Anlage und Einrichtung, die herrlichen Schattenbäume, zwischen welchen die prachtvollen Gebäulichkeiten Wer noch nie eine Soldatenheimath gesehen hat, dem dürfte es lohnen, eine ihm gebotene Gelegenheit dazu wahrzunehmen.

Nicht weit von der Soldatenheimath befindet sich ein National-Begräbnißplatz, wo etwa 6000 unserer tapfern Helden liegen. Hier sieht man nichts als Reihen und Reihen grüner Grabhügel, mit weißen Fuß- und Kopfbrettern, auf welchen, was man von den hier Ruhenden wußte, angeschrieben steht. Hier fanden wir auch das Grab einer schweizerischen Krankenwärterin, „Alexandra," deren flehentliche Bitte, unter den

Reihen der gefallenen Helden beerdigt zu werden, ihr gewährt wurde.

Beim Anblick der Carroll Halle wurden ernste Scenen des Bürgerkrieges vor unsere Gemüther geführt. Jefferson Davis, Ex-Präsident der Rebellenstaaten, wurde den 10. Mai 1865 in der Nähe von Irvinsville, Georgia, gefangen, nach Fort Monroe in Sicherheit gebracht und bis Mai 1867 in Gefangenschaft gehalten.

Noch gerne hätten wir das Marine-Arsenal besucht, doch die schnell dahingeeilte Zeit mahnte zur Heimkehr, und auf dem nächsten Passagierzug eilten wir der Heimath entgegen.

Die unterirdische Abendmahlsfeier.

Skizze aus dem amerikanischen Pfarrleben.

Von G. Baum.

Nicht selten müssen wir Landgeistlichen von unsern besser situirten Herren Collegen in den größeren Städten die etwas melancholisch gefärbte Klage hören, daß sie Jahr aus Jahr ein so von Geschäften in Anspruch genommen seien, daß sie mit dem besten Willen kaum noch zu Athem kommen könnten, weßhalb sie uns Vettern vom Lande wirklich um unser idyllisches Stillleben beneiden, und keinen sehnlicheren Wunsch kennen, als auch so bald wie möglich so ein geistliches Sanssouci (Sorgenfrei) ihr Heim nennen zu dürfen. Doch was sind diese vermeintlichen Beschwerden der nicht selten etwas verhätschelten Herren Stadtpfarrer gegenüber den Strapazen eines Landpastors, besonders wenn er noch das Glück hat, in einer Gebirgsgegend (Bergwerksregion) sein Wanderzelt aufschlagen zu müssen. Wie rasch schwinden da oft vor der rauhen Wirklichkeit die duftigen Bilder einer begeisterten Studirstubenphantasie! Der poetische Traum: „Ach, welche Lust, Pastor zu sein," muß dem Ernst des Amtes weichen und der nüchternen Prosa des Lebens das Feld räumen.

Sieh, jener einsame Reiter auf dem fast grundlosen Wege, umtobt von den erzürnten Elementen, ist der Prediger des Bezirks, oder, wie die Leute sagen: der Zirkelreiter. Er hat diesen Abend eine Bestellung zu erfüllen, und keine Macht der Erde wäre im Stande, ihn von seinem Posten fern zu halten. Er weiß als ein Streiter Jesu Christi: Wer nicht will kämpfen, trägt die Kron' des ew'gen Lebens nicht davon; deßhalb zieht er mit betendem aber auch fest entschlossenem Herzen hinaus auf die Wache, um seinen Brüdern im Herrn trotz Sturm und Graus die Losung: „Jesus Christus, gestern, heute, und in alle Ewigkeiten," zu überbringen, und den Führern der einzelnen Fähnlein die Parole in's Ohr zu flüstern: „Wachet, betet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark."

Plötzlich durchfliegt das wettergebräunte Antlitz des Reiters ein Sonnenstrahl der Freude — er hat sein Ziel erblickt. Vom fernen Waldesrande winkt ihm das kleine Blockkirchlein zu und ladet den müden Wanderer zur Ruhe ein. Er hat den Ruf verstanden und freudig tönt's in seinem Innern: Jesus, Heiland meiner Seele, laß an deine Brust mich fliehen rc., und vergessen ist des Tages Last und Hitze. Aber was stählt denn diese Männer so mächtig gegen alle Unbilden des Wetters? Einfach die Liebe zu Christo, ihrem Beruf, ihren Gemeinden und jedem einzelnen Gliede derselben, denen sie ja meist nicht nur Seelsorger, sondern auch treue Freunde und Berather sind, und daher kommt es auch, daß dem Landprediger kein Weg zu weit, kein Wetter zu schlecht, keine Nacht zu dunkel ist, wenn es gilt, Trost und Hilfe in die Hütten der Ihrigen zu tragen — der Liebe Band verbindet Hirte und Heerde.

Grubenunglücke haben stets große Aufregungen im Gefolge. Sobald eine derartige Katastrophe eintritt, wird sofort auf dem ganzen Werk die Arbeit eingestellt. Jeder eilt nach der Unglücksstätte und will der erste beim Rettungswerke sein. Ein Wettstreit der edelsten Art entspinnt sich nun. Alle Leidenschaften, die noch vor wenigen Augenblicken die Brust durchwühlten, werden beschwichtigt, und nur ein Impuls, nämlich die Rettung der Kameraden, treibt und leitet alle. Jetzt werden die schwarzen Gesellen in des Wortes herrlichster Bedeutung Helden auf dem Gebiete der selbstverleugnenden Aufopferung und Hingebung. Nichts, weder die eigene Lebensgefahr noch die Bitten und Thränen von Weib und Kind schrecken den Bergmann von der Erfüllung seiner Pflichten ab. Mit der größten Todesverachtung wird den Verschütteten nachgespürt. Gelingt es, Fühlung mit den Verünglückten zu erlangen, dann werden die Anstrengungen verdoppelt und gesucht, mit fast übermenschlicher Kraft das scheinbar Unmögliche zur Möglichkeit zu machen. Ist es endlich mit Gottes Hilfe gelungen, die lebendig Begrabenen wieder mit heiler Haut an's Tageslicht zu fördern, dann steigt ein dankendes „Gottlob" zum Thron der ewigen Gnade empor, aber — aber wenn der Tod Ernte gehalten und die unter Schutt und Trümmer hervorgezogene Leiche mit ihren verzerrten Zügen den Umstehenden in stummem Schweigen predigt: Bedenke, Mensch, es ist nur ein Schritt zwischen dir und dem Tode, und mein Loos kann in der nächsten Stunde das deinige sein, — dann verläßt der

starke Mann gesenkten Hauptes die Trauer- und Schmerzensstätte und hängt oft Tage und Wochen lang seinen trüben und düstern Gedanken nach.

Es war im Frühjahr 1869. Die erwachte Natur hatte soeben ihre eisigen Bande gesprengt, der Thauwind schnob lustig durch Berg und Thal, und auf Wiesen und Feldern schmolzen die letzten Schneereste, als unerwartet Morgens gegen 8 Uhr die Schreckensbotschaft: „Der große Kohlenschacht ist eingestürzt,“ wie ein Lauffeuer die Berge durchlief und Angst und Entsetzen in die entfernteste Wohnung trug. Noch wußte man nicht, welche Verheerungen der Unfall angerichtet hatte, aber dennoch malten sich auf allen Gesichtern die peinlichsten Empfindungen, denn das Thauwetter, dieser heimtückische Feind des Bergbaues, fordert ja gewöhnlich seine Opfer, warum sollte er dieses Jahr eine Ausnahme machen? Sofort wurde unter Leitung der Ingenieure die Rettungsarbeit in Angriff genommen. Schweigend reihte sich Mann an Mann, und bald verkündete das Geräusch der Handwerkszeuge, daß die Arbeit in vollem Gange und die todesmuthige Schaar mit rastlosem Eifer strebe, zu den Unglücklichen vorzudringen, indeß die zweideutigsten Gerüchte unheimlich die Luft durchschwirrten und die ohnehin schon stark erregten Gemüther noch mehr erhitzten und mit maßlosem Jammer erfüllten.

Der Tag ging zur Neige und noch war es nicht gelungen, zu den Tapfern, die im Kampfe um's Dasein vielleicht den Tod erlitten, vorzudringen. Der Abendzug rüstete zur Heimfahrt, und da dringende Amtsgeschäfte riefen, so bestieg ich schweren Herzens den Zug mit dem Versprechen, mit Tagesgrauen wieder zurückzukehren.

Etwa zwei Stunden später trat ein Bergmann schweißtriefend bei mir ein und ersuchte mich, ihm so schnell als möglich folgen zu wollen. „Wir haben,“ stieß er keuchend hervor, „alle gerettet bis auf John Amhorst, welcher gräßlich verstümmelt und rettungslos verloren ist. Sein Unterleib ist furchtbar zerquetscht, aber dennoch besitzt er sein volles Bewußtsein und wünscht in seiner Kammer (Arbeitsraum in einer Kohlengrube), wo ihn sein herbes Geschick erreichte, zu sterben, zuvor aber noch das heilige Abendmahl zu genießen.“

Wenige Minuten später betrat ich unser primitives Fahrzeug (einen Handkarren), und fort brauste, von acht starken Armen getrieben, das rasselnde Vehikel. Hui, wie donnerten die Brücken, wie gespenstig huschten die alten Baumriesen an uns vorüber, wie hörte man allüberall den Pulsschlag der wieder verjüngten Erde, — aber fort, unaufhaltsam fort sauste unser Klapperwagen seinem Ziele zu. Für die fünf dunkeln Gestalten, die mit Windeseile dahinflogen, hatte die laue Märznacht ihre Reize verloren.

Nach 10 Uhr langten wir bei dem Schachte an und wurden von der hier versammelten Menge mit Schluchzen und Wehklagen empfangen. „Er lebt noch, der arme Johnny.“ wurde berichtet. Rasch machte ich mich bereit, setzte mich in den bereitstehenden Kohlenwagen (Hund), und fort rollte das Gefährt, hinein in das Innere des Berges, unter dessen waldbedeckten Höhen das unermeßliche Kohlenfeld sich ausdehnte. Einige kräftige Rucke, und pfeilgeschwind schoß unser Fuhrwerk durch den schauerlichen Schlund (Tunnel) vorüber an den hin und her flackernden Lichtpünktchen der ein- und ausfahrenden Arbeiter. Bald jedoch ließ die rasende Geschwindigkeit nach und die zu beiden Seiten aufgeschichteten frischen Erdmassen belehrten uns, daß wir uns der Unglücksstätte näherten und daß deßhalb die höchste Vorsicht geboten sei. „Halt, Nr. 37, wir sind an Ort und Stelle,“ sprach der uns begleitende Aufseher, und reichte mir die Hand zum Aussteigen. Matter Lichtschimmer strahlte uns entgegen. Vorsichtig wanden wir uns durch die aufgehäuften Erd- und Steinschichten, bis wir endlich nicht ohne Mühe den Schreckensort erreicht und inmitten des grausigen Zerstörungswerkes standen. Aber welch ein ergreifendes Bild enthüllte sich hier vor unsern Blicken! Umgeben von den Trümmern der Verwüstung lag leise wimmernd der Verstümmelte auf der Stelle, wo ihn sein hartes Loos ereilte. Sein Kopf ruhte auf einem Kissen und den Leib bedeckte ein Teppich. Um ihn standen oder saßen ungefähr ein Dutzend Bergleute in ihren geschwärzten Anzügen. Die ganze herzerschütternde Scene wurde von den rothglühenden Grubenlichtern in ein dämmerndes Zwielicht gehüllt, wodurch der Vorhof des Schattenreiches nur um so schauerlicher erschien.

Bei unserem Eintritte hatten sich sämmtliche Anwesende erhoben und ehrerbietig Platz gemacht. Kein Wort unterbrach für mehrere Sekunden die lautlose Stille in der schrecklichen Sterbekammer, dann beugte ich mich zu dem Unglücklichen nieder und fragte mit bebender Stimme:

„John, kennst du mich?“

„Ja, Herr Pastor.“

„Mein Sohn, schwer ruht Gottes Vaterhand auf dir, unverhofft hat er dich vor die Pforte der Ewigkeit gestellt, bist du bereit, einzutreten? Ist Christi Blut und Gerechtigkeit dein einziger Schmuck, in dem du vor Gott erscheinen willst? Hast du in deiner Noth zu ihm, dem alleinigen Helfer gerufen und aus tiefster Seele gefleht: Gott sei mir Sünder gnädig und vergieb mir alle Schuld, wie ich all meinen Schuldigern

vergeben habe? Wenn, dann komme und empfange in dem Versöhnungsmahle deines Heilandes Vergebung deiner Sünden, Leben und Seligkeit. Schon reichen sich Zeit und Ewigkeit die Hand, bald wirst du dieses Mahl droben im Himmel feiern, deßhalb schicke dich, deinem Gott zu begegnen, sprich glaubensvoll: Herr, gedenke an mich."

„Ich bin bereit," stammelte der Sterbende.

Ein Kohlenstück wurde neben dem Lager aufgerichtet und als Hochaltar der Unterwelt mit einem weißen Taschentuch bedeckt, und diente als Abendmahlstisch. Nachdem alle ihre Häupter entblößt und niedergekniet waren, befahl ich in brünstigem Gebete den Scheidenden der erbarmenden, sündenvergebenden Liebe Gottes, und legte in seinem Namen das Beichtbekenntniß ab, das er sodann auf meine Aufforderung mit einem deutlichen „Ja" bestätigte, worauf er das heilige Abendmahl im festen, unerschütterlichen Glauben an das Verdienst Jesu Christi empfing und also gestärkt seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters befahl. Welch ein Moment! Hier in des Berges Schooß, umringt von Nacht und Grauen, das Liebesmahl des göttlichen Erlösers zu celebriren und einer aus der Fremde in die Heimath heimkehrenden Seele den Trost der Religion Jesu Christi spenden zu dürfen — wahrlich, ein solcher Augenblick ist unvergeßlich, eine Predigt sondergleichen!

Wunderbar gestärkt und gehoben erwartete mein bejammernswerthes Beichtkind sein nahes Ende. Nochmals beugte ich mich über dasselbe und fragte:

„John, hast du noch eine Bitte, einen Wunsch auf dem Herzen?"

„Ja!" stöhnte er.

„Und was?"

Kaum noch verständlich bat er, einige Verse aus dem schönen Abendliede: „Nun sich der Tag geendet hat," zu singen.

Etwas überrascht von dieser Bitte erhob ich mich und ersuchte die Umstehenden, mit mir die drei ersten und zwei letzten Verse des erwähnten Liedes anzustimmen. Nicht weniger betroffen von diesem Wunsche, folgten die Männer meinem Verlangen. Aber die mit Macht hervorbrechenden Thränen, die in hellen Zähren über die rußigen Gesichter der Sänger perlten, ersticken bereits ihre Stimmen und dumpf und hohl, wie aus dem Grabe kommend, klang besonders der Schlußvers:

> Soll diese Nacht die letzte sein
> In diesem Jammerthal,
> So führ mich, Herr, zum Himmel ein,
> Zur auserwählten Schaar.

durch die finstern Räume des unterirdischen Labyrinths, an dessen zerklüfteten Wänden er sich in seltsam klagenden Tönen brach und in einem geisterhaften Echo sich verlor.

Mühsam öffneten sich nochmals die blassen Lippen des schwergeprüften Dulders und hauchten ein „danke"; dann faltete er seine Hände und schien zu beten. Der bleierne Flügelschlag des Todes rauschte näher, noch wenige Minuten und der Markstein der Vergänglichkeit war erreicht und ein Sterblicher von dieser Zeit Leiden befreit.

Betend umknieten wir den in den letzten Zügen liegenden Freund. Kein Laut unterbrach die heilige Stille, in der der Fürst der Schatten seinen Einzug hielt, um seine jüngste Beute fortzuführen. Gewaltig hatte sich das junge, frische Leben gegen seine Angriffe gewehrt, jedoch vergebens, es erlag im heißen Ringen. Seine kalte Hand hatte es berührt. Sein Lauf war vollbracht. Mit der Mitternachtsstunde hatte der Geistesadler die morsche Körperhülle durchbrochen, und war heimwärts zu der Gottheit Sitze geeilt, um droben bei dem Vater des Lichtes auf Salems seligen Auen auszuruhen von dieser Erde Schmerzen, und im Reigen der Seligen das Lob des Lammes, das erwürget war und allein würdig ist zu nehmen Preis, Ehre und Anbetung, in alle Ewigkeit zu erhöhen.

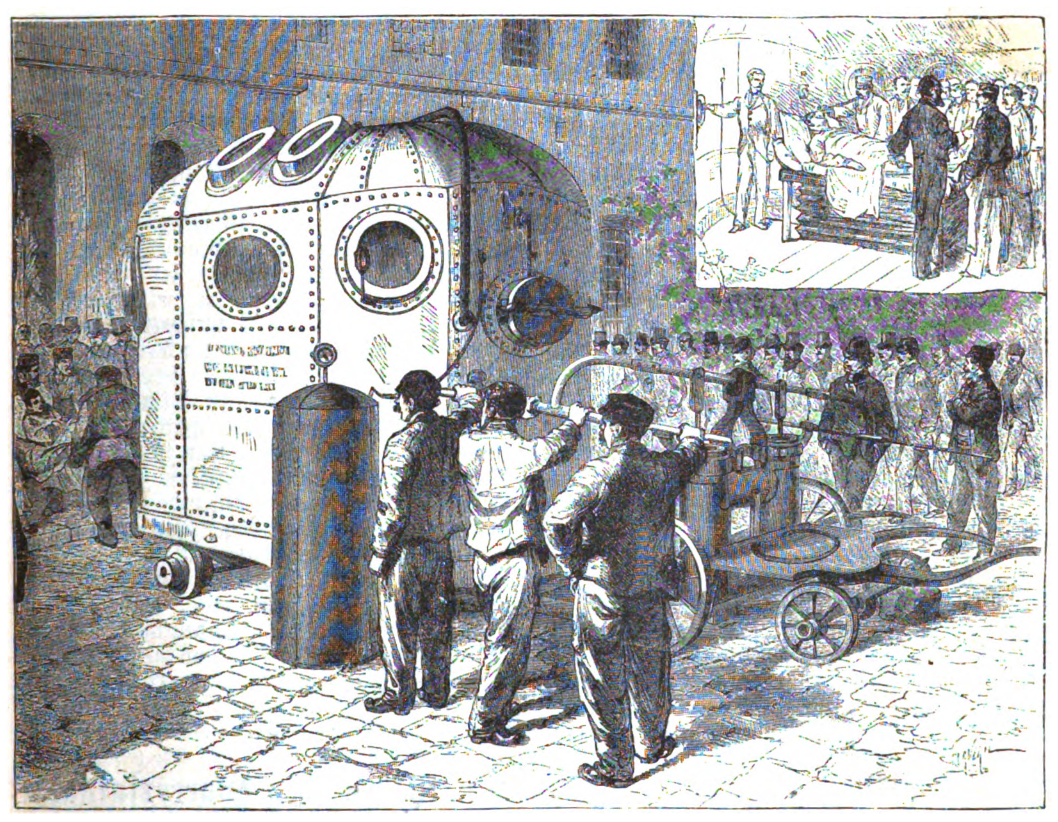
Wir knieten vor einem Todten. Nachdem ein lautes Vaterunser gesprochen und der Entseelte nach Bergmanns Sitte eingesegnet war, wurde die Leiche in ein Tuch gewickelt und nach dem Hauptgange gebracht, wo sie auf einer Tragbahre nach dem Werthause geschafft wurde. Kaum hatte die Kunde von dem Ableben Amhorst's die außen Harrenden erreicht, als sie sich zu einem Zuge formirten und in feierlicher Prozession dem geschiedenen Freunde entgegen zogen.

Sobald wir ihnen nahe gekommen, wurde Spalier gebildet, und der Todte, beleuchtet von Hunderten von Lampenlichtern, hindurch getragen, worauf der Trauerzug unter dem Gesang: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?" dem Ausgang zuschritt. Am nächsten Tag brachten wir die Ueberreste des so unvermuthet aus dem Leben abberufenen Jünglings unter zahlreicher Betheiligung auf dem kleinen stillen Friedhof auf einsamer Bergeshöhe zur Ruhe. Der überreich mit Blumen geschmückte Sarg war ein beredtes Zeugniß von der innigen Theilnahme, die den Entschlummerten in seine kühle Gruft begleitete, aber auch ein Zeichen, daß alle Anwesenden die Wahrheit des Dichterwortes fühlten: „Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war."

Der pneumatische Apparat und das Lachgas.

H. A. Schrötter.

Welchem Städter unseres an Zahnärzten so reich gesegneten Landes wäre das Lachgas nicht bekannt, das fast jedes furchtsame Dämchen beim Ausziehen eines ihrer zarten Beiß-Instrumente an sich bereits empfunden hat. Leider werden auch manche von den unangenehmen Nachwirkungen des köstlichen Stoffes nicht verschont geblieben sein. Das Lachgas, wissenschaftlich Stickstoffoxydul genannt, ist, wie sein Name sagt, eine Verbindung von Stickstoff und Sauerstoff, und wird auf mannichfache Weise hergestellt. Eingeathmet bewirkt es Anfangs eine Betäubung, die von angenehmen Sinnestäuschungen begleitet ist; dann folgt eine völlige Gefühllosigkeit, von der die Zahnkünstler guten Gebrauch machen. Leider ist dies nicht ganz ungefährlich, und bei einer längere Zeit in Anspruch nehmende Operation ist dasselbe überhaupt nicht anwendbar. Denn eine zu lange Einathmung bewirkt Anfangs Nervenzuckungen, denen leicht der Tod durch Erstickung folgen kann. Um dies zu verhindern, versuchte man, dem Lustgase Sauerstoff beizumengen. Dadurch war man zwar im Stande, das erstere längere Zeit ohne Gefahr einzuathmen, dasselbe verlor aber gleichzeitig seine Wirkung.



Der pneumatische Apparat.

Gelegentlich einer Untersuchung über Ausdehnung und Druck der Gase hat ein Pariser Physiker gefunden, daß dies Gemenge von Lustgas und Sauerstoff seine betäubende Wirkung dadurch wiedererlangt, daß man es einem starken atmosphärischen Drucke aussetzt. Zu dem Zwecke mußte also die Betäubung und Operation in ein und demselben dazu hergestellten Raume vorgenommen werden. Der Entdecker machte nun wiederholt Versuche an Thieren, und da diese günstig ausfielen, so führten einige hervorragende Pariser Aerzte die neue Methode in die

Chirurgie ein. Durch die glänzenden Erfolge über allen Zweifel erhoben, wurde ein fahrbarer pneumatischer Apparat construirt, der leicht von einer Anstalt zur anderen befördert werden kann. Zu diesem Apparat gehören folgende Stücke: Erstens der fahrbare Operationsraum, zweitens die gleichfalls fahrbare Luftpumpe und drittens ein Reservoir mit dem Lachgas und Sauerstoff Gemenge, letzteres wird auf dem Gestell der Luftpumpe an Ort und Stelle gebracht.

Die Operation geschieht im Inneren eines Raumes, der 15—20 Personen Platz gewährt und durch eine Anzahl runder luftdichter Fenster erhellt wird. Sobald der Kranke mit seiner Matratze auf dem Operationstisch niedergesetzt ist und der Operateur nebst Assistenten bereit sind, wird der Apparat luftdicht verschlossen. Die erforderliche Komprimirung der Luft darin wird durch die hinter demselben angebrachte und von sechs Mann bediente Luftpumpe bewirkt und durch einen verstellbaren Hahn regulirt. Die Einathmung der Mischung von Luftgas und Sauerstoff, welche in dem unter dem Bette des Patienten sichtbaren Kautschuksacke enthalten ist und durch ein außerhalb des Wagens befindliches Reservoir ergänzt werden kann, erfolgt durch einen Mund und Nase des Patienten umschließenden Kautschukbehälter mit einem Zuführungsschlauche, und der Kranke kann unter diesen Verhältnissen, ohne Schaden zu nehmen, die Einathmungen vorsetzen, so lange die Operation Bewußtlosigkeit erheischt. — Die großen Vortheile dieses Verfahrens sind: gänzliche Ungefährlichkeit des betäubenden Mittels, Vermeidung der bei anderen Mitteln häufig vorkommenden Periode der Aufregung und des Erbrechens, schließlich schnelle Rückkehr zum Bewußtsein nach ausgesetzter Einathmung. In letzter Zeit wurden bereits zahlreiche Operationen nach dieser Methode in den Hospitälern Saint-Louis und Lariboissière mit dem besten Erfolge ausgeführt.

Auf Adlers Flügeln tragen.

(2 Mose 19, 4; 5 Mose 32, 11.)

Auffahren mit Flügeln wie Adler.

(Jesaia 40, 31.)

Der Palästina-Reisende van der Velde hat auf dem Libanon mit besonderer Freude die Natur und das Wesen des Adlers beobachtet. Er baue, sagt er, seinen Horst auf die höchste Spitze der Felswände, und mehrere Male habe er beobachtet, wie er seine Jungen, als sie groß genug waren um fliegen zu lernen, in den Abgrund fallen ließ, sich aber gleich auch mit Blitzesschnelle in denselben hinabstürzte, dem armen Kleinen zuvorkommend, nun stillhielt, seine Flügel ausbreitete und sich ihm entgegen bewegte, um es zu empfangen und auf's Neue wieder in's Nest zu tragen.

Eines Tages befand sich van der Velde mit seiner kleinen Karavane in der Felsenkluft von Leontes. Es waltete die erdrückende Hitze, die einem Gewitter voranzugehen pflegt, und wirklich hatte sich ein solches in diesen Bergen gesammelt. Bald war das schmale Stück vom Himmel, das zwischen den hohen Felsen in's Thal hinabschaute, mit dicken Wolken bedeckt. Diese, schwärzer und immer schwärzer, neigten sich immer tiefer in's Thal herab, in der Ferne rollte der Donner. Zwei Adler waren an den Rand des Bergstromes herniedergestiegen, um für ihre Kleinen hier Nahrung zu suchen, und flohen mit sichtbarer Aengstlichkeit unter dem schweren, über ihnen brütenden Gewitter hin und her. Die Kreise, welche sie mit ihrem Fluge beschrieben, wurden immer enger; sie stießen ein oft wiederholtes Geschrei aus; ihr Fliegen ging so nieder, daß die Reisenden den Luftzug spürten, den ihr Flügelschlag hervorbrachte. Plötzlich flammt ein Blitzstrahl und die Felswände durchtönt ein erschütternder Donnerschlag. Da fassen, wenn man so sagen darf, die Adler einen äußersten Entschluß; sie schwingen sich mitten durchs Gewitter hindurch zum Himmel empor, und sind daher bald verschwunden aus den Augen der Reisenden, welche ihnen so lange als möglich nachblicken. Es war, als wenn etwas ihnen gesagt hätte, daß sie hoch über dem Gewitter die Sonne, den blauen Himmel, die reine Luft, ihr Nest und die verlassene Brut wieder finden würden. (Kinderztg.)

Ein süddeutsches Pfarroriginal.

Emil Frommel hat wieder ein köstliches Buch geschrieben, und zwar — wie gewöhnlich — über ein Thema, mit welchem er vollständig vertraut ist — über Dr. Aloys Henhöfers Leben und Wirken. Schon früher hat der nämliche Verfasser eine größere Biographie dieses merkwürdigen Mannes und unübertrefflichen Volksredners publizirt. In dem jüngst erschienenen Werkchen aber entwirft er, ohne sich an streng chronologische Folge zu binden, frisch weg ein plastisches Lebensbild, das jeden sinnigen Menschen anmuthet. Wer könnte das auch besser als E. Frommel! Hat er doch schon als

Knabe mit seiner Mutter Henhöfers Predigten besucht, und wenn ihn auch, wie er schreibt, damals die vielen Bienenstöcke, die er dort im Dorfe sah, mehr anzogen als Henhöfers Predigt, so hat er doch einen tiefen Eindruck mitgenommen und behalten, nämlich den: „Das ist ein Mann Gottes, so möchtest du auch predigen lernen!" Er fühlte sich unbewußt aber mächtig „angerührt" von einer geistlichen Macht, er hat daraus gelernt, was es etwa heißt, daß Jesus die Kinder „anrührte." Später wurde er Henhöfers Vicar und hat aus nächster Nähe dies Leben beschaut, das er uns darum auch in diesem Büchlein mit besonderer Frische gezeichnet hat.

Aloys Henhofer war katholischer Priester im Großherzogthum Baden und wurde im Jahre 1815 durch den Bischof von Constanz zu seinem Amte eingeweiht. Zu jener Zeit war der Stand des religiösen Lebens sowohl in der evangelischen als in der katholischen Kirche überall tief gesunken. Es war eine böse Zeit, da das Wort Gottes theuer im Lande war und überall von den Kanzeln nur der todte Vernunftglaube gepredigt wurde. Aber ganz im Stillen bereitete sich schon ein Neues vor, aus der Tiefe arbeitete sich eine neue Zeitepoche herauf, in deren Bestand wir jetzt leben. Man wird beim Rückblick darauf sehr lebhaft an eine alte Sage erinnert:

„In dem Lande, das der Nil mit seinen segenspendenden Fluthen durchströmt, feiert das dankbare Volk „die Nacht des Tropfens". Alljährlich, so erzählen sich die Festgenossen, fällt in jener geheimnißvollen Nacht aus der Schale des Erzengels ein Tropfen zur Erde, hoch oben an der verborgenen Stelle, wo die Wasser ihren Lauf beginnen und wohin kein Menschenfuß noch vorgedrungen. Den Riesentropfen fängt die Quelle auf und sendet ihn hinab als befruchtenden Segen in's Unterland, wo die Menschen wohnen. Der hebt dann die schwellenden Wasser des Stroms empor, daß sie die Ufer überschwemmen und weithin in's durstende Land den goldenen Schlamm tragen.

Auch im geistigen Gebiete werden wir zur Festfeier einer solchen „Nacht des Tropfens" von Zeit zu Zeit aufgerufen. Durch die Gemüthswelt hindurch rauscht der heilige Strom, dessen geheimnißvolle Quelle hoch oben in einer dem Menschenauge verborgenen Ferne ruht. Wohl giebt es Perioden auch hier, in denen sinkt tiefer und tiefer der Stand des Wassers; träge nur schleppt sich dann der Strom im weiten Bette dahin und trocken liegt das Land. Dann aber sammeln sich die Ströme der Erquickung und ergießen sich gewaltig über das dürre Erdreich. Also war es damals — Sailer, Goßner, Henhöfer und andere waren dazu erlesen, in der katholischen Kirche Weckstimmen in der Wüste zu sein. Freilich — lange hielt Rom solche Ruhe nicht aus. Der Priester Henhöfer predigte frisch und froh und volksthümlich, wie kaum ein anderer, seinen katholischen Pfarrkindern das Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an den Gekreuzigten, und von der freien Gnade Gottes, durch welche auch die größten Sünder können errettet werden, wenn sie Christum im Glauben ergreifen und sich von der Sünde lossagen. Das waren ungewohnte Worte für ein Volk, das bisher nur gehört hatte, daß man selbst seine Sünden wegbeichten, wegbeten, wegdienen, wegfasten, wegwallfahrten und wegbrennen müsse. Auch in der evangelischen Kirche jener Zeit war solche Predigt nicht erhört. Darum entstand in beiden Kirchen eine mächtige Bewegung, welche sich auf die ganze Umgegend immer weiter erstreckte. Meilenweit kamen die Leute den schlichten römischen Priester zu hören. Viele machten sich schon des Nachts um zwei Uhr auf den Weg, um rechtzeitig in der Kirche zu sein und ein Plätzchen zu bekommen. Die Fenster mußten oft ausgehoben werden, damit das Volk, das nicht in der Kirche hatte Raum finden können, auf dem Kirchhof lagernd zuhören konnte. Es war ein Frühling über den Schwarzwald gekommen, mitten im Winter. „Sagen, wie es damals war, als Henhöfer predigte, kann ich nicht mehr, ich weiß nur so viel, daß er meinen alten Menschen den Brustkasten eingeschlagen hat," antwortete eine alte Bauersfrau, als man sie nach jener Zeit fragte. Er predigte im Grunde nur eine Predigt, aber die auch voll und ganz, das war: Allein durch den Glauben gerecht und heilig! In höchst schlichter, populärer Form zeigte er am Gleichniß des Ackerfeldes die Heilslehre: „Wie der Mensch als unbebauter Acker nur Unkraut trage, also Unkrautacker sei; wie das Gesetz wohl pflüge und Unkraut ausgäte, also einen Pflugacker mache. Das Evangelium aber allein sei das Korn, das den Acker zum Kornacker mache. Dazu gehöre das Aufnehmen, der Glaube. Da kann's aber einen Kopf-, Maul- und Schulglauben geben, der keinen Menschen selig macht. Durch die Verbindung des Samenkorns mit dem Acker keimt nun die Frucht, das ist die neue Geburt. So treibt die Verbindung Christi mit der Seele das neue Leben hervor, und das Herz wird ein Fruchtacker."

Der Sturm blieb nicht aus. Die katholische Kirche kann alles Mögliche in ihrer Mitte dulden, nur nicht die Predigt vom Glauben und von der freien Gnade. Mit List und Gewalt wurde Henhöfer verfolgt und endlich getrieben aus der römischen Kirche auszutreten. Vor ihm trat sein Patronatsherr Gemmingen mit seiner ganzen Familie und auch ein großer Theil seiner Gemeinde zur evangelischen Kirche über. Das

war kein geringer Entschluß, denn in der Ev. Kirche Badens sah es damals nicht weniger als einladend aus, und es konnte ein gläubiger Katholik wohl fürchten, da aus dem Regen nur in die Traufe zu kommen. Doch Henhöfer hatte nichts weniger im Sinn, als eine neue Kirche zu gründen, oder gar ein Separatistenhaupt zu werden. „Der Sauerteig gehört in's Mehl", war seine Losung. In der evangelischen Kirche waren doch trotz aller Mängel die Bibel und die Bekenntnisse zu Recht bestehend, der Unglaube war nur rechtlose Wolke und Nebel, welche die allein berechtigte Sonne des göttlichen Wortes verdunkelten. Es galt nur, ihr zum Durchbruch zu helfen, Mittel und Waffen waren ja da, sie durften nur gebraucht werden. Das war aber bei Rom nicht möglich. Mit dem Worte „Kirche" wurde hier alles todt gemacht, aber mit dem Worte des Herrn konnte in der evangelischen Kirche auch der Todte wieder zum Leben geweckt werden. So ward Henhöfer, von seiner Kirche ausgestoßen, und von der evangelischen mit vielem Mißtrauen als Pietist aufgenommen, ein evangelischer Christ.

Nach seinem Uebertritt mußte er indeß noch eine ganze Weile warten, bis er eine Pfarrstelle bekam. Diese Zeit kaufte er fleißig aus, um in der Schloßkapelle seines lieben Patrons, des Freiherrn von Gemmingen zu predigen. Der Zudrang war ein außerordentlicher, nur die Hälfte der Leute fand Platz. Drin aber ging der Geistesstrom mächtig. Ein betagter Mann erzählt von damals: „Ich ging mit meinem früheren Meister hin. In der Nacht um drei Uhr brachen wir auf. Ich selbst dachte an nichts dabei, meine innere Unruhe von früher hatte ich weggeworfen. Durch einen verborgenen Gang im Schloß kamen wir noch in die übervolle Kapelle hinein. Ich stand gerade unter der Kanzel. Als ich den Pfarrer kommen sah, hab' ich fast lachen müssen. „Was wird der können," dacht' ich. Als er aber anfing, da verging mir alles; er deckte mir so mein Herz auf, daß ich gar nicht gewußt habe, wohin schauen. Dann predigte er so gewaltig von der Liebe Gottes, daß es mir ging, wie Vielen in jener Zeit: der Baum fiel auf einen Streich. Damals war auch ein katholischer Vogt in der Kirche, der hatte sich's vorgenommen, die Predigt Wort für Wort zu schreiben und dann bei Amt und Geistlichen anzuzeigen. Aber das Schreiben hörte bald auf. Die dicken Thränen hingen ihm in den Augen, und als es aus war, ging er in die Sakristei und bat herzlich den Pfarrer um Vergebung. So könnt' ich noch von Vielen sagen, denen es so gegangen ist."

Am 1. Juli 1823 wurde ihm dann die evangelische Pfarrei Graben bei Karlsruhe übertragen, von wo er etliche Jahre später nach dem benachbarten Spöck kam. An beiden Orten schlug seine Predigt so ein, daß die Kirche nie die großen Schaaren fassen konnte, welche sich von allen Seiten herzufanden, um Henhöfer zu hören. Auch der Großherzog kam wiederholt selbst und ganz unangemeldet von Karlsruhe her, um einem Gottesdienst in Graben beizuwohnen, ja, er ließ, damit seine Karlsruher doch auch einmal den weltberühmten „Bauernpfarrer" hören könnten, ihn eigens berufen, daß er in seiner Hofkirche predige. Einer, der mit dabei war, schreibt: „Ich habe viele Predigten gehört und noch mehr vergessen, aber diese ist mir unvergeßlich." Er begann: „Diese Versammlung ist gewohnt, in dieser Kirche schöne und geistreiche Predigten zu hören; das zu leisten bin ich außer Stande. Dafür hat mir Gott die Gabe der Deutlichkeit gegeben, ich will daher mein Pfund nicht vergraben, sondern anwenden." Er predigte vom „Brod des Lebens." Was ist's? Wie genießt man's? Was nützt's? Für wen ist's? Das war die Eintheilung. Darin kam vor: Glauben heißt: s'Brod **essen** (nicht etwa ansehen)! und das Wasser des Lebens auf die Wiese seines Herzens leiten. Ach kommet doch zum Herrn! „Nicht Tugend ist der Seele Leben" — (wie's im Gesangbuch stand), „sondern Christus ist der Seele Leben!" Als er schloß: „Was werdet ihr hinausbringen? Vier Bretter ist euer Erbe im Tod; die Weltkomödie hat bald ein Ende, nur was in Christo erfunden wird, wird selig" — ward's todtenstill. Die Predigt dauerte zwei Stunden, denn er hatte viel aus Luther vorgelesen. Ganz Karlsruhe war voll davon, und in den Wirthshäusern disputirten die Leute über die Predigt des „Bauernpfarrers."

Henhöfer kam durch seine Predigten in viel Kampf von innen und außen. Durch seinen Dienst wurden viele Seelen aus der Finsterniß bekehrt. Es regte sich in weiten Kreisen. Neues Leben entstand. Er war der erste in Baden, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in großer Kraft auf der Kanzel das Wort von der freien Gnade in Christi — das lautere Evangelium — predigte. Hier stand ein Wächter hoch auf der Zinne, der den Morgen anblies und die Schläfer weckte. Was man ihm einst zum Vorwurf machte, ist sein größtes Lob: „Der Mann steht da, wo die evang. Kirche nach ihrer Entstehung stand." — Ist sie damals vielleicht schlecht gestanden, als Luther singt vom „Winter der vergangen" — und das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her aus der Gnad' und lauter Güte" von Mund zu Mund, von Kirche zu Kirche flog? Frühling wird's, wenn die Sonne steigt, wenn der Saft sich regt und das Eis schmilzt; Frühling wird's im Herzen, wenn Christus, die Gnadensonne, aufgeht, die Eisrinde des harten

und selbstgerechten Herzens schmilzt, und der Lebenssaft im Baume des Lebens sich regt mit der Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" Das kann nur kommen durch die freimüthige Predigt von Christo, dem Sohne Gottes, dem Heiland der Sünder. Alles andere lockt keinen Hund vom Ofen weg. Schöne Blumen, wie Hyacinthen und Tulpen, kann man wohl in einen Strauß binden und dran riechen, aber — kochen kann man sie nicht, und davon leben auch nicht.

So ist's mit allen schönen, hohen Reden. Freilich schlägt die Predigt von der Gnade alle hohen Menschengedanken nieder, reißt den Tempel der eigenen Gerechtigkeit ein und baut ein neues. Wenn aber ein Tempel einstürzt, so geht das nicht ohne einiges Krachen vor sich, und darum der furchtbare Lärm, als Henhöfer mit dieser Predigt auftrat. Aber das Menschenherz bleibt ein Ding voll Sehnsucht nach Frieden, und darum wird solche Predigt immer Leute finden, die sich an ihr nicht satt hören können und Friede und Freude erlangen, wie sie die Welt nicht kennt. So kam's, daß das Feuer weiter brannte und kein Haltens war. Es bleibt dabei: Die Vögel fliegen dahin, wo sie was zu essen kriegen. Diese Predigt — und das war die einzige, die Henhöfer hatte — war nicht einstudirt, sondern mit Herzblut errungen, und er trug sie wie ein heiliges, anvertrautes Kleinod, das er verwerthen müsse, in seiner Hand. Wie schon gesagt, war das seine großartige Einseitigkeit; nur den „Heilsweg" verkünden, „wie der Mensch vor Gott gerecht werde durch den Glauben," seine ganze theologische Weisheit. Gewiß — es muß die Predigt fortschreiten zu dem, daß Christus uns gemacht ist von Gott, nicht blos zur Rechtfertigung, sondern auch zur Weisheit, Heiligung und Erlösung, aber seine ganze Führung hatte ihn vornehmlich auf den tiefen Baugrund und das heilige ABC allen Christenthums geführt. Seine Schüler mußten aber weiter bauen und lehren und haben's auch gethan. Diese Predigt war nun getragen von einer durchweg originellen Persönlichkeit, in der sich die göttliche Wahrheit in lebendigen Farben spiegelte. Bei ihm grünte und lebte alles, jeder Glaubenssatz war ihm auch ein Glaubensschatz, welchen er mit großer „Deutlichkeit" an den Mann zu bringen wußte. In seiner Predigt ging er auf die Hauptsache los. Sie hatte vielleicht nur einen oder zwei Grundgedanken, die schlug er wie große Nägel ein, hämmerte immer wieder drauf und hing an diese beiden Gedanken alle andern hin. Daher kam's, daß man seine Predigt nicht vergessen konnte, wenn man sie einmal gehört. Alles strebte in ihr, wie bei einem Bauwerk, einem Ziele zu, alles war in demselben Stil. „Es giebt Hirschpredigten und Hasenpredigten," sagte er einmal; „wenn der Jäger auf die Hirschjagd geht, schießt er keinen Hasen, wenn sie noch so viele Männlein um ihn machen, er läßt sie alle laufen, denn er will mit der Kugel den Hirsch schießen. Wenn er Hasen schießt, läuft der Hirsch fort. Ein andermal geht er auf die Hasenjagd, da schießt er mit Schrot. So geht's in der Predigt. Einen großen Hauptgedanken haben und für den alles versparen und verwenden — das ist Hirschpredigt; und so einzelne „schöne Sächle" aus dem Text nehmen, das ist Hasenpredigt, da geht aber der Hirsch vorbei." — Wer auf dem Land geboren und seine Jugend dort verlebt hat, ist besser dran als ein Stadtkind, wenn's an's Predigen geht. Draußen in der Natur ist das große Bilderbuch Gottes aufgeschlagen, eine Illustration zur Bibel. Daraus lernt man in „Gleichnissen" reden, und diese Rede versteht das Volk, das gebildete und das ungebildete. Das war nun die besondere Gabe Henhöfer's. Er sah den Dingen draußen und den Leuten drinnen in's Herz. Er führte den Menschen wie ein Bauer auf dem Acker herum, und mit einem Mal war er als Pfarrer drin in dem Herzensacker und kannte denselben so gründlich, daß auch kein Fleck undurchsucht blieb. — Jedes Kind konnte ihn verstehen, laut seines Grundsatzes: „den Leuten nicht blos gut zu kochen, sondern ihnen auch den Löffel dazu zu geben, und auch etlichen den Brei in den Mund zu schmieren." Seine Predigt war nach allen Seiten durchdacht, immer auf's Lebensvolle gerichtet; wo er's herbekam, war ihm einerlei. — Er war seiner Sache völlig sicher und sprach mit ebenso vielem Feuer, als ebenso vieler Ruhe. Dann konnte er auch zwischenein die Leute fragen und Antwort erwarten, oder einen und den andern aufwecken, der eingeschlafen war. Dem Herrn von Gemmingen warf er einmal mitten in der Predigt den Sakristeischlüssel von der Kanzel zu. Meist predigte er zwei Stunden lang. Wurde die Jugend auf den Emporen unruhig, rief er ihr wohl auch zu: „S'isch bal' aus!" (es ist bald aus), — oder er sah nach der Uhr und sagte dann plötzlich: „So, jetzt ist's elf, jetzt ist's aus. Amen." Oft sann er in der Predigt über einen Gedanken nach, der ihm eben kam, winkte dann mit der Hand, wie um Stille und Geduld bittend, hielt inne — und dann fuhr er wieder fort. Das freute ihn immer am meisten, wenn ein Gedanke ihm wie ein Geschenk so zugeflogen kam. Es zog sich namentlich durch seine Kinderlehre ein Zug köstlichen Humors. Oft lachte die Gemeinde, aber es war ein Lachen voll heiligen Ernstes; vielleicht lag mehr Ernst in diesem Lachen, als in dem Weinen sentimentaler Stadtleute. Es war das Treffende des

Bildes, wie wir etwa sagen von einer Photographie: „Sie ist lächerlich ähnlich," und im Photographiren war er ein Meister. Ein Prediger der freien Gnade Gottes und ein Kind und Mann des Volkes, diese beiden Stücke bilden das Geheimniß seines Wirkens.

Yale College.

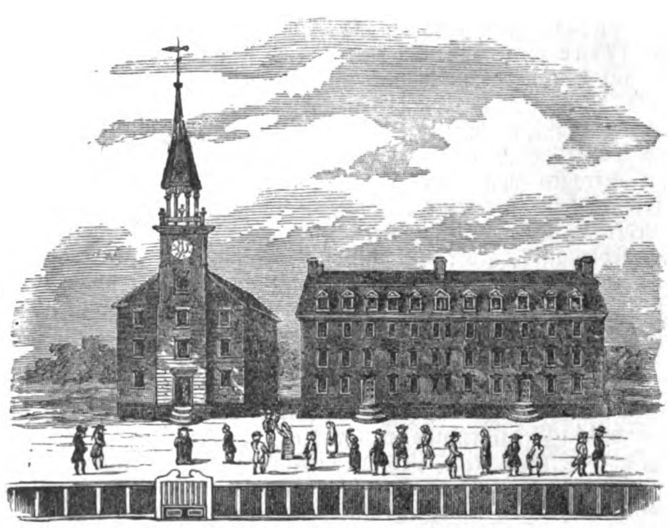


Gouverneur Yale.

Obgleich die höheren Lehranstalten dieses Landes sich wohl manchen der alten Welt bezüglich ihres Alters sowie Einflusses nicht ebenbürtig zur Seite stellen können, so kann dennoch dies Land derartige Anstalten aufweisen, welche seit mehreren Jahrhunderten in der geistigen Ausbildung der Bevölkerung Großes geleistet haben. Unter diesen ist das Yale College in New Haven, im Staate Connecticut eine der größten und einflußreichsten. Schon seit Jahren gingen aus dieser Universität Männer hervor, welche leitenden Antheil nahmen an der Entwickelung der kirchlichen wie socialen Interessen des Landes.

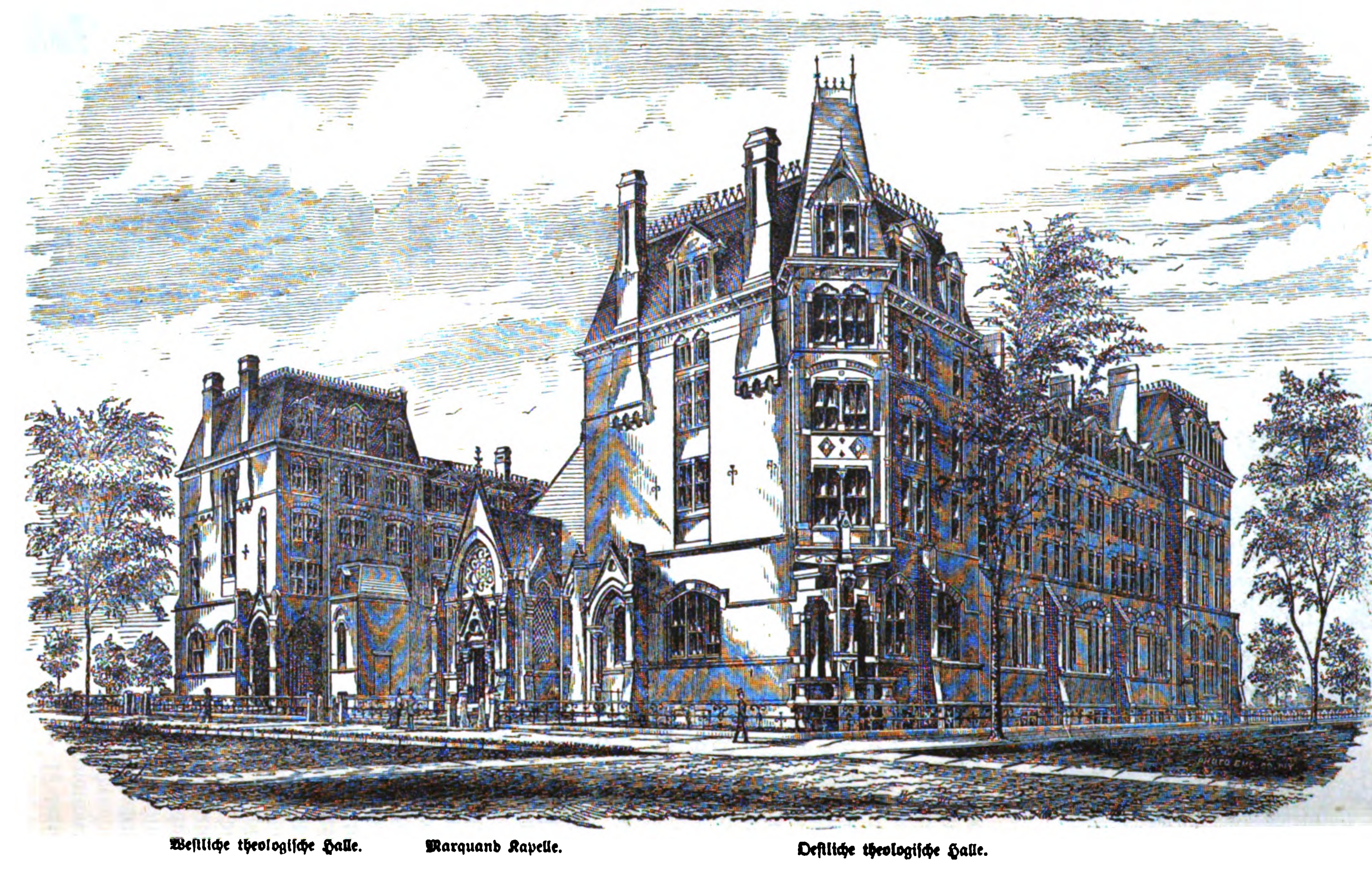
Wie beinahe alles, was groß werden soll, einen kleinen Anfang hat, so hatte auch diese Anstalt in den ersten Jahren eine sehr dürftige Existenz. Im Jahre 1700 kamen zehn Prediger der Congregationalisten-Kirche im Staate Connecticut zusammen, um sich wegen der Gründung einer Lehranstalt zu berathen. Als erster Präsident wurde Abraham Pierson, D. D., erwählt, welcher der Anstalt bis 1707 vorstand. In den ersten Jahren stellten sich nur einige Studenten ein, und die Anstalt hatte keine bleibende Statt irgendwo für längere Jahre, bis zuletzt in New Haven ein einfaches hölzernes Gebäude errichtet wurde, woselbst sie dann eine permanente Heimath fand.

Um diese Zeit machte Gouverneur Yale von England der Schule ein Geschenk von einer Kiste mit Büchern, sowie auch andere Gegenstände, welche einen Werth von ungefähr $1000 repräsentirten. Gouverneur Yale war in New Haven geboren, ging aber später nach England und interessirte sich daselbst besonders für diese Anstalt in seiner Geburtsstadt, welche dann ihm zu Ehren „Yale College" genannt wurde. Ebenfalls nahm auch Bischof Berkeley ein großes Interesse an dem Gedeihen dieser Schule und machte derselben bedeutende Schenkungen an Büchern und Geld. Auch andere Freunde des Collegiums unterstützten das Werk, und es gedieh immer besser, so daß es nothwendig wurde, im Jahre 1761 zwei neue Backsteingebäude zu errichten, welche heute noch stehen. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wäre es beinahe geschehen gewesen um Yale College, indem die allgemeine Aufregung während der Revolutionszeit auch in derselben einen zerstörenden Einfluß ausübte. Doch erholte es sich wieder mit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Ein Gebäude nach dem andern wurde errichtet, um die stets zunehmende Zahl der Studenten aufzunehmen, und bald hatte sich die Schule einen Namen und Einfluß erworben, der unter der Bevölkerung allgemein gefühlt und respektirt wurde.

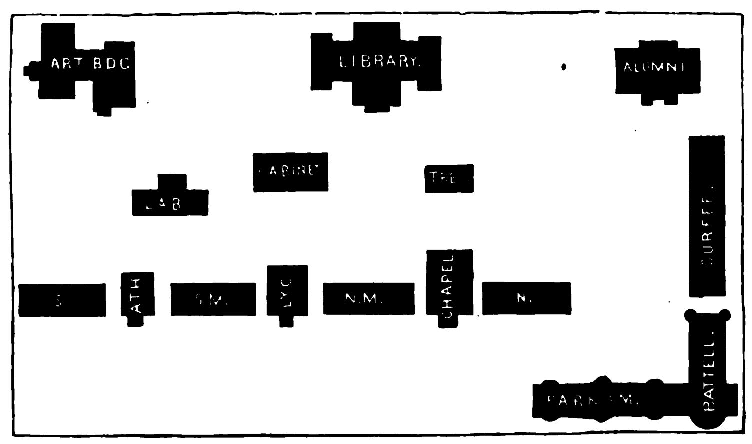


Yale College in 1761.

Das Yale College in New Haven, Conn.



Westliche theologische Halle. Marquand Kapelle. Oestliche theologische Halle.



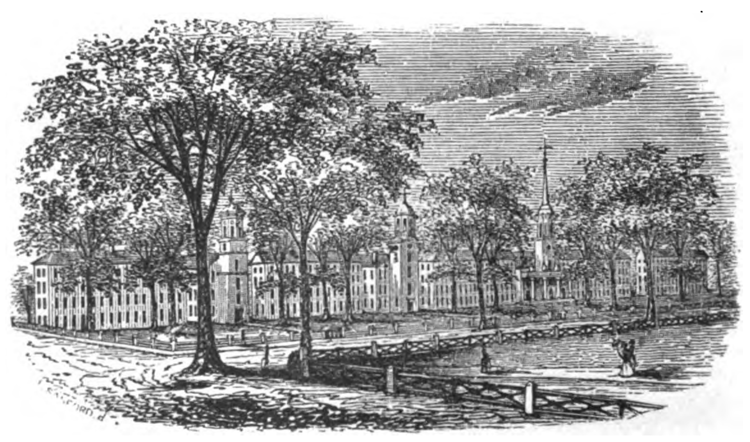
Plan der Gebäude auf dem College Campus.

Im Anfang hatte die Schule für mehrere Jahre nur einige Lehrer, welche in den allgemeinen Zweigen des Wissens Unterricht ertheilten. Nach und nach jedoch entstanden die verschiedenen Abtheilungen, welche im Laufe der Zeit diese Schule zu dem Range einer Universität erhoben haben. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Professoren und Lehrer in den verschiedenen Abtheilungen auf über einhundert, unter welchen manche der gelehrtesten und bekanntesten Männer unserer Zeit sich befinden. Die Zahl der Studenten in allen Abtheilungen variirt zwischen 1000 bis 1500 jährlich.

Von Predigern gegründet und unter der Aufsicht der Kirche stehend, ist es selbstverständlich, daß diese Schule von Anfang an ein kirchliches Gepräge hatte. Strenge Zucht und Ordnung nach christlichen Grundsätzen wurde von jeher gehandhabt. Nichtsdestoweniger wurde aber eine besondere theologische Abtheilung nicht gegründet bis im Jahre 1822. Dieselbe nimmt gegenwärtig in dem Collegium eine hervorragende Stellung ein und hat an ihrer Spitze Männer, welche in der christlichen Gelehrtenwelt hohe Achtung genießen. Die Zahl der Theologie studirenden beläuft sich gegenwärtig auf einhundert jedes Jahr. Während die Anstalt wohl unter der Aufsicht der Congregational-Kirche steht und die Lehren dieser Kirche besonders gelehrt werden, so ist es dennoch ein für die Schule gut redender Beweis, daß in diesem Jahre 17 verschiedene Denominationen in der theologischen Abtheilung vertreten sind. Diese Abtheilung besitzt zwei prächtige Gebäude, in welchen im untern Theil die Lehrsäle und im obern die Wohnungen für die Studenten sind. Zwischen diesen beiden Gebäuden steht die niedliche Marquand Kapelle, welche besonders für den Gebrauch dieser Abtheilung der Universität bestimmt ist. Der gewöhnliche Studiencursus im theologischen Seminar umfaßt drei Jahre, doch können Studenten nach ihrer Graduation noch ein Jahr besonderen Unterricht genießen. Es ist nothwendig, daß Studenten schon gewisse vorbereitende Studien gemacht haben, um in dies Seminar eintreten zu können.

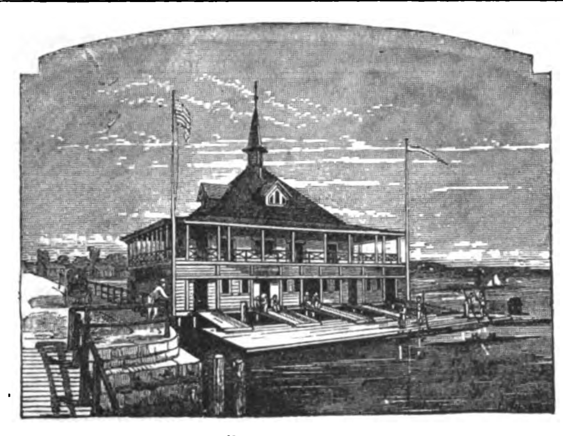
Außer der theologischen Abtheilung hat dieses Collegium eine medicinische und eine juristische Abtheilung, sowie auch eine Schule für Philosophie und Kunst. Für alle Abtheilungen sind schöne Gebäulichkeiten errichtet, und wird der Unterricht in den verschiedenen Fächern ertheilt von einer großen Anzahl tüchtiger Professoren.

In Verbindung mit dem Collegium ist eine große werthvolle allgemeine Bibliothek von über 120,000 Bänden, alten Manuscripten &c. Zudem hat jede Abtheilung noch eine besondere, in ihr Fach schlagende Bibliothek. Die allgemeine Bibliothek befindet sich in einem schönen, zweckentsprechenden Gebäude. Sodann ist ebenfalls

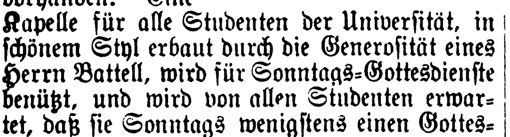


Ansicht einiger Gebäude auf dem College Campus.

ein großes Gebäude errichtet für eine Bildergallerie, in welcher manche werthvolle Werke der älteren wie der modernen Malerei und Bildhauerkunst repräsentirt sind. Nebst diesen ist das Peabody Museum, errichtet von dem Philanthropen, George Peabody, mit seinen Tausenden von Merkwürdigkeiten vorhanden. Eine



Yale Boothaus.



Kapelle für alle Studenten der Universität, in schönem Styl erbaut durch die Generosität eines Herrn Battell, wird für Sonntags-Gottesdienste benützt, und wird von allen Studenten erwartet, daß sie Sonntags wenigstens einen Gottesdienst beiwohnen.

Außer den offiziellen Katalogen des Collegiums werden noch von den Studenten die folgenden Publikationen herausgegeben: Yale News, täglich; Yale Courant und Yale Record, jedes zweimal im Monat; Yale Literary Magazine, monatlich; Yale Banner und Potpourrie, jedes jährlich, schön illustrirt. Ein Lesezimmer, in welchen Zeitungen aller Art in verschiedenen Sprachen aufliegen, ist ebenfalls für die Studenten geöffnet.

Auch bestehen mancherlei Vereine unter den Studenten, welche in Gebäuden, eigends für diesen Zweck errichtet, ihre Versammlungen abhalten.

Nebst diesen Vereinen bestehen Gesang- und Musik-Vereine, Clubs für Ballspiel, Bootfahren und für andere Zwecke, welche alle ihre Einrichtungen, Gebäude u. s. w. besitzen.

Der gegenwärtige Präsident dieser Universität ist der bekannte Dr. Noah Porter, der dem nicht weniger bekannten Theodore D. Woolsey im Amte nachfolgte.

Das ganze Eigenthum des Collegiums beträgt an Gebäuden und Einrichtung gegen acht Millionen Dollars. Der angelegte Fund zur Bestreitung der laufenden Unkosten beläuft sich auf ungefähr zwei Millionen Dollars.

Unser Raum gestattet uns nicht zu reden von den manchen Eigenthümlichkeiten im socialen Leben der Studenten, von der Schlußfeier, vom Präsentationstag und anderen Dingen, welche die Leser interessiren würden.

Wie diese Anstalt auf einem schönen Platze im Herzen der Stadt liegt, so ist sie auch in einem Maße das Herz derselben. Ohne sie würde New Haven nicht sein, was es ist.

Biernickel oder der Teufel ist ein Schelm.

Von Maria Rebe.

Es war einmal ein Altbayer, wenn man den fragte: „Nickel, was möchtest du am liebsten?" so sagte er: „Ei, Bier!" Wenn man weiter fragte: „Was dann?" so sagte er: „Viel Bier!" und fragte man zum dritten Male, so war die Antwort: „Noch e bissel Bier!"

Nickel war ein Botenmann, der alle Tage in die nächste Stadt ging, um die Aufträge zu besorgen, die ihm die Leute gaben. Er war sehr klein von Gestalt, das heißt, seine Beine allein waren kurz und der Oberkörper verhältnißmäßig viel zu lang. Die Schöße seines braunen Röckleins berührten fast den Boden. Wenn man hinter ihm herging, meinte man, ein großer Rückkorb laufe allein auf zwei kurzen Stollen. Am possierlichsten sah der Nickel aus, wenn er seine Betrachtungen vor sich hin machte, dieselben laut werden ließ und mit den langen Armen in der Luft herumfuchtelte, wie vor Zeiten der Telegraph auf dem Straßburger Münster. So finden wir ihn heute auf einem staubigen Waldwege, neben dem sich ein Bächlein hinschlängelt, das auf seinem unebenen Bette manchmal ein Rauschen vernehmen läßt, als ströme köstliches Bier durch einen mächtigen Hahnen, und oben drauf schwämme neckend der weiße Bierschaum.

Kein Wunder, wenn dabei unser Nickel an seine drei Wünsche lebhaft gemahnt wurde. „Ja, wenn's Bier wär'!" seufzte er in rührender Wehmuth, und betrachtete die Wellchen, die eilig und plätschernd davonrannten. Da stand auf einmal ein Jägersmann bei ihm, der ihm

lachend „guten Abend“ wünschte. Er war fein gekleidet, etwa wie ein Oberförster; gut gewachsen war er auch, allein er hinkte ein wenig, auch lüpfte er beim Gruße den Hut nicht. Das fiel aber unserm Nickel nicht auf, denn er war froh ob der unerwarteten Gesellschaft. Er kramte gleich seinen Aerger aus, daß ein armer Hund, wie er, es so übel habe, während die Reichen alles Gute genössen und dazu gemüthlich im Schatten säßen.

„Da hast du wohl Recht,“ sagte der Begleiter, „wenn ich Meister wär', sollt's ganz anders gehen! Die armen Leute dauern mich schon lange, denn man meint sie seien nur auf der Welt, damit Andere die Schuh an ihnen abputzen.“

Jetzt war dem Viernickel aufgeholfen; so gescheidt hatte er noch Niemanden reden hören! Deßhalb leerte er auch sein ganzes Herz aus und betheuerte schließlich: „Wenn ich was anzufangen wüßte, so geb' ich den ganzen Handel auf, denn er ist mir schon längst verleidet!“

„Was möchtest du denn anfangen, guter Freund?“ fragte der Jägersmann.

„Am liebsten möchte ich den ganzen Tag im Bierhaus sitzen und immer ein Dreikreuzerstück im Sack haben zum Schoppen.“

„Dazu kann Rath werden,“ meinte blinzelnd der Grüne.

Verwundert blickte Nickel auf.

„Ja,“ betheuerte der Jäger abermals, „das sollst du haben!“

„Umsonst ist der Tod,“ philosophirte der Botenmann, „und der kostet's Leben! Was müßte ich denn dafür thun?“

„Nicht viel,“ schmunzelte der Gefragte; „du versprichst mir blos deine Seele nach dem Tode, dann sollst du zeitlebens ein Dreikreuzerstück in der Tasche haben.“

Jetzt merkte der Altbayer, mit wem er's zu thun hatte, doch dies machte ihm keinen Schrecken. — „Meine Seele sollst du haben,“ sagte er, „denn wenn ich einmal todt bin, weiß ich doch nicht mehr was damit anfangen.“

„Topp, schlag ein!“ rief der Teufel und bat ihm die Hand.

Nickel that's, und so war's eine abgemachte Sache. Am Saume des Waldes schieden die Zwei. Der Bierlustige griff in seine Tasche und, Juchhe! es war ein Dreikreuzerstück drin. Er schnalzte mit der Zunge, als dürfe er den Schoppen nur so hinablaufen lassen, setzte die kurzen Beine schneller in Bewegung und erreichte bald zwei andere Fußgänger, deren einer zum andern sagte: „Es ist wahrhaftig unerhört! Sechs Kreuzer der Schoppen! Die Brauer sind doch die größten Halunken unter der Sonne!“

„Ja, so ist's,“ bekräftigte der Zweite; „von einem Stadtthor zum andern findest du keinen Schoppen mehr um drei Kreuzer.“

Horchte da der Nickel einmal hoch auf! Unerhört war er betrogen worden! drei Kreuzer hatte er wohl, aber die andern drei mußte er verdienen. Schimpfend und fluchend setzte er seinen Weg fort, denn es war ihm immer als höre er den Jäger hinter sich hell und höhnisch lachen. Am staubigen Weg stand ein Bierhaus und streckte seinen Arm mit dem Stern einladend heraus. Trübselig schlich der Durstige vorbei; er hatte ja nur drei Kreuzer!

Traurig saß er zu Haus an seinem Fensterlein, das halb mit Papier verklebt war, und stellte allerhand Betrachtungen an, unter denen die wichtigste war: Der Teufel ist ein Schelm! Ein Spitzbube ist er! Der kriegt meine Seele nicht! Eher rühr ich keinen Schoppen mehr an! — Er sprang auf, drückte den alten Hut auf den Kopf und trippelte Gaß auf, Gaß ab, bis an's andere Ende des Orts. Hier klopfte er an einem saubern Häuschen an, in welchem ein alter Mann wohnte, der bereit war, Jedermann mit Rath oder That zu helfen. Wer er war, wußte man nicht, woher er gekommen, noch weniger. Er lebte still für sich. Etliche meinten, er müsse gar gelehrt sein, denn er lese oft in einem wunderlichen großen Buche. Andere behaupteten, er könne mehr als Brod essen, denn er gucke den Leuten am Gesicht ab, was sie auf dem Herzen haben. Nickel eilte zu diesem Manne, der eben am Tische saß und das obenerwähnte Buch vor sich hatte. Der Alte lächelte über die Hast, mit welcher der Besucher eintrat.

„Nickel, was ist jetzt los?“ fragte er, „du bist ja ganz Feuer und Flammen!“

„Kein Wunder,“ platzte dieser heraus, „ich bin mit dem Teufel gegangen, und so und so; der hat mich betrogen! und jetzt wollt' ich fragen, ob er meine Seele doch haben wird?“

„Das kommt auf dich an,“ lautete die Antwort. „Wenn du sein Geld brauchst, so wird's halt sein müssen; behältst du aber das Dreikreuzerstück im Sack, ohne es zu brauchen, thust du redlich deine Pflicht als Botenmann und ernährst dich zufrieden mit deinem Erwerb, so ist der höllische Handel aufgehoben. Doch, lieber Nickel, noch eins: Der Böse ist ein schlimmer Geselle, und er läßt deine Seele nicht so leicht in Ruh; aber du bist ein kleiner Nickel mit großen, großen Gelüsten; deßwegen stelle dich unter die Hand Gottes, gib ihm deine Seele alle Morgen und alle Abend. Aus Gottes starker Hand mag dann der Satan deine Seele holen, wenn er den Muth dazu hat.“

Getröstet und beruhigt ging Nickel von dem klugen Manne weg, doch ehe er wieder heim kam — erwachte er. Er war auf der Bergeshöhe vor Müdigkeit eingeschlafen, Alles war nur ein Traum gewesen. Er langte in die Tasche,

und zum ersten Mal im Leben sagte er: „Gottlob, sie ist leer!"

Den Traum aber hat der kleine Botenmann all sein Lebtag nicht vergessen, und treu des Alten frommen Rath befolgt, seine Seele Morgens und Abends dem Herrn zu befehlen. Den Mann, von dem ihm so lebhaft geträumt, hat er manchmal besucht. Mit der Hülfe Gottes wurde der kleine Nickel Meister über seine mächtigen Biergelüste, wodurch er manchen stämmigen Halbriesen beschämt, der am Schoppen nicht vorbei kommen kann.

Ich ziehe mit.

Reinhard Neuhaus.

Vier Wände sind es nur, ein schlichtes Dach;
Doch faſſ' ich's kaum, soll ich von ihnen scheiden.
O, dieses Haus ruft Tage, Jahre wach,
Die froh uns seh'n und auch in bitterm Leiden.
Mein Mann, nach Westen all dein Sinnen steht,
Wo eine beſſ're Zukunft uns soll tagen —
Ich ziehe mit, doch wie an's Herz mir geht
Der Abschied, kann kein Wort, kein Blick dir sagen.

Vier Wände nur, vom Sturme bald durchwühlt,
Doch bleiben sie mir ewig lieb und theuer;
Hier hab' ich ja zuerst die Lust gefühlt,
Zu wärmen mich am eig'nen Heerdes Feuer.
Hier saßen nach des Tages Müh' wir oft
So froh zusammen, still in uns vergnüget;
Ach! was wir damals all' geglaubt, gehofft,
Wie anders, anders hat es sich gefüget!

Hier hab' ich meine Kinder treu gewiegt;
O Gott, wie war ihr Lächeln lieb und sonnig!
Welch' ein Gefühl, hielt ich sie fest umschmiegt,
Durchdrang mich hier, so unaussprechlich wonnig!
Doch hab' ich hier mit Augen thränennaß
Auch oft an ihrem Bett gewacht mit Zagen;
Nun wächst ob zweien schon das kühle Gras,
Und wo sie ruh'n, da soll ich nicht mehr klagen?

Wo sie gestanden, wo sie einst gespielt,
Von all den Orten soll ich fort, den lieben?
Hier stand so oft, das braune Haar zerwühlt,
Der ält'ste Bub', das Mädchen sinnend drüben.
Mein Mann, wird drüben über'm Ocean,
Wenn nach der Heimath unsre Blicke schweifen,
Auch Einer wohl uns mitempfindend nah'n,
Auch Einer unsern tiefen Schmerz begreifen?

Zu Boden trüb und bang dein Auge blickt,
Ach, hab' ich hier nicht auch zuerst empfunden,
Wie schmerzlich, wenn ein Weh den Liebsten drückt?
Ich hatt' kein Kraut, zu heilen deine Wunden —
Die theure Zeit, das böse Fieber kam;
Was sorgsam wir gespart in beſſern Zeiten,
Zur Neige ging's, — ich sah den bleichen Gram
Mit finst'rer Macht auf deiner Stirn sich breiten.

Und konnt' nicht helfen! O, den herben Schmerz!
Ich fühl' ihn heut', ich fühl' ihn stets auf's Neue;
Doch glaube nicht, es schwanke noch mein Herz;
Sieh', felsenfest bleibt meine Lieb' und Treue.
Sie soll auch in der Fremde, über'm Meer,
In ungeschwächten Gluthen stets entbrennen. —
Ich ziehe mit, doch schwer, o bitterschwer
Wird's mir, von dieser Scholle mich zu trennen!

In wiefern ist die Heiligung ein Werk des heiligen Geistes?

Von Dr. C. F. Paulus.

Wie die christliche Kirche von jeher die Schöpfung der Welt vorzugsweise Gott dem Vater und die Erlösung dem Sohne zugeschrieben hat, so bezeichnete sie die Heiligung in erster Linie als ein Werk des heiligen Geistes. Diese Auffassung findet in vielen klaren Aussprüchen der heiligen Schrift ihre unbestreitbare Berechtigung. Christus selbst bezeichnet die Wiedergeburt als eine Geburt „aus Wasser und Geist"; und wenn er im hohepriesterlichen Gebet für seine Jünger bittet: „Heilige sie in deiner Wahrheit!" und ihnen dann Joh. 16, 13 verheißt, daß der heilige Geist sie „in alle Wahrheit" leiten werde, so erhellt hieraus wiederum, daß er den heiligen Geist als Vermittler der Heiligung betrachtet. Im vollen Einklang mit diesen Aussprüchen Jesu redet der Apostel Paulus geradezu von dem „Geist, der da heiliget", Röm. 1, 4 und Röm. 5, 5 sagt er, daß die Liebe — die da ist des Gesetzes Erfüllung und das Band der Vollkommenheit — in unsere Herzen ausgegossen werde durch den heiligen Geist. Demgemäß werden denn auch die christlichen Tugenden: Liebe, Freude,

Friede, Geduld, Freundlichkeit, Glaube, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuschheit," als Früchte des Geistes bezeichnet.

Diesen Stellen gegenüber finden sich nun aber wieder andere, in welchen die Heiligung bald ganz allgemein auf Gott, bald auf den erhöhten Christus oder auf seinen Versöhnungstod zurückgeführt wird. So lesen wir 1 Thess. 5, 23: „Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch;" Phil. 4, 15: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christum;" Hebr. 10, 14: „Mit einem Opfer hat er, Christus, in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden," und 1 Joh. 1, 17: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde;" während 2 Kor. 7, 1; Ebr. 12, 1; Eph. 4, 22—32 u. a. O. die Christen selbst ermahnt werden, die Sünde abzulegen und den alten Menschen mit seinen Lüsten und Begierden zu kreuzigen.

Ehe wir nun diese scheinbar widersprechenden Aussagen der heiligen Schrift näher betrachten, müssen wir uns über das Wesen der Heiligung klar werden.

In jedem Menschenleben lassen sich zwei verschiedene Lebensgebiete unterscheiden: das geistig geartete Personleben und das seelisch-leibliche oder Naturleben. Das erstere begreift alle auf freier, bewußter Selbstbestimmung beruhenden Lebensäußerungen in sich, zu dem letzteren gehören die unwillkürlichen Triebe, Empfindungen und Vorstellungen, welche ohne unser Zuthun aus dem dunkeln Grunde unseres unbewußten Seelenlebens aufsteigen. Beides, das Personleben wie das Naturleben sind durch die Sünde vergiftet und verderbt; denn die im Personleben erzeugte Sünde theilte sich sofort auch dem Naturleben mit, und erscheint nun als gottwidrige, sündhafte Beschaffenheit des ganzen Menschen. Daher bedarf es nicht nur einer äußerlichen Besserung, sondern einer inneren Umwandlung, einer Wiedergeburt, wenn der sündige Mensch für das Reich Gottes geschickt gemacht werden soll (Joh. 3, 3). Die Wiedergeburt besteht nun darin, daß der innerste Kern des menschlichen Personlebens umgeschaffen und geheiligt und eben damit ein neuer Mensch im Menschen geboren wird, „der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit." Der Wiedergeborene hat daher seinem innersten Wesen nach keine Gemeinschaft mehr mit der Sünde. „Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet bei ihm, und kann nicht sündigen, denn er ist aus Gott geboren." (1 Joh. 3, 9.)

Bei dieser prinzipiellen Bedeutung müssen wir die Wiedergeburt als den Anfang und die Grundlage der Heiligung bezeichnen. Allerdings ist sie nur der Anfang der Heiligung; aber doch auch nichts Geringeres als dies. Es ist ein „Kindlein in Christo" geboren. Der innerste Kern der Persönlichkeit ist in der Wiedergeburt umgeschaffen und geheiligt worden; aber in dem unfreien Naturleben ist die Sünde noch zurückgeblieben. Aus diesem dunkeln Grunde steigen daher auch jetzt noch mancherlei ungeordnete Triebe, Empfindungen und Vorstellungen auf, welche, wie sie an sich selbstisch und sündlich sind, auch versuchend und verführend auf den bewußten, freien Willen einwirken (Jak. 1, 13—15). Diesen unerneuerten Rest des alten Sündenzustandes bezeichnet die heilige Schrift mit dem Namen des „alten Menschen".

Es besteht also allerdings in dem Wiedergeborenen noch ein Zwiespalt. Aber dieser Zwiespalt soll und darf nicht fortdauern. Der Christ soll aus einem Gusse sein. Wie Shakespeare von einem seiner Helden sagt: „Jeder Zoll ein König," so soll von dem Christen im vollsten Sinne des Wortes gesagt werden können: „Jeder Zoll ein Christ." Christus soll alles in allem in den Seinen werden, so daß sie dem Apostel ohne Abschwächung seiner Worte nachsprechen können: „Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir, und was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes." Der „neue Mensch", welchen der Apostel Paulus Gal. 4, 19 „Christus in uns" nennt, soll von dem geheiligten Lebenscentrum aus den ganzen Menschen einnehmen und auch das unfreie Naturleben durchdringen und heiligend umgestalten.

Der „neue" und der „alte" Mensch stehen einander als zwei feindliche Mächte gegenüber, zwischen denen nimmer Friede sein kann, die vielmehr in einem Kampf auf Leben und Tod um ihr Dasein ringen. Versäumt es der Christ, „den alten Menschen mit seinen Lüsten und Begierden" zu bekämpfen und zu ertödten, so findet das Entgegengesetzte statt. Anstatt daß der „neue Mensch" von dem geheiligten Lebenscentrum aus den ganzen Menschen eroberte, gewinnt der „alte Mensch" wieder neue Kraft, bemächtigt sich allmählich des freien Personlebens wieder und erstickt und ertödtet den „neuen Menschen", der ihn hätte ersticken und ertödten sollen.

Fragen wir nun aber, auf welche Weise sich die Heiligung vollziehe, so erhalten wir verschiedene Antworten. Viele unterscheiden scharf zwischen einer negativen und einer positiven Seite der Heiligung, und lehren, die erstere, d. h. die „Reinigung von der innewohnenden Sünde" oder die Ertödtung des alten Menschen, müsse ihren Abschluß finden, ehe die zweite, die positive Erfüllung mit dem

heiligen Geiste, eintreten könne. Zum Zwecke scharfer theologischer Unterscheidung ist solches Auseinanderhalten dienlich. Auf praktischem Gebiete aber kann die Grenzlinie nicht gezogen werden. Die Sünde ist ja nicht etwa eine chemische Unreinigkeit, die mit dem Blute Christi, wie der Flecken auf einem Kleide, abgewaschen werden könnte, oder eine Pflanze, deren Wurzel bei der Wiedergeburt noch im Herzen stecken bliebe und in der Heiligung ausgerissen werden müßte. Diese Bezeichnungen — so wahr und treffend sie auch sind — sind doch nur Bilder und müssen als solche behandelt werden. In der Wirklichkeit ist die Sünde ebenso wenig etwas Materielles, wie das Herz, im religiösen Sinn, jener Fleischmuskel ist, dessen Contraktion und Expansion den Blutumlauf vermittelt. Sie ist vielmehr eine gottwidrige Richtung unseres Geisteslebens, sie ist die Herrschaft der Selbstsucht über unsern Willen, durch welche unser ganzes inneres Leben vergiftet wird. Wie anders aber könnte diese Herrschaft der Selbstsucht gebrochen werden, als durch ein neues Lebensprinzip, das die Selbstsucht überwindet. Dieses neue Lebensprinzip ist die heilige Liebe, welche bei der Wiedergeburt in unsere Herzen ausgegossen wird durch den heil. Geist. Dieser ist es also, der als der Same der Wiedergeburt uns die Kraft verleiht, über die Sünde zu herrschen (1 Joh. 3, 9; Röm. 8, 2). Wird nun schon bei der Wiedergeburt (dem Anfang der Heiligung) die Macht der Sünde auf keine andere Weise gebrochen, als durch die Einpflanzung eines neuen Geisteslebens, so wird gewiß auch bei der Heiligung der alte Mensch nur in dem Grade ertödtet werden, als dieses neue Geistesleben oder der neue Mensch an Kraft und Liebesfülle gewinnt. Je reicher der Ausguß des heiligen Geistes, je völliger die Liebe, um so reiner unser Herz und unser Leben. Es läßt sich also die negative Seite der Heiligung zeitlich nimmermehr von der positiven scheiden.

Die Frage, ob das Werk der Heiligung schon in diesem Leben zu irgend einem bestimmten Abschluß kommen könne, müssen wir entschieden bejahen. Das Kämpfen und Ringen des Menschen nach Vollkommenheit darf kein ziel- und hoffnungsloses sein. Was Gott von uns verlangt und was er uns verheißt, das kann und soll auch durch seine Macht zur That und Wahrheit werden. Es giebt eine Fülle des neuen Geisteslebens, bei welcher die sündlichen Triebe der alten Natur völlig gebunden und lahm gelegt sind, einen Zustand, in welchem der „alte Mensch" gleichsam mit den Nägeln der „völligen Liebe" an's Kreuz geheftet ist, so daß sich seine „Lüste und Begierden" nicht mehr geltend machen können. Dann ist der innere Zwiespalt aufgehoben, von welchem oben die Rede war, denn das ganze Leben ist getragen und geheiligt durch die alles beherrschende Macht der Liebe Christi, dessen Bild in ungetrübter Klarheit nun aus seinem Jünger widerstrahlt. Daß dieser Stand der „völligen Liebe" hienieden erreichbar ist, bezeugt die heil. Schrift (1 Joh. 4, 16—18), wie die Erfahrung vieler Christen.

Allerdings darf nicht geleugnet werden, daß dieser Abschluß immer nur ein relativer und keineswegs die letzte Vollendung der Heiligung ist. Jene absolute Gemeinschaft mit Gott, bei welcher „göttlicher und menschlicher Horizont sich vollständig decken" und jeder Rückfall zur Unmöglichkeit wird, bleibt immer noch das Ziel, welchem wir uns in stufenweiser Entwickelung nähern, und das wir dann erst ganz erreichen, wenn wir den Stand der Prüfung mit dem der Herrlichkeit vertauschen. So lange wir auf Erden leben, ist die Zeit des Kampfes noch nicht vorüber, noch ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Gluth der Liebe wieder erkalte; und wenn dies geschieht, so erwacht auch alsbald die alte Natur auf's neue. Darum gilt selbst bei dem höchsten Gnadenstand, den wir auf Erden erreichen können, das Wort des Herrn: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!" Will man nun diesen relativen Abschluß der Heiligung, von dem wir oben geredet haben, als die „negative Seite" der Heiligung von dem ferneren Wachsthum des neuen Geisteslebens als der „positiven" unterscheiden, so mag man es thun, nur darf man dabei nicht vergessen, daß auch diese Stufe der christlichen Vollkommenheit auf keine andere Weise erreicht werden kann, als durch die gläubige Aneignung der durch Christum erworbenen positiven Geistesfülle.

Nach diesen nothwendigen Auseinandersetzungen kehren wir nun zu dem Ausgangspunkt unserer Untersuchungen zurück, zur Betrachtung der Stellen heiliger Schrift, welche der kirchlichen Lehre von der Vermittlung der Heiligung durch den heil. Geist zu widersprechen scheinen. Von vorn herein können wir hier diejenigen Stellen ausscheiden, welche die Heiligung allgemein auf Gott zurückführen. Was der Dreieinige durch den heiligen Geist im Menschenherzen wirkt, kann ja recht wohl im Allgemeinen als Gottes Werk bezeichnet werden. Wichtiger scheinen die Stellen, in welchen die Heiligung von dem Versöhnungstod oder dem „Blute" Christi abhängig gemacht wird. Aber auch hier löst sich der scheinbare Widerspruch leicht, wenn man bedenkt, daß die Sendung des heiligen Geistes nach der Schrift durch Christi Tod und Auferstehung bedingt ist.

„Eure Sünden scheiden euch und euren Gott von einander," hatte schon der Prophet Jesajas

dem Volke des alten Bundes zugerufen. Diese Scheidewand, welche die Sünde zwischen dem Menschen und seinem Gott aufgethürmt hatte, mußte durch das Sühnopfer auf Golgatha aus dem Wege geräumt werden, ehe eine Selbstmittheilung Gottes an den Menschen möglich war. Darum sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Es ist euch gut, daß ich hingehe zum Vater, denn wenn ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden." Der Opfertod und das Blut Christi sind somit nicht nur das Mittel der Versöhnung des Sünders mit Gott, sondern auch zugleich die unerläßliche Voraussetzung der Selbstmittheilung Gottes an ihn, d. h. seiner Wiedergeburt und Heiligung. Darum sagt Johannes mit vollem Rechte: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde."

Was nun die zahlreichen Stellen betrifft, in welchen die Christen ermahnt werden, der Heiligung nachzujagen, die Sünde abzulegen, den „alten Menschen mit seinen Werken" aus- und den „neuen Menschen" anzuziehen, so ist zu bemerken, daß die Heiligung allerdings die Aufgabe der freien Thätigkeit des Menschen ist, aber eben des **aus dem Geist geborenen** „neuen Menschen", der in Christo das Centrum seines Lebens hat. Daher ist der Kampf der Heiligung auch nicht ein Ringen in eigener Kraft, sondern ein immer neues Schöpfen aus der Fülle Christi **durch den Glauben**; er ist die normale Lebensentfaltung des geheiligten, von dem Leben Christi durchdrungenen neuen Menschen.

Es bleibt uns jetzt nur noch die Erklärung derjenigen Bibelstellen übrig, in welchen der erhöhte Christus als Grund und Quell unserer Heiligung bezeichnet wird, wie Phil. 4, 13; Gal. 2, 20; Eph. 4, 15; Joh. 15, 5. 6; 2 Kor. 12, 9 u. a. m. Das Verhältniß des Gläubigen, oder besser des „neuen Menschen" zu Christo ist nach diesen Stellen das der Glieder zum Haupte oder der Rebe zum Weinstock. Wie die Rebe nur durch die Verbindung mit dem Weinstock Früchte trägt, von ihm losgetrennt aber verdorrt, so ist die Heiligung des Gläubigen nur durch die fortgesetzte Selbstmittheilung Christi an ihn möglich. — Wie kann nun aber die Heiligung ein Werk des heiligen Geistes genannt werden, wenn Christus das Lebenscentrum des „neuen Menschen" bildet, und jede Selbstmittheilung Gottes an den Menschen von ihm ausgeht? Mit dieser Frage sind wir zum eigentlichen Kern unserer Untersuchung gekommen. Ihre Beantwortung kann daher füglich als die kurzgefaßte Lösung der im Thema gestellten Aufgabe gelten. Daß Christus das Lebenscentrum des neuen Menschen ist, daß er in dem Gläubigen lebt, das steht allerdings unantastbar fest. Aber es fragt sich: Auf welche Weise lebt Christus in den Seinen? wie theilt er ihnen sein Leben mit? Bleiben wir bei dem von Christo selbst gebrauchten Bild des Weinstocks und der Rebe. Wie die Rebe ihre Lebensbasis im Weinstock hat und nur dadurch lebt und gedeiht, daß ihr unaufhörlich neuer Saft von dem Weinstock zufließt, so hat der „neue Mensch" seine Lebensbasis in Christo und sein Wachsthum ist bedingt durch die Lebenskräfte, welche ihm täglich aus der Gottesfülle Christi zuströmen. Der heilige Geist aber, der eben darum auch der Geist Christi heißt und die Aufgabe hat, Christum in uns zu verklären, ist der Träger dieser Lebensströme.

So haben sich uns denn die scheinbaren Widersprüche der heiligen Schrift über die Quelle und den Ursprung der Heiligung in die schönste Harmonie aufgelöst, indem wir den wahren Sinn der kirchlichen Lehre von der heiligenden Wirksamkeit des göttlichen Geistes ermittelten. Wir haben gesehen, wie jede Selbstmittheilung Gottes oder Christi an den Menschen durch den heiligen Geist geschieht und daher eine Wiedergeburt oder Heiligung des Einzelnen wie der Menschheit im Ganzen unmöglich ist ohne ihn. Aber eben darum sollten wir auch bedenken, daß eine Kirche, welche wie die unsrige die „Heiligung der Welt" als Motto auf ihr Banner geschrieben hat, vor allen anderen der Feuertaufe des heiligen Geistes bedarf.

"Veni, creator spiritus!"

Aus dem Munde der Unmündigen.

Zwei Missionäre der Brüdergemeinde fuhren von Westindien mit ihren Familien heimwärts. Da faßt ein entsetzlicher Sturm das Schiff. Angstvoll flehen die Brüder für sich und ihre Lieben. Die Kleinen aber scheinen nichts von Gefahr zu merken; das schräg gewordene Deck des Schiffes wird ihnen Spielplatz zu fröhlichen Rutschpartien. „Was macht ihr, Kinder?" ruft der Vater; „merkt ihr nicht, daß wir bald des Todes sein können?" Die Kinder schweigen beschämt; endlich antwortet einer der Knaben: „Papa, hast du nicht gesagt: Wenn der liebe Gott bei uns ist, sollen wir uns nicht fürchten?" Mit neugestärktem Glauben antwortet der Vater: „Hast recht, mein Sohn, nun rutscht nur weiter!"— Bald legte sich der Sturm und glücklich wird endlich Kopenhagen erreicht.

Für Kranke.

Die Aehnlichkeit des Leidens Christi und der Christen behauptet die Schrift, aber ebenso behauptet sie auch den Unterschied der Leiden beider. Christus trägt die Strafe der Sünden, der Christ wird gezüchtigt zur Besserung. Christus trinkt den Kelch des Zornes Gottes, der Christ den heilsamen Kelch. Christum trifft das Schwert, den Christen die Ruthe. Christi Leiden tödtet die Sünde, des Christen Leiden hilft dazu, daß der Sünder der Sünde sterbe. Christi Leiden ist ein Erwerben der Herrlichkeit, des Christen Leiden bereiten ihn zum Ererben der Herrlichkeit. Christus leidet als der Gerechte für die Ungerechten, der Christ leidet nach Col. 1, 24, für den Leib Christi, als Gerechter für die Gerechten. Somit ist Christi Leiden allein ein verdienstliches Leiden, und die Möglichkeit, daß dem Christen sein Leiden überhaupt etwas nütze und austrage, liegt einzig und allein in dem verdienstlichen Leiden Christi, an welchem der Christ nicht durch sein Leiden, sondern durch den Glauben Theil hat. Nur vermöge dieses durch den Glauben Theilhabens am verdienstlichen Leiden Christi kann das Mitleiden mit Christo mit zur Herrlichkeit führen. Denn das Leiden dieser Zeit (nehmen wir alles Leiden aller Zeiten und aller Menschen zusammen, so lange die Welt steht und stehen wird) ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Dieses „nicht werth" heißt nicht so im Allgemeinen bloß: die Herrlichkeit wird alles Leiden überwiegen, das Leiden ist daher gering anzuschlagen gegen das Gewicht der Herrlichkeit, sondern es heißt ganz eigentlich auch: das Leiden dieser Zeit, aller Zeiten, aller Menschen ist nicht würdig der Herrlichkeit, es fliegt, nach dem Maße des Heiligthums gemessen, wie Spreu in die Luft. Das Gewicht der Leiden Christi hält das Gleichgewicht gegen die Herrlichkeit. Und nur wer an diesem verdienstlichen Leiden Christi durch den Glauben Theil hat, der kann im rechten Sinn mit Christo leiden, um mit zur Herrlichkeit erhoben zu werden, der kann in, mit und durch Leiden ererben, was nur Christi Leiden konnte erwerben.

Ein modernes Laster.

Bekanntlich besteht im Oriente schon längst die verderbliche Unsitte, sich durch gegessenes oder gerauchtes Opium zu berauschen. Glücklicherweise fand der Verbrauch von Opium bisher nur geringen Anklang, da der Genuß mit allzu vielen und großen Unbehaglichkeiten verknüpft war. Da fand die Medizin ein neues Mittel zur Betäubung der Nerven bei sehr schmerzhaften Krankheiten: man spritzte ein narkotisches (betäubendes) Gift, das Morphium (Extract aus Opium) unter die Haut des Kranken ein, und alsdann beruhigten sich die leidenden Nerven. Diese sogenannte hypodermatische unter der Haut erfolgende Einführung des Morphiums wirkte sehr segensreich, so lange es allein von der Hand des Arztes angewandt wurde. Aber leider ward eine Spritze erfunden, welche die Einspritzung so leicht und schmerzlos machte, daß auch ohne fremden Beistand das berauschende Gift in den Körper eingeführt werden konnte. Die Einspritzung blieb nun sehr oft den Kranken überlassen, und diese nahmen das Mittel bald öfter, als es verordnet war, weil sie sich durch die Einspritzung in einen wohlthuenden Rausch versetzen konnten. Die Berauschung durch Morphium war um so verlockender, als dem Anscheine nach die Folgen jeder sonstigen Berauschung wegfielen. Freilich war das, wie wir nachher sehen werden, eine arge Täuschung, da die später eintretenden Folgen ganz entsetzliche sind; aber für den Anfang traten nur die verlockenden Eigenschaften des

Giftes hervor, und so verbreitete sich denn rasch dieses neue Laster in den besseren Ständen. Die niedrigen Volksklassen blieben von diesem Uebel ganz verschont, während in den höheren und gebildeteren Klassen das verderbliche Laster entsetzliche Verheerungen anrichtete. Bisher freilich blieben dieselben meist verborgen, aber allmählig hebt sich der Schleier und gestattet uns einen Einblick in die Verbreitung und die schrecklichen Wirkungen dieser feineren Trunksucht.

Ein hochstehender Arzt äußerte sich derart: „Mir ist eine Reihe von Personen bekannt, die in hohem Grade morphiumsüchtig sind .. Männer der Kriegskunde, Künstler, Aerzte, Chirurgen, Namen vom besten Klange, sind dieser Leidenschaft unterworfen.“

Diese Andeutungen sind wahrlich schreckenerregend. Wohin sollen wir kommen, wenn die gebildetsten, tonangebenden Elemente sich einem solchen geheimen Laster ergeben, das in nicht zu langer Zeit ihre körperlichen und geistigen Kräfte ruiniren muß! Und dieser Ruin des ganzen Menschen tritt noch sicherer und schneller ein, als bei der gewöhnlichen Trunksucht!

Das Betäubungsmittel — so führt der Arzt aus — ist denen, welche sich dasselbe häufiger injiciren (einspritzen), bald unentbehrlich; sie greifen zum Morphium, wie der Säufer zur Schnapsflasche. Sie betäuben mit demselben ihren Unmuth, ihren häuslichen Aerger, ihre geschäftlichen Unannehmlichkeiten. Wie der Branntweintrinker durch einen Morgenschnaps, so machen sie ihre zitternden Glieder durch Morphium wieder fest. Hört die Wirkung der Einspritzung auf, so tritt der Katzenjammer ein; sie fühlen sich erst recht unglücklich und trostlos im Bewußtsein ihrer traurigen Lage, ihres zerrütteten Lebens; in diesem Elend greifen sie bald von neuem zur Spritze und betäuben sich wiederum mit dem Gifte. Immer kürzer und kürzer werden die freien Augenblicke; das körperliche und geistige Elend wird so groß, daß sie es ohne Morphium gar nicht mehr aushalten können; widerstandslos fallen sie dem Gifte anheim. Schlaflosigkeit, Nervenschmerzen, Zittern der Hände, Unruhe, Angst, Uebelkeiten, Erbrechen stellen sich ein. Die Haut schrumpft zusammen, das Gesicht wird meist bleich, aschgrau, selten tiefroth; die Augen sind häufig glanzlos, der Blick matt und scheu, die Mundschleimhaut trocken. Der Hunger nach Morphium steigert sich, und je mehr von dem Gifte eingeführt wird, desto zerrütteter werden die Nerven und die Verdauungsorgane. Der Körper wird immer schwächer, bis schließlich Marasmus (Abzehrung) und Tod eintritt.

Wer einmal der Morphiumsucht verfallen ist, dem ist es aus eigenen Kräften kaum möglich, sich von dem Laster loszureißen, weil der an das Gift einmal gewöhnte Körper einen ungeheuren Hunger nach Morphium fühlt, der fast nur mit Gewalt zu besiegen ist. Wer jemals in die Gefahr kommen sollte, diesem Laster zu verfallen, wird gut daran thun, wenn er sich recht lebhaft die Leiden vergegenwärtigt, welche die Entwöhnung von dem Laster erfordert.

Der Patient, welcher zur Heilung der Morphiumsucht sich in die Anstalt begiebt, muß wie ein Verrückter sich seines freien Willens begeben und sich ganz der Gewalt des Arztes überlassen. Er wird im Zimmer eingeschlossen, in welchem er genau überwacht werden kann und ihm jede Gelegenheit zum Selbstmord fehlt. Man kann ihm nun allmählig oder plötzlich das Morphium entziehen; in ersterem Falle macht er die ganze Reihe der Leiden langsam durch, in letzterem Falle treten sie plötzlich auf und sind in einigen Wochen überstanden, wenn die Kraft des Kranken nicht zusammenbricht.

Kaum sind einige Stunden nach der letzten Einspritzung vergangen, dann verliert sich der angenehme Rausch, der Kranke fühlt Unbehagen und Unruhe; es tritt hochgradige Niedergeschlagenheit oder ein Angstzustand ein, der durch Schlaflosigkeit und Erscheinungen vor den Augen und Ohren gesteigert wird. Das Gesicht wird roth, der Schweiß steigert sich in hohem Grade, Kopfcongestionen und Herzklopfen treten ein, der Puls wird gespannt. Der Kranke schreckt zusammen, wenn sich ihm jemand nähert, krampfhafte Bewegungen oder Zuckungen durchziehen den Körper, die Hände zittern, die Zunge lallt, das Auge sieht doppelt. Dazu kommen dann Nervenschmerzen an Stirn, Hinterhaupt und Magen, Uebelkeit und zahllose Durchfälle mit Erbrechen, die meist mehrere Tage ununterbrochen anhalten. Einige Kranke bleiben bei diesem verzweiflungsvollen Zustande im Bett. Andere haben nirgends Ruhe, verlassen das Bett, laufen in Angst im Zimmer hin und her, jammern und schreien. Diese beruhigen sich nach und nach, oder, was freilich selten vorkommt, es steigern sich ihre Aufregung, ihre Angst, ihre Einbildung so sehr, daß sich ein vollständiges Delirium tremens (Säuferwahnsinn) herausbildet. Wieder andere sitzen in stiller Verzweiflung vor sich hinbrütend, um eine Gelegenheit zu ersehen, sich für immer aus ihrem elenden Zustand zu befreien.

Und wenn diese großen Leiden noch wenigstens von Erfolg wären? Freilich wird die Morphiumsucht für den Augenblick bei allen geheilt, aber wie viele fallen nicht bei der nächsten Gelegenheit abermals dem Laster anheim, das sie zu Grunde richten muß!

Wir wollen nicht blos ein Zeichen der Zeit

unsern Lesern vorführen, sondern zugleich warnen vor diesem schleichenden Laster, das im Anfang in seiner ganzen Häßlichkeit und Gefährlichkeit kaum erkannt wird. Wie leicht ist es möglich, daß Jemand, der nur die angenehmen Wirkungen des Morphiums erprobt hat und die schrecklichen Folgen nicht kennt, gleichsam unbewußt dem Laster anheimfällt, in dem er unbedingt untergeht, wenn nicht Gottes und guter Menschen Hilfe ihn aus seinem Taumel reißen. Außerhalb der größeren Städte und der höheren Stände wird vorläufig noch das Laster wenig verbreitet sein; aber eben, weil es jetzt noch Zeit ist, so achte jeder Familienvater und vorzüglich jeder Geistliche darauf, daß er in seinem Kreise die Einnistung desselben verhindere, die Quellen des Giftes verstopfe und die armen Opfer der modernen Trunksucht vom geistigen und leiblichen Verderben zurückreiße!"

Aus W. Ahrens' Skizzen aus dem Reiseprediger-Leben.

I.

Zweimal erstorben und ausgewurzelt.

(Juda V. 12.)

Bezeichnet die heilige Schrift den Menschen von Natur aus schon als todt in Sünden, so ist das um so mehr der Fall mit dem hilflosen Sklaven berauschender Getränke: das höllische Feuerwasser löscht alles Gute in ihm, das ihm noch vom Falle übrig geblieben ist, aus, bis er völlig „erstorben" ist. Und solches war der Fall mit einem Jünglinge, Namens K. S., der um's Jahr 1842 meine Gemeinde besuchte. Aber der Hochgelobte, der in die Welt kam, „zu suchen und selig zu machen, das verloren ist," der kam eines Abends vermittelst Seines Wortes in unsere Versammlung und sprach: „Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war." Die Freude der Gemeinde über die Bekehrung des jungen S. war groß und dauernd, denn er bewies mit seinem Wandel die Echtheit derselben.

Als S. der Sünde, der Welt und dem Teufel Abschied gab, suchte und fand er Kost und Logis in einer Familie, die gleichfalls zur Gemeinde gehörte; aber der Mann war einer jener sonderbaren Christen, welche meinen, eine Flasche Branntwein im Hause und ein zeitweiliges Gläschen sei ganz gut verträglich mit wahrem Christenthum und dem Methodismus, obschon er nur höchst selten Gebrauch davon machte. Aber in einer Nacht, wo ein Theil seines Hauses niederbrannte und die Familie die ganze Nacht nicht zu Bette kam, trank er ein „Gläschen" und offerirte eines dem Bruder S.; jedoch erst nach längerem Weigern ließ sich dieser überreden und trank. Von Stund an begann sein Abfall vom Herrn. Ich ging ihm zwar unermüdlich nach, aber alle meine Wege, alle Bitten, alle Vorstellungen waren fruchtlos: er sank in kurzer Zeit so tief, daß er ein Auswurf der Menschheit ward, dann die Stadt verließ und ich ihn aus den Augen verlor.

Zehn Jahre mit häufigem Wechsel meiner örtlichen Amtsthätigkeit sind verflossen, und ich finde mich als Seelsorger an der Buckeye Str. Gemeinde in Cincinnati. Da kommt eines Tages ein Fremder zu mir mit der Bitte, mit ihm zu einem Manne zu gehen, der sehnlichst verlange, mich zu sehen. Er führte mich nach dem unteren Theile der Stadt in eine zerfallene Bretterhütte, welche augenscheinlich schon lange nicht mehr bewohnt war. Durch einen schmalen Gang ging es zu einem Gemache, das so finster war, daß ich unwillkürlich auf der Schwelle stehen blieb, um meine Augen erst an das Dunkel zu gewöhnen, während zugleich der Gedanke in mir aufstieg, ob ich nicht verrätherischer Weise in eine gefährliche Falle gelockt sei. Dann wurde in einer fernen Ecke ein Geräusch hörbar, und meine Augen gewahrten endlich auf einigen Lumpen eine Menschengestalt, bei deren Anblick mich schauderte. Dieselbe erhob sich alsobald, aber nicht auf die Füße, denn es war ein völliger Krüppel, sondern auf Hände und Kniee, und kroch also zu mir, und als er mich erreichte, ergriff er krampfhaft meine Hand und seine stark gelähmte Zunge stammelte: „Bruder Ahrens!" Im spärlichen Lichte, welches durch die Thüröffnung fiel, gewahrte ich, wie die mich anstarrenden Augen aus dem Haupte hervorquollen, als sollten sie aus ihren Höhlen treten, das Weiße stark entzündet und blutroth, und das aufgedunsene Gesicht verzog sich zu einem erzwungenen Grinsen. Und dieser zu meinen Füßen liegende und mit spärlichen Lumpen bekleidete Krüppel — ein Krüppel leiblich und geistlich — war kein Anderer, als der oben erwähnte K. S. Nie zuvor, noch je nachher habe ich eine so vollständige menschliche Ruine gesehen, wie diese.

Offen gestanden, als „Bruder im Herrn" begrüßt zu werden von solchem „Wrack", wollte mir — der alten Natur — doch anfänglich als Hohn erscheinen; aber im nächsten Augenblicke fühlte ich in mir die Bruderliebe gegen ihn entbrennen, und ich würde es zu den glücklichsten Momenten meines Lebens gerechnet haben, hätte ich ihn aus der rettenden Hand des Sünderfreundes wieder als wirklichen Bruder in Christo empfangen können. Aber meine besten Ver-

suche, ihn zur Reue und zum Verlangen nach dem einzigen Retter aufzuwecken, glitten ab von ihm, wie Wasser von einem heißen Stein: er war das Bild eines zweimal erstorbenen und ausgewurzelten Baumes, dem nicht mehr zu helfen ist. Der einzige Zweck, weßhalb er mich holen ließ, war Hilfe in seiner leiblichen Noth, mit einem Worte — Geld, vorgebend, er versuche, nach Deutschland zurückzureisen. Er war am nämlichen Morgen von St. Louis auf einem Dampfer angekommen, von welchem ihn ein Freund in das erwähnte leerstehende Lokal schleppte. Wie er meinen Aufenthalt und Wohnung ermittelt hatte, weiß ich nicht; genug, er hatte das gute Zutrauen zu mir, daß ich ihn nicht ohne Hilfe lassen werde, und darin sollte er auch nicht getäuscht werden. Ich verwandte mich für ihn bei der Armenbehörde der Stadt, welche jedoch, statt ihn aufzunehmen, ihn sogleich weitertransportirte. Etwas Geld, das ich für ihn collektirte, gab ich ihm mit auf die Reise und empfahl ihn der Gnade Gottes.

Eine gute Entgegnung.

In dem Herrenstüblein des ersten Gasthofes in meiner Vaterstadt ging es an einem Novemberabende äußerst lebhaft zu. Waren vielleicht der in der Nähe wohnende Gutsbesitzer v. H. und der Schmiedemeister K. des Ortes wieder beim Erzählen ihrer erlebten und nicht erlebten Jagd- und Reiseabenteuer zum Ergötzen der übrigen Gäste aneinander gerathen? und suchte Einer den Andern an möglichen und unmöglichen Geschichten zu überbieten? v. H. war nicht zugegen und der anwesende Meister K. hatte bis jetzt beharrlich geschwiegen. Was war also die Ursache des so lebhaften Wortwechsels? Der Herr Superintendent S. war mit dem Arzt des Ortes, Herrn Dr. B., in ein Wortgefecht gerathen, und in der Hitze des Kampfes rief letzterer dem Superintendenten zu: „Salzmann hat durch seine Schriften in der Welt mehr Segen gestiftet, als die Bibel." „Wie wollen Sie solche abenteuerliche Behauptung beweisen?" entgegnete dieser. „Nun," war die Antwort, „durch's Lesen der Bibel ist schon Mancher verrückt geworden; durch Salzmann's Schriften aber noch Niemand." Da erhob sich plötzlich der dem Superintendenten zur Linken sitzende Meister K., und noch ehe sein Nachbar dem Herrn Doctor eine Antwort geben konnte, sagte Meister K.: „Herr Doctor, von ham Süe gewießt a rächt flissich in der Bibel geläse." Ein schallendes Gelächter der Andern folgte diesen Worten. Wüthend trank Dr. B. sein Bier aus und verließ, ohne gute Nacht zu wünschen, sofort die Gesellschaft. — „Meister K.," sagte mein Vater, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, „trifft doch immer den Nagel auf den Kopf." „Do — e mött ich kai Schmied sei," erwiderte dieser.

„Herr, hilf mir!"

Aus dem Englischen von D. Matthäi.

Viele der Einwohner von Manchester und den umliegenden Städten werden sich eines alten, sehr freundlichen Predigers erinnern, der in seiner Beschreibung der christlichen Erfahrung beinahe unübertrefflich war. An einem Sonntag predigte er über die Worte: „Herr, hilf mir!" Nachdem er seinen Text verlesen und seine Brille abgenommen hatte, überschaute er mit bedachtsamen Blicken die Versammlung, und erzählte dann in folgenden Worten seine Erfahrung:

„Freunde, als Einleitung zu unserm Text will ich euch erzählen, wie ich zur Wahl desselben gekommen bin; indem es zum bessern Verständniß nothwendig ist, will ich zu euch in der ersten Person reden.

„Ehe ich mich völlig dem Predigtamte weihte, betrieb ich ein Geschäft, in welchem ich oft von meinem Credit Gebrauch machen mußte. Nach Aufhebung meines Geschäftes und Antritt des Predigtamtes hatte ich an verschiedenen Plätzen Schulden; da ich aber viel mehr ausstehen hatte, als ich schuldete, hegte ich nicht die geringste Sorge, meine Gläubiger befriedigen zu können. Ein gewisser Mann, dem ich zwanzig Pfund schuldete, verlangte Bezahlung. Ich gab ihm das Versprechen, den nächsten Montag die Sache in Ordnung zu bringen. Der Tag kam, der Mann verlangte Bezahlung; aber ich hatte kein Geld. Der durch diese Täuschung entstandenen großen Unzufriedenheit gab der Mann in Worten Ausdruck und meinte, ich hätte ihm kein Versprechen geben sollen ohne die Absicht, dasselbe zu halten. In meinem Ehrgefühl dadurch angegriffen, versprach ich ihm mit Bestimmtheit, den kommenden Montag zu bezahlen.

„Den nächsten Tag besuchte ich Einige, die mir schuldig waren, in der gewissen Erwartung, die nothwendige Summe zu erhalten, erhielt aber keinen Penny. Den nächsten Tag versuchte ich es bei Andern und hatte denselben Erfolg. Hierauf schrieb ich die Namen einer Anzahl meiner Freunde auf ein Stück Papier mit der Zuversicht, daß ich von jedem zwanzig Pfund borgen könnte, wurde aber wieder mit meiner Hoffnung zu Schande. Sämmtliche Freunde verstanden es viel besser, ihrem großen Mitleid in Worten Ausdruck zu geben, als mit der That zu beweisen; ich erfuhr dadurch, daß man die Zahl seiner wahren Freunde kennen lernt, wenn man Geld von ihnen leihen will.

„Den nächsten Tag verfertigte ich eine Liste mit Namen, bestehend aus solchen Freunden, die nicht so reich waren, als die ersten, indem ich hoffte, an verschiedenen Plätzen fünf Pfund zu erhalten und somit die ganze Summe. Zur Erreichung meines Zweckes benutzte ich den ganzen Tag und ging viele Meilen, und als ich Abends nach Haus kam, hatte ich nicht einen Penny. Ich sprach zu mir selbst: Wie kommt es, daß ich ein respektabler Mann, und wie viele Leute sagen, auch ein populärer Prediger, bei meiner ganzen Freundschaft nicht einmal zwanzig Pfund borgen kann? Ich glaubte immer, daß ich so viele Freunde hätte, als Andere, und doch konnte ich in meiner Noth nicht Einen finden, der mir

zwanzig Pfund anvertrauen wollte? Mein Stolz erhielt dadurch einen gewaltigen Stoß und ich fühlte in Wahrheit demüthig.

„Am Freitag fing meine Hoffnung an zu sinken, ich wußte nicht, auf welchem Wege mir die nöthige Hilfe sollte zu Theil werden. Ich mußte das gegebene Versprechen halten, sonst stand meine Ehre und Wahrheit als Prediger des Evangeliums in Gefahr. Ich hatte genügende Ursache zu glauben, daß mir im Falle der Nichtzahlung ein Gerichtsdiener in's Haus gesandt werde. Bei der Familienandacht des Morgens las ich den 37. Psalm, indem ich dachte, derselbe sei auf meine Lage anwendbar. An jenem Tage wollte ich einen Text für die Predigt des kommenden Sonntags suchen, konnte jedoch das Gesuchte nicht finden, indem ich nur an zwanzig Pfund denken konnte. Ich versuchte zu lesen, doch auch das war vergebens, schien es doch, als ob alle Buchstaben bedeckt seien mit zwanzig Pfund. Ueberhaupt schien es, als ob an jedem Gegenstand, den ich erblickte, in großen Buchstaben geschrieben stände: Zwanzig Pfund. Ich war sehr niedergeschlagen, mein Zustand war ein trauriger.

„Nach einer schlaflosen Nacht verließ ich am Samstag morgen mein Bett; das Essen wollte nicht schmecken, und während des Gebetes überwältigten mich meine Gefühle der Art, daß meine Frau die Frage an mich richtete, ob ich krank sei, oder ob Kummer und Sorge die Ursache meiner Traurigkeit sei. Sorgen genug, war meine Antwort, und ich erzählte ihr den Hergang der ganzen Sache. Nach einigen Minuten sagte sie: Du hast schon oft von der Kraft der göttlichen Gnade gepredigt, in deinem Zustand bedarfst du dieselbe, eigne sie dir an!

„Meine Frau ist eine gute Christin, sie lebt in der Ueberzeugung, daß Werke der beste Beweis des christlichen Glaubens sind, beides bei Prediger und Gliedern.

„Samstags erging es mir wie Freitags, ich war in einem Zustand der Betäubung bis gegen Abend; um diese Zeit ging ich mit schwerem Herzen in mein kleines Studirzimmer. Sonntags sollte ich dreimal predigen und hatte noch keinen Text; Montags die Schuld bezahlen und hatte keine zwanzig Pfund. Was war da zu thun? Eine geraume Zeit bedeckte ich mit beiden Händen mein Gesicht, fiel dann auf meine Kniee und betete wohl hundert Mal: „Herr, hilf mir! Herr, hilf mir!" Während des Gebetes erhielt ich den Eindruck, daß diese Worte als Text sehr passend sein würden; indem nun Sonntag eher als Montag kommt, traf ich so gut als unter Umständen möglich, Vorbereitungen für meine Arbeit am kommenden Tag. Ich konnte keinen andern Text finden, als: Herr, hilf mir!

„Während der Predigt am Sonntag Morgen fühlte ich große Freiheit und standen mir viele Gedanken und Illustrationen zur Verfügung. Eine Illustration war aus dem Leben eines mir sehr bekannten Mannes genommen, der Vormund über zwei Waisen gewesen war. Er wurde versucht, von dem ihm anvertrauten Gelde Gebrauch zu machen; er that so, verlor aber leider viel davon. Dieser Umstand beschäftigte ihn in hohem Grade, mit der Zeit ergab er sich dem Trunk, er verlor seinen Charakter, den Frieden seines Herzens und starb als ein Vagabund. In der Anwendung sagte ich: Hätte der Mann, als die Versuchung, das Geld der Waisen zu gebrauchen, zuerst an ihn herantrat, Gott um Hilfe angerufen, der Versuchung zu widerstehen und zu leben und zu handeln, wie ein ehrlicher Mann und Christ handeln sollte, so hätte ihn Gott erhört, mit Gottes Hilfe hätte er das Geld nicht genommen, seinen ehrlichen Namen nicht befleckt, den Frieden seines Herzens nicht verloren und er wäre nicht in eines Vagabunden Grab gestürzt.

„Die Zeit zum Abschluß meiner Versammlung kam, aber ich war mit meiner Predigt nur zur Hälfte fertig. Denselben Gegenstand behandelte ich des Mittags und Abends, so half der Herr in der Verrichtung meiner Arbeit am Sonntag, und ich hoffte, Gott würde mir auch den nächsten Tag helfen.

„Als ich nach beendigter Abendversammlung die Kirche verlassen wollte, wünschte mich ein junger Mann allein zu sprechen. Auf seinen Wunsch nahm ich ihn in ein Nebenzimmer, frug nach seinem Verlangen in der Erwartung, daß er Aufschluß über sein Seelenheil verlange. Es dauerte einige Minuten, ehe der junge Mann reden konnte, dann sagte er: Sie haben meine Mutter gekannt, Herr Gadsby?

„Ich schaute ihm in das Gesicht und sagte: Gewiß habe ich; aber ich erkannte dich nicht auf den ersten Blick.

„Als sie starb, sagte der junge Mann, hinterließ sie mir all ihr Geld, mit Ausnahme von zwei kleinen Summen. Einer verwandten, armen alten Frau sollte ich fünf Pfund geben. Von Ihnen redend, sagte sie: Unser Prediger bedarf der Hilfe, und es ist mein Wunsch, daß du ihm zwanzig Pfund giebst. — Jene fünf Pfund bezahlte ich an die betreffende Frau; in dem Bewußtsein aber, daß Niemand etwas von der für Sie bestimmten Summe wisse, kam ich zu dem Entschluß, es Ihnen niemals zu geben. Da ich aber heute Morgen Ihre Predigt und das Beispiel jenes betrügerischen Vormundes hörte, wurde ich in meinem Innern so getroffen, daß ich das Geld geholt habe und mit der Absicht gekommen bin, Ihnen die zwanzig Pfund zu geben. Hier sind dieselben. Bitte, nehmen Sie das Geld und vergeben Sie mir.

„Die Ueberraschung und das Staunen war groß; während der junge Mann das Geld in meine Hand that, zitterte ich am ganzen Körper. Gott hatte mein Gebet erhört; er hatte mir während des Sonntags geholfen und sandte mir die für den Montag nöthigen zwanzig Pfund. Das Geld gehörte mein, ich nahm es, schüttelte dem jungen Mann kräftig die Hand, ohne dasselbe in meine Tasche zu thun, eilte ich nach Haus, legte es auf den Tisch und sagte zu meiner Frau: Hier ist es! Hier ist es! Jetzt wußte ich, warum ich das Geld nicht leihen konnte; der Herr sorgte für mich, indem er mir zur rechten Zeit die zwanzig Pfund sandte. Gott erhörte mein Gebet und half mir, und ich will Ihm vertrauen und danken, so lange ich lebe.

„Ach, meine lieben Freunde, wenn dies kleine Gebet: Herr, hilf mir! aus gläubigem Herzen eines Kindes Gottes kommt, dann können uns weder Teufel noch Engel die Kraft desselben sagen. Ich habe dadurch tausende Segnungen erhalten; ohne jene zwanzig Pfund."

Muselmännische Legende.

Salomon saß eines Tages in seiner Hauskapelle, als er durch die offene Thür drei ungeheure Genien-Gestalten den Gang einherschreiten sah; je näher sie kamen, desto kleiner und menschlicher ward ihre Form, und der erste trat hinein in's Kabinet. „Wer bist du, guter Freund?" begrüßte Salomon den Fremdling. „Ich heiße," antwortete die Genius-Gestalt, „nachgiebige Sanftmuth, und komme, dir Gesellschaft zu leisten." — „Du bist ein guter Geselle," antwortete Salomon, „in der wöhnlichen Gesellschaft; nur für Könige taugst du nichts, die mit dir gar bald um ihr Ansehen kämen. Ich danke dir also für deinen guten Willen, und wünsche, du mögest dich lieber bei meinen Unterthanen einquartieren."

Der zweite Genius trat herein. „Wer bist du, schöne erhabene Gestalt, die mir Ehrfurcht einflößt?" — „Ich bin die Vernunft, und wünsche deiner engsten Gesellschaft werth zu sein." — „Das bist du ganz gewiß, liebe Vernunft; aber verzeih mir, immer mit dir umzugehen, immer deine strengen Hofmeistereien vor Augen zu haben, würde mir allen Lebensgenuß verleiden. Ich ehre und schätze dich, besonders wenn du an der Seite meiner Minister erscheinst, aber dich immer an meiner Seite zu sehen, dazu kann ich mich unmöglich entschließen; ich nehme deinen guten Willen für's Werk an. Laß mich nun den dritten Mann schauen."

Die dritte Gestalt, nicht minder schön als die beiden vorigen, hatte etwas unwiderstehlich Anziehendes. „Wie heißest du?" fragte Salomon. — „Die einen heißen mich die Bitte, die andern das Gebet; ich komme um deine vertraute Freundschaft zu werben." — „Sei willkommen," erwiderte Salomon, „und weiche nicht von meiner Seite; denn nur durch dich gewinnt das Leben Sinn und Bedeutung. Ohne Erhebung des Herzens zu Gott fließen die Menschentage leer und unnütz dahin. Bleib also bei mir als unzertrennlicher Gefährte!"

(Morgenblatt.)

Ein chinesisches Gastmahl.

Wem die Ehre widerfährt, zu einem Diner bei einem Mandarin gezogen zu werden, erhält die Einladung zu diesem auf einem den chinesischen Visitenkarten gleichenden karminfarbigen Blatt Papier, das außer der Einladung noch unzählige Artigkeitsfloskeln in sich schließt. Stadtrichter Tihen war es nun, dem mehrere Consuln, darunter der österreichische Generalconsul Herr Schlick, ferner Herr Haas, österreichischer Interpret, und ich es verdankten, solch einem Diner beizuwohnen. Die Geladenen waren alle zugleich eingetroffen und hatten sich eben im Vorhofe des vom Stadtrichter bewohnten Gebäudes versammelt, als die Thore von zwei Kulis aufgerissen wurden und wir in den zweiten Hof eintraten, wo uns ein ungekannter Ohrenschmaus entgegentönte. Chinesische Musik empfing uns mit einem Tusch, und Böllerschüsse wurden gelöst. Es wurde uns leichter um's Herz, als dieses wirre Concert ein Ende nahm. Von hier aus kamen wir in den dritten Hof, wo uns der Hausherr empfing und in den Speisesaal geleitete, welcher nur durch eine Glaswand von dem Hofe getrennt ist. Dieser Saal enthielt in der Mitte einen großen runden Tisch, und an den Wänden ringsum standen Stühle, neben jedem ein kleines Tischchen, um die Theeschalen darauf zu stellen, da dieses Getränk gleich beim Eintritt gereicht wurde. Chinesische Gemälde bedeckten die Wände und zahlreiche Laternen und Lampen hingen von der Decke herab.

Nachdem die Unterhaltung, welche in chinesischer Sprache geführt wurde, eine kurze Weile gedauert, wurde vor unsern Augen der Tisch gedeckt. Endlich war alles bereit, und Tihen forderte jeden einzelnen besonders auf, zu Tisch zu kommen, wies jedem seinen Platz an und überreichte die rothlackirten Stäbchen, welche als Eßbesteck dienen sollten, mit tiefen Complimenten, welche man so gut als möglich erwiderte. Als diese Ceremonie beendet war, setzte man sich an die Tafel. Es wurde Reiswein gebracht und das erste Gericht aufgetragen, bestehend aus Schinken, Eiern, jungem Bambus und mehreren andern kalten Gemüsen. Hierauf kam Suppe, aus Vogelnestern bereitet, mit Eier-Gelee. Zur Beschreibung der nun folgenden vierunddreißig Gerichte fehlt mir sowohl das Gedächtniß als auch hauptsächlich die nöthige Kenntniß der chinesischen Kochkunst. Um doch noch einige der hervorragendsten von den eigenthümlichen Speisen anzuführen, seien erwähnt: Haifischflossen, Baumschwämme, dann eine Suppe von winzigen Schnecken in dem Umfange kleiner Bohnen, welche aus dem Tahusee kommen, eine Gattung Seegras, Ragout von Entenzungen, Fischgehirn in brauner Sauce, das Ekelhafteste, was man einem europäischen Gaumen vorsetzen kann; Mehlspeisen, in Oel gebacken, nach chinesischem Geschmacke famos zubereitet. Enten-, Schweine- und andere Braten waren genießbar, die Fische sogar recht gut zubereitet, doch ziehe ich natürlich die einfachste europäische Kost diesen Genüssen der chinesischen Küche entschieden vor. Das letzte Gericht bildete Reis mit Hühnersuppe. Abwechslung in Speisen kennen die Chinesen nicht, indem sie auf einmal ihre ganze Kochkunst auskramen, und dann bei jeder Gelegenheit dieselbe Reihe von Gerichten wiederholen. Bei den letzten Gängen wurde Champagner gereicht, der einzige europäische Wein, welchen die Chinesen trinken, vorausgesetzt, daß sie die Mittel haben. Schon nach der Suppe reichte der Hausherr Cigarren herum, eine wahre Wohlthat für Europäer, welche sich geschmeichelt fühlen, von irgend einer chinesischen Nobilität zu Tische geladen zu sein. Das Diner dauerte von 7 bis 10 Uhr Abends, und es ist Sitte, nachdem das letzte Gericht abgetragen ist, sich sofort zu empfehlen.

Noch wäre zu bemerken, daß der Chinese seine Gäste stets im Staatskleide empfängt, während wir uns nur im Gesellschaftsanzuge befanden.

v. Fries.

„Die Abendglocke darf nicht läuten."

Von C. F. Allert.

Es war im Jahre 1655. Ruhig, schön senkte sich in herrlichem Farbenspiel die rothe Sonnenkugel im fernen Westen. Ihre Scheidestrahlen fielen auf das bleiche Angesicht eines Mädchens, das vor dem offenen Fenster saß. Man konnte es ihren kummervollen Gesichtszügen ablesen, daß ein heftiger Sturm im Innern tobe. So ruhig, wie die Natur im Glanz der untergehenden Sonne dalag, so unruhig war es in der Seele des Mädchens. Tausende mochten sich freuen an der Pracht der Abendröthe, welche die sich immer sinkende Sonne umgab, für sie hatte sie keinen Reiz; vielmehr wurden durch sie die schrecklichsten Gedanken wach gerufen. Noch ein solcher Abend, und — — ach, der bloße Gedanke an den folgenden Abend brachte sie in die Tiefe der Verzweiflung und fuhr wie ein Dolch durch ihr Herz. Drüben, umgeben von den grauen Mauern des Gefängnisses, sitzt ein junger Mann, der beim Läuten der Abendglocke am folgenden Abend sterben soll. Schon längst hatten sich ihre Herzen gefunden, und die Liebe, die stärker ist als der Tod, hatte sie fest verbunden. Er war ein Soldat in Cromwell's Armee. Durch irgend ein Vergehen war das Todesurtheil über ihn gesprochen. Die Abendglocke sollte sein Schicksal verkünden — durch Henkers Hand soll er sterben. Darum siehst du, lieber Leser, warum es an diesem stillen Abend so unruhig in einem Herzen war.

Endlich hatte die Nacht ihren Schleier über das Dorf geworfen, sie deckte auch mitleidsvoll Elisabeths ängstliche Gesichtszüge zu, doch für sie war keine Ruhe. Trotzdem, daß sie durch vergebliche Bemühungen um seine Rettung sich fast zu Tode ermüdet hatte, so nahte sich doch der Schlaf, des Müden Erquicker, ihr nicht mehr. Wenn auch, von Ermattung überwunden, die Augen zufielen, so schreckten wilde Phantasiebilder sie bald wieder auf. Nie zuvor hatte sie aus dem 88. Psalm so gebetet, als in diesen Tagen. „Herr Gott, mein Heiland, ich schreie Tag und Nacht vor dir. Laß mein Gebet vor dich kommen, neige deine Ohren zu meinem Geschrei." Ja, der Allmächtige hörte auch ihren Jammer, es sollte zu seiner Zeit ihr auch die Antwort werden.

Der Tag brach an. Von neuem suchte sie Cromwell auf, der vor dem Dorfe sein Lager aufgeschlagen hatte. Knieend und mit heißen Thränen bat sie um Richards Leben. Alles umsonst! Unerbittlich blieb er, unwiderruflich das Schicksal.

Sie suchte Rath bei Freunden, doch wie ärmlich ist aller menschliche Rath. Sie mochten mit ihr weinen, aber helfen konnten sie nicht. Wie in der Verzweiflung ringend, sagte sie oft: „Die Abendglocke darf nicht läuten!" Mit diesen Worten trat sie auch in das kleine Gemach des alten Glockenläuters. „Hier endlich werde ich nicht umsonst bitten," sagte sie zu sich selbst. Mit aller Wärme ihres gebrochenen Herzens legte sie ihm die Sache vor. Ihre heißen Thränen gaben ihren Worten Nachdruck. Doch der alte Kasper durfte nicht in seinem Dienst untreu sein.

„Du mußt dich fügen und Gott walten lassen; das Läuten der Abendglocke darf nicht vergessen werden — die Abendglocke muß läuten," setzte er hinzu.

Doch sie, nachdem sie einige Augenblicke sinnend gestanden, murmelte vor sich hin: „Die Abendglocke darf nicht läuten!" und eilte dann fort.

Die Liebe ist erfinderisch. Doch lächle nicht, lieber Leser, denn hier sann sie in vollem Ernst. Der letzte verzweifelte Schritt, der in Elisabeths Herzen geplant war, sollte gethan werden.

Wieder sank die Sonne im purpurnen Glanze zur Ruhe. Es war noch eine halbe Stunde vor dem Abendläuten. Kasper, der alte im Dienste ergraute Glockenläuter, trat aus seiner Hausthür und stand mit entblößtem Haupte in der duftbeladenen Abendluft. Leise spielten die Winde mit seinen weißen Locken. Er hatte schon Manches erlebt. Könige waren in seinem Leben erstanden, gekrönt und verschwunden. Sechzig Jahre lang hatte er schon gedient. Fröhlich klang es bei der Krönung, langsam, traurig flog über Berg und Thal ihr Schall, wenn sich ein gekröntes Haupt zum Staube neigte. Jetzt unter der Herrschaft Cromwell's hatte sein Arm seine Kraft noch nicht verloren. Sein Gedächtniß war so überschrieben, kreuz und quer durch die Erlebnisse vergangener Jahre, daß er wenig von der Gegenwart wußte. Er lebte in der Vergangenheit. Wenig dachte er daran, daß Cromwell selbst vor dem Dorfe lag — es ging ihn auch wenig an — er wußte nur: wenn die Sonne sinkt, dann muß die Glocke läuten.

Langsam lenkte er seine Schritte dem Thore zu, als eine Frauengestalt auf ihn zueilte. Er sah sie nicht, bis sie vor ihm stand, denn seine Augen waren trübe geworden. Nun blickte sie mit ihren rothgeweinten Augen in sein faltenreiches Gesicht. Er sah die Bewegung der Lippen, aber hörte nichts.

„Sprich lauter, Mädchen, ich bin zu taub, ich kann dein Geplauder nicht hören."

„Um des Himmels willen, lieber Kasper, läute heute die Glocke nicht," rief sie händeringend.

„Was? nicht läuten? bist du närrisch?" brummte Kasper ihr entgegen.

„Kasper, um des Himmels willen, um meinetwillen, nur dies eine Mal vergiß die Glocke zu läuten; nur dies Mal, und Richard wird leben. Sieh, hier ist Geld — damit kannst du dein Leben ruhig beschließen. Ich habe meine Juwelen alle verkauft; das Geld soll dein sein, wenn du das Läuten nur dies eine Mal unterläßt."

„Was, mich bestechen?" rief er hastig. „In deinen Adern rinnt nicht das Blut deiner edlen Mutter. Seit sechzig Jahren habe ich treu mein Amt verwaltet, und jetzt bestechen lassen? Nicht für all das Geld, das du bringen kannst. Was geht mich dein Liebhaber an? Ach was, was!"

* * *

Draußen auf dem schönen Grün, wo die Linden ihre langen Schatten warfen, stand Richard, auf den Glockenschlag wartend. Schön, schlank, ragte er über die ihn umstehenden Piekenträger hinweg. Was hatte er gethan? Daran lag wenig in den Tagen, da Cromwell's Schwert hier und da nieder-

fuhr. Der Haß einer hohen Dame von adeligem Geschlecht hatte ihn so lange verfolgt, bis er ihn zu diesem tragischen Ende gebracht. Er mußte sterben. Im schönsten Bilde lag die Welt vor ihm. Er sah noch einmal an die dunkelgrünen Wälder, die friedlich in der Abendstille lagen, die Vögel über seinem Haupte, die Blumen zu seinen Füßen, aber am allermeisten die große rothe Sonne, die über der fernen Heide hing und langsam, langsam sich tiefer senkte. Er war ein gottesfürchtiger Jüngling, der schon lange mit seinem Schöpfer in Frieden lebte. Nichts stand zwischen ihm und dem Tode, als der süße Blick seiner Elisabeth; sie that ja alles Mögliche, sein Leben zu retten. Zu Cromwell's Füßen hatte sie darum gebeten, den Himmel hatte sie mit ihren Gebeten bestürmt — aber alles umsonst.

Langsam sank die Sonne hinter dem Waldessaum. Noch eine halbe Minute, und der Glockenschlag verkündigt die Stunde des Schicksals. Er erschrak nicht. Was bot das Leben, daß er es umklammern, was war für ihn der Tod, daß er vor ihm zurückschrecken solle? Die Natur hatte ihr Abendglöcklein längst geläutet, aber Kasper schwieg. Richard stand an der Schwelle der Ewigkeit, aber warum war Elisabeth nicht bei ihm.

* * *

Kasper hatte sein Gespräch mit Elisabeth abgebrochen. Langsam ging er auf den Thurm zu, als plötzlich eine bleiche Gestalt an ihm vorbeiflog. „Ach, Hulda, Hulda!" murmelte der alte Mann, „wie schnell sie eilt! Ich werde bald kommen, meine Liebe, meine Arbeit ist bald gethan."

Hulda war seine Gattin, die ihm in der Blüthe ihres Lebens durch den Tod entrissen worden war, und er hatte sein Leben lang getrauert. Hulda war es nicht, die an ihm vorbei eilte, sondern Elisabeth in der Angst der Verzweiflung. Sie wollte das letzte Mittel versuchen, darum eilte sie voraus in den Thurm.

„So hilf mir Gott! heute Abend wird's nicht läuten."

Wenn ich sage: die Liebe sei erfinderisch, so lächle nicht, lieber Leser, denn ich meine es im vollen Ernst.

Bald war sie in dem räumlichen Gebäude. Wie ein Reh flog sie die Treppen hinan, ihr Herz um Richards Leben zu Gott gehoben. Unruhig flogen die Fledermäuse von den Balken und Sparren des alterthümlichen Gebäudes. Doch aufwärts gings, trotz des Staubes, der sich seit Jahrhunderten gelagert hatte. Weit, weit oben blickte sie von der schwindelnden Höhe hinab. Kasper hatte den Weg überschritten und stand bald unter dem hohen Portale. Doch noch weiter hinauf, sollte der Plan nicht fehlschlagen. Noch eine Treppe höher und sie stand unter der großen Glocke. Ein vom Wurm zernagter Klotz diente als Fußbank. Auf diesen stellte sie sich und wartete auf das erste Anzeichen, daß Kasper zum Seile gegriffen habe. Sie konnte soeben den schweren Klöppel umarmen. „Du sollst nicht läuten," wiederholte sie, auf den Sprung bereit. Kasper war alt und langsam, aber gewiß. Endlich kam ein leichtes Zittern. Elisabeth flog an den Klöppel und hielt ihn fest umklammert. Die alten rostigen Rollen kreischten. Bald flog sie hin und her. Schwer folgte Schlag auf Schlag. Kaspers Arm hatte seine gewohnte Kraft noch nicht verloren. Mochte der gefühllose Klöppel sie auch von einer Seite zur andern schleudern; wurden auch ihre Hände zerquetscht; lief auch das Blut von den Armen hinab — sie hielt das gefühllose Ungeheuer fest.

So rang in jener Abenddämmerung ein braves Herz mit der Glocke, die Unheil verkündigen sollte, und Gott gab den Sieg.

„Ach, Hulda, Hulda, meine Arbeit ist bald gethan!" murmelte wieder der Alte. „Die Glocke wird doch zu viel für mich. Meine Ohren versagen ihren Dienst. Ich habe auch nicht einen Schlag der Abendglocke gehört. Du liebe, alte Glocke, meine Ohren sind schuld, nicht du! Lebe wohl! lebe wohl!"

Unter dem Portale wischte er die Thränen von den Wangen; es war doch zu hart, daß auch jetzt das Gehör so abgenommen habe. Als Kasper den Seitenweg überschritt, flog wieder eine bleiche Gestalt an ihm vorbei, deren Hände blutend, zerrissen, kraftlos an der Seite hingen.

Cromwell stand im Begriff, dem Schweigen der Glocke nachzuforschen. Er sah den Mann, der sterben sollte, auf der Anhöhe stehen, gegen den dunkeln Himmel, schön wie Absolom. Tiefe Falten lagen auf seiner Stirn, aus seinen Augen schoß Zorn. Doch wagte er nicht, das Commando zu geben, das auf seinen Lippen schwebte, denn eine lichte Mädchengestalt kam auf ihn zugelaufen. Die Soldaten räumten den Weg und ließen sie durch. Noch einmal warf sie sich zu den Füßen des Protektors nieder. Ihre zerfleischten Hände hob sie zu ihm empor. Mit dem Erguß ihres Herzens erzählte sie, warum die Abendglocke nicht geläutet habe. Solche Argumente waren unwiderstehlich. Die zornigen Augen wurden sanft. Er stieg vom Pferde und hob sie auf, und befahl, man solle den Gefangenen loslassen. Und so geschah es.

Die Nacht senkte ihren Schleier auf das Dorf herab und deckte nun zwei dankbare Herzen zu, die die Bitterkeit des Lebens geschmeckt, damit die Süßigkeiten desselben so viel dankbarer genossen werden konnten.

Spiegel.

Ein Wort für Jedermann.

Nach dem Englischen des Dr. E. Gregory.

Die urälteste Geschichte berichtet uns über den Gebrauch des Spiegels. Ehe Glas erfunden worden war, bediente man sich zu diesem Zwecke polirten Metalles, und noch früher mußte die Stelle des Spiegels der durchsichtige klare Bach vertreten, in welchen auch, wenn Milton sich nicht irrt, Eva einen Blick hineinwarf, ehe sie ihren Adam aufsuchte.

Es giebt Männer, und ihre Zahl ist nicht gering, welche sich der fixen Idee hingegeben haben, daß Frauen ohne ihren Spiegel nicht leben könnten. Voll Witz und rachedürstend zugleich beschloß eine

Frau, diese Ansicht durch Thatsachen zu widerlegen. Auf der Weltausstellung zu Philadelphia notirte sie Jeden auf, der in einen Spiegel schaute, und es stellte sich heraus, daß auf je eine spiegelschauende Frau zwei spiegelschauende Männer kamen. Freilich, wie viele beider Geschlechter von glühendem Verlangen fast verzehrt wurden, auch einen Blick in den Spiegel zu werfen, welche aber von Stolz und Furcht abgehalten wurden, hatte sie nicht angemerkt.

Ein Mädchen ist deßhalb durchaus nicht weniger zu achten, wenn sie es ihrem Spiegel gesteht, daß sie ihrem Bewerber gefallen möchte. Ja, eine Gattin und Mutter, welche, wenn sie darauf gesehen, daß das Haus in guter Ordnung ist und die Tafel wohl versorgt, für einen Augenblick vor den Spiegel tritt, um sich zu versichern, daß sie selbst sauber und ordentlich zum Tisch tritt, verdient unsere Achtung. Was hilfe es, wenn Alles in der schönsten Ordnung wäre, die Gattin und Mutter aber, die eigentliche Zierde des Hauses, sich schlampig niedersetzte?

Spiegel von Glas oder Metall sagen uns jedoch nur zum Theil, was wir sind. Sie zeigen uns den äußern Menschen, und nur so viel von der innewohnenden Seele, wie sich von ihr in den Gesichtszügen und in der Haltung des Körpers wiederspiegelt.

Die Zärtlichkeit der Eltern, welche in ihren Kindern Wunder von Intelligenz und Verstandesschärfe entdecken, ruft bei alten Hagestolzen oft nur ein mitleidig Lächeln wach. Sie können an den Kindern nichts entdecken, was sie vor andern auszeichnen sollte. Wir haben aber auch schon unverheirathete Frauen kennen gelernt, welche das größte Interesse an dem Geplauder der Kinder zeigten und nicht müde wurden, etwaige zuckende Blitze von Witz und Verstandesschärfe zu wiederholen. Und es mag sein, daß sie zuletzt doch Recht behalten. Dies Leben ist nur eine Spanne lang, und auch in dem Kinde wohnt eine unsterbliche Seele. Wer am frühen Morgen unseren Erwartungen nicht entspricht, mag schon am Mittag unser Staunen erregen, und ehe die Sonne den Westen erreicht hat, mögen wir mit Bewunderung zu ihm aufblicken.

Wie dem auch sein möge, es ist nicht von solchem Interesse, zu wissen, was Andere von uns denken, als zu wissen, was wir selbst von uns zu halten haben. Ein hervorragender Staatsmann, welcher vor nicht langer Zeit Senator war, dankte dem gesetzgebenden Körper für dessen Anerkennung seiner Laufbahn im Repräsentantenhause. Er gab zu, daß er stets darnach gestrebt habe, die Achtung und Anerkennung seiner Collegen zu erringen, aber vor Allem, sagte er, sei es die Anerkennung und die Hochachtung eines Mannes gewesen, die er stets im Auge gehabt. Das Lob seiner Mitbürger wäre für ihn von wenig Bedeutung gewesen, hätte sein Gewissen über ihn den Stab brechen müssen.

Wenn irgend Jemand einen Spiegel erfinden sollte, in welchem man sein innerstes Ich erblicken könnte, einen Spiegel, welcher das getreue Bild unserer Seele wiedergeben würde, welcher Jedem sagte, nicht was er zu sein scheint, sondern was er wirklich ist, welcher uns auf's Treueste die einzelnen Züge unseres Charakters offenbaren würde, man sollte meinen, Jedermann würde solch einen Spiegel kaufen. Oder sollte es möglich sein, daß manche dennoch diesen Spiegel meiden würden, weil sie begründeten Verdacht hegten, sie möchten ihre Selbstachtung zum Theil einbüßen? Wünschen wir solch ein Spiegelbild unserer Seele? Wir können es ohne Schwierigkeit erlangen. Was liest du? Das, was du liest, kann es dir sagen, was du bist. Deine Lektüre ist ein Spiegel deines Innern. Deine Zeitungen, deine Bücher offenbaren dir deine Gedanken, deinen Geschmack, deine Begierden, deine Leidenschaften und deine Verirrungen.

Die Blicke des einen Mannes heften sich regelmäßig, sobald er seine Zeitung ergreift, auf den Stand der Aktien. Ein Anderer bemerkt zuerst das Steigen oder Fallen des Getreides. Dieser wieder prüft die Liste eben erschienener Bücher, oder er vertieft sich in die Spalte, welche den Wissenschaften gewidmet ist, oder es ist das Pferderennen, was ihn anzieht, die Schnelligkeit des Pferdes und sein Stammbaum, oder er liest über Früchte und Blumen, über Landwirthschaft und Gartenbau, und während seine Gedanken sich im Lesen vertiefen, steigen duftende Gärten, grünende Fluren und lachende Wiesen vor ihm auf, und sein Geist lustwandelt im majestätischen Walde altersgrauer Eichen, trotzdem er in einer großen Stadt wohnt, wo die Häuser fast bis zu den Wolken ragen, und das nackte Straßenpflaster jeden Gedanken an Wald und Feld, an Blumen und Gartenpracht zu ersticken scheint. Mag nicht Jeder erkennen, was für ein Mann er ist?

Diese Frau ergreift ihre Zeitschrift und liest schweigend fort, bis sie an einen Bericht über Mission oder an eine kirchliche Neuigkeit gelangt, und plötzlich beginnt sie laut zu lesen. Andere Dinge mochten sie wohl interessiren, aber diese ergreifen die innersten Saiten des Herzens, und nicht länger kann sie die Gefühle zurückhalten, sie müssen sich in Worten äußern. Eine Andere überfliegt flüchtig das Religiöse, das Wissenschaftliche, das Häusliche, aber bei dem Musikalischen verweilt sie gefesselt. Und wie sie liest, da ist es ihr, als höre sie die Akkorde rauschen, und ihre Seele ergreift's wie mit Zaubergewalt. Vielleicht in derselben Spalte wurden glänzende Feste geschildert, die Kleider, die entfaltete Pracht, der Blumenschmuck, die Würden, welche dort vertreten waren, dies Alles aber hat keine Bedeutung für sie, es ist ihr ebenso gleichgiltig wie die verblühten Blumen des dahingeschwundenen Sommers. Ihre Freundin aber an ihrer Seite kann sich nicht satt daran lesen.

Sollten wir nicht bestimmen können, zu welcher Klasse von Frauen jede gehört? Wir wollen kaum so weit gehen, wie einer unserer Bekannten, ein Prediger, welcher im Besitze einer ausgesuchten Bibliothek ist. Er sagte: „Ich brauche nur die Bibliothek eines Mannes zu betrachten, um zu wissen, was für ein Mann er ist."

Aber viel Wahres liegt doch darin.

Jene Mutter ist glücklich zu preisen, welche ihren Sohn unerwartet auf einem der östlichen Collegien besuchte, und als sie ihren Sohn nicht daheim fand, mit der Sorge und Ungezwungenheit einer Mutter seine Koffer und Schubladen ordnete und seine Bibliothek untersuchte, aber auch nicht ein Buch, nicht ein Blatt, nicht ein Bild fand, nichts fand, was seine Schwestern nicht ohne Erröthen hätten lesen oder betrachten können.

Ehe wir uns beglückwünschen, daß zum Wenigsten wir nur gute Bücher besitzen, und daß dieser Spiegel uns nur loben kann, wäre es doch vielleicht gut, wenn wir uns fragen würden, welche Dinge in den guten Büchern die meiste Anziehungskraft für uns haben, welche den tiefsten Eindruck auf uns machen, welche Eindrücke bei uns am stichhaltigsten sind.

Es wäre ein scharfes Wort, dessen Johnson sich bediente, als eine Dame zu ihm sagte: „Ich freue mich, daß Ihr Wörterbuch keine schlechten Wörter enthält." „Madame, ich sehe, daß Sie nach solchen gesucht haben," antwortete der Philosoph. Der Ungläubige wird nur das aus der Bibel heraussuchen, was ihm neue Waffen zum Splitterrichten und zum Unglauben in die Hand drückt. Für die Majestät der Bibel, für ihre Lieblichkeit, ihre sittliche Erhabenheit und Gewalt, ihren Trost und ihre Stärkung hat er weder Auge, noch Ohr, noch Gedächtniß. Es gilt von allen Leuten, daß sie aus irgend einem Buche nur das herausschälen, was ihrem Charakter entspricht.

Selbst an Gottes Wort kann der Mensch seine niedrigsten Begierden weiden. Fügen wir noch zu dem, was wir lesen, das hinzu, was uns geschmacklos und ungenießbar däucht, sollten wir dann nicht erkennen können, weß Geistes Kinder wir sind? Es würde manchen guten Leuten von großem Nutzen sein, würden sie es wahrnehmen, auf welche Weise ihr Lesegeschmack die göttliche Schöne der neugebornen, frommen Seele wieder giebt. Ich fürchte, manche von uns würden erschreckt, beschämt das Antlitz verhüllen, würden wir es wagen, auch nur einen Blick auf das Bild zu werfen, welches unsere Lektüre als das unsere uns vorhält. Deßhalb vielleicht lassen wir das Thema fallen mit dem entrüsteten Ausrufe: „Ist dein Knecht ein Hund, daß er sollte an solchen Dingen Gefallen finden?" Deßhalb vielleicht werden wir uns weigern, hineinzuschauen in diesen Spiegel.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Juni 1881. Luk. 23, 33—46.

Die Kreuzigung.

Text zum Inhalt. Und Ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen. (Joh. 12, 32.)

Die Kreuzigung des Herrn ist die Verwirklichung jener dunkeln Ahnung des Heidenthums, welche schon den Plan ausgesprochen hatte, wenn er den Glaukus zu Sokrates sagen läßt, daß der vollkommene Gerechte, wenn er unter den Menschen erschiene, gewiß in Ketten geschlagen, gegeißelt, gemartert, und wenn er dies Alles würde ertragen haben, gekreuzigt werden würde. Zugleich ist sie die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen von dem leidenden Messias (Jes. 53 u. a. O.).

I. Jesus am Kreuz (V. 33—38). **V. 33:** Der Ort der Hinrichtung, Golgatha oder Schädelstätte — so genannt von umherliegenden Menschenschädeln oder wahrscheinlich von seiner eigenen schädelähnlichen Form — lag nordwestlich von Jerusalem. Der Ort, welcher gegenwärtig als Golgatha gezeigt wird, ist ohne Zweifel nicht der richtige, da derselbe innerhalb des alten Jerusalems müßte gelegen haben. Ueber die beiden Missethäter siehe die Erklärung zu V. 39—43.

V. 34: Die Bitte: Vater, vergieb ihnen u.s.w., ist das erste der sieben Kreuzesworte. Jesus faßt hier sowohl die Vollstrecker als die Urheber seines Todes, die Heiden mit ihrem Landpfleger und die Juden mit ihrem Hohenpriester in einer Bitte zusammen. An sich schon unbeschreiblich treffend ist es diese Bitte noch mehr durch die Zeitumstände, in denen sie ausgesprochen wurde, und durch den Gegensatz zu dem Verhalten des Volkes, das da stand und zusah. Zugleich ist sie der beste Commentar zu der erhabensten Vorschrift der evangelischen Sittenlehre — der Forderung der Feindesliebe. Auch vor Jesu hat es fromme Männer gegeben, welche für Gottlose beteten (Abraham, Mose,) und nach ihm wurde sein Vorbild oft in überraschender Weise befolgt (Stephanus, Jakobus der Gerechte, Huß). Von seinen Vorgängern hat jedoch keiner die Höhe der Liebe Jesu auch nur von ferne erreicht, und seine Nachfolger haben nur durch seine Kraft so beten und vergeben gelernt. — Nicht nur von den Heiden, sondern auch von den Juden konnte in gewisser Beziehung gesagt werden, daß mit ihrer Bosheit ein hohes Maß von Verblendung verbunden war (Apg. 3, 14; 2 Kor. 2, 8); und diese Verblendung, welche eine strenge Gerechtigkeit ihnen als Schuld hätte anrechnen können, da sie keineswegs ohne ihr Zuthun entstanden war (Joh. 15, 22—25), macht die erfinderische Liebe gerade zum Grund der Fürbitte, um den Schuldigen Gnade zu erflehen. Als auf die erste Frucht und Erhörung dieser Bitte dürfen wir wohl auf den römischen Hauptmann hinweisen, der noch unter dem Kreuze das schöne Bekenntniß ablegte: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen." Und daß er nicht der einzige war, welcher von der um das Kreuz versammelten Menge zur Erkenntniß des Heils gelangte, dürfen wir mit Bestimmtheit aus dem Erfolg der Pfingstpredigt Petri schließen (Apg. 2). — Von dogmatischem Gesichtspunkt ist dieses erste Kreuzeswort noch wichtig, weil es auf den Zusammenhang hinweist, der zwischen der Verzeihlichkeit einer Sünde und der Unwissenheit des Sünders besteht. Wenn man vollkommen weiß, was man thut, fällt alle Hoffnung auf Vergebung weg, da die Fähigkeit zu deren Erlangung, die Reue und Buße, fehlt. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß fast bei jeder Sünde noch ein Minimum von Unwissenheit vorhanden ist, was

als Milderung der Schuld angerechnet werden kann. Freilich darf das, was zur Verkleinerung der Schuld Anderer erwogen werden muß, niemals als Deckmantel zur Entschuldigung eigener Sünde dienen. Ueber die Verloosung des Gewandes Jesu vergleiche Joh. 19, 23 und 24.

V. 35: Das Volk sah zu. Damit wird nicht behauptet, daß das Volk nicht gespottet habe, sondern es wird dies nur verschwiegen, damit das Spotten der Obersten, welche ohne Zweifel mit bösem Beispiel vorangingen, mehr hervortrete. Er hat Andern geholfen, er helfe sich selber, spotten die Obersten, und verkündigen damit unwillkürlich das Lob des Herrn, indem sie öffentlich seine Heilungswunder anerkennen. „Ist er Christus“ u. s. w. Diese Worte sind offenbar höhnend gesprochen, denn es ist undenkbar, daß die Obersten nun, nachdem Christus so weit gekommen war und so viel erduldet hatte, noch seine Wundermacht zu seiner Rettung offenbaren werde.

V. 36: Auch die Kriegsknechte verlassen ihre ruhige Haltung und vereinigen sich mit den Juden in der Verhöhnung des heiligen Gottes. Diese Verspottung durch vier verschiedene Klassen von Menschen war nicht nur eine schauderhafte Offenbarung der Macht der Finsterniß, sondern für den Herrn zugleich die letzte Rückkehr der Versuchung, sich durch seine Wundermacht dem Kreuzestode zu entziehen. Dies war ja schon der eigentliche Kern der Versuchung in der Wüste gewesen.

V. 37: In ihren Reden schließen sich die Kriegsknechte an die Aussprüche der Obersten an, nur halten sie sich genauer an die Aufschrift über dem Kreuz, da ihnen die Bezeichnung: „Christ, der Auserwählte Gottes,“ wahrscheinlich nicht recht verständlich war.

V. 38: Mitten in der tiefsten Erniedrigung Jesu sorgt Gott, daß die königliche Würde seines Sohnes durch die Ueberschrift am Kreuz verkündigt werde. Ungeachtet der inständigen Bitten der Juden darf daran kein Jota geändert werden. In drei Sprachen (Griechisch, Lateinisch und Hebräisch) steht am Kreuze für Tausende die Schande Israels, das seinen König kreuzigt, und die Ehre Jesu zu lesen.

II. Die beiden Schächer (V. 39—43). **V. 39:** Nach Matthäus und Markus wird der Herr von beiden Schächern verspottet, nach Lukas nur von einem. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich vielleicht am besten durch die Annahme, daß Matthäus und Markus sich unbestimmt ausgedrückt haben und nur angeben wollten, daß die Schächer eine letzte Klasse der Spötter bildeten, während es dem Lukas aufbewahrt blieb, uns genauer über die Einzelnheit zu unterrichten. Wem diese Erklärung nicht zusagt, dem bleibt nur die Annahme übrig, daß anfangs beide Schächer gelästert haben, und erst in Folge der Vorgänge bei der Kreuzigung, besonders durch das erste Kreuzeswort, der eine Schächer zur Erkenntniß seiner Sünde und der Heiligkeit Christi gelangte, wobei die plötzliche Umkehr des bußfertigen Schächers psychologisch zwar schwer erklärlich, aber doch nicht unmöglich erscheint.

V. 40 und 41: Fürchtest dich nicht vor Gott. Es ist also zunächst nicht die Lästerung Jesu an sich, sondern die leichtfertige Gottesvergessenheit seines Unglücksgenossen, was der bußfertige Schächer straft. Erst nachdem er das Wort: der du doch in gleicher Verdammniß bist, ausgesprochen, tritt der gewaltige Gegensatz vor sein erwachendes Glaubensbewußtsein, und er spricht den himmelweiten Unterschied, der zwischen dem Herrn und seinem Schicksalsgenossen stattfindet, so stark als möglich aus. Und wir sind billig darin. Damit erkennt er sich selbst als schuldig an — ein Zeichen aufrichtiger Buße. Dieser aber hat nichts Ungeschicktes, d.h. Schlechtes, gehandelt. Der gelinde Ausdruck bezeichnet die Unschuld um so stärker. Es muß unser tiefstes Staunen erregen, daß Gott in einem Augenblick, in welchem sich buchstäblich alle Stimmen gegen Jesum erheben, an einem der Kreuze neben ihm einen Zeugen für die fleckenlose Unschuld des Heilandes auftreten läßt. Dieser Mörder ist der Letzte, der vor Jesu Tod ein Zeugniß zu seiner Ehre ablegt. Bald aber zeigt er sich in noch hellerem Glauben, indem er, sich zu dem Herrn selbst wendend, spricht:

V. 42: Herr, gedenke an mich u. s. w. Er verlangt keine Befreiung vom Kreuz, sondern nur, daß der Herr seiner gedenke und ihn in Gnaden in sein Reich aufnehme. Gewiß ist er nicht ganz frei von irdischer Messiaserwartung. Er denkt nicht an den Himmel, sondern an das Reich, welches der Messias bei seinem Kommen in Herrlichkeit auf Erden aufrichten sollte, und verlangt, daß er dann, aus dem Grabe erweckt, mit eingehen dürfe zu seines Herrn Freude. Aber auch bei dieser Auffassung ist seine Bitte gewiß eine der kühnsten, welche je ausgesprochen wurden. Nichts fehlt bei dem Schächer von den nothwendigen Erfordernissen einer wahren Bekehrung. Schuldgefühl, Sündenbekenntniß, einfältiger Glaube unter den schwierigsten Verhältnissen (man vergegenwärtige sich die Situation), thätige Liebe, bittende Hoffnung, alle diese Früchte von dem Baume des neuen Lebens sehen wir in wenigen Augenblicken heranreifen. — Die Möglichkeit einer Bekehrung noch in den letzten Augenblicken wird allerdings durch das Beispiel des bußfertigen Schächers bestätigt; sein unbußfertiger Schicksalsgefährte aber predigt ebenso kräftig durch sein schreckliches Ende, wie gefährlich es ist, die Bekehrung so lange aufzuschieben.

V. 43: Heute noch u. s. w. Nur ahnen läßt sich, was für den leidenden Herrn ein Wort wie dieses gewesen sein muß. Auf alle Lästerstimmen hat er standhaft geschwiegen; aber einen solchen Beter läßt er keinen Augenblick ohne Antwort. Er verspricht ihm etwas viel Höheres, als er begehrt hatte, das Paradies, und zwar noch für heute und in Gemeinschaft mit ihm. Bei dem Paradies haben wir jedoch nicht an das himmlische Paradies (Offb. 2, 7) zu denken, sondern an den Theil des Todtenreichs, welcher der Gehenna (Hölle) gegenüber gestellt und gleichfalls Paradies oder Abrahams Schooß genannt wurde. An nichts Anderes konnte der Heiland denken, da er ja von seinem Tode bis zum Ostermorgen im Zustande der Abgeschiedenheit verweilen mußte.

III. Der Tod Jesu (V. 44—46). **V. 44:** Die sechste Stunde. Seit der dritten Stunde oder 9 Uhr Morgens hing Jesus am Kreuz, mit der sechsten Stunde, also um Mittag, da die Sonne sonst am hellsten leuchtet, beginnt die Finsterniß.

Eine gewöhnliche Sonnenfinsterniß kann dieses Ereigniß nicht gewesen sein, da das Osterfest zur Zeit des Vollmondes gefeiert wird. Wir haben also wohl an eine außerordentliche, wunderbare Verfinsterung zu denken. Nicht nur gleichsam mittrauernd mit dem Sohne Gottes hüllt sich die Natur in ein Trauergewand, sondern, wo das Fleisch gewordene Wort, durch welches alle Dinge geschaffen sind, im Tode erblaßt, da legt die erschütterte Natur von seiner Größe ein unzweideutiges Zeugniß ab.

V. 45: Der Vorhang des Tempels. Man hat diese Erscheinung auf natürliche Weise als Folge des Erdbebens, das von Matthäus erwähnt wird, erklären wollen. Aber was für ein Erdbeben müßte das sein, durch welches ein Vorhang zerrissen werden könnte, der einen Finger dick und 30 Ellen lang war und nach dem Zeugniß der jüdischen Gelehrten von Zeit zu Zeit erneuert ward! Wie hätte etwas der Art geschehen können, ohne daß noch andere Gebäude und besonders der Tempel bedeutend Schaden gelitten hätte. Die symbolische Bedeutung dieses Ereignisses wird Hebr. 9, 8 angedeutet. In Folge der vollbrachten Versöhnung ist der Vorhang oder die Scheidewand, welche den Menschen von Gott trennte, gefallen, und Jeder, der sich diese Versöhnung im Glauben aneignet, kann mit Freudigkeit hinzutreten zum Gnadenthron und aus der Fülle Gottes nehmen Gnade um Gnade.

V. 46: Mit lauter Stimme — ein Beweis, daß seine Kräfte noch nicht erschöpft waren, und er aus freiem Willensentschluß sein Leben dahin gab. Vater, in deine Hände. Die Dunkelheit, welche eine Zeitlang seine Seele umfangen hatte (Mein Gott, warum hast du mich verlassen!" ist nun gänzlich verschwunden. Das Werk der Erlösung der Menschheit, das ihn in unser Erdenleid herabgetrieben hat, ist vollbracht, und nun eilt der Sohn der ewigen Liebe hinweg aus diesem Thränenthal. In des Vaters mächtige Hand übergiebt er seinen Geist und geht noch vor dem Schächer ein in's Paradies. In den letzten Worten des Stephanus, Huß, Luther und anderer vernehmen wir einen Nachklang des letzten Wortes des Herrn.

Disposition. Die zwei Schächer.

I. Der unbußfertige Schächer, ein Beispiel der Warnung, die Buße nicht hinauszuschieben, denn der Sünder ist dann oft unfähig, auf die rufende Stimme zu hören.

1) Sein Leiden treibt ihn nicht zur Erkenntniß seiner Sünde, sondern zur Verhöhnung Christi (V. 37).

2) Auch das Beispiel seines Leidensgefährten bleibt fruchtlos. V. 40: Du fürchtest dich auch nicht.

3) So geht er dem gerechten Gerichte entgegen, da er durch seine Schuld auch dem letzten Gnadenblick des Herrn das Auge verschlossen.

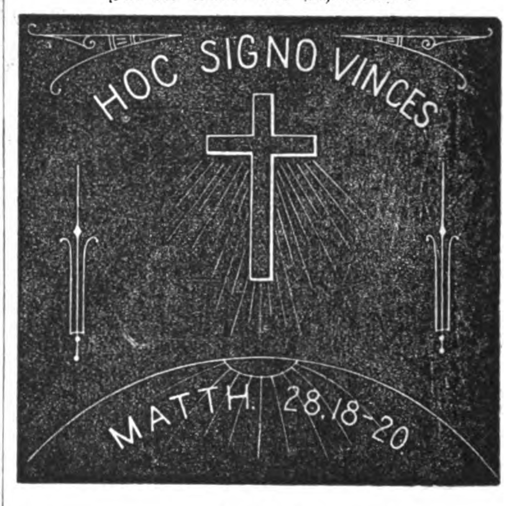
II. Der bußfertige Schächer, ein Beispiel des Trostes für solche, die verzagen wollen ob der Größe ihrer Schuld.

1) Er hatte freilich schwer gesündigt, dafür traf ihn die gerechte Strafe. V. 39: Uebelthäter (Mörder).

2) Er wird durch die Strafe zum Nachdenken und zur rechten Erkenntniß geführt, indem er auf sein vergangenes Leben zurückschaut, das ihm: a. die Menge seiner Sünden und die Gerechtigkeit des Strafgerichts vorhält (V. 41); b. aber ihn auch an den Mann erinnert, der so herrliche Werke gethan, daß er ein Zeugniß seiner Heiligkeit ablegen muß (V. 41).

3) So wird es ihm noch in der letzten Stunde möglich: a. mit gläubiger Zuversicht um Gnade zu bitten; V. 42: Herr, gedenke mein; b. und der Herr spricht das köstliche Wort der Begnadigung, ehe der Tod ihn hinwegführt. Vers 43: Heute noch.

Für die Wand- und Schiefertafel.



Sonntag, 12. Juni 1881. Luk. 24, 13—32.

Der Gang nach Emmahus.

Text zum Inhalt. Und sie sprachen unter einander: Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete? (Luk. 24, 32.)

1. Die trauernden Jünger (V. 13—24). **V. 13 und 14:** Zween von ihnen. Die Jünger von Emmahus gehören nicht zu den Zwölfen, sie sind vielmehr aus dem weiteren Kreise der Anhänger Jesu, die jetzt in Jerusalem beisammen waren. Der Eine von ihnen wird V. 18 Kleophas genannt, über den Andern kann man nur Vermuthungen aufstellen. Am meisten Beachtung verdient die Annahme, daß derselbe Lukas selbst gewesen sei. Hiefür spricht die Ausführlichkeit und die sichtbare Vorliebe, mit welcher diese ganze Begebenheit von dem Evangelisten erzählt wird. Emmahus (nicht zu verwechseln mit der Stadt Emmahus in der Ebene von Judäa) war ein Flecken, dessen Lage lange ungewiß gewesen ist. Nach den neuesten Untersuchungen ist es identisch mit dem heutigen Kulonieh, das etwa sieben englische Meilen von Jerusalem entfernt ist. Der Weg von Jerusalem dahin führt an den Gräbern der Richter, an dem alten Mizpa,

dem Wohnplatz Samuels, vorbei durch eine reizende Gegend. Wenn aber jemals offenbar geworden, daß die Natur allein unmöglich das Herz befriedigen kann, das seinen Christus verloren, so war es an diesem Tage der Fall. Die beiden Jünger sind mitten in der herrlichen Natur ganz erfüllt von den schmerzlichen Erinnerungen an die Mordscenen, deren Zeugen sie in den letzten Tagen gewesen waren. Sie bildeten daher auch den Gegenstand ihrer Unterhaltung. Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.

V. 15 und 16: Während sie also mit ihrem Schmerz beschäftigt sind, tritt der Herr zu ihnen; aber sie erkennen ihn nicht, denn „ihre Augen waren gehalten." Markus berichtet, Christus sei ihnen in „einer anderen Gestalt" erschienen. Wahrscheinlich ist, daß Markus bei der Kürze seines Berichtes mit diesen Worten nur das Resultat, welches das Gehaltenwerden der Augen für die beiden Jünger hatte (daß er ihnen eine andere Gestalt zu sein schien), angeben will. Doch kann man auch beides annehmen, eine Verhüllung von Seiten des Herrn und ein Gehaltenwerden der Augen der Jünger. Nur ist jeder Gedanke an eine Entstellung Jesu durch Leiden und dergl. als durchaus unbiblisch abzuweisen. Diese Art der Erscheinung, sowie die ähnliche vor Magdalena, liefern einen wichtigen Gegenbeweis gegen die Ansicht moderner Rationalisten, als ob die Berichte über die Auferstehung des Herrn auf subjektiven Visionen beruhten, d. h. als ob sein Leib im Grabe geblieben wäre, und entweder er in gespenstischer Weise, als Geistererscheinung, sich gezeigt hätte, oder vollends die Jünger in trauerähnlichem Zustand sich nur eingebildet hätten, ihn zu sehen. Nein; sein Körper ist früher dem sinnlichen Auge wahrnehmbar, als das innere Auge ihn erkennt. Auch, daß fünfhundert Jünger ihn gleichzeitig schauen (1 Cor. 15, 6), spricht gegen die Möglichkeit eines visionären Vorgangs. Die Emmahusjünger sind ein Bild der Christen in Trübsal. In Traurigkeit und Anfechtungen scheint uns Christus ferne zu sein, aber während wir ängstlich fragen: „Wo ist Jesus, mein Verlangen?" wandelt er oft unerkannt mit uns auf dem Leidenswege. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

V. 17—24: Die beiden Jünger waren irre geworden an der Messianität Jesu und bedurften daher einer kräftigen Stütze ihres Glaubens. Diese gewährte ihnen der Herr, indem er ihnen die Schrift über den Versöhnungstod des Messias erklärte. Hätte sich aber Jesus vorher, ehe er sie allein durch das Gewicht der Schriftgründe überzeugt hatte, zu erkennen gegeben, so würde seine Erscheinung sie dermaßen übernommen haben, daß sie zu ruhiger Prüfung unfähig geworden wären. Deßhalb folgt die Kundgebung seiner Person erst, nachdem der Hauptzweck erreicht war. Der Erlöser eröffnet das Gespräch mit der Frage nach der Ursache ihrer Kümmernisse (V. 17); und seine freundliche Theilnahme, wie seine ganze Persönlichkeit, gewinnen sofort das Vertrauen der Jünger in solchem Grade, daß sie ihm ohne Rückhalt ihre Herzen aufschließen. V. 18: Kleophas antwortet im Namen beider und erinnert an die bekannten großen Begebenheiten der vorhergehenden Tage. Mit den Worten: Wir hofften, er werde Israel erlösen (V. 21), giebt Kleophas die eigentliche, tiefste Ursache ihrer Traurigkeit an. Der Ausdruck ist von dem Messias zu verstehen; denn wenn gleich Kleophas den Herrn V. 19 einen großen Propheten genannt hat, so war er ihnen doch mehr als ein Prophet gewesen. Und eben darin sind sie jetzt zweifelhaft geworden. Von den Propheten waren viele getödtet worden, der Tod Jesu konnte sie daher nicht irre machen in ihrem Glauben an seine prophetische Würde; aber vom Messias scheinen sie noch unklare Vorstellungen gehabt zu haben, jedenfalls war ihnen die Idee des „leidenden Messias" nicht geläufig. Die „Erlösung Israels" hatte ihnen daher wahrscheinlich vorwiegend politische Bedeutung. Mit dem Tode Jesu scheinen nun alle die kühnen Hoffnungen, die sie auf ihn gebaut hatten, vernichtet. Die Worte V. 22—24 sprechen endlich die Gerüchte über die Auferstehung aus, denen aber diese Jünger noch keinen Glauben schenken konnten.

II. Die Erklärung der Schrift. V. 25—27. **V. 25:** Auf die Klage der Jünger läßt der Herr seine Straf- und Trostpredigt folgen: O, ihr Thoren und trägen Herzens u.s.w. Wie wunderbar muß den Jüngern zu Muthe gewesen sein, als sie diese Worte von dem Fremden hörten! Unwillkürlich tauchten Erinnerungen früherer Tage in ihnen auf. Gerade so pflegte ehemals ihr Meister ihren Unglauben zu schelten. Wie oft hatten sie ihn sagen hören: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?" und dergl. Jetzt sagt es der Fremde. Zwar sind ihre Augen immer noch gehalten; aber wir begreifen wohl, warum ihnen das Herz brannte, als der Herr nun vollends anfing ihnen die Schrift auszulegen.

V. 26. 27: Das Leiden des Messias hing nothwendig mit seinem ganzen Werk und seiner Herrlichkeit zusammen. Diese göttliche Nothwendigkeit war es, die sich in den Weissagungen des alten Testaments aussprach. Sie bezogen sich sowohl auf seine Auferstehung (Ps. 16, 8; Jes. 53, 10 u. a), als auf seinen Tod (Jes. 53 u. a.). In das wahre geistige Verständniß dieser Weissagungen leitete nun Christus, die einzelnen Schriften durchgehend, die Jünger ein. Diese Mittheilung ist höchst wichtig, weil sie uns berechtigt, die Erklärungen der Weissagungen des alten Testaments, welche die Apostel uns in ihren Schriften gegeben, als authentische Erklärungen des Erlösers selbst zu betrachten. Die von dem Geiste gegebenen Weissagungen sind von dem Herrn alles Geistes wieder gedeutet (2 Petri 1, 20). Nebst Matth. 5, 17 gehört unsere Stelle mit zu den sichersten Beweisen für die Gültigkeit des alten Testamentes aus dem Munde des Herrn selbst, so daß mit dem Glauben an den Erlöser nicht blos vorwärts der Glaube an die Göttlichkeit des neuen Testaments, sondern auch rückwärts der Glaube an die Göttlichkeit des alten Testaments gegeben ist. — Gewiß hörten die Jünger in größter Spannung den Worten des Fremden zu, und während er ihnen eine Weissagung um die andere auslegte, wurde ihnen immer klarer: gerade der Weg des Leidens, der ihnen so anstößig gewesen, sei der Weg, den der Messias nach Gottes Rathschluß gehen mußte. Wahrlich, eine Stunde in der Schule eines solchen Lehrers, wie ihn die Jünger von Emmahus hier haben, ist besser als sonst tausend!

III. Der Herr. V. 28—32. **V. 28. 29:** Da der Herr mit dem Unterricht seinen nächsten Zweck erreicht hatte, wollte er sich zurückziehen. Aber der theure Unbekannte hatte das Herz der Jünger mit so wunderbarer Liebeskraft erfüllt, daß sie ihn nicht von sich lassen können. Inständig bittend, laden sie ihn zum Bleiben ein und weisen ihn auf die untergehende Sonne hin, in dem lebendigen Gefühl, daß auch ihr geistliches Licht untergehen werde, wenn er sie verließe. Wahrscheinlich besaß einer von ihnen eine Wohnung in Emmahus, woselbst ein einfaches Abendmahl ihrer wartete. Der Herr, der so gerne bei Sündern einkehrt und nur auf ihr Bitten wartet, folgt der Einladung der Jünger bereitwillig.

V. 30 und 31: Auf Grund einer stillschweigend anerkannten Superiorität nimmt der Gast die Stelle des Hausvaters ein und spricht das gewöhnliche Dankgebet aus. Aber ob er etwas Eigenthümliches in der Art und Weise des Brodbrechens und Segnens hat, das sie an ihren Meister in früheren Tagen erinnert, oder ob sie jetzt in seinen geöffneten Händen die Wundenmale entdecken, oder ob er sie auf ein vor seinem Sterben gesprochenes Wort zurückweist, genug, jetzt werden ihre Augen geöffnet. Wenn Jesus uns in der Anfechtung die Augen hält, daß die Seele ihn nicht erkennen kann, das ist gut, denn es wird schon Licht und Freude und Trost folgen; wenn aber der Sünder sich selbst die Augen hält und Jesum nicht erkennen will, das ist schlimm, denn er läuft Gefahr, in die ewige Verblendung und Finsterniß zu gerathen. — Kaum haben die Jünger den Herrn erkannt, so verschwindet er vor ihren Augen — zum Beweise, daß er allerdings auferstanden ist zu einem neuen Leben, aber andererseits auch, daß seine Leiblichkeit fortan nicht mehr dieser irdischen, sondern einer höheren, himmlischen Welt angehört.

V. 32: Nun erst ist es ihnen klar, warum die Worte des Fremden sie so unwiderstehlich gefesselt hatten, warum ihnen so unbeschreiblich wohl gewesen war in seiner Gemeinschaft. Ihr Herz hatte den geliebten Meister längst erkannt, ehe ihre Augen geöffnet wurden.

Disposition. Der Ostergang der Jünger von Emmahus.

1) Die gehaltenen Augen. Bei den Jüngern war es der Schmerz über den Tod Jesu und der durch denselben geweckte Zweifel (vgl. V. 17 bis 24), was ihnen die Augen hielt, daß sie den Herrn nicht erkannten. In unseren Tagen sind es meist ganz andere Dinge: a. Stolz und Selbstgerechtigkeit; b. Weltliebe und Fleischeslust; c. Habsucht; manchmal aber auch d. Schmerz über eigene Sünde.

2) Das brennende Herz. Wie manchmal brannte unser Herz, wenn der Herr mit uns redete: a. durch irdische Verluste; b. durch Krankheiten und Sterbefälle; c. durch sein Wort.

3) Das selige Erkennen. a. Vorbedingung ist, daß wir lassen, was uns von ihm scheidet (siehe 1, a—c); b. daß wir dem Zuge Jesu folgen und ihn einladen; c. dann wird er sich uns zu erkennen geben als den, der um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist.

(Missions-Lektion.)

Sonntag, 26. Juni 1881. Luk. 24, 44—53.

Das Evangelium für die Welt.

Nachdem die beiden Emmahusjünger den Herrn gesehen hatten, ließ sie die Freude nicht mehr zu Hause bleiben. Sie eilten zurück nach Jerusalem, um den dort versammelten Jüngern die frohe Kunde zu bringen, daß sie den Herrn gesehen hätten. Im Jüngerkreise angekommen, erfahren sie, der Herr sei auch dem Petrus erschienen. Und während sie nun berathen, was sie soeben erlebt, tritt der Herr selbst in die Mitte der bestürzten Jünger mit dem Gruße: „Friede sei mit euch!" Um ihre Zweifel völlig zu zerstreuen, zeigt er ihnen Hände und Füße und ißt vor ihnen. Die Rede, welche Lukas hier berichtet, ist vielleicht eine Zusammenfassung verschiedener Reden des Auferstandenen bis zu der letzten, weßhalb sich dann auch der Bericht über die Himmelfahrt unmittelbar anschließt.

I. Christus im alten Testament (V. 44—49). **V. 44:** Das sind die Reden. Seit jener ersten Leidensverkündigung (Matth. 16, 21) bis zu seiner Gefangennahme im Garten Gethsemane hatte Jesus es seinen Jüngern wieder und immer wieder verkündigt, was ihm nach den Weissagungen der Schrift bevorstehe. Warum haben sie es denn damals nicht geglaubt und bewahrt? Weil sie es nicht verstanden, noch verstehen konnten, da es in das Ganze ihrer Messias- und Reichsvorstellungen nicht paßte. Was der Mensch nicht versteht, behält er auch nicht. Aber die hindernden Vorstellungen kamen aus falschem Verständniß der Schrift, wie Johannes sagt (Joh. 20, 9): „Sie wußten die Schrift noch nicht." Die Schrift bezeichnet der Herr nach den drei Bestandtheilen, in welche der hebräische Text der Bibel eingetheilt wurde: 1) Das Gesetz oder die fünf Bücher Mosis; 2) die Propheten, welcher Theil auch die auf die Bücher Mosis folgenden geschichtlichen Bücher umfaßte, und 3) die sogenannten Schriften (Hagiographa). Statt der letzteren nennt der Herr die Psalmen, nicht nur weil dieselben den ersten Theil der Hagiographen bilden, sondern auch, weil sie ganz besonders reich an messianischen Weissagungen sind.

V. 45: Welch eine Weisheit Gottes in dieser die Erscheinung des Herrn vorbereitenden Schrift! Ohne sie war sogar des Gottmenschen eigener Glaubensweg nicht denkbar; ohne sie gab es keine Anknüpfung für sein Zeugniß: „Ich bin's!" — Israel bewahrte diese Schrift, aber ihr Kern blieb ihm verschlossen. Das Gesetz trieben sie mit Eifer; aber sein Zeugniß von Gnade und Erlösung war den Meisten verborgen. Von allen messianischen Weissagungen nur die von dem messianischen König erfassend, aber den Heiland und Versöhner nicht erkennend, verstanden sie kaum mehr, als daß einer sei, der kommen soll. Aber auch dies gewährte schon einen Anhaltspunkt; und als er nun gestorben war und auferstanden, konnte er im Lichte der Erfüllung deuten, was geweissagt war. Das Aufthun des Verständnisses geschah besonders inwendig in den Herzen, wie auf dem Wege nach Emmahus. Der Herr erläuterte die Geschichte

seiner Leiden nicht nur aus der Schrift, sondern zeigte auch, warum alles so gehen mußte, so daß die Jünger nun den Zweck des wunderbaren Rathschlusses Gottes erkannten.

V. 46: Also ist's geschrieben — also mußte es geschehen. Dieses heilige Muß des göttlichen Rathschlusses, der in der Schrift geoffenbart ist, bleibt die Grenze unseres Verständnisses. Warum mußte es so geschehen? Warum ist so und nicht anders geschrieben? Darüber bringt der Geist wohl Winke und Stückwerkserkenntniß, aber zuletzt bleibt immer eine Grenze des verborgenen göttlichen Rathschlusses, wo das geschöpfliche Wissen aufhört, wo der Glaube eintritt und allein gilt. So viel aber bleibt fest, daß die Schrift nirgends gebrochen werden darf. Für jede Dunkelheit, die noch bleibt, dürfen wir daher der Erfüllung und Offenbarung gläubig entgegensehen.

V. 47: Vom Vergangenen geht der Herr nun über zu dem daraus folgenden Zukünftigen. Denn wie sollten die großen Thaten Gottes nicht ausgerufen, wie die vollbrachte Erlösung nicht angeboten werden! Vier künftige Begebenheiten seines Reiches giebt hier der Herr zu erkennen: daß nun gepredigt werden soll; daß dieser Predigt Inhalt Buße und Vergebung der Sünden sein wird; daß diese Predigt an alle Völker ergehen und daß sie in Jerusalem anheben wird. Buße und Vergebung soll gepredigt werden in seinem (Jesu) Namen, d. h. von Boten, die er sendet, und auf Grund der durch ihn vollbrachten Erlösung; denn „es ist in keinem Andern Heil" u. s. w. Die Verbindung von Buße und Vergebung — ist sehr tröstlich für die verzagten Herzen, die sich sagen dürfen: So wahr ich meiner aufrichtigen Buße gewiß bin, so gewiß gehört mir die vom Herrn an die Buße geknüpfte Vergebung. Daß in der „Buße" oder Sinnesänderung der Glaube hier mit einbegriffen ist, versteht sich von selbst. Allen Völkern soll das Evangelium gepredigt werden; aber anheben sollen die Apostel in Jerusalem. Gerade da mußte sich die siegreiche Wahrheit am ersten beweisen, wo man sie gerne gedämpft hätte.

V. 48: Da die Jünger Augenzeugen des Todes und der Auferstehung Christi gewesen, waren sie ganz besonders dazu geeignet, diese Thatsachen und die durch dieselben begründete Erlösung der Welt zu bezeugen. Nur der ist ein rechter Zeuge Christi, der ihn und die Macht seiner erlösenden Gnade aus eigener seliger Erfahrung kennt. Nach der Gründung unseres Heils in der Erlösung ist nichts Größeres als die Anstalt, in welcher Gott das Amt aufgerichtet hat, das die Versöhnung predigt. Gott hat darin, daß er die Welt durch die Predigt zum Glauben gebracht hat, eben so große Macht und Liebe bewiesen, wie darin, daß er seinen Sohn gesandt hat in die Welt (vgl. Eph. 19, 20).

V. 49: Die Verheißung des Vaters. Der Herr redet von dem heiligen Geiste (vgl. Apg. 1, 4—8), den er schon vor seinem Tode wiederholt verheißen hatte, und dessen die Jünger zu ihrem Zeugenberuf nothwendig bedurften. Die „Verheißung des Vaters" nennt er den heil. Geist mit Rücksicht auf Joh. 14, 16 und ähnliche Stellen. Ihr sollt in Jerusalem bleiben. In der jüdischen Hauptstadt sollten sie der Erfüllung der Verheißung des Vaters warten. Diese bestand darin, daß sie angethan wurden mit der Kraft aus der Höhe, d. h. mit einer Kraft, die nicht von unten, aus der menschlichen Natur, sondern von oben her, von Gott stammt. Nicht eher sollen sie ihren Zeugenberuf antreten, als bis sie mit dieser Gotteskraft bekleidet waren. Ein rechter Jünger weicht nicht eigenwillig von seinem Posten, sondern wartet, bis ihn der Herr gehen heißt. „Merk, Seele, dir das große Wort: Wenn Jesus ruft, so geh', wenn er dich zieht, so eile fort, wenn er dich hält, so steh." Es soll jeder Predigt ein Pfingstregen vorangehen, damit sie wirken und erwecken kann.

II. Die Himmelfahrt (V. 50—53). **V. 50. 51.** Er führte sie hinaus. In der Apostelgeschichte bestimmt Lukas den vierzigsten Tag als die Zeit, und den Oelberg als den Ort der Himmelfahrt. Bethanien lag an dem östlichen Abhang des Oelberges. Die Art und Weise, wie der Herr seine Jünger aus Jerusalem hinausführte, ist nicht näher angegeben; nur so viel ist gewiß, daß er keinem andern Auge erkennbar war, als dem seiner Jünger. Er segnete sie. Gleichsam von der Schwelle des himmlischen Heiligthums herab, in das er einzutreten im Begriff ist, hebt er seine Hände zum hohepriesterlichen Segen auf und scheidet also von seinen Jüngern. Die Himmelfahrt Jesu ist der herrliche Schluß seines irdischen und zugleich der herrliche Anfang seines himmlischen Lebens. Er schied von dieser Erde, damit wir, die wir mit dem Leibe noch hier unten sind, doch unsere Herzen auf den Himmel richten sollen. „Suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes" (Col. 3, 1). Nie wären die Apostel ohne dies Wunder von den letzten Ueberresten ihrer irdisch gesinnten Erwartungen befreit worden; jetzt aber, da der Herr nicht mehr sichtbar bei ihnen war, wurden sie fähig, den Geist der Liebe, der Wahrheit und der Kraft zu empfangen, durch welchen Christus fortan seine Kirche regieren wollte.

V. 52: Sie beten ihn an, offenbar nicht blos im Sinne der Huldigung, welche öfters den Königen des Morgenlandes erwiesen wurde, sondern in dem Sinne göttlicher Verehrung. Das Bekenntniß, das Thomas in jenem seligen Augenblicke des Wiedersehens ausgerufen: „Mein Herr und mein Gott!" ist ihnen allen zu Leben und Wahrheit geworden. Vom Oelberg kehren sie nach Jerusalem zurück mit großer Freude. Daß sie sich jetzt ungeachtet der Trennung, ja gerade über den Hingang des Herrn freuen konnten, weil er dadurch in die Herrlichkeit erhoben wurde und sie bald die Verheißung des Vaters empfangen sollten, ist ein sprechender Beweis für die großen Fortschritte, welche sie in diesen vierzig Tagen in der Schule Jesu gemacht haben. So tragen auch wir unsere Leiden und Prüfungen um so leichter, je klarer wir den Liebesrathschluß Gottes erkennen und durchschauen.

V. 53: Im Tempel. Apg. 1, 12 wird ein „Söller", d. h. ein oberer Saal, als Versammlungsort der Jünger genannt. Vielleicht gehörte dieser „obere Saal" zu den Gebäuden des Tempels. Will man dies nicht annehmen, so ist unsere Stelle darauf zu beziehen, daß die Apostel in den gewöhnlichen Gebetsstunden sich stets im Tempel einzu-

finden pflegten. Sie priesen und lobten Gott. Nach Apg. 1, 13 ff. waren es bei 120 Jünger und Jüngerinnen, welche in jenen Tagen mit Beten und Flehen einmüthig beisammen waren. Es war eine merkwürdige Zeit, diese zehn Tage zwischen Himmelfahrt und Pfingsten! Eine Zeit, die wieder eine Aehnlichkeit hatte mit den Tagen zwischen des Herrn Tod und Auferstehung. Und doch wie ganz anders sind nun die Jünger beisammen! Sie sind auch wieder eine Heerde ohne Hirten, aber nicht mehr trostlos wie damals, sie beweinen den Herrn nicht mehr als einen Todten, sie wissen: er lebt, er thront im Himmel und ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. Das einmüthige Zusammensein mit Loben und Beten war die rechte Vorbereitung auf die Pfingsttaufe, durch welche die Jünger erst recht geschickt gemacht werden sollten zu dem großen Missionsberufe, den der Herr in ihre Hände gelegt hatte.

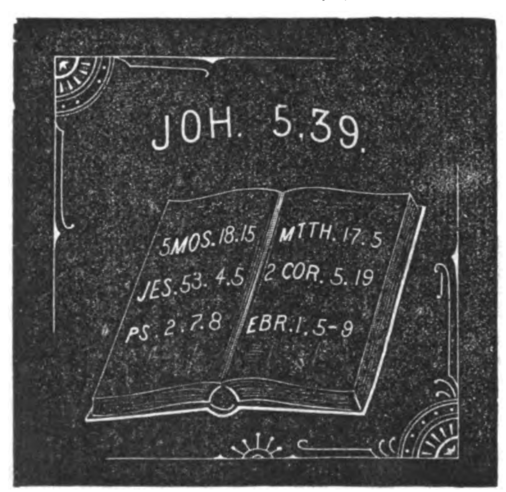
Disposition.

Der Zeugenberuf der Jünger Jesu.

1) Die unerläßliche Vorbedingung: a. Bekanntschaft mit der Schrift, die von Christo zeugt, V. 44; b. Göttliche Erleuchtung über den Sinn der heiligen Schrift, V. 45; c. Bekleidung mit der Kraft aus der Höhe, welche in Glauben und Gebet erwartet werden muß, V. 49.

2) Der erhabene Inhalt dieses Berufs. a. Das Zeugniß von den (in Uebereinstimmung mit der Schrift) erfolgten Thatsachen des Todes und der Auferstehung Christi, als die Grundlage der Versöhnung der Welt mit Gott, V. 46; b. Die Aufforderung zur Buße und c. die Verkündigung der Vergebung der Sünden im Namen Jesu an alle Völker, V. 47.

Für die Wand- und Schiefertafel.



(Pfingst-Lektion.)

Sonntag, den 5. Juni 1881. Joh. 14, 23—31.

Die Verheißung des heiligen Geistes.

Im 22sten Verse hat Judas die Frage an den Herrn gerichtet: „Wie kommt es, daß du uns dich offenbaren willst und nicht der Welt?" Er kann dies mit seinen bisherigen Messiaserwartungen nicht reimen. Es war doch von den Propheten geweissagt, der Messias werde ein Reich aufrichten, dem alle Völker sich unterwerfen würden. Das war freilich richtig, und wenn Israel gläubig gewesen wäre, so wäre dies Reich auch sofort aufgerichtet worden. Aber diese Propheten hatten auch schon geweissagt (Jes. 40; Sach. 11), daß der Messias werde verworfen werden, und daß erst auf ein neues Strafgericht für Israels Bekehrung und die Aufrichtung des Reiches Christi auf Erden erfolgen werde. Unsere Lektion enthält die Antwort Jesu auf die Frage des Judas. Der Herr giebt jedoch in derselben keine theoretische Belehrung über sein erstes und zweites Kommen, sondern zeigt nur, daß das Schauen des Messias durch den sittlichen Zustand des Menschen (die Liebe) bedingt sei, woran sich dann noch weitere Aufschlüsse über die Art und Weise, wie er sich den Seinen offenbaren werde, anschließen.

I. Die Bedingung der Offenbarung des Messias. V. 23—25. **V. 23:** Wer mich liebet — das ist die große Bedingung, welche über unser ewiges Schicksal entscheidet. Wenn sonst als diese Bedingung der Glaube bezeichnet wird, so ist zu erinnern, daß wahre Liebe ja nichts anderes ist als thätiger Glaube, wie andererseits auch der Glaube ohne die Anfänge der Liebe nicht denkbar ist. Das rechte Verständniß der Worte Jesu ergiebt sich aus Spr. 8, 17, wo die ewige Weisheit Gottes, die so gern bei den Menschenkindern wohnt, dieselbe Bedingung stellt: „Ich liebe, die mich lieben" und dann die Verheißung hinzufügt: und „die mich frühe suchen, finden mich." Es ist die suchende Liebe, von der der Heiland redet. Ihr will er sich offenbaren, wo sie ihm begegnet. So ist also auch ein Kind, das den Heiland lieb hat, fähig, der Offenbarung und Inwohnung des Herrn theilhaftig zu werden. Die suchende Liebe offenbart sich im Halten des Wortes Jesu. Dieses Wort redet vom Bußethun, Kommen, Bitten, Glauben. Wer dies thut, so viel er es in seiner Schwachheit vermag, der wird der belohnenden Liebe des Heilands theilhaftig werden. Die große Prüfungsfrage aber: Liebe ich Jesum? soll Niemand vorschnell bejahen, so lange er es mit dem Halten seines Wortes leicht nimmt. Den wird mein Vater lieben. Der Vater liebt alle Sünder mit der Liebe der Erbarmung — darum sendet er ihnen den Sohn, — aber nur diejenigen, die den Sohn lieben im Glauben, hat er sonderlich lieb mit der Liebe des Wohlgefallens, daß er ihnen den Geist giebt und zu ihnen kommt. Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen, nämlich durch den heiligen Geist: „Himmel und Erde, auch aller Könige und Kaiser Schlösser vermöchten nicht,

daß Gott ihm eine Wohnung daraus machte; aber im Menschen, der sein Wort hält, will er wohnen." Das ist kein Bild, sondern die wesentlichste Wahrheit; das arme kleine Menschenherz soll ein Tempel des dreieinigen Gottes werden.

V. 24: Wer mich nicht liebt. Dies ist wehmüthig mild ausgedrückt. Ihn nicht lieben, ist so viel wie ihn hassen. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Es giebt hier keine Neutralität. Christum und sein Kreuz zu ignoriren, ist unmöglich. Das Nicht-lieben tritt in dem Nichthalten der Worte Jesu zu Tage, die ja zugleich auch die Worte des Vaters sind, der ihn gesandt hat. Jesum, den Allerliebenswürdigsten, nicht lieben, — wie schrecklich! und dann die Folge dieses Nichtliebens, die ewige Trennung von ihm, von dem man sich nicht hat lieben lassen wollen, wie man ihn nicht liebte!

II. Der Tröster. V. 25—27. **V. 25:** Mit den Worten: Solches habe ich u. s. w., weist Jesus darauf hin, daß sein Aufenthalt unter seinen Jüngern zu Ende sei. Er betrachtet sein Wirken und Reden unter ihnen bereits als abgeschlossen. Was er jetzt noch zu sagen hat, sind Abschiedsworte.

V. 26: An seiner Statt verheißt Christus seinen Jüngern den heiligen Geist, welchen er als „Tröster" bezeichnet. Der griechische Ausdruck „Paraklet" bezeichnet einen Rechtsbeistand, Anwalt und dann allgemein einen Fürsprecher. Christus ist der eine Paraklet, an dessen Stelle der andere verheißen wird. Was also Christus den Seinen gewesen, das sollte fortan der heilige Geist ihnen sein. Man vergleiche Röm. 8, 15. 16. 26. In meinem Namen. Der vom Vater gesandte Geist kommt als vom Sohne erbeten, ja er kommt als der Stellvertreter des Sohnes, so daß der Sohn selbst in ihm ist und kommt. Der wird es euch Alles lehren, d. h. Alles, was noch gelehrt werden kann und muß, worüber ihr mich, wenn ich nicht mehr da bin, gern fragen und hören möchtet, und euch erinnern u. s. w. Der heilige Geist soll den Jüngern nicht blos äußerlich die Worte Jesu in's Gedächtniß rufen, sondern ihnen auch den Sieg des gehörten, aber dunkel gebliebenen Wortes mit untrüglicher Klarheit enthüllen. Ferner ist das „Erinnern" ein Ermahnen zum Glauben daran und zum Thun darnach. Um unserer Schwachheit und sogar Sündigkeit willen vergessen wir leider die bekanntesten Worte da, wo sie hingehören, und es thut wirklich Noth, daß immer Einer hinter uns stehe, der sie uns dann in's Ohr sagt.

V. 27: Der Ausdruck: den Frieden lasse ich euch, ist ein „Lebewohl" Jesu an seine Jünger, die er zu verlassen im Begriff steht. Der Friede schließt zweierlei in sich: die Ruhe des Herzens und Gewissens durch die wiederhergestellte Gemeinschaft mit Gott, und die Wiederherstellung der durch die Sünde gestörten inneren und äußeren Glückseligkeit. Daher wir den ganzen Frieden erst im Jenseits genießen werden. Jesus macht einen Unterschied zwischen dem Frieden im Allgemeinen und seinem Frieden. Wer sich von euch in mir selig fühlt, will er sagen, der soll seinen Frieden nicht verlieren; nein, ich will ihm noch durch meinen Geist, der über euch kommen wird, von meinem Frieden geben, den die Welt nicht kennt. Nicht wie die Welt giebt. Daß die Welt auch Frieden hat und giebt, wird in wehmüthiger Ironie zugestanden. Aber sie spricht Friede, wo kein Friede ist. Ihre Grüße und Wünsche sind leere Redensarten ohne wirkliches Geben. Auf ihr erlogenes „Friede" folgt die herausbrechende Angst nach; bei ihrem scheinbaren Friedengeben ist immer wieder ein Erschrecken und Fürchten des Herzens. Anders ist es mit dem Frieden, den der Herr giebt. Dieser Friede verläßt uns nie, auch nicht in Trübsalszeiten; wenn gleich das freudige Empfinden desselben zuweilen unterdrückt werden mag, im tiefsten Seelengrunde bleibt er dennoch da. Man denke an den Trost und die Ruhe, welche aus der kindlichen Ergebung und dem Glauben in Gottes Liebeswillen fließt.

III. Der Hingang zum Vater. V. 28—31.

V. 28: Mit der wunderbaren Erhabenheit seines Friedens über die Erschrockenheit der schwachgläubigen Jünger erklärt nun Jesus: Hättet ihr mich recht lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater. O, wie mußte das in ihre Herzen dringen! Daß sie ihn lieben, weiß er, hat es schon V. 15. 21. 23 vorausgesetzt; und doch jetzt dieses: „Hättet ihr mich lieb!" — ihre Liebe ist noch nicht die rechte, ganze; sie denken zu viel nach an ihr verlassenes Zurückbleiben, anstatt an sein Hingehen zum Vater. Ihr habt's ja gehört, daß ich euch sagte: Ich gehe hin zum Vater. Und das muß doch für mich etwas Gutes, Hocherfreuliches sein. Wenn ihr mich also liebtet mit ganzer Liebe, solltet ihr über meiner Erhebung euch für's Erste vergessen. Aber ich komme ja auch wieder zu euch. Es ist also auch für euch gut, daß ich hingehe. Daß das Wiederkommen Jesu sich auf die Sendung seines Geistes bezieht, welcher ihn in seinen Jüngern verklären soll, ergiebt sich aus Joh. 16, 7—15. Der Vater ist größer denn ich. Der Vater hat den Sohn in die Welt gesandt, und jetzt im Gehorsam gegen diese Sendung (V. 31) hat er den Vater im Himmel als Größeren über sich. Es ist also der Stand der Erniedrigung des Sohnes verglichen mit der göttlichen Weltstellung des Vaters, worauf der Herr sich bezieht. Sein Hingang zum Vater, zur vollen Gemeinschaft seiner Macht und Herrlichkeit ist daher eine Erhebung. Darüber sollen sich die Jünger freuen.

V. 29: Der Herr verkündigte den Jüngern seinen Hingang zum Vater voraus, damit sie beim Eintreffen des Vorherverkündigten an ihn, als den Sohn Gottes, glauben sollten. Nicht, als ob sie bisher noch nicht an ihn geglaubt hätten; dann aber sollen sie mit vermehrtem, völligem Glauben sich an seine Person anschließen.

V. 30: Es kommt der Fürst dieser Welt. Der Weg zum Vater führt den Menschensohn durch's Leiden des Todes. Daran ist der Satan schuld; mit dem hat er es also vorher zu thun. Der Herr weiß genau seinen Weg und seine Aufgabe. Christi Seelenleiden während seiner äußeren Leiden, besonders der Kampf in Gethsemane, kam von dem Anlauf des Satans her, das ist der Gläubigen Erkenntniß von jeher gewiß gewesen. Hier besteht er die zweite größere Versuchung, nun durch Furcht und Grauen, wie das

erste Mal durch Lust und Verlangen. Aber der Herr ist seines Sieges gewiß, denn er weiß, daß der Fürst dieser Welt nichts an ihm hat. Wo der Satan Sündenschuld findet, da hat er ein Recht, folglich auch eine Macht. Eben das ist der „Anfassungspunkt". An Christo, dem Sündlosen, aber hat er nichts und findet nichts, das ihm Recht und Macht gäbe; und eben darum ist der Herr seines Sieges sicher.

V. 31: Auf daß die Welt erkenne. Der im bitteren Todesleiden sich bezeugende, nicht gezwungene, sondern aus Liebe kommende Gehorsam Christi gegen den Willen des Vaters ist das Erste, was die Welt erkennen soll, um dann weiter geführt zu werden zur Erkenntniß der Liebe des Vaters und des Sohnes zur Welt, aus welcher der leidende Gehorsam des Sohnes entsprang. Damit die Welt zu dieser Erkenntniß gelange, spricht Jesus zu den Jüngern: Stehet auf und lasset uns von hinnen gehen, den Fürsten der Welt entgegen, in's Leiden hinein. „Lasset uns." Mit diesen Worten zieht Jesus auch seine Jünger mit sich fort auf seinen Leidensweg, damit auch ihre gehorsame Liebe der Welt zum Zeugniß diene von der erbarmenden Liebe im Himmel droben.

Disposition. Haben wir den heiligen Geist empfangen?

I. Gewiß nicht, wenn wir uns nicht in der erforderlichen Gemüthsstimmung befinden.
1) Welche ist das? (V. 23.)
2) Wo fehlt sie? (V. 24.)

II. Wir erkennen, daß der heilige Geist in uns wohnt, aus seinen Wirkungen. Der heilige Geist
1) belehrt uns über alles zum Heil Erforderliche (V. 26);
2) erinnert uns an früher aufgenommene Wahrheit (V. 26);
3) erfüllt uns mit seligem Gottesfrieden (V. 27);
4) wirkt heilige Freude über Jesu Verherrlichung (V. 28);
5) stärkt uns immer mehr im Glauben (V. 29);
6) macht auch uns zu Siegern über die Welt (V. 30);
7) versenkt uns immer tiefer in den Gehorsam gegen den Willen Gottes (V. 31).

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Eine Pfingstbetrachtung.

Von J. Schlagenhauf.

Joh. 14, 16—17: Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich. Den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfangen; denn sie siehet ihn nicht, und kennet ihn nicht. Ihr aber kennet ihn; denn er bleibet bei euch und wird in euch sein.

Das Amt des heil. Geistes an den Gläubigen.

1) Er ist ihr Beistand in des Lebens Widerwärtigkeiten. Darum nennt ihn Jesus einen andern Tröster. So lange Jesus persönlich unter seinen Jüngern weilte, war er selbst ihr Beistand, der sie beschützte bei den feindlichen Anläufen der argen Welt, und ihnen durch die Zweifel, Gefahren und Kämpfe ihres Glaubenslebens hindurch half. Durch die Mittheilung, daß er zum Vater gehe, wurden sie mit Trauer erfüllt, denn sie sahen sich nun unbeschützt den Verfolgungen feindlicher Menschen preisgegeben. Darum verheißt ihnen der Herr seinen Geist, der sein Stellvertreter sein und in der Stunde der Verfolgung und im Verhör vor Gewaltigen ihnen geben soll, was sie reden sollen. (Mark. 12, 11—12.)

Als am Pfingstfest der heilige Geist über sie kam, wurden die schüchternen, furchtsamen Männer kühne Helden, die mit Löwenmuth und Feuereifer Zeugniß von Christo ablegten, und sich weder durch Drohungen noch Mißhandlungen einschüchtern ließen.

Durch das ganze Leben war er ihr Tröster, Beistand und Stärke, daß sie alle ihre Feinde besiegen, unter Verfolgungen und in Gefängnissen einen freudigen Muth bewahren, und Gott Lob- und Danklieder singen konnten. (Vergl. Apg. 5, 41; 16, 25.)

Dieser verheißene Geist war durch alle Jahrhunderte hindurch der Kirche Beistand, Kraft und Tröster, daß sie alle Stürme aushalten und aus allen Kämpfen siegreich hervorgehen konnte.

Als die Apostel, die Kirchenväter, Reformatoren und andere Säulen in der Kirche fielen, frugen gewiß viele Gläubigen ängstlich: „Wer wird nun die Sache des Herrn weiter führen und seine Streiter ermuthigen und trösten?" Aber der Herr ließ sein Volk nicht verwaisen. Wenn auch die irdischen Stützen brachen, der beredte Mund unerschrockener Zeugen verstummte und der starke Arm kühner Vertheidiger im Tode niedersank, der Geist des Herrn weckt wieder neue Zungen, die das angefangene Werk mit Muth und Kraft weiter führten.

Und dieser Geist ist heute noch der Gläubigen Beistand und Tröster. In Kreuz und Leiden versichert er sie der Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters, der seine Gläubigen so führt, daß alle Dinge zu ihrem Besten dienen müssen. In Anfechtungen und Schwachheiten richtet er sie mächtig auf, und verleiht ihnen Kraft, die Welt und alles Ungöttliche zu überwinden und die Wege Gottes mit Freudigkeit zu wandeln bis zum seligen Ende. Wie der Regen zur Zeit der Dürre das Erdreich erquickt, daß die Pflanzen wieder frisch aufleben, so

wird das Herz durch die Tröstungen des heiligen Geistes erquickt, daß Glaube, Hoffnung und Liebe herrlich darin gedeihen.

2) Er ist ihr Führer unter des Lebens Dunkelheiten. Er ist der rechte Lehrer, der den Menschen die untrüglichen Wahrheiten zur Seligkeit offenbart und sie darin befördert. Darum nennt ihn Jesus den Geist der Wahrheit. Durch ihn wurden schon die Frommen im alten Bunde erleuchtet, und die heiligen Männer Gottes angetrieben, in den dunkelsten Zeiten von dem künftigen Erlöser und Heiland der Welt zu weissagen. (Ps. 142, 10; 2 Petr. 1, 21.)

Die Apostel hatten noch bei der Himmelfahrt Jesu unklare und irrthümliche Begriffe über die Natur und den Zweck seines Reiches (Apg. 1, 6), aber am Pfingstfeste öffnete ihnen der heilige Geist das Verständniß und führte sie aus aller Dunkelheit zum vollen Lichte göttlicher Erkenntniß. Derselbe wird es euch alles lehren, und euch erinnern alles deß, das ich euch gesagt habe. (Joh. 14, 26.) Dieser Geist der Wahrheit muß dem Menschen den Verstand erleuchten und ihm aus der natürlichen Unwissenheit und dem Irrthum über göttliche Dinge heraushelfen, sonst gelangt er nie zu einer richtigen Erkenntniß Gottes und seiner selbst.

So großen Scharfsinn und Gelehrsamkeit ein Mensch sonst auch haben mag, das Himmlische und Göttliche lernt er nur verstehen und begreifen unter der Anleitung des heiligen Geistes.

Der bekannte französische Pastor Fisch traf einst auf dem Landgute eines Freundes einen sehr gelehrten Professor der Universität zu Paris und Ritter der Ehrenlegion. Im Verlaufe der Unterhaltung äußerte der Professor, daß er versucht habe, bei Katholiken und Protestanten sich mit dem Christenthum zu befreunden, sei aber nur noch weiter davon entfernt worden.

„Dann lesen Sie den Römerbrief," sagte Pastor Fisch.

Nach etlichen Tagen sagte der Professor: „Herr Fisch, den Römerbrief kann ich nicht verstehen. Und wenn ich ihn nicht verstehe, verstehen Andere ihn gewiß auch nicht."

„Und doch kenne ich einen Mann, der ihn versteht."

„Zeigen Sie mir den Mann, und ich will zu ihm in die Lehre gehen!"

Da führte ihn der Pastor in die ärmliche Werkstatt eines ungelehrten, aber in der Schrift und göttlichen Dingen tiefgegründeten und wohlerfahrenen Mannes, und sagte: „Das ist der Mann, der Ihnen den Römerbrief erklären kann."

Mit einem mitleidigen Lächeln setzte sich der Gelehrte neben den Schuster, riß aber die Augen ganz gewaltig auf, als dieser ihm eine schwierige Stelle nach der andern so einfach und so schlagend an seinem eigenen Lebensgang auseinandersetzte. Der Professor kam noch manchen Tag und hörte den Erklärungen des Schusters zu, bis er Ruhe für seine Seele gefunden und den Inhalt des Römerbriefes aus eigener innerer Erfahrung verstehen lernte.

Zum Pastor Fisch sagte er nachher: „Der Schuster versteht den Römerbrief aus dem Fundamente heraus."

Der heilige Geist hatte den Schuster in der Schule gehabt und erleuchtet, daß er die himmlischen Wahrheiten zu unserer Erlösung verstehen und auslegen konnte, welche dem Gelehrten als unauflösliche Räthsel und Thorheit erschienen. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein. (1 Kor. 2, 14.)

Der heilige Geist kann sein Lehr- und Trostamt aber nur an denen verwalten, die sich ihm hingeben und von ihm leiten lassen. Die Welt, das ist die irdisch und fleischlich gesinnten Menschen, können ihn nicht empfangen, weil sie nicht auf ihn hören weder in den Mahnungen des Gewissens noch der Schrift, und ihn nicht sehen und erkennen wollen in seinen Manifestationen und Werken in der gesammten Heilsgeschichte und den Lebenserfahrungen der Gläubigen. Das Glaubensauge und die Erfahrung des heiligen Geistes fehlt ihr. Darum kann ihn die Welt auch nicht empfangen, noch seines erleuchtenden, heiligenden und beseligenden Einflusses theilhaftig werden.

Als Jesus in der Kraft des heiligen Geistes lehrte und Wunder verrichtete, urtheilte die böse Welt: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. (Matth. 12, 24.)

Am Pfingstfeste redeten die Apostel die Worte des Lebens, nachdem ihnen der Geist gab auszusprechen, da spotteten die Leichtfertigen: „Sie sind voll süßen Weines!"

Paulus redete von der großen Erlösung vor den Vornehmen des römischen Reiches, da schrie Festus mit lauter Stimme: „Paule, du rasest!"

So sieht und erkennt der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes, darum ist ihm das Werk der Erweckung, Bekehrung und Heiligung unbegreiflich. Wahre Christen aber kennen ihn, denn er ist bei ihnen und in ihnen. Sie sehen sein Werk in dem frischen Leben, das in der Christenheit und Heidenwelt erblüht, in den vielen Liebeswerken und Rettungsanstalten zum Wohl der leidenden Menschheit. Sie kennen ihn aus seliger Erfahrung durch das Werk des Glaubens, das er in ihnen anfing, durch die Zucht, die er in ihnen übt, und die Hoffnung des ewigen Lebens, die er in ihnen lebendig erhält.

Dieser Geist des Herrn bleibt der Gläubigen Beistand und Führer, bis sie alle Widerwärtigkeiten und Dunkelheiten des Erdenlebens hinter sich haben, und wird auch im seligen Jenseits ewig ihr beglückend Theil sein.

Daß er bei euch bleibe ewiglich.

Aphorismen.

Das Wort der Predigt. „Dein Wort ist eine rechte Lehre," sagt der Psalmist (Ps. 93, 5); aber wir wollen seinem Ausspruch noch ein wenig näher in's Auge sehen. Er stellt wohl Gottes Wort einestheils in eine und dieselbe Reihe mit anderen Lehren, aber er hebt es auch wieder vor allen anderen heraus, als die einzige rechte Lehre. Andere Lehren gleichen ihm nicht, weder dem Inhalt noch auch seiner Kraft nach, mit der es sich an die Menschenherzen wendet. Zwar wendet sich auch

das Wort des Herrn an die natürlichen Kräfte des Menschen, an sein Erkenntnißvermögen und den Entschluß seines Willens. Es geht also in den Menschen ein ganz auf demselben Wege, wie ein anderer menschlicher Gedanke und wirkt im Innern durch die Macht seiner Gründe dieselbe menschliche Ueberzeugung. Dennoch aber ist es kein bloßer Menschengedanke und wirkt auch nicht bloß menschlich, sondern es bringt eine Kraft mit sich, welche den Widerstand der natürlichen Vernunft oder eigentlich Unvernunft niederlegen und dem Wort einen Nachdruck verleihen kann, vermöge dessen es eine göttliche, jeden Zweifel und Widerspruch überwältigende Ueberzeugung, den Glauben, zu wirken vermag. Denn durch's Wort Gottes wird der Geist Gottes gegeben und mitgetheilt (ganz wie auch eines Menschen Geist sich nur durch sein Wort mitzutheilen und zu offenbaren vermag), — das Wort ist der Träger und das Organ des Geistes. Darin erkennen wir also eine mehr als blos natürliche, eine unbegreifliche und übernatürliche Art und Wirkung des göttlichen Wortes. Das Wort ist also beides zugleich menschlich und göttlich; menschlich, denn es redet in menschlicher Sprache zu menschlichem Verständniß; göttlich, denn es wirkt mit göttlicher Kraft eine himmlische Geisteserkenntniß zum ewigen Leben. Welch ein Mittel ist also dem Prediger in die Hand gegeben, wenn ihm Gottes Wort vertraut ist! — Zwar hat man gesagt: das Wort, das er ausspreche, sei nicht mehr Gottes Wort im eigentlichen Sinne. Sein Inhalt könne wohl dem göttlichen Worte entsprechen, aber seine Form, die Fassung und der Vortrag desselben sei nur ein menschliches Werk, nur die Apostel allein hätten Gottes Geheimnisse zur Seligkeit in Worten geredet, die der heilige Geist lehrte. Und in gewissem Sinne allerdings ist dies auch ganz richtig. Aber hört Gottes Wort durch eine richtige menschliche Fassung auf, Gottes Wort zu sein? Es zieht wohl menschliche Gestalt an, aber bleibt darum nicht Gottes Kraft in ihm? — Das Sonnenlicht fällt in einen reinen Spiegel und dieser wirft es zurück; ist nun blos das Sonnenlicht, was in den Spiegel hineinfällt, und nicht auch das, was daraus widerstrahlt? Ist dies aber wahr, so ist es auch ebenso richtig, daß auch das Wort des Predigers, so lang es dem Worte der Schrift, aus der er selber es schöpfte, treu bleibt, seinem Wesen nach dasselbe Gotteswort ist, von dem eben diese Schrift sagt, daß es einen hellen Schein in unsere Herzen gab, auf daß durch uns auch in Anderen entstünde die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in Christo Jesu (2 Kor. 4, 6). Es ist Gottes Willen, daß sein heiliges Wort selber im Herzen und Mund seiner Knechte auch die Art und Weise dieser seiner Knechte selbst annehme, auf daß es aus Glauben und eigener persönlicher Erfahrung gepredigt werde und in solcher göttlich-menschlicher Kraft ihres Zeugnisses einen Glauben wirke, der selber göttlich-menschlich ist. Es geht hier aus Glauben in Glauben: das Wort, lebendig gepredigt, wirkt auch Leben. Löhe.

Kurz und gut. Also sagt Moses viel mit wenig Worten. Das ist auch die rechte Kunst zu predigen und die Leute zu lehren, sollen sie anders mit Nutz zuhören und etwas davon tragen. Der große Doctor Martin Luther verbot den Predigern, sie sollten die Zuhörer ja nicht martern und aufhalten mit langen Predigten; denn die Lust zuzuhören, sprach er, vergehet ihnen; so thun ihnen die Prediger selbst Wehe und Gewalt mit langen Predigten.

Etliche plagen die Leute mit allzulangen Predigten, da es doch um das Gehör gar ein zärtlich Ding ist, wird eines Dinges bald überdrüssig und müde. Maß ist in allen Dingen gut.

Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend; Thorheit aber ist's, mit viel reden nichts reden.

Eines guten Redners Amt oder Zeichen ist, daß er aufhöre, wenn man ihn am liebsten hört und meinet, er werde erst kommen; wenn man ihn aber mit Ueberdruß und Unwillen hört, und wollte gern, daß er aufhörte und zum Ende und Beschluß käme, das ist ein böses Zeichen. Also auch mit einem Prediger; wenn man sagt: Ich hätte ihm wohl noch länger mögen zuhören, so ist's gut; wenn man aber sagt: Er war in das Waschen kommen und konnte nimmermehr aufhören, so ist's ein böses Zeichen. Luther.

Lehrhaft oder beredt? Die Lehrhaftigkeit (1 Tim. 3, 2; 2 Tim. 2, 24) ist nicht ein und dasselbe, wie die Beredtsamkeit oder Rednergabe. So schätzbar auch die letztere ist und so verwandt mit der Lehrgabe, so kann man doch diese in hohem Grade besitzen, ohne gerade auch die der Beredtsamkeit zu haben. Ja es kann ein treuer Diener des Evangeliums vermöge seiner Lehrhaftigkeit die größte Wirkung auf seine Gemeinde ausüben, ohne jemals als „Redner" sein Glück machen zu können. Bei Festhaltung dieses Unterschieds und bei der aus Gottes Wort unzweifelhaften Gewißheit (1 Kor. 12, 31), daß auch unter Gottes geistigen und geistlichen Gaben ein Unterschied ist, dürfte wohl die Lehrhaftigkeit über die bloße menschliche Kunst und Fertigkeit der Rednergabe zu erheben und demgemäß auch nach Würden zu pflegen und gebührend auszubilden, vor allem aber zu erflehen sein. Löhe.

Sei natürlich. Eine nachgeahmte Sprechart bereitet einem oft große Schwierigkeiten. Einige halten ihre Stimme zu hoch, andere zu niedrig. Etwas Aufmerksamkeit auf den gewöhnlichen Unterhaltungston wird dies berichtigen. Advokaten sprechen zu den Geschworenen. Derjenige Beamte spricht eintönig, der sein Manuscript abliest. Gewöhnlich beugt er sich etwas vorwärts und übt einen Druck auf den Schlund des Halses aus. Seine Aufmerksamkeit ist von dem Gedanken zu dem Ausdruck abgezogen, von den Personen zu dem Manuscript. Vergiß dich selbst in dem Gegenstand und sprich mit deiner eigenen Stimme; doch verwechsle Natur und Gewohnheit nicht. Die rechte Weise führt zur Natur, nicht zu Kunstgriffen. Achte deine Persönlichkeit; vervollkommne die Stimme, die du hast und äffe keinem Andern nach. Weiter laß keinen Tag vorbeigehen, ohne laut zu lesen oder Etwas zu wiederholen, um es im Gedächtniß zu behalten. Uebe dich mit besonderer Sorgfalt, die Vokale oder Endconsonanten, die eine schwierige Combination haben, auszusprechen. Uebe dich mit einem Har-

monium, oder sonst einem musikalischen Instrumente zu dem Zweck, der Stimme Steigerung und Mäßigung zu verleihen.

Das Heiligthum. Wenn ich zum Hause Gottes gehe, so sind es nicht Vergnügungen, die ich dort suche; nein, das Wort Gottes will ich hören. Ich will hören von dem großen Heilmittel gegen die Schuld, die mein Herz beunruhigt, gegen die sündlichen Triebe, die mir so oft Kummer bereiten. Aus den Wüsteneien der Niedergeschlagenheit und der Enttäuschung möchte ich hinausgeführt werden, und hingeleitet zu grünenden Triften. Mehr Licht möchte ich verbreitet sehen über das geheimnißvolle Dunkel der Vorsehung und tiefer hineingeführt werden in die Rechte des Herrn. Ich möchte besser erkennen lernen, wie meinen Pflichten nachzukommen, wie den mannigfachen Versuchungen zu begegnen, wie unsträflich vor dem Herrn zu wandeln und wie einst in Frieden heimzugehen. O, sage mir von Jesus, „welcher unsere Sünde selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz," von Ihm, der Fürbitte einlegt beim Vater. Sage mir von seinem heiligen Geiste, welcher Allen, die ihn gläubig aufnehmen, ein Erhalter, Tröster und Seligmacher wird. Sage mir von seinen Leiden, ihrer Nothwendigkeit, ihrem Nutzen. Sage mir von seiner Nähe, seiner Theilnahme, seiner Liebe. Sage mir von den Tugenden, die seinem Kreuze entsprießen und die durch seine Gnade wachsen und gedeihen. Sage mir von dem Ruhme, der seinem Namen durch des Glaubens Gehorsam wird. Sage mir vom überwund'nen Tode, von dem des Schreckens beraubtem Grabe, von der Auferstehung der Heiligen, vom ewigen seligen Leben. Sage mir dies und neue Lebenswärme durchströmt die Brust, Himmelsluft athme ich ein. Dies ist mir Evangelium, dies ist mir frohe Botschaft, weil sie armen Sündern gilt, und ich mich als einen der ärmsten fühle. Dr. John M. Mason.

Schule und Erziehung.

Was kann und soll die Sonntagschule nicht sein? Die Sonntagschule besteht schon lange genug, daß wir wissen können, was wir an ihr haben, und daß wir uns vorstellen können, was wir an ihr haben könnten, wenn sie schon wäre, was sie sein sollte, d. h. wenn überall die ideale Sonntagschule zur wirklichen geworden wäre. Ebenso bestimmt aber bietet sich uns die Kehrseite dieser Erkenntniß dar, d. h. es kann uns nicht verborgen sein, was die Sonntagschule selbst in ihrer Vollendung nie sein kann und soll. Ja, es wird sich ergeben, daß wir der gesunden und kräftigen Entfaltung des Sonntagschullebens selbst gefährlichen Abbruch thun, so lange wie wir fortfahren, wie es viel zu häufig geschieht, aus der Sonntagschule etwas zu machen oder in ihr etwas zu suchen, das ihrem eigentlichen Wesen entweder fremd und nicht entsprechend ist, oder über ihrem Bereiche hinaus liegt. Wir beschränken uns hier auf die Darstellung von drei Hauptfehlern, welche in dieser Richtung begangen werden:

1. Die Sonntagschule kann und darf keine Sprachschule sein. Der Unterricht in den Heilswahrheiten des Wortes Gottes setzt das Verständniß der Sprache, in welcher der Unterricht ertheilt wird, voraus. Für unsre Sonntagschulen ist die deutsche Sprache die Unterrichtssprache und sie sollte es bleiben. Unsre Lehrhülfsmittel, Katechismus, Bibelforscher, Bildersaal, Sonntagschul-Glocke, Kleine Leute, Haus und Herd, alles erscheint in deutscher Sprache. Alles dieses setzt voraus, daß diese Sprache von denen, welche die Hülfsmittel benützen, auch verstanden wird. Wir erkennen keineswegs die großen Schwierigkeiten, welche sich an manchen Orten zeigen in Folge der sehr dürftigen Bekanntschaft unsrer eigenen Kinder mit ihrer Muttersprache. Aber wir halten alle Versuche, in der Sonntagschule und durch die Sonntagschule diesen Schaden zu heilen und diesem Mangel abzuhelfen, von vornherein nicht nur für vergeblich, sondern für positiv schädlich, und der Sonntagschule, in der Lösung ihrer Aufgabe, hinderlich. Es liegt auf der Hand, daß es der Sonntagschule unmöglich sein und bleiben muß, wenn sie Sontagschule bleiben soll, einen gründlichen, genügenden Sprachunterricht zu ertheilen. Wenn alles Andere, wenn Wille, Kraft und Geschick dazu vorhanden wären,— es fehlte am Wesentlichsten an der Zeit. Man kann wohl, wenn man die ganze Sonntagschule hinopfert, nothdürftig buchstabiren und lesen lehren; allein zum Verständniß der deutschen Sprache, zur Auffassung der Heilswahrheiten in deutscher Sprache gehört mehr, als nothdürftig lesen können. Es setzt dieses Uebung im Denken und Verstehen des Deutschen voraus, wie sie die Sonntagschule absolut nicht zu gewähren im Stande ist, sondern welche anderswoher muß erlangt werden. Die Tagesschule und die Familie sind die eigentlichen Pflegestätten deutscher Sprache und Denkweise. Allerdings ist es durchaus richtig, daß die Sonntagschule an der Pflege und Bewahrung der deutschen Sprache unter unsern Kindern mithelfen soll. Aber bei einem Bau mithelfen und einen Bau allein (oder fast allein) aufführen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Der Unterricht in der Sonntagschule, das Lesen, Lehren und Erklären wird unsern Kindern eine treffliche Uebung und Anregung sein. Allein jeder Versuch, der Sonntagschule aufzubürden, was man in der Familie oder Gemeinde im deutschen Unterricht versäumt hat, wird sich an der dadurch verkrüppelten Wirksamkeit der Sonntagschule in der Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe rächen. Eltern, welche glauben, sie brauchen ihre Kinder nur in eine deutsche Sonntagschule zu schicken, damit sie dort deutsch lernen, und brauchten dann weder daheim das Deutsche zu pflegen, noch

für deutschen Schulunterricht zu sorgen, — können gerade so gut ihren Kindern nur Sonntags einmal zu essen geben und dann zusehen, wie trefflich die Kinder wachsen, gedeihen und zunehmen werden. Die eine Thorheit ist nicht größer als die andere. Und Gemeinen, welche sich dem Wahn hingeben, aus ihrer eigenen Jugend sich als deutsche Gemeine aufbauen zu wollen, wenn sie ihnen weiter keine Gelegenheit geben, ihrer Muttersprache mächtig zu werden, als dreiviertel Stunde Sonntagschulunterricht, von Lehrern, welche sich nicht für Sprachlehrer ausgeben, — werden über kurz oder lang ausfinden, daß das eben nichts anderes ist, als ein schöner Wahn.

2. Die Sonntagschule ist nicht berufen, ein Ersatz zu sein für den öffentlichen Gottesdienst. Es ist sehr zu beklagen, daß die Vorstellung, als sei die Sonntagschule für die Kinder dasselbe, was die Kirche für die Erwachsenen, sei, noch so weit verbreitet ist. So geschieht es, daß viele Gemeindeglieder und Eltern glauben, ihren kirchlichen Pflichten volle Genüge geleistet zu haben, wenn sie die öffentlichen Gottesdienste besuchen, aber das ganze Jahr vielleicht keinen Fuß in die Sonntagschule setzen. Sie rechnen sich's nicht für eine Versäumniß an, — denn die ist ja blos für die Kinder, heißt es. Und wiederum sind Eltern, welche meinen, wenn sie ihre Kinder nur zur Sonntagschule gehen lassen (meist allein!), so sei damit für die kirchlich-religiösen Bedürfnisse der Kinder ausreichend Genüge geleistet. Und während sie mehr oder weniger andächtig dem Worte Gottes lauschen und Gott ihre Anbetung mit der Gemeine darbringen, dürfen die Kinder daheim oder draußen sich amüsiren wie sie wollen. Wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir wenigstens eine Hauptursache des großen Mangels an Ehrerbietung und Scheu vor allem Heiligen, vor Gottes Haus, vor Gottes Wort, und vor Gottes Knechten unter unsrer Jugend gerade hier suchen. Wenn unsre Kinder Gottes Haus nicht besuchen, denn als ein Schulhaus, wenn sie Gottes Wort nicht anders kennen lernen, als aus einer Schullektion, wie sollen sie diese Dinge dann mit andern Augen ansehen und mit andern Empfindungen begrüßen, als sie es mit ihrer gewöhnlichen Schule und anders ihren Alltagslektionen thun? Unsre Jugend wird nicht genug angehalten mit andächtiger, ehrerbietiger Stille an der Hand und unter dem Auge des gläubigen Vaters oder der betenden Mutter, das Heilige anzuhören und Anbetung pflegen zu lernen mit der großen Gemeine. Wenn aber irgendwo große Sorgfalt auf gerade diesen Punkt gelegt werden muß, dann ist es in diesem Lande und in einer Atmosphäre, in welcher die Verachtung aller Autorität und die Geringschätzung alles Erhabenen und Heiligen so prominent sind, und wo man sich persönliche Freiheit so gern zurecht legt, als einen Zustand, in dem man sein eigener Herr sei und sich von Niemand nichts braucht sagen zu lassen. Nein, die Sonntagschule ist keine Kinderkirche. Sie soll und kann nicht treten an die Stelle dessen, was uns geboten ist und unsern Kindern zum Ausbau und zur Pflege unsres geistlichen Lebens in den schönen Gottesdiensten des Hauses des Herrn, in der Predigt des lebendigen Worts, im gemeinschaftlichen Gebet und Bekenntniß. So lange unsre Kinder es nur zu fühlen bekommen, daß die Sonntagschule ihr Gebiet sei, daß sie aber in der Kirche eigentlich nur geduldet seien, — brauchen wir uns nicht zu verwundern, daß sie, sobald sie sich der Sonntagschule entwachsen wähnen, in der Kirche nicht sehr heimisch fühlen. Machen aber christliche Eltern es sich zu einer besonderen Aufgabe, nie ohne ihre Kinder vor dem Herrn zu erscheinen, so thun sie damit nicht blos uns Predigern den großen Dienst, daß sie uns lehren auch zu der Kinder Herzen herunter zu predigen, sondern sie entfernen damit ihren eigenen Kindern die größesten Hindernisse zum späteren freudigen Dienst an heiliger Stätte. Denn: „Jung gewohnt, alt gethan!"

3. Jedoch am ernstesten wünschen wir Verwahrung einzulegen gegen eine dritte Verkehrung der Aufgabe der Sonntagschule, welche vielleicht die häufigste, sicherlich aber die allerverderblichste ist. Man behandelt nämlich die Sonntagschule als einen bequemen Ersatz für die religiöse Belehrung und Unterweisung in der Familie. Man schläfert sein Gewissen ein ob der grenzenlosen Vernachlässigung der eigenen Kinder in religiöser Erkenntniß, indem man spricht: O wir schicken sie ja in die Sonntagschule!

Wir unterschätzen keineswegs den hohen Werth, welchen die Sonntagschule für unsere Kinder hat und behalten wird. Allein es ist eine gefährliche Illusion, wenn man glaubt, wie so Viele thun, daß dem Bedürfniß nach gründlicher und allseitiger Unterweisung in Gottes Wort bei unsern Kindern in der Sonntagschule allein vollauf Genüge geschehen könne. Die allervollkommenste Sonntagschule, mit den besten, gottgeweihten Lehrern und den vorzüglichsten Hülfsmitteln wird nimmermehr im Stande sein, unsere Kinder so in den Reichthum der göttlichen Offenbarung einzuführen, wie es für die gesunde Pflege und Entfaltung ihres religiösen Lebens nothwendig ist. Wir sind alle nicht so einfältig zu glauben, daß unsre Kinder Lesen, Rechnen, Schreiben, Geographie und Geschichte für dieses Leben genug lernen können, wenn sie etwa jedem Gegenstande nur eine halbe Stunde wöchentlich widmen wollten. Aber das Buch aller Bücher, den unergründlichen Schatz der Weisheit und Erkenntniß Gottes, die Geographie und Geschichte des seligen Reiches unsres Herrn Jesu Christi zu erforschen, — dazu soll — wenn's nicht regnet oder schneit — fünfzig Mal des Jahres dreiviertel Stunde hinlangen!

Während auf dem Gebiete des natürlichen Wissens die Anforderungen an unsre Kinder sich immer steigern, während ein Gebiet der Erkenntniß nach dem andern sich vor ihnen aufthut, daß sie mit Fleiß und Forschen zu betreten haben, — scheint es gerade, als wollte man auf dem unermeßlichen Gebiete religiöser Erkenntniß an der kommenden Generation den Versuch machen, auszufinden, mit wie wenig Bibelkenntniß man als Christ möglicherweise durchkommen kann.

In den frühesten Zeiten des Volkes Gottes, als zu der jetzt vorhandenen biblischen Urkunde kaum erst ein Ansatz gemacht war, findet sich schon das Wort Gottes durch Mose an sein Volk: „Und diese Worte, welche ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen; und sollst sie deinen Kindern schärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegst

oder aufstehest. Aber heute, wo wir eine vollendete Offenbarungs-Urkunde von nicht weniger als 66 Schriften des allerreichsten und mannichfaltigsten Inhaltes, von vollendeter göttlicher Schönheit, durchdrungen von dem Geiste der Wahrheit, der Kraft und des Lebens vor uns haben, — heute soll es genug sein, wenn wir unsern Kindern lassen in der Sonntagschule einen Bibelforscher schenken und lassen einen fremden Lehrer oder Lehrerin sich ihrer erbarmen, und ihnen mit viel Seufzen, Mühe und Beschwerniß der Seele in 30 bis 40 Minuten den Heilsplan Gottes mit seinem Volk auslegen! Da mag der Teufel wohl darüber lachen! Und dann seufzen und klagen und beten wohl solche Eltern vor dem Herrn und vor der Gemeine und vor den Ohren ihrer Kinder, daß doch Gott ihrer Kinder Herzen bekehren solle, — als ob in solchen Fällen mit einer Bekehrung die jahrelang aufgehäufte Unterlassungssünde und Vernachlässigungsschuld der Väter und Mütter könne wieder gut gemacht werden!

Wir unterschätzen die Alles überwiegende Bedeutung der Bekehrung wahrlich nicht. Wir wissen, daß bloßes Wissen und Gelernthaben des Wortes Gottes ohne Leben aus Gott in der Seele nicht mehr ist als eine Schale ohne Kern. Allein Bekehrungen ohne gründliche, allseitige und genaue Bekanntschaft mit dem Gott, der Wunder thut, der seine Macht bewiesen an den Völkern, der sein Volk erlösete aus der Hand aller seiner Feinde, mit dem Gott, der seinen ewigen Rath und Willen in der Fülle der Zeit herrlich ausgeführt hat und noch ausführen wird in den künftigen Zeiten, — mit dem Propheten, Hohepriester und König, der uns vom Himmel gesandt ist, — solche Bekehrungen sind wie Windeier ohne Schale, die man weder mit andern zusammen aufbewahren kann — denn wenn man sie mit andern beschweren würde, müßten sie platzen, — noch kann man sie der Henne unterlegen zum Ausbrüten, der Keim des Lebens wird nie zur Reife oder Fruchtbarkeit gebracht werden.

Denn weil du von Kind auf die heil. Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum, — schreibt der Apostel. Und woher hatte Timotheus dies? Von seiner Mutter Lois und seiner Großmutter Eunike!

Wundern sich Eltern über die kühle Entfremdung der Herzen ihrer Kinder von ihnen, sobald sie kaum erwachsen sind? Warum doch? Redeten sie ja doch mit ihren Kindern fast nie von den theuersten und höchsten Interessen ihrer Herzen und Seelen! Sie überließen ja Fremden den religiösen Unterricht ihrer Kinder. Sie saßen lieber daheim und lasen die Zeitung oder gingen spazieren. Die Kinder sind ja in der Sonntagschule!

Beklagen und beseufzen wir als Sonntagschularbeiter die entsetzliche Stumpfheit und gleichgiltige Unempfänglichkeit namentlich der größeren Kinder gegenüber den erhabensten, eindringlichsten und köstlichsten Bibellehren, -geschichten und -verheißungen? Woher sollen die Kinder etwas anderes mitbringen, so lange Vater und Mutter es wohl der Mühe werth halten, ihnen die Haushaltung und Landwirthschaft, die Schule und das Geschäft zu erklären, aber von dem göttlichen Haushalt, von der Oekonomie des ewigen Lebens fällt keinerlei Rede. Kann auch ein Strom höher steigen als seine Quelle?

O, daß der Herr sich über sein Volk erbarme, die Herzen der Väter zu den Kindern, und die Herzen der Kinder zu den Vätern zu bekehren, damit sein Wort wie vor Alters seines Volkes und ihrer Kinder tägliche Speise sei, wenn sie aufstehen oder sich niederlegen, wenn sie in ihrem Hause sitzen oder auf dem Wege gehen. Alsdann wird auch die Sonntagschule erblühen und gedeihen wie ein Garten Gottes, und unsere Kinder werden aus- und eingehen vor dem Herrn und werden Weide finden, und werden seine Söhne und Töchter sein, und er selbst, der Herr, wird ihr Gott sein, wie er unser Gott gewesen ist. Das walte der Herr in Gnaden. Amen.

E. F. Stroeter.

Am Kamin.

Ein rechtschaffener Hofprediger. Der alte Goßner pflegte zu sagen, er habe nur zwei rechtschaffene Hofprediger kennen gelernt, nämlich den Propheten Nathan und Johannes den Täufer. So gar selten sind aber rechtschaffene Hofprediger nicht. „Freimund" hat schon öfter von dem einen und anderen berichtet; diesmal kann er aus dem kirchlichen Volksblatt „Unter dem Kreuze" wiederum einen vorführen.

Ein evangelisch-lutherischer Fürst war in die schwere Sünde des Ehebruchs gefallen. Sein Hofprediger ging zu ihm und ermahnte ihn ernstlich, von seiner Sünde zu lassen und Buße zu thun; doch ohne Erfolg. Als er seinen Besuch wiederholen wollte, wurde er abgewiesen. Am folgenden Sonntag sagte er auf der Kanzel, es sei ein Glied seiner Gemeinde in eine schwere Sünde gefallen zum Anstoß für die ganze Gemeinde; er fordere dasselbe hiermit öffentlich auf, Buße zu thun und dem Herrn die Ehre zu geben! — Als auch das nicht fruchtete, erklärte er an einem der folgenden Sonntage öffentlich von der Kanzel, jenes Gemeindeglied excommuniciren zu müssen, falls es nicht von seiner Sünde lasse. Auch hierauf änderte der Fürst sein Leben nicht. Da nannte am Sonntage darauf der Hofprediger in Gegenwart des Fürsten diesen und seine Sünde mit Namen und sprach öffentlich die Excommunication über ihn aus. — Vor der Kirchenthür wurde der Hofprediger von Soldaten in Empfang genommen und in einen Saal geführt, in welchem nichts vorhanden war, als in der Mitte ein Haufen Sand. Dort mußte er eine Stunde

warten. Dann erschien der Fürst mit seinen Schergen und dem Scharfrichter. „Du mußt sterben!“ donnerte er den Hofprediger an, „bereite Dich vor auf Deinen Tod!“ — „Majestät,“ erwiderte dieser ruhig, „hier ist das Todtenhemd!“ Und den Chorrock zurückschlagend, zeigte er auf das Hemd, welches er darunter angelegt hatte. „Ich wußte, was meiner harrte, und bin vorbereitet,“ setzte er ernst hinzu. Als der Fürst diesen Muth des Mannes sah, packte es ihn gewaltig, und er verließ todtenbleich das Zimmer. — Und der Fürst hat sich bekehrt und sein Leben geändert und hat seinem unerschrockenen Hofprediger nicht nur in Worten gedankt.

Das Eigenthumsrecht. Bei den Finghalesen wird ein Schuldner entkleidet und bewacht; man legt ihm auf den Rücken einen großen Stein, dessen Gewicht man von Tag zu Tag vermehrt, bis er seine Gläubiger befriedigt hat; ein ander Mal legt man ihm Dornen zwischen die nackten Beine, und zuletzt droht der Gläubiger oft, sich zu vergiften, wenn er nicht Zahlung erhalte; findet die Vergiftung wirklich statt, so wird der Schuldner getödtet. — In Atschin auf Sumatra bindet man ihm die Hände auf den Rücken, läßt ihm aber sonst die Freiheit. In diesem Zustande muß er sich täglich dem Richter vorstellen; wer ihn aber losbindet, wird mit dem Tode bestraft. Der ermüdete Schuldner erklärt sich endlich für insolvent und wird dann der Sklave des Gläubigers. — In Rußland giebt man den Schuldnern täglich Stockschläge auf die Schienbeine während einer gewissen Zeit; eine Strafe, welche einen ganzen Monat dauert, wenn die Schuld 100 Rubel beträgt. — Die polizirtesten Völker haben nicht geschwankt, die Freiheit eines Mannes der Willkür eines Gläubigers Preis zu geben; denn bei den Atheniensern war die Sitte, die Schuldner zu verkaufen. Bei Feststellung der Strafen konnte es nicht fehlen, daß die Gesetzgeber auf die körperlichen Verstümmelungen verfallen mußten, weil man hoffte, daß diese Art Bestrafung, die immer sichtbar ist, ein Zaum für das Verbrechen sein werde. Bei allen barbarischen Völkern Asiens, die unter despotischen Regierungen stehen, ist das Nase-Abschneiden in vollem Schwunge. — Insulaner haben ein bequemes Mittel, sich aller Schuldigen zu entledigen, ohne sie zu verstümmeln oder zu tödten: sie verweisen sie auf eine andere, unbewohnte Insel, oder überlassen sie den Elementen auf Gnade oder Ungnade, wie es z. B. bei den Polynesiern auf der Palaos-Gruppe der Carolinen der Fall ist. — Die meisten Völker Amerikas erschlugen Diebe und Mörder mit Keulen. Die alten Araber, an sich schon Räuber, bestraften den Diebstahl mit dem Abhauen der rechten Hand.

Die Rattenstraße in Kanton. In dem übervölkerten China wird Alles gegessen, was nur Nahrungsstoff enthält. Eingesalzene Regenwürmer, gezuckerte Raupen zum Beispiel gehören zu den Delikatessen, nicht minder aber auch die Ratten. Der Feinschmecker von Kanton begiebt sich, um seine Wahl zu treffen, in die Sü- oder Rattenstraße. Er darf sicher sein, hier das beliebte Wild in jeglicher Zurichtung anzutreffen. Ein Theil der Bewohner der Rattenstraße beschäftigt sich speziell mit der Rattenmästung, ein anderer mit deren Ausschlachtung. Einzelne Prachtexemplare werden lebendig in Käfigen aufbewahrt und, wie bei uns etwa ein wohlgemästeter Truthahn, für die Tafeln reicher Speiseliebhaber reservirt. Vor dem Laden eines Rattenschlächters hängen die ausgeweideten Ratten auf Spreizhölzern am Haken, ganz wie bei uns die frisch geschlachteten Hammel. In anderen Geschäften werden geräucherte oder getrocknete Ratten verkauft. Wer seinem Appetit nicht widerstehen kann, wird auf der Stelle bedient. Ueberall auf offener Straße werden Ratten gesotten und gebraten. Die Süstraße ist voller Frühstückslokale. — Ländlich, sittlich!

Das Märchen vom Pfannkuchen. Eine alte Frau buk einst einen Pfannkuchen. Als er fertig war, legte sie ihn auf eine Schüssel, weil aber gerade die Thür aufstand, machte er sich auf und lief davon. Da begegnete er einem Köhler, der fragte ihn: „Pfannkuchen, wo willst du hin?“ Der Pfannkuchen antwortete: „Ich bin der alten Frau entlaufen, und dir, Köhler, werde ich wohl auch entkommen,“ und damit lief er hastig weiter, daß der Köhler das Nachsehen hatte!

Da begegnete er einem Reiter, der fragte ihn auch: „Pfannkuchen, wo willst du hin?“ Der Pfannkuchen antwortete: „Ich bin der alten Frau entlaufen und dem Köhler entkommen, und du, Reiter, wirst mich wohl auch nicht kriegen,“ und dabei rannte er weiter, daß er dem Reiter bald aus den Augen war.

Da begegnete ihm ein Hase. Der fragte ihn: „Pfannkuchen, wo willst du hin?“ Er antwortete: „Ich bin der alten Frau entlaufen und dem Köhler entkommen, der Reiter hat mich auch nicht gekriegt, und dir, Hase, werde ich wohl auch entspringen.“ Dabei sprang er weiter, daß ihn der Hase nicht einholen konnte.

Wie er so läuft, kommt ihm ein Schwein entgegen und fragt: „Pfannkuchen, wo willst du hin?“ Er antwortet: „Ich bin der alten Frau entlaufen und dem Köhler entkommen, der Reiter hat mich auch nicht gekriegt und selbst dem Hasen bin ich glücklich entsprungen; du, Schwein, wirst mich wohl auch nicht fressen.“ Er wollte weiter laufen; das Schwein aber sprach: „Was sagst du, lieber Pfannkuchen? Ich bin ein bischen taub, sag's doch noch einmal.“ Da wollte es der liebe Pfannkuchen dem Schweine in's Ohr sagen, das böse Schwein aber schnappte zu und fraß ihn auf. Da war's mit dem Pfannkuchen aus und mit dem Märchen auch.

Der Deutsche ist wirklich unverbesserlich! Trotzdem sein Vaterland wieder die frühere Machtstellung einnimmt, und trotzdem seine Sprache im Ausland eifrig studirt wird, zieht er es immer noch vor, Fremdwörter zu gebrauchen, — selbst wenn sie ihm sauer ankommen! Ein schlagendes Beispiel giebt das Wort „Correspondenzkarte“; trotzdem der einfachere Ausdruck „Postkarte“ seit Jahren amtlich eingeführt ist, sollen am Schalter des Postamts zu Potsdam laut geführter Notizen in einem Zeitraum von fünf Wochen Postkarten unter nachstehenden Bezeichnungen vom Publikum gefordert worden sein: „Konkorenzkarte, Exparenzkarte, Pommerenzkarte, Exinenzkarte, Spondenzkarte, Sporrespondenzkarte, Podenzkarte, Kospedenzkarte, Korpulenzkarte, Kobedenzkarte, Intelenzkarte, Korporenzkarte, Ex-

missionskarte, Skolporenzkarte, Postanenzkarte, Korpetenzkarte, Reverenzkarte, Pospporenzkarte, Karrenzkarte, Schassepodenzkarte, Karte zum Wegschreiben, Karte die durch die ganze Welt geht, Karte die immer hin und hergeht, Postkarte mit Rückakkord, Postkarte mit Rückanweisung."

Lebensregeln.

Willst leben froh und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng,
Genieße Alles, doch mit Maß,
Und was dir schlecht bekommt, das lass'.

Die Luft, Mensch, ist dein Element,
Kannst leben nicht von ihr getrennt;
Drum täglich in das Freie geh',
Doch lieber noch auf Bergeshöh'!

Das zweite ist das Wasserreich,
Es reiniget und stärkt zugleich;
Drum wasche täglich deinen Leib,
Und bad' dich oft zum Zeitvertreib.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr dein Leben lang,
Es reiniget und kühlt dein Blut,
Und giebt dir frohen Lebensmuth.

Das Obst ist wahre Gottesgab',
Es labt, erquickt und kühlet ab,
Doch über Alles geht das Brod,
Zu jeder Mahlzeit thut es noth.

Der Schlaf ist die Erquickungszeit,
Wo Leibeswachsthum wohl gedeiht,
Und selbst die Seele, Tags zerstreut,
Hier gleichsam ihre Kraft erneut.

Schläfst du zu wenig, wirst du matt,
Auch mager und des Lebens satt,
Schläfst du zu lang und kehrst es um,
So wirst du faul und fett und dumm.

Willst du stets froh und heiter sein,
Und deines Lebens dich erfreu'n:
Arbeite, bet' und trau' auf Gott,
Und hilf dem Nächsten aus der Noth.

Vermeide allen Müssiggang,
Er macht dir Zeit und Weile lang;
Doch richt' in Christo deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Willst ruhig sterben, ohne Scheu,
So lebe deiner Pflicht getreu,
Betracht' den Tod als deinen Freund,
Der dich erlöst und Gott vereint.

Schlagfertigkeit eines Bauern. Als König Karl der Fünfzehnte von Schweden 1870 sich auf dem Schlosse Bekaskog befand, wurde der Großbauer Sven Nillson aus Nesterlöf, der beredte Reichstagsrepräsentant seines Standes, vom Könige eingeladen, um ihn für die vom König beabsichtigte Vermehrung der Artillerie und der Befestigungen Karlskronas zu bestimmen. Ein anwesender hochgeborener Artillerie-Offizier, der in besonderer Gunst des Königs stand, war zugegen und schien Lust zu haben, sich an den „Bauern" zu reiben, und deßhalb fragte er ihn, ob es wahr sei, daß er Dorfschuhmacher gewesen sei. „Gewiß ist das wahr," antwortete Sven Nillson, „aber Sie, Herr Graf, sind es wohl nicht gewesen?" „Nein — aber wie meinen Sie das, Nillson?" fragte der Offizier. „Dann wären Sie, Herr Graf, es heute noch!" lautete Sven Nillson's Antwort. Der Graf biß sich in die Lippen. „Das hast du ehrlich verdient," sagte der König, und lachte so, daß es im Walde wiederhallte.

Eine radikale Kur. Als eines Tages der Arzt zu einem seiner Patienten in das Zimmer trat, empfing ihn dieser sehr mürrisch mit den Worten: „Herr Doktor, Sie haben nun schon so lange an mir herumkurirt, aber bisher ohne sonderlichen Erfolg; deßhalb möchte ich Sie bitten, die Sache etwas kräftiger anzufassen, um die Wurzel des Uebels gleich mit einem Schlage zu vernichten." „Das will ich," erwiderte der Doktor lächelnd, erhob seinen Stock und zerschmetterte mit einem Streich die große Branntweinflasche, die auf einem Seitentischchen neben dem Bette des Kranken stand.

Ein kleiner Knabe kam zu seiner Mutter gelaufen mit der Bitte, ihm ein Stück Brod mit Honig zu geben. Die Mutter wollte nicht gerade daran, und sprach: „Als ich so klein war wie du, bekam ich nie etwas zu essen zwischen den Mahlzeiten." „Ja," antwortete der Kleine, „aber du hattest auch keine so gute, liebe Mama, wie ich." Das schlichtete den Streit, und der Kleine bekam sein Honigbrod.

Eine höchst komische Grabschrift hat die Marienkirche in Lübeck aufzuweisen. Ueber dem Grabstein des Bürgermeisters Kerkering steht ein Kruzifix, unter welchem eine Heerde Lämmer weidet, in deren Mitte Kerkering, der krumme Beine gehabt zu haben scheint, auf den Knieen liegt. Darunter befindet sich die wahrscheinlich bei seinen Lebzeiten von ihm selbst verfaßte Inschrift:

Hier unten liegt Hans Kerkering,
Der so schief auf den Füßen ging.
O Herr! mach' ihm die Beine gleich
Und hilf ihm in Dein Himmelreich!
Du nimmst Dich ja der Lämmer an,
So laß den Bock doch auch mitgahn!

Gedicht-Räthsel.

Wenn Hilf' uns ward, wenn uns ein Glück begegnet,
Wenn wohl uns ward in treuer Menschen Bund,
Dann preisen wir den Vater, der gesegnet,
Und freudig wird die erste Silbe kund.

Die letzten, oft so schmerzlich uns zu schauen,
Sind manchmal doch so süß uns und so leicht,
In alter Zeit, auf Juda's stillen Auen
Schon ihre Flamme auf zum Himmel steigt.

Das Ganze, ja das Ganze,
Wie gäb' ich's doch so gern,
'S wär' mir, dürft' ich's bringen,
Ein Segen neu vom Herrn.

☞ Die Auflösung folgt im nächsten Heft.

Auflösung der Charade in der April-Nummer:

Kurz und bündig.

Chronik der Gegenwart.

Die Völkerwanderung der Neuzeit drängt mit bis jetzt unerreichter Gewalt von Ost nach West, nur setzt die gewaltige Atlantis keine Grenze der Wanderung, sondern ist vielmehr das — wenn auch nicht immer — freundlich vermittelnde Element. Zwar bleibt der unterseeische Schienenweg zum Leidwesen der die Seekrankheit Scheuenden ein unerfaßbares Nebelbild, doch um so umfassendere Sorgfalt haben die überseeischen Dampfer-Compagnien für die Massen getroffen, die voraussichtlich im Laufe dieses Jahres ihr Heim in Europa mit Amerika vertauschen werden. Im fernen Osten Europas treiben die nihilistischen Agitationen und die staatliche Verfolgung derselben unbedingt zu einer starken Auswanderung. Und der scandinavische Zuwachs wird auch nicht gering sein; denn die festen Norweger werden sich in's Joch nicht zwängen lassen und geben lieber Land und Leben auf, als ihr verbrieftes Recht. Dänemark kann auch manchen seiner Bürger entbehren, ohne fürchten zu müssen, durch Bevölkerungsmangel wie Sibirien in der Entwickelung aufgehalten zu werden. In Deutschland sind die Socialistenhetze, der Belagerungszustand einiger Großstädte, die gedrückte Lage im Allgemeinen und die wachsenden Steuern, der zunehmende Militarismus und Absolutismus, und dies und jenes mehr Triebkräfte, welche Viele die angeborene Michelhaftigkeit überwinden und trotz der unerblichen Gemüthlichkeit der väterlichen Scholle den Rücken kehren lassen, um westwärts dem Glück nachzujagen. Endlich müssen die bedrückenden Zustände Irlands und die nicht viel günstigeren in England von dort manche forttreiben, die, wenn auch Australien einige Anziehungskraft bietet, doch zur Mehrzahl schon wegen der geringeren Reisekosten in Amerika ihr Heil suchen werden.

Dazu kommt, daß Oestreich, besonders Böhmen, in Folge der fortwährenden Begünstigung des Magyarenthums und der sich steigernden Bedrückung des Deutschthums seine besten zuverlässigsten Unterthanen zur Verzweiflung treibt, so daß sie außerhalb des alten Vaterlandes frei von den Verfolgungen und Beschränkungen eine Stätte suchen, wo sie unbekümmert sprechen, thun und lassen können, wie sie's von ihren Altvorderen her gewöhnt sind.

Glück auf denn! Gut Heil! Kommt alle in Gottes Namen und unser neues Vaterland wird unter des Höchsten Beistand auch Raum und Freiheit, sowie für den Fleißigen Arbeit und Brod die Hülle und Fülle haben.

Das Aussterben der deutschen Sprache, das uns nie besonders Grauen veranlaßt hat, aber für viele ein beständiges Klagelied war, wird nun wohl für einige Zeit verstummen. In dem letzten Jahre sind allein 90,000 Deutsche eingewandert und die Aussichten für dieses Jahr sind noch besser. Die Deutsch-Oestreicher, die Preußen, die Pommern, die Schlesier und viele Süddeutsche zeigen großes Verlangen, sich auf redliche Weise bei uns ihr Brod zu verdienen. Und Hunderte, ja Tausende von tüchtigen Arbeitern, die bei uns, wo keine Standesunterschiede herrschen, wo bessere Preise selbst für die gewöhnlichsten Arbeiten gezahlt werden, in Kürze, wenn auch keine gemachte, so doch wohl auskommende Leute sein würden, können einzig aus dem Grunde nicht kommen, weil es ihnen nicht möglich ist die Mittel zur Ueberfahrt zu erschwingen.

Immerhin kommen genug Deutsche, um uns für einige Jahrzehnte sicher zu stellen, daß die deutsche Sprache noch nicht aussterben wird.

Falsche Prinzipienreiterei, das war das lächerliche Schauspiel, welches der Bundessenat für eine geraume Weile dem Lande aufspielte. Wenn gewichtige Grundsätze zur Geltung zu bringen sind, durch deren An- oder Abwendung das Wohl und Wehe des Landes beeinträchtigt, oder ganze Klassen der Bevölkerung begünstigt oder geschädigt werden, dann läßt man sich einen Zeitverlust wie den unseres jetzigen Senats allenfalls gefallen, aber wenn um Nichts und wieder Nichts die kostbare Zeit vergeudet wird, lediglich um der Frage, ob Hinz oder Kunz im Oberhaus Sergeant at Arms werde, und welcher Partei die Aemter und Aemtchen zufallen sollen, dann ist solches Todtschlagen der Zeit, die dem gesammten Lande zu Gute kommen sollte, ein gewissenloses Tändeln und ein Unrecht an dem Volke, dessen Vertreter jene Herren sind. Wenn darüber aber sogar wichtige Geschäfte, wie der in Schwebe hängende Vertrag mit China und der eigentliche Zweck dieser Senatssitzung die Bestätigung der von dem neuen Präsidenten ernannten Beamten leichtsinnig bei Seite liegen gelassen werden, dann begehen diese Herren geradezu ein Vergehen und beweisen, wie kleinlich und selbstisch sie ihre hohe Stellung auffassen und wie sie die Interessen des Gesammtwesens zu irgend einer Zeit denen der Partei hintenansetzen. Nun Irren ist menschlich und wollen wir hoffen, daß jeder Einzelne zum Besten des Ganzen aus den begangenen Fehlern lerne, um sie späterhin zu vermeiden.

Es beginnt zu tagen nach banger Dunkelheit, das muß jeder gestehen, der die rege Geschäftigkeit und wachsende vielseitige Thätigkeit des Südens unparteiisch beobachtet. Indessen muß man diese Morgenröthe besserer Gesinnung und Einsicht nicht bei den Politikern, Staatsmännern und Aemterjägern suchen; dort findet man sie nicht. Aber in den Kreisen der Arbeiter und Geschäftsleute da bricht sich das Licht Bahn, und das Bestreben ist ein friedliches Hand in Hand Wirken, ein wechselseitiger Austausch der Erzeugnisse von Nord und Süd, ein freundliches Entgegenkommen den Arbeitern und Geschäftsleuten des Nordens, welche sich im Süden niederlassen wollen. Auch der gesteigerte Verkehr, das Aufblühen von Schulen und die größere Mannigfaltigkeit in dem Produktenmarkt,

welcher nicht mehr ausschließlich Baumwolle bietet und dadurch bei einem Mißwachs oder geringem Preise dieses Artikels nicht vollständige Lahmlegung des Landes für ein ganzes Jahr im Gefolge hat, zeigt den Umschwung und das Eingreifen des Südens in die allgemeine Culturströmung unseres Landes.

Je schneller der wirthschaftliche Umschwung, die Bestellung der Felder mit verschiedenen lohnenden Erzeugnissen, sich verbreitet, desto gleichmäßiger und günstiger wird die Entwickelung, die Ablegung alter verrosteter Vorurtheile und lebhafter, gegenseitig fördernder Wechselbeziehung zum Norden und Entfaltung des Landes von Statten gehen.

Zu Tode gehungert hat sich die Jowa Fasterin Hattie Dauel. Freiwillig dem Leben entsagt, um der Wissenschaft zu dienen, sagen die Einen, und bewundern die edle That. Andere zucken mitleidig die Achseln und zählen die Dahingegangene zu den Uebergeschnappten. Endlich wird sie von Vielen als eine wenn auch willensstarke, so doch nicht zu entschuldigende Verbrecherin betrachtet. Sie ist eine Selbstmörderin, und wie hochherzig auch ihre Beweggründe gewesen sein mögen, christlich war ihr Handeln nicht. Denn wie kann die Liebe zur Wissenschaft uns veranlassen, dem Allwaltenden vorzugreifen oder ein Ziel zu setzen. Gott hat uns das Leben gegeben, und ihm allein steht das Recht zu, es uns zu nehmen. Wer aber Gott liebt, den kann wohl die Liebe zu Gott bewegen, das Leben um seinetwillen aufzugeben, aber um irgend eines anderen Grundes dies zu thun, ist sündhaft. Die Fastmanie hat bis jetzt der Wissenschaft noch äußerst wenig genützt und ist auch in keiner Weise für dieselbe vielversprechend; deßhalb ist sie unter allen Umständen ein leichtsinniges Spiel mit dem uns verliehenen Körper, und wenn sie zum Tode führt nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Verbrechen.

D'Israeli Beaconsfield, der geistreiche Schriftsteller, der eminente Politiker Englands, hat am 19. April d. J. das Zeitliche verlassen. Von jüdischer Herkunft ist es erstaunlich, zu welcher Stellung er sich empor geschwungen. Aber er hatte einen eisernen Willen und wußte mit Geschick, Fleiß und Ausdauer alle Hindernisse zu überwinden. Als Politiker bei seinem ersten Auftreten ausgezischt, schloß er selbstbewußt mit den Worten: „Ich werde jetzt schweigen, aber die Zeit wird kommen, wenn Sie mich hören werden." Anfangs Vorkämpfer der Protectionisten und später anerkannter Führer derselben, ließ er dieses System fallen, um sich in dem 1852 gebildeten Tory-Kabinet zu halten. Doch auch auf dem Posten als Finanzminister hatte er diesmal kein besonderes Glück. Indessen bereits sechs Jahre später konnte er in derselben Stellung besseren Erfolg aufweisen. Während unseres Bürgerkrieges stand er selbstständig und unabhängig in der Beurtheilung der Beweggründe und Ziele desselben da. 1867 wieder in das Kabinet berufen, brachte er eine äußerst gewichtige Reformvorlage ein und setzte dieselbe mit einer unerschütterlichen Zähigkeit durch. In Folge dieses Beifall findenden Vorgehens folgte Disraeli dem Grafen Derby als Premierminister. Doch schon nach Kurzem entschied die Volkswahl gegen seine Bekämpfung der Vorschläge zu einer gründlichen Besserung der irischen Zustände und Emanzipation der irischen Kirche vom Staat. So trat er zurück und übernahm 1869 nach Derby's Tode die Führerschaft der conservativen Partei. Widerstand gegen alle großen Reformmaßnahmen des Kabinets Gladstone war sein Motto. 1874 bei der Neuwahl des Parlaments erstieg eine überraschende Majorität der Conservativen der Urne, und D'Israeli sah sich unerwartet wieder am Ruder. Soziale Reform, Besserung der öffentlichen Gesundheitspflege und der gesellschaftlichen Zustände der arbeitenden Klassen im Innern, Wiederherstellung des gesunkenen Ansehens Englands nach Außen war sein Programm, das er auch in vielen Beziehungen auszuführen suchte. Besonders glücklich war er in seiner Politik nach Außen, bei der er indessen rücksichtslos verfuhr, wodurch manche seiner Errungenschaften an Werth verloren. Manchen Kriegszug veranlaßte er, wodurch die Würde Englands keineswegs gehoben wurde. Mit Recht hat ein europäischer Diplomat auf die Frage, wo der Glaube D'Israeli's in der Bibel zu finden sei, geantwortet: „Auf dem leeren Blatt, das sich zwischen dem alten und neuen Testament befindet."

Die Palme seiner politischen Laufbahn trug er auf dem Berliner Congreß davon, auf dem er — wenn er gleich manche seiner Pläne fallen lassen mußte — doch das Weiterbestehen der Türkei glücklich durchsetzte.

Auf literarischem Boden hat er sich von Jugend an Lorbeeren gesammelt, doch auch in seinen Schriften nie den Juden verleugnet, indem immer ein Ebräer an Talent und Edelmuth, an Geist und Genie seine Helden übertrifft. Mit D'Israeli ist ein Politiker ersten Ranges zu Grabe getragen worden, und doch geht die Welt ihre Bahnen weiter. Andere treten in die Fußtapfen des Abgeschiedenen, und die Geschichte bei Einigen, die Ewigkeit bei Allen wird offenbar machen, was es war, das wir geschafft haben.

Wm. M. Punshon, LL. D., der wohlbekannte britisch-wesleyanische Prediger, ist am 15. April d. zur ewigen Ruhe eingegangen. Gottgeweiht und hochbegabt, hat er sich die Achtung seiner Mitbrüder in hohem Maße erworben. 1824 zu Doncaster in Yorkshire geboren, zeigte er schon in seiner Jugend große Rednergabe und ein vorzügliches Gedächtniß. Und diese beiden haben ihn sein ganzes Leben lang nicht verlassen. Doch zeichnete er sich als Prediger dadurch aus, daß er seine wie seiner Hörer Aufmerksamkeit ganz in den Gegenstand versenkte, so daß der gewandte Redner nicht als solcher, sondern in dem Gegenstande fesselte. Im 15. Jahre der Handlung zugewiesen, wurde er im 20. Jahre dem geistlichen Berufe näher gebracht, daß er in das Haus seines Onkels Clough, eines ehemaligen Missionärs in Indien, kam. Schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit erlangte er die Zuneigung des Volkes in hohem Grade einestheils durch seine gläubige und völlige Hingabe an des Herrn Werk, anderntheils durch seine glänzende Beredtsamkeit. Seine Vorträge wurden bald berühmt, und hat er durch dieselben der Kirchenbausache manche Unterstützung angedeihen lassen. So erbot er sich im Jahre 1862, £10,000 ($50,000)

aufzubringen zum Zweck des Baues von Kirchen an Seebadeorten, an denen das weltliche Treiben stark überhand nahm. Sein Anerbieten wurde angenommen und einige einladende Gotteshäuser in Seebädern sind die Zeugen seines erfolgreichen Wirkens in dieser Richtung. Von 1868—1875 wirkte er in Canada und war 1868 und 1872 einer der Abgesandten seiner Gemeinschaft an unsere General-Conferenz. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Missionssekretär erwählt und seine Conferenz ernannte ihn zum Präsidenten. Seine angestrengten Arbeiten als Prediger, Redner und Journalist verzehrten seine Kraft. Seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, war er im Begriff nach Europas Süden zu gehen, als der Tod ihn ereilte. Von ihm gilt das Wort: Das Andenken des Gerechten bleibet in Segen.

Ein Schreiben Moltke's an den Franzosen Goubareff, der des Feldmarschalls Brief an Prof. Dr. Bluntschli, in dem der ewige Friede nicht einmal ein schöner Traum benannt war, enthält: 1. Der Krieg ist kein Verbrechen, sondern ein vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und Ehre eines Staates zu behaupten. 2. Derselbe wird mit dem Fortschritt der Cultur seltener werden, doch ganz darauf verzichten kann kein Staat. 3. Es ist Gottes Fügung, die auch schöne Zeiten hat, indem dadurch schlummernde Tugenden zu Tage treten. 4. Es ist leichter, das Glück des Friedens zu preisen, als Mittel zu seiner Erhaltung zu geben. 5. Derselbe wird besser durch die Regierungen als durch eine internationale Körperschaft gewahrt werden. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Regierungen stark genug wären, um die zum Kriege drängenden Leidenschaften der Völker zu beherrschen. 6. Deutschlands Geschichte lehrt, daß von ihm die Kriege nicht ausgegangen, daß es nach seiner Einheit gerungen, nicht geneigt ist auf Abenteuer auszuziehen, wohl aber bereit einem Angreifer die Stirn zu bieten.

Der neue Kirchenstaat. Wo liegt er? Wie groß ist er? mag mancher begierig fragen. Zwischen Frankreich und Spanien von steilen Felswänden umschlossen liegt das Ländlein Andorra mit circa 25,000 Einwohnern. Freistaat seit Karls des Großen Zeiten, auf der Grenze zweier Reiche, blieb ihm seine Unabhängigkeit, bis es die Ehre begehrte, Kirchenstaat zu werden, erhalten. Consule, unter Beistand eines Raths von 24, verwalteten das Reich, das in den Bereich des spanischen Bischofs von Urgel gehörte.

Mit diesem Bischof geriethen nun die Andorraner in Streit. Der Bischof war für die Errichtung einer Spielbank, weil ihm diese große Summen einbringen sollte; der Rath der 24 war dagegen! Der Streit wurde mit großer Heftigkeit geführt und führte zu allerlei Verwicklungen. In ihrer Noth wandten sich die Andorraner an den Pabst und boten ihm ihr Land als päbstliches Herrschaftsgebiet an. Und Leo IX. griff rasch zu. In den sieben Kirchen des Ländchens wurden alle Glocken geläutet und Jubellieder angestimmt und so kam der Pabst unverhofft wieder zu einem Kirchenstaat.

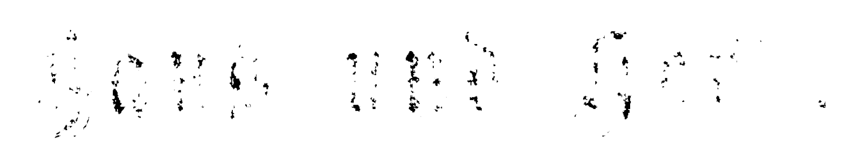
Der künftige Kaiser von Deutschland, der Sohn des deutschen Kronprinzen, der kürzlich in Berlin seine Hochzeit mit der Tochter des verstorbenen Herzogs von Augustenburg feierte, hat in eine theilweise sehr bürgerliche Verwandtschaft hinein geheirathet. Eine Tante der jungen Frau ist an den Professor Esmarch in Kiel verheirathet; der Onkel des verstorbenen Herzogs von Augustenburg, Prinz Friedrich, war mit einem Fräulein Mary Esther Lee aus New York verheirathet; ein Sohn desselben hatte eine Südamerikanerin, ein Fräulein Carmelita Eisenblatt aus Laguayra in Venezuela, zur Gattin genommen. Diese starke Vermischung mit dem bürgerlichen Element ist ein erfreulicher Beweis von dem gesunden und vorurtheilsfreien Sinn, der in der Familie der Augustenburger herrscht.

(Volksfreund.)

Was Deutschland bevorsteht? In einem Artikel des Militärwochenblatts, des offiziellen Organs des preußischen Kriegsministers, finden wir eine Antwort auf die obige Frage. Das Bayonnetgefecht und die Ausbildung der Mannschaft in diesem Zweige der Kriegskunst war seitens eines erfahrenen Militärs angegriffen worden und dem trat der betreffende Artikel entgegen. Hervorgehoben wird, daß gerade diese Art des Gefechts den offensiven Geist des Einzelnen bildet und die seelischen Kräfte und Eigenschaften des Soldaten fördert und stählt, daß aber dies ein unbedingtes Erforderniß für den Einzelnen wie die Armee im Gesammten sei, wenn sie sich auf der Höhe halten will, die sie jetzt erreicht. Wörtlich heißt es dann: „Denn mögen wir im nächsten Kriege nach Osten oder Westen, oder nach beiden Seiten uns zu wehren haben: ein Kampf steht uns bevor, gewaltigerer Art als wohl je, ein Kampf um die nationale Existenz auf Tod und Leben, ein Kampf, der jede Fiber, jeden Nerv auf's Aeußerste anstrengen wird — ein riesenhaftes, langandauerndes Ringen, bei dem wir nicht Erfolge von 1866 und 1870 erwarten dürfen, vielmehr auf harte Schläge und selbst empfindliche Niederlagen gefaßt sein müssen. Da erst wird der volle und höchste Werth des moralischen Elementes, des energischen Willens sich bethätigen. Mögen wir dann nicht vergeblich an den Geist des Heeres appelliren; möge man uns nicht einer Unterlassung zeihen, nicht mit Fug von uns sagen dürfen: dann rufen sie den Geist an in der Noth und wundern sich, wenn er sich weigert, zu erscheinen!"

In Australien ist die Regierung zur Zeit mit der Einführung konfessionsloser Schulen beschäftigt. Die römisch-katholischen Bischöfe in Neu-Südwales haben dem gegenüber ein längeres Hirtenschreiben erlassen, in welchem sie sich namentlich auch über die Verwendung katholischer Gelder zur Förderung von Schulen beklagen, deren Besuch den Katholiken untersagt sei, und sich gegen die neue Einrichtung auch als Staatsbürger verwahren. Sie fordern für die Katholiken, welche ein Drittel der Bevölkerung der Kolonie ausmachen, gleiche Behandlung mit den übrigen Denominationen und stellen schließlich die Prinzipien auf, nach welchen Klerus und Laien dem drohenden Uebel begegnen sollen.


Der
Sonntag
von
Ludwig Richter



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. Juli 1881. Siebentes Heft.

Der Sonntag.

Von J. St.

O Sonntag, stiller Gottesengel,
Du kommst in diese Welt voll Mängel,
Ein Bote unsers lieben Herrn;
Noch herrscht im Thale tiefes Schweigen,
Da eilst du schon vom Berg zu steigen,
Begrüßt vom frühen Morgenstern.

Und angeglüht von seinem Strahle
Trägst du die volle goldne Schale
Und wanderst still von Haus zu Haus,
Und bringst ihn uns, den heil'gen Frieden,
Den uns der Werktag nicht beschieden,
Und segnend gießest du ihn aus.

Und fort und fort aus deinem Munde
Ergeht an uns die frohe Kunde
Von Ihm, der uns das Heil erwarb,
Der unsre Strafe hat getragen,
Und der, für uns an's Kreuz geschlagen,
Am Kreuze für uns litt und starb.

Du rufst, du nahst, die Schranken fallen,
Ein heil'ger Geist wohnt in uns allen,
Kein Bruder steht dem andern fern,
Und was die Woche hielt geschieden,
Das einigt sich in deinem Frieden
Und dienet liebend einem Herrn.



Unter den Freigelassenen.

Vom Editor.

Unser „befreiter farbiger Mitbürger" hat seit der Sklaven-Emanzipation die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Die einen bezeichnen ihn als unschuldiges, aber verzogenes Naturkind; die andern haben nicht Ausdrücke genug, um ihren Abscheu auszudrücken, und all die Fehler, Vergehen und Verbrechen, welche sie an ihm finden und ihm aufbürden, zu bezeichnen.

Die Wahrheit liegt in diesem Falle ganz gewiß in der Mitte. Zweihundertjährige Sklaverei muß jede Menschenrasse „herabdrücken", und es kann nicht die Rede davon sein, den Nachkömmling solcher Rasse mit dem Ausdruck — unschuldiges, verzogenes Naturkind zu bezeichnen. Wir dürfen uns vielmehr nicht wundern, recht viele Untugenden und Sünden an ihm zu finden, und ist der Hauptübelstand betreffs dieser Rasse nicht der, daß sie verzogen, sondern daß sie überhaupt nicht erzogen ist, was jedoch nicht ihr als Schuld verzeichnet werden kann.

Wie man aber auch immerhin über diese Sachlage denken mag, so drängt sich die Frage auf: was wird die Zukunft der befreiten Sklaven in den Ver. Staaten sein, welchen Einfluß werden sie ausüben, könnten sie möglicherweise gefahrbringend werden, und welche Pflichten hat die weiße Bevölkerung ihnen gegenüber? Derlei Fragen hat sich jeder Menschen- und Vaterlandsfreund vorzulegen, sei er Republikaner oder Demokrat, Eingewanderter oder Eingeborener. Christenpflicht wie Volkswohlfahrt drängen das amerikanische Volk, sich mit dieser Frage zu befassen. Sechs Millionen befreiter Sklaven (mit Einschluß ihrer Nachkommen) stehen als

Bürger inmitten unseres Volkslebens; eine Thatsache, mit welcher man rechnen muß, ob uns dieses Bürgerthum willkommen ist oder nicht.

Sechs Millionen machen etwa den achten Theil unserer Bevölkerung aus, ein Zahlenverhältniß, welches sich offenbar wenigstens erhalten wird, denn jene Vorhersagung, daß der befreite Neger, gleich dem freien Indianer, aussterben werde, ist seit der Emanzipation gründlich widerlegt worden, und weist der Census in runden Summen folgende Zahlen auf: Anno 1840: 2,500,000; 1860: 3,950,000; 1870: 4,242,000; 1880: **6,000,000** Neger in den Südstaaten! Im Ganzen ein Bevölkerungszuwachs, welcher dem der weißen Bevölkerung verhältnißmäßig wenigstens vollkommen gleichkommt, und zwar — ohne Einwanderung.

Was hat die christliche Bevölkerung dieses Landes für diese Millionen gethan; haben die Vaterlandsfreunde blos schöne Redensarten und fromme Wünsche, oder auch Thaten? Gott sei Dank — es blieb nicht blos bei beredten Worten; wir haben auch ernste Handlung, edle Selbstverleugnung und beständiges opfervolles Wirken zu verzeichnen.

Die amerikanische Missionsgesellschaft (American Missionary Association), welche damals von beinahe allen Denominationen in den Ver. Staaten gegründet ward, gebührt die Ehre, in dem Werke der Erziehung dieser „Befreiten" den ersten Schritt gethan zu haben. Tausende flüchtiger Sklaven hatten sich zu Anfang des Rebellionskrieges (1861) in die Umgegend der Festung Monroe in Virginia zusammen geschaart. Sie wurden von General Butler mit dem Namen „Contrabands" *) bezeichnet, und Herr Lockwood, einer der Missionäre der amerikanischen Missionsgesellschaft, besuchte jene Umgebung zum Zwecke, über den Zustand dieser Flüchtlinge Erkundigungen einzuziehen. Er fand sie zum Gebete versammelt. Sie begrüßten den Missionär mit Jubel, und zwei Wochen darnach, am 17. September 1861, wurde die erste Tagesschule für freigelassene Sklaven von Frau Maria S. Peaky, der ersten für diesen Zweck bestimmten Lehrerin, eröffnet. Die Nacht der Unwissenheit war vergangen, und die Morgenröthe des Wissens und der Erleuchtung über die dunkel gefärbten Kinder Hams angebrochen.

Ueberall, wo die Unionsarmee festen Fuß gefaßt und sich eine Schaar flüchtiger Sklaven vorfand, stellten sich auch die Lehrer und Lehrerinnen der amerikanischen Missionsgesellschaft ein, welche im Südwesten, im Süden und Südosten Schulen und Missionsstationen gründeten.

Nebstdem wurden auch andere Vereine organisirt, und keine der kirchlichen Benennungen kann beanspruchen, zuerst im Felde gewesen zu sein, denn sie betraten dasselbe mittelst dieser Gesellschaften zu gleicher Zeit. Der Mühe werth aber ist es, die Thatsache dem Gedächtniß einzuprägen, daß sämmtliche englische Denominationen der Nordstaaten mit freudigem Eifer und unverwüstlicher Treue dieses Werk anfaßten, fortsetzten und dasselbe vier Jahre lang, bis 1865, ohne alle Hilfe von Seiten der Regierung aus Privatmitteln unterstützten. Im genannten Jahre (1865) organisirten die Vereinigten Staaten das „Freedmens Bureau", das sich mit dem Schulunterricht und allgemeiner Unterstützung der freigelassenen Sklaven befaßte und auch den zu diesem Zwecke gegründeten kirchlichen Gesellschaften Geldmittel zufließen ließ.

Jedoch — wie bereits bemerkt, lange vor Gründung dieses Bureaus, und während dessen Existenz, sowie nach Aufhebung desselben bis auf den heutigen Tag, haben die protestantischen Kirchen Außerordentliches für die Erziehung der befreiten Sklaven geleistet, und die Behauptung, man überlasse den „schwarzen Erdtheil" unserer Republik einfach den Jesuiten, ist entweder die Frucht der Unwissenheit oder die Ausgeburt boshafter Verleumdung. Im Gegentheil wetteiferten von Anfang an Congregationalisten, Episcopale, Baptisten, Presbyterianer, Methodisten, Quäker und Unitarier und andere miteinander in diesem guten Werke. Die amerikanische Missionsgesellschaft, welche von den Congregationalisten gegründet und später von ihnen allein fortgeführt ward, sammelte und verwendete bis Ausgang des Jahres 1880 $3,650,000 für die befreiten Sklaven. Unter den vielen von dieser Gesellschaft gegründeten Hochschulen verdient die Fisk-Universität hervorgehoben zu werden. Es machte sich nämlich das Bedürfniß einer Hochschule für die entlassenen Sklaven geltend, und als ein Hospital der Ver. Staaten in Nashville, Tenn., zum Verkaufe angeboten ward, da griff die Gesellschaft zu, erwarb das Eigenthum um $16,000 und gründete eine Universität, welcher sie den Namen eines bekannten Laien der Methodistenkirche gab, welcher (General Fisk) damals einen wichtigen Posten im „Freedmens-Aid-Bureau" einnahm. Aus dieser Universität sind die berühmten Jubiläumssänger hervorgegangen, die in der neuen wie in der alten Welt mit so viel Beifall die Plantagengesänge der nunmehr befreiten Skla-

*) Unter Contrabande versteht man im Krieg alles das Material, was zur Kriegsführung nöthig ist, also Pulver, Waffen u.s.w. Dergleichen betrachtet der Feind dem Völkerrecht gemäß als rechtliche Kriegsbeute. Auf Seite des Nordens wurden während des Rebellionskrieges die Sklaven als Werkzeuge bezeichnet, die in den Händen ihrer Herren zur Kriegsführung dienen konnten, und General Butler gab ihnen den Namen „Contrabands".



den vortrugen. Diese Sänger haben gar manchen Thaler für die Universität erworben. Aber — was noch viel mehr ist — sie haben durch ihr Auftreten und ihre Leistungen besser bewiesen, daß der Afrikaner bildungsfähig ist, als Hundert der eifrigsten Agitatoren es vermocht hätten. Nachdem sie in Berlin vor „Kaiser und Reich" gesungen hatten, sagte der alte ehrwürdige Fürst: „Ihr Herren und Damen, Gott hat uns diese dunkeln Kinder eines anderen Continents gesandt, um uns zu zeigen, daß jeder Menschengeist gebildet werden kann." Und eine fromme deutsche Christin schloß bei einer ähnlichen Gelegenheit eine der farbigen Sängerinnen in die Arme, küßte sie tüchtig ab, und rief: „Wahrlich — die Zeit ist vor der Thür, da alle Hügel geebnet werden sollen."

Eine andere dieser Gesellschaften war die Westliche Hilfsgesellschaft für befreite Sklaven (Western Freedmen's Aid Commission), welche ebenfalls Millionen sammelte und verausgabte. Außer diesen zwei bedeutendsten Vereinen bestanden noch acht oder zehn kleinere Gesellschaften, welche sich sämmtlich die gleiche Aufgabe gestellt hatten, so daß, obgleich den riesigen Anforderungen gegenüber kaum genug geleistet wurde, dennoch gesagt werden darf, daß sich die protestantischen Kirchen des Nordens mit großem Eifer und vieler Selbstverleugnung an diesem Werke betheiligten.

Nach und nach fand es jede dieser Denominationen zweckmäßiger, ihre Arbeit unter den befreiten Sklaven ohne Vereinsverband und unter betreffender kirchlicher Direktion auszuführen, und so entstanden innerhalb fast aller kirchlichen Benennungen die Hilfsgesellschaften für befreite Sklaven. Die größten derselben sind die der Congregationalisten, Baptisten, Presbyterianer und Methodisten.

Die „Congregationaliste - Hilfsgesellschaft", welche sich auch heute noch „Amerikanischer Missionsverein" nennt, hat seit ihrem Bestehen wenigstens 150,000 Negern Schulunterricht ertheit. Er hat sich das Ziel gesetzt, in jeder bedeutenden Stadt des Südens eine Musterschule, und eine höhere Lehranstalt in jedem Südstaate zu gründen. Sie hat gegenwärtig zehn höhere Lehranstalten (Colleges) mit 2800 Studenten.

Die Baptisten haben neun höhere Lehranstalten mit 1600 Studenten.

Die Presbyterianer pflanzen Schulen und Gemeinden zugleich, und suchen in dieser Weise auf die Freigelassenen einzuwirken. Sie haben, seitdem sie ihre kirchliche Gesellschaft besitzen, das heißt seit dreizehn Jahren, $575,000 verausgabt und sieben Hochschulen errichtet, in welchen sich 1100 Studenten befinden.

Die Bisch. Meth. Kirche organisirte die Gesellschaft für befreite Sklaven im August 1866, und begann ihre Wirksamkeit im Oktober desselben Jahres. Dr. J. M. Walden, damals einer der Sekretäre der „Westlichen Freedmen's Aid Commission", legte einer zu diesem Zwecke berufenen Convention solche Thatsachen vor, daß beschlossen wurde, dem Beispiel anderer Confessionen zu folgen und eine kirchliche Gesellschaft für freigelassene Sklaven zu gründen, und da die Missionsgesellschaft der Bisch. Meth. Kirche für Missionen, und die Kirchenbau-Gesellschaft für Kirchen sorgte, so konnte sich der neuorganisirte Verein einzig und allein mit der Schulbildung und Erziehung der Freigelassenen beschäftigen, welcher Zweck nicht sowohl dadurch erreicht werden soll, indem Schulen für Kinder gegründet werden, als vielmehr durch Gründung höherer Lehranstalten, in welchen Prediger, Lehrer, Lehrerinnen und Aerzte herangebildet werden, welche alsdann wiederum unter ihrem Volke Erkenntniß und Wissen verbreiten.

Dr. J. M. Walden war der erste Sekretär dieser Gesellschaft; Dr. R. S. Rust, welcher heute noch in diesem Amte unermüdlich thätig ist, der zweite.

In den dreizehn Jahren ihres Bestehens hat diese Gesellschaft nahezu eine Million, nämlich $893,918.46, eingenommen und verausgabt. Sie gründete und unterhält sechs sogenannte Colleges, drei theologische Schulen, zehn Seminarien und eine medizinische Schule — im Ganzen zwanzig Lehranstalten, in welchen 2490 männliche wie weibliche Zöglinge unterrichtet werden. Von Tennessee bis Texas, von Baltimore bis in den fernen Südwesten sind diese Schulen gepflanzt, und verbreiten Licht und Weisheit unter den dunkeln Schaaren Hams. Eintausend einhundert dieser Studenten bereiten sich zum Lehrfach, dreihundert zweiundsiebenzig auf's Predigtamt, andere für den medizinischen oder Advokatenberuf u. s. w. vor.

Seit Bestehen dieses Vereines hat derselbe 63,000 Zöglinge unterrichtet, und die von demselben ausgesandten Lehrer und Lehrerinnen unterrichteten wiederum wenigstens 550,000 Schüler. Der Werth des liegenden Eigenthums ist auf $250,000 veranschlagt, und gegenwärtig werden zwischen achtzig und neunzig Lehrer und Professoren beschäftigt.

So bedeutend diese Leistungen aber einerseits auch sind, erscheinen dieselben der riesigen Aufgabe gegenüber doch gering. Man denke sich ein sechs Millionen Seelen starkes Volk, das Jahrhunderte lang in Sklaverei gehalten, dem absichtlich und unter Androhung schwerer Strafen alle Unterrichtsmittel entzogen wurden, und welchem man höchstens erlaubte, sich in religiösem

Gefühl zu baden — und stelle diesen unerleuchteten Massen die von einigen kirchlichen Vereinen erzielten Resultate gegenüber — so wird man sich gestehen müssen, daß — so viel auch schon aufzuweisen — die vorliegende Aufgabe dennoch nur erst ordentlich angefaßt ist.

Wie viel noch zu thun bleibt, und welch große Hilfsmittel in's Feld geführt werden müssen, wird um so klarer, wenn neben den sechs Millionen Freigelassener, die unwissenden, armen, tief gesunkenen Weißen, welche Hunderttausende zählen, in's Auge gefaßt werden. Der letzte Census der Ver. Staaten hat in dieser Beziehung Aufschlüsse gegeben, welche jeden besser gestellten Bürger der Union mit Scham und Mitleid erfüllen sollten. Der Sklavenhalter vorenthielt nicht nur den Sklaven jedes Mittel zum Unterricht, sondern traf auch keine Vorsorge für öffentliche Schulen überhaupt. Er ließ seine Kinder im Hause durch Hauslehrer oder in Privatschulen unterrichten, und sah es geflissentlich darauf ab, die arme weiße Bevölkerung des Südens (trash) in Unwissenheit und dadurch in Unterwürfigkeit erhalten.

Solche Zustände nannte man die patriarchalische Einrichtung des Südens, und dieselbe hat es den Menschenfreunden nicht blos zur Pflicht gemacht, sechs Millionen Freigelassener zu erziehen, sondern auch für den Unterricht vieler Tausender aus der kaukasischen Rasse Sorge zu tragen.

Wie groß das Elend, wie peinlich in dieser Beziehung die Zustände im Süden sind, weist der letzte Census deutlich nach, aus dessen Angaben wir einige Zahlen herausgreifen: Tennessee allein zählt 68,000 weiße Frauen, welche weder lesen noch schreiben können; 65,000 farbige dazu addirt — macht Summa Summarum 133,000 gänzlich unwissende Weiber in dem einzigen Staat Tennessee. Aus den 200,000 Einwohnern in Florida sind 71,000, oder über ein Dritttheil, so ungeschult, daß sie weder lesen noch schreiben können. Aus den zwei Millionen unwissenden Wählern in den Ver. Staaten finden sich 1½ Millionen in den Südstaaten. Es giebt Leute im Süden, welche $40,000—50,000 Vermögen besitzen, und kaum ihren Namen schreiben können; aber nichts weiter. Unser Bischof Warren sagte kürzlich in einer Rede, daß er etliche Frauen angesehener Richter der Südstaaten kenne, die keinen Buchstaben schreiben können.

Aus den 5,087,017 schulfähigen, im Süden wohnenden Personen kamen weniger als die Hälfte, nämlich 2,378,645, zur Schule. — Dieser beinahe undurchdringlichen Finsterniß-Mauer gegenüber sind die von den Südstaaten getroffenen Vorkehrungen bedauernswerth gering. Massachussetts bringt für jede schulfähige in seinen Grenzen wohnende Person $15.26 auf — Nord-Carolina 77 Cents und Georgia 95 Cents; Kansas $5.65 und Arkansas 50 Cents; Kentucky und Delaware haben nicht die geringste Anstalt für den Unterricht ihrer farbigen Bevölkerung getroffen, während die den Weißen gebotenen Schulen mit Ausnahme der städtischen äußerst dürftig sind. Montana, das wir als wildes Bergland mit uncivilisirter Bevölkerung zu betrachten gewohnt sind, verausgabt viel mehr ($8.50) für jede schulfähige Person, als Maryland ($5.00), das unter den früheren Sklavenstaaten noch das meiste leistet. Ohio bringt $11.00, Süd Carolina $1.13 per schulfähigen Kopf für Schulzwecke auf. Kurz, diese unerbittlichen Censuszahlen decken Zustände auf, welche die Schamröthe auf die Wangen treiben, und alle Prahlerei vom hochgebildeten „Unionsvolk" vorderhand verbannen sollten.

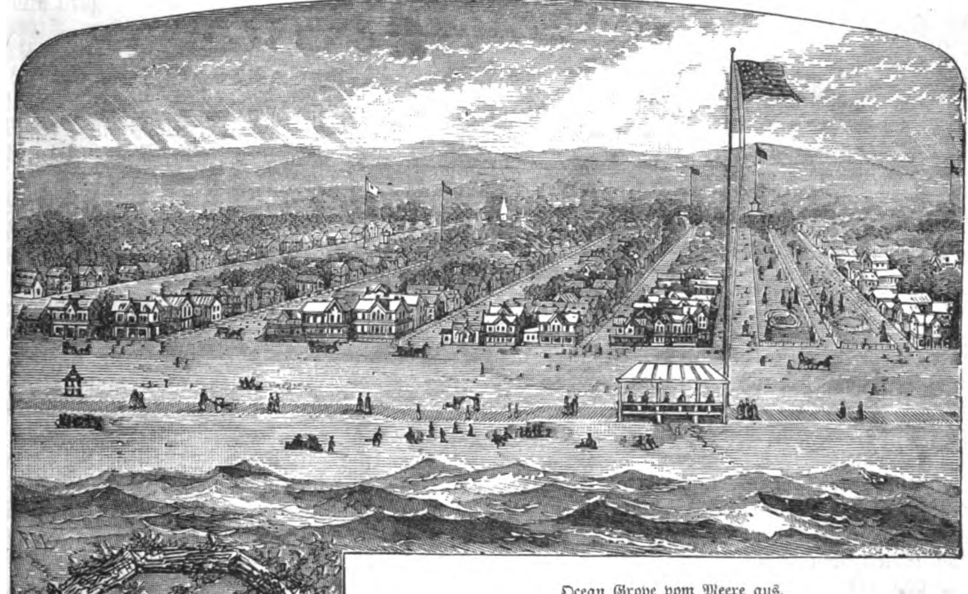
Um auch den armen im Süden wohnenden Weißen die so nöthige Hilfe zu bieten, beschloß die letzte General-Conferenz (1880) der Bisch. Meth. Kirche, daß die Gesellschaft für befreite Sklaven ihre Thätigkeit auch auf diesen vernachlässigten Theil der südlichen Bevölkerung ausdehne. Da hat denn dieser Verein, wie man so sagt, alle Hände voll. Er nahm letztes Jahr $83,403 ein, könnte aber ganz leicht das Dreifache auf das Zweckmäßigste verwenden. Frau Dr. Rust, die Gattin des Sekretärs, organisirte eine Frauen-Hilfsgesellschaft, und obwohl durch dieselbe ebenfalls manche Bezugsquelle geöffnet werden wird, so sind doch auch die Beiträge sämmtlicher Gemeinden erforderlich, soll man dem Ziele auch nur annäherungsweise näher kommen. Die deutschen Gemeinden haben sich verhältnißmäßig mit nur geringer Theilnahme an den Zwecken dieser Gesellschaft betheiligt, wahrscheinlich, weil im germanischen Lager so sehr viel zu thun ist. Können aber auch keine großen Beiträge von den Deutschen erwartet werden, so kann doch jede Gemeinde eine Collekte erheben. Millionen in Unwissenheit versunkene Menschen strecken die Hände nach dem ABC-Buch aus. Die weitsehenden, edlen Männer und Frauen des Südens, wie zum Beispiel Ex-Gouverneur und jetziger Senator Brown von Georgia, rufen — kommt herüber und helft uns. Gott der Herr hat das Werk reichlich gesegnet; die Morgenröthe besserer, schönerer Tage leuchtet über den vernachlässigten Farbigen und ihren fast eben so bedauernswerthen weißen Brüdern der Armuth. Kommt, laßt uns dies große Missionswerk mit anfassen, damit wir auch mit Theil haben an der Freude und dem Hochgenuß derer, welche sich sagen können: Auch ich habe zur inneren und echten Befreiung dieser Millionen mein Scherflein beigetragen.

Ocean-Grove.

Der christliche Badeplatz und Lagergrund.

Von * * *

Bei der Gottesstadt stand ich allein am See,
Auf die Fluthen spät den Blick gerichtet;
War es mir im Herzen auch so weh,
Hätt' doch gern ein kleines Lied gedichtet.
Fahret hin, ihr muntern Schifflein dort,
Auf den Wogen möcht ich mit euch treiben;
Zög' das Herz auch noch so ferne fort,
Muß ich dennoch auf den Dünen bleiben.
Zarte Flammen tanzen dort herüber,
Scheidend steigt die Sonn' auf Jersey's Höh'n;
Lebet wohl, lebet wohl, ihr Lieben,
Bis wir einst uns wiedersehn!



Ocean Grove vom Meere aus.

Hätte Columbus geahnt, als er das Kreuz an der Küste von San Salvador aufrichtete, daß die Zeit kommen würde, daß in wenig Jahrhunderten fast jeder schöne, beschattete Uferplatz des Meeres würde hier zu einem Bade- und Beteplatz des Zions Gottes umgewandelt werden! Und doch ist es dazu gekommen. Von dem Weidenufer des San Jacinto in Texas bis zur stillen Bay von Biloxi, bis Ocean Grove und dem Plymouth Felsen in Massachussetts hat allenthalben das betende Israel Gottes seine Sommerzelte hinaus getragen und sein Hold the fort gesungen. Und wo vollends die Landschaft hinter uns alle Grenzen ihrer Reize in eine unbeschreibliche Enge zusammenzieht, wie neu und schön sind da erst alle Wechselgestaltungen des Himmels! Die Szenen des Ewigen scheinen sich nun zu entfalten in den fernen Bildern am Himmel und in den Wogenbildern im See. Das getröstete Herz wird hier doppelt getröstet, und die unruhige Brust wird hier doppelt unruhig.

Sechs Meilen südlich von Long Branch, und zwei nördlich von Shark River, Monmouth County, Neu Jersey, ist „Ocean Grove", der christliche Badeplatz und Lagergrund, gelegen. Wo immer das Auge hinaus über die Tiefe schweift, dort sind die Stellen, wo keine Thräne mehr die Lieben weckt, die dort im Schiffbruch versanken. Noch einen letzten Blick nach Jersey's Höhen

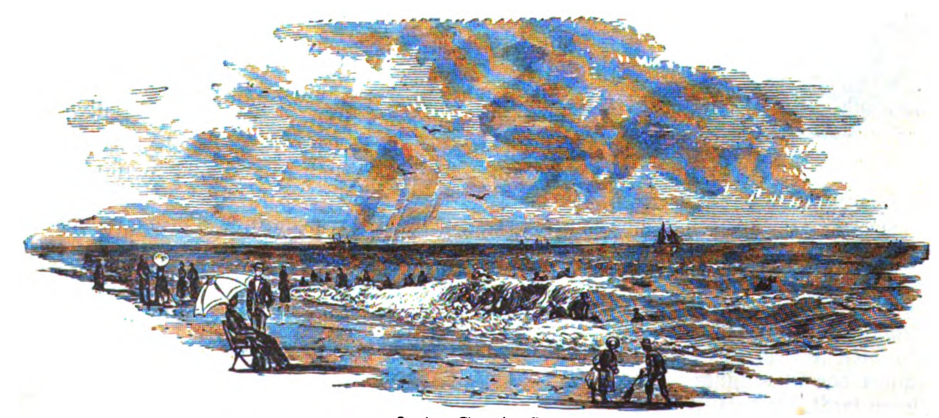

George J. Hamilton's Sommerresidenz.

sendend, eben von Italien zurückgekehrt, versank unsere geistreiche Margaretha Fuller dort draußen. Und so ist Ocean Grove so recht ein Ort der Betrachtung und Ruhe.

Die schönen Straßen, die durch die Gottesstadt am Meere führen, tragen alle Namen heimgegangener Bischöfe und Hirten. Der Arme fühlt hier nicht seine Armuth, und der Reiche nicht seinen Reichthum. Wir Deutsche dürfen hier von den Englischen lernen und wohl in mancher Beziehung etwas weitherziger werden. Sommerhäuser, Villas in allen nur möglichen schönen Formen, sind hier errichtet. George J. Hamilton's Residenz ist sicher eine der schönsten.

Die Szenen in den Wellen — „gleiche Brüder gleiche Kappen" — sind hier nicht am unrechten Platze. Die Badeanzüge sind meist alle gleich. Die Philosophie ist bei diesem bunten Gewimmel noch um keinen Gedanken reicher geworden. Das Ufer bietet dem Studenten hier nicht viel Stoff zum Lernen. Wie so ganz anders das Ufer an den Tropenküsten. Einer Welt im Kleinen hat hier oft mein Blick gelauscht. Jede Welle hat hier ein Echo und jede Muschel einen Sang. Ein schönes Farrenkraut, das im Norden nur in Treibhäusern wohnt, treibt zu meinen Füßen an den Strand. Von welchem Fels haben es die Fluthen des Golfstromes losgerissen? Um zermalmte Glieder der Schalenthiere der Tiefe spielet am Ufer der schäumende Gischt. Hunderte von Texas-Sternen liegen dort an dem Rand des Golfs.

Hier mischt in die tiefe Melodie des Ozeans kein Vogel seinen Gesang. Nur unheimliche Klagetöne, seufzende Laute stöhnet die Möve und die seegewohnten Gefieder. Der kalte Schrei der Seemöve ist am Jersey-Ufer allein vernehmbar. Wenig oder gar nichts wirft die Welle hier an den Strand. Einen großen Vortheil vor dem ebenfalls romantischen Seacliff hat man hier darin voraus, daß man, um in's Bad


In den Strandwellen.

zu gelangen, nicht erst einen hohen Berg hinabsteigen und auf die Fluth warten muß, die manchmal erst ihre Erscheinung macht, wenn die Glocke zum Gottesdienst ruft.

Auch habe ich hier ein bunteres Gemenge von allen Denominationen beobachtet, denn sonstwo, und es ist sehr interessant zu sehen, welches Interesse sie an den gegenseitigen Eigenthümlichkeiten nehmen. Quäker sangen da unsere Zionslieder mit dem größten Genuß; Presbyterianer riefen: "That's so! Glory to God! Amen!" — ganz auf Methodisten Weise. Episcopale sprachen und beteten in den Versammlungen; Methodisten knieten im stillen Gebet mit den Quäkern; Baptisten bestätigten das Zeugniß von Congregationalisten; der Segen der Episcopalkirche fiel am Schlusse der Versammlung wie Oel auf unruhige Wogen; alle Stimmen vereinten sich im Vaterunser; ja, die Leute waren so durcheinander gemengt, daß Niemand wußte, was der andere war, ausgenommen, daß er ein Christ.

Und welch unsägliche Arbeit nothwendig war, diesen Platz und dieses Ufer zu einem Garten Gottes umzuwandeln, läßt sich kaum sagen. Dieses wilde, verworrene Gebüsch zu durchbrechen, die Sandhügel zu ebnen und Lagunen zu füllen. Ja, die Genesis desselben ist sehr interessant. Acht oder zehn Familien versammelten sich hier seit einigen Jahren, den Sommer zuzubringen. Nach einigen Tagen ihres Zusammentreffens machte eine Dame den Vorschlag, den Abend einer Betversammlung zu widmen.

„Ja, aber wo soll dieselbe gehalten werden?"

„In meinem Zelt," war die schnelle Antwort.



Wesley See.

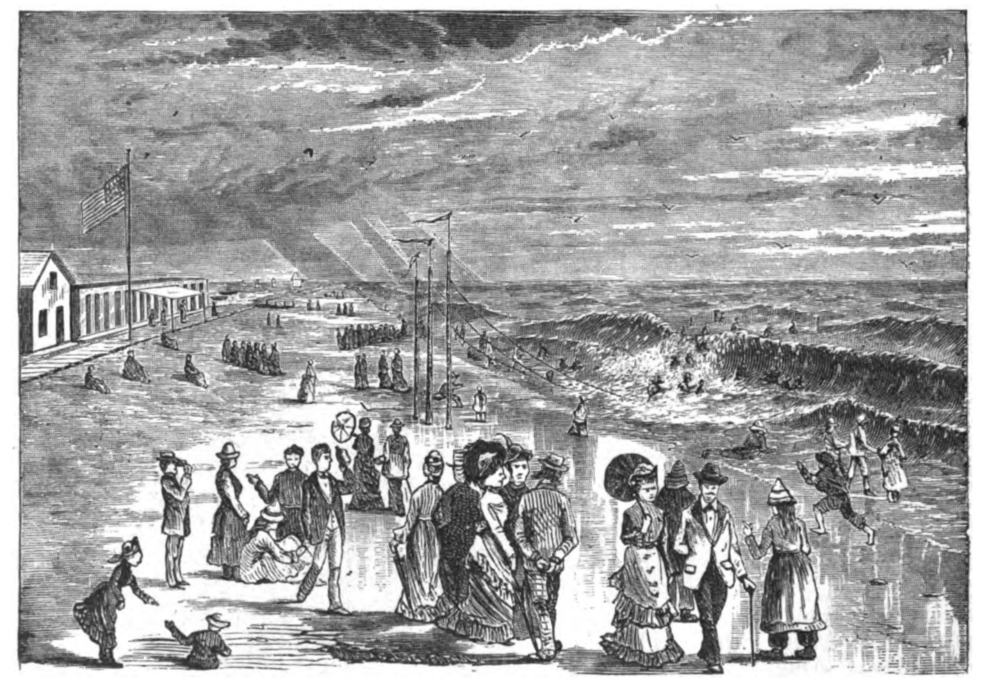
„Schön, sehr schön," fielen alle ein, „laßt uns eine Betstunde halten."

In den Wanderzelten Israels ist man bald zum Gottesdienste fertig. Lichter und Sitze waren schnell genug improvisirt. Die Stunde kam und der Vorst. Aelteste leitete die Versammlung mit Kraft und Gnadenweihe von Oben. Sein Gebet stieg zum Vaterthron. Aller Herzen wurden in die einzige große Bitte mit hineingezogen, und der Herr ließ es auch nicht an einer Segensantwort in Gnadenströmen fehlen. Aller Herzen und Sinne hatten hier nur die Verherrlichung Gottes und die Rettung armer Seelen im Auge. Hier lag keine Spekulation

zu Grunde, bei welcher der Herr nicht um Rath angegangen wurde, deßhalb gedieh auch dieses kleine Zion am Meer und wuchs gar bald heran zu einer schönen Gottesstadt.

„Ja," rief die Stimme des Betenden, „Herr, laß uns hier nur alle ein Augenmerk haben — "In the beginning God." — Ja, Gott ist hier, im Anfang, und ich vertraue auch bis an's Ende." Der Herr hatte augenscheinlich sein Jawort gegeben. Wer von dem Unternehmen hörte, wurde auch bald für die gute Sache gewonnen, und schon am 22. Dezember 1869 traten in der Trinity M. E. Kirche in Trenton, N. J., dreizehn Prediger und dreizehn Laien zusammen, und verlangten einen Charter von der Gesetzgebung unter dem Titel: „Ocean Grove Lagerversammlungs-Gesellschaft der Methodisten-Kirche." Dieses wurde eine schöne Weihnachtsbescheerung für das Volk Gottes. Im Frühjahr wurden noch 400 Acker Land zu dem obigen gekauft, und es ging alsbald an die Verbesserung des Platzes. Straßen und Avenuen, nach den Säulen der Kirche, den Bischöfen und Aeltesten der Kirche genannt, traten in's Dasein. Haidekraut, Ginster, Binsen und Schilfrohr machten der Flora der Kinder Zions Platz. Süß Alyssum und Geranien, Rosen und Lilien zeugten gar bald, daß das Heidenthum der Wüstenei hier verschwunden, und daß „die Herrlichkeit Israels bis nach Adullam gekommen sei." Die Residenz des Prof. C. W. Sanders ist gewiß eine köstliche Sommerhütte am See, und weit da drüben, wenn der Ostwind die Orgeltöne und den Gesang zu den Bergen trägt, schauen sie dorten aus den „Nachthütten in den Kürbisgärten" auf das singende, betende und badende Israel hinunter, und beneiden es um seine Erquickung und Ruhe.

Doch still — hier nahen wir uns dem See, dem „Wesley See", also genannt, so recht ein Meer für die Kinderwelt, und manche der Kleinen möchten wohl denken, daß sie dieses „Weltmeer" würden mit dem Schuh ausschöpfen können. Um einen Lagerplatz vollkommen zu machen, muß auch noch ein See in der Nähe sein, und es ist ein gar lieblicher, friedlicher See, und scheint auch fast Verstand zu haben, denn wenn die Kindernachen auf ihm sich herum tummeln und schaukeln und plätschern, da rippelt und lächelt er ganz über, und hat doch noch niemals eins dieser kleinen Dinger umgeworfen. Nun, hat ja doch das Neue Jerusalem selbst sein gläsernes Meer und seinen krystallenen Strom. Was das ist, weiß ich halt noch nicht recht. Wenn wir erst einmal Engel sind, plätschern wir ja nicht mehr im Wasser herum, um den Staub von uns abzuwaschen; ob das Wasser dann hart ist, ist uns einerlei.



Am Badeplatz.



Bischof Janes Memorial Tabernakel.

Nach einigen langen, heißen Tagen kommt manchmal ein kalter Wind, und wenn die Schläfer der Seestadt aufwachen, ist weithin das Meer in einen dichten Nebel gehüllt. Da fällt mir Ossian, der alte gälische Barde, der Homer des Nordens, ein. Der hat sich bei diesen Wolken und Nebelbildern an der Westküste Irlands einen reichen Schatz von Poesie zusammengetragen. Wie kräftig und schön ertönt seine gälische Sturmesharfe, wenn er die wundervollen Nebelgestaltungen am Meer und die Kämpfe Fingals besingt. Naß trieft über ihm die Tanne von Morna, doch die weißen Gestalten der alten Helden rauschen an ihm vorüber und seine Töne rauschen ihnen nach. Welche Pfuscherei ist doch all unser Werk gegen die Malerei der Natur und die Kunst der Elemente! Wie zauberisch schön die purpurnen und goldnen Finger der Sonne, wenn sie am Ufer mit dem Pappel-Laubwerk spielen! Das sieht sich an

Vom See geht's zum Meer. Ein buntes Durcheinander, wenn es zum Baden geht. Das Ufer ist weithin belebt von muntern Badegästen. Da rauscht die Wellen-Melodie des Ozeans ihr tiefes Adagio herüber. Das Meer ist immer am Gesang an irgend welchem Ufer. Manchmal vor Tagesanbruch herrscht auch Meeresstille. Wer vermag den Gedanken zu denken, daß das Weltmeer einschlummern könnte? Wer sänge ihm sein Wiegenlied vor, wer lullt es in den Schlaf? Aber welch ein Schlummer ist dieses? Welch ein Anblick ist es, wenn seine kahle Stirne sich faltet, wenn seine Augenlieder sich öffnen, wenn seine gewaltige Brust vom Sturmesathem sich hebt und die graue Untiefe hervor an ihr Tagewerk geht: zu zertrümmern und zu verschlingen.

Und wenn manchmal die Seegäste da draußen wüßten, was tief unter ihren Füßen vorgeht! Sagt nicht David schon, daß die Stimme Gottes in der Tiefe geht? Lege dein Ohr an der Welle weiße Lippen und du hörst sie vielleicht! Du hörst vielleicht ihren Feuerhauch durch die Tiefe, denn von der alten Welt, nicht weit von dir, landet der Draht in der neuen.



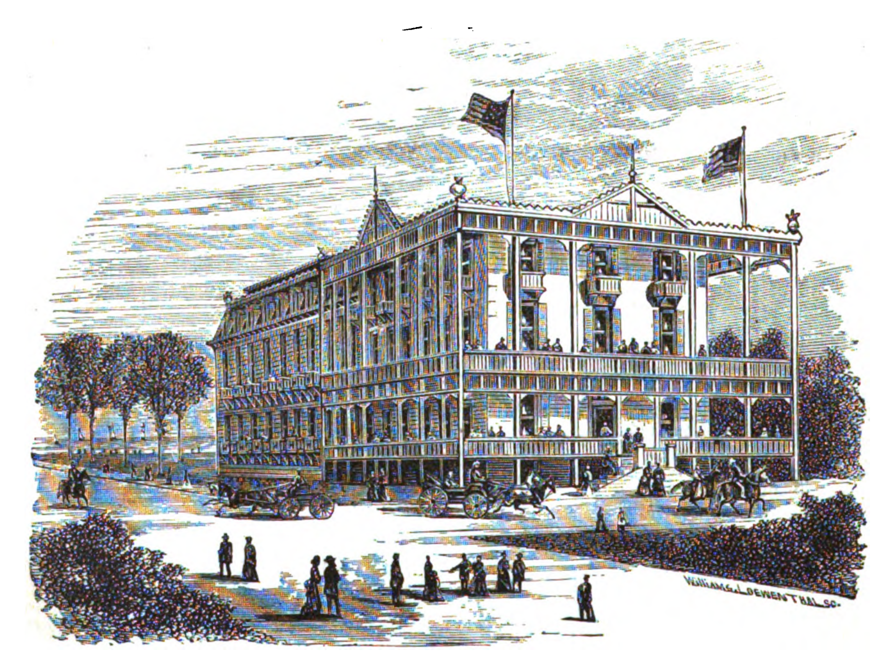
In den Zelten.

wie ein Traum des Feenlandes. Ja, all dies entgeht uns in den Städten. Doch da draußen lernt man anders beten, anders dichten, anders denken, denn man ist allein mit dem Volke Gottes und umgeben von den Schönheiten der freien Natur Gottes.

Da — inmitten — hinein, in all das Genebel und Gebrause tönt mit einem Mal der süße, sanfte Ton der Glocke. Doch ich muß meinem Pegasus etwas Salz auf die Ohren streuen, denn dieser Ruf, durch all diese Bilderwelt, ist zu vielbedeutend, zu reich, daß mir fast die Feder zum Tintenfasse hüpft. Sei ruhig, sei still, liebe Feder. Du und ich, wir sind beide bald ausgeschrieben und es kommt die Welt und hat auch nichts an uns. Bei Christo zu sein, ist die höchste Poesie und der seligste Genuß. Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen. Dieser Ton berührt mein Gemüth wie der Anblick des Regenbogens über dem Niagara-Fall. Ein Honigtropfen in ein erbittertes Herz.

Dort steht das „Bischof Janes Memorial Tabernakel". Dahin ladet der Glocke Ton. Heute predigt ein Mann Gottes, ich sage er predigt, denn er ist kein Leser, wie in der ersten Christenheit sie oft Leser (Lectores) hatten, sondern er hat das Herz frisch voll von himmlischen Gedanken und göttlicher Kraft, er ist ein Prediger des Wortes. Das dürfen wir auch bald fühlen, und auf dem Balkone des Arlington Hauses drüben redeten die Gäste noch lange in die Nacht hinein, von dem Eindruck, den das gepredigte Wort auf sie gemacht.

Und noch zum Abschied vom Leser — einen letzten Blick auf die schönen, weißen, friedlichen Zeltreihen. Ja, das ist ein eigenes Leben, das in ihnen geführt wird. Wie wir doch so ächt glücklich und zufrieden in solch gar kleinem Raum sein können, wenn wir es nur wüßten, und wir uns nicht solch viele Bedürfnisse würden selbst schaffen! Jener Bruder sagte einmal zu mir: „Ich habe mir all meine Feinde selbst gekauft." Ach, du, das ging manchem treuen Bruder eben so. Die Freude im Herrn bewegte die Wanderzelte Israels durch die Wüste und hat sie endlich in Zion gelandet.



Arlington Hotel.

Nun still, sei ruhig, liebe Seele. „Es ist noch Raum!" Volle, heitre Gotteslieder schallen durch die Reihen daher. Ob nicht ungesehen tausend Engel da drunten wallen? Komm, Himmelsvorschmack, walle und fach' ein jedes Herze an. Der sterbende Lenau hat es auch so gefühlt:

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Lebensquelle,
Zwar kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;
Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er Oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Ein Beitrag zur Lösung der Sozialistenfrage,

oder

Der treue Fabrikherr.

Von Christophorus.

Wenn ich ein Tischlermeister bin, habe einen Gesellen und gebe dem regelmäßig seinen richtig gedungenen Wochenlohn, so bin ich noch lange nicht fertig, sondern bin meines Gesellen Schuldner. Und wenn du Hausherr oder Hausfrau bist, hast dein Gesinde und giebst dem regelmäßig seinen richtig bedungenen Lohn sammt Essen und Allem, so bist du noch lange nicht fertig, sondern bist deines Gesindes Schuldner. Und wenn ein Kaufmann, Gutsherr oder Fabrikherr ist, und auf seinem Landgut oder Fabrik arbeiten hundert Menschen, welchen Allen er Woche für Woche ihren richtig bedungenen Lohn zahlt, so ist er trotz all der Hunderte von Thalern noch lange nicht fertig, sondern ist seinen Arbeitern ein Schuldner.

Und gerade so umgekehrt. Wenn ein Geselle, Dienstbote oder Arbeiter seine Pflicht gethan, und hat richtig gearbeitet, was ihm obliegt, dann ist er noch lange nicht fertig, sondern ist seines Meisters und seiner Herrschaft Schuldner. Und fragst du, was sie einander schuldig sind: der Herr dem Arbeiter und der Arbeiter dem Herrn? der Meister dem Gesellen und der Geselle dem Meister? Dreierlei: erstens Liebe, zweitens Liebe und drittens Liebe.

Und in dem Stück wird viel versehen und viel verbrochen. Um Geld kaufen die Menschen einander und lassen sich kaufen, dingen einander und lassen sich dingen, nichts hält sie zusammen, als Hunger, Durst, Schacher und der schnöde Gewinn. Wo sind die Fabrikherren, Meister und Herrschaften, welche Gesinde und Arbeiter noch als ihre Hausgenossen lieb haben, welche Gott ihnen zugewiesen? Und wo sind die Arbeiter, die treuen Herrendienst noch als einen Gottesdienst erachten?

Dies ist ein langes Kapitel, und heute schreibe ich davon blos die Ueberschrift und will von einem Fabrikherren erzählen, der mit seiner Liebe das Geld zu einem Gold geschlagen hat, welches kein Dieb wegtragen wird. Der hat den rechten Stein der Weisen gefunden.

Wie er heißt, ist gleichviel. Ich weiß, daß er seinen Namen nicht will genannt wissen. Gilt auch gleichviel, wo er zu Hause ist. Der hat eine große, schöne Fabrik, in welcher der bunte Kattun gemacht wird, von dem die Frauensleute sich ihre Kleider und Schürzen machen. Sehr viele Arbeiter finden dort ihr gutes Brod, und die Fabrik trägt einen Gewinn, der nicht klein ist. Der Fabrikherr hatte daran wohl seine Freude, aber recht froh war er doch nicht. Denn es drückte ihn auf seinem Gewissen wie eine schwere Last, wenn er die Arbeiter ansah und dachte, wie wenig er für sie bisher noch gethan. Denn daß er mit dem Arbeitslohn blos vor der Welt auskam, aber vor seinem Gott nicht, das sagte er sich alle Tage.

Namentlich zwei Stücke machten ihm Sorge und Pein. Die Arbeiter waren den Tag durch bei ihm im Dienste, derweilen zu Hause ihre armen Kinder oftmals ohne Aufsicht und Fürsorge umherliefen und also verwilderten und aus der Art schlugen, daß es ihm durch's Herz schnitt, wenn er bei dem jungen Volk eine Ruchlosigkeit sah, davor man auch bei den Alten erschrecken muß. Er redete ernstlich davon mit den Leuten und gab ihnen Rathschläge, wie sie dem Uebel steuern und die Kinder in Zucht und Ordnung halten könnten. Aber sie zuckten mit den Achseln, und was sollte er sagen? Er sah ein, daß sie nichts thun konnten, denn den Tag hindurch mußten sie in der Fabrik sein; und sie verstanden's auch nicht. Da stieg in dem Fabrikherrn der Gedanke auf: die Arbeiter sind *deine* Arbeiter, also ihre Kinder sind ja *deine* Kinder; — du mußt für sie sorgen! Du mußt! Du mußt! Und das Wörtlein: du mußt! heftete sich mit Stacheln in sein Gewissen und ließ ihn nicht los. Er trug es mit sich herum, bis in seiner Seele ein Plan aufwuchs; den verschwieg er noch. Es mußte Alles erst reif werden; auch war die Sache kostspielig, und in diesem Jahre sie auszuführen, war nicht möglich.

Das Andere aber war dieses: Unter seinen Arbeitern befanden sich Etliche, die bereits in den Sechziger standen, und deren Kräfte kaum mehr auslangten, ihr Tagewerk zu verrichten. Sie neigten sich zu Grabe. Wenn er durch die Fabrik ging und sah sie schaffen, und sah ihr traurig Angesicht, in dem die Sorge und der harte Kummer eines langen Lebens geschrieben stand, dann schwieg er stille, aber es fuhr ihm wie ein Blitzschlag durch die Gebeine. Was soll aus euch werden, wenn's mit eurer Arbeit aus ist? Ihm däuchte auch, daß die Menschen keinen andern Gedanken hätten, und darum so traurig wären. Er sprach zu sich selber: Die

haben mir durch alle die Jahre ihrer Hände Kraft gegeben, nun werden sie kraftlos. Ich versorge ja mein Thier, wenn's alt wird. Nein, ich verlaß euch nicht! — Du mußt! Du mußt! — Und das Wörtlein: du mußt! heftete sich wieder mit Stacheln in sein Gewissen, und ließ ihn nicht los. Der Plan wuchs, er ließ ihn nicht los, bis er reif war.

Er kaufte ein gutes Stück Feld- und Gartenland, welches ganz nahe an seiner Fabrik belegen war, und baute auf demselben vier Häuser. Dieselben sind einfach und schlicht, aber gar wohnlich, so daß man wohl Lust haben kann, darin sein Nest zu bauen. Diese vier Häuser sind dazu bestimmt, die Wohnungen von zehn Arbeiterfamilien zu werden. Diejenigen zehn Arbeiter nämlich, die sich am treusten und bravsten in der Fabrik bewährt haben und nach den mühevollen Jahren der Arbeit schwach und invalid geworden sind, sollen hier ein ruhevolles, sorgenfreies Alter finden, bis an ihren sanftseligen Tod. Jeder von ihnen bekommt seine Stube, seine Kammer, seine Küche und Bodenraum, dazu ein Stück Garten vor dem Hause und hinter demselben ein Stück Ackerland, darauf er Kartoffeln und Kohl bauen kann; und das alles ohne Pacht oder Miethzins, als eine reiche Gabe der Liebe.

Damit nun aber auch die unglücklichen Kinder jener anderen Arbeiter nicht unversorgt blieben, hat der Fabrikherr die Bestimmung getroffen, daß von den zehn Familien eine jede die Verpflichtung hat, eines, zwei oder drei Kinder, je nach Umständen und Möglichkeit, bei sich aufzunehmen und ordentlich und christlich zu erziehen. Das sollen sie nicht ohne Entschädigung thun, können's ja auch nicht, sondern sie bekommen für ein jedes Kind $40 jährliche Zehrungskosten, zu welchem Zweck der Fabrikherr ein Kapital von 20,000 Dollars ausgesetzt hat, dessen Zins diese Zehrungskosten bestreitet. — Und seinen eigenen Töchtern hat er das köstliche Amt übergeben, dieser Arbeiterfamilien und der armen Kinder Rather und Freundinnen zu sein, in den Häusern ein- und auszugehen, und zu helfen, wie sie können, daß es den alten Leuten an nichts fehle und die Kinder gehalten und gezogen werden, wie es Gott wohlgefällig ist. Das haben die Töchter mit großer Freude übernommen.

So lange die Fabrik besteht, sollen immer die treuesten Arbeiter derselben auf diese Wohlthat den nächsten Anspruch haben; sind etwa nicht zehn Altersschwache vorhanden, so sollen invalide Arbeiter aus andern Fabriken des Ortes, welche die würdigsten sind, dazu erwählt werden. Die oberste Leitung des Ganzen hat der Fabrikherr sich selber vorbehalten; im Fall er stirbt, soll diese Stiftung sammt Grundstücken und Kapitalien der Stadt zufallen und von derselben seinem Willen gemäß erhalten und verwaltet werden.

Wie gefällt euch dieser Fabrikherr? Das muß ein treuer, trefflicher Mann sein. Gott lohne es ihm an seinem eigenen Hause und an seinen Kindern, was er den Arbeitern zu Liebe gethan! Ich erzähle dies hier nicht nur, damit Jedermann sich dessen von Herzen freue, sondern auch, damit manch Einer, der auch Arbeiter, Tagelöhner und Dienstboten hält, darauf bedacht sei, was er etwa für dieselben thun kann, und was Gott von ihm fordert. Ich weiß, dergleichen große Einrichtungen zu treffen, wie der Mann sie getroffen hat, ist nicht Jedermanns Sache, denn nicht Jeder kann in die Tasche greifen und mit Tausenden schalten und walten. Aber das weiß ich auch, daß Jeder zu seinen Arbeitern sich als ein Vater stellen kann und soll, und ihnen beweisen, daß er sie als die Seinigen lieb und werth hält, und wo er kann, die heiligsten Güter des Lebens ihnen darzubieten bereit ist. Wer das thut, der wird an seinen Arbeitern und Dienstleuten nicht, wie jetzt aller Enden geklagt wird, widerwillige und widerspenstige Sklaven haben, sondern treue Diener und Freunde, die in herzinniger Dankbarkeit ihm ergeben sind.

Verborgen in Gott.

Erzählung von R. Fries.

Col. 3, 3: „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott."

1. Gottes Hütte im Moor.

Auf einer Bank an der Mauer saß ein alter Mann im Abendschein! Die Bank war roh gezimmert, vier Pfähle in den Boden getrieben und ein Brett darauf genagelt. Und die Mauer, daran die Bank sich lehnte, war schief und verfallen. Es paßte alles zusammen, der alte Mann, die Bank, die Mauer, die ganze Kathe — und das Abendgold, das darüber ausgegossen war, — das Irdische war hinfällig, dürftig, vergänglich, aber das Himmlische verklärte all die Erdenschäden und Erdenmängel!

Diese Kathe im einsamen Moor war sehr abgelegen, man hörte nur bei günstigem Winde die Hähne krähen auf den Bauernhöfen im Dorfe. Aber die Kirchenglocken hörte man bei jedem Winde, auch die Betglocke, Morgens, Mittags und Abends. Mag sein, daß die Bewohner der Kathe für diese Klänge auch ein besonders gutes Gehör besaßen.

Die Kathe sah ruppig und struppig aus. Auf dem Dache wuchs Moos und Hauslauch. Die Fensterscheiben waren vom Sonnenschein verbrannt und spielten in allen Farben. Dagegen war von Farbe an den Fensterrahmen und an der Thür nichts mehr zu sehen. Die Mauern waren ausgewichen und an vielen Stellen der Verputz herabgefallen! — Und doch lag die Kathe so friedlich da im Abendgold! Zur Rechten stand eine Gruppe Birken, die schimmerten mit den weißen Stämmen so freundlich, und ließen ihre langen, grünen Laubgewinde, wie Frauenhaar, leise im Abendwinde wehen. Zur Linken war der kleine, sauber gehaltene Gemüsegarten: da blühten die Kartoffelreihen und zwei Erbsenbeete, und in der Ecke stand eine Bohnenlaube.

Im Herbst und Winter sah man in dieser Einsamkeit fast niemals einen Menschen. Zur guten Jahreszeit kamen die Arbeiter mit ihren Geräthschaften und Habseligkeiten angezogen, die hier den Torf stachen und gruben. Sie wohnten dann in kleinen Erdhütten, oft mit Weib und Kind! Bald sah man dann die schwarzen Torfpyramiden aus dem Grün aufsteigen, und dazwischen spielten die halbnackten Kinder. Der Torf trocknete im Sonnenschein, und die Kindlein wurden naß im Regen, je nachdem's der Herrgott schickte. Da hatten sie denn auch in der Moorkathe oftmals Besuch — wenn auch nicht allemal angenehmen.

Der alte Mann auf der Bank saß mit gefalteten Händen da! Das weiße Haar hing ihm weich und lang an den Schläfen und in die Stirn herunter! Blöde blinzelte er mit den alten, müden Augen in die roth herabsinkende Sonne, die bald den Himmelrand erreicht hatte! Ja, der Alte war gerade so wie die Kathe, an deren Mauer er seinen krummen Rücken lehnte! — aus den Fugen war auch bei ihm vieles gegangen, und der Verputz war abgefallen. Einst mochte er wohl groß und stattlich einhergegangen sein, das herabgesunkene Haupt stolz aufgerichtet — jetzt war das alles vorbei! Wenn die Hände nicht gefaltet auf seinen Knieen lagen, hingen die Arme schlaff am Leibe nieder, und wenn sein Mund nicht mit Gott redete, war er meistens schweigsam. In den tiefen Linien und Furchen seines Antlitzes aber stand eine Schrift eingegraben von bitterem Gram und Herzeleid.

Das rothe Licht vom Himmel her lag nun aber auch über diesem alten Menschenkinde, so warm und so wohl, als wollte es all die irdische Vergänglichkeit überstrahlen, alle die Furchen ausglätten, all das Weh hinwegküssen! Gerade so lag auch das ewige Licht über der verdüsterten Seele des alten Mannes!

„Na!“ ließ sich jetzt eine Stimme von drinnen her vernehmen — ein langgezogenes, fragendes, verwundertes: Na! war's, — und dazu steckte Jemand den Kopf zum Fenster heraus, dicht neben der Bank, wo ein Schlagfenster sich öffnen ließ; die andern Fenster, in Blei gefaßt, waren nicht zum Oeffnen eingerichtet.

Dieser Jemand, der den Kopf herausstreckte, war nun just auch nicht mehr jung, aber das dunkle Haar deckte noch dicht den Scheitel, und in den klaren, hellblauen Augen zwinkerte eine zurückgehaltene Lustigkeit. Man sah's diesem Kopfe an, daß wohl mancherlei drin herumgespukt haben mochte, was nicht von Gottes und Rechts wegen hinein gehörte, nun aber hatte sich eine Hand darüber gelegt, wie man einen glimmenden Docht zwischen zwei feuchte Finger nimmt, dann hat der Qualm ein Ende!

Guckte man in's Fenster hinein, so sah man, daß dieser Kopf zu einem kleinen, beweglichen Männlein gehörte, und das Männlein saß auf einem Tische, das eine Bein untergeschlagen, und nähte den letzten Hornknopf in eine Hose, woraus man abnehmen kann, daß wir's mit einem Schneider zu thun haben, und der Schneider hieß: Fritz Habersaat!

Derselbe wohnte hier in der Moorkathe manch liebes Jahr im guten Verein mit seinem Kumpan, dem Alten auf der Bank draußen. Der war seines Zeichens ein Rademacher, hatte in früheren Jahren manchen Eisenring um ein Rad geschlagen, jetzt aber war er schon längst bei allerlei niederem Geräth angelangt, wie Hacken und Schaufeln, wenn's hoch kam, machte er wohl noch auf Bestellung eine Schiebkarre. Der kleine Schneider lieferte auch nicht mehr den Bauern neue Anzüge, denn die Bauern wollten jetzt auch nach der Mode gehen, und von der Mode wußte man absolut gar nichts in der Moorkathe. Glücklicher Weise aber rissen die Burschen und Schulbuben sich noch hie und da eine so klaffende Wunde in die Jacken und Hosen, daß die Hausmütter nicht damit zurecht kommen konnten. Das warf denn doch hin und wieder einen Groschen ab.

Das langgezogene „Na“ aber hatte dieselbe Bedeutung, als wenn eine Gluckhenne ihre Brut unter die Flügel ruft bei Sonnenuntergang, oder als wenn der Schulmeister auf seinem Schlüssel pfeift, zum Zeichen, daß die Spielstunde vorbei ist. Der Schneider mußte nämlich seinen alten Gesellen bemuttern und bemeistern, sonst ging die Sache nicht, das war stillschweigende und gegenseitige Uebereinkunft. Jetzt war die Zeit, daß die Abendnebel alsbald aus dem Moorgrund aufsteigen, das nennt man „der Fuchs braut“, und dann darf solch altes Menschenkind mit steifen Gliedmaßen, wie der Rademacher „Samuel Eekelholt“ nicht mehr draußen sitzen! — Die Abendsuppe ist ja längst verzehrt, und wenn die Sonne in den langen

Sommertagen am Himmelsrande steht, ist es wahrlich Zeit, ans Bettgehen zu denken.

Daß die beiden so gut mit einander auskamen, war eigentlich sonderbar. Denn sie waren nicht blos äußerlich so verschieden: der eine groß und von grobem Knochenbau, der andere klein und schmächtig; jener langsam und bedächtig in Worten und Werken, dieser schnell zufahrend und hitzig; jener trübe und oft finster gestimmt, schweigsam und verschlossen, dieser immer fröhlich, gesprächig, das Herz auf der Zunge. Aus einem Topfe essen konnten sie auch nicht, denn dem Rademacher war das Saure angenehm und dem Schneider das Süße, jenem konnt's nicht salz genug werden und diesem war's leicht versalzen.

Bei alldem lebten sie in rechter Herzenseintracht zusammen, und noch nie war's vorgekommen, daß sie sich erzürnt hatten. Das kam daher, weil sie wie zwei Bäume aus Einer Wurzel wuchsen, oder wie zwei Quellen in einander flossen. Und das war von Gott geschehen und vor mancher Menschen Augen wie ein Wunder. Der kluge Schuster im nahen Dorf, der auf seinem Schusterbock sitzend immer die Itzehoer Nachrichten studirte von der ersten bis zur letzten Seite, und alles wußte, was sie in Berlin redeten, und das ist bekanntlich sehr viel — dieser Schuster hatte sein Salomonisches Urtheil abgegeben, als die beiden in die Moorkathe zogen, dahin lautend: Dat geiht nich, denn Suur un Söt verdriggt sik ni! *) — Freilich wußte der kluge Schuster auch nichts davon, was es heißt, wenn unser Herrgott das Wunder an einem Menschenkinde vollbringt, wodurch man mit Christo stirbt und mit Christo das inwendige Leben in Gott verborgen wird! — Ueber dieses Verborgensein des Lebens in Gott haben ja auch schon gelehrtere Leute als der kluge Schuster sich den Kopf zerbrochen, und verhält sich damit doch ganz einfach in allen Fällen geradeso wie bei diesen beiden Alten. Das geht nämlich so zu, daß der Stärkere über den Starken kommt und schlägt den alten Adam mausetodt, wobei er sich mancherlei verschiedener Werkzeuge bedient und bald schärfere, bald gelindere Mittel anwendet, je nachdem's gerade Noth thut. Darnach regt sich denn ein anderes neues Leben, und das ist dann verborgen in Gott. Wenn der alte Rademacher im Abendgold auf der Bank saß und seinen Gedanken nachhing und sich inwendig von den Tröstungen Gottes umleuchten ließ, wie auswendig von der sinkenden Sonne, da wußte er's freilich nicht, daß sein Leben mit Christo verborgen sei in Gott, es war aber dennoch so. Und wenn der kleine Schneider das Lied anstimmte auf seinem Tische: „Fröhlich soll mein Herze springen“ — weil er seinen alten Collegen so schwer seufzen hörte draußen in der Küche, daß man's trotz der verschlossenen Thüre drinnen hören konnte, und damit dem armen Burschen ein wenig Muth ins Herz hineinsingen wollte; ja, wenn's auch nur der gewöhnliche Lockton, das vielsagende „Na“ war, womit er den Kopf zum Fenster hinaussteckte, so wußte er's freilich auch nicht, daß dies alles Lebenszeichen waren, nämlich des mit Christo in Gott verborgenen Lebens — es war aber dennoch so.

Es ist ja nun sehr merkwürdig, dem nachzuspüren im Menschenleben, wie es dabei zugegangen ist, daß man gestorben und nun das Leben in Gott verborgen, denn diese Begebenheit ist ja die Eine große Hauptbegebenheit, weil dadurch das Alte neu und das Todte lebendig wird; und wo diese Begebenheit nicht da ist, da mag's sonst bunt genug hergegangen sein, vor Gottes Augen ist ein solches Leben leer, öde, gehaltlos und geschmacklos! — Darum braucht man auch keineswegs von vornehmen, feinen und hochgebildeten Leuten zu erzählen, wenn man eine schöne Geschichte schreiben will; so 'n alter Rademacher und so 'n lustiger Schneider, die können auch mitsprechen; und in einer Moorkathe begeben sich oft wichtigere und heilsamere Dinge als in den Salons der Reichen und Vornehmen!

Bei dem Schneider ist es bald erzählt, wie es zugegangen. Er hatte nämlich eine sehr gute Frau gehabt und sechs fröhliche Kindlein, drei Buben und drei Mägdlein, immer eins ums andere, und war jedesmal hohe, helle Freude gewesen auf dem Schneidertisch, wenn der Storch wieder eins mitgebracht hatte. Aber sie waren ihm alle wieder abgenommen, und zuletzt war auch die Mutter gestorben! Da hatte der arme Schneider sehr viel geweint, aber durch Gottes Gnade und seines Freundes, des Rademachers, bedächtigen Zuspruch waren ihm die Augen und Ohren aufgegangen, daß er seine sechs Kinder im Paradiese singen hören konnte, und sein liebes Weib mitten unter ihnen sitzen sah, das Kleinste auf dem Schooße; und nun hatte er so lange und immer wieder über den hohen Zaun weg ins Kinderparadies hinübergeschaut, daß ihm zuletzt der Glanz im Herzen stecken geblieben war, wenigstens etliche Strahlen, und die thun's schon! Darüber war er denn so fröhlich geblieben, und seinem Freunde Samuel so dankbar, daß er mit ihm in die Moorkathe zog und sich vornahm, es ihm zu vergelten sein Lebenlang.

---

2. Auf's Herz getreten.

„Wenn sei lütt sind, patten sei uns up'm Foot, un wenn sei groot sünd, patten sei uns

---

*) Das geht nicht, denn Sauer und Süß verträgt sich nicht.



upk't Hart",*) — sagt das plattdeutsche Sprichwort von den ungerathenen Kindern; ist ja auch leider Gottes oft wahr genug. Drum — was der Schneider erlebt hatte, war wohl hart, aber was sein alter Hausgenosse erlebt, war noch viel härter. — Einen Jungen hatte sein Weib ihm nur geboren, aber er hatte auch genug zu tragen gehabt an dem Einen. Als er auf die Welt kam, brachte er gleich einen Zahn mit, der guckte so weiß und spitz aus dem rothen Gaumen hervor, daß es eine Lust war. Aber die Frauen und Nachbarinnen, welche beim „Kindsfuß" **) am Kaffeetisch saßen, schüttelten bedenklich die Köpfe und zischelten, der Zahn sollte nichts Gutes bedeuten; Gewaltthat und Rauflust! — Ernstlich mal war's jedenfalls ein fixer, kerniger Junge, wie aus dem Teig gewälzt, Arme und Beine wie gedrechselt, große, klare Aeuglein, der Kopf dicht mit schwarzen Haaren bewachsen und Lunge und Hals bewundernswürdig zum kraftvollsten Schreien eingerichtet. Also fehlen that nichts an dem Burschen, das Zuviel, nämlich den Zahn, konnte man gern mit in den Kauf nehmen, um das Geschwätz der Frau Basen kümmerte sich der Vater wenig. In der heiligen Taufe bekam der Junge nach seinem Großvater väterlicher Seits den Namen Christian, und es dauerte nur wenige Jahre, da füllte „Krischan Eekholt" seinen Platz voll aus unter der Dorfjugend. Laufen und Springen, Schreien und Rufen, Hauen und Prügeln, das alles verstand er und Keiner war drin sein Meister, aber Sitzfleisch hat er nie gehabt, und wenn's auch einmal Hiebe gab, daraus hat er sich nicht viel gemacht. Der alte Schulmeister hatte sein Theil an dem Jungen. „Das Fleisch ist zu gewaltig, Meister Eekholt," pflegte er wohl zu sagen, „es will nicht durchdringen!" Damit meinte er allerdings zunächst den Stock, aber doch auch das gute Gotteswort. Und er hatte Recht, es war, als wenn vor lauter Körperkraft und Ueberfülle leiblicher Gesundheit die Seele nicht zur Sprache kommen könne, wie das Weizenkorn unter einer schweren Scholle steifer Marscherde nicht seinen zarten Keim dem Licht entgegentreiben kann. — Lesen und Schreiben, auch etwas Rechnen lernte er freilich, aber damit war's auch so ziemlich zu Ende, und namentlich bei der Christenlehre und biblischen Geschichte ward er von so unwiderstehlichem Gähnen überwältigt, als müßte er sich die Kinnbacken ausrenken.

Im Uebrigen war der Junge ganz leicht zu regieren, wenn man ihn nur recht zu nehmen wußte. Für alles, was schwächlich, hilfsbedürftig, schutzlos war, sprang er sofort in die Schranken. Den alten Weibern trug er die Holzbündel meilenweit; die kleinen Mägdlein hob er auf seinen Rücken und brachte sie trockenen Fußes durch die Schneewehen; bei Prügeleien war er immer bei der Minderzahl; um einen Dienst oder Gefälligkeit wandte man sich nie vergeblich an ihn. — Wenn der Schulmeister oder sein Vater es ihm vorhielten, daß er doch so gar wenig lerne und gar nicht hinaufrücke auf die oberen Bänke, da machte er ein so herzzerbrechend trauriges Gesicht, daß man nicht wußte, ob man weinen oder lachen solle. Ertappte der Lehrer ihn gar auf seinem gewaltigen Gähnen, dann ward er dunkelroth vor Scham, und in seinen flehentlich betrübten Mienen stand es mit überwältigender Deutlichkeit geschrieben: „Ik kann dor jo niks bi dohn!" *)

Als der Junge confirmirt ward, überragte er alle um eines Hauptes Länge, auch den Pastoren; weinte auch bitterlich, da er hinkniete, eingesegnet zu werden. Aber das „Was ist täglich Brod?" zur vierten Bitte hatte er nicht recht zu Kopfe gekriegt, obgleich er doch gerade in diesem Stück praktisch sehr Bedeutendes leistete.

Die Bauern stritten sich um den Burschen, der ihnen einen Knecht erspart hätte, aber zur Bauernarbeit hatte er keine Lust, er wollte Grobschmied werden. Stundenlang hatte er gestanden vor der offenen Dorfschmiede, wenn sie mit den schweren Hämmern auf das glühende Eisen schlugen, daß der Ambos dröhnte; gezuckt hatte es ihm in Armen und Beinen, mit drauflos zu schlagen; und als Vierzehnjähriger hatte er bereits manchen Versuch gewagt, und die Gesellen hatten ihre Lust dran gehabt, wenn der Junge den schwersten Hammer mit Leichtigkeit schwingen konnte, den Andere seines Alters kaum aufzuheben vermochten.

Da die Mutter früh verstorben, so lag dem Vater allein die Sorge ob für diesen Sohn, und man kann sich's wohl denken, daß es da nicht ohne viel schwere Gedanken und Seufzer abging. Daß er nicht viel gelernt und nicht stark in der Wissenschaft war, das mußte wohl noch so gehen, gab's doch Manchen, der darum doch ein tüchtiger Kerl geworden war, — aber einen Punkt gab's, der war schlimm, — das war eine rasende Zorneswuth, wenn er gereizt und geneckt ward, eine Leidenschaft, die entfesselt ihn zum Rasen brachte, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig war.

Die beiden Freunde, der Schneider und der Rademacher, haben manchen lieben Abend bei einander gesessen und diesen bedenklichen Punkt erwogen. Im Winter am Ofen mit der kurzen Pfeife, im Sommer auf der Bank in der Linden-

---

*) Wenn sie klein sind, treten sie uns auf den Fuß, und wenn sie groß sind, treten sie uns aufs Herz.

**) Die Versammlungen der Nachbarinnen und Gevatterinnen in der Wochenstube.

*) Ich kann ja nichts dafür.



laube, — damals wohnten sie noch nicht im Moor, sondern waren Nachbarn im Dorfe. Das Ende war und blieb aber immer dasselbe: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan!“ — der Geist Gottes muß es thun, der ist ja mächtig in den Leuten; darum muß man anhalten mit Bitten vor Gott, daß Er diesen Seinen heiligen Geist nicht von dem Jungen nehme und Seine Hand nicht von ihm abthue! Dabei getrösteten sie sich denn auch immer wieder der empfangenen und ausgegossenen Taufgnade und hielten dem Herrn das Wort vor: „Niemand soll euch aus meiner Hand reißen!“

Aber schon damals sank dem Rademacher das gedankenschwere Haupt sorgenvoll auf die Brust, wenn es vor ihm aufstieg, was die Zukunft alles bringen könne. Und als dann endlich der Tag gekommen war, wo der Junge in die Lehre eintreten und in das Haus seines Meisters übersiedeln sollte, da gab's einen sehr ernsten Abschied! — Viel Worte machen war niemals Samuels Sache gewesen, aber als er seine tiefen, durchdringenden Augen auf seinem Sohne ruhen ließ, da war's, als wenn eine warme Liebesfluth mit tausendfältigem Mahnen, Warnen, Bitten sich über ihn ergösse. Der Junge, breitschulterig und krausköpfig, stand da, drehte die Mütze in den Händen, sah steif zu Boden und mochte wohl wünschen, daß die Hausthür sich erst hinter ihm geschlossen, denn er wußte es ganz genau, was der Alte da drinnen hinter den geschlossenen Lippen bewegte. Als nun aber sich die Vaterhand schwer und wuchtig auf des Sohnes Haupt legte, da bebte es dem Jungen durch sein Gebein, als wollte er hinfallen; und als dann die Stimme, so ruhig und doch so richterlich, nur die wenigen Worte sprach: „Wenn du 'n slichten Keerl warrst, denn bliv ick dod!“ *) — da heulte Krischan zum Erbarmen und ging langsamen Schrittes davon. Die Mütze drehte er noch lange in den Händen; erst draußen an der letzten Ecke, wo ein paar Mädchen hinter ihm herkicherten, setzte er sie rasch auf den Kopf und rannte in die Welt hinaus.

Indessen ging der Alte in sein Schlafkämmerlein, machte auch vorschriftsmäßig die Thür hinter sich zu, und was nun geschah, das war ein Stück Leben, mit Christo verborgen in Gott. Das Kämmerlein war so enge, daß nur ein Bett und ein Stuhl darin Platz hatten, die weißgetünchten Wände sahen sehr simpel und eintönig aus, und das einzige kleine Fensterlein bestand aus drei in Blei gefaßten Scheiben und war so hoch angebracht, daß man von der Erdenwelt gar nichts, sondern nur ein Stückchen Himmel sah. So war's aber gerade recht! Samuel saß auf dem einzigen wackligen Stuhl, der eine hohe, steife, wurmstichige Lehne hatte, die Hände lagen gefaltet auf seinen Knieen, und seine Augen hingen erst lange mit einem inbrünstigen Ausdruck an der Wandfläche über dem Bett; da war nämlich mit vier kleinen Nägeln ein Bild angebracht, ein ganz gewöhnlicher Bilderbogen, wie man ihn auf Märkten und bei den Buchbindern kauft, mit recht bunten Farben; es war „Unser Herr Christus am Kreuz“. Der Alte betrachtete das Bild mit einer so warmen Andacht, als wenn's das größte Kunstwerk wäre; dann schlug er langsam seine Augen hinauf zu dem Stückchen Himmel, das zum Fenster hereinschaute, und so wanderten seine Blicke eine Zeitlang hin und her, bis ihm zwei klare Tropfen über das alte gefurchte Antlitz liefen. Dann sagte er leise dreimal: Amen! Amen! Amen! vor sich hin, stand auf und ging an seine Arbeit! — Was da zwischen ihm und seinem Gott vorgegangen ist, das weiß natürlich nur Der, der in's Verborgene sieht, aber auch wenn der Alte es hätte erzählen wollen, so hätte er's doch nicht können, denn es war etwas Unaussprechliches, es war ja verborgen mit Christo in Gott.

Um diese Zeit begab es sich nun, daß Krankheit und Sterben über den Schneider Fritz Habersaat und die Seinen kam. In eines Jahres Lauf trugen sie ihm sein Weib und alle seine Kindlein hinaus! — Was war's doch bisher ein fröhliches, glückseliges Menschenkind gewesen, dieser Schneider Fritze! — er hatte von seinem Vater selig das kleine Häuschen geerbt mit dem fruchtbaren Gärtchen, das sich hinten bis an den klaren Bach hinunterzog. Es waren nur zwei Stübchen und eine Küche drin, aber mit keinem Palast hätte er's vertauscht. Alle Jahr zu Pfingsten strich er eigenhändig das Holzwerk, die Thür, die Fensterrähme, den Giebel mit schöner grüner leuchtender Oelfarbe an; zwei rankende Rosen, weiß und roth, waren sorgfältig hinaufgezogen am Hause, rechts und links der Thür, und bildeten eine Laube über dem Eingang; ein weißes Bänkchen stand unter dem Fenster! — In dieses liebe Häuschen hatte der fröhliche Fritz seine Jugendliebe, die blonde Hanna, eingeführt und mit ihr drin sieben Jahre wie im Paradies ein Leben geführt, daß die Engel im Himmel sich dran gefreut haben. Sonst pflegt wohl leider die Zärtlichkeit und die Selbstverleugnung zwischen Eheleuten bald nach der Hochzeit rasch zu verduften, diese beiden aber trugen einander auf den Händen und sahen sich's an den Augen ab, was wohl der Andere gern haben möchte, die ganzen sieben Jahre ihres Ehestandes, und war der letzte Tag wie der erste. Und bei jedem Kindlein, was geboren ward, was allemal geschah, wenn die Störche zu Neste trugen und die Buchfinken ihre ersten Lieder anstimmten, ward das Glück größer. Ein

*) Wenn du ein schlechter Kerl wirst, dann sterbe ich!

besseres Hausväterchen, als der Schneider-Fritz, hat noch nie Kinder gewiegt, und eine fröhlichere Kindermutter, als die blonde Hanna, hat noch nie Windeln ausgewaschen im Bächlein!

Da kam gerade über dies glückselige Heimwesen das Sterben! Unerbittlich hat sie der grausige Tod in einem bösartigen Scharlachfieber weggerissen, alle, alle bis auf das letzte kleine rosige Nesthäkchen! Die Leute im Dorfe konnten gar nicht drüber zurecht kommen, und die Hadersüchtigen haderten drum mit dem lieben Gott und nannten ihn einen harten Mann, daß er's zuließe; und die Grübler sinnirten hin und her, wer denn wohl gesündigt haben möge, der Schneider oder seine Eltern, daß ein solches Gericht über ihn ergehe!

Er selbst aber, dieses arme, verlassene Menschenkind, saß in seinem lieben, leeren Häuschen und starrte vom Morgen bis Abend auf einen Fleck, mochte weder essen noch trinken, und lag ihm auf der Brust wie ein Mühlstein, daß er kaum athmen konnte. Die große Schneiderscheere hing regungslos am Nagel und sah mit ihren beiden Augen ganz verwundert drein, denn so lange hatte sie noch nie Ruhe gehabt in ihrem Leben. Die Uhr an der Wand stand still, denn Niemand dachte dran, sie aufzuziehen! — Ueber dem Schneidertisch hing ein Vogelbauer mit einem goldgelben Kanarienvogel drin, der hatte sonst mit dem Schneider unter ihm um die Wette gesungen, und wenn die beiden mit einem Liede fertig waren, nickten sie einander zu. Jetzt aber war der Vogel mäuschenstill, ließ die Flügel hängen und reckte sich den Hals ab, um den letzten Tropfen Wasser aus dem leergewordenen Glase zu erreichen. Er war vergessen wie alles Andere.

Der getreue Nachbar, der Rademacher, hatte seine eigenen Sorgen zurückgestellt, um das große Leid hier mitzutragen. Zum eigentlichen Tröster aber war er nicht geschaffen, dazu fiel ihm das Reden zu schwer. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, saß er dem bekümmerten Schneider gegenüber und seufzte, aber das Seufzen half nicht. Jeden Mittag trug er ein Töpfchen Essen hinüber, aber es half auch nicht, etliche Löffel nahm der traurige Mann, dann mochte er nicht mehr, der Appetit war ihm vergangen, und wie köstlich hatte es ihm sonst geschmeckt. Jeden Abend brachte Samuel sein Abendsegenbuch mit und las daraus vor, aber es half nicht, die große Traurigkeit hatte dem Schneider die Ohren verstopft.

Heute saßen die Beiden wieder zusammen. Graue Herbstwolken zogen langsam über den Himmel, das Laub fiel von den Bäumen. Unten am Horizont war's roth von der untergehenden Sonne, und ein röthlicher Schimmer lag auf den Beiden, der eigentlich gar nicht paßte zu ihren traurigen Mienen und zu dem Seufzen. Da fiel Samuels Blick auf den Vogel, der kläglich piepte, und er bemerkte, daß dem armen Geschöpf das Wasser fehle. Rasch füllte er das Glas, der Vogel trank, das Köpfchen nach jedem Schluck in den Nacken legend, und konnte gar nicht fertig werden. Endlich flog er auf's Stäbchen und fing nun einen lauten, schmetternden Gesang an. Wie erstaunt ob des ungewohnten, lange nicht gehörten Tones hob der Schneider den Kopf und sah ganz verwundert hinauf zu dem kleinen Sänger, als kämen die Töne aus einer andern, längst untergegangenen Welt. Dazu sprach eine Stimme langsam und feierlich die Worte: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht und euer himmlischer Vater ernähret sie doch!" Das war Samuel, der Rademacher, der so sprach, und er wußte hernach selbst nicht, wie ihm das Wort auf die Lippen getreten, diesmal half's aber ganz merkwürdig!

Der arme, traurige Schneider sprang auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, rieb sich die Augen, als müßte er sich losringen von einem schweren Traum, dann blickte er sich um im Stübchen, jedes Stück, das Bett, die Kommode, den Tisch, alles blickte er so eigen an, dann sagte er leise: „Wo sind sie hingegangen, wo sind sie geblieben alle zusammen?" — „In's Paradies," kam eine Antwort zurück, „in's Paradies, lieber Nachbar!"

Da hub der Schneider-Fritz an zu weinen, und weinte lange und bitterlich, aber unter dem Weinen wurden ihm die Augen aufgethan, und er konnte hinüberblicken wie über die Mauer, und sah sie alle jenseits, die blonde Hannamutter inmitten ihrer Kindlein, und ihr schönes, langes, blondes Haar war noch viel köstlicher geworden, es umwallte sie ordentlich wie ein goldener Mantel, und ein sonniges Lächeln lag um ihre rothen Lippen. Und die süßen Büblein und Mägdlein, waren sie auch alle da? — ja alle! es fehlte keins! Das kleinste Ding, das halbjährige Annchen, saß in der Mutter Schooß und seine Händchen spielten mit ihrem Goldhaar; Häns saß ihr zu den Füßen und spielte mit schneeweißen Tauben, die pickten ihm mit silbernen Schnäbeln rothe Beeren aus den Händen; ein anderes lehnte an der Mutter Knie und blickte mit strahlenden Augen aufwärts, als sähe es eine verborgene Schönheit, und sie alle sangen mit glockenreinen Stimmen, dasselbe Lied sangen sie, das ihr Väterchen so oft mit ihnen gesungen, da sie noch hier unten waren: „Paradies! Paradies! wie ist deine Frucht so süß!" aber sie sangen's tausendmal schöner und reiner!

Was doch nicht alles solch ein Vögelchen im Bauer und eine treue, fromme Menschenseele

vermögen, wenn so etwas dabei ist von dem Leben, das verborgen ist mit Christo in Gott!

(Fortsetzung folgt.)

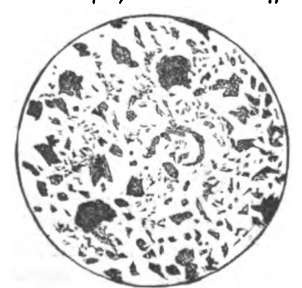
Vom Staub zum Staube.

H. A. Schrötter.

Staub geborener Leser! fühle dich nicht durch diese Anrede in den Staub getreten; denn es ist weder meine Absicht dich in den Staub zu zerren, noch dir Staub in die Augen zu streuen. Ob du nun im Goldstaub der Königsgunst dich sonnest, oder ob du wie ich den Bücherstaub eines Buchgeschäfts zu schlucken hast: Staub bist du und zu Staube mußt du wieder werden.

Du wirst denken, das ist aber ein staubiger Artikel. Staub, Staub und immer wieder Staub. Und da hast du ganz recht, nur will ich hoffen, daß du nicht erst jetzt zu der Erkenntniß kommst, daß du in einer recht staubigen Welt lebst, sowie daß das Ende vom Liede unsrer irdischen Wallfahrt Staub ist.

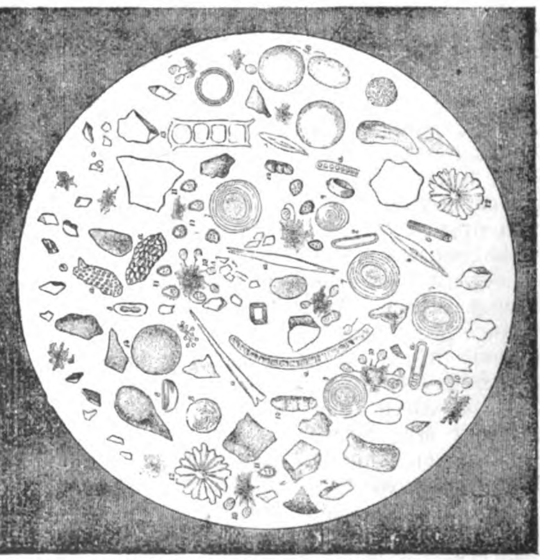
Staub überall! Nun, was ist denn aber Staub eigentlich? höre ich dich mit Recht fragen. Die Gelehrten sagen: Staub ist ein Collectivum (Sammelname) und bezeichnet Körper im Zustand der kleinsten Vertheilung, sowohl trockene als auch zuweilen sprühende Flüssigkeiten; z. B. vom Staub der Meereswogen erreicht werden. Schön, das ist aber so gedoctort, daß es fast ungenießbar ist. Deshalb wollen wir uns das etwas hausbackener zurecht legen. Unter Staub versteht man im Allgemeinen die



Figuur 1. Staub in Stubenluft 150 mal vergrößert.

zarten fast unfühlbaren Theilchen, welche sich von allen Körpern abreiben, sich leicht von der Luft und dem Winde erheben lassen, um sich auf andere Körper wieder nieder zu lassen.

Jetzt wissen wir, daß dazu Mehlstaub, Blumenstaub, Feilstaub und noch mancher andere Staub gehört. Der gefährlichste und weitverbreitetste aber ist der Kohlenstaub. Und wenn wir an die Verwüstungen denken, welche dieser anrichtet, müssen wir an Prometheus, den Repräsentanten des kühn emporstrebenden Menschengeschlechts, der mit dem Obersten der Götter Zeus an Scharfsinn zu wetteifern sich unterfing, uns erinnern. Von ihm erzählt uns die Sagengeschichte, daß er das himmlische Feuer entführte und auf die Erde brachte. Dafür wurde er an einen Felsen geschmiedet und ein Adler zerfleischte seine stets nachwachsende Leber, so mußte er endlose Qualen erdulden, bis Herkules endlich



Figur 2. Staubrückstand aus Regenfall in Sicilien. (150 mal größer.)

den Adler erlegte. Schade, daß die Mythe nicht die Lunge an Stelle der Leber des Prometheus nennt und es wäre uns ein Symbol des Verderben gebärenden Feuers gegeben.

Wir sind mit dem Sündenfall dem Fluche verfallen und leider gilt das Wort, welches ursprünglich der Schlange zugerufen: Staub sollst du fressen dein Leben lang!“ nicht nur ihr allein, sondern auch wir müssen mit dem täglichen Brode, das wir im Schweiße unseres Angesichtes genießen, eine beträchtliche Portion Staub schlucken. Und da ist weder Groß noch Klein, Alt noch Jung ausgenommen, ob wir wollen oder nicht. Und einer unserer bedeutendsten Professoren, Dubois-Reymond in Berlin, legt das Zeugniß ab, daß die Wissenschaft nicht blos einzelne Gewerbtreibende als Opfer der Staubathmung betrachtet, in folgendem Ausspruch: „Der Gebrauch des Feuers, welcher (mit der Sprache) am sichersten den Menschen vom Thiere trennt und selbst anatomisch ihm das Merkmal einer mit Ruß gefärbten Lunge aufprägt, ...“ welcher Thatbestand leider bereits

für die Lunge der Kinder festgestellt ward. Die Ursache davon ist der allgemeine und großartige Gebrauch der Steinkohle.

Doch nicht allein der Kohlenstaub, sondern mit ihm unzählige andere Flöckchen und Wölkchen erfüllen unsere Zimmer und Städte mit einer schreckenerregenden Masse, von der man nur eine Idee bekommt, wenn man mit Aufmerksamkeit bei einfallendem Licht in einen dunklen Raum



Figur 3. Staubrückstand aus Regenfall von Manchester mit Eisen.

das wirre Getriebe der Sonnenstäubchen beobachtet. Wie oft hast du das schon gesehen? Hast du auch wohl daran gedacht, daß du diese Luft einathmest?

In Figur 1 sehen wir den Staub der Stubenluft: Dr. Niemeyer sagt davon: „Ein dichtes Lager scharfkantiger, spitziger Staubsplitter, wie geschaffen, um, wenn eingeathmet, sich in die Schleimhaut einzunisten und gleich Trichinen im Lungengewebe weiter zu wandern.“ Zum Leidwesen der kränkelnden Menschheit kann man kaum von einem staubfreien Gebiete reden, sondern nur eine mehr oder minder starke und be-

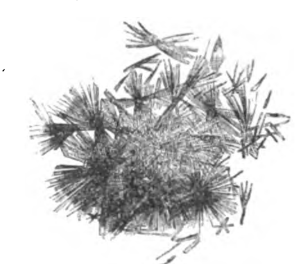


Figur 4. Nach Entfernung des Eisens.

züglich ihrer Art gefährliche Erfüllung desselben kann in Betracht gezogen werden.

Man kann den Staub verschiedenartig eintheilen. Sicherlich lassen sich alle Arten in zwei große Klassen bringen, Nämlich: lebensfähiger und lebloser Staub. Der lebensfähige gehört entweder dem Pflanzenreich an, oder steht auf der Grenze zwischen diesem und dem Thierreich. Hierher gehören Samen, Sporen 2c. Der leblose Staub ist meistens den Gebilden unserer Erde zuzuschreiben, kann aber auch anderweitig dem Weltraume entstammen und dann dürfte man ihn Meteoritenstaub nennen.

Zuweilen tritt ein so dichter und massenhafter und vegetabilischer Staubfall ein, daß man ihn



Figur 5. Staubrückstand aus Regenfall von London.

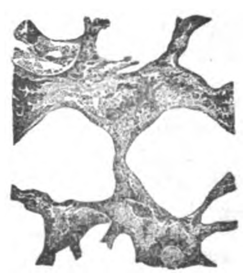
als Regen betrachtet und Hebel faßt sogar den Mannaregen in der Wüste als eine derartige Erscheinung auf. Ein Beispiel eines solchen Staubregens finden wir in Figur 2. Die Ursache zur massenhaften Ablagerung des Staubes



Figur 6. Staubrückstand aus Regenfall von Newcastle.

bietet immer die Feuchtigkeit, und müssen Regen und Thau als die natürlichen Reiniger der Atmosphäre angesehen werden, welche dieselbe von ihren schädlichen Bestandtheilen rein wäscht. Dies hat ein Engländer geschickt benutzt und hat Regentropfen aufgefangen, abgedampft und unter dem Mikroskope betrachtet und die Figuren 3, 4, 5 und 6 sind einige seiner interessanten Ergebnisse.

Bei naturwüchsiger Lebensweise, in der wir gleich kräftig ein- und ausathmen, stoßen wir den eingeschluckten Staub beim Ausathmen so-



Figur 7. Ein Stück Staublunge.

fort wieder aus und lassen diesem bösen Gast keine Zeit sich einzunisten und seine verderbliche Arbeit an unserer Lunge zu beginnen. Dage-

gen bei sitzender Lebensweise und ruhiger Hantirung im täglichen Leben in geschlossenem Raume sind wir nur zu sehr geneigt das Ausathmen zu vernachlässigen und gewöhnen uns eine Brusthaltung an, welche vornehmlich einathmet. So wird uns der Stubenstaub gefährlicher als der oft grobe Staub auf der Landstraße, gegen deren Eindringen wir uns rechtzeitig zu schützen vermögen. Da ist es kein Wunder, wenn die arme Lunge schließlich ein Aussehen annimmt, wie uns dies Figur 7 vorführt.

Als natürliches Schutzmittel dient uns die Nase, welche ihre Schuldigkeit ausreichend thut, wenn wir die Lippen schön schließen. Bei außerordentlichem Staubandrang mag ein vorgehaltenes Tuch diese Schutzwehr verstärken.

Vom Staube genommen, ist es, wie ein Jeder wohl gesehen, ein recht staubiges Vergnügen zu leben. Drum mögen wir uns aus dem Staube erheben und uns mit dem Dichter trösten:

Unsterblich, doch des Todes Raub,
Sind wir halb Engel und halb Staub.

Die deutsche Predigt vor Luther.

Von Geo. Guth.

Ueber die Geschichte der deutschen Predigt seit der Reformationszeit ist schon manches Interessante und Belehrende geliefert worden. Weniger bekannt ist die deutsche Predigt vor Luthers Zeit und am wenigsten weiß man von der Art und Weise der Wirksamkeit der ersten Verkündiger des Christenthums unter den Deutschen vor zehn- bis zwölfhundert Jahren. Eine kurze Betrachtung dieses Gegenstandes mag daher dem geneigten Leser nicht uninteressant sein.

Es ist gewiß eine merkwürdige und bedeutungsvolle Erscheinung auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, daß die deutsche Literatur mit der Gründung der Kirche in Deutschland beginnt. Erst seit dem achten Jahrhundert schreibt man die deutsche Sprache und die Kleriker sind lange Zeit die einzigen Träger der Literatur.

In seiner deutschen Literaturgeschichte bemerkt Dr. Robert König unter Anderem: „Unter den Merovingern begegnen wir manchen Zeugnissen davon in zahlreichen deutschen Schriftstücken, die sich auf die Ausbreitung des Evangeliums beziehen. Man schrieb zuerst Vokabulare, Glossarien, unbeholfene Interlinearversionen, aus denen die Glaubensboten deutsch, die Deutschen lateinisch lernten. Dann schritt man zu regelrechten Uebersetzungen vor, um den Klerus zu bilden. Dazu kamen Stücke des Katechismus, Taufgelöbnisse, Beichtformeln und das Vaterunser."

Aus der Zeit der Begründung der christlichen Kirche in Deutschland sind uns allerdings keine Proben deutscher Predigten erhalten. So viel ist aber gewiß, daß die ersten Verkündiger des Christenthums, wo sie sich an das Volk wandten, in ihren Predigten der deutschen Sprache sich bedienten. Nach vollständiger Einrichtung der Kirche aber wurde das Latein, wie in der Meßliturgie die einzige, so für die Predigt wenigstens die Hauptsprache. Dies ist auch gar kein Wunder. Fürs erste war das Lateinische damals die herrschende Sprache, deren man sich bediente in der Verfassung fast aller Schriftstücke; fürs zweite war das Deutsche damals noch eine nach Grammatik, Schreibung und Aussprache rohe und ungebildete Sprache, und drittens waren die literarischen Hülfsmittel, welche den Klerikern damaliger Zeit zu Gebote standen, durchweg in lateinischer Sprache abgefaßt. Selbst Bonifacius, der oft gerühmte „Apostel der Deutschen", soll nur selten in deutscher Sprache gepredigt haben. Er stellte alles, was er bekehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja, nur zu bald ward es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, daß dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen.

Bonifacius verdient den erwähnten Namen, „Apostel der Deutschen", nicht dadurch, daß er der erste Glaubensprediger in Deutschland war, sondern nur dadurch, daß er die längst begonnene Pflanzung theils erweiterte, theils in eine festere äußere Ordnung brachte. Die Einrichtung einer planmäßig geordneten Hierarchie, das ist's was er durchgeführt hat. Vor Bonifacius war Gallus aus Irland, um's Jahr 560 geboren, unter den Deutschen thätig. Gallus hatte, so gut es eben ging, sich die deutsche Sprache angeeignet, in der er das Evangelium dem deutschen Volke verkündigen sollte.

Von den Predigten der ersten Missionare unter den Deutschen sind einige aufbewahrt geblieben, welche die Missionspredigten der damaligen Zeit veranschaulichen. So z. B. ist von Gallus die Predigt erhalten, allerdings in lateinischer Sprache und wohl erst später aufgeschrieben, die er bei der Erwählung seines Schülers Johannes zum Bischof von Constanz um's Jahr 615 gehalten hat. „Er begann mit der Schöpfung und der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese und knüpfte die Ermahnung daran, das himmlische Erbtheil wieder zu erlangen. Dann wurde der Glaube Abrahams, die Beispiele der Patriarchen, die Wunder Mosis erzählt und alles auf das Heil

der Seele angewandt. Die Tapferkeit der Könige wurde mit der Tugend christlicher Helden verglichen, welche beständig gegen die Sünde kämpfen müssen. Die Weissagungen der Propheten mit ihren Bemühungen um Verbesserung der Sitten und Befestigung des Glaubens, führten endlich zu dem neuen Friedensbunde der Gnade Christi, von dessen Wundern, Leiden und Auferstehung er so erhaben zu sprechen wußte, daß die Zuhörer, aus Sehnsucht nach dem Himmel, Thränen vergossen, und froh dieser göttlichen Erbauung kehrten alle nach Hause zurück."

Aehnlich, so wird uns berichtet, waren auch die Predigten des heiligen Bonifacius gehalten. Kindlich, einfach, gemeinverständlich wurden dem Volke die Hauptthatsachen der biblischen Geschichte, namentlich die zwei Wendepunkte des Sündenfalls und der Erlösung vorgeführt und die Ermahnungen daran geknüpft, welche für ein unbekehrtes Volk am meisten nothwendig waren. Als Beispiel diene ein kurzer Auszug aus einer Adventspredigt: „Hört, meine Brüder, und bedenket wohl, was ihr in der Taufe abgeschworen habt! Ihr habt abgesagt dem Teufel und allen seinen Werken und Zierden. Das sind sie: Hochmuth, Götzendienst, Neid, Mord, Verleumdung, Lüge, Meineid, Haß, Hurerei, Ehebruch, jede Befleckung, Diebstahl, falsches Zeugniß, Raub, Gefräßigkeit, Trunksucht, böses Geschwätz, Streit, Zorn, Zaubertränke, Beschwörungen, die Wahrsagerfragen, an Hexen und Wehrwölfe glauben, die Frucht abtreiben, den Herren ungehorsam sein, Amulete tragen. Solche und ähnliche Dinge sind gottlose Teufelswerke und ihnen allen habt ihr in der Taufe abgesagt; denn wie der Apostel spricht, die solches thun, verdienen den Tod und werden das Reich nicht ererben. Aber weil wir durch Gottes Barmherzigkeit glauben, daß ihr allen genannten Dingen mit Herz und Hand entsagt, um der Vergebung würdig und theilhaft zu werden, so ermahne ich euch, theure Brüder, dessen eingedenk zu sein, was ihr dem allmächtigen Gott gelobt habt. Dies aber sind die Gebote Gottes, welche ihr thun und halten müßt, daß ihr nämlich Gott, den ihr bekennt habt, liebet von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth und aus allen Kräften und sodann eure Nächsten wie euch selbst. In diesen Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.......— Glaubet ferner an die Wiedergeburt Christi, an die Auferstehung des Fleisches und ein Gericht über alle Menschen, wo die Gottlosen ausgeschieden werden für das ewige Feuer, die Frommen aber für das ewige Leben. Da ist bei Gott Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniß, Gesundheit ohne Krankheit, Sättigung ohne Hunger, Glück ohne Furcht, Freude ohne Trauer......— Auch daran erinnere ich euch, geliebte Brüder, daß des Herrn Geburtsfest nahe ist, damit ihr euch enthaltet aller Ausschweifung, Hurerei, Unreinigkeit und aller bösen Werke, Jähzorn und Haß und Neid werft wie Gift aus euren Herzen. Haltet mit allen Friede und versöhnet die Streitenden. Wenn ihr das mit Christi Hülfe treulich erfüllen wollt, so könnt ihr in dieser Welt getrost zum Altare des Herrn treten und werdet in der künftigen sicher zur ewigen Seligkeit gelangen."

Rektor R. Cruel bemerkt über Bonifacius als Prediger: „Es ist höchst auffallend, daß ein Mann wie Bonifacius in seinen Predigten vor der weitgehendsten Benutzung patristischer Quellen sich nicht scheut und nicht nur einzelne Gedanken und Sätze, sondern selbst ganze Predigten aus den damals am meisten verbreiteten Schriften Augustins, Leos und Gregors des Großen, insbesondere des Caesarius von Arles, Bedas u. A. entnimmt. Dasselbe gilt jedoch auch von dem in jener Zeit verbreiteten Homiliar des Bischof Burghard von Würzburg (†752), eines Schülers des Bonifacius, und ebenso von den Homiliensammlungen des gelehrten Hrabanus Maurus, Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz (†856) und des Bischofs Haymo von Halberstadt. Sie waren zur Bekämpfung der heidnischen Ueberreste, wie zur Befestigung des jungen Christenthums in Deutschland ganz geeignet, von Selbstständigkeit aber ist kaum die Rede."

In deutscher Sprache hat man auf der Münchener und der Wiener Bibliothek Bruchstücke von drei und sechs Predigten, welche als zu den ältesten bis jetzt aufgefundenen Predigtsammlungen in deutscher Sprache gehörig bezeichnet werden dürfen. Von Interesse sind sie weniger wegen ihres Inhalts, der sich meist an Gedanken in Homilien Augustins, Gregors und Bedas anschließt, sondern hauptsächlich wegen des Deutschen, das sich darin findet und schon viel kultivirter und verständlicher ist, als dasjenige des neunten Jahrhunderts.

Wie das Volk mit Fabeln traktirt wurde, zeigt folgender Auszug aus einer Heiligenpredigt aus einer Leipziger Sammlung: „Wir begehen heute den Tag, wo St. Petrus zu Antiochia zum Bischof eingesetzt wurde; da fing die Christenheit zu allererst an, da wurden alle, die an Gott glaubten, Christenleute genannt. Da erschien der heilige Engel St. Petro in eines Pfaffen Bilde mit ringsum geschorenem Haar mit einer Platte und sprach zu ihm: Wie du mich geschoren siehst, also sollst du dich auch scheren und nach dir sollen sich alle scheren, die zu Gottesdienste geweiht werden wollen. St. Peter that, wie ihm Gott geboten hatte, und

schor sich ganz herum und schor sich eine Platte. Das feiert heute die Christenheit. So ist es entstanden, daß Pfaffen und Mönche und alle, die zu Gottes Dienste bestimmt sind, mit der Scheere sich zeichnen müssen vor den Laien, denn sie sind vor Gottes Augen ausgeschieden und viel hehrer als jene, welche Gottes Wort nicht verstehen. Von Antiochia ging St. Peter nach Rom und nahm den Stuhl da in Besitz, wozu wir alle gehören. Als ihn die Heiden so da geschoren sahen, da riefen sie: admirative, papa! und wunderten sich sehr; daher nennt man den Papst papam, quasi admirabilem. Denn Gott hat ein großes Wunder an ihm gethan und an allen, die den Stuhl mit Recht inne haben; die sollen eine Säule und ein Haupt sein der ganzen Christenheit und ein Spiegel und ein Wunder aller Gnaden unsers Herrn Gottes."

Das Aufkommen der Scholastik hat in Deutschland auch auf die Predigt einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Erstens der wissenschaftliche Aufschwung, welchen die Kirche in jener Zeit genommen, hat auf Inhalt und Form der Predigt insofern heilsam eingewirkt, als die frühere Unselbstständigkeit und Formlosigkeit mehr und mehr verschwindet und in logischer Form, bald mehr textuell, bald und hauptsächlich mehr thematisch geordnet, eigene Gedanken vorgetragen werden, die aber in vielen Fällen der Gestalt der damaligen Wissenschaft mehr entsprechen, als Gottes Wort. Zweitens, ein neues Lebenselement kommt in die deutsche Predigt erst mit dem Aufkommen der Mystik im vierzehnten Jahrhundert, doch auch dies war noch nicht von nachhaltiger Wirkung für die Predigt. Es bedurfte der stärkeren vorreformatorischen und eigentlichen reformatorischen Anregungen, um ihr unter uns den evangelischen Charakter zu geben, den sie zu der apostolischen Zeit und noch einige Jahrhunderte nachher gehabt hatte.

Schließlich noch einen Auszug aus einer durch ihren derben Humor ausgezeichneten Hochzeitspredigt des Bruder Peregrinus über Joh. 2, 1 bis 11, aus dem dreizehnten Jahrhundert:

„Das Erste, was die Ehe verlangt, ist Liebe. Wie muß diese aber beschaffen sein? Ohne Frage so, daß du außer deinem Weibe keine Frau liebst, mag sie noch so schön, reich, edel und angesehen sein. Dann aber mußt du sie auch so lieben, daß du sie niemals schimpfst oder schlägst. Doch fürchte ich leider, daß es viele giebt, die das gerne thun, wenn sie in der Schenke gewesen sind und zornig nach Hause kommen. Denn die Leute, von denen sie dort Beleidigungen erfahren haben, wagen sie nicht anzugreifen, weil sie wissen, daß sie dafür viel Prügel zu kosten bekämen. Daher lassen sie nun alle Wuth an ihren Weibern aus . . . Deßhalb muß deine Liebe so sein, daß du sie weder durch Wort noch That übel behandelst; denn du mußt bedenken, daß sie um deinetwillen Vater und Mutter verlassen hat und dir gefolgt ist. Du mußt sie so lieben, daß sie es in allen Dingen ebenso gut hat wie du, in Kleidung, Essen, Trinken und Bequemlichkeit. Allein ich fürchte, daß es manche giebt, die ihren Weibern gar keine Freiheit lassen, sondern alles vor ihnen verschließen, daß sie den Kindern nicht das Nothwendige geben können, und oft nicht so viel haben, um nur ein Bad zu bezahlen. Und ich weiß nicht, was für einen Rath ich ihnen gegen ein so großes Uebel geben soll. Ich will euch aber etwas von der Natur eines Thieres erzählen, was Eichhorn heißt. Wenn dieses merkt, daß der Winter herankommt, dann sucht es einen hohlen Baum und trägt mit seinem Weibchen Nüsse in die Höhlung und sammelt da einen Vorrath für das Bedürfniß des Winters. Wenn dann der Schnee fällt und sie keine Nahrung finden können, so läuft das Männchen zu der Höhlung und frißt von den Nüssen. Kommt nun das Weibchen und will auch hinein und etwas fressen, so will dies das Männchen durchaus nicht leiden und wehrt ihm den Eingang. Was thut nun das arme Thier? Es läuft an die Wurzel des Baumes und kratzt und nagt mit Krallen und Zähnen, bis es sich von unten her ein Loch zu den Nüssen ausgegraben hat. Dann horcht es, und wenn das Männchen oben frißt, so frißt es unten. Ich gebe euch durchaus keine Anweisung zu irgend etwas; ich verbiete euch jedoch, große Löcher zu machen. — Eia, sagen sie jetzt, Gott lohne es unserm Herrn, daß er so gut für uns gegen die Männer gesprochen hat! Als Antwort darauf will ich dir etwas anderes sagen: woher kommt es, daß die Frau bisweilen eine Ohrfeige von ihrem Mann verdient, um nicht mehr zu sagen? Hier sind hoffentlich keine, welche nicht auf ein einziges Wort ihrer Männer stillschweigen können, da sie immer thun, was den Männern gefällt . . . Gott bewahre, daß ihr so handeln solltet, wie es jenem Manne mit seiner Frau passirte. Als beide einmal zusammen über Feld gingen, kam ihnen ein Hase in den Weg gelaufen, den sie vergebens zu fangen suchten. Da sagte der Mann verdrießlich: Schade, der Hase war feist und wir würden ihn morgen als Braten verzehrt haben, denn gebraten schmeckt er am besten! Die Frau dagegen behauptete, sie würde ihn mit Pfeffer gekocht haben, denn so wäre er das leckerste Gericht. Der Mann aber blieb bei seiner Meinung, und da ihm die Frau hartnäckig widersprach, so geriethen sie in solchen Streit, daß der Mann seine Frau tüchtig durchprügelte. So kam auch einmal ein Philosoph zu seinem Freunde und jammerte: Ich unglück-

licher Mensch, was habe ich für einen Baum in meinem Garten! Meine erste und zweite Frau hat sich daran erhängt und nun auch die dritte! Der Freund aber erwiderte: Warum weinst du über solch ein Glück? Du solltest dich freuen, daß du die bösen Weiber los bist. Gieb mir doch einen Setzling von deinem Baum, vielleicht wird er bald stark genug, daß sich auch mein böses Weib daran erhängen kann!"

Der Gewinn, den die Gemeinde von einer solchen Predigtweise haben konnte, wird gewiß nicht besonders hoch anzuschlagen sein. Auch im fünfzehnten Jahrhundert gab es der humoristischen Predigten nicht wenige. Unter diesen besonders hervorzuheben sind die von Zuhörern nachgeschriebenen, höchst originellen und witzigen Predigten des Straßburger Predigers Geiler von Kaisersberg, z. B. 20 Predigten über die Kaufleute, 17 Predigten über das Kinderspiel „Herr König, ich diente gern," 7 Predigten über den Hasen im Pfeffer, 163 Predigten vom menschlichen Lebensbaum, zwei Reihen Fastenpredigten über Sebastian Brandt's Narrenschiff, worin die verschiedenen Narrheiten der Menschen, freilich oft auf eine der Kanzel wenig würdige Weise, gegeißelt werden.

Wie dankbar sollten unsere Herzen zu Gott schlagen, daß wir in dem Zeitalter der lautern und reinen Predigt des göttlichen Wortes leben, daß wir es in Händen haben als unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege!

Was uns fehlt!

Von E. B.

O wundersame Kunde: „Gott ist Liebe;
Und diese Lieb' hat sich herabgelassen
In unser Fleisch, in's sündliche Getriebe!"

Ach, könnten wir nur diese Liebe fassen,
Dann zöge sie auch uns in höh're Sphären,
Dann würden wir in uns die Selbstsucht hassen
Und auf die inn're Gottesstimme hören,
Die lockt und spornt, der Heil'gung nachzujagen
Und Glauben in der Liebe zu bewähren!

Doch allzuleicht verlier ich mich in Klagen:
Wer glaubt dem Wort, da längst die Lieb' erkaltet?
Wie ist das Christenthum in unsern Tagen
So dürr und leer, verkehrt und vergewaltet
Und ein Gemisch von falschen Exegesen,
Wo Jeder frei nach eignem Sinne schaltet! —

Von solchem Klagen woll' uns Gott erlösen
Und sich in uns als Liebe offenbaren!
Denn Liebe nur erfaßt der Liebe Wesen
Und sie nur lehrt das heil'ge Wort bewahren.

Ein süddeutsches Pfarr-Original.

(Schluß.)

Die Nachmittags-Christenlehre war Henhöfer's besonderer Liebling. Hier war er noch freier als in der Predigt. Die ganze Gemeinde hörte zu, denn viele verstanden ihn da noch besser als in der Predigt. Hier fragte er Jung und Alt und ging durch die Kirche; er war ein Meister im Katechisiren. Zuletzt steigerte sich die Christenlehre zur Predigt. Hier sprudelte alles in Bildern und Gleichnissen, die ihm im unmittelbaren Verkehr mit den Kindern kamen. Da ging's manchmal ziemlich handfest zu, auch in derbem Humor. Christenlehren lassen sich schwer wiedergeben, weil eben Frage und Antwort zusammen gehören und alles Schlag auf Schlag ging. Das ward mir aber klar, eine Christenlehre, die nicht die Alten heranzieht und im Hintergrunde hat, taugt nicht. Er hat es verstanden, „den Sack zu schlagen und den Esel zu meinen," d. h. die Jungen zu fragen und den Alten zu antworten.

Ein Hauptaugenmerk war ihm, die Erweckten weiter zu führen, und auf gutem Weg und in richtigem Geleis zu erhalten. Kinder müssen nicht blos geboren, sondern auch aufgezogen werden, und das geht nicht von selber. Das geschah nun in den berüchtigten, viel angefochtenen „Stunden", oder lateinisch „Conventikeln", d. h. Erbauungsstunden, die an Sonntagen von Gemeindegliedern gehalten wurden. Henhöfer zog und erzog sich seine „Stundenhalter". Freitags versammelten sie sich bei ihm; er ging mit ihnen den Abschnitt durch, den sie am Sonntag Abend den Leuten erklären sollten. Dann und wann ging er selbst hin, hörte zu, griff ein, wenn's neben hinaus wollte. Dadurch blieb die Sache im Ganzen gesund, und es war keine Spannung mit der Kirche da. Die Stundenhalter waren selbst mehr oder minder „Henhöfer's" — nur in kleinerem Format; oft höchst originell in ihrer Weise. Sie schickte er besonders zu den Kranken im Ort; denn manches konnten sie sagen, was Henhöfer nicht sagen konnte, so haben sie ihm oft „vorgebohrt", daß er später nur den Nagel hinein zu schlagen brauchte. — Recht geleitet können solche Leute nur von Segen sein. Denn am „Hören" Vormittags ist's nicht genug, der Sonntag Abend will auch sein Recht haben und zwar nicht im Wirthshaus. Wo Leben ist, da sucht es Leben; wo das Haupt geliebt wird, liebt man auch die Glieder und schließt sich in Gemeinschaft zusammen. So lange Henhöfer die Sache in der Hand hatte, und bei ihm auch die andern landab, landauf sich Raths erholten, war sie gesund

und ein Segen für die Kirche. Denn von Spöck aus breiteten sich diese Versammlungen oder Gemeinschaften durch's Land, und sofern sie im Zusammenhang mit der Kirche stehen und sich in ihnen kein „neues Papstthum der Brüder" geltend macht, sind sie Henhöfers Kinder. — Wie schön war's am stillen Sommersonntag Abend durch den Ort zu gehen und Kirchenlieder, wie auch Hillersche aus den erleuchteten Häusern klingen zu hören!

Das Beste hat er wohl an seinen Vikaren oder Hülfspredigern gethan. So lang er in Spöck war, die 34 Jahre hindurch, hatte er immer einen. Aber was für verschiedene Leute! Wenn er darauf zu sprechen kam, war er unerschöpflich. Meist bekam er sie frisch und grün von der Universität weg und hatte seine liebe Noth mit ihnen, denn jeder hatte mehr oder minder was an sich, was ihm abgewöhnt werden mußte. Alles Lernen fängt mit dem Verlernen an. Wer nicht lernen wollte, hielt's auch nicht lange bei ihm aus. Henhöfers Einwirkung war mehr eine durch's Vormachen und Vorleben. Wohl fragte er einen: „Was wollen Sie predigen am nächsten Sonntag?" und einmal hörte Frommel dabei für sich das Wort: „Das ist nix," während er gedacht hatte, seine Sache sei gar nicht so übel. — Es war beim Evangelium von den Sperlingen Matth. 6. Er sagte: „Gehen Sie mal hinauf auf Ihre Stube und gucken Sie mal zwei Stunden zum Fenster hinaus." Frommel ging und merkte bald warum. Ja, da saß die ganze Spatzenzunft auf dem Nußbaum, und er konnte gründlich studiren, was das für armselige Gesellen waren, die nichts wußten noch verstanden, und — „unser himmlischer Vater nähret sie doch." Nun brachte er eine andere Predigt mit. „Sind Sie jetzt gescheuter?" fragte er. „Ja wohl." „Ja," antwortete er, „es heißt nicht umsonst: „Sehet sie an" und nicht: Lest über sie was im Buch — ansehen! Sie haben eben noch keinen rechten Spatz gesehen." Was nicht lebensvoll, was Redensart war, daran kratzte er wie ein Maurer unbarmherzig den losen Anstrich herunter. Feste, greifbare Gedanken sollten's sein.

Wer lernen wollte, konnte bei ihm viel lernen; wenn aber einer nichts lernen wollte, so machte er, daß er wieder weiter kam. Aber die bei ihm aushielten, haben für's Leben etwas empfangen. Denen machte es auch nichts, daß unter den jungen Geistlichen Spöck das „geistliche Zuchthaus" genannt wurde. Welch' ein Schade ist's doch, daß unsre jungen Geistlichen direkt von den Schulbänken oder Hauslehrerstellen weg in's Amt treten, und wissen ihrer manche nicht, wie man ein Kind tauft oder ein Paar traut oder einen Todten beerdigt oder haben noch keinen Bauern von nahem gesehen! Wo sollen sie's auch herhaben? Da tröstet einer in der Leichenrede, wo gar nichts zu trösten ist! So erzählte einmal Henhöfer von einem seiner Vikare, der eine alte Base, die im Alten-theil junger Bauern wohnte, zu Grab geleitete. In der Predigt rief der junge Vikar unaufhörlich: „Stillet eure Thränen" (er sprach das „St" noch dazu ganz fein aus) — aber es weinte kein Mensch, und zuletzt, als es immer wieder kam, lachten sie. Alle gönnten der Base die Ruhe und sich die Erbschaft. „Trösten Sie nie da, sagte Henhöfer, wo kein Trost nothwendig ist." —

Auf Pfarrkränzchen wußte Henhöfer immer etwas von Licht und Salz mitzubringen. Er ging bis in's hohe Alter hin, weil er es für Pflicht hielt, unter den Geistlichen, so feindselig sie oft waren, den reichen Schatz seiner Schriftkenntniß zu verwerthen. Welche Freude später für ihn, in seiner ganzen Diöcese lauter Brüder und geistliche Kinder unter den Geistlichen zu haben! Auf solch einem Kränzchen erzählte er einmal zu Römer 6: „Haltet euch dafür, daß ihr sammt Christo gestorben seid" — „Wie ich noch in Meersburg auf dem Klosterseminar war, sollten unsre Klosterherren in der Unterkirche Nachts Todtenmesse lesen. Aber keiner wollte hinunter, denn es ging die Sage, man habe in den Särgen da unten klopfen gehört. Da übernahm's der Klosterschuster hinunter zu gehen; der nahm seine Ahle, seinen Draht und Pech und Leder mit und arbeitete. Richtig, da regt sich's in einem Sarg. Der Schuster nimmt seinen schweren Hammer, klopft auf den Sarg und sagt: „Hollah, da drin! Was todt ist, ist todt, das darf nimmer r'aus und sich regen." Seht das heißt „gestorben" sein. Wenn der alte Mensch sich regt, muß der neue schnell mit dem Hammer hinklopfen und sagen: „Hollah, da drin! was todt ist, ist todt, das darf nicht mehr sich regen."

Ein andermal sprach er vom verlorenen Sohn, und wie ihn seine früheren Spiel- und Trinkkameraden nicht mehr hätten kennen wollen und sich hätten verleugnen lassen, wenn er ihnen vor die Thür gekommen wäre. „Ja," sagte Henhöfer, „da kann man auch bei dieser Gelegenheit lernen, was „Selbstverleugnung" ist. Ich bin einmal nach Karlsruhe gegangen, und hab' dort eine gnädige Frau besuchen wollen. Wie ich in's Haus herein komme und schelle (klingle) und der Bediente fragt mich nach dem Namen, da hör ich oben vom dritten Stock herunter die gnädige Frau rufen: „Johann, ich bin nicht zu Hause." Ich rufe hinauf: „Habe schon gehört, gnädige Frau, daß Sie nicht zu Hause sind, da will ich weiter gehen." Seht, wenn so die Welt den alten Menschen besuchen will, da

muß der neue Mensch rufen:. Johann, er ist nicht zu Hause, ich bin nicht zu sprechen. Das heißt, „sich selbst verleugnen."

„Wir werden Wohnung bei ihm machen," sagt der Heiland. Das ist das höchste, was einem Christen zu Theil werden kann. Andere Menschen gehören auch wohl dem Herrn, aber er wohnt nicht drin, er hat seine Residenz nicht drin. Mannheim und Heidelberg und Freiburg gehören auch dem Großherzog — aber nur Karlsruhe ist seine Residenz. Wer das geworden ist, eine Residenz Gottes, der hat die Priesterweihe, sei er jetzt ein Bauer im Zwilchkittel, oder ein Pfarrer im Kirchenrock."

„Fleisch und Blut kann das Reich Gottes nicht ererben." Wenn man den alten Menschen noch so brav macht, kommt er doch nicht in den Himmel. Das Mistbeet kommt nicht in's Zimmer, sondern die schöne Blume, die drauf wächst; den Acker, die Erde, trägt man nicht in die Scheune, sondern die Frucht."

„Hängen muß man im Glauben am Heiland. Die Waggons, die nicht an der Locomotive hängen, die bleiben stehen und kommen nicht mit."

„Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid," — das betet man schon als Kind, und doch ist's das Allerschwerste, der eigenen Gerechtigkeit absagen. Da heißt's: „Ich geh' in mei' Kirch', ich bet', ich schaff' mei' Sach', bin brav und redlich; was fehlt mir noch?" Ja, was fehlt dem noch? Das fehlt ihm, was Jenem g'fehlt hat, der g'sagt hat: „Jetzt könnt' ich grad' heirathe, nur eins fehlt mir noch: 's Mädle!" Ja, grad' die Hauptsach'. — Der Apostel schreibt nicht: Den „Braven", den „Rechtschaffenen" in Korinth oder Rom — sondern den „Heiligen", d. h. den „Geheiligten". Das ist etwas anderes. Oft meint man auch, es lange nicht mit der Gerechtigkeit Christi, da falle man hinunter, wenn man so bloß dastehe, und gar nichts vorzuweisen habe. Der Sünde absterben ist noch leichter, als seiner eigenen Gerechtigkeit absterben. Aber wir müssen zuletzt nicht nur der Sünde, sondern auch unsern guten Werken absterben. Das kann man alles wissen, und doch lebt man in seiner eigenen Gerechtigkeit."

„Martha diente." Es war ein geringer Dienst, doch ist das Geringste Gott wohlgefällig, wenn's nur aus Liebe zu Gott geschieht. Wenn einer nur Schwefelhölzchen macht oder Schuh' putzt, und er thut's aus Liebe und Dankbarkeit zum Herrn, der ihn dahin gestellt hat, so ist's ein gutes Werk. Das ist eben das Schöne und Große im Reich Gottes, daß eben nicht nur die, die Großes arbeiten und eine halbe Welt bekehren, sondern jede arme Magd und jeder arme Knecht in seinem Dienste hochgeschätzt sind in seinen Augen."

„Der alte Mensch will halt nicht sterben. Kein Ochs will von selber in's Schlachthaus, man muß ihn am Strick hineinziehen."

„Wenn ein Mensch nicht tagtäglich betet, so kommt er zu nichts. Aber nicht so blos Morgens und Abends, damit es nur abgemacht ist, wie jenes Kind am Abend nach dem Nachtgebet zu seiner Mutter sagte: „Ach, Mutter, laß mich auch gleich den Morgesege bete," damit's in einem Thun hinging. Nein, so nicht, sondern oft im Kämmerlein auf den Knieen. Der Häfner (Töpfer), der den ganzen Tag mit schmutziger Erde umgeht, muß sich mehr als einmal oder zweimal am Tag waschen. Wir sind aber auch solche Häfner, die viel mit dem Zeitlichen umgehen. Da braucht's viel Wäschens."

„Alles, auf was sich der Mensch was eingebildet hat, vergeht wie der Nebel und wie der Schnee vor der Sonne, wenn einem der Tod auf's Herz rückt und die Ewigkeit. Es heißt eben „ewig". Dann greift man nach allem, nach Abendmahl und auch nach dem Gebet, wenn's noch so wenig paßt. So ging's jenem reichen Mann, der bei einem großen Sturm auf dem Schiff in Lebensgefahr kam, in seiner Herzensangst das Tischgebet betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheeret hast." Der hatte das Beten verlernt und wußte sonst nichts."

Beim Evangelium vom großen Abendmahl sagte er zu dem Wort: „Es ist noch Raum da" — „Guckt, der Herr will halt sein Haus voll haben. Ehdem fährt er nicht fort. 'S ist grad wie zu Karlsruh vor dem Thor; da stehen die Hauderer mit ihrem Wagen und warten auf die, so mitfahren wollen. Da schaut der Fuhrmann hinein in die Stadt und schaut sich fast die Augen aus. Endlich kommt einer. Aber er fährt noch nicht fort. Er macht den Schlag auf und läßt den ersten hineinsitzen. Aber voll will er seinen Wagen haben. Jetzt geht er an den Gaul und macht sich zu schaffen und schaut wieder in die Stadt hinein; — da kommt einer. „Als hineingesessen," sagt er, „'s sitzt schon einer drin." Jetzt nimmt er alsgemach die Decke ab vom Gaul und guckt wieder; da kommen zwei. „Als hineingesessen," sagt er, „'s sitzen schon zwei drin." Jetzt macht er den Strang zurecht und schaut wieder. Da kommt noch einer auf den Bock. Aber er fährt noch nicht fort. Voll will er haben; — da kommen noch zwei hinten drauf. Jetzt ist's voll, jetzt kann keiner mehr mit. Schaut, so fährt dem Heiland sein Gnadenwagen in der Welt herum, da wartet und wartet er mit dem Ende der Welt, bis alles, was sich hat bekehren wollen, bekehrt ist. Es meinen aber als die Leut', wenn

man selber bekehrt sei, dann müßt' gleich das End' der Welt kommen. Nein, laß andre auch hinein."

(Nachbar.)

Die verschiedenen Farben.

Von F. L. Nagler.

Hätten alle Dinge blos *eine* Farbe, so wäre dieses, trotz der Verschiedenheit der Gegenstände, doch eine sehr einförmige Welt. Es trägt sicherlich sehr viel zur Verschönerung unseres Wohnortes bei, daß Blumen und Vögel, Wälder und Seen, Menschen und Thiere nicht blos verschiedene Formen und Gestalten haben, sondern auch verschiedene Farben. Was ist nun *Farbe*? Worinnen haben die verschiedenen Farben ihre Ursache? in den Gegenständen oder in den Lichtstrahlen, die darauf fallen und von ihnen reflektirt werden?

Wenn man einen Sonnenstrahl durch ein Prisma — ein längliches, dreiseitig und eben geschliffenes Glas — dringen läßt, so wird er nicht blos gebrochen, sondern er wird auch in verschiedene Farben zersetzt oder getheilt. Dieses getheilte Licht nennt man das *Spectrum* oder Farbenbild. Es besteht aus den sieben Farben des Regenbogens, nämlich: Roth, Orange, Grün, Gelb, Blau, Indigo, Violet. Diese Theilbarkeit des Lichtstrahls wurde zuerst entdeckt von dem großen englischen Naturforscher Sir Isaac Newton im Jahre 1666.

Wir sehen aus diesem, daß das Sonnenlicht alle Farben, welche an verschiedenen Gegenständen bemerkt werden, in sich enthält, und auch, daß diese sieben Regenbogenfarben weißes Licht bilden. Wir legen einem Gegenstande diejenige Farbe bei, die es im Sonnenlichte von sich giebt. Wenn man ein rothes Band, d. h. ein Band, das im gewöhnlichen Lichte roth erscheint, nimmt, und zieht es über alle die verschiedenen Farben des Spectrums, so erscheint es unter allen Farben als beinahe farblos, d. h. schwarz, ausgenommen unter den rothen Streifen, wo es im schönsten Roth erglänzt. Ist das Band blau, so ist es unter allen Streifen beinahe farblos, ausgenommen unter dem blauen, wo es dann blau erscheint. Das blaue Band kann im rothen oder gelben oder grünen Streifen kein blaues Licht reflektiren, weil keines da ist; und so mit den übrigen Farben. So weit ist die Eigenschaft der Farbe eine Eigenschaft des Lichtes und nicht der Gegenstände, an welchen sie zu haften scheinen. Gegenstände können keine andere Farbe haben, als in dem Lichte, das auf sie fällt, enthalten ist.

In völliger Finsterniß sind alle Dinge farblos; ohne Licht keine Farbe. Man kann dann nicht sagen, sie haben Farbe, man sehe sie blos nicht. Nein, sie haben dann gar keine Farbe, Farbe bekommen sie erst, wenn Licht darauf fällt. Man kann auch sehen, daß zwischen dem Lichte der Sonne und dem Lichte einer Lampe ein bedeutender Unterschied ist. Zwei verschiedene Farben, z. B. Grün und Blau, welche unter dem Lichte der Sonne, und wenn es auch schwach sein sollte, wie nach Sonnenuntergang, wohl zu unterscheiden sind, erscheinen oftmals als *eine* Farbe oder sind schwer zu unterscheiden bei dem Lichte einer Lampe. Schon oft haben sich Personen beim Lampenlichte über die Farben Blau und Grün gestritten, und erst das Sonnenlicht des nächsten Tages entschied, wer Recht hatte. Das Licht der Lampe ist also nicht so vollkommen, als das Licht des Tages. Das Gas- oder Oellicht enthält mehr Gelb, aber weniger Blau als das Sonnenlicht, deßhalb ein Kleid, das am Tage im schönsten Blau erscheint, bei dem Lichte der Lampe grünlich matt und stumpf erscheint.

Und doch muß auch ein jeder Gegenstand eine besondere Eigenschaft besitzen, daß er aus dem weißen Sonnenlichte gerade *die* Farbe oder Farben und keine anderen heraussucht, um sich damit zu bekleiden oder zu schmücken. Wenn die Oberfläche eines Körpers so beschaffen ist, daß sie alle Farben des Sonnenlichtes in sich aufnimmt oder absorbirt, so erscheint er in keiner Farbe des Spectrums, sondern ist farblos, d. h. *schwarz*. Ist die Oberfläche so beschaffen, daß sie alle Farben gleichmäßig zurückwirft, so erscheint er als *weiß*. Absorbirt aber der Körper alle Farben, bis auf *eine*, sage Roth, so erscheint er im rothen Lichte. Nimmt er alle Farben in sich auf bis auf einige, sage Gelb, Grün und Blau, so wird er in einer solchen Farbe erscheinen, welche durch die Vermischung von Gelb, Grün und Blau entsteht. Die meisten Körper erscheinen mit gemischten Farben. Deßhalb die unzählbaren Farben, die uns im weiten Reiche der Natur begegnen.

Die Betstunde.

„Es ist ein sehr heißer Abend! Wirklich, ich kann den Gedanken nicht ertragen, in dem heißen Zimmer eine ganze Stunde zu sitzen. Ich denke nicht, daß ich diesen Abend zur Betstunde gehe." So sprach ein junger, christlicher Kaufmann, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete, und sich bequem in einen Lehnstuhl

auf der Veranda vor seinem Hause niederließ, um die kühlende Abendluft zu genießen.

„Nicht ausgehen heute Abend?“ fragte eine freundliche Stimme aus einer geöffneten Thür nicht weit davon.

„Nein, Maria, es ist so furchtbar warm! Zudem sind so viele Personen gegenwärtig verreist, daß die Betstunde wohl ziemlich trocken und langweilig sein wird.“

„Aber ich habe eben gedacht, das sei gerade die Ursache, warum wir gehen sollten. Komm, mag sein, daß du einen himmlischen Luftzug verspürst, der dir mehr gut thut als dieser hier, so angenehm er auch ist nach einem so schwülen Tage; denn dieser hier berührt nur deine Wangen, und du bedarfst etwas für dein schmachtendes Herz, nach einem so heißen und unruhigen Tage in dem Gewühl der Stadt und des Geschäftslebens.“

Er schaute auf in das so freundliche und doch zu gleicher Zeit so ernste Gesicht. „Ich glaube, du hast allezeit die Erquickung dieser himmlischen Luftzüge,“ sagte er. „Du kennest „keine Aenderung von Zeiten und Art“ — in deinem inneren Leben, wie mir scheint.“

„O ja, ich thue, aber komm, die Glocke läutet,“ antwortete sie. Welchen Einfluß doch ein Herz auf das andere haben kann, trotz der Hitze eines schwülen Juli Abends!

Der Führer der Betversammlung wurde ermuntert durch die Vermehrung des kleinen Häufleins, als, obwohl ein wenig spät, zwei mehr sich in der Kapelle einfanden. Und der Herr erfüllte seine Verheißung wieder an diesem Abend. Der, der derselbe ist im Sommer wie im Winter, war in ihrer Mitte. Es war nicht nur Müdigkeit des Körpers und die drückende Hitze, die unsern Freund an diesem Abend aufhalten wollten, die Betstunde zu besuchen. Die Geschäfte hatten ihn den Tag über wunderlich gemacht — sehr schwierige Umstände waren aufgetaucht — und er hatte mehr denn einmal bei sich selbst gesagt: „Ich bin wirklich entmuthigt; ich weiß nicht, welchen Weg ich einschlagen soll.“ Als sie eintraten in die Versammlung, wurde eben das Lied gesungen: „Welch ein treuer Freund ist Jesus.“ Und als die Strophen in seine Ohren klangen:

Bringe was dich ängstlich quälet,
Alles im Gebet dem Herrn,

sang eine Stimme, eindringlicher als irgend eine menschliche Stimme es vermag, diese Worte tief in des jungen Mannes Seele hinein. Die Bürde wurde von seiner Seele genommen und die Gemeinschaft mit Gott wurde ihm köstlich. Noch einmal während der Versammlung stimmte Jemand, der vergessen hatte, daß das Lied schon einmal gesungen war, an:

„Kommen Prüfungen und Leiden,
Leuchtet dir kein Freudenstern,
Zage nicht in solchen Stunden,
Komme im Gebet zum Herrn.“

Tiefer noch als zuvor drangen diese Worte in sein Herz hinein, und aufspringend sagte er: „Freunde, ich war kürzlich sehr angefaßt mit Prüfungen und Versuchungen verschiedener Art. Mein Weg schien mir zu Zeiten gänzlich verlegt zu sein mit Dornen und Hindernissen. Gott sandte mich heute Abend in diese Versammlung, um mir diese Botschaft selbst zu sagen, daß ich nicht verzagen soll in den Stunden der Prüfung. Ihr habt diese Worte zweimal gesungen. Es waren Worte des Trostes für mich. Meine Zweifel sind fort. Ich weiß, er leitet mich in allen Dingen, leiblich und geistlich, denn „treu ist er, der es verheißen hat.“

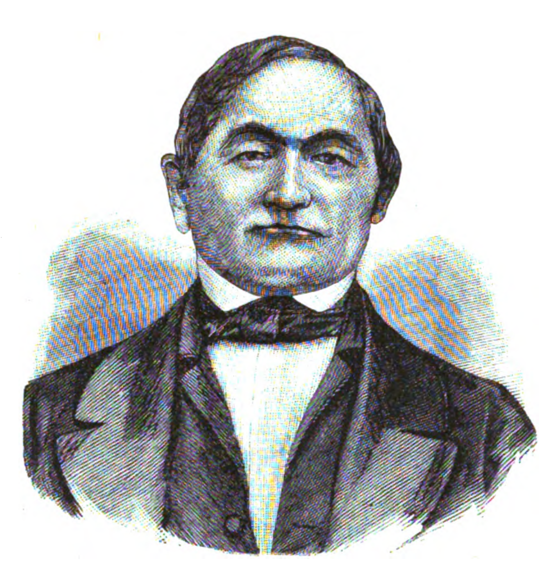
Jakob Haas, Sr.

Auch eine Frucht der Sonntagschule, so müssen wir dankerfüllt ausrufen, wenn wir über das segensvolle Leben und Wirken unseres dahingegangenen Vaters Jakob Haas blicken. Denn durch die unwiderstehlichen Bitten seines Söhnchens, das in St. Louis die deutsche Meth. Sonntagschule besuchte, wurde unser nun entschlafener Bruder in die Kirche geführt. Der Finger des Höchsten rührte in Gnaden das verschlossene Herz zum eigenen und zum Heile vieler.

Unter Br. Jakobis Amtsthätigkeit fand er am 1. Mai 1843 den Frieden im Glauben an Christi Blut und Gerechtigkeit. Seines Meisters Liebe drängte ihn und so war er willig, im Herbste 1845 von Springfield aus in die Dienste des Herrn Herrn einzutreten.

Nach einjähriger Arbeit zu Palmyra, Mo., schickte ihn Br. Jacobi nach Farmington, Jowa, wo er keine ganz leichte Stellung für zwei Jahre inne hatte. Denn Goldstücke hagelte es nicht und sein Gehalt war kümmerlich; doch wenn der liebe Gott auch keine Sterne vom Himmel fallen ließ, so gab er ihm doch die Freude, Sterne für die himmlische Krone sammeln zu dürfen.

Siebenzig Deutsche wurden eingesammelt in die Arme des Heilandes und der Kirche. German Creek, Pekin, Jll., Warren, Mo., waren die nächsten Felder, die er je ein Jahr im Schweiße seines Angesichts bestellte und von denen er auf 6 Monate nach Jefferson City, Mo., wanderte. Ein rastloser Pilger hatte er



Jakob Haas.

kein bleibend Heim hienieden und zog mit den Seinen von Ort zu Ort, um im Weinberge des Herrn zu pflanzen und zu ziehen Blumen und Früchte für die Ewigkeit.

Seine ihm am 1. November 1830 zu New-York angetraute Gattin Eva Katharina, geb. Naas, beschenkte ihn mit zwölf Kindern, wovon acht in ihrer Jugend ihnen vom Vater wieder genommen wurden, während die vier Söhne in die Fußtapfen des Vaters traten und den mühevollen aber segensreichen Beruf als Prediger verfolgten.

Indem Br. John Plank an Bischof Hamlin Minnesota Territorium als ein versprechendes Feld empfohlen, riß dieser Vater Haas in Mitte seines Jahres aus seiner derzeitigen Stellung und sandte ihn nach St. Paul, Minn., wo er denn bald als erster deutscher Methodisten-Prediger das Werk aufnahm und unter des großen Königs Beistand das Kreuzespanier aufpflanzte, laut rief und zahlreiche willige Lämmlein zu dem guten Hirten lockte. Bereits nach einjähriger Wirksamkeit war es unsrem Pionierprediger vergönnt, ein Haus dem Herrn zu weihen, welches das erste deutsche Gotteshaus im Minnesota Territorium war. Dubuque und Muscatine, Iowa, bediente er darauf je ein Jahr, und an Mississippis Ufern half er manchem armen, geplagten Menschenkinde über den Jordan in's gelobte Land.

Milwaukee, Wis., die nächste Stätte, wo er sein Zelt, eine Hütte dem Herrn, für zwei Jahre aufschlug, war, wie er sagte, das beste Arbeitsfeld, welches er während seiner Thätigkeit von dreißig Jahren mit dem Brode des Lebens versorgte. Der ihm nunmehr übertragene Burlington Distrikt griff seine physischen Kräfte so an, daß er nach zwei Jahren sich genöthigt sah, um eine Belehnung mit einem leichteren Bezirk zu bitten. So wurde ihm Peoria, Ill., auf ein Jahr angewiesen, worauf Peru, Ill., seine Arbeit ein Jahr in Anspruch nahm. Doch mit den Jahren wollte ihm das nordische Klima nicht mehr behagen und wurde er im Herbst 1860 auf sein Verlangen von Bischof Simpson in die Südost Indiana Conferenz versetzt. Huntingburg, Santa Claus, Mount Vernon und Terre Haute bestellte er mit Lust und Liebe je zwei Jahre, und genoß allerwegen die große Freude, die kräftigen Wirkungen des heiligen Geistes an den seiner Hut Anvertrauten zu verspüren. Das Blut Jesu Christi bethätigte sich wie an ihm und seinem Hause, so an seinen Gemeinden.

Danville, Ill., Charlestown, Ind., sahen ihn je drei Jahre, und auch an diesen Orten begleitete ihn der alte treue Gott. Liebe verkündete er, Liebe fand er, und in Liebe zog er seinen Weg weiter, wenn es des Meisters Werk erforderte. Endlich wirkte er in Louisville, Breckenridge Str., als Missionar ein Jahr, um dann sich aus dem aktiven Dienst nach Terre Haute in den Ruhestand- und Wartestand als superannuirter Prediger zurückzuziehen.

Auch hier wirkte er nach bestem Vermögen in seinem Kreise zur Ehre des Höchsten, und nachdem er manchen Sturm durchgefochten, harrete er des Rufes von Oben. Am 20. Juli 1808 geboren, erreichte er ein Alter von 72 Jahren, 8 Monaten und 27 Tagen, und nach einer zwar beschwerlichen Wanderschaft ging er ein in's

Vaterhaus. Die liebende Gattin und zwei Söhne mit Enkeln und Urenkeln wie zahlreiche Freunde blicken dem zur ewigen Ruhe Eingegangenen nach und hoffen mit ihm über Kurz oder Lang vereint das Jubellied im höheren Chore zu singen.

Er hat gewirkt für den Meister, so lange es Tag war, und hat als Pionierprediger Dienste geleistet, die wir nicht zu ermessen vermögen. Gebe Gott, daß wir, wie er, in Frieden abscheiden, und nach gethaner Arbeit mit himmlischer Krone geschmückt Christo Jesu in Ewigkeit verherrlichen mögen.

Der Teich.

Erbauliches Gleichniß.

Es lebte seiner Zeit ein Mann, der auf seinem Landgute einen schönen, großen Teich hatte, der mit einer genügenden Masse frischen, klaren Wassers angefüllt war, so daß er auf lange Jahre hin mit dem unentbehrlichen Naß versorgt war. Aber mit einem Male setzte es sich der Unglückliche in den Kopf, daß es ihm am Wasser mangeln werde. Wenn ihn der Durst ankam, gestattete er sich nicht, denselben völlig zu löschen, weil er fürchtete, der Wasserstand des Teiches würde abnehmen, und weil dieser Gedanke ihn beständig quälte, that er sich nie gütlich durch einen herzhaften Schluck, und wenn er den quälenden Durst so halbwegs gestillt, daß seine Lebensgeister wieder sich zu regen begannen, so wurde auch damit wieder seine alte Furcht erregt und er sprach zu sich selbst: „Es ist doch besser, nur halbwegs zu verschmachten, als ganz und gar.“ Tag und Nacht beschäftigte ihn die ängstliche Sorge um seinen Teich, und sein ganzes Leben brachte er damit zu, das Wasser im Teich täglich höher steigen zu machen; er plagte sich, und doch füllte sich der Teich so langsam; eimerweise schöpfte er es ein, und tropfenweise nur trank er davon. Kam Regenwetter, dann hatte er alle Hände voll Arbeit, einen Eimer unter jede Dachrinne zu stellen; kam ein Platzregen, dann war wieder vollauf zu thun, und jede vorüberziehende Wolke wurde mit neidischen Blicken verfolgt, während er unter strömendem Regen die anhaltende Dürre verfluchte. Hernach suchte er die Wasserpfützen auf, um auch da jeden Tropfen Feuchtigkeit zu gewinnen, und hatte es ihm geglückt, einen Sumpf trocken zu legen, so gönnte er sich doch nicht Wasser genug, um sich vom Morast zu reinigen, und wenn man ihn deßwegen tadelte, dann rief er aus: „Was denkt ihr doch? Es kostet ungeheuer viel Wasser, um sich rein zu halten!“

Wollte ein armer Nachbar seinen Durst aus seinem Teiche löschen, dann schrie er: „Was? du willst mir den Teich rauben? Eher soll der Schelm baumeln! Eine Schande ist's, daß sich solch Bettelvolk ungestraft vor meine Thüre wagt! als ob noch nicht Frösche und Kröten genug an meinem Teiche saugten trotz all meiner Gegenwehr.“

So früh die Sonne auch auf, so spät sie untergehen mochte, stets fand sie ihn auf der Suche nach dem köstlichen Naß; früh schon sammelte er den frischen Thau, und Abends blieb er spät auf, den eben fallenden Thau zu haschen; er zimmerte Tröge, machte Gräben, legte Röhren, baute Schleußen und traf jede Vorkehrung, jeder Pflanze in der ganzen Nachbarschaft ihren Saft zu entziehen; kurz — jede Scholle mußte umgewendet und jeder Stein umgedreht werden, unter dem er hoffen konnte, Beute zu finden für den Teich.

Traf es sich, daß er mitunter seine quälende Arbeit einstellen mußte, was ihm jedesmal sehr leid that, um sich zu erholen, dann holte er gleich sein Buch herbei, um seine laufenden Ausgaben zu berechnen; wie viel er durch die mancherlei Weisen, durch welche sein Teich abnahm, einbüßte; aber zu berechnen, auf wie manche Art und Weise derselbe zunahm, das wollte ihm nicht einfallen, dieweil er einmal gehört hatte, daß man kein Glück habe, wenn man seinen Gewinn zähle. Erstlich meine eigenen Kosten, um zu leben, die sind ungeheuer, obwohl ich mir nicht erlaube, mein Fleisch zu kochen; aber Alles hat sich heutiges Tages so geändert, daß wir zehnmal so viel Wasser verbrauchen, als wir nöthig haben; die Leute sind so vornehm und verschwenderisch geworden, daß alle Vorstellungen nichts mehr fruchten; es wird eben gewaschen, geputzt und gespült; so viele neue, phantastische Moden, und wer weiß, was Alles, wird nachgemacht, und für all das muß mein armer Teich herhalten; erträglich wäre es für mich noch, wenn ich all den Nutzen von diesen Dingen hätte, anstatt daß andere den größten Theil des Nutzens daraus ziehen.

Und ach, wie viel saugt diese immer durstige Erde jeden Augenblick auf! Solche Löcher und Ritzen! Wahrlich, mein Teich liefert kaum so viel, als seine eigenen Ufer auffaugen. Wie soll er aber auch zunehmen, wenn man sich nur vorstellt, wie viele Geschöpfe er am Leben erhält, die aus jedem Winkel herbeigekrochen kommen; reden von heirathen und mausen, was sie nur können. Nicht genug, auch alle Vögel der Luft lassen sich an meinem Teich herunter und nehmen sich ihr Theil; item, jeder Windstoß, dem es gefällt, darüber hinzuschwe-

ben, nimmt gleich die ganze Oberfläche mit einem Male dahin, und was überbleibt, wird gar von der Sonne aufgesogen: Noch einen Monat schönes Wetter und ich bin ruinirt."

Auf diese Weise brachte er viele Jahre zu und mit der täglichen Beobachtung des Wetters wurde er unvermerkt alt und grau, ja so mager wie der Tod, bis dieser ihm plötzlich ein schnelles Ende bereitete. Denn als der alte Thor eine Last nach seinem Felde tragen wollte, die zu schwer für ihn war, stürzte er und fiel in den Teich; trotz der größten Anstrengung, sich wieder herauszuschaffen, gerieth er nur noch tiefer hinein; er schrie um Hülfe, doch Niemand hörte ihn; alles Ringen war vergeblich, denn mit der Zeit war der Teich so tief und so breit geworden, kein Boden, kein Ufer war zu finden, und so ertrank er mitten in seinem Teich.

Was denkst du nun, lieber Freund, von diesem armen Tropf? Du denkst, der müßte ein rechter Thor sein, der solch ein Leben führen würde. Ja gewiß; aber solcher Thoren gibt es in dieser Welt eine Menge, die sich mit den schwersten Lasten plagen und sich selbst die größten Martern bereiten, um ein Vermögen zusammen zu bringen, welches doch Andere genießen werden und das ihnen eher zum Tode, als zum Leben, eher zur Verdammniß, als zur Seligkeit hilft. Mit Recht sagt die göttliche Wahrheit in 1 Tim. 6, 9: „Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen in's Verderben und Verdammniß."

Barbara Heck.

Aus einem Vortrag von Fr. Rinder vor den Studenten des deutsch-englischen Collegiums zu Galena. Dieser Vortrag findet sich in dem Buche, betitelt: „Lebensbilder aus der Geschichte des Methodismus", herausgegeben zum Besten des deutsch-englischen Collegiums.

Barbara Heck wurde geboren im Jahr 1734, in der Grafschaft Limerick, Irland. Sie war das Kind der deutschen Familie Ruckel, die früher wegen der Verfolgung der Protestanten unter dem französischen König Ludwig XIV. aus der Pfalz nach Irland geflüchtet war. Von Jugend auf unter der gottseligen Erziehung ihrer frommen Eltern und unter dem Einfluß der Kirche stehend, sehen wir sie heranwachsen zu einer edlen Jungfrau, welche in ihrem 18. Jahre die große Veränderung des Herzens — die Wiedergeburt aus dem Geiste an sich erfährt. Von nun an war sie eine entschieden strenge Christin; sie nahm die Gelübde der Kirche öffentlich auf sich und schloß sich der Methodistengemeinschaft an. Von ihrer Bekehrung an lebt sie in stiller, ernster Frömmigkeit als eine ächt christliche Jungfrau, welche sich bereit hält auf das Kommen ihres himmlischen Bräutigams. Ihr Wandel mit Gott ist so beständig und ihre Gemeinschaft mit dem Vater und mit dem Sohn so ununterbrochen, daß sie am Abend ihres Lebens, zu denen, welche um ihr Lager stehen, das herrliche Bekenntniß ablegen kann: „Von meiner Bekehrung an habe ich nicht für 24 Stunden das Zeugniß des heiligen Geistes von meiner Gotteskindschaft verloren."

Sehet zunächst das Ideal einer echt christlichen Jungfrau! Von mittelmäßiger Statur, in schön gegliedertem Ebenmaß, nach dem herrlichen Typus der Germanen, voll fröhlicher Lebenskraft und jugendlicher Blüthe; ein edles Angesicht, umflossen vom hellen Zauber schöner Jungfrauschaft, wie ihn nur ein reiner Lebens-Mai verleiht; die freie Stirn geadelt mit dem holden Teint der Unschuld; aus ihren Augen lugt die Taubeneinfalt, welche sich mit Schlangenklugheit abwendet, wenn die eitle Welt mit ihrem Tand das Herz bezaubern will; auf ihren Wangen blühen die Rosen der reinen Sitte und der holden Scham, — in einer Zeit der Sittenverderbniß und der Ausschweifung.

Ihren geistigen Anlagen nach von tiefernster Gemüthsart und von ruhig überlegendem Verstande; von gelassenem Wesen und Temperament, aber von starkem Selbstbewußtsein, — ruhig, aber von männlicher Entschiedenheit; von mehr als gewöhnlichen Geistesanlagen und natürlich starkem, festem Charakter, durchdrungen von mehr als einer blos gewöhnlichen Frömmigkeit, — erfüllt mit heiligem Eifer für das Reich Gottes und das Heil der Menschen; mit unermüdlichem Eifer wachend über ihr verborgenes Leben mit Gott, als die sich täglich das Zeugniß ihrer Gottteskindschaft bewußt sein muß; — sehet da das Bild einer wahrhaft christlichen Jungfrau, welche in ihrem 26. Jahre, am Arm ihres Erwählten, Paul Heck, an den Traualtar tritt, und von nun an den Namen Barbara Heck trägt.

Das ist Barbara Heck, die Auserwählte unter zehntausend, gottselig und gottesfürchtig, voll Glaubens und des heiligen Geistes, — von nun an unter den Frauen der Ansiedlung ein leuchtendes Vorbild in einfacher Sitte und häuslicher Tugend, in gottseligem Leben und Wandel; ihrer außerordentlichen natürlichen Begabung wegen eine gesuchte Beratherin in Leiden und Nöthen; ein Kind des Friedens, welche oft in ehelichen Kriegen ein Engel der Versöhnung wurde; eine Freundin und Beratherin von Jung und Alt. — So zeichnet uns die Geschichte

das Charakterbild von Barbara Heck, der gottseligen Jungfrau, der christlichen Matrone, die Berathrin ihrer Gefreundinnen, die Mutter in Israel, die Prophetin in der Wüste, welche einst Embury mit Wort und Thränen bewegen sollte, hier in der neuen Welt die Posaune des Evangeliums zu blasen; die auserwählte Gründerin des amerikanischen Methodismus.

Sechs lange Jahre sind dahingegangen seit dem Landungstage von dem kleinen Häuflein der Methodisten in New York, und noch hat sich keine Stimme eines Predigers vernehmen lassen, welcher dem Methodismus den Weg bereiten sollte. Sollte der „heilige Same" im wüsten Acker der neuen Welt gar erstorben sein? Sollte das Salz, womit Gott diese Nation würzen wollte, selber dumm geworden sein?

Im Kirchenhimmel herrscht ein große Stille! Sechs lange, bange Jahre bleibt die junge Kirche verborgen in der Wüste. Kein Johannes will noch seine Stimme erheben und zur Buße mahnen. — Der Engel, welcher das ewige Evangelium durch den Kirchenhimmel trägt, neigt sich theilnehmend über diesen Continent und fragt: „Hüter ist die Nacht schier hin?"

In dieser Wartezeit hat Barbara Heck mit ihrem Gebet vor Gott gelegen, wie einst Daniel um den Aufbau Zions. Es erklärt sich aus der traurigen Lage der Kirche dieser Zeit, sowie aus ihrem tief ernsten Gemüth, daß sich jetzt ein Zug von tiefer Melancholie in ihre christliche Erfahrung mischte, welche sich zuweilen in schweren, geistlichen Anfechtungen gipfelte. — Aber anhaltendes Gebet und ihre deutsche Bibel waren die Waffen, womit sie aus der Stunde der Versuchung stets siegreich hervorging.

Es ist wahrscheinlich, daß sie nach einer solchen Siegesstunde auf höheren Antrieb einen Besuch macht bei ihren Pfälzer Freunden. Aber welch ein trauriger Anblick moralischer Verkommenheit sollte sich ihren Blicken darbieten! Beim leichtfertigen Kartenspiel mit allem frivolen Zubehör, trifft sie eine Gruppe ihrer Landsleute an! — Der Anblick erregt im tiefsten Grunde der Seele ihr christlich Mitleid und ihre heilige Entrüstung! Und nun erfolgt eine Scene, welche es verdient von der Hand eines Künstlers verewigt zu werden. — Im Geiste ergrimmt über die moralische Verkommenheit ihrer Landsleute, wird sie plötzlich von einem wahren Eliaseifer hingerissen; sie vergißt, daß sie hier nicht das Hausrecht habe, — entreißt mit kühnem Griff den Spielern ihre Karten und wirft dieselben mit Entrüstung ins Feuer! — Sich nun zu der Gesellschaft wendend, welche, wie unter dem Zauber einer höheren Macht passiv und betroffen dasitzt, hält sie mit der feurigen Beredtsamkeit einer Prophetin des Herrn denselben eine herzdurchdringende Bußermahnung. — Mit traurigem Herzen kehrt sie von ihrem Besuche heim; sie muß Philipp Embury aufsuchen und ihn im Namen Gottes auffordern, daß er eilend die Posaune des Evangeliums blase und diese Gefallenen vor dem Zorne Gottes warne. — Noch lagert die heilige Entrüstung um ihr Antlitz, welche sie überschattete, als sie mit kühner Hand jene Karten ins Feuer schleuderte, ihre Lippen glühen noch von der Begeisterung, womit sie jene Spieler ermahnt; so tritt sie in Emburys Haus und bestürmte diesen bei dem Heil seiner eigenen Seele und dem zukünftigen Zorn, unverzüglich die Posaune des Evangeliums erschallen zu lassen. Aber unter einer Anwandlung seiner natürlichen Bedenklichkeit will dieser sich noch entschuldigen. Da erfüllt ein wahrer Pfingsteifer ihr ganzes Wesen; ob dem Jammer ihrer Landsleute treten die hellen Thränen in ihre Augen und in einer Mark und Bein durchdringenden Weise ruft sie ihm zu: „Wirst du länger schweigen, so wird Gott das Blut dieser Seelen von deiner Hand fordern!" Damit wirft sie ein Feuer des Herrn in Emburys Gewissen. Von nun an heißt es in seinem Innern: „Wehe mir, wo ich das Evangelium nicht predigte." Er willigte ein zu predigen. Sogleich eilte sie freudig zu ihren Landsleuten und lud sie ein, mit zu kommen zum Gottesdienst im Hause von Philipp Embury. Eine kleine Anzahl folgte und Embury hielt die erste Methodistenpredigt in Amerika."

Praktische Gedanken für junge Männer.

Aus dem Englischen von Berger.

H. G. Eastman, Prinzipal der Eastman Business Universität von Poughkeepsie, N. Y., hielt neulich eine Rede vor seinen Studenten, und gab ihnen in kurzer, bündiger Weise Anleitung, wie erfolgreich zu sein im Leben. „Ihr seid die Architekten eurer eigenen Zukunft, daher verlasset euch auf eure eigene geistliche Stärke. Nehmt für euren Stern Fleiß, Selbstvertrauen, Glaube und Ehrlichkeit. Schreibt auf euer Banner: Glück ist ein Narr, Muth ist ein Held.

Ernsthafte Bemühungen in einer Richtung ist der sichere Weg zum Wohlstand und zur hohen Stellung. Fleiß und Ausdauer ist die

gewinnende Hand. Holt nicht zu viel Rath, bleibt selbst am Ruder und steuert euer eigen Schiff. Gedenket, die große Kunst zum Regieren ist, selbst einen Theil der Arbeit zu übernehmen. Geht an die Arbeit — nehmt eure Stellung ein.

Es ist das Rütteln und Schütteln, welches große Männer an die Oberfläche bringt. Man thue Kartoffeln in einen Karren und fahre über einen rauhen Weg, so werden bald die großen oben sein. Thut man ein Floß Baumstämme in einen Fluß, so verschwinden die kleinen von der Oberfläche. Schießt höher als das gesteckte Ziel. Energie, unüberwindlicher Vorsatz mit einem rechten Motiv sind die Hebel, welche die Welt bewegen.

Trinkt nicht; kaut nicht; raucht nicht; flucht nicht; täuscht nicht und lest keine Novellen.

Seid im Ernst. Habt Selbstvertrauen. Seid edelmüthig. Es sind zwei Schalen an jeder Waage. Gefälligkeiten, welche in die eine Seite geworfen werden, werden auf der andern Seite gespürt. Seid freundlich. Seid anständig. Es ist ein thörichter Mensch, der nicht weiß, daß Molasses mehr Fliegen fängt, als Essig. Leset die Zeitungen; sie sind die großen Belehrer des Volkes. Zeigt euer Geschäft an. Geht mit euch selbst zu Rathe und verwaltet selbst euer Geschäft. Machet Geld und thut Gutes damit. Liebet euren Gott und eure Nebenmenschen. Liebt die Wahrheit und Tugend. Liebet euer Vaterland und beobachtet die Gesetze.

Der Katechismus in den letzten Stunden.

Auf dem Schlachtfelde von Sedan lagen viele theure Opfer des großen Sieges. Ein Offizier von der Garde-Artillerie war durch einen Schuß in den Unterleib schwer verwundet, legte aber inmitten großer Schmerzen das freudigste Bekenntniß eines demüthigen und starken Christenglaubens ab. Sein Bruder war auf die Nachricht von seiner Verwundung herbeigeeilt, und in seiner Gegenwart empfing er das heilige Abendmahl. Tief ergreifend war der Augenblick, als er mit lauter Stimme begann: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit Seinem heiligen, theuren Blut und mit Seinem unschuldigen Leiden und Sterben; auf daß ich Sein eigen sei und in Seinem Reiche unter Ihm lebe und Ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie Er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr!“ Das sei sein Bekenntniß, erklärte er, darauf wolle er sterben, darin hoffe er auch selig zu werden. Den Tag darauf nahm er Abschied von seinem Vater und zwei Tage darnach ist er in den Armen seines Bruders und unter den Gebeten der Umstehenden sanft entschlafen. Dieser Offizier war ein Sohn des Minister-Präsidenten und Feldmarschalls Grafen Roon.

Das kleine Wort „Hier“.

Als man dem Dichter Heine auf dem Sterbebette aus dem Briefe eines Freundes die Stelle vorlas: „Ich hoffe Sie wiederzusehen, wenn nicht hier doch dort,“ rief derselbe heftig aus: „Hier, hier, wenn ich bitten darf — wie's droben ist, das weiß ich nicht. Mir grauet vor dem langweilig seligen Umgang schattenloser Geister.“ Wir verstehen dieses Grauen, in welchem wir was von dem schrecklichen Warten des Gerichts und des Feuereifers erkennen, der die Widerwärtigen verzehren wird. Furchtbar für den Frevler und Lästerer, den Abtrünnigen und Verlorenen, dieses „Hier“, welches ein „Dort“ ahnen läßt. — Der große Gott predigt auch durch den Mund der Ungläubigen. Das kleine Wort „Hier“, welches diesen so wichtig ist, muß auch den Gläubigen alle Tage wichtiger werden. Hier ist die Zeit der Bereitung auf die Ewigkeit; hier ist die Entscheidungszeit, von welcher unsere Zukunft abhängt; hier ist die Saatzeit, auf welche eine Ernte folgt ohne Aufhören; hier ist die Zeit des Kampfes um eine schöne Krone, welche aber nur erlangt, wer recht kämpfet. Möge das kleine Wort „Hier“ wie ein geistlicher Appell uns jeden Morgen aus dem Schlafe der Sicherheit aufwecken! möge es uns ein Wegweiser zu dem herrlichen, strahlenden Dort sein, der uns aus Erdenweh zu Himmelsfreuden leitet! möge es seine tröstende Kraft an unseren beladenen Gemüthern immer auf's Neue bezeugen! möge es uns hindurchhelfen durch unsere Leidenszeiten und Kreuzesstunden, indem wir beten:

> Soll's ja so sein,
> Daß Straf und Pein
> Auf Sünden folgen müssen,
> So fahr hier fort
> Und schone dort,
> Und laß mich hier nur büßen.

Christenthum ohne Christus.

Nach dem Englischen des Dr. Chas. Hodge von Dr. J. L. Keßler.

Das Christenthum ist einerseits eine Summe von Wahrheiten, welche Christus und seine Apostel gelehrt haben, und von dieser Seite betrachtet ist die Frage: Was ist das Christenthum? eine rein historische, die auch ein Nicht-Christ ganz richtig beantworten mag. Andererseits aber ist das Christenthum derjenige geistige Zustand, welcher durch die gläubige Hingebung an die von Christus geoffenbarten Wahrheiten erzeugt wird. Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist das Christenthum ohne Christus geradezu eine Unmöglichkeit. Dennoch finden sich viele sogenannte Christen, sowohl als Kirchengemeinschaften, welche sich christliche heißen, die aber Christus nicht die Stelle einräumen, welche ihm die heilige Schrift anweist.

Die Bibel lehrt uns, daß Christus ewiger und wahrer Gott ist, durch welchen und für welchen alle Dinge geschaffen sind, und das Christenthum ist derjenige geistige Zustand, welcher durch die Erkenntniß desselben Gottes, der sich im Fleisch geoffenbart, der uns geliebt und sich für uns dahingegeben hat, und durch unser Verhältniß zu ihm als die Erlösten hervorgebracht wird. Hieraus folgt Dreierlei:

Erstens: Da dieselbige göttliche Person zugleich der Schöpfer Himmels und der Erde, Jehova des alten Testaments und Christus des neuen Testaments ist, so kann kein Widerspruch zwischen der Natur-Religion und der Religion des Hebräers oder der Religion des Christen stattfinden. Keine wird das wahr heißen, was die andere verwirft. Sie werden sich nur darin von einander unterscheiden, daß die eine mehr Licht als die andere hat, eine reinere Gotteserkenntniß, und deßwegen auch eine bessere Einsicht von dem Verhältniß des Menschen zu seinem Gott. Der Hebräer betet in seinem Jehova zugleich den Gott der Natur an, und der Christ verehrt in Christus zugleich den Gott der Hebräer.

Zweitens: Es ist unmöglich, daß die höhere Religionsform mit einer niederen sich vermenge und dennoch sich selbst gleich bleibe. Die Religion des Hebräers kann nicht zur Natur-Religion hinabsinken. Er würde alsdann aufhören, ein Hebräer zu sein; er hätte damit die Offenbarungen von Moses und den Propheten verworfen, und Jehova, dem Gott der Väter, abgesagt. Eben so wenig kann die Religion eines Christen in der Religion des alten Testaments oder in der der Natur aufgehen. Das würde so viel sagen, als er habe aufgehört, ein Christ zu sein, und die Offenbarungen des neuen Testaments über Gott und Christum verworfen. Für den Hebräer kann es keine wahre Religion geben, welche nicht durch sein Verhältniß zu Jehova, als seinem Bundesgotte, bestimmt wird; und für den Christen kann es ebenso wenig eine wahre Religion geben, welche nicht durch sein Verhältniß zu Christus, als Gott geoffenbart im Fleisch, bestimmt wird.

Drittens: Obgleich der Christ Jesus Christus göttlich verehrt, hört er dennoch nicht auf, Gott, den Vater, und Gott, den heiligen Geist, anzubeten. Der Christ steht in innigem Verhältniß zu Gott dem Vater, welcher die Welt geliebt und seinen Sohn für sie dahingegeben; sowie zu Gott dem heiligen Geist, welcher ihm das durch Christum erworbene Heil vermittelt. In Christum beten wir zugleich den Vater und den heiligen Geist an. Denn diese Drei, vom gleichen Wesen, Macht und Herrlichkeit, sind der Eine und wahrhaftige Gott. Christus sagt von sich: „Ich bin im Vater und der Vater in mir." Auf einer anderen Stelle: „Ich und der Vater sind eins.. Wer mich sieht, der sieht den Vater." Daher steht geschrieben: „Wer den Sohn ehrt, der ehrt den Vater, der ihn gesandt hat." „Wer mich hasset, der hasset auch meinen Vater." „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn nicht hat, der hat das Leben nicht." Die zweite Person in der Dreieinigkeit ist der Logos, das Wort, der Offenbarer. Er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, durch welchen Gott den Menschen geoffenbart wird. So wie wir die Sonne ohne ihren Abglanz nicht sehen könnten, so wüßten wir auch nicht, daß ein Gott wäre und was er wäre, ohne Christus. Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Wer Christus hat, der hat Gott, denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

Es bedarf keines Beweises, daß Jehova der Gott der Hebräer war — der Gegenstand ihrer Anbetung und Liebe. Er war ihr unumschränkter Herr, dessen Gewalt über ihr inneres sowohl als äußeres Leben sich erstreckte. Ihm waren sie verantwortlich, und von ihm für Alles abhängig.

Es bedarf ebensowenig des Beweises, daß Christus der Gott der Christen ist. Ihm werden im neuen Testament göttliche Namen beigelegt; er heißt Gott, der wahre Gott, Gott über Alles, Jehovah; er wird ferner allgegenwärtig, ewig und unveränderlich genannt. Durch ihn ist Alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist; Alles geschaffen, das Sichtbare und Unsichtbare; es ist Alles durch ihn und zu ihm geschaffen; er trägt alle Dinge durch sein kräftiges Wort. Diese göttliche Person ward Fleisch, Christus nahm Knechtsgestalt, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden; er wurde von einem Weibe geboren und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz wären, erlöste; er hat uns erlöset von dem Fluch des Gesetzes, da er ein Fluch für uns ward; er hat gelitten für unsere Sünden, der Gerechte für die Ungerechten, um uns mit Gott zu versöhnen.

Er ist um unserer Sünde willen dahin gegeben, und unserer Gerechtigkeit willen auferwecket. Nun ist er aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes und vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Dieser Christus, Gott und Mensch

in einer Person, war den Schreibern des neuen Testaments Alles in Allem. Er war ihre Weisheit; ihre Kenntniß von göttlichen Dingen hatte er ihnen mitgetheilt und seinem Leben schenkten sie unbedingten Glauben. Er war ihre Gerechtigkeit; nicht mit ihren eigenen guten Werken, sondern mit dem Verdienst Jesu Christi wollen sie sich vor Gott empfehlen. Er war ihre Heiligung; ihr geistliches Leben hatte Christus erzeugt und ernährt. Wie die Rebe mit dem Weinstock, oder die Glieder mit dem Körper, so waren sie mit ihm verbunden. Ohne ihn konnten sie Nichts thun. Gleichwie die Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, sie bleibe denn am Weinstock, eben so wenig konnten auch sie die Früchte eines gottseligen Lebens ohne Christus bringen. Sie wußten sich mit ihm auf das Innigste verbunden. Denn sie waren mit ihm gestorben und auferstanden. Sein Leben war ihre Kraft; was er that, das thaten sie; was er hoffte, gehörte ihnen. Sie wurden mit seiner göttlichen Fülle erfüllt, ein Jeder nach dem Maße, welches er zu fassen. Wir sehen hieraus, daß Christus ihnen Gegenstand göttlicher Verehrung war. Denn sie brachten ihm Anbetung, Liebe, Glauben und Gehorsam dar. Als Schöpfer und Erlöser hätte er ein doppeltes Anrecht auf sie. Liebe zu Christus war die Triebfeder, und seine Ehre das Ziel ihres Gehorsams. Lebten sie, so lebten sie dem Herrn; starben sie, so starben sie dem Herrn. Darum sie lebten oder starben, so waren sie des Herrn. Nächstenpflichten begründeten sie mit Beziehung auf Christus. Weiber sollten den Männern, Kinder den Eltern, und Knechte den Herren um Christi willen unterthan sein; Christen sollten einen keuschen Wandel führen, weil ihre Leiber Christi Glieder waren. Nach ihrer Ansicht bestand die Seligkeit des Himmels darin, Christi Herrlichkeit zu schauen, ihm gleich zu sein und ihn zu sehen wie er ist. Solcher Art war das Christenthum der Schreiber des neuen Testaments. Christus war der Urheber und das Ziel ihres religiösen Lebens. Ihr ganzes Verhalten würde durch ihn bestimmt. Er war ihr Gott, Heiland, König, Priester und Prophet; er war ihnen Rechtfertigung und Heiligung, der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Die Apostel haben nie versucht, die Menschen mittelst der Sittenlehre oder den Grundsätzen der natürlichen Religion zu reformiren oder selig zu machen. Solche Mittel sind gar nicht zu verachten, allein ohne Christus gänzlich unzureichend. In seinem Brief an Titus schildert Paulus den Zustand der Christen vor ihrer Bekehrung also: „Wir waren auch weiland Unweise, Ungehorsame, Irrige, Dienende den Lüsten und mancherlei Wohllüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, und hasseten uns unter einander. Da aber erschien die Freudigkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes; nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig, durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum, unseren Heiland, auf daß wir durch desselben Gnade gerecht und Erbe seien des ewigen Lebens, nach der Hoffnung." Die Apostel bestrebten sich daher, den Menschen Heil und Seligkeit zu bringen, indem sie in aller Welt Jesus Christus als den Erlöser von Sünden predigten.

Was das Christenthum in den Herzen der Apostel war, das ist es auch in den Herzen aller Christen zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen. Das kann ein jeder Christ aus eigener Erfahrung bezeugen. Christus ist ihm beides Mensch und Gott geoffenbaret in dem Fleisch; ihm bringt er Anbetung, Glaube, Liebe und Gehorsam; Christus ist seine Weisheit, seine Gerechtigkeit, seine Heiligung und seine Erlösung; er ist ihm zu allen Zeiten nah, so nah, daß er mit ihm persönlich verkehren und ihn um Hilfe anrufen kann. Mit Christus hat er Alles, ohne ihn Nichts; er ist sein Theil in Zeit und Ewigkeit.

Alle Christen machen ähnliche Erfahrungen. Die Erfahrung eines Einzigen ist die Erfahrung eines jeden Andern, und diese gleichartige Erfahrung ist das gemeinsame Bindeglied zwischen den Christen der verschiedenen Völker, Kirchen und Jahrhunderte. Diejenigen Lieder, welche ihre Jugendfrische durch alle Zeiten hindurch bewahrt haben, sind immer solche gewesen, die Christus besungen haben. Welcher Protestant würde nicht mit dem katholischen St. Bernhard singen:

Schon deines Namens Süßigkeit
Giebt Freude, Trost und Seligkeit;
Doch süßer über Alles ist,
Wo du, o Jesus, selber bist 2c.

Was von dem Christenthum des Mittelalters wahr war, ist noch heute auf uns anwendbar.

Cowper hat den Hoffnungen und Gefühlen aller Gläubigen Ausdruck verliehen in dem Liede:

Kennst du den Quell, der blutig fließt
Von meines Jesu Herz?
Wenn der sich in die Seele gießt,
Heilt er der Sünden Schmerz.

Der Schächer in der letzten Stund
Wusch sich in diesem Quell,
Doch hab auch ich, wie er so wund,
Mein Kleid gewaschen hell 2c.

Welcher Bekehrte singt nicht freudig mit Newton:

Wie süß klingt Jesu Namen doch
In eines Sünder Ohr!
Er nimmt ihm ab das Sündenjoch
Und hebt das Herz empor.

Novalis singt schön, wie Christus der Gläubigen ihr Eins und Alles ist:

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern 2c.

Wesley's Lied singt jeder Christ:

Jesus, Heiland meiner Seele,
Laß an deine Brust mich fliehn,
Da die Wasser näher rauschen,
Da die Wetter höher ziehn 2c.

Alle Christen suchen bei Jesus Christus Schutz und Schirm, Heil und Hilfe, ewiges Leben und volle Genüge. Backmeister singt:

„Jesus meiner Seele Ruh'
Und mein Heiland bist nur Du;
Alles bist Du mir allein,
Sollst mir ewig Alles sein."

B. Schmolk:

Meinen Jesum laß ich nicht,
Ach, was wollt ich Besseres haben?
Ruhe, Freude, Trost und Licht,
Alle reichen Himmelsgaben,
Alles, was Vergnügen giebt,
Hab ich, weil mich Jesus liebt.

Und solche Beispiele von dem, was das Christenthum in den Herzen der Christen war, ließen sich noch zu tausenden vernehmen. Es wird Allen aufgefallen sein, wie die Thatsache, daß Christus unser Lehrer, oder Exempel, oder gar unser Versöhner, in andern Worten: was Christus war und was er gethan hat, weniger hervorgehoben wird, als vielmehr, was er jetzt ist. Er ist Gott in unserer Natur eingehüllt, immer mit uns und in uns — unser Leben, unsere gegenwärtige Freude, unser ewiges Theil. Er ist derjenige, welchem wir Alles schulden, von welchem wir Alles haben, der uns mit einer besonderen, ewigen und unaussprechlichen Liebe geliebt hat.

Im peinlichen Kontrast mit dem Christenthum der Bibel und der Kirche, giebt es eine weitverbreitete Kirchengemeinschaft und viele sogenannte Christen, die auf den Namen Christenthum Anspruch machen, welche aber mit Recht nichts darstellen als das, was man ein Christenthum ohne Christus nennen dürfte. Denn solcherlei „Religion" wäre gerade was sie jetzt auch ist, wenn Christus nie erschienen, oder wenn unser Verhältniß zu ihm ganz verschieden wäre von dem, was es wirklich ist.

Diese Religion, in ihrer niedrigsten Erscheinungsform, lehrt, daß Christus ein bloßer Mensch, höchstens ein Geschöpf sei. Dann kann er selbstverständlich nicht Gegenstand göttlicher Verehrung, Anbetung, Liebe und Glaubens sein. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem geistigen, religiösen Zustand Solcher, welche Christum blos als einen Menschen, und Solcher, welche ihn als Gott ansehen. Ist die eine Religion wahr, dann ist die andere Gotteslästerung.

Die zweite Form dieser Religion hat zwar eine höhere Ansicht von Christi Person, läßt aber das Christenthum in Wohlwollen bestehen. Und unter Wohlwollen versteht sie gewöhnlich nur Menschenliebe. Das Evangelium geht auf in dem Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Wer das auch nur annährend erfüllt, ist ein Christ. Daher auch die Behauptung, wenn alle Berichte von Christus verloren gingen, so könnte dennoch seine Religion aus unserer Natur entwickelt werden. Einem ausgesprochenen Atheisten wird gesagt, wenn er die ganze Nacht mit einem kranken Kind aufsitze, so sei er ein Christ, was auch sonst seine religiösen Anschauungen sein möge. Nächstenliebe wird zur höchsten Form der Religion gemacht. Aber eine solche Religion steht auf einer niederern Stufe als der Deismus, weil sie nicht allein Jesus Christus, sondern auch Gott, den Vater ignorirt. Diese Lehre wird in den heutigen Gedichten, Romanen, Magazin-Literatur und sogar in kirchlichen Zeitschriften in mancherlei Wendungen ein wenig überzuckert aufgetischt.

Einige lehren, dieses Wohlwollen bestehe nicht nur darin, die Glückseligkeit des Mitmenschen, sondern aller lebenden Wesen zu vermehren. Aber das käme auf eines heraus und alle Religionen und das sittliche Ideal bestände dann im Wohlwollen oder in Gütigkeit. Wir wären somit nur verpflichtet das zu thun, was glücklich machte. Glückseligkeit wäre Beweggrund und Ziel unseres Gehorsams oder sittlichen Handelns. Aber nach dem neuen Testament ist die Liebe zu Christus Grund unseres Gehorsams, sein Wille die Form und seine Ehre der Zweck unseres Gehorsams. Jeder Christ ist wohlwollend, allein sein Wohlwollen macht ihn nicht zum Christen, sondern vielmehr sein Christenthum macht ihn wohlwollend. Wir werden finden, daß zu allen Zeiten diejenigen Männer, welche am meisten für das Wohl ihrer Mitmenschen gelitten und gestritten haben, Christen waren; Männer von der Liebe Christi gedrungen und von seinem Geiste durchdrungen. Es ist klar, daß das geistliche Leben, der innere religiöse Zustand desjenigen, der ganz für Christus lebt, grundverschieden ist von dem des Mannes, welcher nur für die Glückseligkeit des Universums lebt. Man könnte auch dafür leben, wenn es keinen Christus gäbe.

Eine andere Form dieses sogenannten Christenthums lehrt, daß Gott blos ein sittlicher Weltregent von unendlicher Macht und Güte sei, und weil er so gütig ist, wünscht er die Glückseligkeit aller seiner Unterthanen. Der Sünde gegenüber müsse er Zeichen seines Mißfallens geben, und dieses Mißfallen Gottes gegen die Sünde habe Christus durch sein Leiden und Sterben geoffenbart. Darauf sei er vom Schauplatz seiner Thätigkeit abgetreten und wir hätten es hinfort nur mit Gott, und zwar nach den Grundsätzen der Natur-Religion zu thun. Wir müßten uns seiner Autorität unterwerfen, seine Gebote halten, und würden nicht nur nach unseren Werken, sondern auch für unsere Werke belohnt. Christus habe kein besonderes Verdienst für uns erworben. Was er gethan, bestehe darin, daß er es der Güte Gottes möglich gemacht, ohne im Widerspruch mit seiner Gerechtigkeit unsere Sünden zu vergeben.

Dieser Theorie gemäß wären die Menschen nur Abtrünnige, deren Abfall Gott jetzt vergeben darf. Wenn sie nur die Waffen strecken, dann kann Gott ihnen vergeben. Allein in welchem Sinne ist dieser Theorie gemäß alsdann Christus unser König, Priester und Prophet? In wiefern ist er uns zur Weisheit, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung, und zur Erlösung gemacht? Was soll es denn heißen, daß wir in ihm sind wie die Rebe am Weinstock! Was hat der Herr gemeint, als er sagte: „Ohne mich könnt ihr Nichts thun?" Was dachte sich Paulus, als er sagte: „Christus ist mein Leben. Ich lebe aber nicht mehr, sondern Christus lebt in mir," und wie es weiter heißt? Solche Religion ist grundverschieden von der Religion, welche wir in der Bibel und in der Erfahrung der Kirche finden. Eben so verschieden wie diese Religion ist auch ihre

Predigtweise und die Mittel, welche sie zur Reformation des Menschen gebraucht. Einige behaupten sogar, daß die Moral ohne Religion möglich sei. Der Mensch soll sittlich handeln, weil es also recht ist, weil er seine Glückseligkeit dadurch befördert und sich selbst achtbar und nützlich machen kann. Andere nehmen den höheren Standpunkt des Theismus, oder der natürlichen Religion ein, und holen ihre Beweggründe zum sittlichen Handeln aus unserem Verhältniß zu dem vollkommenen Gott. Er ist unser Schöpfer, Erhalter und Wohlthäter, hat einen berechtigten Anspruch auf uns, sein Wille ist unser Gesetz, er belohnt den Gerechten und bestraft den Gottlosen.

Das ist Alles recht schön und gut, soweit es geht. Aber was nützt es dem Blinden zu sehen, und dem Lahmen zu gehen überreden zu wollen? Die frohe Botschaft, das Evangelium, ist es jedenfalls nicht. Christus ist unser alleiniger Erlöser von Sünden, die einzige Quelle unserer Heiligung und alles geistigen Lebens. Der erste Schritt in der Befreiung von Sünden ist unsere Versöhnung mit Gott, und diese ist durch den Tod seines Sohnes geschehen. Sein Blut, und nur sein Blut macht von Sünden rein. So lange wir unter dem Gesetze waren, brachten wir Früchte zum Tode; erst nachdem wir vom Gesetz, das uns gefangen hielt, und einen vollkommenen Gehorsam forderte, los sind, können wir Gott Frucht bringen. Christus ist unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, da er ward ein Fluch für uns, und unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holz. Er sendet den heiligen Geist, uns geistiges Leben mitzutheilen, und uns immer mehr und mehr in sein Ebenbild zu verklären. Der Geist offenbart uns Christi Herrlichkeit und Liebe. Er zeigt uns nicht allein, daß wir Christus Alles schuldig sind, sondern auch, daß Christus unser Alles in Allem, unsere gegenwärtige Freude und ewiges Theil ist. Liebe zu Christus und Eifer für seine Ehre wird der eine, alle andern beherrschende Beweggrund, Gott zu gehorchen. Sein Volk ist ihm ähnlich, und wie er umher ging, wohl zu thun, also auch sie. Dies ist den Griechen allerdings eine Thorheit. Aber es gefiel Gott wohl, durch Christi Predigt selig zu machen, die daran glauben.

Die Schwindsucht rafft mehr Menschenleben hin, als irgend eine Seuche. Die Schwindsucht der Kirche ist das Christenthum ohne Christus in seinen verschiedenen Formen. Es ist viel schädlicher als eine wissenschaftliche oder philosophische Skepsis, und das einzige Mittel dagegen ist, Christum zu predigen, und zwar wie es die Apostel gethan haben.

Bibel und Astronomie.

Von F. L. Nagler.

Die Frage, um die es sich hier handelt, ist diese: Wie ist die astronomische Winzigkeit der Erde unter den Myriaden Welten des Himmels mit der biblischen Wichtigkeit derselben als der Schauplatz der großen Gottesthaten der Erlösung in Einklang zu bringen, und wie stimmen die Aussagen der Bibel über die Erde und die Sternenwelt mit den gesicherten Ergebnissen der Astronomie?

Astronomie ist die älteste und erhabenste aller Wissenschaften. Was sind jene schimmernden Lichtwelten? Diese Frage ist so alt als unser Geschlecht. Die Geschichte der Astronomie kann man in zwei Haupttheile theilen: in die Zeit, in der man die Erde als stillstehend und als den Mittelpunkt des Weltalls betrachtete, und in die Zeit, in der man sie als ein gewöhnliches und bewegtes Glied des Solar-Systems betrachtet. Den Uebergang bildete die Theorie des Kopernicus im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Die Bibel wurde bekanntlich in der ersten dieser Zeitperioden geschrieben, also in der Zeit, in der man die Erde nicht nur für den Mittelpunkt des Solar-Systems, sondern für den Mittelpunkt des Weltalls hielt.

Was sind nun im Allgemeinen die Ergebnisse der Astronomie? Wir wollen versuchen, diese in einigen kurzen Zügen zu geben.

Die Erde ist keine ebene Fläche, wie es scheint, sondern eine Kugel von 8000 (englischen) Meilen Durchmesser und 25,000 Meilen Umfang. In je 24 Stunden dreht sie sich einmal um ihre Axe, welches den Wechsel von Tag und Nacht verursacht. Bis sie 365 Axendrehungen vollendet hat, hat sie sich auch auf ihrer 600 Millionen Meilen umfassenden Bahn einmal um die Sonne bewegt. In jeder Sekunde von Zeit stürzt sie 18 Meilen durch den Weltenraum dahin, und wir Menschen fahren auf dieser Reise beständig mit, und zwar ohne einen Ruck oder Stoß zu spüren, denn Gott selbst hat diese Bahn bereitet. Die Sonne ist der Mittelpunkt der jährlichen Bewegung der Erde und aller Planeten. In diesem Systeme steht nichts still. Die Sonne dreht sich um ihre Axe, die Planeten um ihre Axen und um die Sonne, die Monde um ihre Axen, um ihre Planeten und mit ihnen um die Sonne; und das gesammte System — Sonne, Planeten und Monde — als ein Ganzes durch den Weltraum um einen noch nicht entdeckten Schwerpunkt.

Unsere Erde ist ein großer Körper, denn mehr als tausend Millionen Menschen wohnen darauf. Aber der Planet Jupiter ist vierzehnhundert Mal größer, und es würde mehr als eine Million Erdkugeln nehmen, um eine Kugel zu bilden so groß als die Sonne; ja die Sonne ist viel größer als die Mondbahn. Und doch ist auch die gewaltige Sonne nur ein Fixstern unter unzähligen Fixsternen. Und da unsere Sonne ein ganzes Heer von Planeten hat, so haben es jene wahrscheinlich auch; zwar gesehen hat man noch keine, obwohl die Andeutungen von dem Vorhandensein dunkler Weltkörper im fernen Weltraume in der Astronomie nicht fehlen.

Unermeßlich und unbegreiflich ist das Weltall unseres Gottes! Setze Fernrohr an Fernrohr und dringe tausend Mal tiefer in die unermeßlichen Tiefen des Raumes, so tauchen immer neue Sterne und Sternenheere, Systeme und Systemenheere aus der nächtlichen Tiefe hervor; aber kein Ende. Was ist nun unsere „große" kleine Erde? Nichts als ein Sandkorn am Ufer dieses unermeßlichen Weltenoceans.

Sind die Sterne bewohnt oder bewohnbar? Wir

wissen es nicht. Man hat noch keine Bewohner darauf gesehen, und hingereist ist noch Niemand. In Bezug dieser Sache kann man blos einen Glauben haben. Und unser Glaube ist, daß die Sterne bewohnbar sind, oder mit anderen Worten, wir glauben, so im Allgemeinen gesprochen, an die Bewohnbarkeit der Sterne, und zwar darum, weil unsere Erde, ein kleiner Stern unter Sternen, mit Millionen und Billionen von verschiedenen Wesen bewohnt ist. Noch andere Gründe könnten wir für unseren Glauben angeben, doch dieser genügt. Nur möchten wir folgende Punkte hervorheben:

1) Wir glauben nicht an die Bewohnbarkeit der Sonne oder der Fixsterne; diese dienen als Lichter oder Leuchter des Weltalls.

2) Viele Sterne mögen einmal bewohnbar gewesen sein und sind es jetzt nicht mehr, wie zum Beispiel unser Mond.

3) Andere mögen erst in der Zukunft bewohnbar werden, wie wahrscheinlich Jupiter; denn unsere Erde hat auch eine Zeit gesehen, da sie unbewohnbar war, wie Bibel und Geologie deutlich lehren.

4) Die Erde ist möglicherweise der einzige bewohnbare Planet unseres Systems; der Planet, der ihr am ähnlichsten ist, ist Mars.

5) Die Erde ist sicherlich der einzige Weltkörper, den wir kennen, auf welchem Wesen, wie der Mensch, ein Dasein haben können. In dieser Beziehung ist sie der Hauptkörper unseres Systems. Doch mögen andere Planeten, andere Sonnen dieselbe oder noch höhere Stellungen einnehmen.

Woher ist das Weltall? Wie ist das Solar-System entstanden? — Die beste Hypothese ist die Nebular-Hypothese von Kant, Herschel und La Place. Nach dieser Theorie rollte einst ein mächtiger Urnebel im Raume, fühlte sich ab, zog sich immer mehr zusammen, was aber durch die Schwungkraft bei den äußeren Schichten verhindert wurde. Diese bildeten einen losgelösten Ring, welcher endlich zusammenbrach, sich zusammenballte und den äußersten Planeten bildete. Durch einen zweiten Ring wurde ein zweiter Planet gebildet u. s. w. Aber, woher der Urnebel? Woher die Abscheidungen der verschiedenen großen Nebelmassen? Woher die Concentration der Wärme? Woher die erste Bewegung? u. s. w. Auf diese Fragen schweigt die Wissenschaft absolut; und doch kann unsere Vernunft nicht anders, als diese Fragen zu stellen. Die Nebular-Hypothese ist armselig genug; aber sie ist das Beste, das in dieser Richtung von der spekulirenden Wissenschaft hervorgebracht wurde. Den eigentlichen Ursprung oder Anfang des Alls erklärt sie nicht im Geringsten. Wenn sie aber, so weit sie geht, wahr sein sollte, so brauchen wir Christen nicht zu zittern, denn sie streitet nicht im Geringsten gegen die Bibel. Wir wollen nur noch bemerken, daß sie von manchen Theologen angenommen und von vielen Astronomen verworfen wird. — Weltschöpfung gehört nicht in's Gebiet der Naturwissenschaft; sondern sie gehört in das Gebiet der Philosophie und des Glaubens. Die Philosophie kann hierüber spekuliren; aber durch den Glauben wissen wir, daß die Welt durch Gott geschaffen wurde (Ebr. 11, 3).

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde (1 Mos. 1, 1). Ein gewaltiges Wort dieses. Es verneint den Atheismus, denn es spricht von einem Gott als die erste Ursache alles Seins; es verneint den Materialismus, denn es spricht von der freien That eines schaffenden Geistes; es verneint den Pantheismus, denn es spricht von Gott als ein von der Welt unabhängiges und absolut selbstständiges Wesen; es verneint den Polytheismus, denn es spricht von blos einem ewigen, schaffenden Urwesen. Es giebt fast keine Form des Unglaubens, keine falsche Schöpfungs- oder Weltentwicklungs-Theorie, die nicht in diesem ersten Verse der Bibel eine gründliche Widerlegung findet. Wer diesen Vers in seiner vollen Tiefe und Tragweite erfaßt, der hat es in einer richtigen Auffassung der biblischen Weltanschauung schon sehr weit gebracht.

Wann das Weltall in's Dasein gerufen wurde, darüber schweigt die Schrift. Sie sagt blos am Anfang, und läßt Raum genug für die kühnsten Sprünge der Phantasie unserer modernen Weltentwicklungs-Theoretiker. Zwischen dem ersten und zweiten Verse der Bibel ist Raum genug für irgend eine spekulirende Philosophie.

Wem der biblische Schöpfungsbericht gegeben wurde, oder wer den Hergang der Dinge mit prophetischem Blicke geschaut hat, ist uns nicht bekannt. Wir denken am liebsten an Adam. Der Bericht ist gegeben wie von Einem, der dabei gewesen und zugeschaut hätte, und der dann nach dem Augenschein berichtete. Dies ist wohl zu beherzigen.

Wir halten die Schöpfungstage nicht für vierundzwanzigstündige, sondern für längere Zeitperioden. Das Wort „Tag" hat oft die Bedeutung einer kürzeren oder längeren Zeitperiode, vergleiche 1 Mos. 2, 4 (wo anstatt „zu der Zeit" an dem Tage stehen sollte; hier werden also die sechs Tage ein Tag genannt); Jes. 61, 2; Jer. 50, 27; Hos. 1, 11; Mal. 4, 5; Joh. 8, 56; Römer 13, 12; 2 Petr. 3, 8; Ebr. 5, 7. Wir bemerken nur noch, daß diese Ansicht ihre Vertreter hatte, lange ehe man etwas von einer Wissenschaft der Geologie wußte.

Erster Schöpfungstag. „Es werde Licht," sprach Gott, und licht wurde es. Das Licht drang durch wie aus der Finsterniß, und leuchtete auf die wüste Leere. Es wird nicht gesagt, daß dieses die erste Schöpfung des Lichtes war, sondern nur, daß es zum ersten Male auf die Wüste und Leere der Erde schien. Dieses konnte dadurch bewirkt worden sein, daß nun die ordnenden Scheidungen der Elemente, sowohl die des Erdkörpers als auch die der dichten, ihn umgebenden Wolken- oder Nebelhülle stattfanden, so daß das Licht von Außen auf den Erdkörper durchzudringen vermochte. Einem Zuschauer hätte es natürlich scheinen müssen, als sei das Licht nun erst in's Dasein gerufen worden. Manche Planeten unseres Systems befinden sich wohl noch in einem solchen finsteren und öden Zustande, trotz dem hellen Lichte der Sonne.

Zweiter Schöpfungstag. Die Scheidungen zwischen Erde und Lichtkreis und im Luftkreise selbst treten hier in ein neues Stadium. Die „Veste" ist das Firmament, welches wie ein großes Gewölbe aussieht. Aus dieser Vorstellung einer „Veste" am Himmel entstand auch der Sprachgebrauch von der Oeffnung der Fenster des Himmels (1 Mos. 7, 11; 8, 2; 2 Kön. 7, 2; Jes. 28, 18; Mal. 3, 10). Nun schweben

dichte, schwere Wolkenmassen in den oberen Regionen des Luftkreises; dieses sind die Wasser über der Veste. Doch war der weite Weltraum noch nicht wahrzunehmen, und was in dieser Zeit auf anderen Welten vor sich ging, konnte von der Erde aus nicht bemerkt werden.

Dritter Schöpfungstag. Der Luftkreis bleibt in dieser Periode scheinbar unverändert. Auf der Erde heben sich die Berge und Continente aus der Tiefe empor, und die Wasser sammeln sich an bestimmten Orten (Ps. 104, 6—9). Dann wird das Pflanzenreich in's Dasein gerufen mit den Worten: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut." Daß das Pflanzenreich vor dem Thierreich existirte und existiren mußte, bezeugt auch die Wissenschaft.

Vierter Schöpfungstag. Nun sind die Scheidungen in der Erdatmosphäre soweit gediehen, daß sich die Wolken vertheilen, und der prophetische Seher schaut auf den Weltenraum hinaus, und zum ersten Male scheinen die großen Lichter direkt auf die Erde hernieder. Daß diese Lichter oder Lichtträger jetzt erst in's Dasein gerufen wurden, jetzt erst, nachdem auf der kleinen Erde schon ein Pflanzenreich wucherte, dieses will der Bericht sicherlich nicht sagen. Welche Veränderungen auf jenen Welten während den Schöpfungsperioden der Erde vor sich gingen, darüber schweigt der Bericht; denn er schildert die Schöpfung nur in ihrem Verhältniß zur Erde. Der Berichterstatter sagt blos, was er auf der Erde und von der Erde aus wahrnimmt. Er sagt uns auch kein Wort von der Schöpfung der Engelwelt und ihren Behausungen, obwohl diese vor dieser Zeit stattgefunden hatte (vergleiche Hiob 38, 4—7).

Fünfter Schöpfungstag. Jetzt erfolgte die Schöpfung der Thierwelt im Wasser und in der Luft. Auch hier, ähnlich wie am dritten Schöpfungstag zur Erde, spricht Gott zum Wasser, daß es sich errege mit webenden und lebendigen Thieren u. s. w.

Sechster Schöpfungstag. An diesem Tage kam endlich zum Vorschein, wozu das Vorhergehende in's Dasein gerufen wurde. Zuerst erfolgt die Schöpfung der höheren Thiergattungen und dann die Erschaffung des Menschen zum Ebenbilde Gottes. Der Mensch war Ziel und Krone der Schöpfung.

Zum ersten Mal betrunken.

Eine Scene aus dem Leben des niederländischen Heeres auf der Insel Java.

Ein Tagesdienst ist zu Ende; die Compagnie-Säle sind ganz leer, aber die Cantine (Schenkwirthschaft in der Nähe der Kaserne) ist voll, zum Ersticken voll, — von Soldaten, die endlich einige Stunden von aller Kriegszucht entbunden sind, und nicht auf die Befehle der Unteroffiziere zu hören brauchen. Sie sind frei, bis der Zapfenstreich sie zu den Betten ruft, und sind Willens, sich diese Zeit „zu Nutze zu machen", um im Trunk manch' erlittenes Unrecht zu vergessen. — Da kracht der Abendschuß, um anzudeuten, daß die Stunde der Ruhe angebrochen ist, und die Cantine geschlossen werden muß. Alle, welche sich nicht eine Strafe zuziehen wollen, laufen schnell nach der Kaserne.

Die Visitation hat stattgefunden, und alle sind da. Das schwache Licht eines in Kokosöl brennenden Dochtes erhellt den Saal nur dämmerig. Die meisten Soldaten sind schon in tiefen Schlaf gesunken; andere liegen, vom übermäßig genossenen Getränk betäubt, schnarchend und noch halb angekleidet auf ihren harten Lagerstätten ausgestreckt. Nur Einzelne wachen noch, und flüstern leise miteinander. Ein Jüngling sitzt mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe auf seiner Pritsche und murmelt zuweilen einige unverständliche Worte. Seinem Nachbar fällt das Murmeln lästig; er hebt den Kopf auf und sagt brummend: „Halt dich doch still und schlafe! Du störst jeden in seiner Ruhe!"

„Ruhe! — schlafen!" stammelt der Jüngling; — „wenn du es kannst, thue es nur! Ich will nicht schlafen. Niemand kann mich dazu zwingen!" erwidert er mit der Starrköpfigkeit eines Menschen, der zu viel getrunken hat.

Ein gedämpfter Fluch ist die einzige Antwort, die er erhält.

„Fluche nur! Ich gebe nichts darum. — Ich bin ein Feigling! hat der Lieutenant gesagt.— Ha, ha! das hat mich fröhlich gemacht. Ich habe darauf getrunken, — zum ersten Male in meinem Leben habe ich getrunken, bis ich nicht mehr konnte! Ha! ha!"

„Wer macht dort den Lärm?" ruft der Korporal am Ende des Saales.

„Das thue ich; und das will ich thun! Der Lieutenant hat mich einen Feigling genannt, weil ich zitterte, als man heute Morgen den Soldaten von der zweiten Klasse abprügelte, bis er laut um Gnade schrie. Ich ein Feigling? Ich, der ich nur darum mich für Indien einschreiben ließ, um einen Ritterorden zu bekommen und Ruhm und Ehre zu erwerben! Es war ein Offizier, der mir das sagte, sonst" — und der Jüngling ballte die Fäuste und schlug sie blutig auf der eisernen Bettstelle.

„Halt' den Mund!" befiehlt der Korporal, „oder ich lasse dich sofort in Arrest bringen!"

„Schön! Erst nennt man mich einen Feigling, und dann befiehlt man mir, zu schweigen! Ein Soldat muß sich nur still beleidigen lassen, ja gewiß! Er besitzt ja doch kein Ehrgefühl, man kann ihm nicht abnehmen, was er nicht besitzt. Wir sind Hunde, Hunde sind wir!"

Zornig steht der Korporal auf, zieht seinen Waffenrock an und geht zu dem Ruhestörer hin, dem er befiehlt, sich sofort niederzulegen und still zu sein. Jedoch der aufgeregte Jüngling kehrt sich nicht daran, sondern schilt und schimpft weiter.

„Kleide dich auf der Stelle aus, du betrunkenes Schwein!" gebeut nochmals der Korporal.

Der Jüngling springt wüthend auf. „Trunkenes Schwein!" brüllt er, „und das sagt Ihr zu mir, Ihr! — Vom Lieutenant habe ich's ertragen, daß er mich ausschalt, aber von Euch lasse ich mir keine Beleidigung gefallen, und sollte es mir auch das Leben kosten. Da!!" und seine Faust fährt wie

ein Hammerschlag auf den Kopf des Korporals nieder und er faßt ihn an der Kehle und würgt ihn so fest, daß der Schrei um Hilfe kaum vernehmbar ist. Doch hat der Lärm schon Viele geweckt; sie springen auf und eilen dem Korporal zu Hilfe. Alles ist in Bewegung. Einige halten den wüthenden Jüngling fest, der nochmals auf seinen Feind zustürzen will. Doch ist dieser schon nach der Kammer des Sergeantmajors gegangen, um ihm sein blutendes und geschwollenes Gesicht zu zeigen, und von dem Vorgefallenen Rapport zu erstatten.

Einige Augenblicke später wird der junge Soldat von der Wache verhaftet und trotz seines verzweifelten Widerstandes nach dem Gefängniß abgeführt. Niemand schläft mehr in der Compagnie; man spricht ernsthaft mit einander über den Vorfall und steckt die Köpfe zusammen. Denn so etwas kommt nicht alle Tage vor. Es ist schwer gesündigt gegen das strenge Kriegsgesetz; der Untergebene hat seine Hand gegen den Vorgesetzten aufgehoben. Man kennt die furchtbare Strafe, die auf solch' Vergreifen gesetzt ist und die ohne Gnade an dem Schuldigen vollzogen wird, die Todesstrafe.

„Wer war er? Kennst du ihn?" fragte einer den andern. Denn Niemand weiß noch recht, wer sich so weit vergessen hat.

„Es ist einer der eben Angekommenen, der vor einigen Tagen unserer Compagnie einverleibt ist," lautete die ernsthafte Antwort.

„Er mußte die große Seereise machen und wohlbehalten hier ankommen, um so zu enden!" bemerkte traurig einer der Flankeure.

„Wir müssen alle unserm Schicksal uns unterwerfen!" so erschallte eine tiefe, hohle Stimme aus der Mitte des Saales. Gegen diese Wahrheit hat Niemand etwas einzuwenden, und es wird wieder still, aber es dauert lange, bis ihre müden Augenlider vom Schlaf zugedrückt werden.

* * *

Executions-Parade! Welch einen tiefen Eindruck scheint dies Wort auf die sonst so muthigen Kriegsleute zu machen! Bei jedem andern Commando hängen sie mit ungestümem Geräusch die Waffen um, und machen dabei so viel unnöthigen Lärm, als nur immer möglich ist. Jetzt hingegen vernimmt man davon nichts; kein Waffengerassel, kein Fluchen oder Singen. Schweigend greifen sie zu ihren Gewehren, und traurig und ernsthaft sind ihre Gesichter. Sie werden ja auch nicht aufgerufen zum gewöhnlichen Dienst, zum Beziehen der Wachen oder zu einem Marsche. Sie werden aufgerufen, um das Urtheil an einem Kriegskameraden vollstrecken zu sehen, der sich gewaltsam gegen die Kriegszucht vergangen hat; sie müssen gegenwärtig sein, um seine letzten Augenblicke und seinen Todeskampf zu sehen. Sie haben also wohl Ursache, ernst gestimmt zu sein, und tiefer nachzudenken, als sie gewöhnlich thun.

„Zehn Gulden gebe ich dem, der meine Stelle vertreten will!" ruft ein Flankeur, der in heftiger Gemüthsbewegung den Saal auf und nieder schreitet, und er holt seine Börse hervor und hält sie einem seiner Kameraden unter die Augen.

„Ich danke dir herzlich!" antwortete dieser, den Kopf schüttelnd. „Für Geld thue ich sonst viel, das weißt du. Für zehn Gulden will ich mein ganzes Leben mit den Malaien fechten, bis meine Haut wie eine Bettlerdecke aussieht. Aber für keine zehn Mal zehn Gulden will ich mein Gewehr auf den armen Menschen anlegen; ich glaube, daß ich keine Ruhe mehr haben würde."

„Und ich denn? Ich werde gezwungen, es zu thun!" ruft der Andere heftig aus; „ich muß ihn todtschießen helfen und das Geschäft des Henkers an ihm verrichten."

„Du thust nicht das Geschäft des Henkers, wenn du deine Pflicht ansiehst; du bist von deinem Vorgesetzten commandirt, und es versteht sich von selbst, daß du gehorchst, ohne daß du dadurch dein Gewissen beschwerst. Aber ich wäre ein Henker, wenn ich, um ein paar Gulden zu verdienen, mich an deinen Platz stellte. Nein, dann würde ich ein freiwilliger Mörder."

„Es kann so sein, wie du sagst," antwortete der Flankeur, „aber ich gestehe es gerne, daß ich wollte, ich bekäme das Fieber wie ein Pferd, so wäre ich von meinem blutigen Dienste entbunden!"

„Ja, aber man kann nicht krank werden, wann man will; und das Fieber zu kriegen, geht gemächlich nicht; es kommt am liebsten ungebeten."

Man bricht das Gespräch ab; denn der Augenblick ist da, daß man herausgehen muß, um sich in Reih' und Glied zu stellen, und kurz darauf kommt man auf dem Executionsplatz an.

Auch hier herrscht tiefe Stille, die nur durch das flüsternde Gespräch der Offiziere unterbrochen wird.

Der Sandhügel, vor dem der Schuldige knieen muß, ist schon aufgeworfen; der Sarg, der seine Leiche aufnehmen wird, steht bereit.

Aller Blicke wenden sich nach der Seite, woher der Gefangene kommen muß; doch eine Minute nach der andern verstreicht, ohne daß man ihn zum Vorschein kommen sieht. Dieses Warten ist überaus peinlich; denn jeder verlangt, daß alles so schnell als möglich abgemacht werden möge, und jede Sekunde scheint sich nun zu Stunden auszudehnen. Endlich vernimmt man ein Geräusch; ein lautes Murmeln läßt sich hören; die Waffen klirren bei der plötzlichen Bewegung, die für einen Augenblick in den Reihen entsteht. Er kommt. Mit langsamen Schritten nähert sich der Gefangene, von der Wache umringt, und an seiner linken Seite geht der Prediger, der ihm Worte voll Trost und Ermuthigung zuspricht. Sein Gang ist fest und sein Gesicht, wiewohl todtenbleich, verräth keine Spur von Furcht vor dem nahen Tode. Sein helles Auge blickt frei umher und heftet sich lange auf den Sandhügel, dem man sich genähert hat. Mit fester Stimme bittet er um Erlaubniß, von einzelnen unter seinen Kameraden Abschied nehmen zu dürfen, und der Oberst schlägt dem Verurtheilten seine letzte Bitte nicht ab. Ohne ein Wort zu sprechen, drückt er hier und da einem Schiffsfreunde, einem Kameraden die Hand. Er bittet den Korporal um Verzeihung wegen der Beleidigung, die er ihm zugefügt habe. Dieser schüttelt ihm herzlich die dargereichte Hand, aber er kann kein Wort herausbringen, und es kostet ihm Mühe, die Thräne zurückzudrängen, die in seinen Augen aufquillt. Auch den Offizieren sagt er Lebewohl, und sichtlich gerührt winken sie ihm ihre Grüße zu. Er hat sich einem jungen Lieutenant genähert, der erst wenige Wochen die



Epauletten trägt, und sieht ihn traurig lächelnd an. „Sie haben mich einmal Feigling genannt, Lieutenant!“ sagt er mit leiser Stimme, „Sie hätten das nicht thun sollen, denn dann würde vieles nicht vorgekommen sein. Ich will Ihnen jedoch zeigen, daß ich den Tod nicht fürchte, und also kein Feigling bin. Leben Sie wohl, Lieutenant!“ Tief gerührt greift der junge Lieutenant nach der Hand des Verurtheilten, wendet jedoch den Kopf weg und seufzt tief; denn er fühlt sich schuldig. Der Verurtheilte hat nun seine letzte Pflicht auf Erden erfüllt und mit den Menschen Frieden geschlossen. Er kehrt wieder zum Prediger zurück, den er ersucht, noch einmal mit ihm zu beten. Dieser thut nach seinem Begehr; der Verurtheilte beugt sein Haupt, faltet die Hände und spricht leise die Worte des Geistlichen nach. Als das Gebet zu Ende ist, blickt er lächelnd umher und winkt nochmals ein letztes Lebewohl.

„Vergessen Sie doch nicht, mein Herr, was Sie mir versprochen haben!“ bittet er den Prediger, während einen Augenblick eine düstere Wolke seine Stirn bedeckt. „Vergessen Sie nicht, meiner armen Mutter zu schreiben, daß ihr Sohn sie in seinen letzten Augenblicken um Verzeihung gebeten hat wegen all der Leiden, die sie um meinetwillen erduldet hat, — und noch erdulden wird. Der Prediger wiederholt sein' Versprechen, was den zum Tode Verurtheilten sichtlich beruhigt.

„Dann bin ich bereit, meinem gerechten Urtheil mich zu unterwerfen!“ ruft dieser nun mit fester Stimme, und läßt sich schweigend das Tuch vor die Augen binden. Darauf kniet er vor dem Sandhaufen nieder, und seine Lippen bewegen sich zum Beten. Der dienstthuende Offizier giebt mit dem Säbel den Soldaten ein Zeichen, die das Todesurtheil vollstrecken sollen. Kaum hörbar legen sie an, und auf ein zweites Zeichen werden die Gewehre abgefeuert. Von vier Schüssen in die Brust getroffen, fällt der Unglückliche nieder. Ohne allen Todeskampf ist er in die Ewigkeit eingegangen und das verspottete Kriegsgesetz ist durch sein Blut neu befestigt.

„Das Fieber kommt eine Stunde zu spät,“ murmelt ein Soldat mit den Zähnen klappernd und todtenbleich. Mühsam trägt er sein eben abgeschossenes Gewehr, und wankt so hin und her, daß er die Aufmerksamkeit der Offiziere auf sich zieht. Kaum ist er in die Kaserne zurückgekehrt, so muß er in das Hospital gebracht werden. Ein hitziges Fieber hat ihn überfallen, und er ruft laut in einem fort, er sei der Henker.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Juli 1881. 2 Mos. 1, 1—14.

Israel in Aegypten.

Text: Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln, und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde, und mit allerlei Arbeit, die sie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit.

Einleitung. Zweck, Ort und Zeit dieses Aufenthalts. Israel sollte in Aegypten seufzen lernen nach Erlösung, sich erinnern an die alten Verheißungen der Väter, und willig werden, dem Herrn ihrem Gott sich ganz zum Eigenthum zu übergeben; der Aufenthalt dort war also eine Schule der Geduld, der Glaubensstärkung und des Gehorsams und eine Vorbereitung des Heils. Aegypten selbst erscheint in der doppelten Gestalt einer Zufluchtsstätte für Israel, wo sein kleiner Anfangskeim erhalten wurde während der Theurung und sich mehrte unter dem Druck, aus einer Familie zum Volke heranwuchs, aber auch der ersten gegen das werdende Gottesreich sich feindlich auflehnenden Weltmacht. Der Schauplatz war übrigens nicht das ganze Land, sondern nur Gosen (1 Mos. 45, 10), die fette Weidestrecke Unterägyptens mit seinen zahlreichen Nilarmen, zwischen der östlichen (pelusischen) Nilmündung und der (arabischen) Wüste oder dem heutigen Suezcanal, wo sie ihr patriarchalisches Hirten- und Wanderleben fortsetzten, wohl aber auch sehr frühzeitig schon in den fruchtbaren Landstrecken gegen Westen als im eigentlichen (ägyptischen) Nildelta ganz in der von den Aegyptern erlernten Weise Landbau, Handel und Gewerbe trieben und mit ihnen im Verkehr standen (vergl. 2 Mos. 3, 22), wenn gleich als ein von ihnen gesondertes Volk (vergl. 1 Mos. 43, 32). Schwieriger und schwankender ist die Zeitdauer; für den ganzen Aufenthalt betrug sie nach 2 Mos. 12, 40 430 Jahre, wovon auf den Zeitraum unseres Abschnitts etwa 130 Jahre kommen mögen, nach Andern blos 100, nämlich von 1700 vor Chr. als Zeitpunkt der Einwanderung bis 1600 vor Chr. als Beginn der Unterdrückung.

I. Das Volk gedeiht (V. 1—7). **Vers 1** geht nochmals auf die Einwanderung Israels als Ausgangspunkt seiner ganzen folgenden Geschichte als Nation im Unterschied von der bisherigen bloßen Familiengeschichte der Patriarchen zurück. Dies sind, wie schon 1 Mos. 46, 8 ff. ausführlich mitgetheilt wurde, die Namen u. s. w., über den Namenswechsel von Jakob in Israel vergleiche 1 Mos. 32, 28, mit ihm vergl. 1 Mos. 45, 19, mit seinem Haus, d. i. mit der ganzen Familie: Weibern, Kindern und Gesinde.

V. 2 sind zuerst genannt die vier ältesten Söhne Leas (1 Mos. 29, 32 ff.);

V. 3 sodann ihre zwei nachgeborenen Söhne und der jüngste Sohn der Rahel (1 Mos. 35, 16 ff.);

V. 4 ferner die zwei Söhne von Rahels Magd Bilha (1 Mos. 30, 1—8), und die beiden von Leas Magd Silpa (1 Mos. 30, 9—13).

V. 5. Waren siebzig, nämlich mit Einschluß von Jakob selbst als Familienhaupt (vergl. V. 1: „mit ihm") und von Joseph und seinen zwei Söhnen Ephraim und Manasse (1 Mos. 41, 50—52), der aber, als schon vor seinen Brüdern allen nach Aegypten gekommen, nicht mitgezählt ist.

V. 6. Josephs Tod (nach 1 Mos. 50, 22 110 Jahre alt) fällt etwa 70 Jahre nach der Einwanderung Jakobs, und der seiner (mit Benjamins Ausnahme) ziemlich gleichaltrigen Brüder wohl auch in dieselbe Zeit; über sein hier nicht erwähntes Begräbniß in Canaan vergl. 2 Mos. 13, 19 und Apostg. 7, 16.

V. 7. Sie wuchsen und zwar auf ganz außerordentliche Weise und in recht augenfälliger Erfüllung des ursprünglichen Schöpfungssegens (vgl. 1 Mos. 1, 28; 8, 17) und der ihrem Stammvater beim Auszug aus Canaan noch insbesondere gegebenen Verheißung und Segensverkündigung (1 Mos. 46, 3), wiewohl gerade auch in dieser Beziehung Aegypten überhaupt und insbesondere Gosen als ungewöhnlich fruchtbar galt. Nach 2 Mos. 12, 37 waren es beim Auszug 600,000 streitbare Männer, was eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 2½ Millionen ergiebt; zu jenen 70 Seelen (V. 5), das heißt den unmittelbaren Nachkommen Jakobs, und zwar nur den männlichen, denn von den Töchtern nebst deren Männern und Kindern ist nirgends die Rede, sind aber auch noch viele, vielleicht tausende von (verheiratheten) Knechten zu zählen, die mit jenen einwanderten und durch die Beschneidung dem Bundesvolk einverleibt (vgl. 1 Mos. 17, 23) allmählich mit diesem selbst gänzlich verschmolzen, so daß durch Hinzukommen ihres ebenfalls zahlreichen Nachwuchses sich jene große Summe leicht erklärt. Die aber später zu einer so großen, mächtigen Zahl heranwuchsen, werden hier heilsam an ihren kleinen Anfang (nur 70, V. 5) erinnert, und ihnen gezeigt, daß nicht ihre eigene Kraft und Kunst, sondern allein Gottes Segen sie so reich gemacht habe, um sie dadurch fein in der Demuth zu erhalten.

II. Der König droht (V. 8—10). Hier erfüllt sich nun auch die andere schon Abraham gegebene Weissagung und Leidensverkündigung für seine Nachkommen (1 Mos. 15, 13).

V. 8. Ein neuer König, vielleicht Amasis, nach Anderen Raanses II., wahrscheinlich aus einer ganz anderen Dynastie oder Herrscherfamilie und eben damit auch einer ganz andern politischen Richtung. Welcher nichts wußte, dies setzt jedenfalls schon eine längere Zwischenzeit von mindestens zwei Generationen oder Menschenaltern — also etwa 60 Jahren — seit Josephs Tode voraus, während welcher seine einstigen hohen Verdienste um das ganze Land (vergl. 1 Mos. 41, 53 ff.; 47, 13 ff.) wirklich so gänzlich in Vergessenheit gerathen konnten, denn „Undank ist der Welt Lohn", sie hat im Unterschied von Gott (Hebr. 6, 10), meist ein gar kurzes Gedächtniß, so daß der neue König wohl auch absichtlich nichts mehr von ihnen und der sich daraus ergebenden Verpflichtung zur Werthschätzung der Nachkommen jenes Volkswohlthäters wissen wollte; sie wurden von ihm, wenn auch vielleicht noch im Allgemeinen gekannt, so doch jedenfalls nicht mehr anerkannt.

V. 9. Und sprach, vielleicht bei einer feierlichen Rathsversammlung. Mehr, denn wir, ist ohne Zweifel eine Uebertreibung, aber er drückt sich mit Fleiß so stark aus, um die Aegypter für seine Sache desto sicherer zu gewinnen, je mehr Gefahr er ihnen für die ihre vorspiegelt.

V. 10. Die Politik des Königs ist gemischt aus despotischer List, die zugleich Bosheit ist: mit List dämpfen ist schlaue Maßregeln politischer Klugheit gegen sie ergreifen (Ps. 105, 25), was aber so die Welt Weisheit nennt, ist oft Thorheit vor Gott (1 Cor. 3, 19), ja sogar Schlechtigkeit, denn sie ist nur verderbliche Schlangenklugheit, aber ohne Taubeneinfalt (vergl. Matth. 10, 16), und aus despotischer Furcht: denn wenn sich ein Krieg erhöbe u. s. w., sei's ein revolutionärer Aufstand im Innern gegen seine Regierung, oder ein feindlicher Angriff fremder Völker von Außen, die als Räuber und Eroberer einen Einfall machen. Und wider uns streiten: eine solche Landesgefahr konnte allerdings möglicherweise daraus entstehen, daß sich Israel nicht mit ägyptischem Wesen vermischt, sondern seinen eigenen reinen Volkscharakter beibehalten hatte; eine ehrliche Politik hätte nun aber in diesem Falle Schritte gethan, den unsicheren Nachbarn auf friedlichem Wege zu neuen Wohnsitzen in größerer Ferne zu verhelfen, statt sie einfach auszurotten. Und zum Lande ausziehen, nämlich nachdem sie sich mit fremder Hilfe von der ägyptischen Oberherrschaft losgemacht, wie sie ja mit dem Glauben an den Gott ihrer Väter diese Hoffnung dereinstiger Rückkehr in die alte Heimath nie ganz aufgegeben hatten. Damit hätte aber das Land viele nützliche Unterthanen verloren, deren Dienst, Kraft und Besitz man sich also auf alle Weise sichern müsse; es ist also vor allem auch despotischer Eigennutz und zugleich Unredlichkeit dabei im Spiel, deren Lügenhaftigkeit sich besonders darin zeigt, daß er schon von einem wirklich bevorstehenden Krieg redet, als einem unvermeidlich gewissen Uebel, wo doch weit und breit kein solcher drohte, auch die friedlichen Israeliten in Wahrheit nie Anlaß zu solchen Befürchtungen gegeben hatten. Aber die meisten Verfolgungen der Kinder Gottes entstehen auch heute noch immer aus lauter solchen meist blos eingebildeten Beleidigungen, für die man sich rächen, oder angeblichen Gefahren und Empörungen, denen man vorbeugen müsse.

III. Der Druck beginnt (V. 11—14). **V. 11.** Und man setzte (in Ausführung dieses königlichen Rathschlusses) Frohnvögte über sie, als Werkzeuge der Unterdrückung und Knechtung, um sie so durch harten Dienst sowohl leiblich als geistlich zu entkräften, so daß dadurch nicht nur ihre Vermehrung geschwächt, sondern auch ihr Sinn für Freiheit und unabhängige Selbstständigkeit niedergehalten und abgestumpft würde. Der Zustand Israels war also nicht eigentliche Sklaverei, nicht einmal das gewöhnliche Loos der Kriegsgefangenen, sondern sie blieben noch immer im Besitz ihrer eigenen Ländereien, Heerden und Häuser bis zum Auszug, aber zugleich standen sie daneben doch auch noch im Dienstverhältniß harter Arbeit für die Aegypter, die aber, wie es nach Kap. 5 wenigstens scheint, nach dem Stück bemessen und wohl auch bezahlt wurde. Dazu bot sich aber damals gerade eine ganz besonders günstige Gelegenheit durch den Bau

von Schatzhäusern (besser: Vorrathsstädten) für den Ertrag der Ernten (vgl. 1 Mos. 41, 35 ff.), wodurch gerade das, was einst Joseph zum Segen des Landes verordnet hatte, seinen eigenen Nachkommen zum Unheil dienen mußte nach den grausamen Anschlägen ihrer Feinde, wenn gleich unter Gottes weiser Zulassung und Vorsehung, die es schließlich denn doch wieder für Israel zum Besten lenkte, denn die gemeinsame harte Arbeit half ihnen nicht blos zu desto festerem brüderlichem Anschluß aneinander (vergl. Kap. 2, 11 ff.), zu gegenseitiger Wehr und Hilfleistung gegen den gemeinsamen Feind, sondern die drückende Noth trieb sie auch zum Gebet und Gottvertrauen. Nach Anderen waren beide Plätze vielmehr Festungen oder eigentlich vertheidigungsfähige Tempelstädte gegen die von Osten her drohenden wilden Horden der Wüstenbewohner, nämlich Pithon, wahrscheinlich das heutige Abbassieh am östlichen (pelusischen) Nilarm selbst, und Raemses, d. i. Herapolis, noch zehn Stunden weiter östlich gelegen an dem Kanal zwischen jenem und den zum arabischen Meerbusen führenden Steppenseen. In jedem Fall verwandelte sich Gosen, das einstige Land der Ruhe und des Ueberflusses für sie allmählich in ein Land des Elends, wie es so oft geht, und zwar meist nicht ohne eigene Schuld. Pharao, d. i. „Sohn der Sonne" (ägyptisch: Ra) ist bekanntlich nicht ein Personenname, sondern der allgemeine Amtstitel sammtlicher ägyptischer Herrscher.

V. 12. Je mehr es sich mehrte, nämlich durch Gottes besondere wunderbare Hilfe, der seinem Volk auch unter dem Druck seine Kraft erhielt und die schädlichen inneren und äußeren Folgen desselben von ihm abwandte, und ausbreitete, einem Strome gleich, der aus kleiner Quelle entsprungen (V. 5) nur desto mehr anschwillt, je mehr man ihn eindämmt; auch sonst ist seither schon oft die Zeit der Noth für die Einzelnen wie für die ganze Kirche Gottes die Zeit reichsten Segens und größter Ausbreitung geworden, vergl. die Christenverfolgungen, Reformationszeit, Religionskriege, Sektenwesen &c. Gegen Gottes Allmacht ist alle Menschenmacht ohnmächtig, vergl. Sprüche 21, 30; und dagegen Röm. 8, 31, und Ps. 36, 12. Wie einen Greuel, d. h. sie empfanden vor ihnen ein Grauen, weil in der über alle Erwartung sich steigernden Vermehrung eine höhere, ihnen selbst unheimliche Macht sich offenbarte; ganz der richtige Ausdruck für das natürliche Gefühl, womit gottlose Menschen das gerade Gegentheil ihrer gottlosen Anschläge eintreten sehen; worüber Israel sich freut, darüber muß Aegypten erschrecken.

V. 13. Steigerung des Drucks, denn die Aegypter in ihrer Furcht und blindem Wahn können nicht begreifen, daß gerade in diesem Scheitern ihrer Pläne sich Gottes Gnadenschutz über Israel offenbart; der für diese ist, der ist wider sie selber und gegen ihn streitet man vergeblich (Apstg. 5,39). Gott ließ aber ihre freilich thörichte und nutzlose Unbarmherzigkeit zu, theils als Strafe für Israels Götzendienst (vergl. Josua 24, 14; Ezechiel 20, 5. 7 ff.; 23, 8), theils als Mittel, ihnen Aegypten gründlich zu entleiden, damit sie nicht vollends ganz in sein heidnisches Wesen versinken, und dafür die Sehnsucht und Hoffnung auf Erlösung zu erwecken und wach zu erhalten, theils endlich als Anlaß, um sich selbst desto gewaltiger und herrlicher als Richter und Rächer zu offenbaren, und desto überschwänglicher seine Macht und Gnade zu erzeigen.

V. 14. Zwei Hauptformen des Frohndienstes: 1) Ziegelarbeit, denn zu den großen Riesenbauten der Stadtmauern, Festungswerke, Tempelgebäude und Pyramiden brauchte man eine Unmasse von Ziegelsteinen, von denen jetzt noch ungeheure Trümmerhaufen sich finden; das Kap. 5, 7 ff. erwähnte Stroh diente nicht etwa zum Heizen der Brennöfen für die Ziegelwaaren, sondern wurde unter den weichen Nilschlamm gemischt, woraus jene gefertigt wurden, um ihm so mehr Festigkeit zu geben, die Backsteine selbst wurden dann aber an der glühenden Sonne Aegyptens getrocknet, unter deren heißen, versengenden Strahlen die ganze schwere Arbeit gethan werden mußte; 2) Feldarbeiten, d. h. nicht sowohl eigentlicher Ackerbau, als vielmehr Aufschütten von Dämmen, Ausheben von Gräben, Anlegen von Kanälen und anderen zur Bodenbewässerung (5 Mos. 11, 10) dienenden Arbeiten u. s. w., wozu namentlich auch das Treiben der großen Schöpfräder zur Weiterleitung des Wassers auf höher gelegene Landstriche, als eine besonders mühevolle, anstrengende Arbeit gehörte. Israel sollte aber unter diesem Druck nicht blos seufzen, sondern auch seines Gottes als des einzigen Helfers harren lernen („Noth lehrt beten"). Eine noch viel schlimmere Knechtschaft, aber auch noch herrlichere Erlösung ist Joh. 8, 34. 36, und Gal. 5, 1 genannt.

Disposition: Der Abschnitt zeigt: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" Darum

1) V. 1—7: Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat! (Ps. 103, 2.)

2) V. 8—10: Verlaß dich nicht auf Fürsten, sie sind Menschen! (Ps. 146, 3.)

3) V. 11—14: Verzage nicht, wenn du von Ihm gestrafet wirst! (Hebr. 12, 5.)

Sonntag, 10. Juli 1881. 2 Mos. 2, 5—15.

Moses Errettung.

Text: Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharaos. (Hebr. 11, 24.)

Die zum Verständniß nothwendige **Vorgeschichte** unseres Abschnitts umfaßt: a) Pharaos Mordbefehl (Kap. 1, 15 ff.), das Seitenstück zum Blutbefehl des Herodes (Matth. 2, 16) und dessen Vereitlung, und b) Moses Geburt (Kap. 2, 1—4). Diese geschah der Zeit nach gerade während der drangsalsvollsten Höhe des Druckes über Israel, nach Verfluß der vierten Generation (vergl. 1 Mos. 15, 16) seit der Einwanderung; also wenn diese selbst etwa um 1700 vor Christo fällt (siehe erste Lektion) ungefähr um 1580—70 vor Christo. „Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten." Der Ort derselben und also sowohl Moses eigene Heimath als die seiner späteren Pflegemutter läßt sich nur vermuthen; jedenfalls war es in nächster Nähe des Nils, also nicht in der weiter südlich

bereits im Hügelland der oberägyptischen Wüste nur an einem Steppenfluß und schwachen Zufluß des Nil gelegenen gewöhnlichen Residenzstadt On (Heliopolis), aber auch nicht das wegen seiner vielen Krokodile gefürchtete und gefährliche Memphis (unweit Kairo), sondern wahrscheinlich schon nach uralter Tradition Zoan oder Tanis, nahe der Küste des Mittelmeers fast an der Mündung des gleichnamigen starken Nilarms gelegen, nicht allzufern von der Westgrenze Gosens.

1. **Moses wird gerettet** (V. 5—10). **V. 5:** Diese Tochter Pharaos hieß nach Josephus: Thermutis, nach Andern Merris, und war der Sage nach die verheirathete aber kinderlose Tochter des Kap. 1, 8 genannten „neuen" grausamen Königs, unter welchem Israels Bedrückung begann, und somit wohl die Schwester des jetzt regierenden Pharao, d. h. also, wenn jener wirklich (nach Lektion 1) Amasis war, des Amenophis I., den auch die ägyptische Königsgeschichte als einen wenigstens etwas milderen und gerechteren Mann kennt und nennt, so daß sich so auch die Aufnahme des Fremdlings und Findlings an dem Hof eher begreifen läßt. Wollte baden, dies verstieß im alten Aegypten nicht gegen die weibliche Sitte und Sittsamkeit und kam um so häufiger vor, als der Nil zugleich für heilig galt, das Bad also nicht blos eine reinigende und erfrischende Waschung, sondern sogar eine religiöse Pflicht war. Im Wasser, dem man überdies noch eine das Leben erhaltende und befruchtende Kraft zuschrieb. Sie ging hernieder, an den Strand oder seichten Rand, wo das Binsendickicht die starke Strömung minderte und einen verborgeneren Badeort darbot, diesen sowie die gewöhnliche Zeit muß Moses Mutter gekannt und von vorn herein ihren Plan darauf berechnet haben. Das Kästlein war nach V. 3 aus „Rohr", d. h. dem weichen aber festen, oft mehr als mannshohen Schilf der Papyrusstaude geflochten und mit Thon, d. h. Erdpech oder Asphalt zu besserer Verbindung der Stengel und Blätter, sowie zur Sicherung gegen eindringendes Wasser verklebt. Sandte sie &c. Zunächst wohl nur aus weiblicher Neugier, die aber von Gottes Weisheit, dessen Vorsehung auch den kleinsten, scheinbar bedeutungs- und absichtslosen Schritt unseres Fußes lenkt und leitet, ja jeden Blick unserer Augen bewacht und benützt für seine großen heiligen Zwecke, zum Mittel erwählt wird zur Erhaltung dieses kostbaren Lebens, über dem Er allmächtig wachte und waltete.

V. 6: Es weinte, obwohl es weder die Gefahr kannte, noch von seiner Verlassenheit wußte. Jammerte es sie, die mitleidige Tochter des grausamen Königs! Sein Schmerzenslaut und daneben wohl auch seine auffallende Schönheit (welche selbst die heilige Schrift dreimal ausdrücklich erwähnt, hier V. 2, Apstg. 7, 20, und Hebr. 11, 23), die nicht blos ihre Bewunderung, sondern auch ihre Verwunderung erregen mochte, so daß sie darin ahnungsvoll auf eine besondere Auszeichnung der Gottheit schloß, rührten ihr das Herz; so liebevoll eingehend konnte nur der dankbare Pflegesohn selbst erzählen. Und sprach (Grund und Absicht der Aussetzung wohl verstehend): Es ist u. s. w., was sie an der Beschneidung und den israelitischen Gesichtszügen sah; aber sie denkt nicht: „es ist blos ein Jude" (vergl. Luk. 10, 33 ff.).

V. 7: Seine Schwester, nach Kap. 15, 20: Mirjam, die erstgeborene Tochter seiner Eltern und damals schon ein erwachsenes Mädchen, daher von der Mutter selbst ausdrücklich zur Wächterin des Ausgesetzten aufgestellt (V. 4) und in treuem Gehorsam die Pflichten dieses Amtes erfüllend (Gegensatz zu 1 Mos. 4, 9); sie benützt sofort klug gleich diesen ersten günstigen Eindruck, um ihr den Gedanken der Rettung nahzulegen.

V. 8: Der Tochter Pharaos kommt dieser Vorschlag ganz gelegen, denn einmal entschlossen, das Kind aufzunehmen, brauchte sie auch eine Amme dafür, konnte aber aus naheliegenden Gründen keine Aegypterin dazu nehmen. Des Kindes (rechte) Mutter: Jochebed, aus dem priesterlichen Stamme Levi (Kap. 6, 20), nach 4 Mos. 26, 59 die Muhme, eigentlich Tante (Vaters Schwester) ihres späteren Mannes Amram, des Sohnes Nahats, und also gleichfalls ein Enkel Levis.

V. 9: Nahm das Kind, natürlich ohne durch Wort oder Miene zu verrathen, daß sie eigentlich seine leibliche Mutter war, mit in ihr Haus, wo es nach 2 Macc. 7, 28 etwa drei Jahre lang blieb.

V. 10: Da es groß ward, d. i. nach der Entwöhnung (vergl. 1 Mos. 21, 8; 1 Sam. 1, 23), ward es ihr Sohn, d. h. jetzt erst wurde er förmlich und rechtlich von ihr an Kindesstatt aufgenommen, was bei der schon oben angedeuteten Gemüthsart ihres Bruders um so weniger heimlich und hinter seinem Rücken, ja sogar absichtlich seinen Befehlen zum Trotz geschehen mußte, als Moses ja durch diesen Akt eigentlich ganz naturalisirt wurde; daher er nun auch einen ägyptischen Namen erhielt: Mose, ägyptisch Mo (Wasser) udsche (gerettet). Dieser der hebräischen Zunge höchst unbequeme Name wurde aber später im Munde der Israeliten ganz unwillkürlich in Moscheh, d. i. Retter, umgewandelt, was zugleich eine, wenn auch unabsichtliche, doch höchst sinnvolle Veränderung der Wortbedeutung war: der Herausgezogene ward später zum Herauszieher, und die Tochter selbst muß gut machen, was der Vater gesündigt, indem gerade sie dem von ihm unterdrückten Volke seinen künftigen Rächer heranziehen muß. Sonst ist aus seiner Kindheit ebenso wenig etwas bekannt, als aus der des Heilands, und auch hierin ist er ein merkwürdiges Vorbild auf diesen als den rechten großen Erretter aus der Knechtschaft.

Zum ganzen Abschnitt: Schon hier bei der Geburt eines der größten Männer der Geschichte überhaupt zeigt sich Gottes wunderbares Wirken und Walten: alle menschlichen Mittel der Klugheit von Seiten der Mutter und Schwester hätten nicht ausgereicht, sein Leben zu erhalten ohne Gottes besondere Vorsehung und Fürsorge bis in's Kleinste hinein, nimmt man diese hinweg, so bleibt das Ganze ein ungelöstes Räthsel. Ganz besonders bedeutsam ist aber das, daß Gott hier gleichsam mit eigener Hand die Fäden zusammenknüpft, die Moses mit Israel für's ganze Leben, ja für die Ewigkeit (vergl. Offenb. 15, 3) verbinden, indem ihm neben der Schulweisheit der Aegypter (vgl. Apstg. 7, 22) als erste Nahrung seines jugendlichen Geistes und zugleich als Gegengift gegen jene heidnische, abergläubische Bildung und Kunst schon mit der Muttermilch die Kenntniß des Einen wahren lebendigen

Gottes im Gegensatz zu den vielen falschen todten Götzen, und zwar als des Gottes seiner Väter und seines Volkes und damit zugleich den Zug der Liebe zu seinen geknechteten Brüdern empfing und den ersten mächtigen Antrieb zu ihrer Befreiung.

II. Moses will Andere retten (Vers 11—14). **V. 11:** Da Moses groß geworden, nach Apstg. 7, 23 vierzig Jahre alt, also als erwachsener Mann sich nun zum selbstständigen Eingreifen berufen und herangereift glaubte; er ist nun auf dem Punkt angelangt, wo der Keim zu großen Tugenden leicht in ebenso große Fehler umschlägt, wo man große Wahrheiten mit ebenso großen Irrthümern verwechselt, sich von Gottes Geist getrieben wähnt und doch in Wahrheit nur vom eigenen Geist getrieben ist und von fleischlicher Eitelkeit oder selbstsüchtigem ungöttlichen Eigenwillen sich leiten läßt. Er fühlt sich von Gott dazu bestimmt, war aber noch gar nicht von ihm in sein Amt eingesetzt, sondern drängt sich blos eigenmächtig herzu, indem er Gottes Geist und Vorsehung vorgreift; die Bibel verschweigt auch die Sünden ihrer Gottesmänner nicht. Ging er aus, nämlich vom Königspalast, wo er nicht länger mehr in Herrlichkeit und Freude (vielleicht als künftiger Thronerbe) leben wollte, während seine Volks- und Glaubensgenossen unter schwerem Drucke seufzten; daher Hebr. 11, 24—26 dieses ganze Verfahren trotz aller ihm anklebenden Gebrechen und Mängel doch mit Recht als eine That sich selbst verleugnenden Glaubens bezeichnet wird. Und sah nun mit eigenen Augen, daß die ihm zu Ohren gekommenen Gerüchte vom Druck des Volkes nicht übertrieben seien; bisher hat er noch schweigend an sich gehalten, jetzt bringt ein besonderer Anlaß die in ihm brennende Flamme zum Ausbruch. Ein Aegypter, wahrscheinlich ein Frohnvogt (Kap. 1, 11), schlug rc., nämlich zu Boden, d. h. er züchtigte ihn so unbarmherzig, daß er unter den Streichen zusammenbrach.

V. 12: Und er, Moses, vom Feuereifer entbrannt (vergl. Luk. 9, 54), wandte sich hin und her, mit seinem Gesicht, um zu spähen, ob er unbeobachtet sei. Erschlug er rc., zwar nicht gerade blos im Thatendrang eines falschverstandenen Heldenthums, sondern aus wahrer, warmer Liebe zu seinem Volk, aber doch so, daß er der göttlichen Rache vorgreift (Röm. 12, 19) und eigenmächtig handelt, wo er keinen Beruf und kein Recht hat; seine That ist weder als einfache Nothwehr zu entschuldigen, noch auch als kalt überlegter grausamer Mord zu verdammen. Die Strafe dafür bestand aber darin, daß die Erlösung Israels, die er dadurch hatte beschleunigen wollen, nun gerade noch einmal um 40 Jahre verzögert wird, aber auch hier lag zugleich in der Strafe ein Segen: das Volk selbst wurde um so empfänglicher für die Hilfe, und Moses durch die einsame Schule in der Wüste (ähnlich der „dreißigjährigen Stille Jesu") um so tauglicher zu Gottes Werkzeug, in demüthigem Gehorsam, statt in selbsterwähltem Dazwischenfahren (vergl. Apstg. 9, 15. 16).

V. 13: Auf einen anderen Tag, nach Apostelg. 7, 26 gleich am nächstfolgenden, zu dem Ungerechten, d. h. dem, der offenbar Unrecht hatte; gleich als hätte Israel noch nicht Feinde genug von Außen, muß es nun auch noch von Innen durch gegenseitige Feindschaft sich die harte Knechtschaft noch mehr verbittern, statt durch aufrichtige brüderliche Hilfleistung sie sich zu erleichtern.

V. 14: Wer hat dich u. s. w., du bist doch nicht Einer von unseren gesetzmäßig verordneten Aeltesten (vergl. Kap. 18, 21 ff.), was gehen dich also unsere Händel an? Oder suchst du nur Gelegenheit, auch mich zu tödten? Er fürchtete sich, kein Widerspruch mit Hebr. 11, 27, denn er fürchtete wohl allerdings die unmittelbare Strafe seiner jetzigen That, aber nicht die weiteren entscheidenden Folgen dieses ganzen Schrittes. Wie ist das laut geworden? Es konnte blos geschehen sein durch Verrath des Geretteten selbst, denn sonst war ja Niemand als Zeuge zugegen; statt also dankbar zu sein, verkennt ihn sein eigenes Volk (ganz wieder wie bei Jesu selbst, Joh. 1, 11), verachtet ihn in eifersüchtigem Mißtrauen und wirft ihm seine muthige Rettungsthat noch als Verbrechen vor (vergl. Apstg. 7, 24 ff.), in schnödem Unglauben, der sich höchstens daraus erklären läßt, daß sie bis jetzt in ihm nur den beliebten Günstling des Pharao gesehen hatten.

III. Moses muß sich selber retten (V. 15). — **V. 15:** Und es kam (als vielbesprochenes und daher leichtverbreitetes Gerede) auch vor Pharao, schwerlich den oben V. 10 genannten, sondern einen anderen, denn die ägyptischen Herrscher regierten selten so lange, und das Folgende zeigt, daß dieser König keineswegs sehr freundlich gegen Mose gesinnt war. Daß er ihn erwürgte, nicht sowohl zur Strafe für diesen Todtschlag eines einzigen Aegypters, als vielmehr, weil er sich dadurch als Freund und Gönner Israels bewiesen hat; der König erkennt also viel besser als Israel selbst die Tragweite jenes Vorfalls. Er floh, statt den Zorn Pharaos dadurch zu beschwichtigen, daß er seine Brüder aufgab; also wieder in opferwilligem Glauben (Hebr. 11, 27); hielt sich, er machte auf seiner Flucht nach der Sinaihalbinsel nicht eher Halt, als bis er im äußersten Süden derselben angelangt war, nämlich im Lande Midian, dessen Bewohner als Nachkommen Abrahams von der Ketura (1 Mos. 25, 2. 4) ihm stammverwandt waren, und sich auch später gegenüber Israel verhältnißmäßig freundlich und friedlich erwiesen; sie wohnten aber auch noch weiter nach Norden hin bis zum Gefilde Moab (vergl. 1 Mos. 36, 35), und trieben von dort aus lebhaften Karawanenhandel zwischen Kanaan und Aegypten (vgl. 1 Mos. 37, 28. 36). An einem Brunnen, er setzte sich nicht blos dort als dem gewöhnlichen und wegen der meist dabei stehenden Bäume schattigen Ruheplatz im Morgenland, dort zur Rast nieder (vergl. Joh. 4, 6), sondern wollte zugleich abwarten, ob er nicht eine Unterkunft finde (wie 1 Mos. 24, 11 ff.), und siedelte sich dann in Folge einer solchen Einladung (s. V. 20 ff.) später bleibend dort an für weitere vierzig Lebensjahre. Hier aber in der schweigenden Wüste, wo er sich nun sein eigen Haus in fremdem Lande bauen mußte, lernte er mehr für seinen künftigen göttlichen Beruf als Retter und Führer seines Volkes, als bei allen Gelehrten des ägyptischen Königspalastes.

Disposition. Unser Lebensgang von Anfang an ein Glaubensweg, auf dem sich überall Gottes väterliche Fürsorge verherrlicht:

1) V. 5—10: Gottes Vorsehung, nicht bloßer Zufall, errettet das Kind und giebt ihm

a. bei der Mutter die rechte leibliche und geistliche Nahrung und Pflege, und

b. bei der Prinzessin die nöthige Unterweisung für den künftigen Gesetzgeber.

2) V. 11—14: Gottes Vorsehung, nicht blos sein eigen Herz, leitet den Jüngling zu einem entscheidenden, wenn auch mißglückten Schritte, der ihm zeigt,

a. wie sein eigen Volk noch nicht reif ist für die Freiheit, aber auch

b. er selbst noch nicht tüchtig, sie ihm zu schenken, so lange er selbst noch nicht den rechten Gehorsam gelernt hat.

3) V. 15: Gottes Vorsehung, nicht blos des Königs Zorn, treibt den Mann in die Wüste, damit er dort

a. innerlich sich sammle, stärke und übe in Geduld und Erfahrung, aber auch

b. äußerlich den Schauplatz seiner späteren Wirksamkeit während Israels Wüstenzug gründlich kennen lerne.

Sonntag, 17. Juli 1881. 2 Mos. 3, 1—14.

Moses Berufung.

Text: Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, daß Ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Aegypten geführet hast, werdet ihr Gott opfern auf diesem Berge. (2 Mos. 3, 12.)

I. Die Gotteserscheinung (V. 1—6). **Vers 1:** Hütete der Schafe: welch' ein Gegensatz! der Sohn einer Königstochter im ägyptischen Palast jetzt der Hirtenknecht seines Schwiegervaters in steiniger Wüste; auch bei ihm eine freiwillige Erniedrigung (vgl. Phil. 2, 8) und eine gesegnete Einsamkeit, wo er im Umgang mit Gott mehr lernte, als einst bei allen Weisen Aegyptens: in der Stille warten, auf Gottes Ruf harren, gehorsam bleiben, Gott und seinen Wink, Wort und Wille verstehen, sein eigen Herz prüfen, reiche Erfahrung sammeln; im einfachen Hirtenleben, voll Entbehrung, Arbeit und Niedrigkeit, innerlich wachsen; auch sonst reifen gerade die größten Geister in der Stille (Elias am Krith, Ezechiel am Chebar, Paulus in Arabien, Johannes auf Patmos, Jesus in Nazareth und in der Wüste bei der Versuchung), und Gott nimmt sich seine Werkzeuge gerne aus den Geringen (David von der Heerde weg). Jethro, nach Kap. 2, 18 hieß er Reguel; man nimmt entweder an, daß dieser, der doch schon 40 Jahre zuvor (vergl. Apg. 7, 35) erwachsene Töchter hatte, indessen gestorben war, und Jethro sein Sohn (also Moses Schwager, nicht Schwiegervater) und Nachfolger im Priesteramt war, oder einfacher, daß jenes (Reguel) der eigentliche Personenname, dies dagegen blos ein seinen hervorragenden Rang als Fürst unter den Stammesgenossen bezeichnender Beiname gewesen sei. Und trieb, wahrscheinlich weil die nächstgelegenen Wiesen schon abgeweidet waren, die Schafe hinten in die Wüste, d. h. die nördlich von seinem bisherigen Wohnsitz gelegene Gegend, die nach Westen hin aus unfruchtbaren Thälern zwischen steilen Felsen, und nach Osten hin aus einer sandigen und baumlosen Ebene bestand, und die er in 3—4 Tagen durchwandern mußte, bis er an die wasser- und grasreichen Triften des Horeb kam. Dieser Name bezeichnet das ganze mitten in der Halbinsel gelegene Gebirge mit drei Hauptgipfeln: östlich der Klosterberg, nach dem im 16. Jahrhundert daselbst erbauten St. Katharinenkloster genannt, westlich der Dschebel Musa (Mosesberg) und in der Mitte der eigentliche Horeb oder Sinai, der als späterer Ort der Gesetzgebung hier schon der Berg Gottes genannt wird, wahrscheinlich aber auch damals schon als die höchste Bergspitze eine Stätte heiliger Verehrung und göttlicher Anbetung war (vergleiche Joh. 4, 20 den Garizim), und außerdem oft als Ort besonderer Gottes-Offenbarungen vorkommt, zum Beispiel 2 Mos. 17, 6. 10, namentlich 1 Kön. 19, 8 ff.

V. 2. Der Engel des Herrn, nicht blos ein gewöhnlicher Engel, sondern nach V. 4 Gott selbst, also die persönliche Selbstdarstellung Gottes, oder der ewige Gottessohn, in welchem sich auch früher schon bei den Patriarchen der Herr gleichsam verkörperlicht hatte. Erschien ihm, also gerade bei seinem Berufsgeschäft kommt die göttliche Berufung an ihn (vergl. Matth. 4, 18. 21; 9, 9); Gott ehrt die treue fleißige Arbeit, nicht träge Faulheit, die nur zu Bösem verführt, mit seiner Gegenwart (vergl. auch die Hirten Bethlehems, Luk. 2, 8 ff.). Diesmal geschieht die Gottesoffenbarung nicht in Menschengestalt wie einst bei Abraham (1 Mos. 18, 1 ff.), sondern in einem wunderbaren Naturschauspiel, dem brennenden Dornbusch (eine Art Akazie oder wildwachsende Brombeeren, die dort besonders häufig vorkommen), der aber, obwohl er brannte, doch nicht verbrannte, denn es war kein irdisches Feuer, sondern die Flamme nur das sichtbare Zeichen der persönlichen Gegenwart des unsichtbaren (weil leiblosen) Gottes, zugleich aber auch das Sinnbild der göttlichen Heiligkeit (vergl. V. 5), welche das Unreine, Sündige verzehrt, aber auch reinigt und läutert (vergl. Hebr. 12, 29). Unter dem Dornbusch aber ist das Volk Israel gemeint, in seiner jetzigen Niedrigkeit ein gering geschätztes, mißachtetes Volk unter den andern Nationen, ein bloßer Busch neben den hohen, stolzen, herrlichen Bäumen (vergl. Richter 9, 15), das von der Trübsalsgluth in Aegypten (5 Mos. 4, 20) zwar versehrt, aber nicht verzehrt werden durfte, weil Gottes Gegenwart in seiner Mitte es schützt und zugleich heiligt, denn die Flamme ist nicht nur außen wie ein schirmender Feuerwall um das Volk her, sondern durchdringt es selbst mit seiner schmelzenden Kraft.

V. 3: Und besehen, nicht blos aus eitler Neugier, sondern in dem richtigen Gefühl, daß er nicht blos eine seltsame Naturerscheinung, sondern ein göttliches Wahrzeichen, einen Vorgang aus der himmlischen Welt vor sich habe.

V. 4: Rief ihm Gott, nämlich eben jener Bundesengel, der wegen seines besonderen Verhältnisses zu Gott selbst oft auch geradezu Gott heißt. Moses sah ihn selber nicht, sondern nur sein Flammenkleid (vergl. Psalm 104, 2—4), wohl aber hörte er seine Stimme, welche nun nach langem

Schweigen (seit 1 Mos. 35) zum ersten Mal wieder laut wird, gerade so, wie erst nach langem Warten sich für Moses, der nun in der Schule des Leidens gestärkt und gestählt, geprüft und erprobt ist, der Himmel wieder öffnet. Auch heute noch ruft Gott uns ungesehen oft gleichsam bei Namen: durch das Gewissen, die Predigt seines Worts, besondere Vorfälle 2c. (vergl. 1 Mos. 3, 9; 46, 2; Apg. 9, 4); da gilt es aufmerken und antworten wie Moses: Hier bin ich! (vergl. 1 Mos. 22, 1; 1 Sam. 3, 6. 10) in bereitwilligem Gehorsam.

V. 5. Tritt nicht (noch näher) hinzu! Grund: 1 Tim. 6, 16; erst durch Christus den Mittler können die unheiligen Menschen wieder dem heiligen Gott nahen (Eph. 2, 13). Das Ausziehen der Schuhe (Sandalen), die als Schutz gegen den Schmutz und Staub selbst zum Bilde der Unreinigkeit wurden, war im Morgenlande stehende Sitte beim Betreten heiliger, Gott geweihter Orte (Joh. 5, 15) und bedeutet im geistlichen Sinne das Ablegen von allem Irdischen, Sündlichen, Weltlichen, das die Seele hindern könnte, in heiliger Scheu und Ehrfurcht sich Gott zu nahen; heilig Land, weil durch Gottes Gegenwart geweiht (vergl. 2 Petri 1, 18).

V. 6. Deines Vaters und überhaupt deiner Vorfahren (Kap. 18, 4), ganz besonders aber der drei Patriarchen, als deren eigentlichen Bundesgott sich der Herr hier zu erkennen giebt, denn dieser Bund hat auch mit ihrem Tod noch nicht aufgehört (Matth. 22, 31 ff.). Gott weist hin auf seine Verheißungstreue, was er versprochen, das muß und will er auch halten (4 Mos. 23, 19; 2 Cor. 1, 20), weil er der Wahrhaftige ist; auch der durch Moses zu stiftende Gesetzesbund ruht auf dem schon mit Abraham gestifteten Gnadenbund. Verhüllte sein Angesicht, vergl. 1 Kön. 19, 13; Joh. 6, 2; obwohl ihm dies oben (V. 5) nicht ausdrücklich befohlen war, also als freie Herzensäußerung heiliger Scheu. Fürchtete sich, in kindlicher Ehrfurcht und zugleich im Gefühl seiner Schuld und Unwürdigkeit; nun ist der einst so eigenwillige und selbstbewußte Moses (2, 11 ff.) gar gründlich gedemüthigt; je näher er zu Gott kommt, desto mehr lernt er sich selbst kennen und sich selber mißtrauen, desto mehr aber auch von Gott allein alle Hilfe erwarten und erbitten, und darum wird ihm auch erst jetzt, wo er zu seiner besonderen Sendung nach außen und innen bereit ist, zur Stärkung für dieselbe und zur Besieglung seiner göttlichen Berufung diese besondere Gottesoffenbarung zu Theil.

II. Die Gottesverheißung (V. 7—9). **V. 7.** Ich habe (mitleidig an —) gesehen 2c.; denn es ist ja sein (auserwähltes Eigenthum —) Volk, vergl. 19, 5. Ihr (Klage —) Geschrei, vergl. Kap. 2, 23. Gott ist also nicht gleichgültig oder unempfindlich gegen die Noth der Seinen, Folgerung: Ps. 34, 6; 37, 5.

V. 8. Hernieder gesehen, nicht zum Gericht, wie 1 Mos. 11, 5, sondern zum Heil, um an ihnen seine Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Barmherzigkeit zu erzeigen; sie auszuführen aus dem Lande des grausamen Dunkels, und dafür einzuführen in ein gutes (fruchtbares, vergl. 5 Mos. 8, 7—9, nicht mühsam wie Egypten zu bewässerndes und zu bebauendes) und weites Land (nicht wie das bei der Uebervölkerung zu eng gewordene Nilthal von Gosen), darinnen Milch (das Nöthige) und Honig (das Angenehme) fließt, — überreich vorhanden ist wegen der saftigen Waiden für das Vieh und den blumigen Wiesen und Wäldern für die (wilden, vergl. Matth. 3, 4) Bienen. Kananiter 2c.; vergl. 1 Mos. 10, 15 ff. 15, 19 ff. Joh. 11, 3; Richter 3, 3; womit nicht nur die Grenzen ihres künftigen Wohnsitzes näher bestimmt sind, sondern ihnen auch zugleich der Sieg über diese vielen, zum Theil übermächtigen Feinde bereits zum Voraus verbürgt ist.

V. 9. Geschrei, nämlich um Rache und Hilfe, wie 1 Mos. 4, 10; wo kein Mensch mehr helfen konnte, wandten sie sich also endlich doch an Gott.

III. Der Gottesbefehl (V. 10—12). **V. 10:** Nun, denn jetzt erst hat Gottes Stunde und also die rechte Stunde für Moses geschlagen. Zu Pharao, dem Nachfolger des vorigen Königs (vergl. Kap. 2, 23), der sich im Folgenden als einen ganz besonders hartherzigen Tyrannen erweist; der Auftrag war also weder leicht noch angenehm; Moses hat vor sich nichts als einen grausamen mächtigen Feind und ein durch lange Knechtschaft verwildertes Volk und hinter sich weder ein starkes zahlreiches Heer, noch große Schätze 2c. Daher ist seine Weigerung menschlich betrachtet, sehr wohl zu begreifen, aber göttlich betrachtet, dennoch nicht zu entschuldigen.

V. 11. Er ist in diesen 40 Jahren ein ganz anderer geworden als vorher (2, 11 ff.), der dort wollte, wo er nicht sollte, der will nun nicht mehr, da er soll; dort Uebereilung, hier Zögerung, die aber nicht blos aus der Demuth kommt, sondern auch aus einem gewissen Unmuth und Rest von Unglauben; die alten hochfliegenden Pläne hat er längst begraben und wird nun gewissermaßen unwillig, da er sie doch wieder aufnehmen soll. Zugleich liegt auch darin das Bekenntniß: ich bin dazu nicht mehr tauglich, kein reicher Königssohn mehr, sondern ein armer Flüchtling und Hirte, kein thatkräftiger Mann mit raschem Blute, sondern ein schwacher alternder Greis mit gebrochenem Herzen.

V. 12. Gott sucht ihm den schweren Befehl leicht zu machen und ihn zu ermuthigen durch eine große Verheißung (ganz wie bei Abraham, 1 Mos. 12, 1—3), die zugleich seinen scheinbar gegründeten Einwand nach 2 Cor. 12, 9 und Jesaia 40, 29 ff. entkräften soll; auch ist in diesem Wort der spätere Name des Messias: Immanuel = Gott mit uns (Jesaia 7, 14) vorgebildet und angebahnt. Daß ich dich sende, und daher die ganze Verantwortlichkeit auf mich nehme und dir den Erfolg der Sache garantire; die Erfüllung, siehe Kap. 19, 2. 3. 8; 24, 1 ff.

IV. Der Gottesname (V. 13. 14). **V. 13.** Moses weiß, daß er sein Rettungswerk nur durch Gott allein ausführen kann, fühlt aber auch, daß er dem Volk gegenüber sich vor allem darüber ausweisen muß, in wessen Name (= Auftrag und Vollmacht) er komme, und fragt daher zuerst: Was soll ich (zu meiner Beglaubigung) sagen, wenn sie mich nämlich, wie ohne Zweifel vorauszusetzen, fragen werden: Wie heißt sein Name? Er hat ja seit den Zeiten der Väter sich nicht mehr geoffenbaret, wir wollen also wissen, unter welchem Namen er sich dir kund gethan, um daran zu erproben, ob er wirklich mit dir geredet hat. Es

ist höchst bezeichnend, daß er für seine Sendung, d. h. für das ganze von ihm künftig zu offenbarende Gottesgesetz (Religionssystem) vor allem eine Bestimmung des Gottesnamens verlangt, d. h. nicht einen allgemeinen, wie er ja schon vorhanden war, sondern einen besonderen, der Gott als den eigenthümlichen Bundesgott Israels bezeichnen sollte. Der Name Gottes ist nicht ein leerer Schall, sondern die dem menschlichen Verständniß sich kundbar und erkennbar machende Offenbarung seines Wesens: Gott ist wirklich das, was er heißt und giebt sich selbst einen Namen, damit man daran erfahre, wer und was er ist; dies aber ist die Grundlage für alle Religion.

V. 14. Ich werde sein u. s. w., eigentlich: ich bin der ich bin, vergl. auch Joh. 8, 58; das ausdrucksvolle „bin ich"; im Hebräischen sowohl der Wortform als der Bedeutung nach der Grundbestandtheil des israelitischen Gottesnamens Jehovah, der zwar auch vor Moses schon bekannt und genannt war (daher namentlich in Zusammensetzungen bei Personennamen vorkommt, z. B. bei dem von Moses eigener Mutter (Jochebed), aber dennoch erst hier seine eigentliche von Gott selbst gegebene Erklärung empfängt; vorher hatte man ihn wohl auch schon gehabt, aber nicht in seiner ganzen Tiefe und Fülle nach Inhalt und Umfang erkannt (Kap. 6, 3). Er war also allerdings nicht etwas völlig Neues, sondern knüpft absichtlich an etwas Altes an, denn Israel soll alsbald merken, daß der Gott, der sich jetzt dem Moses als Rettergott offenbart, auch schon der Rettergott Abrahams war und seines Volkes Rettergott sein und bleiben wird auf alle Zeiten, der Unwandelbare gegenüber den wechselnden Gestalten der heidnischen Götter. Dies führt weiter zur eigentlichen Bedeutung des Namens: Schon dem einfachen Wortsinn nach heißt er nicht blos der Seiende (Existirende) überhaupt, sondern der selbstständig Seiende, d. h. der Gott des Lebens, das er im Unterschied von allem blos Geschaffenen, also namentlich auch von den heidnischen Götzen als blos vergänglichen Gebilden der Menschenhand (vergl. Ps. 115, 4; 135, 15) in sich selber trägt als Quelle und Schöpfer alles Lebens (Joh. 5, 26); daher auch der ewige unveränderliche Gott, der durch alle Zeiten hindurch sich selbst gleich bleibende (Offenb. 1, 8), welcher daher auch den Menschen gegenüber stets derselbe und seinem eigenen Wesen treu bleibt.

Disposition: „Ich bin mit dir!" (V. 12.)

1) Und ob du einsam bist, ich steh' dir bei (V. 1),
2) Daß keiner Trübsal Flamme dich versenge (V. 2—6),
3) Ich höre der Geplagten Schmerzensschrei (V. 7),
4) Und führ' sie herrlich aus der Noth Gedränge (V. 8—9),
5) Ich mach' des Todfeinds drohende Macht zu Spott (V. 10—13),
6) Und bleib' der Meinen treuer Bundesgott (V. 14).

Sonntag, 24. Juli 1881. 2 Mos. 4, 27—5, 4.

Moses und Aaron.

Text: Er sandte seinen Knecht Mose, Aaron, den er hatte erwählet. Ps. 105, 26.

I. Auf dem Berge Gottes (V. 27. 28). **V. 27.** Und der Herr sprach gemäß seiner Verheißung (V. 14) und wahrscheinlich durch die innere Eingebung seines Geistes, in einer geheimnißvollen, aber mächtigen Einwirkung auf sein Gemüth (vergl. Apg. 16, 6). Zu Aaron, Moses, um etwa drei Jahre älterer Bruder (7, 7). Dieser war während Moses Abwesenheit schwerlich müßig geblieben, er scheint unter dem Volke wohlbekannt und hochgeachtet (V. 30 ff.); aber erst jetzt kommt auch an ihn der Ruf Gottes und zwar so bestimmt, daß er keinen langen angeblichen Umweg zu Jethros Haus zu machen hat und so rechtzeitig, daß er, wenn er ihm sofort folgt, gleichzeitig mit Mose am rechten Platz eintreffen muß, nämlich am Horeb (3, 1), über welchen Moses seinen Rückweg nach Egypten nehmen mußte. Küßte ihn, nach 1 Mos. 4, 6, 39 beide einander gegenseitig umarmend, als Zeichen seiner herzlichen Freude und Bereitwilligkeit (V. 14), aber auch seiner brüderlichen Liebe.

V. 28. Und Moses, gestärkt und ermuthigt durch dies freundliche Entgegenkommen, sagte ihm &c. Welch willkommenes Wiedersehen nach langer Trennung und unter schmerzlichem Druck! Alle Zeichen, vergl. V. 1—9.

II. Bei dem Volke Gottes (V. 29—31). **V. 29.** Sie gingen, gemeinsam, um gleich zu zeigen, daß Plan und Einigkeit (vergl. Ps. 133, 1) in ihrem Unternehmen sei, denn „Einigkeit macht stark", zunächst nach Gosen. Alle Aeltesten, vergl. Kap. 3, 16, d. h. die Familien-Geschlechts- und Stammeshäupter, denn Israel hatte dort auch im fremden Land eine eigene Nationalverfassung und Volksregierung beibehalten dürfen, als eine Art besondere Kaste (vergl. 1 Mos. 46, 34).

V. 30. Und Aaron redete, als Wortführer gemäß dem ihm Vers 15 und 16 zugetheilten Amte; er, der 83 Jahre im Lande gewohnt, führt nun den seinem Volke fremd gewordenen Mose wieder ein, und für einige Zeit verschwindet sogar dieser gewissermaßen vor jenem, doch nur vorübergehend und so, daß er gleichwohl die Seele des Ganzen bleibt; (ähnliche Verhältnisse auch sonst oft, z. B. Luther und daneben Melanchthon;) denn obwohl äußerlich besser zum Führer des Volkes begabt (V. 16), ist doch nicht Aaron der von Gott erwählte Leiter, sondern der glaubensreichere und glaubenstreuere Moses (vergl. 32, 1 ff.). Auch sonst wiederholt es sich noch oft, daß der große Charakter kein großer Redner, der große Redner kein großer Charakter ist; Gott kennt aber Beide wohl und weist jedem gerade die seinen Gaben und Fähigkeiten (sowie der im Gebrauche derselben bewiesenen Treue) entsprechende Stelle und Aufgabe an: Aaron steht dem Volke, Mose aber Gott näher, jener eignet sich daher auch besser zum Hohepriester (vergl. Kap. 28, 1 ff.), der das Volk vor Gott vertritt, dieser mehr zum Gesetzgeber, der an Gottes Statt mit dem Volke handelt; es kommt also viel darauf an, daß Jeder an seinem rechten Platze steht und ihn gewissenhaft ausfüllt, daß er hält was er hat (Offenb. 3, 11),

und es recht benützt. **Er that die Zeichen**, nämlich offenbar nur in Moses Namen und Auftrag, als sein Prophet (7, 1), **vor dem Volk**, das die Aeltesten wahrscheinlich zu diesem Zweck versammelt hatten.

V. 31. **Glaubte** und bewährte sich dadurch trotz Moses gegentheiliger Befürchtung (4, 1) doch noch als Abrahams echte Kinder (1 Mos. 15, 6). Als Moses noch in eigener Kraft auftrat, wollten sie nichts von ihm (Kap. 2, 14), jetzt, da er in der Kraft Gottes kommt und sie indessen unter dem Druck noch mehr gelernt hatten, nehmen sie ihn gerne auf und zeigen sich wenigstens willig, seinem und Gottes Rufe zu folgen. **Und beteten an**, nämlich in dankbarer Freude, und zwar zunächst allerdings vor den sichtbaren Stellvertretern und Gesandten Gottes, denen gegenüber sie sich eben durch diesen Akt demüthiger Ehrerbietung zugleich zum Gehorsam bereit erklären und verpflichten; als ein zugleich gottesdienstlicher Akt geht derselbe aber im letzten Grunde auf Gott selber. Damit hat das Volk sich gleichsam constituirt, es nimmt den Beruf, Gottes Volk zu werden, feierlich an, und nun folgt auf den Nothschrei (2, 23), der Moses Berufung voranging, der Lobpreis des Dankes (vgl. Ps. 50, 15), und der Friede, der **jetzt** im Gegensatz zu seinen früheren Zweifeln (3, 11; 4, 1; 10, 13) Moses Herz durchströmt, ist bereits die erste süße Frucht seines Glaubensgehorsams.

III. Vor dem Feinde Gottes (V. 1—4). **V. 1:** **Darnach**, nach Ausrichtung ihres göttlichen Auftrags (3, 15—17) und der guten Aufnahme ihrer Botschaft (4, 29 ff.), **gingen sie**, wahrscheinlich in feierlicher Begleitung einer Anzahl jener Aeltesten, voll Glaubensmuth nun auch den noch weit gefährlicheren Weg in den Königspalast, um hier nun auch noch den weitern Befehl Gottes (3, 18 ff.) zu erfüllen. **Dieser Pharao** ist nach den meisten Auslegern **Thotmas II.** (um 1500 bis 1490 vor Christo), wieder aus einer neuen Dynastie, die aber immer noch in **Zoan** oder Tanis (vergl. 4 Mos. 13, 23; Ps. 78, 12. 43), nicht wie die früheren Herrscher in **Memphis** regierte (siehe zweite Lektion, Einleitung). **Der Gott Israels** (hier natürlich nicht wie 1 Mos. 33, 20 der Gott des Mannes, sondern des Volkes Israel), denn Jehova ist zwar auch schon Adams (1 Mos. 2, 7. 16) und Noahs (1 Mos. 7, 8; 8, 20 ff.), in ganz besonderem Sinn aber doch Abrahams Gott, vergl. die Auslegung zu Kap. 3, 6. Daher nennt er Israel: **mein Volk** als sein besonderes, in jenem Stammvater schon erwähltes Eigenthumsvolk, und schämt sich seiner nicht, obwohl es damals so geknechtet und verachtet war (vgl. Hebr. 2, 11); sein wahres neutestamentliches Zion sollen aber wir selber sein (vergleiche 2 Cor. 6, 16). **Ein Fest u. s. w.** Diese Forderung war um so weniger auffallend, da auch die Aegypter zu Zeiten große Wallfahrten an ihre Wüstenheiligthümer machten; sie sollten (3, 18) **drei Tagreisen** (60 Meilen) weit nach Osten jenseits der Grenze gehen, um dort mitten unter befreundeten Stämmen und von ihren Feinden unbehelligt opfern zu können, da die Weise ihres Gottesdienstes mit blutigen Thieropfern den thieranbetenden Aegyptern ein Greuel und Aergerniß war (8, 25 ff.). Gott verlangt auch von Pharao nicht gleich das Schwerste (völlige Entlassung), sondern zuerst nur das Leichtere (kurzen Urlaub), um seine Gesinnung zu prüfen und freie Wahl zu lassen, damit dann aber auch sein Sträuben ganz als **seine Schuld** erscheine; wurde auch diese billige Forderung nicht erfüllt, so traf auch Israel kein gerechter Vorwurf mehr, selbst wenn es gewaltsam sich loszumachen suchte, da ihm nicht einmal mehr die freie Ausübung seiner religiösen Pflichten gestattet wurde.

V. 2. **Wer ist der Herr?** Dies ist ganz die Sprache des übermüthigen Stolzes und verhärteten Trotzes; er sieht in dem Gott eines so erniedrigten Volkes wie Israel nur einen sehr machtlosen Gott niedersten Ranges gegenüber den mächtigen Göttern Aegyptens, die überdies in **seinem** Land **allein** und **Allen** zu befehlen haben. **Ich weiß nichts u. s. w.** Der frühere König (1, 8) hatte blos von Joseph nichts mehr gewußt und den menschlichen Wohlthäter in schnödem Undank vergessen; dieser aber verachtet Gott selbst, den Geber aller guten Gabe (Jak. 1, 17), so wächst die Sünde! Ganz unbekannt war Jehova auch in Aegypten nicht (vergleiche 1 Mos. 12, 17; 41, 38 ff.); er aber will sagen: ich will nichts von ihm, er geht mich nichts an, ich habe ganz andere, herrlichere Götter, denen ich diene (Jes. 37, 23).

V. 3. **Der Hebräer Gott**, anschließend an die allen Heiden gemeinsame Vorstellung von besonderen Volksgöttern, gleichsam Nationalheiligen; **Sinn**: als einen solchen mußt du ihn doch wenigstens anerkennen, wenn du ihn auch nicht als **deinen** Gott ehren willst; zugleich liegt darin aber auch der ganz richtige Schluß: einem ägyptischen Gott könnte man wohl hier in Aegypten dienen, aber einem hebräischen nicht. **Er hat uns gerufen**, wir also müssen ihm jedenfalls gehorchen, auch wenn du dich dessen weigerst. **Laß uns nun** ꝛc. Zu beachten ist der demüthig bittende Ton statt aller wohlverdienten Vorwürfe gegen den Tyrannen. **Daß uns nicht** ꝛc., nämlich zur Strafe für den Ungehorsam. **Pest oder Schwert**, also durch die Natur oder feindselige Menschen (etwa die Räuberhorden der benachbarten Steppen) hervorgebrachter Massenuntergang, womit aber dann zugleich auch ihn selbst die Strafe träfe durch den plötzlichen Verlust so vieler nützlicher Unterthanen.

V. 4. **Mose und Aaron** sind hier ausdrücklich genannt, der König giebt damit wohl zu verstehen, daß er an einen göttlichen Auftrag gar nicht glaubt, sondern sie ganz einfach für bloße Betrüger hält. Er fühlt zwar wohl selbst von seinem heidnischen Standpunkt aus die Berechtigung der an ihn gestellten Bitte und seine Verpflichtung zu ihrer Erfüllung; in hochmüthiger Rechthaberei aber will er der Sache eine andere Wendung geben, um sich unter einem Schein des Rechtes davon loszumachen. **Warum wollt ihr** ꝛc. Euer ganzes Gerede ist nur ein leerer Vorwand eurer Faulheit, dahinter sich zugleich auch noch ganz andere Absichten verbergen: ihr wollt blos das Volk aus meiner Dienstbarkeit entführen, oder gar als gefährliche Demagogen eine politische Revolution gegen mich hervorrufen; aber daraus wird nichts! **Gehet hin** ꝛc. und schlaget euch alle Gedanken an müßige Feiertage, die für mich doch nur ein Verlust an Zeit

und Arbeitslohn wären, ein- für allemal aus dem Sinn.

Disposition: Wie der Herr seine Diener sendet, „je zwei und zwei" (Marc. 6, 7)

1) zu gegenseitiger liebevoller Ergänzung ihrer verschiedenen Gaben und Fähigkeiten (V. 27 u. 28),

2) zu gegenseitiger kräftiger Unterstützung im gemeinsamen Werke der Rettung (V. 29—31),

3) zu gegenseitiger Stärkung in Geduld und Glauben bei'm entscheidenden Kampf wider das Böse (V. 1—4).

Sonntag, 31. Juli 1881. 2 Mos. 7, 8—17.

Wunder und Zeichen.

Text: Dieselben thaten seine Zeichen unter ihnen, und seine Wunder im Lande Hams (Psalm 105, 27).

1. Der Stab wird zur Schlange (V. 8—13). **V. 8:** Zu Mose und Aaron als sie nun neugestärkt durch den abermaligen Zuspruch Gottes (V. 1 ff.) und mit voller Entschiedenheit und Willigkeit seinen Auftrag auszuführen sich auf dem Weg zu Pharao befanden.

V. 9: Wenn Pharao, nach dem Befehl, den ihr in meinem Namen an ihn ausrichten werdet, zu euch sagen wird x. Gott verschweigt ihnen also die ihnen bevorstehenden Schwierigkeiten eben so wenig, als z. B. Jesus seinen Jüngern, als er sie zum ersten Mal aussandte (Matth. 10, 17 ff.), denn sie sollen zum Voraus schon auf alles gefaßt sein und sich keinen noch so angenehmen Selbsttäuschungen hingeben. Beweist euer Wunder, beweist durch Wunder eure vorgebliche (vergl. oben zu 5, 4) göttliche Sendung. Pharao setzt also voraus, daß diese Wunder mehr um ihret- als um seinetwillen zu geschehen haben, denn um Ueberzeugung ist es ihm so wenig zu thun, daß er vielmehr eher hofft, sie werden gar keine Wunder zu Stande bringen. Immerhin ist aber der Gedanke an sich ganz richtig, daß auch heute noch, wer in Gottes Namen auftreten will, sich über sein Recht dazu ausweisen muß, freilich jetzt nicht mehr durch äußere Wunder, wohl aber durch die innern Machtwirkungen des Geistes, die das von ihm gepredigte Wort in den Herzen verrichtet, durch reine und erfolgreiche Lehre, sowie einen tadellosen Wandel auch vor der Welt. So sollst du (Mose) zu Aaron sagen, als deinem Propheten (7, 1): Nimm deinen x., den dir von mir übergebenen (vergl. 4, 2 ff., 17, 29) Stab x. Dieses Wunder ist also dasselbe, womit Moses zuerst vor sich selbst, und dann vor Israel sich beglaubigen sollte, und das er nun zunächst zu gleichem Zweck auch vor Pharao verrichten soll, wiewohl es hier bereits aus einem bloßen Beglaubigungs- in ein Gerichts- und Strafwunder übergeht. Wunder im Allgemeinen sind solche Dinge, die ein gewöhnlicher Mensch aus eigener Kraft nicht thun kann, durch deren Ausführung er also sich als einen besonderen von Gott begabten und mit seinem Geist und Kraft zu seinem eigenthümlichen Amt und Zweck ausgerüsteten Gesandten Gottes bewähren soll (Joh. 3, 2). Daher nennt die Schrift sie auch Zeichen, also solche Dinge, die eine besondere Bedeutung haben, nämlich eben die, daß darin sich der diesen Wunderthätern verliehene besondere Beistand göttlicher Allmacht offenbaren und ausweisen soll. Die Bedeutung dieses Wunders nun war zunächst eine sinnbildliche: Moses Stab ist sein Hirtenstab, mit dem er bisher Jethro's Heerde geweidet, er soll ihn wegwerfen, d. h. seinen bisherigen Beruf aufgeben, um einen neuen zu ergreifen; dadurch stürzt er aber zunächst sich selbst in Gefahr für sein eigenes Leben, denn der weggeworfene Stab wird zur giftigen Schlange, d. h. er erregt die ganze feindliche List und Macht der Aegypter, wie denn namentlich Pharao selbst in dem ganzen folgenden Verlauf der Geschichte sich durch sein abwechselndes Verweigern und Bewilligen ganz als den schlangenartig sich windenden und zugleich heimtückischen Lügner, als echten Sohn jener alten Schlange des Paradieses (1 Mos. 3, 1 ff.) zeigt. Aber Moses greift in Gottes Namen zu und siegt, er erlangt durch Bewältigung der Schlange, in der zugleich auch die ganze, zwar farbenschillernde und glatte, aber dennoch finstere und unheimliche Macht des ägyptischen Zauberwesens (V. 11 ff.) sich darstellt, den Hirtenstab wieder, aber nicht mehr als seinen, sondern als Gottes Hirtenstab (4, 20), mit dem er nun sein neues, größeres Werk ausrichten soll (4, 17), er wird aus einem Hirten der Schafe ein Hirte des Volkes (vergl. Matth. 4, 19).

V. 10. Zur Schlange, nach Anderen: zu einem Basilisk oder Krokodil, dem in Aegypten besonders häufigen, gefährlichen Thier.

V. 11. Da forderte u. s. w., um nämlich zu beweisen, daß die Götter Aegyptens dasselbe vermöchten, was Jehovas Diener in seinem Namen und seiner Kraft soeben öffentlich vor aller Augen (Röm. 1, 20) verrichtet hatten. Die Weisen und Zauberer, und zwar die geschicktesten und erfahrensten unter ihnen, die nach einer alten jüdischen Tradition (2 Tim. 3, 8) Jannes und Jambres genannt werden, vielleicht die Vorsteher der ganzen Zaubererzunft, die namentlich auch aus der ägyptischen Priesterkaste bestand (vgl. 1 Mos. 41, 8), und keineswegs bloße Gaukler waren, die nur durch allerlei Kunstgriffe bloße Scheinwunder zur Täuschung hervorbrachten, sondern wirkliche Wunder, und zwar durch die ihnen zu Gebot stehende Macht dämonischer Einflüsse. Unter allen heidnischen Religionen findet sich keine einzige, in der nicht diese finstern Gewalten aus dem Abgrund, die bösen Geister unter dem Himmel (Ephes. 6, 12) ihr Wesen treiben und den dunklen Hintergrund bilden, bis auf das unheimliche Treiben unserer Tage hinaus, wo sich ähnliche Erscheinungen zeigen, die auf einem verborgenen Zusammenhang mit den Mächten der Tiefe beruhen, und die keine noch so fortgeschrittene Naturwissenschaft mehr „natürlich" erklären kann. In der ganzen Sache handelte es sich also dort um einen förmlichen Kampf zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß, zwischen dem lebendigen Gott Israels und den todten Göttern Aegyptens (ähnlich wie 1 Kön. 18, 19 ff.), um diese zu stürzen und zu vernichten durch den Thatbeweis ihrer völligen Macht- und

also auch Werthlosigkeit (vergl. 12, 12; 15, 11; 18, 11). In Aegypten war namentlich schon von Alters her die sog. Schlangenbeschwörung im Schwange, wobei vielleicht durch eine Art magnetischen Einfluß gewisse in diese Geheimnisse eingeweihte Personen gewisse Schlangenarten, die hiefür besonders empfänglich zu sein scheinen, in einen Zustand völliger Betäubung und todtenartiger Erstarrung versetzten und dann wieder aus demselben aufweckten und gleichsam neu belebten.

V. 12. So stellte sich die Sache natürlich nur dem Augenschein nach dar; in Wahrheit aber waren ihre Stäbe gar keine wirklichen Stäbe, sondern nur eingeschläferte Schlangen, die sie, wohl wissend, um was es sich handle, zu diesem Zweck der Blendung und Täuschung schon mitgebracht hatten und nun durch allerlei Beschwörungen und sonstige Geheimmittel wieder entzauberten, d. h. aufweckten, so daß auf den ersten Anblick wohl Pharaos Absicht erreicht schien, aber freilich nur für einen kurzen Augenblick, denn Aarons Stab (durch Gottes Allmacht in eine wirkliche Schlange verwandelt) verschlang ihre, blos vermeintlichen, Stäbe. Auf Seiten Gottes geht also auch hier alles wahrhaftig zu, auf Seiten des Teufels als des Lügners von Anfang (Joh. 8, 44) nur mit Lug und Trug und leerem Schein; allein Pharaos verblendete Augen sahen diesen wesentlichen Unterschied zwischen göttlichen Wundern und dämonischem Zauber nicht.

V. 13. Pharaos Herz, denn das Herz ist nach der Schrift nicht blos der leibliche, sondern auch der geistige Mittelpunkt des Menschen, wie die Quelle seines Blutlaufs, so auch der Heerd alles seines Wollens, Denkens und Fühlens; für Jeden, der sehen wollte, war die Sache nun hinlänglich deutlich und völlig entschieden, aber Pharao will eben nicht sehen, sondern bricht die Verhandlung schleunigst ab, damit es mit dem Betrug und scheinbaren Sieg der Zauberer sein Bewenden habe. War verstockt, entweder abzuleiten vom Stock, so hart und unbiegsam, wie ein hölzerner Stab, oder von Stocken, so todt und innerlich erstorben, erstarrt und leblos, wie ein dürrer Ast eines wurzelfaul gewordenen Baumes, bei dem aller Trieb und Saft des Wachsthums vertrocknet und in's Stocken gerathen ist. Die Schrift sagt zehnmal: Gott habe Pharao verstockt, d. h. seine Verstockung gewirkt, nicht blos zugelassen, und gerade ebenso oft: er habe sich selber verstockt, denn seine Verstockung ist beides zugleich: seine eigene freie That und Gottes Gericht oder Verhängniß, zuerst will er nicht folgen, darum kann er zuletzt auch nicht mehr folgen, denn Gott straft die Sünde mit Sünde, d. h. er läßt sie sich so weit fortentwickeln, daß zuletzt gar keine Umkehr mehr möglich ist, wie bei einem in's Herabgleiten gekommenen Wagen an einem Bergabhang kein Einhalt, es geht von Stufe zu Stufe, aber sicher und immer schneller abwärts. Auch hier geht Gott schrittweise vor (wie oben 5, 1), zwingen will er auch hier nicht zum Glauben und Gehorsam so wenig als einst im Paradiese. Gott thut dem Menschen keine Gewalt an, er läßt seinem eigenen Willen die freie Wahl zur Selbstentscheidung offen. Erst nachdem Pharao sich durch die Schuld seines eigenen bösen Willens bereits gegen Gott entschieden hat, giebt er ihn vollends ganz in's innere Selbstgericht der Sünde dahin, und erst dann erfolgt auch die äußere Strafe. Daher ist dies erste Wunder auch noch keine eigentliche Plage, sondern erst eine freilich handgreifliche Drohung derselben, erst beim zweiten Wunder beginnen die eigentlichen Strafen oder Plagen, nachdem sich herausgestellt hat, daß Pharao eben nur noch durch Schaden klug werden kann. Geredet hatte, und zwar schon oft, vergl. 3, 19; 4, 21; 7, 4.

II. Das Wasser wird Blut (V. 14—17). — **V. 14.** Sprach zu Mose, ohne Zweifel nur wenige Tage hernach. Weigert sich, daher will ich ihn nun zu dem zwingen, was er freiwillig nicht thun will, und ihm so lange mit Zeichen, Wundern und Plagen zusetzen, daß er endlich nicht mehr widerstehen kann, sondern nachgeben muß, er mag wollen oder nicht.

V. 15. An's Wasser — nämlich den Nil — gehen, wie er täglich, wahrscheinlich am frühen Morgen, zu thun pflegte, denn es war Sitte, daß die Könige als Oberherren des Landes den täglich zu gewissen Stunden vorgenommenen Beobachtungen und Messungen des Wasserstandes, von dem die Fruchtbarkeit des Landes fast allein abhing, beiwohnten, zugleich aber auch, um dem von den Aegyptern als „Vater des Lebens" göttlich verehrten Strome das übliche Opfer der Anbetung zu bringen. An das Ufer, d. h. einen geschickt gelegenen Ort am Strande, wo er den König und der König ihn sehen konnte und mußte.

V. 17. Hat mich zu dir gesandt, und zwar schon zweimal (5, 1 ff.; 7, 10 ff.); sollst du ersehen, und zwar thatsächlich und zu deinem Schrecken, weil du es freiwillig auf mein Wort hin nicht glauben wolltest, daß ich der wahre lebendige Gott bin, der auch über dich und dein ganzes Land und Volk Gewalt hat und also der rechte Oberherr ist; dieser dein Gott aber (der Nil), nur eine ohnmächtige, wehrlose Kreatur; denn eben dieser Nil, der für Aegypten die Fülle des Segens bedeutet, soll nun zum Fluch für dasselbe werden, aus dem Born des Lebens die Elemente des Todes und der Verwesung kommen, und was göttlich verehrt worden, soll ein Gegenstand des Ekels und Abscheus werden. In Blut verwandelte. Der Nil nimmt zwar auch sonst zur Zeit seiner jährlichen Ueberschwemmung eine röthliche Farbe an (entweder von der Erdart der von ihm überflutheten Gegenden, oder wahrscheinlicher von unsichtbar kleinen Pflanzen und Thierchen), aber gerade in der Zeit, wo sonst sein Wasser am höchsten steht, am frischesten, gesundesten und schmackhaftesten ist, also ganz anders wie hier (vgl. V. 18); auch ist hier jedenfalls nicht blos, wie Joel 3, 4; 2 Kön. 3, 22, eine Veränderung der Farbe, sondern der inneren chemischen Bestandtheile des Wassers selber gemeint, der in Gährung und Fäulniß überging. Damit war aber den Aegyptern nicht blos die einzige Bezugsquelle ihres Trinkwassers ungenießbar gemacht, sondern auch ihre Hauptnahrung entzogen (V. 18), denn sie waren, weil sehr viele Landthiere göttlich verehrt wurden und also nicht geschlachtet und gegessen werden durften (18, 26), hauptsächlich auch auf die

Fischkost angewiesen (vergl. 4 Mos. 11, 5). Zugleich ist dies aber auch die gerechte Vergeltung des einst so grausam vergossenen Blutes der im Nil ersäuften hebräischen Knäblein (Kap. 1, 22), ganz gemäß dem Wort Offb. 16, 6.

Disposition. Die Wunder der Bibel. Sie geschehen:

1) V. 8—10: Zur Beglaubigung der Wahrheit im Munde der treuen Zeugen Gottes;
2) V. 11—13: Zur Beschämung der falschen Lügenkünste des Teufels und seiner Diener;
3) V. 14—17: Zur Bestrafung des Unglaubens der im Ungehorsam gegen Gott sich verhärtenden Herzen seiner Feinde.



Aus der Homiletik.

Textstudien.

Die Zufriedenheit des Christen mit seinem Erdenloose.

Von J. Schlagenhauf.

Phil. 4, 11—13: Nicht sage ich das des Mangels halber; denn ich habe gelernet, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein, und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

Eines der größten Uebel, an welchen die Menschen leiden, ist die Unzufriedenheit mit ihrem Erdenloose. In der Einsamkeit und im Oeffentlichen beklagen sie sich, zurückgesetzt zu sein, und schauen mit Mißgunst auf solche, welche besser gestellt zu sein scheinen, als sie. Und doch braucht Niemand mit seinem Schicksal unzufrieden zu sein, wenn er nur genügsamen Sinnes ist und sein Glück in Gott sucht.

1) Er ist genügsam, darum kann er sich getrost in jedes Lebensverhältniß schicken.

Der wahre Christ macht keine hohen Ansprüche an das Leben, darum findet er in jeder Lage genug zu seinem Bedarf. Der Apostel ließ sich genügen im Hochsein und im Niedrigsein, im Ueberfluß haben und im Mangel leiden.

Paulus wurde vom Wechsel des Lebens betroffen, wie nur wenige Menschen. Geboren in einer reichen, angesehenen Familie, erzogen von jüdischen und griechischen Weisen, winkten ihm des Lebens Bequemlichkeiten, Schätze und Ehren, aber durch seinen Uebertritt zum Christenthum wurde sein Leben eine Abwechslung zwischen Ueberfluß und Mangel, zwischen Freiheit und Gebundenheit, zwischen Verehrung und bitterer Anfeindung.

Bei Sergio Paulo, dem Landvogt über die Insel Cypern, bei Dionisius, dem Rathsherrn zu Athen, genoß er alle Ehren und Bequemlichkeiten des Lebens, während er in der Gesellschaft roher Söldlinge und Matrosen oft das Nöthigste entbehrte und mißhandelt wurde. Und doch machten ihn die Genüsse und Ehrenbezeugungen nicht übermüthig und die Entbehrungen nicht verdrießlich.

Im traulichen Freundeskreise, im Palast und in der Hütte, auf dem Webstuhl, der Anklagebank, im Gefängniß und im sinkenden Schiff war er der genügsame, fröhliche und demüthige Apostel Jesu Christi.

Die meiste Unzufriedenheit mit unserem Schicksal rührt von den übertriebenen Anforderungen her, die wir an das Leben stellen. Wir sind von der einfachen Lebensweise des Alterthums zu weit abgekommen, machen unnöthige und übertriebene Ansprüche an das Leben, und finden deßhalb selten in einer Stellung, was wir zu unserem Bedarf und zur Bequemlichkeit nöthig halten.

Und doch kann man bei der einfachsten Speise und Kleidung mit vergnügtem Herzen seinem Berufe nachgehen und in der Hütte Gott Loblieder singen. „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen."

Der Christ hat gelernt, sich in sein Schicksal zu fügen und das Beste daraus zu machen.

Der Apostel mußte die Kunst, sich getrost in jedes Schicksal zu fügen, auch erst lernen. „Ich habe gelernet, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen." Wenn wir ihn hätten fragen können, was ihm am liebsten wäre, Ueberfluß oder Mangel, so würde er dieselbe Antwort gegeben haben, die wir auch auf diese Frage geben würden.

Das Hochgestelltsein gefällt allen Leuten besser, als das Niedrigsein, man ist lieber Befehlender als Gehorchender, lieber Arbeitsgeber als Tagelöhner. Aber wir können nicht alle gleiche Lebensstellungen einnehmen, und das Hochsein und Niedrigsein hängt oft gar nicht von uns ab. Der Eine ist schon durch seine Geburt auf einen Thron erhoben und dadurch den gewöhnlichen Nahrungssorgen der Menge entrückt, während ein Anderer beim Eintritt in das Leben auf die niedrigste Stufe irdischen Glückes gesetzt wird.

Und doch muß der Hochgestellte und der Niedriggestellte lernen, sich in sein Loos zu fügen und das Beste daraus zu machen, sonst findet er kein Glück und keine Zufriedenheit darin. Der Begüterte muß lernen, seine Wünsche zu mäßigen, sonst wird ihm das Herz stolz und der Kopf schwindlig, daß ihm die höchste Fülle irdischen Glückes nicht mehr zum Segen wird. Der Minderbegüterte muß lernen, mit dem Wenigen, das er hat, sich begnügen zu lassen und es in Segen für sich zu verwandeln, sonst verdüstert sein Gemüth und er verfällt in Unmuth und Bitterkeit.

Diese Kunst können wir alle lernen, denn wir haben alle die Fähigkeit dazu.

Wenn der Landmann sich auf einem mageren, mit Unkraut bewachsenen Stück Land niederläßt, so ergreift er unverdrossen Hacke und Pflug, dasselbe zu säubern und durch Dünger die Ertragfähigkeit desselben zu steigern.

Selbst der Vogel im Käfig lernt mit der Zeit sich in sein Loos schicken, und singt, daß ihm alle Adern anschwellen und Lust und Freude seinen Körper durchströmen.

Ein Knabe gerieth einst unter eine Maschine, die ihm das linke Bein zerbrach und das rechte zerquetschte, daß er lebenslang ein Krüppel wurde. Zwei Monate mußte er auf dem Bette liegen, dann verließ er auf zwei Krücken langsam das Zimmer. Als ich ihn das erste Mal auf den Krücken fortholpern sah, sagte ich zu mir selbst: „Armer Junge, du wirst deines Lebens auch nicht mehr froh werden können!" Und doch spielte er nach etlichen Wochen Ball mit andern Knaben, und war trotz Krücke und lahmem Bein so vergnügt als einer.

So sollten auch wir uns in die mißlichste Lage schicken und das Beste daraus zu machen suchen, und die Zufriedenheit damit und die Ruhe in unserem Innern wird erhöhet werden.

Diese Kunst können wir bei Christo lernen, bei welchem auch Paulus in die Schule ging.

Obwohl er Herr Himmels und der Erde war, ging er doch in die niedrigsten Erdenverhältnisse ein, und gab im stillen Kreise der Jünger, unter bewegten Volkshaufen, auf dem fröhlichen Hochzeitsfeste und vor dem Hohen Rathe, auf dem Berge der Verklärung und auf dem tobenden See Genezareth uns das Exempel der Genügsamkeit und kindlichen Ergebenheit in den Willen des himmlischen Vaters. Und er ruft uns zu: „Folget mir nach!"

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Nein, so, wie Er es heilsam fand."

2) Er bringt das Glück in jedes Lebensverhältniß hinein, darum ist er immer zufrieden und glücklich.

Paulus hatte Christum im Herzen, die Quelle aller Zufriedenheit und alles Glückes. „Ich vermag alles durch Christum." Durch Ihn konnte er genügsam, zufrieden und glücklich sein unter den Hohen und Niedrigen, in Ehren und in Schmach, im Palast und im Gefängnisse.

Es ist das mit der Liebe Christi erfüllte Herz, das uns glücklich macht im Ueberfluß und im Mangel, in der hohen und niedrigen Lebensstellung, in der Einsamkeit und im bewegten Leben. Mit Ihm ist Zufriedenheit, Ruhe, Friede und Seligkeit unser Theil in jeder Lebensstellung.

„Dein Glück hängt nicht mehr ab von guten
oder bösen Stunden,
Hast du im Wechsel erst das Ewige gefunden."

Wer in Christo sein Heil und seine Stärke gefunden hat, ist mächtig, sich über die Schicksale des Lebens zu erheben, daß sie seinen Frieden und Freudigkeit nicht zu stören vermögen. Durch Christum war auch Paulus mächtig, mit Ruhe auf die heftigen Wogen zu blicken, die oft sein Schifflein umtobten. „Ich bin gutes Muthes in Schwachheiten, in Schwächen und Nöthen, in Verfolgungen und Aengsten, um Christi willen." (2 Cor. 12, 10.)

Als A. v. Humboldt auf dem Chimborasso stand, zogen schwere Gewitterwolken unter ihm über die Gegend hin, welche den Tag in Nacht zu verwandeln drohten. Schrecklich rollte der Donner, schauerlich schossen die zuckenden Blitze, von einem heftigen Regen begleitet, über die Umgegend hin, während um ihn her alles licht war und die Sonne freundlich sein Haupt umleuchtete. So muß sich auch der Christ über die drückende Atmosphäre des Weltgeistes und des Alltagslebens erheben, und wenn dann auch schwere Ungewitter um ihn her toben und die Wasser der Trübsal hoch steigen, wird dennoch über dem Haupte Sonnenschein und im Herzen Friede und Ruhe sein.

„Das Schicksal ist nur Gottes Knecht,
Es herrschet stets mit Huld und Recht;
Wer sich zu Gott erheben kann,
Dem ist das Schicksal unterthan."

„Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

Von C. Röhl.

Apostelgeschichte 16, 30: Und führete sie heraus, und sprach: Liebe Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?

Die Beantwortung dieser Frage schließt in sich:

1) Die Behauptung der Unerläßlichkeit der Religion.
2) Die nähere Bestimmung, daß diese Religion persönlich bewußte Herzensreligion sein muß;
3) Das „Nota Bene": Religion muß zu ihrem Besitze erst erlangt werden.

I.

A. Wer ist glücklich?

1) Alle stellen die Frage des Textes; Alle wollen glücklich-selig sein.

2) Wahrhaft Glückliche giebt's indessen wenige. (Siehe Anekdote „Buch der Gleichnisse", S. 206.)

B. Wie wird man glücklich-selig? Durch Religion.

1) Religiöses Bewußtsein ein Theil vom Menschen.

2) Man kann Unsterblichkeit nicht leugnen. Wir tragen in uns ein Sehnen nach Ewigem.

3) Alles ist vergänglich.

4) Es giebt eine letzte Stunde und eine Ewigkeit.

II.

A. Herzensreligion.

1) Wahre Religion will nicht nach ihrer Theorie beurtheilt sein, sondern nach ihren Früchten (Chri-

stus und Dr. Christlieb). Sie muß Herzenssache sein.

2) Wahre Religion muß viererlei:
a) Uns in wirklichen Besitz geistlicher Güter setzen;
b) Uns wahrhaft glücklich machen;
c) Uns religiös fruchtbar machen;
d) Uns den Tod versüßen und leicht machen.
Dies kann aber nur Herzensreligion.

B. Persönlich.

1) Christenthum Religion ist ein reeller Besitz.
2) Aus folgenden Gründen:
a) Wir haben persönlich gesündigt;
b) Christus hat uns persönlich erlöst;
c) Wir müssen einst persönlich sterben;
d) Wir wollen persönlich in den Himmel.

C. Bewußt.

1) Wir freuen uns über keinen Besitz, dessen wir nicht versichert sind, wovon wir keine Notiz nehmen.
2) Die Bibel kennt keine andere Religion (citire die Stellen in den Briefen Pauli).

III.

Wie kommt man zum Besitz der Religion?

1) Religion ist nicht angeboren wie der Adel; sie muß darum erlangt werden.
2) Der Herr Jesus verweist auf diesen Vorgang des Erlangens; er nennt es „Eingehen durch die enge Pforte."
3) Diese Thatsache, sowie der Stolz des Menschen, der sich solcher Demüthigung nicht unterziehen will, ist eine Ursache der Religionslosigkeit.
3) Da das „Eingehen" zeitgeschichtlich ist, so muß man sich desselben bewußt werden.
5) Wenn man den Muth nicht hat, der Entscheidung zur Erlangung der Religion Ausdruck zu geben, so hat man die Antwort noch nicht gegeben auf die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

Aphorismen.

Homiletik und Predigt. Von der noch textlosen Predigt der Apostel und Missionäre, die zunächst in bloßer grundlegender Verkündigung der evangelischen Wahrheit, in der ersten Mittheilung ihres noch rein geschichtlichen Stoffes bestand, unterscheidet sich die Homilie gerade dadurch, daß sie sich eng an den gegebenen Text anschließt, sie ist die textuelle Predigt im engeren Sinne. Sie schmiegt sich noch auf's Engste dem Texte selber an, und ist nichts anderes, will auch gar nichts anderes sein, als ein bloßer Ausfluß des Textes und eine Auslegung desselben, die menschliche Parallele seiner göttlichen Gedanken, die sie nur nach ihrem eigenen inneren Reichthum und der Fülle ihres Inhalts und ihren Beziehungen auseinanderlegt und entfaltet (analytische Predigt). Ihr nächster und ganzer Zweck ist Texterkenntniß und Textanwendung, ja dies ist so sehr ihr einziger Zweck, daß alles andere, namentlich jede rednerische Kunst und Form, vollständig vor ihrer Einfalt zurücktritt. Der Text herrscht und die Predigt ist nur eine Versenkung und Vertiefung in das Wort, sie ist eine einfache Unterhaltung über dasselbe und Speisung der Seele mit demselben. Diese Auslegung des Wortes ist aber bis heute noch das eigentliche Hauptgeschäft jedes Predigers, dem sich alle anderen besonderen Bedürfnisse der Gemeinde unterzuordnen haben und mehr nur gelegentlich ihre Befriedigung finden. Die Einführung in das Wort Gottes selber, die Gründung und Befestigung in der Schrift, kurz — die Schrifterkenntniß muß die Hauptabsicht bleiben. In der Homilie wird also der Text selbst als ein wohlerkanntes Ganzes in seiner wohlerkannten Gliederung zum Verständniß vorgelegt, wodurch sich ebensowohl Klarheit als Deutlichkeit, Uebersicht und Einsicht mehrt, und die nach Erkenntniß des Wortes Gottes hungernde Seele satt und froh wird. Die Homilie verfolgt den Text in seinem einzelnen Theile und verstärkt so durch die Wiedergabe der schönen Gliederung derselben seinen Totaleindruck als Ganzes ganz ebenso, wie man auch ein Bild desto mehr liebt und desto höher schätzt, wenn der Künstler seine einzelnen Theile deutend und erklärend durchgesprochen hat. Es wird am Ende dabei scheinen, als hätte der Prediger selbst nichts oder doch nur sehr wenig dabei gethan, da er doch in Wahrheit so viel geleistet hat und es ihm zu danken ist, wenn nun der Text in seinem vollen Glanze sonnenhell und kräftig in die Seele dringt. Daran kann sich denn bereits eine Anwendung anschließen, in welcher man unter Beibehaltung jener dem Text selbst eigenthümlichen und wesenhaft innewohnenden Gliederung das Licht des göttlichen Wortes auf die Verhältnisse des Lebens fallen und treffen läßt, so daß es Lehre und Strafe, Besserung und Züchtigung wirkt.

Die Predigt im eigentlichen (gewöhnlichen) Sinne des Wortes dagegen ist die thematische Rede. Sie geht zwar auch vom Texte aus, aber sie faßt seinen Inhalt sofort in ein selbstgewähltes freies Thema zusammen (daher auch die synthetische Predigt genannt), über welches nun gesprochen wird. Bei der Homilie hat der Redner sozusagen keinen eigenen Gedanken und keine andere Absicht als die, seinem Text zu dienen und ihn auf den Scheffel zu stellen. Die Predigt steht in diesem Sinn nicht mehr im Dienste des einzelnen Textes, daß sie nur ihn allein auslegen und zum Verständniß bringen wollte, aber auch sie steht im Dienste des Wortes der Wahrheit als eine heilige Magd des Herrn, am Ende doch wohl eine ebenbürtige Schwester der Homilie. Aber eben als Rede zieht sie auch die menschlichen Formen der Redekunst mit in ihren Dienst herein. Nicht mehr der Text selbst für sich allein und die schon in ihm selber liegende Gliederung tritt hervor, sondern sein Inhalt ist bereits unter einen besonderen Gesichtspunkt, nämlich den eines Themas gestellt mit einer selbstgemachten Disposition, der nun die Rede sich kunstvoll an- und einschmiegt. Scheinbar schwieriger als die bloße Homilie, ist sie in Wahrheit doch viel leichter und muthet auch den Zuhörern am wenigsten zu. Das wörtlich ausgeprägte Thema und die namhaft gemachten Theile unterstützen und erleichtern die Aufmerksamkeit, und der Prediger selbst ist gezwungen, einfach, klar und deutlich zu gliedern und seine Disposition möglichst

aus dem Text selber und gleichsam aus ihm heraus wachsen zu lassen, nicht blos sie ihm äußerlich anzupassen oder wie ein fremdes Gewand überzuwerfen.

Citate. In Predigten nur nicht zu oft und zu viel Citate aus den deutschen Klassikern und den weltlichen Dichtern! Selten und zur rechten Zeit, und zwar vor einer Gemeinde, in der ein größerer Theil diese Dichter und überhaupt diese Schriftsteller kennt, das mag allenfalls noch angehen, zumal dann, wenn es gilt, die Kinder der Welt mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Aber Reminiscenzen und Anklänge an weltliche Gedichte an unrechter Stelle, wie man das auch wohl erlebt, das imponirt nicht einmal dem Unwissenden; dem Kenner aber erscheint es als eine Profanation der heiligen Stätte und der heiligen Rede. Zuweilen kommt solches Citiren auch so heraus, als müsse der Prediger doch auch einmal zeigen, daß er Schiller, Göthe, Lessing u. s. w. gelesen habe. Aber das entspricht nicht der Demuth und geistlichen Keuschheit, die des geistlichen Redners bester Schmuck sein soll, auch nicht dem Zweck der geistlichen Rede, welcher durchaus nicht im delectare besteht, und der durch Begriff und Zweck der geistlichen Rede gebotenen Form der edlen Einfachheit und Einfalt. Soll sich doch überhaupt nicht die Form auf Kosten des Inhalts breit machen — und nun erst gar die falsche Form! Anfänger versehen es hierin am ehesten. Prediger, die schon den ganzen Ernst des Amtes und des Lebens an und in sich erfahren haben, gerathen so leicht nicht in diese Gefahr. Die Predigt ist und bleibt eben eine oratio singularis, eine oratio sui generis.

Predigt und Seelsorge. Ein Prediger, der sich ferne von seiner Gemeinde hält und sich nicht ernstliche Mühe giebt, die Einzelnen möglichst genau kennen zu lernen, wird schwerlich mit seiner Predigt viel Eingang finden. Die spezielle Seelsorge ist es, die ihn hauptsächlich dazu tüchtig macht, das Wort Gottes so zu verkündigen, daß es den Leuten wirklich nahe kommt. Wer dagegen nur in der Studirstube sich allerlei Vorstellungen macht von den Bedürfnissen und dem inneren Zustand seiner Gemeinde, täuscht sich meistens gar sehr und wird gewöhnlich nur tauben Ohren predigen. Es genügt noch nicht, daß der Prediger nur selber in Gottes Wort und Werk fest gegründet ist, sondern er muß außer seinem Text auch seine Gemeinde studiren; die Seelsorge allein macht es möglich, daß er an die Herzen kommt, daß er die Einzelnen genauer kennen lernt und möglichst zu erforschen sucht, womit sie die Angst ihrer Seele zu stillen suchen. Denn man kann mit Sicherheit davon ausgehen, daß auch diejenigen, die ohne Gebet und ohne Kirche dahingehen, ein böses und geängstetes Gewissen in sich tragen, und man muß es ihnen wenigstens bestreiten, daß sie irgend einen Grund haben, sich zu beruhigen beim Gedanken an Tod und Gericht. Und dies bahnt dem Worte der Predigt den Weg; denn die Seelsorge ist nicht nur die beste Vorbereitung für den Prediger, sondern auch für die Predigt. Und viel schwerer als der offenbare Unglaube ist der Stumpfsinn und die gänzliche Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit zu besiegen. Das ist der Palast, in welchem der Teufel in gar vielen Herzen das Seine im Frieden bewahrt, und durch die Predigt allein ist an diese, wenn sie auch je und je die Kirche besuchen, schwer hinzukommen, es sei denn, daß Gott der Herr selbst anderweitig seine Predigten durch Noth und Tod salbe. Hier bleibt nur übrig, den Einzelnen zu suchen und ihn im Wege der Seelsorge zum Wort der Predigt heranzuführen. Es gehört aber viel Geduld und Weisheit, viel Treue und vor Allem viel Gebet dazu, um Einem so nachzugehen und nicht müde zu werden.

Zur Stimmenkultur. Nach dem Englischen von Cornelius. — Strebe darnach, vollkommene Controlle über deine Stimme zu erlangen. Lehre deine Stimme deinem Willen gehorchen. Die Gemüthsbewegung, die du fühlst, getreulich ausdrücken, das ist ein Werk jahrelanger Uebung, und genauen und sorgfältigen Studirens; doch während es geschieht, ist jeder Tag ein Schritt vorwärts auf dem Wege zum Erfolg.

Wir Alle wissen, welche meisterliche, vortreffliche Kraft der Singstimme durch Kultur beigebracht wird. Dieselbe kann auch im Redeton entwickelt werden. Verachte nicht die Maschinerie der Kultur. Suche dir ein Verständniß der Vortragskunst und ihrer Hilfsmittel anzueignen. Dann übe, übe, bis du die Meinung eines jeden rhetorischen Begriffs persönlich anzuwenden vermagst. Suche dazu womöglich einen guten Lehrer zu bekommen, doch verzweifle nicht am Fortschritt ohne solchen bei alleiniger Uebung. Begriffe werden beim Namen gelernt; ich denke, die ersten Uebungen sollten sich auf die alphabetischen Elemente stützen, um dieselben nach einer strikten Analyse der Worte auszusprechen. Es ist eine Sache, einen Buchstaben zu kennen bei seinem Namen, und eine andere, denselben zu kennen bei seinem Laut. Derjenige, der jeden Laut des Buchstabens meistert, hat bereits viel Kraft in der Sprache gewonnen. Hast du die Grundelemente auszusprechen gelernt, verbinde dieselben nicht sogleich, sondern studire ihre Zeit. Sie werden in der Rede unter verschiedenen Graden der Zeitdauer benützt und bilden eine vorzügliche Zeittafel, nach welcher die Verschiedenheit der Schwere zu erlernen ist. Sodann gewinnt Rede wie Gesang besonders durch den zarten Hauch des Ausklangs, welcher seine Grenzen fast unwahrnehmbar macht. Diese Feinheit sollte mit Anstrengung erstrebt und nicht durch Flüchtigkeit übergangen werden. Die Kraft sollte an den Wortgliedern praktizirt werden, und durch Nachdruck der Silben erlangt man eine Zierde der Rede, die nirgends sonst gewonnen werden kann.

Das Sinken und Beben, diese ausdrucksvollen Proben des Tonanschlags, erfordern große Accuratesse. Schnelligkeit und Langsamkeit, Sinken und Ausklingen der Stimme, Veränderung der Zeit, Anstand, Alles kommt in's Spiel der Gruppirung, welches am wirksamsten ist, um einen Gedanken nachdrucksvoll hervorzubringen, inmitten des Verlaufs einer Rede, und ist wie Licht und Schatten in einem Gemälde.

Keine Stimme kann natürlich sein, bis sie kultivirt ist; denn die unkultivirte Stimme hat weder Bildung noch Kraft, welche ihr allein die Befähigung geben können, naturgetreu zu sein.

Chronik der Gegenwart.

Drinnen und Draußen. Präsident Garfield soll gesagt haben, es sei ganz abscheulich, wie sich manche Republikaner gebehrdeten, die außer Amt sind, um ihre politischen Freunde, welche ein Amt bekleiden, „an die Luft zu setzen".

Der Präsident hat mit diesem Satze einen wunden Fleck unseres Gemeinwesens berührt. Nicht nur treibt eine politische Partei die andere aus den Aemtern, sobald die Macht dazu vorhanden, sondern Leute derselben Partei und oft noch solche, die ganz und gar unfähig oder völlig unerfahren sind, treiben die schändlichsten Intriguen und wenden die ehrlosesten Mittel an, aus — wie sie sagen — reinstem Patriotismus und getrieben von den heiligsten Prinzipien und Motiven; im Grunde aber nur dazu, um die Betreffenden außer Amts zu bringen und sich selbst eine Stelle zu verschaffen.

Neben den „Ringen" und ihren Betrügereien kennen wir keinen größeren Gemeinschaden, als den oben bezeichneten. Soll die Verwaltung in allen ihren Theilen eine tüchtige, zuverlässige und ehrliche werden, so brauchen wir vor Allem tüchtige Beamte, und zwar nicht blos fähige Ober=, sondern auch tüchtige Unterbeamte, so daß die Staatsmaschinerie bis auf die geringste Stelle hinaus mit tauglichen Kräften besetzt ist. Wie aber kann dies möglich gemacht werden, wenn nicht blos eine Partei die andere regelmäßig aus Amt und Stellung jagt, sondern eine und dieselbe Partei, nur um Luft für andere zu machen, sich bestrebt, mit Gewalt Vakanzen herbeizuführen, auch dann, wenn die Stellen=Inhaber so Ausgezeichnetes leisteten, daß sie von den „Grünen", die sich aufdrängen, nie ersetzt werden können.

Unser Präsident sollte jenen Satz mit großen Lettern auf die Schwelle seiner Amtsstube setzen lassen, und zwar mit der Ueberschrift: „Für unverschämte Aemterjäger."

Die Frechheit der Judenpresse und die dadurch hervorgerufene Bewegung hat zur Folge, daß man überall auf das Treiben gewisser Juden aufmerksam wird und dasselbe beleuchtet. So ist über die ungarischen Juden von einem gewissen Dr. Julius Lazar ein Buch herausgegeben worden, welches ganz haarsträubende Enthüllungen macht. Im Elsaß hat Pfarrer Klein, der Verfasser der berühmten Fröschweiler Chronik, die Feder gegen solche Juden ergriffen.

Zu sagen, daß all dies nichts anderes als mittelalterliche Unduldsamkeit sei, heißt ein sehr oberflächliches Urtheil fällen; denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß Männer wie Stöcker, Klein, Lazar und viele andere mehr eine altmodische Judenverfolgung in's Werk setzen wollen! Nein — sie wehren sich für ihr Volk; nicht gegen ordentliche, gläubige Israeliten, sondern gegen jene Wucher- und Preßjuden, welche da meinen, die „Gojim" seien nur da, um sich von ihnen aussaugen zu lassen, und die fortwährend den beißendsten Hohn, den giftigsten Haß über alles „Christliche" ausgießen.

Dieser tiefgewurzelte jüdische Haß richtet sich nicht gegen den Glauben frommer Israeliten, sondern ganz besonders gegen den Christenglauben. Der jüdische Wucher saugt nicht die Juden aus, sondern übt sich am einfältigen Bauer. Deßhalb haben Freunde des Volkes es für nothwendig erachtet, diesem maßlosen jüdischen Treiben entgegen zu treten. Besondere Ausnahmegesetze, welche blos für die Juden gelten sollen, sind von Stöcker und andern nicht beabsichtigt, es sollen aber dem Volke die Augen geöffnet werden, damit es den Abgrund sieht, dem es unter jüdischem Einfluß zusteuert.

Joseph Onasakenrat, der Häuptling der Oka Indianer in Montreal, Canada, ihr Prediger und Civilisator, ist leider im 35. Jahre durch den Tod den Seinen entrissen worden. Der junge Irokese wurde im Alter von 14 Jahren einer katholischen Schule anvertraut, in der er auch erstaunliche Fortschritte machte. Die Priester=Lehrer hofften zuversichtlich, durch ihn einst seinen ganzen Stamm zu katholisiren. Nachdem Onasakenrat 1868 zum Häuptling gewählt, bauten die Priester auf der Reservation eine Kirche, der sie die besten Ländereien zuzuwenden trachteten. Erbittert durch dies Treiben lehnten sich die Okas gegen diese Missionäre auf, und nur durch ihres Häuptlings Einschreitung wurde deren Leben geschont. Aber die Priester dankten ihm schlecht. Joseph mußte im Gefängniß für die Gewaltthaten der Seinen büßen. Doch hier verdiente er sich eine unsterbliche Krone, indem er das neue Testament in die Sprache seines Volkes übersetzte. Diese Arbeit hatte ihm selbst den größten Segen gebracht, denn sie hatte ihm das innere Auge geöffnet. Mit dem Evangelium in der Hand trat er vor sein Volk, das sich nun von Rom lossagte und der Methodistenkirche zuwandte.

Nur zu bald wurde leider dieser treueste Freund und Seelenhirt seinem Stamme entrissen.

Christoph Hoffmann, der Vorkämpfer für Wiedererrichtung des heiligen Landes und Vertreter der Jerusalemsfreunde, wird in Begleitung von Consul Schumacher, dem Beschützer und Vertheidiger des Deutschthums in Palästina, Amerika besuchen. Beide Männer haben im heiligen Lande gelebt und gelitten, gehofft und gekämpft; sie kennen nicht blos die Tempelstätte, sondern fast jeden Fuß breit Landes, das den Christen durch die heilige Geschichte lieb und werth geworden. Sie haben dort mit einer Ausdauer und Aufbietung von Kraft für die Verbreitung des Wassers des Lebens in der Einöde gewirkt, daß nur mit gespanntester Aufmerksamkeit allseitig auf das gelauscht werden wird, was diese lieben Gäste der amerikanischen Christenheit zu sagen haben. Auch wir rufen ihnen ein freudig „Willkommen!" entgegen.

Unvorbereitet muß wohl mancher in die Ewigkeit. Dies sehen wir wieder recht deutlich bei dem großen

Unglück zu London, Ontario, Canada. Der Dampfer „Victoria" mit etwa 600 Personen sank auf der Heimfahrt von Spring Bank (vier Meilen von der Stadt), und dabei brach das Oberdeck. Dadurch wurde die Rettung derer im untern Raum sehr erschwert, und gegen 250 Personen fanden ihren Tod in den Wellen. Die ganze Stadt ist in Trauer und fühlt die warnende Hand des Höchsten. Ob sie wohl auch seiner Stimme folgen werden?

Ein britisches Kriegsschiff explodirt. Die englische Admiralität hat aus Montevideo die traurige Nachricht erhalten, daß die britische Kriegsschaluppe „Doterel" am 26. April bei Sandy Point in der Magellan Straße in die Luft flog. Die Ursache der Katastrophe ist unbekannt. An Bord des „Doterel" befanden sich 156 Matrosen und Offiziere. Der Commandeur, der Zahlmeister, ein Ingenieur, der Zimmermann und sieben Matrosen wurden gerettet.

Kalakaua, König der Sandwich Inseln, hat sein Reich verlassen und ist Anfangs Februar in San Francisco eingetroffen. Er ist als Prinz im Palace Hotel abgestiegen und verweilte nur kurze Zeit daselbst, um eine Reise um die Welt anzutreten. Theils nöthigt ihn seine geschwächte Gesundheit zu einer Luftveränderung, theils wünscht er auswärts die Frage zu studiren, woher er seinem Reiche eine wünschenswerthe Einwandererklasse zuführen könne. Denn der Beherrscher der Kanakas ist sich bewußt, daß sein Volk auf den Aussterbestand gesetzt ist. Bisher war er ein Verehrer der Chinesen-Einwanderung, von der er noch nicht völlig geheilt ist, obgleich dieselbe ihm beinahe den Thron gekostet hätte. Der Generalanwalt und Einwanderungs-Commissär W. Nevies begleitet den König, und werden dieselben von San Francisco nach Japan, China, und dann nach Ostindien und den Inseln des malayischen Archipels sich wenden, um wenn möglich aus letzteren beiden Einwanderer für die Sandwichs-Inseln zu gewinnen. Darauf wird Kalakaua über Suez nach Europa und schließlich über New York und San Francisco in sein Reich heimkehren. Trotz des Aufstandes scheinen die Kanakas ihrem Herrscher doch noch Anhänglichkeit bewahrt zu haben, denn am Sonntage vor seiner Abreise besuchten ihn viele Tausende, und er hielt eine kurze Ansprache, in der er darlegte, daß er zum Wohl des Landes reise. Mit Beifall wurde seine Rede aufgenommen und mit Trauer und Klage ließen die Kanakas ihren Fürsten abreisen. Während seiner Abwesenheit führt die Prinzessin Kinakaeha die Regentschaft im hawaiischen Inselreiche.

Ein Wort aus Holland, das der allgemeinsten Aufmerksamkeit werth ist, um so mehr, da es von dem Justizminister in einer zwar wohlgemeinten, doch unerwarteten Weise im Landtage nicht blos seinem engeren Vaterlande, sondern ganz Europa und der Welt hingeworfen hat.

„Es liegt mir am Herzen, zu constatiren, daß die Lage nicht nur unseres Landes, sondern in ganz Europa sehr bedenklich ist, und man braucht kein großer Prophet zu sein, um voraus zu sagen, daß vor dem Ende unseres Jahrhunderts Europa einen sozialen Zusammensturz sehen wird, weit schrecklicher, als alle früheren politischen Revolutionen. Was kann man thun, um diese Gefahr abzuwenden? Die Gesetzgebung revidiren? Man kann das versuchen, ich aber sage denen, welche glauben, daß die Gesetzgebung alle moralischen und sozialen Schäden heilen kann: Ihr, die ihr Alles von den Gesetzen erwartet, beginnt damit, euch selbst zu revidiren. Mögen alle die, welche den Patriotismus über die Parteiinteressen setzen, die, welche die Religion nicht zu einer Dogmenfrage herabziehen wollen, alle die, welche in dem Rechte nicht nur eine Convention und eine Gelegenheitsfrage sehen, sondern eine objektive Macht, die man nicht schaffen kann, die man aber suchen muß mit der Hoffnung, einstens dahin zu gelangen; mögen alle diese sich bestreben, eine größere Einigkeit herzustellen, indem sie beseitigen, was sie trennen, und fördern, was sie vereinen kann; mögen sie den Wettstreit der Parteien reinigen und veredeln durch gegenseitige Achtung, mögen sie gerecht sein gegen einander, aber vor Allem gerecht gegen die weniger begünstigten Klassen der Gesellschaft. Möge aller persönliche Groll dem aufgeopfert werden, was das Heiligste in der Welt ist, dem Rechte.

Ober-Consistorialrath Dr. Wichern. Am 7. April starb im Rauhen Hause, Horn bei Hamburg, Dr. Johann Hinrich Wichern, der Vater der inneren Mission in Deutschland, in seinem beinahe vollendeten 73. Lebensjahre. Von siebenjährigem schweren Leiden hat ihn der Tod erlöst. Die deutsche evangelische Kirche verdankt diesem Manne die Eröffnung eines neuen Gebietes kirchlicher Arbeit, das sie zu direkter Hilfleistung mitten in die Volksschäden hineinführt und in freier Vereinsthätigkeit unter Mitwirkung von Laienkräften ein neues, frisches und belebendes Element in die Kirche unserer Tage einführte: die Organisation der dienenden Liebe in Anlehnung an das geistliche Amt.

Die innere Mission ist seit dem Jahre 1848 in senfkornartigem Wachsthum ein stattlicher Baum geworden, dessen vielverzweigte Aeste sich in alle Gebiete des Volkslebens hineinerstrecken. Es wird nie vergessen werden, wie die erste schöpferische Anregung hierzu von Wichern ausgegangen ist, dem Zeugen des Evangeliums in Wort, That und Dienst. Was er in Arbeit und Gebet vielen Tausenden für ihr persönliches Leben, was er unserem Volke und der evangelischen Kirche gewesen, das wird bleiben und Frucht tragen.

Die Indianer Mexikos. Ein Franzose, Désiré Charnay, durchforscht jetzt die alten Ruinenstädte Mexikos und erzählt bei dieser Gelegenheit von dem wunderbaren Triebe der Indianer, ihre erworbenen Schätze zu vergraben. Der Indianer, sagt er, hat nur Freude am Gelde, wenn er es vergräbt und so ganz sein eigen nennt. Zur Zeit, welche auf die spanische Eroberung des Landes folgte, wurden die Eingeborenen mißtrauisch und vergruben ihre Kostbarkeiten, um arm zu erscheinen. Heute noch handeln sie so aus erblichem Instinkt und vergraben ihr Eigenthum, ohne eigentlich zu wissen warum. Der Indianer, welcher verborgene Schätze findet, deckt sie wieder sorgsam zu und rührt dieselben nicht an.

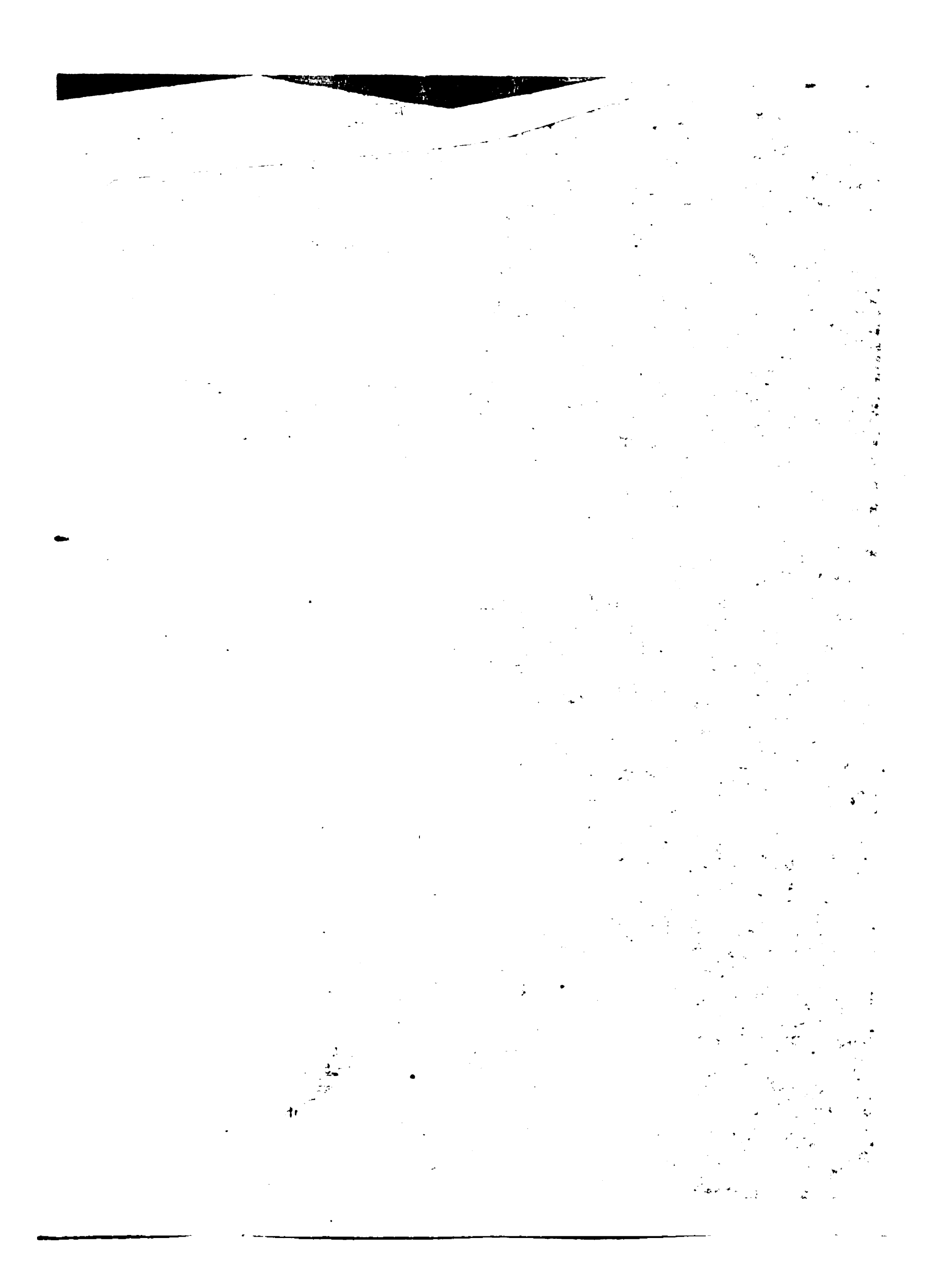


L. ROHBOCK del.



Englische und deutsche Geschwister kamen oft zusammen in Liebesfesten, Gebetsversammlungen und anderen Gottesdiensten, und die deutsche und englische Sprache mischten sich zum

sich dieselbe im Ganzen doch in äußerst wohlthätiger Weise geltend gemacht. Sie verlieh dem deutschen Methodismus Zusammenhang und festen Halt, so daß derselbe als zusammen-



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. | August 1881. | Achtes Heft.

Deutsch und Englisch im deutschen Methodismus.

Vom Editor.

Im Geschäft sowie im geselligen Umgang und kirchlichen Gemeindeleben kann eine aus anderem Lande in die Vereinigten Staaten importirte Sprache nur so lange existiren, als Gebrauch für dieselbe vorhanden ist, das heißt, so lange als man sie nöthig hat, um sich der Emigration besser verständlich zu machen. Ist aber der Prozeß des Anglisirtwerdens — im ganzen Lande, oder in Theilen desselben, oder bei Einzelnen — so weit vorgeschritten, daß die englische Zunge das Gehör, das Erkenntnißvermögen, sowie das Herz zu erreichen und zu fesseln vermag, so ist die Vermittelung der eingeführten Sprache nicht mehr erforderlich, ja öfters selbst nicht mehr ausführbar, weil dieselbe nicht mehr verstanden wird. So lange sich aber Menschen im Lande befinden, denen mittelst einer andern als der englischen Sprache das Evangelium wirksamer angeboten werden kann, so lange wird solch fremdländische Zunge im Missionswerk ausgezeichnete Dienste leisten.

Fußend auf diesem unbestreitbar richtigen Grundsatz, hat die Bisch. Meth. Kirche — und sie ist der Pionier der amerikanischen Denominationen in diesem Werke der inneren Mission — nicht Sprachmeister, welche da Englisch lehren, nicht Politiker, welche amerikanisiren sollten, sondern **deutsche Missionäre** zu den **deutschen Emigranten** gesandt, und zwar geschah solcher Missionsdienst anfänglich im allerinnigsten Anschluß an die nächstliegenden englischen Gemeinden. Englische Vorst. Aelteste führten die Aufsicht über die deutschen Missionen; jede deutsche Methodistengemeinde sah sich gleichsam als Bestandtheil der englischen Nachbargemeinde an und erhielt von dieser sowohl geistliche Nahrung als pekuniäre Hilfe. Englische und deutsche Geschwister kamen oft zusammen in Liebesfesten, Gebetsversammlungen und anderen Gottesdiensten, und die deutsche und englische Sprache mischten sich zum Preise Gottes in so herzerquickendem Zusammenhang, als dies nur immerhin möglich ist.

Obwohl nun aus solchem Verhältniß für die deutschen Methodisten unläugbar große Vortheile entsprangen, sowohl in kirchlicher, als socialer und politischer Beziehung, und obgleich solche Zustände für **die Pflanzung** der deutsch-methodistischen Missionen geradezu Bedingung waren, so erkannte die Kirche doch bald, daß, sollte der deutsche Methodismus seine Aufgabe als eine große, einflußreiche Mission unter der deutschen Emigration lösen, oder der Lösung doch wenigstens möglichst nahe kommen — ein etwas selbstständigeres Gemeindewesen geschaffen werden müsse. Unsere Bischöfe ernannten deßhalb deutsche Vorst. Aelteste, deutsche Conferenzen wurden organisirt, deutsche Seminarien gegründet, und eine umfangreiche deutsche Literatur entstand; kurz, es wurden solche Hilfsmittel herbeigezogen, welche den deutschen Methodismus befähigten, mitten in's deutsche Volksleben hineinzutreten, um die Opposition erfolgreich zu bekämpfen und für Gottes Reichssache sowie die Kirche das Bestmöglichste leisten zu können.

Die Thatsachen beweisen, daß diese von den Autoritäten der Kirche eingeschlagene Methode die richtige ist. Ist durch Ausführung derselben die **äußerliche** Verbindung der deutschen Gemeinden mit den zunächst liegenden englischen auch etwas loserer geworden, kommen deutsche und englische Methodisten auch nicht mehr so oft in Gottesdiensten zusammen wie früher, weil die einen wie die andern für das ihnen speziell übertragene Werk jede Stunde bedürfen, und kann auch nicht geleugnet werden, daß diese Methode die deutschen Methodisten um verschiedene frühere Vortheile gebracht hat, so hat sich dieselbe im Ganzen doch in äußerst wohlthätiger Weise geltend gemacht. Sie verlieh dem deutschen Methodismus Zusammenhang und festen Halt, so daß derselbe als zusammen-

gehörendes Ganze vor dem deutschen Volk in den Ver. Staaten steht und auf dasselbe einwirkt; die deutschen Methodisten sind in wünschenswerther Weise selbstständiger geworden, und verlassen sich nicht mehr in dem Maße wie früher auf ihre englischen Brüder, wenn sie ein Unternehmen vorhaben; sie sind sich ihrer hohen Verantwortlichkeit mehr als je bewußt, und haben das Wesen, die Methoden und Agentschaften des Methodismus selbstständiger und bewußter und deßhalb besser erfaßt als früher, da sie blos auf Hörensagen annahmen. Sie vernehmen zwar nicht mehr so viel Liebesfest-Bekenntnisse ihrer englischen Brüder, aber sie erforschen den Methodismus in den Meisterwerken der Väter; sie hängen nicht immer und immer wieder an der edlen englischen Mutter mit der wimmernden Bitte — „gieb, gieb," sondern danken Gott, hie und da wenigstens auch ein fröhlich — „nimm" sagen zu können. Das von der Kirche in den deutschen Methodismus gesetzte Vertrauen wurde geehrt, und heute sind unsere Bischöfe, welche die deutschen Conferenzen genau kennen, die Sekretäre unserer Wohlthätigkeits-Gesellschaften, welche die Collekten der deutschen Gemeinden zählen, und die Agenten unseres Buchverlags, welche die Rechnungen der deutschen Reiseprediger quittiren, darin einig, daß der deutsche Methodismus durchaus nicht aus der Art geschlagen ist dadurch, daß demselben gestattet ward, als Einheit in's deutsche Volksleben einzutreten, um unter der Emigration den größtmöglichsten Erfolg zu erzielen.

Obwohl aber der Endzweck des deutschen Methodismus in den Ver. Staaten stets unverrückt der sein muß, den Deutschen mittelst der deutschen Sprache das Evangelium in methodistischer Art und Weise zu verkündigen, so ist mit der Zeit in den deutschen Methodistengemeinden ein Geschlecht herangewachsen, welches des Englischen eben so mächtig ist als des Deutschen, ja selbst in vielen Fällen die englische Sprache besser versteht und spricht als die deutsche, und die Frage tritt da und dort in den Vordergrund: Was ist mit diesem Geschlechte zu thun; wie sollen wir es religiös erziehen, und welche weitere Anstalten müssen getroffen werden, um für dasselbe Sorge zu tragen?

Auf solcherlei Fragen, welche auch neuerdings oft gestellt wurden, antworte ich einfach: Gar keine weitere Anstalten sind zu treffen, denn es ist für das englisch sprechende Geschlecht des deutschen Methodismus in kirchlicher Beziehung bereits auf das reichlichste gesorgt.

Jedenfalls ist der öfters gehörte Vorschlag, jeden Sonntag, oder dann und wann statt des deutschen Gottesdienstes einen englischen einzuschalten, weder praktisch noch dessen Ausführung wünschenswerth, und zwar aus den folgenden Gründen:

1. Die deutschen Methodistenkirchen sind dazu erbaut, um Deutsche darin zu versammeln, um in denselben dem deutschen Romanismus, dem deutschen Unglauben und dem deutschen Formalismus entgegen zu treten, und so lange in irgend einer Nachbarschaft Deutsche erreicht werden können, und eine deutsche Methodistengemeinde die ihr von der Kirche gestellte Aufgabe lösen will, ist es nothwendig, daß sie als deutsche Gemeinde bekannt ist. Wer das deutsche und das deutsch-kirchliche Leben mit all seiner bedeutenden Opposition gegen den Methodismus nur einigermaßen kennt, der wird voranstehenden Satz nicht anfechten. So aber in dieser und jener Nachbarschaft keine Deutsche mehr erreicht werden können, so hat die deutsche Methodistengemeinde ihre Mission daselbst erfüllt und das Evangelium ist in der Landessprache zu verkündigen.

Nebstdem ist aber auch zu bedenken, daß es für einen Mann durchaus keine so leichte Sache ist, Jahr aus Jahr ein, Sonntag nach Sonntag in zwei Sprachen zu predigen. Wer etwas vom Predigen versteht, der weiß, welche Mühe zwei oder drei Predigten in ein und derselben Sprache per Sonntag machen. Welche Arbeit erst, wenn das Reden in verschiedenen Zungen auszuführen ist! Leistungen, welche als Ausnahme dastehen, und das, was als Nothbehelf da und dort auf dem Lande allsonntäglich verübt wird, solche Exempel können nicht maßgebend sein. Die zu beantwortende Frage lautet: „Ist es in den Centralpunkten deutschen Lebens und deutscher Bildung möglich, daß deutsche Prediger den hohen Ansprüchen der Deutschen an die Kanzel genügen und zugleich auch den englischen Predigtstyl so zu handhaben verstehen, daß sie einigermaßen einen Vergleich aushalten mit dem eminenten Talent der englischen Kanzel unseres Landes?

Bei aller Hochachtung vor der Befähigung des deutschen Predigtamtes stehe ich nicht an, auf diese Frage mit Nein zu antworten, und zwar gereicht dieses Geständniß Niemandem zur Schande; denn andere Nationen bringen es auch nicht dahin, fort und fort, Sonntag nach Sonntag tüchtige rednerische Erzeugnisse ein und desselben Mannes in zwei Sprachen zu liefern. Solcherlei Zungen reden ist eine große fast nicht zu bewältigende Kunst. Es halten sich z. B. Tausende aus dem talentvollen amerikanischen Volk Jahre lang in Deutschland auf, und doch bringen es die wenigsten derselben auch nur dazu, eine leidliche deutsche Unter-

haltung führen zu können. Betreffs des Predigens aber habe ich in meinem ganzen Leben nur eine von einem Amerikaner vorgetragene deutsche Predigt gehört, welche die Kritik eines gebildeten deutschen Ohrs auszuhalten vermochte, und zwar wurde dieser Vortrag für eine spezielle Gelegenheit und ohne Zweifel mittelst mühesamer Arbeit vorbereitet. In solchen Fällen können ohne Zweifel auch Deutsche mittelst der englischen Zunge Tüchtiges auf der Kanzel leisten; soll aber ein und derselbe Mann Sonntag nach Sonntag in zwei Sprachen predigen, so muß der Natur der Sache nach entweder die eine oder die andere Sprache darunter leiden, oder was noch öfters der Fall sein wird — es werden beide höchst dürftig gehandhabt werden. Daß diese Anschauung nicht eine aus der Luft gegriffene Vermuthung ist, sondern auf Thatsachen beruht, dafür zeugt die Geschichte derjenigen deutschen Denominationen, welche der Selbsterhaltungstrieb zwang, vielen ihrer Prediger die Aufgabe zu stellen, jeden Sonntag in deutscher wie in englischer Sprache zu predigen.

Ist einmal deutsche und englische Predigt in ein und derselben Gemeinde eingeführt, so folgt nach logischer Ordnung auch weiteres Mixtum Compositum, und weßhalb der deutsche Methodismus, welcher nur ein zu einem gewissen Zweck in's Leben gerufener Zweig einer großen englischen Kirche ist, sich in seinen Gottesdiensten mit der englischen Sprache befassen und sich dadurch mehr oder weniger seiner eigenthümlichen Mission entfremden soll — dies ist schwer einzusehen. Andere deutsche Denominationen preisen den deutschen Methodismus glücklich, daß er es nicht nöthig hat, seine Kräfte in deutsche und englische Abtheilungen zu zersplittern. Weßhalb sollten wir solche Kraftzersplitterung vornehmen, da es doch ganz und gar nicht nothwendig ist?

2. Die Kinder der eingewanderten deutschen Methodisten werden im deutschen Methodismus kirchlich sehr gut versorgt, obwohl die Umgangs- und Geschäftssprache der meisten dieser Nachkömmlinge die englische ist. Von früher Jugend an haben sie die deutsche Bibel gelesen, den deutschen Katechismus gelernt, deutsche Gotteslieder gesungen, und deutschen Predigern, Sonntagschullehrern und Eltern zugelauscht, so daß sie ihre sämmtlichen religiösen, biblischen und ethischen Begriffe mittelst des Deutschen erhielten, und in dieser Beziehung durchaus nicht schlecht vorbereitet sind, in den deutschen Gemeindeverband einzutreten. Wenn der deutsche Methodismus Jünglinge und Jungfrauen verliert, so geschieht dies gewöhnlich nicht sowohl aus Mangel an deutscher Sprachkenntniß, sondern aus Mangel an religiösem, kirchlichem Sinn, aus Mangel an Christenthum, aus welchem Grunde auch der englische Theil der Kirche sehr viele seiner jugendlichen Mitglieder einbüßt.

Aber der deutsche Methodismus verliert nicht mehr seines jugendlichen Elements; als der englische, und vielleicht lange nicht so viel. Er hat Tausende und aber Tausende aufzuweisen, die in den Ver. Staaten geboren, heute gute Mitglieder deutscher Gemeinden sind. Viele derselben bekleiden wichtige kirchliche Aemter, und leisten als Missionäre, Prediger, Klassenführer, Sonntagschularbeiter und in andern Stellungen wichtige Dienste. Sie achten und lieben den deutschen Methodismus und sind in demselben zu Hause.

Der deutsche Methodismus hat jedoch dieses junge deutsch-amerikanische Element auch sehr nothwendig, soll er die ihm von der Kirche gestellte Mission erfüllen, und es ist deßhalb seine Pflicht, seine Jugend anzuziehen und zu fesseln. Derselben deßwegen die Thür zu weisen, weil sie auf amerikanischem Boden das Licht der Welt erblickt, hieße nicht blos Kindesmord begehen, sondern der deutsche Methodismus würde sich auch dadurch eines Faktoren berauben, der zur Erreichung des von der Kirche gesteckten Zieles einfach unentbehrlich ist. Eine Gemeinde ohne junges Blut verdient kaum den Namen einer solchen. So wie die englischen Gemeinden zur Lösung der Gemeindeaufgabe ihre jungen Leute nöthig haben, so braucht der deutsche Methodismus seine Jünglinge und Jungfrauen zur Evangelisation der deutschen Einwanderer, und die Kirche wird ihm dankbar sein, wenn er seine Kinder kirchlich gerade für den Zweck erzieht, für welchen die deutschen Missionen in's Leben gerufen wurden. Vernehmen wir aber hie und da vom englischen Mutterhaus aus die vereinzelte, ungeduldige Frage: Wann wird die Ernte sein, und wie lange wird es anstehen, bis der deutsche Methodismus in den englischen Gemeinden aufgeht, so sollte durch männliches und klares Auseinandersetzen auch der ungeduldigste Frage endlich zur Ueberzeugung kommen, daß es unendlich wichtiger und für die Zukunft viel fruchtreicher sein wird, wenn starke, lebenskräftige, mit Deutsch-Amerikanern besetzte Gemeinde-Organisationen unter der gleich einer Völkerwanderung über uns hereinfluthenden Einwanderung wirken, als wenn sich die deutschen Gemeinden durch Abtreten ihrer jungen Kräfte geschwächt werden.

3. Für diejenigen Elemente des deutschen Methodismus aber — ob sie nun hierzuland geboren oder eingewandert sind — welche dem in englischer Sprache abgehaltenen Gottesdienst den Vorzug geben, ist auf's Ausgezeichnetste gesorgt. Wir weisen unsern Kindern nicht die Thür, aber wir nageln sie auch

nicht an die deutschen Bänke fest; fühlen sie sich nicht mehr unter den Germanen zu Hause, so lasse man sie mit dem elterlichen Segen ziehen; nicht ziehen, wohin sie eben vom Gerathewohl getrieben werden, nein — man muß den Zug so lenken, daß derselbe in dem englischen Methodismus landet. Und hier findet sich, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, die ganze englische Maschinerie in solcher Vollkommenheit, daß der geringe Ersatz, den wir in den deutschen Gemeinden durch ein Mixtum Compositum zu leisten im Stande wären, geradezu als armseligste Pfuscherei erscheinen muß. Dort finden diese gänzlich „englisirten" Elemente des deutschen Methodismus — fromme, eloquente englische Prediger, große englische Gemeinden, lebenskräftige englische Sonntagschulen, herrliche englische Literatur, mächtige englische Hochschulen und die beste englische Gesellschaft. Kurz alles, was ein solch deutsches englisirtes Methodistenherz nur wünschen mag.

Weßhalb denn einen Zwiespalt der Natur heraufbeschwören durch „das Convertiren der verhältnißmäßig wenigen deutschen Kirchen in halb englische Kapellen?" Lassen wir doch dem Fluß seinen natürlichen Lauf! Er wird schon von selbst und ohne menschliche Canalarbeit seinen Weg in's Meer finden. Die Bisch. Meth. Kirche errichtet jeden Arbeitstag im Jahr ein „englisches" Gotteshaus; sie hat 12,000 und mehr Reiseprediger im Feld, und wer von ihr das Lebensbrod in englischer Sprache gebrochen haben will, der hat allüberall reichliche Gelegenheit.

Sie hat aber auch durch die deutschen Methodisten das Evangelium in deutscher Sprache den Einwanderern zu bringen. Möge der deutsche Methodismus diesen Befehl immer fester und tiefer erfassen, und demselben gerecht werden, während er allen denen, welchen das deutsche Haus zu enge geworden, zuruft: „Seht da! mitten unter uns ist unsere liebe englische Mutter, zieht zu ihr, daselbst fließt Milch und Honig für euch; wir aber wollen aus dem deutschen Steinbruch Bausteine brechen zum mächtigen Dom des Methodismus, der sich im Reiche unseres himmlischen Meisters erhebt und den wir draußen in der Zukunft als compacte Einheit hoch emporragen sehen zur Ehre Gottes des Vaters."

Zwei Lieder aus dem Schweizerland.

Von **H. J. Breiter**, Missionär in Horgen, Schweiz.

(Zum Stahlstich.)

1. Schweizergruß.

En Grueß, ihr liebe Schwizerlüt,
Im ferne, ferne Land,
Jo, d'Welt ischt groß, und d'Welt ischt wit,
Doch überall, wo's Schwizer git: [1]
Gott grüeßi [2] mitenand! [3]

Wo's Hüsli [4] stoht im stille Thal
Umwacht vum Gletscherchreis —
Vun eure Berge chunn [5] er her
De Grueß, wit über Land und Meer,
Ihr kenned jo die Reis'.

Und was vu sine Berge chunnt,
Das kennt de Schwizer gli. [6]
Wer's Schwizerland vergesse cha,
De ischt vielleicht en Ehrema,
Doch nie en Schwizer gsi. [7]

We gohts i au? Was macheder [8]
Dert äne üb'rem Bach?
Gott gebi [9] Glück noch Seel und Lib,
Behalti g'sund mit Chind und Wib
Und schützi euers Dach.

Und nu, ihr liebe Schwizerlüt,
Vu Herze: B'hüeti Gott!
Doch was mer no am Herze lit, [10]
Vergessed mer [11] de Heiweg nid
Und chömmed [12] au nid z'spot.

---

1 giebt. 2 grüßt euch. 3 miteinander. 4 Häuschen. 5 kommt. 6 gleich, bald. 7 gewesen. 8 macht ihr. 9. geb euch. 10. liegt. 11 mir. 12 kommet.

2. Auswanderers Abschied.



gohne nid, i gohne nid,
Es sell mi nüt vertribe;
Amerika mag groß und rich,
Und prächtig sie, es ischt mer glich,
Diheimi willi blibe.

So hani mängsmol denkt und gseit;
Und jetz? — du mini Güeti!
I hami[1] doch bethörle lo,
Und reut's mi au, jetzt mueß i goh;
Lieb Schwizerland, Gott b'hüet di!

Ihr liebe Berg, ihr chlore Flüß,
Ihr blumeriche Weide,
Und du, mis Hüsli, traut und chli,
Jetz gohni us und nüme-n-i,[2]
Vu Allem mueß i scheide.

We goht's mer ächt im frönde Land
Und unter frönde Lüte?
He nu, was i im Herze ha,
E gueti, frohi Hoffnig, cha
Jo Böses nid bedüte.

Zwar ischt dert au nid luter Glück;
Es wird au trüebi Zite
Voll Lide ge, i glaub es gern,
Doch d'Welt ischt überall des Herrn,
Seb lomer[3] nid abstrite.

Jetz mueß i goh; die Andere
Sind scho vorus. Los, ebe
Vum Chilethurm klingt's Glöggli no,
We machts denn an? Blib do! blib do!
O Glöggli chönnscht[4] mi hebe![5]

Do hämmers![6] Wenn's nu Niemert gseht,
Es rolled d'Thräne nieder —
Und gsech[7] mes au, es ischt ke Schand;
Leb wohl, leb wohl, lieb Schwizerland!
Will's Gott, se gseh di wieder.

---

1 Habe mich. 2 aus und nicht mehr ein. 3 laß ich mir. 4 könntest. 5 halten. 6 haben wir's. 7 mag man es auch sehen.

Bilder aus dem Pionier-Leben in Texas.

Von Praktikus.

> Wer ist unter euch, der einen Thurm bauen will, und sitzt nicht zuvor, und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinaus zu führen? (Lukas 14, 28.)

Gewiß hat der Rath H. Greeley's: "Young man, go west." in unserer Union seinen guten Grund; dennoch sollte das obige Heilandswort von Allen beachtet werden, die diesem Rath folgen wollen. Wahr ist es, der weite Westen bietet Raum für tausende schöner, nährender Heimstätten; aber hast du es auch hinauszuführen?

Meinem wanderlustigen deutschen Landsmann zur Lösung dieser Frage behilflich zu sein, ist der Zweck dieser Skizzen.

1. Der erste Willkomm.

Es war am Anfang der fünfziger Jahre an einem hellen Oktobermorgen, als ein mittelgroßes Segelschiff vor der seichten Einfahrt in den Hafen von Galveston kreuzte, augenscheinlich den Lootsen erwartend, welcher es über die Bank in den sichern Hafen bringen sollte. Aufmerksam musterte der Kapitän durch sein Glas jedes sich zeigende Boot, und die Zeichen seiner Ungeduld mehrten sich, so oft er sich in seiner Erwartung getäuscht sah. Schon vor drei Tagen hatte man Galveston in Sicht, doch über Nacht zwang ein Nordsturm das Schiff, den offenen Golf zu suchen, um nicht auf gefährliche Untiefen geworfen zu werden.

Am Deck und Zwischendeck herrschte buntes Durcheinander. Etwa zweihundert Emigranten, die das Schiff vor sechzig Tagen in einem deutschen Hafen eingenommen hatte, rüsteten sich zur Landung. Manch nützlicher Gegenstand des Schiffshaushaltes wanderte mit dem Ueberflüssigen über Bord, während das Werthvollere in Kisten verschlossen und diese von ihren

Befestigungen gelöst wurden. An Bord gelehnt standen zwei junge Männer, die wir Albert und Paul nennen wollen. Erwartungsvoll waren Beider Augen auf die nahe Küste, der neuen Heimath gerichtet. Die Reise hatte ihre wenigen Mittel erschöpft. Der ernste Kampf um's Dasein mußte beginnen. Im ersehnten freien Lande hatten sie allerdings keinerlei Bevormundung zu fürchten, doch auch keinerlei Fürsorge zu erwarten. Aus dem Kreis der fernen Lieben waren sie die Ersten, die, dem Uebel der Uebervölkerung Europas entfliehend, im fernen Westen Zuflucht suchten.

„Ich fürchte, Albert, unsere Wege werden da drüben bald auseinander gehen," begann nach längerem Schweigen der jüngere dieser Beiden. „Ich bin bereits dein Schuldner, und noch sind wir nicht am Ziel. Auch deine Mittel sind bis auf wenige Dollars dahin. Ich kann arbeiten und werde die erste Gelegenheit benützen, Geld zu verdienen; du aber, gewohnt nur die Feder zu führen, magst es schwierig finden, passende Beschäftigung zu bekommen."

„Laß gut sein, Paul," entgegnete der Andere, „wir theilen den letzten Dollar miteinander. Wo du bleibst, bleibe ich auch, und was das Arbeiten angeht, so hoffe ich, mein guter Wille hilft mir die Schwierigkeiten überwinden."

„Soll mir lieb sein, wenn dich diese Hoffnung nicht trügt," antwortete Paul; „doch wir werden die Sache nehmen müssen, wie wir sie finden. Viel Wahl bleibt uns nicht. Jetzt Pläne machen und ihnen unbedingt folgen wollen, wäre thöricht, da wir weder das Land noch die Verhältnisse kennen, mit denen wir doch rechnen müssen."

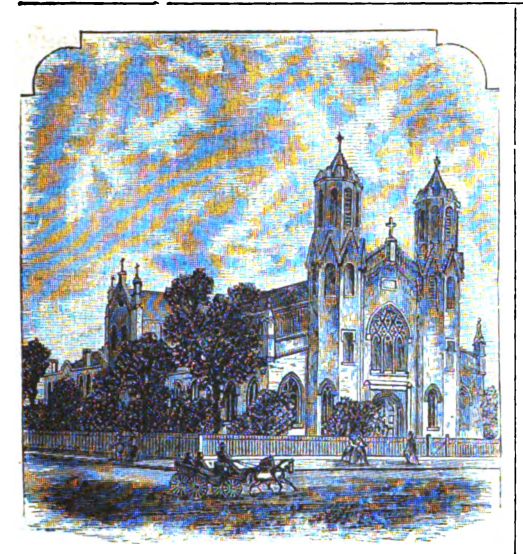
„Sieh, da kommt unser Lootse," unterbrach der Aeltere das Gespräch, auf ein Boot zeigend, das sich dem Schiffe näherte. Es war wirklich das Lootsenboot, und bald hatten zwei Männer das Schiff erstiegen; doch anstatt dasselbe nun in den Hafen zu führen, brachten sie die Nachricht, daß der Würgengel des Südens, das gelbe Fieber, die Stadt heimgesucht habe, weßhalb der Stadtrath nicht erlaube, Emigranten zu landen. Von fünfzig neuen Ankömmlingen, die seit Frühjahr in der Stadt geblieben waren, befanden sich nur noch zehn am Leben. Das war ein trauriger Willkomm von der ersehnten Küste.



Ausladen bei Galveston.

Nur eine kleine Strecke führte der Lootse das Schiff der Küste näher. Dort mußte Anker geworfen werden, während die beiden Männer, mit Aufträgen vom Kapitän, wieder dem Lande zusegelten. Auf harten Schiffsplanken, eine andere Nacht Ruhe suchend, bereuten Viele ihr zu eiliges über Bord werfen der Matratzen; doch waren dieses ja nur heilsame Vorübungen der Dinge, die noch kommen sollten. Am nächsten Morgen brachte ein Boot frisches Fleisch und Gemüse, dem Kapitän aber die Erlaubniß, an das Land gehen zu dürfen. Durch seine Vermittlung erschien endlich am dritten Tage ein Dampfboot, welches den größten Theil der Passagiere gegen gute Bezahlung an Bord nahm, um sie an Galveston vorüber, den Buffalo Bayou hinauf, in's Land zu bringen.

Auch unsere beiden Bekannten waren unter der Zahl. Wohl war eigentlich Indianola und



Kathedrale in Galveston.

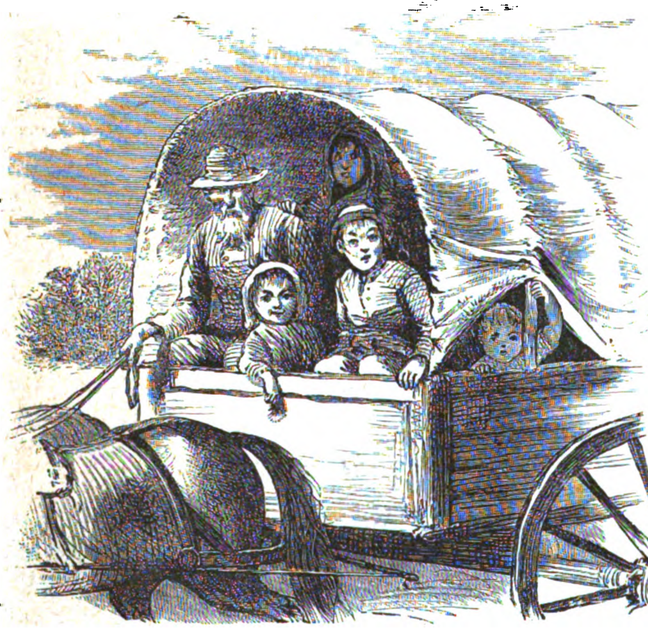
der Westen von Texas das geplante Ziel ihrer Reise, doch eben das Rechnen mit Umständen zwang sie, schon da ihren Kurs zu ändern, sintemal sie dort so viel zu verlieren hatten, als sie hier finden konnten.

Endlich waren alle Habseligkeiten der Emigranten auf das Dampfboot übergeladen. Der großmüthige (?) Kapitän beschenkte sie noch mit zwei Fässern altem Salzfleisch und etwas Zwieback, und versprach, für den jedem Passagier abgenommenen Betrag von $1.25 Lebensmittel mit dem nächsten Dampfboot nachsenden zu wollen. Noch ehe die Sonne sank, war die enge Wasserstraße des Buffalo Bayou erreicht. Mit der Nacht lagerten sich dichte Nebel über Land und Meer. Auch über manches Herz lagerten sich Nebel der Beklommenheit; wußten doch die Wenigsten, wohin das Boot sie brachte, noch was ihrer daselbst wartete. Auch unsern Freund Paul finden wir in Gedanken ernster Art an einem stillen Platz. „Wird es im neuen Lande wohl auch ein Neues mit dir werden?" — so fragt er sich selbst leise. Zwanzig Sommer hat er erst durchlebt, und doch ist schon manche Thorheit in seinem Schuldbuch verzeichnet. Jetzt, wo ein Bedürfniß nach Gottes gnädiger Leitung sich in seinem Herzen fühlbar machte, wurde er sich dieser Schuld bewußt. „Gott, wenn du mein Schutz, mein Führer und Vater sein willst, dann will ich ein guter Mensch werden und thun, was dir gefällt," so betet er. War dies erhörlich gebetet? War das ein gläubig Herz, das so redete? Ach nein. Den Schulglauben hatte unser Freund lange über Bord geworfen. Wohl gab es eine Zeit, wo die Lehren christlichen Unterrichts ein Verlangen in seiner Seele erweckten, der von Gott verheißenen Kraft der Gottseligkeit theilhaftig zu werden; doch Niemand führte ihn damals zu Dem, der diese Kraft geben kann. Nach vergeblichem Suchen nach Frieden und erfolglosem Kämpfen gegen die Sünde hatten Zweifel und Unglaube sich seiner Seele bemächtigt. Unchristlicher Wandel Derer, welche als geachtete Kirchenmänner galten, Schriften und Bücher ohne Wahl gelesen, oft voll von dem modernen Unglauben, gaben diesen Zweifeln immer neue Nahrung, bis ihm nichts blieb als der Glaube an einen Gott, von dem er aber nicht wußte, wer oder was Er sei. Und dennoch betet er? Ja, lieber Leser, hast du es denn noch nicht erfahren, wie Gottes Gnade, auch bei dem der ohne Gott lebt, das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit, das sich irgend wie im Menschenherzen kund giebt, benützt, um das Suchen der Seele in die rechte Bahn zu leiten? Gott hat jenes Beten nicht nur gehört, sondern erhört und an dem Beter über Bitten und Verstehen gethan.



Oleander-Allee in Galveston.

Um Mitternacht endlich war das Ziel erreicht. Harrisburg hieß der Ort, der da emporblühen sollte. Doch kein gastlich Dach, selbst nicht die geringste Vorkehrung zum Landen zeigte sich. Einige Planken, vom Schiff an's flache Ufer geworfen, bildeten den Uebergang an das Land. Ein mächtig Kiefernholzfeuer ward angezündet, bei dessen Schein diese anderthalb Hundert Menschen ausgeschifft wurden. Mit dem Versprechen, in der nächsten Nacht die versprochenen Lebensmittel zu bringen, machte das Boot Kehrt, die neuen Ankömmlinge ihrem Schicksal, unter freiem Himmel, in leichtem Regen, überlassend. Buntes Durcheinander herrschte unter diesen so Gelandeten. Kinder schrieen und ihre Mütter



Westwärts.

weinten, während die Männer aus dem Chaos von Kisten und Kasten ein Jeder das Seine suchte. Zuweilen erschreckte das dumpfe Brüllen eines Alligators die dicht am Ufer des Flusses Ruhe Suchenden. Aus dem mitgebrachten Hausrath wurden große Kessel hervorgesucht, in denen das geschenkte Salzfleisch über großen Feuern gekocht wurde. Endlich graute der Morgen. Nachdem der Hunger nothdürftig gestillt war, wurden Entdeckungsreisen und Jagdzüge unternommen. In niedrigem Kieferngehölz fanden sich einige kleine Hütten, doch nur zwei waren bewohnt. Weiterhin fand sich ein größerer Bretterschuppen, der sich als eine Eisenbahnwerkstätte erwies. Auf den Schienen daneben stand wirklich eine Locomotive und einige Frachtkarren. Aus dieser Entdeckung wurde es denn auch endlich unsern Freunden klar, warum man sie an dieser wüsten Stelle an das Land gesetzt hatte. Sie sollten von hier aus per Dampf weiter befördert werden, und dafür dieser ersten siebzig Meilen langen Eisenbahn in Texas ihren Tribut bezahlen.

Die ausgezogenen Jäger schossen zwar viel, trafen aber wenig, und so gut den hungrigen Emigranten auch ein Hirschlein gethan hätte, kamen doch die Meisten ohne Beute in das Camp zurück. Freilich ahnten sie auch nicht, daß ein großer Theil ihres Jagdreviers bereits ausgelegte Stadtlotten waren.

Hungrig und müde suchten endlich noch vor Sonnenuntergang die Meisten einen Platz unter Baum und Busch, und ohne weitere Abenteuer schlief Alles bis an den hellen Morgen.

Eine Anzahl Fässer, gefüllt mit Mehl, Crackers, Schinken und getrockneten Aepfeln, die am Flußufer standen, verriethen, daß das Dampfboot in der Nacht dagewesen und die versprochenen Lebensmittel gebracht hatte. Ohne Weiteres wurde davon Besitz ergriffen und nach ehrlicher Theilung rechter Gebrauch davon gemacht.

Jetzt regte sich's auch auf den Schienen. Es pfiff und läutete, und machte so den der englischen Sprache unkundigen Germanen deutlich, daß heute die Fahrt in's Innere beginnen sollte. Nachdem dann ein Jeder zwei Dollars bezahlt hatte und alle Kisten herbeigeschleppt und aufgeladen waren, packte man die Passagiere zwischen ihre Fracht oder auf offene Karren, und mit der Schnelligkeit von 17 Meilen war in vier Stunden das andere Ende der Bahn erreicht. In weiter Prairie bildeten zwei Bretterschuppen, einer als Eisenbahndepot, der andere als Store und Hotel, den Terminus dieser Bahn. Weiter war auf der flachen, meilenweit übersehbaren Prairie keine menschliche Behausung. Einige schwere Ochsenwagen standen nahe bei, deren Zugthiere im hohen Gras Nahrung suchten. Da ein leichter Regen fiel, wurden diesmal Weiber und Kinder im Güterschuppen des Depots untergebracht, während die Männer auf Baumwollballen ihr Lager machten.

Am andern Morgen fanden sich die Eigen-

thümer jener Wagen ein und boten dieselben zur Weiterreise an. Achtzig Dollars der Wagen auf eine Strecke von 80 bis 90 Meilen — das war die bescheidene (?) Forderung dieser deutschen Landsleute, denn als solche gaben sie sich zu erkennen; da könnte dann so viel aufgeladen werden, als auf den Wagen zu bringen ist, die Passagiere müßten dann allerdings neben her laufen. Daß hier ihres Bleibens nicht sein konnte, sahen unsere Wanderer wohl ein. Sie mußten sich deßhalb der unverschämten Forderung wohl fügen, denn einen andern Verkehrsweg gab es nicht. Mehrere Familien zusammen befrachteten solche Wagen und bezahlten per rates die Fracht. Auch die Koffer unserer beiden Freunde waren bereits auf einem derselben untergebracht, doch als nun bei Vertheilung der Kosten acht Dollars auf Pauls kleinen Koffer kamen, da half kein Zureden von Seiten Alberts. „Ich bleibe hier, es gehe wie es will, nimmermehr will ich dich von deinem letzten Dollar entblößen. Der Händler hier ist auch ein Bahn-Contractor und sucht Arbeiter; da will ich so viel verdienen, bis ich dir nachkommen kann." Mit diesen Worten hatte Paul seinen Koffer wieder vom Wagen gehoben.

Bald darauf setzte sich der lange Wagenzug in Bewegung. Zehn bis vierzehn Ochsen vor jedem Wagen wanderten in langsamem Schritt westwärts. Eine Zeitlang noch blieben die beiden Freunde auf Pauls Koffer zusammen sitzen, dann mußte geschieden sein. Albert folgte den Wagen, während Paul mit seinem Koffer dem elenden Schuppen des amerikanischen Händlers zuwanderte.

Bibel-Revisionen.

Editoriell.

Die längst erwartete und in den letzten Monaten so viel besprochene Englische Bibel-Revision, das Werk eines mehr als zehnjährigen, höchst anerkennenswerthen Fleißes, und die mühevolle Arbeit einer Anzahl der gelehrtesten und angesehensten Theologen Englands und Amerikas, ist bezüglich des neuen Testaments vollendet und Ende Mai im Druck erschienen. Schon den Tag darauf brachten zwei große amerikanische Blätter einen vollständigen Abdruck des ihnen telegraphisch zugegangenen Wortlautes dieser verbesserten Bibel-Uebersetzung in ihren Spalten. Seither hat sich dieselbe auch in Buchform bis zur billigsten Broschüre herunter mit beispielloser Schnelligkeit und in einer bisher nie dagewesenen Menge von Exemplaren über beide Länder und über die ganze Erde hin, „soweit die englische Zunge klingt," verbreitet. In der ersten Woche schon wurden allein in London 300,000 Exemplare abgesetzt, und täglich verlassen 50,000 Abzüge derselben die Presse. Das ist jedenfalls ein äußerer Erfolg, wie ihn ein derartiges Unternehmen wohl noch nie erlebt hat und auch kaum in einem andern Falle erleben könnte; eine Leistung, die nur einer so wohlorganisirten Presse, und auch ihr nur unter einer Bevölkerung möglich war, für welche das Christenthum noch eine Sache des allgemeinen öffentlichen Interesses ist, an der auch die bedeutendste Großmacht unserer Zeit, die Tagesliteratur, nicht gleichgiltig und ohne Beachtung vorübergehen kann.

So betrachtet mögen wir uns der Erscheinung des Bibeltextes in Zeitungsausgaben, die auf den ersten Anblick wenigstens für das feinere religiöse Gefühl vielleicht etwas Verletzendes hat, unter der Voraussetzung und in der Hoffnung freuen, daß derselbe darum doch nicht blos flüchtig wie eine Tagesneuigkeit überflogen und nach ein paar oberflächlichen Urtheilen über den Werth oder Unwerth der angebrachten Verbesserungen wieder bei Seite gelegt und vergessen werde, sondern vielmehr dazu dienen möge, dem in den christlichen Kreisen unseres Landes heutzutage mit neuer Kraft, Sorgfalt und Ernst erwachenden Bibelstudium zu wahrem und bleibendem Nutzen zu gereichen, ihm einen frischen Schwung und Aufschwung, eine neue gründliche Vertiefung in die Quellen selbst, und einen wirklichen durch die lebenskräftige Berührung mit dem Wort der Wahrheit stets sich verjüngenden und fortwährend bereicherten Segen zu bringen.

Andererseits können wir aber doch auch die Frage nicht ganz unterdrücken, ob diese neue Bibel-Uebersetzung auch thatsächlich eine Verbesserung ist, und ob die Herstellung einer solchen überhaupt ein unumgängliches dringendes Bedürfniß, und eine unbestreitbare, durchaus zweifellose Wohlthat für die Gemeinde ist?

Was nun die englische Bibel-Revision selbst betrifft, so können wir uns natürlich hier unmöglich auf eine genaue Aufzählung aller einzelnen Stellen, auf eine erschöpfende Darstellung des dabei eingeschlagenen Verfahrens und eine allgemeine Gesammtkritik derselben einlassen, sondern müssen uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß das Werk von den verschiedenen Standpunkten aus, sowohl dem des persönlichen Geschmackes des Einzelnen, als dem der dogmatischen Voraussetzungen ganzer Denominationen und theologischen Richtungen sowie der damit zusammenhängenden kirchlichen Parteistellungen, eine höchst verschiedene Beurtheilung gefunden hat. Die Berichte, welche nicht blos sämmtliche kirchlichen, sondern auch sehr viele politischen Blätter darüber gebracht haben, constatiren im Ganzen eine sehr getheilte Aufnahme, die von

der freudigsten, oftmals fast ganz kritiklosen Anerkennung bis zur wegwerfendsten und sicherlich ungerechten und unverdienten Abweisung herabsinkt. Dem Einen ist je nach seinem persönlichen oder confessionellen Interesse viel zu viel, dem Andern noch weit nicht genug geändert. Hier wird über die schonungslose Art geklagt, womit so manches Theure und Liebgewordene am alten Bibelwort zerstört, vernichtet, weggeschnitten sei, was nicht blos seit Jahrhunderten schon in das christliche Bewußtsein des Volkes, wie in seinen kirchlichen, erbaulichen und sprichwörtlichen Rede- und Liederschatz übergegangen, sondern sogar ein wesentlicher Bestandtheil seiner gottesdienstlichen Feier geworden sei, wie z. B. die Doxologie am Schluß des Vaterunsers, oder was scheinbar wenigstens als Stütze gewisser Lehrstücke zu betrachten und als solche unumgänglich nothwendig sei, wie die angebliche Beweisstelle für die göttliche Dreieinigkeit in 1 Joh. 5, 7, welche übrigens nach Luther's eigenem Vorgang, der sie, als in keiner der ältesten Handschriften stehend, auch nie mit übersetzt hat, schon die meisten deutschen Bibel-Revisionen wenn auch nicht ganz weggelassen, doch nur mit kleinerer Schrift und in Klammern aufgenommen haben. Dort dagegen wird laut der Wunsch ausgesprochen nach noch viel weiter gehenden Aenderungen, namentlich von Seiten der Liberalen, oder vielmehr der kirchlichen Negation, die wohl weiß, daß mit diesen Aenderungen ein Stein um den andern in dem festgefügten, auf's Schriftwort gegründeten Gebäude des christlichen Glaubens und Lebens sich löst und der subjektiven Willkür in der Abschwächung und zuletzt völligen Abschaffung ganzer biblischer Grundlehren Thür und Thor geöffnet ist. So kommt es, daß während namentlich von dieser Seite her der revidirten Bibelausgabe, welcher jedoch auch viele wahrhaft fromme Theologen, viele nüchtern und unbefangen urtheilende Gelehrte, und namentlich auch viele tüchtige Männer des praktischen Amtes um ihrer größeren Klarheit und Deutlichkeit willen, besonders bezüglich gewisser wichtiger Stellen über das persönliche Heilsleben, alle Achtung und das wohlverdiente Lob zollen, ein gewiß nicht immer und nicht in diesem Umfang verdienter Beifall zu Theil geworden ist, auf der anderen Seite ein allzu ängstlicher, engherziger und im Buchstabendienste befangener Fanatismus dieselbe Arbeit einer unter aller Kritik stehenden Kritik unterziehen konnte.

Die Wahrheit wird auch hier, wie so oft und fast überall in „geistlich“, d. h. nicht plump und massiv zu beurtheilenden Dingen, in der Mitte liegen. Will man nicht dem wechselnden Belieben des Einzelnen, auch wenn er vielleicht von den reinsten Motiven getrieben nur das einzige Interesse verfolgt, die Wahrheit, und nichts anderes als sie, die Wahrheit aber auch ganz und rein zu geben, allzu großen Spielraum lassen; will man nicht in einer so wichtigen Sache, wie es die religiöse Erbauung und der christliche Lebensbestand eines ganzen Volkes ist, durch unnöthige und oft sogar gefährliche Neuerungen die Pietät und die Gewöhnung an das seit Alters her Feststehende und gewissermaßen schon als theures Erbtheil der Väter Geheiligte und Geweihte verletzen, so muß man mit allen derartigen Schritten äußerst behutsam, vorsichtig, schonend und maßhaltend verfahren, und des Guten darin lieber etwas zu wenig als zu viel thun. Sonst läuft man Gefahr, das, was für christliches Glauben und Handeln, für kirchliche Sitte und Denkart die objectiv gegebene, sichere und unverrückbar feste Norm hergeben soll, zu untergraben und nach und nach einzureißen, diese Grundlinien und Grundpfeiler nach jeder oft nur scheinbaren sogenannten wissenschaftlichen Entdeckung, nach jedem Fündlein moderner Freisinnigkeit, umzumodeln, und sie so in den flüssigen Strom des Wechselnden und Wandelbaren herabzudrücken.

Gewiß, auch wir sind für den Fortschritt, aber nur für den gesunden, richtigen, langsamen, und eben darum nicht für Alles, was sich Fortschritt und wissenschaftliche Errungenschaft nennt, und obwohl mit den edelsten aller Namen, mit denen der Wahrheit und Freiheit sich schmückend, oft doch nur ein täuschender Schein, eine unselbstständige und sich überstürzende Neuerung ist, die, wenn durchgeführt, sich oftmals erst hintennach als Irrgang, Verlust und Rückschritt offenbart. Wenn irgendwo, so scheint uns hier die sonst so viel mißbrauchte Phrase von der Solidarität der conservativen Interessen sicher ihr volles Recht zu haben. So wenig z. B. eine Gesetzgebung, an der man in jedem ganzen oder halben Jahre flickt und ändert, in Fleisch und Blut des Volkes übergehen und eine bindende Autorität gewinnen kann, oder so wenig eine Schule, die, jeder neu aufgekommenen Methode huldigend, ihren Lehrplan jetzt nach dieser, jetzt nach jener modernen Schablone einrichtet, die besten und bleibendsten positiven Resultate erzielen wird, weil ihr das für alles geistig Bildende so unendlich wichtige Element der Stetigkeit fehlt, ebenso wenig würde auch eine Bibel-Revision, deren Hauptstärke nur in der Negation des Alten läge (was wir aber von der in Rede stehenden durchaus nicht behaupten wollen), großen und dauernden Gewinn bringen.

Solche Dinge lassen sich überhaupt nicht von außen her machen, am wenigsten von Einzelnen, es seien denn hiezu von Gott besonders berufene und begabte Persönlichkeiten, wie

Luther es war, und am allerwenigsten in einer Zeit, wie die unsrige, die uns, wenigstens auf theologischem Gebiet, nicht zu den schöpferischen und bahnbrechenden Epochen, sondern mehr nur zu den die Resultate verarbeitenden, sichtenden, sammelnden Perioden der Kirchengeschichte zu gehören scheint, sondern sie müssen organisch wachsen, und dürfen darum das Alte und Erprobte, als den mütterlichen Boden, aus dem das Neue hervorbrechen soll, nicht völlig zerstören, sondern blos vom Unkraut reinigen, neu bewässern und geistig befruchten.

Ganz gewiß ist die Wahrheit das Erste und einzig Nothwendige; „die Wahrheit wird euch frei machen," steht geschrieben; ebenso auch: „der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig;" und: „das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft." Die Reformation hat dem Volke die Bibel in die Hand gegeben, und eben damit auch das Recht auf sie in ihrer reinsten fehlerlosesten Gestalt, mindestens in dem, was zur Seligkeit nothwendig gehört. Wir glauben nicht, daß der lutherischen Bibelübersetzung in dieser Beziehung irgend eine Lücke oder ein grundstürzender Irrthum vorzuwerfen ist, mögen auch im Einzelnen manche, vielleicht sogar viele größere und kleinere Unrichtigkeiten, Uebersetzungsfehler rc. mit untergelaufen sein, wie dies bei dem damaligen Stande der Sprachkenntnisse gar nicht anders sein konnte. Wenn unsere Zeit mit ihren viel reicheren Hilfsmitteln hier berichtigend und ergänzend eintreten und eingreifen soll, kann und will, so muß es jedenfalls so geschehen, daß dabei die beiden Haupterfordernisse einer jeden guten Uebersetzung im Auge behalten werden: möglichst treue Wiedergabe des Originals und möglichst innige Anschmiegung und Anpassung an den deutschen Sprachgeist. Letzteres ist bekanntlich von Luther in wahrhaft klassischer und mustergiltiger Weise geleistet worden, während manche der modernen sog. Verbesserungen sich nicht im Entferntesten mit seiner Arbeit messen dürfen und sich neben deren plastischer Fülle und Rundung und neben ihrem kräftigen Vollklang aus echt deutschem Brustton heraus, dürftig, trocken, hohl und schülermäßig ausnehmen und anhören. Sie werden darum wohl auch niemals in dem Maß populär werden können, daß sie die alte Lutherübersetzung erreichen, geschweige denn ersetzen oder gar verdrängen können. Von einer zwingenden Nothwendigkeit zur Revision ist jedenfalls blos in den sehr vereinzelten Fällen zu reden, wo ganz entschieden falsch übersetzt ist, oder wo, was die neue Englische an vielen Orten wirklich thut, die Uebersetzung zugleich eine Art Erklärung für den zwar im Ganzen richtig getroffenen, aber nicht ganz klar ausgedrückten Wortsinn bieten soll. Auch die Rücksicht auf Luther selbst, so hoch wir verdientermaßen sein Werk stellen, dürfte uns hieran nicht hindern: er selbst hat sich und seine Arbeit nie für infallibel erachtet, das beweisen schon seine vielen eigenhändigen Aenderungen bis zur letzten Ausgabe. Der Mann, der den römischen Papst vom Stuhle stieß, wollte für seine lieben Deutschen gewiß nicht sich selber zu einer Art von papierenem Papste machen, und der Held, der kühn die Fesseln der katholischen Tradition zerbrach, sicherlich nicht hintennach seiner Nation das drückende Joch und eherne Band des Buchstabendienstes um den Hals schmieden.

Aber ein anderes und schwereres ist die Frage nach der Möglichkeit einer solchen Revision. In Deutschland selbst haben sich seit nahezu einem halben Jahrhundert schon theils einzelne Männer wie Meyer, Stier, Dewette und andere damit beschäftigt, theils größere Körperschaften, wie die sogen. Eisenacher Conferenz, die aus jeder einzelnen deutschen evangelischen Landeskirchen eine Anzahl von Geistlichen, und zwar aus dem praktischen Amt, nicht vom Katheder und der Universität, zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Auch haben einzelne Bibelgesellschaften, wie namentlich die „Privilegirte Stuttgarter Bibelgesellschaft", solche revidirte Texte gedruckt, und zwar mit ausdrücklicher Genehmigung, wenn auch nicht nach eigentlicher amtlicher Anordnung der Kirchenbehörde. Gleichwohl haben dieselben Anfangs wenigstens mit großen Schwierigkeiten und Vorurtheilen zu kämpfen gehabt, sind jedoch bei langsamem, aber desto sichererem Vorgehen endlich doch siegreich durchgedrungen trotz alles Widerspruchs und Wehgeschreis, „man wolle dem Volk seine Bibel rauben," und zwar ohne Zeitungsreklame und ohne Preßagitation auf dem stillen, dafür aber auch gründlicheren Weg durch Schule, Kirche und Haus. Mag jener andere Weg allerdings dem Charakter des amerikanischen Volkes vielleicht mehr entsprechen und jedenfalls den Vortheil gewährt haben, daß so Tausende und Hunderttausende, die sonst nie die Bibel gelesen hätten, mit ihr in Berührung, wenn auch in noch so flüchtige und oberflächliche, gekommen sind, wobei ja so oft schon durch Gottes Gnade „Etwas hängen geblieben" ist, in jedem Fall hat die nun erschienene Revision den Vorzug vor der alten, daß sie wieder neu die Aufmerksamkeit, und zwar eine ernste, gespannte, geschärfte Aufmerksamkeit auf die uralte und doch ewigjunge Gotteswahrheit gerichtet hat, und wie wir glauben und hoffen, dem erneuten Erforschen derselben eine willkommene und in den meisten Fällen gute und brauchbare Hilfe und Unterstützung, namentlich für alle diejenigen gewährt, denen der Grundtext nicht zugänglich ist. Auch das darf nicht verschwiegen

werden, daß eine gute, wohlgelungene und allgemein anerkannte Bibelberichtigung nicht blos für die Privaterbauung und das Bibelstudium, sondern auch für den öffentlichen Gottesdienst darum von großem Werth ist, weil dadurch die gerade dem gewissenhaften Prediger zuweilen sich aufdrängende Nöthigung, auf der Kanzel, um deutlich und richtig verstanden zu werden, die genauere Uebersetzung nach dem Wortlaut citiren zu müssen, erspart bleibt und damit auch die oft so widerliche Manier mancher mit ihrer meist sehr bescheidenen Kenntniß der Ursprachen prunkenden Prediger, fast an jedem Texte, und oft sogar wiederholt, ihre nicht immer sehr geschmackvollen, auch nicht immer sehr richtigen Correcturen anzubringen, gründlich abgeschnitten wird. Gerade sie mögen indessen uns wie ein warnendes Beispiel zeigen, daß es auch auf diesem Gebiete Verbesserungen giebt, die in Wahrheit Verschlimmbesserungen sind, ja daß nach dem Sprichwort sehr oft auch hier „das Bessere des Guten Feind" werden kann, und daher lieber unterbliebe, es sei denn, daß die beiden Hauptregeln streng eingehalten werden, nur da und dann zu ändern, wo eine wirkliche absolute Nothwendigkeit und wenn zugleich die volle Möglichkeit vorhanden ist, die Veränderung in einer so schonenden, zarten und vorsichtigen, namentlich aber maßvollen und taktvollen Weise anzubringen, daß sie weder verletzt noch stört, sondern vielmehr dazu dient, dem Volke seine Bibel klarer und deutlicher, mundgerechter und verständlicher und eben damit auch lieber, theurer und gesegneter zu machen, wie wir dies auch von der neuen englischen Revision bestimmt erwarten und ihr herzlich wünschen.

Baden-Baden.

Von Ananas.

„Grüß' dich Gott, du Thal von Baden,
Wo die Wunderquelle quoll,
Aller Wonne, aller Gnaden,
Allen süßen Zaubers voll;
Segensmeer herabgeflossen,
All Erinnern festgebannt,
Jeder Wunsch in dir beschlossen,
Wie du selbst von Bergeswand!"

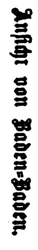
Also haben wir „Buben" oft mit Schenkendorf gesungen, wenn wir in der Sommervakanz der heißen, staubigen, langweiligen Residenz entronnen, droben standen auf dem Gebirgskamm, welcher das Murgthal vom Oosthal trennt, und hinunter schauten auf die von Gott so reich gesegnete Landschaft und hinein in's liebliche Baden-Baden.

In schön geschwungenen, mannigfaltigen Linien erheben sich zu beiden Seiten die Schwarzwaldberge, schützen das Thal vor rauhen Winden, bieten die anmuthigsten Spaziergänge und malerischsten Aussichtspunkte, landauf, landab, und erzeugen mit ihren reichen Nadelholz- und Laubwaldungen eine ozonreiche, milde Atmosphäre, ein gesundheitverheißendes Asyl für jede kranke Brust. Und im Thal quellen die heißen Thermen überreich, laden die kranken Glieder zum heilsamen Bad ein und erquicken die Gesunden.

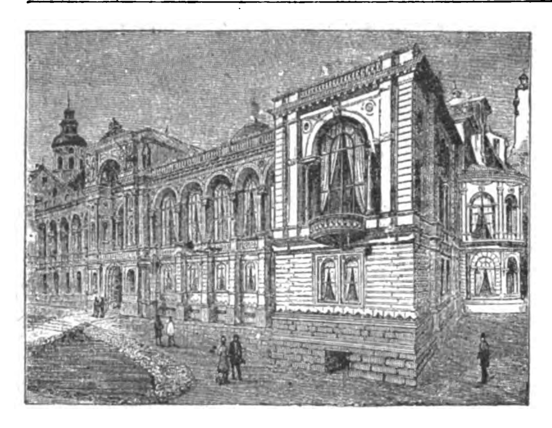
Kein Wunder, daß ein so gottbegnadeter Ort schon im Alterthum bekannt und geschätzt war. Die Römer siedelten sich hier zuerst an und erbauten über den heißen Quellen ihre berühmten Bäder, welche theilweise noch erhalten sind; sie errichteten Wartthürme und Befestigungen, deren Fundamente wiederum den mittelalterlichen Burgen dienten, die sich später auf den waldigen Höhen erhoben, und deren Ruinen noch heute den landschaftlichen Reiz erhöhen.

Wenn auch das Mittelalter Badens heilkräftige Quellen schon fleißig zu benutzen verstand, so war es doch erst der Neuzeit vorbehalten, dem Oosthal einen Ruf, der Bäderstadt eine Blüthe zu schaffen, welche im steten Wachsen begriffen sind und Baden-Baden zu dem Rang eines Kur- und Erholungsortes allerersten Ranges erheben. Es ist eben die Verbindung der verschiedenartigsten Vorzüge, welcher Baden-Baden diesen Ruhm verdankt. Denn mit den landschaftlichen Reizen, mit den heilkräftigen Quellen und der gesunden Lage eines Badeorts verbinden sich hier alle Annehmlichkeiten eines verfeinerten Lebensgenusses, die gesellschaftlichen Vorzüge, die künstlerischen Genüsse einer großen Stadt, und der anregende Wechsel zwischen Natur, Gesellschaft und Kunst läßt eine Abspannung, eine Uebersättigung oder gar Langeweile nicht aufkommen.

Wer vor allem seine Gesundheit pflegen und eine Trink- oder Badekur gebrauchen will, dem bieten die musterhaften Kuranstalten hierzu die ausgiebigste Gelegenheit. Die im edeln florentiner Stil von Hübsch erbaute Trinkhalle schließt sich unmittelbar an den Kurplatz an; sie ist mit schönen Fresken von Götzenberger geziert, welche die poesievollen Sagen von Baden und Umgegend behandeln, die auch von Dichtern vielfach besungen worden sind. In der an die große offene Gallerie, in welcher die Kurgäste bei schlechter Witterung promeniren, sich anschließenden hochgewölbten Trinkhalle wird zunächst das Badener Thermalwasser, theils mit Milch und Zucker, theils mit Karlsbader Salz, getrunken; doch werden auch alle Mineralwasser



Ansicht von Baden-Baden.



Das Friedrichsbad.

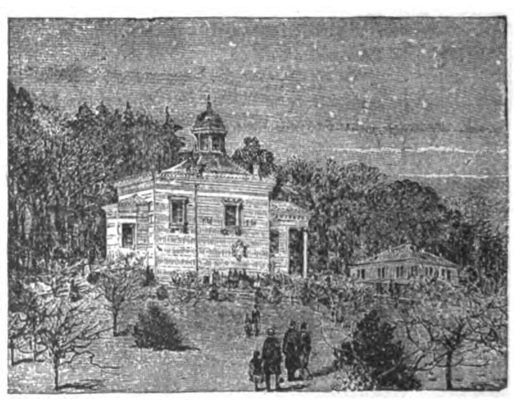
anderer Kurorte, theils kalt, theils gewärmt, sowie frisch bereitete Molken verabreicht, und hinter der Trinkhalle befindet sich eine Melkerei im schweizer Stil, wo frische Kuh- und Ziegenmilch von einem Appenzeller Senn verabreicht wird.

Seine Hauptverwendung findet das Badener Thermalwasser in den Bädern; unter dieser Form leistet es vorzügliche Dienste bei Hautkrankheiten, Verwundungen, Gicht und Rheumatismen. In einer Anzahl Hotels befinden sich kleinere Badeanstalten, die nicht nur von den Gästen des Hotels, sondern auch von sonstigen Fremden wie von Einheimischen benutzt werden. Die Krone aller Badeanstalten, und zwar in ganz Deutschland, wenn nicht in Europa, ist jedoch das neue Friedrichsbad, ein Prachtbau, mit allem Luxus und Comfort, zugleich aber auch mit allen Badbereitungs-Hilfsmitteln der Neuzeit verschwenderisch ausgestattet. Dieses unmittelbar über den heißen Quellen, auf derselben Stelle, wo einst die römischen Bäder standen, von Dernfeld erbaute und seit zwei Jahren eröffnete Musteretablissement entspricht den höchsten Anforderungen des Geschmacks wie der Wissenschaft; es ist ebenso als Kunstbau wie um seiner technischen Einrichtungen willen sehenswerth.

An sonstigen Sehenswürdigkeiten innerhalb der Stadt sind noch zu nennen: das Conversations-Haus, das großherzogliche Schloß mit seinen großen Kellergeschossen (dem Fehmgericht) und dem Schloßgarten, die alte katholische Stiftskirche und die neue evangelische Kirche; die mit orientalischem Luxus ausgestattete griechische Kapelle auf dem frei gelegenen Michaelsberg; der neue Kirchhof mit vielen künstlerisch bemerkenswerthen Denkmälern; das neue Theater; das im mittelalterlichen Stil erbaute Schloß Solms; das Hochreservoir der neuen Wasserleitung, zugleich ein herrlicher Aussichtspunkt. Ferner die Kunsthalle mit permanenter Gemäldeausstellung, das Atelier des Bildhauers Kopf (aus Rom) und das neue Künstlerhaus mit den Ateliers der Maler Keller, Welsch, Amberger und Schrödl; das Atelier des Hofmalers Grund, die Antiquitätensammlung des Malers Gimbel, das neue Gymnasium. Rings um die Stadt liegt eine große Zahl prächtiger Privatvillen, theilweise mit schönen Gärten, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Die interessanteste Villa ist wohl die von W. Meßmer, wo die deutsche Kaiserin alljährlich mehrere Monate, der deutsche Kaiser mehrere Wochen zubringt. Sie liegt dicht neben dem Promenadeplatz und bildet den Hintergrund unseres Bildes S. 405.

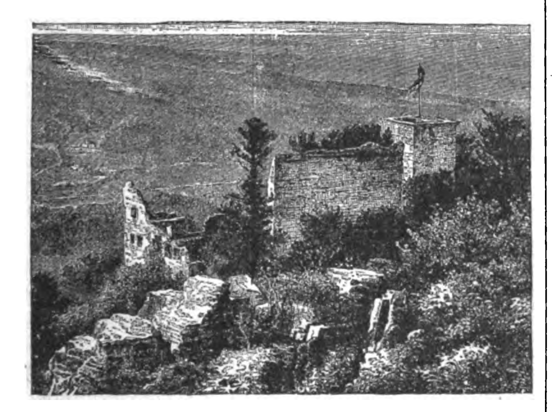
Alle bisher genannten Punkte liegen theils in, theils unmittelbar vor der Stadt und sind in kürzester Zeit erreichbar. Wie reich und mannigfaltig sind aber die Spaziergänge außerhalb der Stadt, im Thal wie nach den Höhen! Wer kurze und bequeme Promenaden liebt, wählt die berühmte Lichtenthaler Allee mit ihren Parkanlagen, die sich bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Lichtenthal mit sehenswerthem Kloster und neuer Kirche hinziehen. Auch die kleinen Seitenthäler des Thiergartens (mit der Molkenanstalt) und der Gunzenbach öffnen sich nach der Lichtenthaler Allee.

Wer zu den Höhen hinaufsteigen will — und überall hin führen nicht nur bequeme Fußwege, sondern auch Fahrstraßen —, der hat noch eine weit reichere Auswahl. Kein Fremder verweilt wohl nur zwei Tage in Baden, ohne die malerischen Ruinen des Alten Schlosses besucht zu haben, welche den malerischen Schloßberg krönen, und von dessen Galerien man den schönsten Ueberblick über das Oosthal und Rheinthal genießt. Hinter dem alten Schloß erheben sich die pittoresken Felsenpartien, welche an die schönsten Punkte der sächsischen Schweiz erinnern.



Die griechische Kapelle.

Eine halbe Stunde weiter hinaus, über der Rheinebene, erheben sich die Ruinen von Alt-eberstein (Ebersteinburg), von wo aus man schon in das schöne Murgthal hinunterblickt. Ein herrliches Panorama bietet die Aussicht vom Thurm des großen Mercur, des höchsten Berges, welcher das Oosthal und das Murgthal scheidet. Steigt man in das Murgthal hinab, so sind das kleine Bad Rothenfels, das Städtchen Gernsbach, das großherzogliche Jagdschloß Eberstein und weiter thalaufwärts Forbach und Schönmünzach die sehenswerthesten Punkte. Vom oberen Murgthal führt eine treffliche Chaussee durch das Rauhmünzachthal aufwärts



Das Alte Schloß Baden.

nach den hochgelegenen Luftkurorten Herrenwies und Sand, und von da entweder über die Badener Höhe oder über Bühlerthal nach Baden zurück. Das kleine Städtchen Steinbach (mit Erwin von Steinbachs Denkmal), die über demselben liegende Ruine Yburg und das benachbarte Thal von Neuweier sowie die Stadt Bühl mit der Ruine Windeck sind ebenso lohnende Partien, die zu Wagen in wenig Stunden auszuführen. Will man die Eisenbahn benutzen, so sind auch Achern mit Erlenbad und die großen Wasserfälle von Allerheiligen in einer bequemen Tagespartie zu besuchen.

So kann man wochenlang in Baden-Baden zubringen und täglich eine lohnende Partie, theils zu Fuß, theils zu Wagen, theils auf der Eisenbahn unternehmen, wovon keine der andern gleicht. Und kehrt man nun Abends aus der herrlichen Natur nach der Bäderstadt zurück, so zieht uns das Conversations-Haus immer wieder in seine magischen Kreise, wo Kunst und Gesellschaft miteinander wetteifern, uns fest zu halten.

Verborgen in Gott.

Erzählung von R. Fries.

(Fortsetzung.)

Draußen an dem Häuschen vorüber zogen auf der Dorfstraße die Arbeiter, Knechte und Mägde, die vom Felde heimkehrten, und Mancher warf einen mitleidigen Blick hinüber nach dem Schneiderhäuschen und dachte bei sich: Der arme Kerl! — sie ahnten ja nicht, daß der liebe Herrgott da drinnen wieder einmal ein Wunder gethan.

Den beiden aber, dem Vogel und dem Rademacher, hat der Schneider-Fritz es nie vergessen, was sie an ihm gethan. Der Vogel ist lange gestorben, aber dem Rademacher that es alsbald selber bitterlich noth, daß ihm die Wohlthat vergolten werde, die er gethan. Und das begab sich also.

An dem Blasebalg in der Schmiede eines Dorfes, das zwei Wegstunden von seinem Geburtsort entfernt lag, stand Krischan Eetholt. Lang aufgeschossen und breitschultrig dabei, war ihm die Arbeit am Balge gründlich zuwider. Trotzig warf er die Lippen auf, und ein Widerwille lag in seinem Antlitz, er dachte, wenn er das gewußt, daß er Tag aus Tag ein hier stehen solle, da wäre er wohl kein Schmied geworden; und wenn die Gesellen ihn spottend „Fürpüster" *) riefen und niedrige Dienste von ihm verlangten, dann knirschte er mit den weißen Zähnen und ballte die nervigen Fäuste.

Eine Erholung war's ihm, wenn die Meisterin einmal seine Hilfe bei allerlei häuslicher Arbeit verlangte, die meinte es gut mit ihm, und das fühlte Krischan bald heraus, nicht blos an mancher leiblichen Wohlthat, die sie ihm zum Küchenfenster herauslangte, sondern auch an ihrem guten, heilsamen Wort. Sie hatte so ihre eigene Art mit den Lehrlingen in der Schmiede. Selbst hatte sie keine Kinder und ein Mädchen hielt sie nicht, so wandte sie denn all ihre Fürsorge und ihren guten Willen den Lehrburschen zu. Dabei hatte sie klare Augen und einen guten Verstand, und hatte es bald heraus, weß Geistes Kind die Jungen waren und woher der Wind wehte in den Häusern, aus welchen sie kamen! Das Beste aber war, daß sie gelehrt war! Gelehrt? — eine Schmiedsfrau im Dorfe gelehrt? — ja freilich, aber ihre Gelehrsamkeit war nicht von der Sorte, die sich zu gut hält, die Nase in einen Kochtopf zu stecken und einen Strumpf zu stopfen, und vor all dem elenden Bücherkram keinen gesunden Gedanken

*) Feuerblaser.

mehr im Kopfe und kein richtiges Gefühl im Herzen hat, — nein, sie war gelehrt aus Gottes Wort, und wußte daraus, wie es mit der armen sündigen Menschenseele beschaffen ist und was ihr noth thue für Zeit und Ewigkeit und wie dieselbe behandelt werden müsse. — Diese Frau war ihrem Manne bereits der gute Engel seines Lebens geworden, denn sie hatte ihn aus der höllischen Gewalt des Branntweins errettet! Das hatte viel gekostet und sie hatte gerungen mit dem bösen Feinde, und ihre Waffen waren Gebet und Geduld, Sanftmuth und Klugheit, Ernst und Lindigkeit gewesen. Sie war dabei gewesen, wie Jemand, der einen Ertrinkenden vom Untergange retten will und gegen Strom und Wellen kämpfen muß. Jetzt hatte sie ihren „Alten", wie sie ihn nannte, glücklich auf dem Trocknen und freute sich dessen täglich mit Danksagung. Jung war die Frau nicht mehr, so ziemlich hoch in den Fünfzigen, aber man sah's ihr nicht an, so frisch und gesund war sie an Leib und Seel, und so sauber hielt sie sich, auch bei der niedrigsten Arbeit: die große hellgeblümte Kattunschürze und die weiße Haube waren immer ohne Flecken und Runzel; und wem sie mit einem warmen Blick ihrer noch immer leuchtenden Augen die gute Hand reichte, den hatte sie schon halb gewonnen.

Bei dieser Frau war Krischan gewiß in guter Kost und Pflege. Sie hatte es bald erkannt, daß in dem Jungen ein gesunder Kern stecke, wenn auch die Schale etwas dick und schwerfällig; sie hatte es auch bald aus ihm herausgelockt, daß sein Vater ein in Gott gegründetes Menschenkind sei, dennoch aber es nicht möge verstanden haben, dem Jungen so recht an's Herz zu kommen, — und eine Mutter hat er ja nie gekannt, fügte sie hinzu, und nahm sich vor in ihrem braven Herzen, ein wenig Mutterarbeit an ihm zu thun und zu versuchen, ob nicht etwa noch nachzuholen, was an ihm versäumt sei.

Das gelang ihr auch durch Mahnen und Zureden, ihn das erste schwere Jahr in Demuth und Gehorsam am Blasebalg festzuhalten, sonst wäre er gewiß davon gelaufen. Aber die größte Gefahr, die leidenschaftliche Heftigkeit, konnte auch sie nicht bezwingen.

Sonntags war die Schmiede geschlossen und es ward auf Kirchgehen gehalten, auch Krischan ging mit, er war's auch von Haus aus nicht anders gewohnt, aber das böse Gähnen war noch immer nicht überwunden, und die gute Meisterin sah's manchmal zu ihrem Schrecken, daß der Junge gerade bei solchen Stellen der Predigt, wo ihr die Thränen kommen wollten, schläfernd mit dem Kopfe nickte. Er mußte nämlich immer so sitzen, daß sie ihn im Auge hatte. — Zu Hause redete sie ihn dann wohl darauf an, und er sah sie ohne ein Wort der Entschuldigung mit seiner dumm betrübten Miene derartig an, daß sie wie entwaffnet wurde und nur bei sich denken konnte, den muß Einer aufwecken, deß Stimme wie Posaunen in die Gräber dringt, und die in den Gräbern sind hören Seine Stimme.

Ohne besondere Ereignisse rückte Krischan allmählich an den Ambos vor und konnte wie die Andern den Hammer schwingen. Er ward Geselle, und von da an verlor die Meisterin die Gewalt über ihn. Die größere Freiheit stieg ihm zu Kopfe, und nach seiner ganzen Art war er leicht benebelt. Sein eigner Herr sein am Feierabend, und vor allem an den Sonntagen, — das hatte er noch nie gekannt, das schmeckte ihm so süß und ging ihm so lieblich ein, daß er's nicht lassen konnte, vorne und hinten auszuschlagen. Andere dachten nicht daran, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, warum sollte er's denn thun, er lag viel lieber lang ausgestreckt auf der Bank da hinten im Wirthsgarten in der Lindenlaube, schmauchte aus der kurzen Pfeife und trank einen Frühschoppen. Andere schoben Nachmittags Kegel, warum sollte er's nicht auch thun, besonders da seine Armmuskeln derartig gestaltet waren, daß er meistens alle Neune warf und mit anständigem Gewinn davon ging. Andere gingen Abends zu Tanz, wählten sich ein Mädchen nach ihrem Sinn und ließen was drauf gehen, warum sollte er's nicht auch thun, man hätte ihn ja ausgelacht, wenn er's nicht gethan, und vor dem Auslachen und Spotten der Andern hatte er die größte Scheu, weil er sich wohl mit Fäusten, aber nicht mit Worten wehren konnte.

So geschah's denn auch bald, daß er sich eine Braut anschaffte, und man konnte nicht eben sagen, daß die Wahl eine glückliche, denn es war eine von denen, die nichts im Kasten haben und alles auf sich hängen, die nach hohem Lohn und möglichst wenig Arbeit fragen, die außen blank und innen krank sind.

Als die Meisterin zu ihrem großen Kummer von diesem Verlöbniß ihres Gesellen hörte, da dachte sie, nun ist's Zeit! — und obgleich sie fast nie weitere Wege nach auswärts machte, so begab sie sich doch an einem Sonntag Nachmittag in das zwei Stunden entfernte Heimathsdorf Krischans, um mit seinem Vater Rath zu pflegen, was bei der Sache zu thun sei. Die wackere Frau hat unterwegs manchen Schweißtropfen vergossen, denn sie gehörte nicht zu den Schlanken, auch arbeiteten in ihr die Gedanken, was sie dem Alten sagen wollte, ohne die Wahrheit zu verschweigen und ihm doch nicht gar zu wehe zu thun. Denn das wußte sie wohl, von seinem eignen Fleisch und Blut Schlechtes hören, das ist schlimmer, als wenn man sich einen spitzen Nagel in den Fuß tritt.

Der alte Rademacher war denn auch ganz zerschlagen über das, was er hörte, sagte aber wie gewöhnlich nicht viel, so daß die lebhafte Meisterin in ihn drang, doch zu sagen, was denn nach seiner Meinung bei der Sache geschehen solle! Aber Samuel Eekholt schüttelte nur traurig seinen greisen Kopf und sagte gar nichts. Das Resultat war denn, daß die Frau dem Alten das Versprechen abnahm, am nächsten Tage hinzukommen, dann wollten sie beide den Gesellen mal extra vornehmen.

Das geschah, aber der Erfolg war leider nicht günstig. Durch das freie und ungebundene Leben war eine Wildheit in dem Burschen aufgewachsen, welche, wie Simson, die gewohnten Bande zerriß, als wären's Zwirnsfäden. Als er seinen Vater in der Stube der Meisterin fand und sofort merkte, worauf es abgesehen war, da loderte es in ihm auf wie eine heiße Flamme! Dick und roth schwoll die Zornader auf seiner breiten Stirn, die Fäuste ballten sich, und mit brüllender Stimme erklärte er, ein Kind sei er nicht mehr, und sein Geld verdiene er sich selbst, und kein Mensch habe ihm was zu befehlen, und das Mädchen wolle er heirathen und sehn, wer's ihm wehren wollte, und seine Arbeit hier lege er nieder, er könne zehn Meister finden für einen; denn ausspioniren lasse er sich nicht! Damit kehrte er den Rücken, schlug die Thür ins Schloß, daß es krachte, und begab sich desselbigen Tages in die nächste Stadt.

Die gute Meisterin war ganz still geworden, denn sie dachte bei sich, ob sie's auch anders hätte anfangen sollen, dabei war sie in rührender Weise bemüht um den Alten, der wie vernichtet dasaß, und alles, was sie sagte mit Tröstem und Zusprechen, kam darauf hinaus, man müsse nur auf Gott harren und Ihm nicht vorgreifen wollen, Er habe doch eine noch stärkere Hand als alle Menschen in ihrem frechen Trotz, und werde auch schon den Krischan zu finden wissen, wenn Seine Zeit gekommen!

Zunächst kam's nun freilich immer schwerer. Des Mädchens Vater schrieb einen Brief an Samuel, er verlangte, daß sein Sohn ihm die Tochter zu Ehren bringe, da er sie in Schanden und in der Leute Mund gebracht. So mußte der Alte seine Einwilligung geben zu einer Heirath, die ihm ein schweres Uebel erschien, er hat seine Schwiegertochter aber nie gesehen.

Nicht lange hernach kam's aber erst recht schlimm. Von Gerichts wegen kamen Briefe in's Dorf, daß Krischan Eekholt in schwere Criminal=Untersuchung gerathen sei, da er in der Hitze und im Rausch auf einem Tanzgelage Streit angefangen, einem Knechte aus der Marsch das Messer in den Leib gestoßen, der in Folge dessen gestorben sei!

Nun saß denn der alte Rademacher noch viel elender da, als zuvor sein Nachbar, der Schneider; denn es ist ja lange nicht so traurig, das Geliebteste, was man gehabt hat, abscheiden zu sehen und es im Paradies zu wissen, als durch eigne Schuld in Schanden und unter schwerer gerechter Strafe.

Der Wind wehte schon über die Stoppeln und die ersten gelben Blätter fielen sacht von den Bäumen; der Gesang in den Zweigen war längst verstummt, und hoch oben in den Lüften hörte man das Geschrei der Wandervögel, die gen Süden zogen, — der Herbst nahte! Es war in grauer Abenddämmerung, die Sterne standen hinter Wolken, da saß ein alter Mann auf einem Stein am Wege, regungslos saß er da, — wie ein graues verwittertes Steinbild, nur, daß von Zeit zu Zeit sich ein Ton losrang aus seiner Brust, der hörte sich an wie das leise Stöhnen eines schwer Kranken. Wenn ein Geräusch in der Ferne sich hören läßt, dann zuckt er zusammen und hebt aufhorchend den Kopf! die langgedehnte Straße hinab sendet er einen müden, traurigen Blick, dann versinkt er wieder in sich selber!

Jetzt aber läßt sich das Rollen eines herankommenden Wagens deutlich hören. Der alte Mann fährt empor — einen Augenblick besinnt er sich, dann huscht er schnell hinter den Wall, der mit hoher Nußhecke bewachsen ist, als hätte er etwas Böses gethan und müßte sich bergen vor den Blicken der Menschen.

Da liegt er nun auf den Knieen, biegt das dichte Gezweig auseinander, immer ausspähend nach dem näher und näher heranrollenden Wagen. Jetzt fährt er an der Stelle vorüber, wo der alte Mann verborgen liegt. Auf dem Wagen sitzen, außer dem Fuhrmann, drei Männer, an zweien sieht man die blanken Knöpfe der Uniformen und den Helmschild, der dritte sitzt zwischen den beiden, mit gefesselten Händen, so recht wie ein armer Sünder. Das ist Krischan Eekholt, der von zwei Gensdarmen, nach empfangenem Urtheil, auf eine Reihe von Jahren in's Zuchthaus gebracht wird. Und der alte Mann hinter'm Wall auf den Knieen — das ist sein Vater, dem er mit seinen Sünden das Herz zertreten hat!

Was da in diesem zertretenen Vaterherzen vorgegangen, das weiß nur Gott! der alte Mann hat's hernachmals wohl erzählt, wie er so gern habe beten wollen, aber er habe nicht gekonnt. Nur immer wieder hätten sich die Worte losgerungen: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" — und weiter sei er nicht gekommen. „Uns' Herrgott mag mi dat vergewen!" *) setzte er hinzu! — Ach, wenn unser Herrgott nichts Anderes zu vergeben hätte, als dieses, dann

*) Unser Herrgott mag mir das vergeben!

wär's ein Kleines! — Der arme Alte hatte die Gestalt seines Sohnes wohl erkannt, wenn auch die Dämmerung zu tief war, um die Züge des Gesichts zu sehen, er hätte so gern noch einmal diese Züge geprüft, ob nicht eine Schrift darin stehen möge, von Buße und Sinnesänderung, aber, wie er seine alten Augen auch anstrengte, es war vergeblich — mit einem schweren Seufzen sank er zurück. Der Wagen rollte vorüber, ferner und ferner verhallte das Geräusch, bis alles wieder still war, ganz still, und an diesem Menschenkinde sich wieder einmal das Wort erfüllt hatte: „Die Schmach bricht mir mein Herz!" — Das war auch ein Stück Leben verborgen mit Christo in Gott! Weil's das aber war, so wachte auch das Auge des Hüters Israel über diesem Menschenkinde und sorgte um ihn in Treuen!

Nicht lange dauerte es, da legte sich dem Alten eine Hand sachte auf die Schulter, und Jemand beugte sich zu ihm herab, und eine gute, sanfte Stimme sagte: „Samel, oll Fründ, stah man up, wie wöllt na Hus' gahn!" *) und eine Thräne fiel dabei dem Sprechenden aus seinen Augen, und der Alte fühlte sie auf seinen festverschlungenen Händen!

Das war der getreue Schneider, der es wohl gewußt, was heute Abend vorging, und der fürsorglich dem Alten nachgegangen war und ihn nicht aus den Augen gelassen hatte. Auch an ihm war der Wagen vorüber gefahren, als es noch ein wenig heller war, der da oben zwischen den Wächtern hatte ihn erkannt und eine grüßende Bewegung mit der Hand machen wollen, das hatte einen metallenen Klang gegeben, wegen der Handschellen, — und war dem Schneider durch's Herz gegangen, und er hatte bei sich gedacht: wenn das sein Vater hörte!

Als die Freundeshand sich dem Alten auf seine Schulter legte und er die Stimme erkannte, — war's ihm wie ein Bote von Gott gesandt. Langsam richtete er sich auf, — freilich wankten ihm die Kniee und ein Zittern ging ihm durch das alte, morsche Gebein — aber er konnte doch stehen und ließ sich langsam fortführen, und als sie ein wenig weiter geschritten waren, sagte er leise und mit weicher Stimme: „Ja, ja — wi wöllt na Hus' gahn!" **) Er dachte dabei wohl nicht blos an sein armselig irdisches Heim, sondern vielmehr an das reiche, schöne Vaterhaus, das droben ist, mit den vielen Wohnungen.

Allmählich kamen sie denn nach Hause, und es war rührend anzusehen, wie der Schneider für seinen armen Gesellen sorgte. Ein wenig Kaffee hatte er im Töpfchen warm gestellt in heißer Asche, das holte er herbei, goß es in die Tasse und nöthigte zum Trinken. Der Alte trank auch ganz gehorsam und geduldig, wischte sich den Mund und sagte: „O, wo söt!" *) — Dann lasen sie zusammen zum Abendsegen den 130sten Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!" — das war wie lauter Balsam auf die Wunde; und als der letzte Vers mit rechtem Nachdruck gelesen ward: „Und Er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden!" da war's, als wenn die Last sich ein wenig höbe und die gepreßte Brust freier ward. Da hieß es inwendig bei den beiden: Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gnade.

Nun half der Schneider noch dem Alten aus den Kleidern, wie man ein müdes Kind zu Bett bringt, deckte ihn gut zu und stopfte die Decke ein bei den Füßen, löschte dann das Licht und ging sachte davon.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und warf einen milden Strahl durch das enge Fensterlein in die Schlafkammer. Nebenan tickte die Wanduhr ihren langsamen, regelmäßigen Schlag, als wäre nichts passirt. Vom Bette her aber hörte man's im leisen Flüsterton: „Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf Sein Wort! Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern!" (Ps. 130, 5. 6.)

Dabei ging der Mondstrahl jetzt, langsam weiterrückend, über das Heilandsbild hin, das über dem Bette angeheftet war, man sah deutlich die ausgebreiteten Arme und das geneigte Haupt unter der Dornenkrone; und es war, als schwebe es Ihm von den Lippen in dieser nächtlichen, tiefen Stille: „Her zu mir, du Mühseliger und Beladener, Ich will dich erquicken!"

3. Ungeladene Gäste.

Am nächsten Morgen, als es eben Tag geworden, warf der Schneider einen fürsorglichen Blick über die Straße nach den Fenstern des Rademachers, — da rührte sich aber noch nichts, die Läden waren fest geschlossen. Er dachte: „Hei slöpt noch, kann't ok nödig hewwen! Gott segn' em de Rauh'!" **) Nach einer Stunde schaute der Schneider wieder hinüber, — alles wie zuvor; und nach noch einer Stunde abermals, — die Fensterläden waren und blieben dicht zu. „Dat geiht nich mit rechten Dingen to!" ***) sagte er nun bei sich selber, und mit

*) Samuel, alter Freund, steh nur auf, wir wollen nach Hause gehen!

**) Ja, ja, wir wollen nach Hause gehen.

*) O, wie süß!

**) Er schläft noch, kann's auch nöthig haben. Gott segne ihm die Ruh!

***) Das geht nicht mit rechten Dingen zu!

einem Ruck war er vom Tisch herunter, in die Schuhe gefahren und über die Straße.

Die Hausthür ist nicht verschlossen, — in der Stube herrscht, wegen der geschlossenen Läden, eine ungewisse Dämmerung, nur durch die herzförmigen Oeffnungen dringt das Tageslicht, wie zwei schräge Strahlenbüschel einfallend. — Das Auge des Eintretenden muß sich erst an diese Beleuchtung gewöhnen, da entdeckt er, hinter der angelehnten Thür der Schlafkammer, seinen alten Freund. Er hat an einem Stücke Holz herumgeschnitzelt, — aber die Hand ist ihm dabei schon müde herabgesunken.

Warum er denn hier sitze? und warum die Läden noch nicht geöffnet? — Der Alte schüttelt den Kopf und sagt leise, als ob kein Anderer es wissen solle: „De Lüd kiekt mi hir all herin, un sei könnt mi dat jo ankieken, dat min Sähn — int Tuchthäus sitt!" *) — Die letzten Worte brachte er nur mit einer gewaltsamen Anstrengung über die Lippen! — dann fuhr er fort zu sich selber redend: „Hei hett unschüllig Blood fergaaten! ja, unschüllig Blood! dat schriet gen Himmel! Gott help uns. Gott erbarm sik äver uns!" **)

Der Schneider stand dabei und machte ein sehr wehleidiges Gesicht, wischte auch seine große Hornbrille, denn es war ihm, als würde bei den Worten des Alten eine Säge an sein Herz gesetzt und hin und her gezogen, tief hinein. „Dat geiht nich," dachte er bei sich selber; „so kann't nich bliewen, dorbi mutt em jo dat Hart breeken." ***) Ach ja, die Schmach brach ihm das Herz, dem armen, alten Manne! Er war nicht zum Ausgehen zu bewegen, er konnte die Blicke der Menschen nicht ertragen, er konnte ihr leidiges Schwatzen, womit sie ihn trösten wollten, nicht aushalten. Er ging, sobald sich Jemand bei ihm sehen ließ, in seine Kammer und machte die Thür hinter sich zu, die Augen, die da hineinsahen, konnte er wohl ertragen, und die heimlichen Worte, die da zu ihm geredet wurden, erquickten seine Seele!

An jenem Morgen öffnete der Schneider nun zuerst die Läden, vor das eine Fenster hing er ein blaues Tuch, stellte dann den Stuhl und die Hobelbank so zurecht, daß Samuel arbeiten konnte, ohne von draußen gesehen zu werden. Dann zündete er Feuer an auf dem Herde und hing einen Topf an den Haken. Dabei murmelte er: „Arbeiden mutt hei! sonst kummt hei up slichte Gedanken! — To Middag kahm ik wedder!" *) sagte er in die Stube hinein, und begab sich wieder an seine Arbeit.

Drüben aber auf seinem Schneidertisch, wo er nun emsig die Nadel mit dem gewichsten Zwirn aufzog, arbeitete er nun innerlich mit seinen Gedanken, und es ging dabei mächtig nach Oben hinauf, nach der Weise: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest ihn denn!" Es ging aber auch nach Unten hin, denn er überlegte hin und her, wie's doch wohl zu machen wäre, daß sein alter Freund eine irdische Hilfe und Versorgung bekomme. „Denn," so sprach er bei sich, „alleen kann hei nu nich mehr wesen, — Frugenslüd kann hei nich liden, — so blivt keen anner as de Snider! — hir int Dörp is't ok nix mehr för em — dat veele Snakken und Resonneren kann hei abslut nich verdreegen! — wat is doobi to maken?" **)

Der im Himmel wußte aber schon längst, was dabei zu machen sei. Denn es begab sich, daß draußen im Moor, in der einsamen Kathe, die alte Wittfrau, die viele Jahre Boten gegangen war — obgleich sie humpelte — die Augen zuthat, und daher ihre Behausung zum Verkauf kam. Und nun war's dem Fritz Schneider, als er's hörte, wie eine Eingebung von Oben, daß er dahinziehen müsse mit seinem alten Freunde, „denn," sagte er, „dor hev ik em allem, un will em wull t'recht plegen!" ***)

Aber dann mußte er sich ja von seinem geliebten, rosenumrankten Häuschen trennen, von dem Stübchen, wo all sein Erdenglück ihn selber umrankt und umblüht hatte; von dem Gärtchen mit der Bohnenlaube, von den Zwetschgenbäumen, die er selbst gepflanzt, jedesmal einen, wenn ihm wieder ein Kindlein geboren war, die er daher ebenso benannt hatte wie jene, und die jetzt eben so recht an's Tragen kommen wollten! Ei ja! von dem allen mußte er sich trennen, und es war ihm nichts Geringes. Doch hatte er ein tapferes Herz, obwohl er ein Schneider war, tapferer als mancher dicke, von Geld strotzige und protzige Bauer. Er warf nämlich schnell wieder einen Blick hinüber in's Paradies und dachte bei sich selber, die wären ja drüben so schön und prächtig einlogirt, was denn weiter dran gelegen wäre, wo er sein Losament habe, und wahrlich einerlei, ob er hier im Dorf bei den schönen grünen Kastanien, oder draußen im kahlen Moor seine Nähnadel einfädele!

Nun kam's aber noch darauf an, den Rademacher zu einer solchen Uebersiedelung zu be-

*) Die Leute guken mir hier alle hinein und sie können's mir ja ansehn, daß mein Sohn im Zuchthaus sitzt!

**) Er hat unschuldig Blut vergossen! ja unschuldig Blut! Gott helfe uns! Gott erbarm sich über uns!

***) Das geht nicht, so kann's nicht bleiben, dabei muß ihm ja das Herz brechen!

*) Arbeiten muß er! sonst kommt er auf schlechte Gedanken! — Zu Mittag komm ich wieder.

**) Allein kann er nun nicht mehr sein — die Weiber kann er nicht leiden — so bleibt kein Anderer als der Schneider! hier im Dorf ist's auch nichts mehr für ihn. Das viele Gerede und Räsonniren kann er durchaus nicht vertragen! was ist dabei zu machen?

***) Da hab' ich ich ihn allein und will ihn wohl zurecht pflegen.

wegen, denn er war natürlich so mit seinen vieljährigen Gewohnheiten verwachsen, wie die Schnecke mit ihrem Hause, und jede Veränderung war ihm ein Schrecken.

Da saßen sie nun eines Abends bei einander in des Rademachers Behausung. Von der Decke herab baumelte an einem Drahthaken eine rußige Blechlampe, worin ein trüber Docht schweelte. Nach langer Ueberredung war's dem Schneider gelungen, die Pfeife in Brand zu setzen, und zwar nicht blos seine eigne, sondern auch die des Alten, und nun begann er, mit himmlischer Klugheit, ihn auf seinen Plan vorzubereiten, um ihn dafür endlich zu gewinnen.

„Samel," hob er an, „de oll Moorkath sall anner Woch verköfft waren!" *)

„Wo blivt denn de oll Trina Smidten?"

„Sei is bi Gott den Herrn!"

„Na — dat's jo wat Gods — Gott hev ehr selig! weer ik man ok eerst so wid!"

„Samel — ik harr nog Lust, de Kath to köpen!" **)

Lange Pause — in welcher der Rademacher die Pfeife aus dem Munde nimmt und sehr erstaunt aussieht.

Endlich sagt er ganz erschrocken: „Wat sall ick denn?" ***)

„Ja, Samel," antwortete der Schneider, „ick mag hier int Dörp ni mehr wesen, de Lüd snakt mi to veel, un Sünndags de oll Dansmusik in de Weertshüs', dat kann ick ni mehr afholen. Dor buten int Moor hett man sin Riik alleen, un still is dat dor ok, un de Klokken hört man dor ok lüden, wenn de Wind dornach steiht, gans hell." †)

Der Alte hörte diese Rede an und sagte gar nichts. Er war sehr nachdenklich geworden.

Der Schneider fuhr fort:

„Du kunnst mi nu en grooten Gefallen dohn, Samel, wenn du half Part mit mi maken wullt! Wi kunnen dor tosamen gans schön un billi wahnen. Twei Stuwen sünd dor. Jeder itt ut sin eegen Putt! denn ick mut dat söt hewen, un du krigst mi veel to veel Solt doran. In Aewrigen glöv ick, wülln mi uns gans god-verdreegen, denn unsen Herrgott nehm'n wie jo mit, de sall as de drütte Mann bi uns wahnen!" *)

Ob der Alte dies alles gehört oder nicht gehört, war nicht ersichtlich, er saß ganz in Gedanken versunken und die Pfeife war ihm ausgegangen. Der Schneider kannte das und wartete in Geduld. „Hei mut Tid hewn," sagte er bei sich selber, und warf einen Blick auf die Wanduhr — „de Klok is jo ok noch eerst halb Nägen!" **)

Der Zeiger rückte von Minute zu Minute, der Alte rührte sich nicht. Endlich, als es schon stark auf Neun ging, hob er seinen Kopf, ließ die dunklen Augen langsam in der Stube herumgehen, warf auch einen ernsten Blick nach der Kammerthür, als dächte er bei sich: ob er auch wohl anderswo schlafen könne in Frieden, und beten könne zu seinem Herrn. Dann nickte er und sagte mit großem Bedacht:

„Snider! du kunst wull Recht hewn, — för mi dögt dat ok niks meer hir int Dörp! dat beten Arbeit krieg ik ok wull dor buten, — un verdreegen könnt wie uns jo Gott si Dank recht god! Awerst, wo ward dat bi Winterstiden mit de Kark?"

„Denn schöffel ik dich dörch!" ***) sagte rasch entschlossen der Schneider, und sah dabei ganz kühn aus.

Da ging's beinah wie ein Lächeln durch die verwitterten Züge des Alten und er sagte:

„Na, wenn't up't Schöffeln ankummt, dor hev ik jümmer min Mann stahn, und bün di wull meist äver! Kööp denn man de Kath, un lat uns heruttrekken, je ehr je leever! Ik glöv meist, uns Herrgott hett uns dat so tobescheeden!" †)

(Fortsetzung folgt.)

*) Die alte Moorkathe soll andere Woche verkauft werden.

**) Wo bleibt denn die alte Trina Schmidt?

Sie ist bei Gott dem Herrn!

Na, das ist ja etwas Gutes, Gott hab' sie selig! wär' ich nur auch erst da! —

Ich hätte wohl Lust, die Kathe zu kaufen.

***) Was soll ich dann?

†) Ja, ich mag hier im Dorf nicht mehr sein, die Leute schwatzen mir zu viel, und Sonntags die alte Tanzmusik in den Wirthshäusern, — das kann ich nicht mehr aushalten! Da draußen im Moor hat man sein Reich allein, und still ist es da auch, und die Glocken hört man da auch läuten, wenn der Wind darnach steht, ganz hell!

*) Du könntest mir nun einen großen Gefallen thun, wenn du halb Part mit mir machen wolltest. Wir könnten da zusammen ganz schön und billig wohnen. Zwei Stuben sind da. Jeder ißt aus seinem eigenen Topf, denn ich muß es süß haben und du thust mir zu viel Salz daran. Im Uebrigen glaub' ich, wir würden uns ganz gut vertragen, denn unsren Herrgott nehmen wir ja mit, der soll als der dritte Mann bei uns wohnen!

**) Er muß Zeit haben, die Uhr ist ja auch erst halb Neun.

***) Schneider! du könntest wohl Recht haben, für mich taugt's auch nicht mehr hier im Dorf! das bischen Arbeit krieg' ich wohl auch da draußen, und vertragen können wir uns ja Gott sei Dank recht gut! Aber wie wird's zur Winterszeit mit der Kirche?

Dann schaufle ich dich durch!

†) Na, wenn's auf's Schaufeln ankommt, da hab ich immer meinen Mann gestanden, und bin dir wohl über. Kaufe denn nur die Kathe, und laß uns hinausziehen, je eher je lieber! Ich glaube fast, unser Herrgott hat's uns so zubeschieden!



Bereit und entschieden,

oder

Wie Einer sein Glück machte!

Durch die Auflösung der Rothschild'schen Agentur in San Francisco, Californien, wurde die nachfolgende lehrreiche Anekdote wieder wachgerufen, welche auf's beste die Art und Weise kennzeichnet, in der die bedeutendsten Geschäftsleute der Welt mit ihren Angestellten verfahren und welche Anforderungen dieselben an solche stellen, die in ihren Diensten die Staffel zur irdischen Höhe erklimmen möchten.

Es ist ein schneller und gar kurzer Weg, den Rothschild, der große Banquier, einschlägt, auf dem er einen seiner Untergebenen zum Mitherrn erhebt; wie, sollte unser großer Meister uns nicht ebenso schnell aus der Knechtschaft der Sünde zur Freiheit führen können? Sicherlich! Doch auch er verlangt: „Bereitschaft und Entschiedenheit."

Als Rothschild's sich entschieden hatten, eine Agentur in Californien zu errichten, handelte es sich darum, wen sie Herrn Davidson, der zum Geschäftsführer ausersehen war, als Gehilfen mitgeben könnten. Zu dem Zweck wurde einer ihrer Beamten — nennen wir ihn Herr K. — eines Morgens in das Geschäftszimmer des mächtigen Hauptes gerufen. Daselbst wurde an ihn die Frage gestellt, wie viel Zeit er bedürfe, um sich zu einer Reise nach Californien fertig zu machen. Er erkundigte sich über die Lage des Landes und wie lange sein Aufenthalt daselbst währen sollte, worauf ihm das bis dahin unbekannte Land einigermaßen beschrieben und gesagt wurde, daß die Dauer seines Aufenthaltes eine unbestimmte sei und augenblicklich nicht entschieden werden könne. Nach einigem Zögern entgegnete Herr K., daß er etwa eine Woche bedürfe, um einzupacken und seinen Freunden Lebewohl zu sagen. „Sehr wohl," sagte der Chef des Hauses, „Sie werden benachrichtigt werden, wenn wir Ihrer Dienste bedürfen."

Damit entließ er jenen und Herr L.... wurde gerufen. Auch an ihn erging dieselbe Frage, und bat derselbe um drei Tage Frist. Nachdem er entlassen, wurde Herr M. vorgefordert und gefragt: Wie lange er bedürfe, um sich für die große Reise auf ungewisse Zeit vorzubereiten, und seine bündige und entschiedene Antwort war: „Ich bin jetzt bereit." „Schön," Herr M.," erwiderte der Banquier, „Sie werden morgen früh nach San Francisco abfahren, woselbst Sie als jüngerer Theilhaber des Hauses eintreten sollen, welches wir dort eröffnen wollen."

Der Geschäftsdiener, welcher umgehends bereit war, sich nach der neuen Welt zu begeben, war Julius May, der durch seine Entschiedenheit den Grund zu einem ansehnlichen Vermögen legte. Wir hoffen, daß er und mit ihm viele andere ebenso bereit seien, dem großen Herrn und Heiland zu folgen und umgehends Alles zu verlassen, um die Schätze einer anderen besseren Welt zu erlangen.

H. A. S.

Die kleine Kapelle im Thal.

In Variationen zum obigen Thema von * * *

Und wer hätte sich noch nicht das Herz erwärmt an dem obigen schönen Lied, an dieser Krone des „Psalter und Harfe". Selbst wenn schon sein Klang verrauscht, hallt die traute Einladung noch immer fort: „O komm, komm, komm, zu dem Kirchlein im Walde; o komm zur Kapelle im Thal!" Und über dem „Komm" des Chorus reißt sich das Thema wieder von Neuem los und schwingt sich gar lustig in die Höhe und sendet nach allen Winden seinen frohen Zauberklang:

„Kein Ort ist auf Erden mir theurer,
Als die kleine Kapelle im Thal."

Wir sangen es in unserm letzten Weihnachts-Sonntagschul-Concert, und es schien, als ob wir es der großen Versammlung nie genug singen könnten. Dieses ist das Thema. Und nun lege einmal den „Psalter" auf die Seite und komme mit mir hinaus an den Frühlingsrand des Waldes, und du sollst die Hand des gütigen, weisen Schöpfers sehen wie nie zuvor. Du sollst sehen, daß auch selbst die Natur ein religiöser Katechismus ist, den Niemand auf die Seite legen kann, ohne von der großen Wahrheit der Existenz der ewigen Liebe Gottes wohlthuend berührt worden zu sein.

Freude fühlet mein Gemüthe,
Alles, was auf Erden lebt,
Sieht das Bild von Gottes Güte
In der Schöpfung eingewebt.
In dem Silber der Narzissen,
In der Rosen Morgenroth,
In den Quellen, die da fließen,
Seh ich liebend meinen Gott.

In dem zarten Grün erwachet
Schon des Vogels erstes Lied,
Keime sprießen sanft umfachet.
Und den Hauch fühlt mein Gemüth.

Zwischen Gräsern an der Halde
Schau ich Wunder ohne Zahl;
So ein „Kirchlein in dem Walde,
Die Kapelle in dem Thal.“

Als ich im Frühjahr dort hinaus wanderte auf meine Mission, an der feuchten Prairie hinauf, lange noch ehe die alten Kirschbäume ihre Frühlingswäsche gerade über den Weg gehängt, da fand ich zu Tausenden, schon unter zarten Gräsern und zwischen dem eben herausgekeimten Dandelion, „die kleine Kapelle im Thal.“

„Ja,“ sagte ich, „sieh hier! Da hat die Natur einmal ein gar schönes Meisterstück gemacht. Des Frühlings erste Blume ist eine kleine Kapelle mit einem kleinen, goldnen Pfäfflein drinnen. Ah, wie weise, wie lieblich arbeitet doch der gütige Schöpfer. Auf all der entsetzlichen Zertrümmerung der Winterzeit, wie über dem Schlamm der Sündfluth, dem ungeheuren Grabe der Gottlosen, baut er, wie Noah einstens am Ararat einen Dankopfer-Altar, so hier eine Blumen-Dankkapelle, daß der Bund seines Friedens noch nicht hingefallen und es doch noch nicht gar aus ist mit der Hoffnung der Gläubigen. Ein kleiner Tempel für die Sehnsucht, und „das ängstliche Harren der Kreatur“, das aus Millionen thaubeperlter Augen emporblickt nach der „Offenbarung der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 19). Und so findet ja wirklich der leidende Christ auch in dem innern, unbewußten Streben und Sehnen der ganzen Natur nach einem vollkommenen Zustand, ein klares Zeugniß und Bürgschaft für die Größe und Gewißheit seiner eigenen künftigen Seligkeit, da diese ja der Zielpunkt der ganzen Schöpfung ist.

Eine Erstlings-Kapelle auf den Trümmern des Winters — für Gottes Frühlingsfeier, daß alle Kälte vorbei, daß die Veilchen wieder kommen dürfen an des Hügels Rand, daß die Schwäne wieder nordwärts ziehn und die Turteltaube wieder girrt im Lande und die Zeit ihrer Wiederkehr weiß, wie der Kranich und die Schwalbe.

„Süße, heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.“

Dort steht sie in der Prärie, die kleine Kapelle, zwischen den ersten zarten Halmen; rühre sie aber ja nicht an, und wenn sie noch so schön und still bescheiden winkt. Warum denn nicht? Weil's — stille, ich werde dir es ein ander Mal sagen. Und hast du die Pflanze wirklich niemals beobachtet? Ein rundes, grün und weißliches Thürmlein hebt sich aus der Erde, so dick wie eine kleine Faust; und wenn es so hoch geworden ist wie eine Hand, so wölbt sich's halb zu oben mit einem Blatt in der Gestalt eines spitzen, breiten, grünen Schnabels, und sieht nun aus wie ein kleiner Heiligenschrein. Hat die Pflanze nun so weit ihre Entfaltung erreicht, dann nimmt sie nach außen rothbraune Streifen an und inwendig tapezirt sie ihr Kirchlein mit weißlichen Streifen und nimmt sich dann nach oben wie das Dach eines mexikanischen Kirchthurmes aus.

Der Samenstock inwendig, zwei Zoll hoch, ist das obige Pfäfflein mit einem gar schönen goldenen Talar, und ein rechtes Päpstlein ist es auch dabei. Er lebt von seinem Ablaßgeld, das ihm vom Himmel herunter regnet und aus tausend Fasern aus der Erde in sein Kirchlein quillt. Kupferne Pfennige und kupferne Seelenmessen giebt es nicht im Tempel der Natur. Was du bist, liebe Blume, hast du blos der Auferstehung des Frühlings zu verdanken. Du bist so recht ein Kind der Auferstehung nach deiner Art. Nein, du bist nicht der Same, der in die Erde fiel, und dennoch bist du der auferstandene Same. Du bist das, was du durch die Kraft von Oben werden konntest, was Licht und Gnade und Auferstehungskraft da alles für dich gethan. Du lehrst die Menschen ein gar tiefes Geheimniß und doch verstehen sie es nicht. Auch lagst du nicht, wie du da bist im Samenkorn in der Erde verborgen, o bewahre! Der Auferstehungsprozeß nahm blos so viel aus dem Samenkorn, als er brauchte, um mit Sonnenstrahl und Kraft dir deine schöne, runde, goldne Gestalt zu geben. Dich liebt mein Herz, denn du erfüllst den Willen Gottes. Und das schöne Schnabeldach deines Kirchleins gefällt mir auch, und ich sehe, je heißer die Sonne scheint, um so viel mehr zieht sie dasselbe über dir hinweg. Licht sollst du haben in deinem Kirchlein, denn du bist ein Kind des Lichtes.

Du dienest deinem Schöpfer bei Tag und Nacht. Du trägst des Tages Last und sitzest zur Nacht in der Kälte. Wie die frommen Hirten zu Bethlehem weichest du nicht von unter deinen Sternen, bis deine Hoffnung und Beruf ganz erfüllt ist und es auch bei dir wieder heißt:

Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Auch dein Herbst kommt einstens, wenn es ausgefrühlingt und ausgesommert. Auch bei dir kommen die Tage, von denen du sagen wirst: „Sie gefallen mir nicht.“ Gerade so hab' auch ich dich gesehen, deine Gestalt war verwittert und deine vorige Herrlichkeit war dahin, wie die der Tochter Zion.

Wieder kam ich vorbei; da war „die kleine Kapelle im Thal“ zu einem wild verwach-

senen Krautstock geworden. Welt und Eitelkeit hatten mein Kirchlein überwuchert. Große unansehnliche Blätter starrten nun da, wo einstens der Schöpfer ein Frühlings-Tabernakel gegründet hatte. Da gedachte ich an die schöne Legende von Philemon und Baucis des Ovidius, welche die Götter geehrt. In ihrem hohen Alter saßen sie beisammen am Tisch. Da gewahrte mit einem Male Philemon, wie Baucis, seine Gattin, nach Oben in einem süß duftenden Blätterflore auswuchs. Mit ihm war es dasselbe, und in wenig Stunden waren sie von den Göttern verwandelt, und waren aus ihnen zwei schöne, blätterreiche Weidenbäume geworden. Der vorbeigehende Pilger von Tyana hing einen Kranz an sie. Die die Götter ehren, sollen wieder geehret werden. Und du, von gemeinen Menschen als Strunk Cabbage bezeichnet, und in der Botanik als Symplocarpus foetidus bekannt, hast fast dieselbe Erfahrung gemacht. Doch kein liebender Geselle war Zeuge deiner erbärmlichen Verwandlung. So geht es oft mit den von uns verkauften Kirchen, da macht oft der Teufel Trinklokale und Tanzsäle daraus. Doch du, allein lebtest du, allein fuhrst du dahin, wie Wolsey der Kardinal: „Du starbst und machtest kein Zeichen." Die zweite Strophe im Buche sagt auch etwas Aehnliches. — Das Lied ist aus.

Naturspiel oder Vorsicht?

H. A. Schrötter.

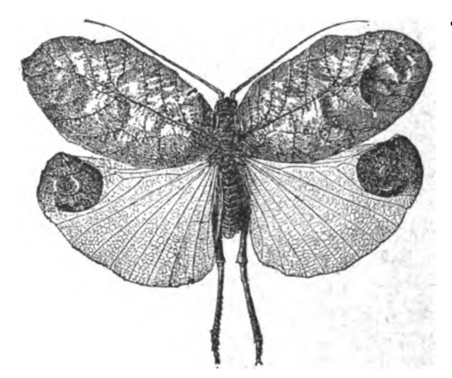
Nicht geneigt, Naturspiele ganz abzuleugnen, denn als solche betrachten wir die „Haus u. Herd" VII, S. 232 behandelte Profilgestaltung der Gesteine, die allerdings erst durch das Spiel unserer Phantasie zu dem wird, was wir darin erblicken, können wir doch nicht den Wahn billigen, als ob die schützenden Aehnlichkeiten der Thierarten und Gattungen auf bloßem Zufall beruhten.

Denn wir müssen zugeben, daß viele Thiere ohne die Eigenschaft, sich mehr oder weniger unsichtbar zu machen, gar bald von ihren Feinden ausgerottet würden, während andere zu ihrer Ernährung dieselbe Eigenschaft bedürfen. Vor allen Dingen ist die Farbe bei einer Reihe von Thieren für ihr Dasein maßgebend. Und wir sehen, daß eine Reihe von Thieren derartig gefleckt und gefärbt erscheinen, wie die Gegend, in der sie leben. So ist der Löwe fast unsichtbar in dem Gestein der Wüste, wo er auf Beute lauert. Auch sind alle Antilopen mehr oder minder sandfarben, deßgleichen das Kameel und zahlreiche andere Wüstenbewohner.

Dem entgegen sehen wir, daß die Thierwelt am Pol meist Thiere im weißen Gewande liefert, als den Eisbären, den arktischen Fuchs, den weißen Hasen. Also auch eine Anpassung an die sie umgebenden Verhältnisse.

Ein auffallend treffendes Beispiel bieten die Schneehühner, die sogar die Farbe nach Bedürfniß wechseln. Während des Winters tragen sie ein weißes Gefieder, und während des Sommers ein unscheinbares graues Federkleid, gleich dem Felsen, auf dem sie nisten.

In den Tropen, die nie ihr Laubwerk verlieren, finden wir ganze Gruppen, welche ein grünes Kleid tragen, wie z. B. die Papageien. Auch unter den Eidechsen, Schlangen und Fischen tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen.



Brasilianische Heuschrecke (Hälfte der natürlichen Größe).

Am Schlagendsten aber wird diese schützende Aehnlichkeit in der Insektenwelt. Viele Motten und Käfer gleichen täuschend der Baumrinde, auf der sie sich aufzuhalten pflegen. Ja einige Käfer sind, zusammen gerollt auf der Erde liegend, kaum von dem schärfsten Auge von kleinen Steinchen zu unterscheiden.

Bei den Schmetterlingen beweisen die Anordnung der Farben deutlich die weise Vorsicht des Schöpfers in den kleinsten Einzelheiten der Natur. Die Nachtfalter, welche mit übereinander gefalteten Flügeln zu sitzen pflegen, tragen ihre prachtvollen Zeichnungen meist auf den unteren Flügeln, während die oberen gewöhnlich bräunlich und unscheinbar sind. Dagegen haben die Tagfalter die bunten, glänzenden Farben auf den obern Seiten ihrer vier Flügel, hingegen die unteren sind höchst einfach und dunkel, wodurch sie dem Auge beim Rasten nicht auffallen, da sie mit aufgerichteten Flügeln sitzen.

Zu den Erstaunen erregendsten Fällen von schützender Aehnlichkeit gehört der Blattschmetterling Kalima paralecta von Sumatra, und die brasilianische Heuschrecke Perochroza ocellata.

Der Blattschmetterling, zu den Schillerfaltern gehörig, hat purpurne Oberflügel mit tieforangenfarbenem Bande auf den vorderen. Die unteren Flügel sind aschgrau, braun oder ockergelb schattirt und genau von dem Ansehen eines trocknen Blattes. Dazu kommt, daß die Vorderflügel in eine Spitze ausgezogen sind, ähnlich den vieler Blätter, die hinteren aber verlaufen sich in einen kurzen Schwanz. Zwischen diesen beiden Ausläufern zieht sich eine dunkele gebogene Linie hin, genau der Mittelrippe eines Blattes entsprechend, von der sich Seitenrippen abzuzweigen scheinen.



Blattschmetterling, fliegend und sitzend.

Der englische Naturforscher Wallace sagt in seinem Werke über den malayischen Archipel: „Der Blattschmetterling war in trockenem Gehölz nicht ungewöhnlich, aber ich versuchte oft vergeblich, den Schmetterling zu fangen, denn wenn er eine kurze Strecke geflogen war, schlüpfte er in einen Busch zwischen trockene und todte Blätter, und wie sorgsam ich auch zu der Stelle hinkroch, konnte ich ihn doch nie entdecken, bis er plötzlich wieder herausflog und dann an einem ähnlichen Ort wieder verschwand. Endlich aber war ich so glücklich, genau den Fleck zu sehen, wo er sich niederließ, und obgleich ich ihn eine Zeit lang aus den Augen verlor, so entdeckte ich ihn doch schließlich dicht vor mir; aber er glich in seiner Ruhestellung so sehr einem todten, an einem Zweig hängenden Blatt, daß man sich selbst dann täuschen mußte, wenn man gerade darauf hinsah.“

Somit ist seine Schutzkleidung nach Gestalt, Größe, Farbe, Zeichnung vereint mit seiner

Lebensgewohnheit so vollkommen, daß sie selbst dem verständigen aufmerksamen Forscher die Verfolgung fast unmöglich machte.

Auch die brasilianische Heuschrecke ist derartig von der Natur ausgerüstet. Die Oberflügel haben eine braune Färbung und sind mit kleinen grauen und weißlichen Punkten übersäet, welche den Schwämmen auf faulenden Blättern entsprechen. Das Geäder der Flügel ahmt die Rippenbildung so vorzüglich täuschend nach, daß es schwer ist, den Unterschied unter der Lupe zu erkennen.

Aus den angeführten und zahlreichen anderen Beispielen, welche wir im täglichen Leben beobachten können, dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß die schützenden Färbungen und Aehnlichkeiten bei den kleinen Wesen der Schöpfung in dem Verhältniß zur Abwesenheit anderer Vertheidigungsmittel stehen.

Amtsthätigkeit.

Skizzen aus dem Reiseprediger-Leben.

Von W. Ahrens.

II.

„Von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott." Apostelgeschichte 26, 18.

17. Februar 18 . . Vierteljährliche anhaltende Versammlungen in D. Herrliche Zeiten. Sünder werden erweckt, Erweckte bekehrt und ihr Platz am Betaltare wieder gefüllt mit Heilssuchenden. Unter diesen zieht ein Mann und dessen Frau meine besondere Aufmerksamkeit auf sich, indem sich in ihrem inneren wie äußeren Zustande etwas Außergewöhnliches kundgiebt. Bei näherer Bekanntschaft ergiebt sich, auf eigene Aussage, Folgendes: Die Frau, in der katholischen Religion und Kirche erzogen, verheirathete sich ihrer Zeit mit einem katholischen Manne. Irdisches Vermögen hatten sie nicht. Eine verdienstlose und mit ihr eine brodlose Zeit trat ein, und während derselben kam die Frau nieder mit einem Zwillingspaare. Nach kirchlichem Gebrauche wurde dem Priester Meldung gemacht und zugleich gebeten, die Kinder zu taufen. Dazu wollte aber der Priester sich nicht verstehen, es sei denn, er werde zu gleicher Zeit bezahlt. Bitten, Versprechungen, Vorstellungen halfen nichts; der Priester blieb dabei: „bringt ihr nicht das Geld, so taufe ich auch eure Kinder nicht." „Nun dann," sagte die Mutter, „so mögen meine Kinder ungetauft bleiben." Nicht so der Mann; er nahm das Bett, verkaufte es, brachte dem Priester das Geld, und der nahm's und taufte die Kinder. Des Priesters Benehmen aber weckte bei der Frau einen so tiefen Abscheu gegen die katholische Kirche, daß sie nicht nur dieser, sondern auch der christlichen Religion überhaupt absagte und in die Nacht des Unglaubens sank. Ihr Mann starb und sie heirathete einen andern, der dem Namen nach ein Protestant, thatsächlich aber ein Ungläubiger erster Klasse war, und nun zog eine Seite die andere nur desto tiefer in's nächtliche Dunkel des Unglaubens, wo kein Sternlein dem Wanderer mehr leuchtet.

Mit der Zeit wanderten beide nach Amerika aus und ließen sich in Cincinnati nieder. Hier ward die Frau einst von katholischen Bekannten zu Gevatter geladen. Seit sechszehn Jahren hatte sie weder eine katholische noch protestantische Kirche betreten; jedoch Umstände halber willfahrte sie dem Wunsche ihrer Bekannten und ging in die Kirche zur Taufe. Bei dieser Gelegenheit hielt der Priester ihr eine gewaltige Strafpredigt, in welcher er sie aufforderte, ihren Mann zu verlassen, widrigenfalls sie mit ihm zur Hölle fahren werde. Das Ganze war eine abgemachte Karte zwischen den Leuten und dem Priester, um letzteren die Gelegenheit zu geben, sie wo möglich wieder in den Schooß der „alleinseligmachenden (?) Kirche" zurückzuführen. Es machte aber ihren Abscheu gegen und ihre Trennung von der Kirche nur noch größer, und war theils Ursache, daß beide Eheleute Cincinnati verließen und nach D. zogen, wo neben ihnen eine deutsche Methodisten-Familie wohnte. Vermittelst des täglichen Gottesdienstes und des Wandels dieser Familie drang der erste Lichtstrahl in das nächtliche Dunkel ihrer Seelen und bahnte den Weg zu einer plötzlichen und mächtigen Erleuchtung von Oben an besagter Vierteljahrsversammlung.

Dieser Erleuchtung folgte denn auch ihre schnelle Bekehrung *von der Finsterniß zum Lichte*, und nach etlichen Tagen heißen Ringens ward die Frau auch *von der Gewalt des Satans zu Gott* bekehrt. Der Mann jedoch hatte einen äußerst schweren Kampf zu bestehen, und ich erfuhr bald, daß auch Ursache genug dafür vorhanden war; denn gegen besseres Wissen und Gewissen hatte er Gott verleugnet und verflucht, mit den bittersten Feinden des Herrn Gemeinschaft gehabt. So fragte er mich fast voll Verzweiflung, nachdem er mir seinen Zustand offen geklagt: ob er sich noch zu Gott um Gnade wenden und auf dieselbe hoffen könne?

Daß ein Mensch, der mit solchen Satansketten gefesselt ist, wieder zu Gott und zu Gnaden kommt, ist naturgemäß äußerst schwierig, jedoch auch möglich, denn „alle Sünden sollen dem

Menschen vergeben werden, auch die Lästerung damit sie Gott lästern." Und folglich konnte ich auch diesen Sünder aufmuntern in seinem Kampfe, und ermahnen, nicht nachzulassen, bis der volle Sieg errungen sei. Bevor ich nach meiner nächsten Vierteljahrsversammlung reiste, bekannte er, daß der Herr seine Last erleichtert habe, und daß er Glauben und Hoffnung fassen könne, Gott werde ihm seine Sünden vergeben und in Gnaden annehmen. Der Ausgang ist mir jedoch nicht bekannt.

Reines Wasser.

Ein junger Pfarrer, der nicht sich selbst, sondern Christum predigte, kam eines Abends bei einer alten Frau vorbei, welche am Dorfbach kniete und damit beschäftigt war, Wäsche zu spülen. Seinen freundlichen Gruß erwidernd, ruft sie ihn an: „Herr Pfarrer, ein Wort! Ich muß Ihnen nur auch einmal danken; ich habe mich an Ihrer Predigt am letzten Sonntag wieder recht erbaut."

„So? das freut mich," sagt der Pfarrer. „Dann können Sie wohl auch noch sagen, worüber ich gepredigt habe?"

„Ach nein, Herr Pfarrer; unser eins hat so ein schwaches Gedächtniß."

„Aber wenn Sie sich an der Predigt erbaut haben, wie Sie sagen, so müssen Sie doch irgend etwas daraus behalten haben, was Ihnen besonders gefallen hat."

„Da bin ich nicht gelehrt genug; ich kann Ihnen wirklich nichts davon aufsagen."

„Ei, ei, Mütterchen! Dann war's wohl auch mit dem Danke nicht so ernstlich gemeint. Sie wollten mir etwas Angenehmes sagen. Hüten Sie sich vor aller Falschheit, auch im Lobe soll man nicht von der Wahrheit weichen."

„Behüte Gott, Herr Pfarrer, was Sie denken! Das müssen Sie der alten Frau nicht so genau aufrechnen. Sehen Sie, das ist wie mit der Wäsche da im Siebe. Da läuft ja auch das schöne klare Bachwasser drüber weg und bleibt nichts drinnen; aber rein wird sie doch. So ist's eben auch mit meinem Herzen, wenn ich unter der Kanzel sitze."

Und der Pfarrer ist sinnend heimgegangen und hat sich's gemerkt und sich manchmal damit getröstet; hat aber auch dafür Sorge getragen, daß den Leuten unter der Kanzel nur das reine Wort Gottes gepredigt werde, weil ein anderes die Herzen nimmer rein machen kann, wie geschrieben steht (Hes. 36, 25): „Ich will rein Wasser über euch sprengen, daß ihr rein werdet."

Petitus.

Eine Erzählung für die Jugend und auch das Alter.

Von C. Röhl.

Draußen tobte der kalte Nordwest und der Schnee trieb in dunklen Wolken über die Felder. Keine Oeffnung schien ihm zu klein, um hinein zu dringen; selbst in Meister Constanz' Werkstätte, zu welcher er im Herbste alle Fenster- und Thürritzen sorgsamst verstopft hatte, drang er nach und nach ein, so daß das glühende Torffeuer im Kachelofen, welches die Frau Meisterin fleißig schürte, der eindringenden Kälte kaum zu widerstehen vermochte.

„'s ist aber doch ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte," meinte der eben eintretende Dorflehrer.

„Sind Sie's, Herr Federheld?" staunte die emsig schürende Frau Meisterin die hohe Gestalt an. „Da muß ich aber doch wohl fragen, wie Sie sich bei einem solchen Wetter hinauswagen können?"

„Werden doch wohl denken können," meinte der Dorfküster. „Der kleine Petitus, was macht er doch? wie geht's ihm heute Morgen?"

„O, danke bestens, Herr Federheld, daß Sie sich seinetwegen bemühen. Es geht ihm etwas besser; in ein paar Tagen hoffe ich ihn wieder in die Schule schicken zu können," und dabei führte sie ihren Gast in die angrenzende Schlafkammer. Hier lag allerdings Petitus, der einzige Sohn des Constanz'schen Elternpaares, erkrankt auf seinem Bettchen. Sein treuer Lehrer hatte weder Wind noch Wetter gescheut, seinen lieben Schüler zu besuchen.

„Guten Morgen, Petitus!"

„Guten Morgen, Herr Lehrer!"

„Ich höre, du wirst bald wieder aufstehen, siehst aber noch recht krank aus."

„Das macht wohl der Blutverlust," meinte Petitus; „im Uebrigen fühle ich mich stark genug, um bald wieder die Schule besuchen zu können. Bin nur bange, daß ich während dieser Zeit so zurück kam, daß ich die bevorstehende Prüfung kaum bestehen kann."

„Da sei nur unbesorgt," entgegnete lächelnd der Dorfküster, „mit der Prüfung, die erst in sechs Wochen stattfindet, wirst du schon fertig werden. Uebrigens hoffe ich, daß du bis dahin wieder ganz gesund bist; denn es wäre wirklich schade, wenn du alsdann deine Deklamation vom 'Hohenzollerschen Königshause' nicht vortragen könntest."

„Ach, Herr Federheld!" nahm die Frau Meisterin das Wort, „wenn Sie wüßten, da ist er

jetzt schon alle Tage d'ran; und dann schreibt er wieder — ich weiß nicht — Ausfätze —"

„Aufsätze," corrigirte der Dorfpädagoge.

„Ja, und dann ist er an der Geographie und — na, wer kann das alles behalten!"

„Glaube wohl," bestätigte Herr Federheld, „ich kenne meinen Petitus. Doch ich sehe eben, daß es Zeit ist, die Schule anzufangen," und damit eilte der pflichttreue Mann dem nahen Schulhause zu.

Herr Federheld hatte kaum das Zimmer verlassen, als Frau Meisterin zum Meister Constanz in die Werkstätte trat und meinte:

„Nicht wahr, Vater, Herr Federheld ist doch recht zuvorkommend, daß er den Petitus besucht; er scheint ein groß' Stück auf ihn zu halten."

„Das sagst du," entgegnete Constanz zweifelnd; „mit dem Jungen ist nur bei alledem doch nichts los."

„Na, warum denn nicht?" schalt Frau Meisterin vorwurfsvoll. „Herr Federheld hat mir doch neulich im Vertrauen gesagt, Petitus sei der beste Schüler in der Schule."

„Das mag schon sein; aber werden kann doch nichts aus ihm. Siehst du denn nicht, daß der Junge bei seinen dreizehn Jahren kaum kniehoch ist? Glaubst du denn, das gäbe einmal einen rechtschaffenen preußischen Grenadier? — Tausend! wie ich in dem Alter war, du hättest mich sehen sollen. Meine fünf Fuß maß ich damals schon, und später in der Compagnie war ich Flügelmann; aber der giebt noch nicht einmal einen ordentlichen Tambour ab. Und zu was ist er sonst nütze als zum Schneider? für die Schusterei hat er kaum das Zeug. Uebrigens hab' ich den Leisten und die ganze Pechdrahtzieherei satt. Ich wollte, der Junge könnte beim Militär Carriere machen, dann könnte einmal etwas aus ihm werden."

„Aber siehst du denn nicht, Vater, wie gut er in der Schule vorankommt? Denkst du nicht, er könnte es auf diese Weise noch zu etwas bringen?"

„Um die ganze Federfuchserei gebe ich nichts. Wie ich noch zur Schule ging, da hat man auch Schreiben und Rechnen gelernt, und unser Lehrer, der Vater Lebrecht — Gott hab' ihn selig, — wußte freilich nicht viel von diesen Fixfaxereien, womit sie heutzutage in der Schule die Zeit todtschlagen, hat uns auch nicht den vierten Theil so viel Papier unnütz verschmieren lassen; aber ein Lehrer war's, dem unsere heutigen studirten Herren Schulmeister nicht das Wasser reichen können. Da hat man auch Respekt bekommen, wenn er einem so ein Dutzend oder zwei mit seinem mächtigen spanischen Rohr aufzählte. Was sind dagegen heute die Lehrer und Schüler? Und was hat bei alledem z. B. mir die Geschichte genützt? Hätte ich mich nicht beim Militär gemacht, so müßte ich mich als bloßer Schuster des Daseins schämen. Bei der Schusterei bringt man's all' sein Lebtag auch nicht weiter, als von der Hand zum Munde. Hätt' ich die Jahre wieder und wäre nicht für immer an Leisten und Pechdraht gebunden, dann solltest du sehen, welchen schmucken Feldwebel ich abgeben würde. Damals freilich hat man das auch nicht so bedacht. Man wollte frei sein. Herrliche Freiheit, das! — an Pech und Leisten wie gebannt, weil man sich ehrlich durch die Welt schlagen will. Aber aus dem da" — und dabei wies Meister Constanz verächtlich nach Petitus — „kann nicht einmal ein Schuster werden."

„Aber Mann," hob Frau Meisterin an, „du treibst die Sache denn doch zu weit. Erinnerst du dich denn nicht an Jahnke's Wilhelm? Der war auch nur klein und dabei fast beständig kränklich; aber ist nicht etwas Ordentliches aus ihm geworden?"

„Mit dem hatte das eine ganz andere Bewandtniß. Hätte da der alte Pastor Frommel nicht geholfen, es wäre nimmer etwas aus ihm geworden."

„Sag' nur lieber: Wenn der nicht ein so guter Schüler gewesen wäre, Pastor Frommel hätte keinen Pfennig an ihn gewandt."

Mit diesen letzten Worten eilte Frau Meisterin wieder in die Schlafkammer ihres Lieblings.

„Möchtest du ein wenig aufstehen, Petitus?" frug die heute auf das Zärtlichste gestimmte Mutter.

„Ich denke, Mutter, daß ich ein wenig aufstehen darf; ich kann diese große Karte von Europa vom Bette aus gar nicht gut benützen. Ich denke, es schadet nichts, wenn ich mich dort auf den hohen Stuhl setze; ich sehe die Karten um so besser, und das Schreiben macht sich auch eher."

Petitus war kaum angekleidet, als er im Spiegel seine Gestalt gewahrte.

„Bin doch ziemlich bleich und abgemagert, Mutter, wenn ich wieder gesund werde, will ich einmal sehen, ob ich noch so groß bin, wie Nachbar Schulz' August. Er hat mich in letzter Zeit ganz eingeholt, trotzdem ich zwei Jahre älter bin wie er."

„Das thut nichts, Petitus," tröstete Frau Meisterin, „du lernst desto fleißiger in der Schule und wirst einmal ein tüchtiger Lehrer wie Herr Federheld, und dann lachst du selbst die Allergrößten aus."

„Ich wollte nur, ich hätte solche schöne Bücher wie Herr Federheld, und könnte nach meiner Confirmation noch einige Jahre bei ihm in Unterricht und später auf's Seminar gehen, aber —" Hier stockte Petitus; denn in dem-

selben Momente trat Meister Constanz ein. Er mochte die letzten Worte vernommen haben, denn er fuhr Petitus barsch an mit den Worten: „Das schlag dir nur aus dem Sinn, denn daraus kann doch nichts werden. Der Nachbar Schulz ist eben hier gewesen, der hat einen Brief von seinem Schwager aus Amerika, dem soll's dort sehr gut gehen; 'sist erst etwas über ein Jahr her, als er hier fortzog und du weißt, Mutter, wie ärmlich es ihm immer ging. Wenn der nicht damals so gut verkauft hätte, er wäre noch derselbe arme Schlucker und nun soll er sich gut stehen. Wenn ich meine Baracke da für etwas Nennenswerthes verkaufen könnte, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, sondern sofort den Ränzel schnüren."

„Was dir auch einfällt, Vater! Haben wir denn nicht hier unser gutes Brod? Was willst du in Amerika? Und was soll da aus unserm Petitus werden, der jetzt in der Schule so gut vorankommt? In den Urwäldern Amerikas zwischen Löwen und Bären kann's ihm wenig nützen, daß er solche guten Zeugnisse von Herrn Federheld besitzt und was deine Schusterei angeht, so werden jene wilden Bestien dort wohl deine besten Kunden sein. Ach, schlag' dir doch das aus dem Kopfe."

„Du sprichst wie ein Weib. Was verstehst du überhaupt von der Sache! Löwen und Bären! In Amerika giebts kaum Hunde und Katzen."

„Der Vater hat Recht," warf Petitus ein, „in den Ver. Staaten giebt es sehr wenig gefährliches Wild; im Gegentheil lernen wir in der Geographie, daß es im Osten des Landes sehr große Fabrikstädte giebt."

„Ganz richtig, wo die Schusterei nur so florirt, nicht wahr, Petitus?"

„Davon habe ich nichts gelesen."

„Nun, so weit bist du wohl noch nicht gekommen. Etwas scheint das Schulgehen doch zu nützen. Was denkst du, Mutter? He! wenn wenn ich schon einen Käufer für die Budicke da hätte?"

„Du hast doch nicht schon verkauft?"

„Schon verkauft? Ja, Mutter; da du so bestimmt frägst, ja. Verkauft an Nachbar Schulz für 200 Thaler, gerade genug, um uns hinüber zu expediren. Ich hätte es dir gleich gesagt, allein ich wollte dir noch immer den Schreck ersparen."

„Ach, Vater Constanz, wo denkst du hin?"

„Nach Amerika, Mutter."

„Ach, mein Petitus, mein Liebling, was wird aus dir dann werden?"

„Ein Schuster, Mutter," entgegnete Meister Constanz schnell.

„Ja, Vater, aber all' die schönen Schulkenntnisse!"

„Schulkenntnisse hin, Schulkenntnisse her. Was hab' ich davon? Der Schwindel bringt keinen Pfennig ein."

„In Amerika sind auch Schulen, Mutter, vielleicht kann ich dort mein Englisch fortsetzen und etwas Tüchtiges werden."

„Ach, Kind, dann kommt's noch so weit, daß dich deine eigene Mutter nicht mehr versteht."

„Das ist alles Larifari," warf Meister Constanz ein, „englisch oder französisch, wenn nur die Schusterei geht oder sonst etwas. So viel weiß ich zwar, daß Schuhzeug in Amerika sehr theuer ist. Nachbar Schulz's Schwager, der Müller Schmied, hat geschrieben, daß ein Paar ordentliche Kalblederstiefel circa 30 Mark kosten. Potz Tausend! Das muß eine regelmäßige Geldmacherei sein. Was meinst du, Mutter, wenn wir bis März schon gingen? Ja!"

„Ach, Constanz, kannst du denn nicht einmal warten bis nach Ostern? Du weißt doch, daß der Petitus am Palmsonntag confirmirt wird."

„Daran hatte ich freilich nicht gedacht. Nun, wenn wir dann nur so bis Mai reisefertig wären; du hast doch überhaupt nichts mehr gegen die Sache, Mutter, oder?"

„Was hilft es, daß ich widerstrebe; du hast ja schon verkauft."

„Und wie steht's mit dir, Petitus? Hast du Lust?"

„Zum Auswandern oder zur Schuhmacherei, Vater?"

„Beides, Junge."

„Nach Amerika hätte ich wohl Lust, aber—"

„Das Andere wird sich schon finden," unterbrach Meister Constanz, „du lernst die Schusterei — da laß mich für sorgen und damit Punktum."

Die folgenden Tage ging's in Meister Constanz's Hause ziemlich einsylbig zu. Außer Meister Constanz selbst, der beständig von seinen amerikanischen Goldbergen faselte, verhielten sich alle sehr still. Petitus wurde in einigen Tagen besser und ging nach einer Woche wieder in die Schule. Lehrer und Schüler freuten sich, als sie seiner wieder ansichtig wurden. Eines Tages, als eben die Schule aus war und die Kinder schon das Schulzimmer verlassen hatten, winkte Herr Federheld dem Petitus.

„Ich habe gehört, der Vater will nach Amerika auswandern; weißt du etwas davon, Petitus?"

„Ja wohl, Herr Federheld, ich wollte es eigentlich verschweigen; da Sie mich aber fragen, so will ich's nur gestehen. Der Vater hat das Haus schon verkauft. Gleich nach Ostern werden unsere Sachen verkauft und dann geht's nach Amerika."

„Thut mir leid um dich. Dachte immer, ich wollte etwas aus dir machen; aber freilich,

der Vater hat wohl etwas Anderes mit dir im Sinn."

„Der Vater will haben, ich soll Schuhmacher werden."

„Ich will dir etwas sagen," bemerkte Herr Federheld bedeutungsvoll, „wenn du nach Amerika kommst, ist noch nicht Alles verloren. Es giebt dort sog. Freischulen, die man ohne Weiteres besuchen und sich ausbilden kann, und Bildung wird in den Ver. Staaten sehr hoch angeschlagen."

„Wenn Sie das meinen," entgegnete Petitus, „so bin ich fast froh, daß wir nach Amerika ziehen, denn hier, wo es etwas kostet, würde der Vater doch immer dagegen sein."

„Nun, es ist Zeit, daß du nach Hause gehst, kommst sonst zu spät zum Mittagessen," und damit entließ Herr Federheld seinen Lieblingsschüler besorgten Blickes. Petitus war erst eine ganz kurze Strecke gegangen, als ihm die geschwätzige Frau Meier begegnete.

„Ich höre, der Vater geht nach Amerika, ist es wahr, Junge?" fuhr sie den Kleinen an.

„Es sollte mich nicht wundern," entgegnete Petitus.

„Die Leute wundern sich alle so, daß er dorthin will; er hat ja hier sein Brod. Nimmt er dich denn auch mit?"

„Auf jeden Fall," versetzte Pititus.

„Du wirst dann wohl Schneider werden oder so etwas?"

„Ich weiß es noch nicht; aber ich möchte gerne in die Schule gehen."

„Ach, Junge, dazu hat dein Vater kein Geld. Hannewalt's Christoph hat auch gut in der Schule gelernt und ist auch nur Bauernknecht geworden. Aber freilich, dazu taugst du nicht."

* * *

Nachbar Schulz und seine Familie waren gerade beim Mittagessen, als Frau Meier in's Zimmer stürzte.

„Habt ihr denn auch schon die Neuigkeit gehört?"

„Welche Neuigkeit?" frug Frau Schulz gleichgiltig.

„Daß Meister Constanz mit dem erbärmlichen Jungen, dem Petitus, nach Amerika auswandern will. Ich weiß nicht, was er mit dem elenden Kinde in Amerika anfangen will. Alle Leute sprechen darüber. Zum Bäume fällen und Stumpen ausreuten hat der doch wahrlich nicht das Zeug, und Schneider oder Schuster kann er hier auch noch werden. Aber die Constanz' wollen immer hoch hinaus. Wer weiß, was die mit ihrem Söhnchen im Sinne haben. Dabei sind sie so arm, daß sie kaum zu beißen und zu brechen haben; aber so ist's eben mit diesen Leuten. Unsereins hätte auch wohl noch so viel, daß man nach Amerika könnte, aber wem würde das einfallen? Ich möchte wohl wissen, wer ihm die erbärmliche Hütte abgekauft hat. Ich gestehe, ich würde keine fünfzig Thaler dafür geben wollen. Letzten Herbst während des großen Sturmes wäre sie beinahe eingefallen."

Sie hatte dies in einem Athem über ihre geläufige Zunge gleiten lassen; wartete aber vergeblich auf eine zustimmende Antwort.

„Was meinen Sie dazu?" forderte sie endlich Frau Schulz heraus.

„Weiter nichts," erwiderte die schweigsame Frau, „als daß ich Meister Constanz und seiner Familie herzlich Glück wünsche zu seinem Entschluß, in der Hoffnung, daß es ihm nicht so ergehen möge, wie Sie soeben prophezeien."

„O, wissen Sie, ich wünsche ihm auch alles Gute; aber das müssen Sie selber sagen, daß aus dem Jungen in Amerika nichts werden kann. Und auf sich selber kann der Constanz sich in Amerika doch auch nicht mehr verlassen. Wer wird denn da Schuhe und Stiefel machen lassen, wo die Indianer alle barfüßig herumlaufen und unser Herrgott den Büffelochsen die Schuhe an den Füßen wachsen läßt! Uebrigens sollen ja in Amerika die Zeiten so schlecht sein, daß die Leute verhungern. Das können Sie mir glauben, Frau Schulz, dem Constanz geht's in Amerika noch schlecht." Damit stürzte die beredte Frau zur Thür hinaus, um wahrscheinlich Andern die Neuigkeit mitzutheilen.

* * *

„Sieben Thaler und zwanzig Silbergroschen für diese funkelnagelneue Schusterwerkstätte; das letzte und werthvollste Mobiliar, Meister Constanz'!" rief der Auktionär. Es mochte ungefähr 3 Uhr Nachmittags sein. Der Haufe von Zuschauern fing schon an kleiner zu werden. „Meine Herren! das letzte und werthvollste Stück," wiederholte der Auktionär; „mehr als das doppelte werth."

„Noch fünf Silbergroschen," hieß es aus der Menge heraus, und Meister Constanz hatte sein sämmtliches Mobiliar sammt Schuhmacherwerkzeuge versteigert. Das Angeld war bereits an den Auswanderungs-Agenten bezahlt worden; die Kisten waren schon gepackt und übermorgen sollte Meister Constanz mit dem ersten Zug nach Hamburg fahren.

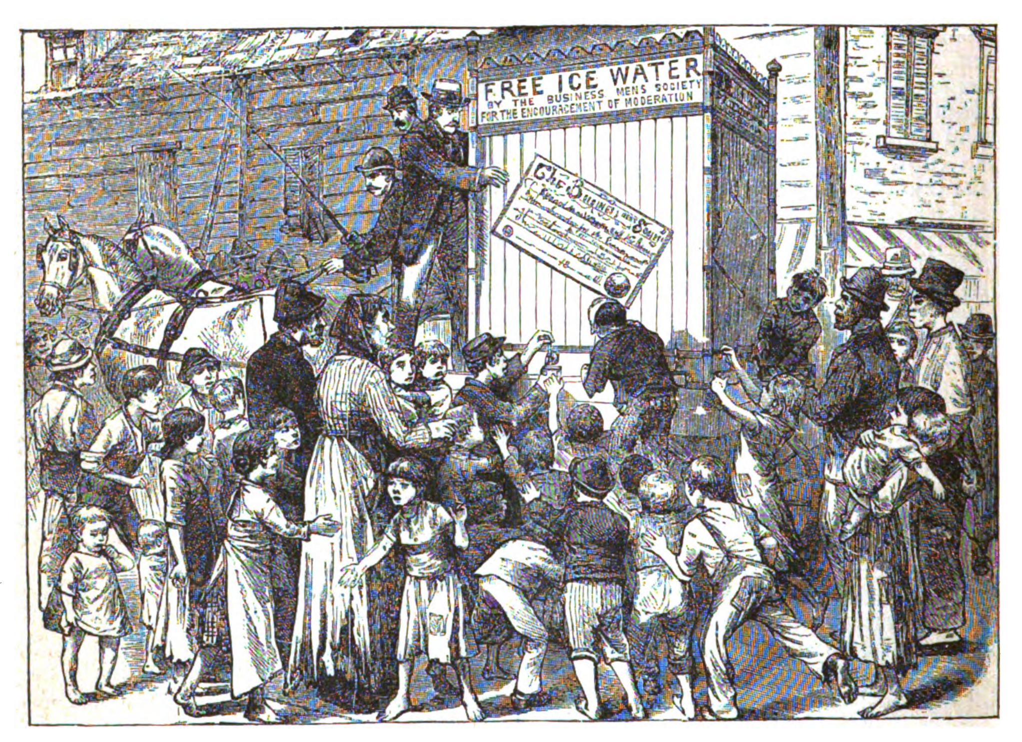
„Ach ja!" seufzte Frau Meisterin, als man am betreffenden Morgen die 1½ Meilen lange Reise nach dem Bahnhof mit Nachbar Schulz' Wagen antreten wollte, „jetzt geht es nach Amerika, und was wird dann aus meinem Liebling?"

Es schien in der That, als ob alle Nachbarn mit besonderem Mitleid auf die kleine Reisegesellschaft blickten, und als ob Petitus in Sonderheit Gegenstand höchstens Bedauerns war.

Doch — es half kein Bedauern und Bedenken. Noch ein letztes „Lebewohl!" und fort ging's nach Amerika.

(Schluß folgt.)

Eiswasser in New York.



Vertheilung von Eiswasser in den Straßen New Yorks.

Um den Armen der Stadt den unentgeltlichen Genuß des Eiswassers, welches während der heißen Jahreszeit in New York zu den Lebensbedürfnissen gerechnet zu werden pflegt, zu verschaffen, und um zu verhindern, daß der Durst anstatt mit Wasser in einer der unzähligen Kneipen mit Branntwein gestillt wird, hat die Mäßigkeitsgesellschaft der dortigen Kaufleute einen Eiswasserwagen bauen lassen, welcher täglich in den Nachmittagsstunden von 1 bis 5 Uhr in den ärmsten Stadtvierteln herumfährt und jedem ohne Unterschied das labende Naß spendet.

Am 18. August v. J. wurde diese ambulante Fontäne zum ersten Mal in Thätigkeit gesetzt. Bevor die Fahrt begann, hatte sich eine große Menge Neugieriger eingefunden, welche den fremdartigen Wagen umstanden und ihre Billigung über das Unternehmen aussprachen.

Der auf einem starken Wagengestell ruhende Behälter ist dreieckig und trägt auf jeder der drei Seiten, die roth, weiß und blau angestrichen sind, das Schild der Gesellschaft, welche das Unternehmen ins Leben gerufen hat und unterhält. Es ward eine hohe Leiter angelegt und der mächtige Behälter theilweise mit großen Eisstücken und darauf aus dem Straßenhydranten mit Wasser gefüllt. Unter zwölf Hähnen, die unten ringsum an dem Reservoir angebracht sind, wurden zwölf glänzende Zinnbecher befestigt, und das Gefährt, gezogen von zwei stämmigen Pferden und begleitet von zwei Polizisten, setzte sich alsdann unter dem Jubel der umstehenden Menge in Bewegung. Wo der

Wagen Halt machte, entfaltete sich ein buntes Bild. Zunächst war es die Straßenjugend, welche sich in allen Größen an den Wagen herandrängte und sich an dem kühlenden Trank gütlich that.

Doch auch die Erwachsenen stellten sich bald in großer Anzahl ein, und lange mußte oft der Wagen an einer Stelle verweilen, bis sämmtliche durstige Kehlen befriedigt waren. Während sich viele mit einem Becher, an der Quelle genossen, begnügten, kamen andere mit Kannen, Krügen und dergl. herbeigelaufen, um sie füllen zu lassen. Die Polizisten entsprachen denn auch aus dem reichen Inhalt des Wagens diesen Wünschen und wurden für ihre Mühe durch das dankbare Benehmen der Empfänger belohnt. 700 Gallonen oder 18,000 Gläser faßt das dreieckig gestaltete Wasserungethüm. Die Beschaffung des Behälters kostete 250 Dollars, die täglichen Unkosten werden auf 25 Dollar berechnet: eine geringe Ausgabe im Verhältniß zu der großen Wohlthat, welche so vielen zu Theil wird.

„Es ist doch was dran."

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

An einem Herbstnachmittage saß der Oberst Baldegrave in seinem Bibliothekzimmer, die offene Bibel vor ihm. Er denkt an seine Dienstzeit in Indien, wo er durch seinen Einfluß seine Untergebenen zu wackern Streitern Jesu Christi zu machen suchte. Seither hat er die Armee verlassen und ist gekommen, um auf seinen Landgütern, mitten unter seinen Landleuten, sein Leben zu beschließen. Viele Leute, die sich sonst um die Dorfkirche wenig kümmerten, kamen gerne in die in seinem Hause gehaltenen Wochen- oder Sonntagabend-Gottesdienste, wenn keine Predigt in der Kirche war. Der Eintritt seines alten Dieners, der ihm das Licht hereinbrachte, weckte ihn aus seinen Träumereien.

„Nun, Thomas, ist Alles für morgen Abend bereit?"

„Nein, Herr, ich wollte Ihnen eben sagen, daß kein Oel für die Lampen da ist; — das, welches Sie in der Stadt bestellt haben, ist nicht angekommen."

„Wohlan, Thomas, so geh' ins Dorf und kaufe solches bei Tomlinson."

Thomas blieb unentschlossen; denn die alte Militärordnung ließ keine verneinende Antwort aufkommen.

„Was giebt es, Thomas?" —

„Sie wissen, Herr, was er das letzte Mal gesagt hat, als man solches bei ihm kaufen wollte."

Der Oberst lächelte. „Nicht wahr, er hat gesagt, daß er die Versammlungen mißbillige und sie der Polizei anzeigen werde?"

„Ja, Herr, und er hat die beleidigendsten Worte beigefügt und versichert, daß er zur Begünstigung solcher Winkelzusammenkünfte kein Oel verkaufen wolle."

„Ja nun," fuhr der Oberst fort, „obschon ich die Unwissenheit dieses Greises beklage, kann ich doch nicht umhin, seinen Unabhängigkeitssinn zu bewundern, da er ja wußte, daß er bei solchen Reden Gefahr läuft, unsere Kundschaft zu verlieren."

Mit verbissenem Grimm sagte Thomas: „Man sagt, daß er weder an Gott noch an den Teufel glaube."

„Armer Mann! Ich hoffe, daß er nach und nach zu besseren Gesinnungen gelangt; laßt uns nur für ihn beten. Bei dergleichen Vorstellungen muß sein Leben sehr düster und trostlos sein. Geh nur ins Dorf und richte dem alten Manne meine höflichen Grüße aus und sage ihm, ich hätte für die Versammlung von morgen ganz besonders Oel nöthig. Schlägt er es ab, wohlan, so brennt man Kerzen; das ist Alles."

Wie sein Meister, war Thomas der erste Begleiter seines Herrn ein ausgedienter Soldat; aber lieber hätte er sich vor einer Kanone gewagt als in ein Zungengefecht, und auf seinem Wege nach Fullerton entsank ihm der Muth in ungewöhnlichem Maße.

Terry Tomlinson's Kaufladen war mitten im Dorfe, und da es der einzige im Orte war, trieb der Greis einen einträglichen Handel, wenn auch sein rohes abstoßendes Benehmen abschreckte. Seitdem aber mancher seiner Nachbarn die Versammlungen des Obersten besuchten und durch Jesu Blut Vergebung und Frieden gefunden hatten, betrachteten sie mitleidsvoll diese düstere und harte Gestalt und beteten, daß die Sonne der Gerechtigkeit doch in dies finstere Herz hineinleuchten möchte, ohne daß es jedoch Jemand gewagt hätte, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen.

Bald war Thomas bei der Thür des Kramladens angelangt. Der obere Theil der Thür war offen und der Greis auf den unteren Theil gestützt, schaute auf die Straße. Mit ungewöhnlicher Höflichkeit kam er Thomas entgegen und hörte aufmerksam dem etwas schüchtern vorgebrachten Auftrag des Obersten zu.

Terry ließ erst auf seine Antwort warten; redete aber in wohlbedachter Weise: „Sie erinnern sich, was ich gesagt habe, als Sie das

vorige Mal mir ein ähnliches Ansuchen gestellt haben, und ich wundere mich, daß Sie dasselbe erneuern, aber Soldaten lassen sich so leicht nicht abschrecken. Wie es nun auch sein mag, so gebe ich Ihnen heute nicht den nämlichen Bescheid und den Grund davon will ich Ihnen sagen: Ich kenne alle Ortsbewohner so genau wie meine eigene Mutter. Sie sind Alle im Dorf geboren und von dem Tage an, als sie auf den Zehenspitzen sich emporrichtend über die untere Thüre hinsehen konnten, hier aus- und eingegangen. Einige davon sind ehrlich, die Andern nicht. Es giebt nur einen oder zwei, die es verstehen, keine Schulden zu machen, und es gab wenigstens ein Dutzend in meinen Büchern, die nie daran dachten, hinauszukommen. Aber vor einigen Wochen kam Einer und bezahlte seine Schuld, ein Anderer folgte und nun sind die Meisten im Reinen. Obschon sie mir nichts gesagt haben, so habe ich doch bemerkt, daß es die sind, die mit mehr oder weniger Eifer die Versammlungen Eures Meisters besuchen, welche ihre Handlungsweise verändert haben, und der alte Terry versteht gerade so gut wie andere Leute, zwei und zwei zusammen zu stellen. So sagen Sie mir denn, wie viel Oel Sie bedürfen und Sie sollen es haben. Ueberbringen Sie auch dem Oberst meine achtungsvollsten Grüße und sagen Sie ihm, wenn seine Religion die Leute ihre Schulden zahlen lehre, muß gewißlich etwas daran sein, und von nun an wird es mir Freude machen, ihm all' das Licht umsonst zu verschaffen, dessen er bedarf."

In unserer Zeit, mehr als je sollen wir durch diese Erzählung uns belehren lassen. Es ist gar leicht zu sagen: Herr, Herr! wenn diese Worte keine Veränderung in der Lebensweise mit sich führen, doch eben so leicht ist es nicht, aus Liebe zu Gott wahr in seinen Worten, redlich in seinen Handlungen zu sein. Ein wahrer Gläubiger, der zu seinem Glauben an Gott, die Tugend der Redlichkeit gegen seinen Nächsten beifügt, trägt zur Entwaffnung eines Ungläubigen viel mehr bei, als die besten Traktate zum Beweis der Wahrheit des Christenthums.

(Sendbote.)

Abends.

Von Friedrich Güll.

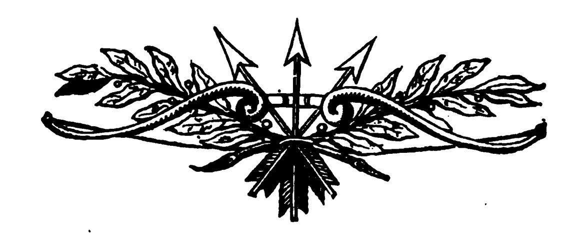


Es wird schon dunkel draußen,
Kein Vogel rührt sich mehr,
Nur ferne hör' ich brausen
Den Mühlbach übers Wehr.

Still kommt der Mond gegangen
Und spiegelt sich im Teich,
Und mir umfließt die Wangen
Die Nachtluft mild und weich.

Wie so zur Ruh gegangen
Die weite Welt ich seh',
Da schweigt all mein Verlangen
Und schwindet all mein Weh.

Vom Lärm des Tags geschieden
Vergeß' ich Noth und Pein;
Im Herzen tiefen Frieden,
So schlaf ich selig ein.



Die Hälfte ist mehr als das Ganze.

Von P. Häring.

Pittakus aus Mitylene, Einer der sieben Weisen Griechenlands, der um 570 vor Christo im 80. Jahre seines Alters starb, soll kurz vor seinem Tode, als ihm seine Freunde ein schönes und sehr großes Landgut zum Geschenk anboten, um dort den Abend seines Lebens in Ruhe zu verbringen, nur den kleineren Theil desselben angenommen und den darüber hoch verwunderten Gebern zugerufen haben: „Behaltet das Uebrige, denn die Hälfte ist mehr als das Ganze!" Hatte er darin Recht? Was mochte ihn zu dem seltsamen Verfahren veranlaßt haben, und was ist überhaupt der dunklen Rede Sinn? Vielleicht fürchtete er nach Heidenweise den „Neid der Götter" (oder auch der bösen Menschen), der den glücklichen Besitzenden droht, oder sträubte der Freiheitssinn des Griechen sich dagegen, durch eine so große Verpflichtung seine Unabhängigkeit zu gefährden. Oder er denkt als praktischer Mann, ein kleineres Grundstück, ohne große Mühe wohl gepflegt, sei mehr werth, als ein noch einmal so großes mit der doppelten Last der Bebauung; am Ende gar ist es nur angeborene Bescheidenheit, oder — wir wagen es freilich kaum zu denken — ein plötzlich aufgetauchtes Gefühl von der Vergänglichkeit und dem Unwerth der nichtigen Erdengüter überhaupt, „dieser Hand voller Sand," von denen man nichts mit über das Grab hinüber zu nehmen vermag, und darum ihren Genuß lieber den Lebenden läßt, von denen hierin wenigstens jedenfalls das Wort gilt: „Nur der Lebende hat Recht."

Aber auch der längstverstorbene Weise hat Recht gehabt mit seinem räthselhaft klingenden Wort, und noch bis auf den heutigen Tag hat dieses Wort Recht in mehr als Einer Beziehung. Enthält es doch gleich manchem andern ahnungsreichen Spruch aus Heidenmunde im Grunde nichts anderes als die alte Wahrheit, welche der Weise auf Israels Thron in der wohlbekannten Bitte, Sprüche 30, 8, niedergelegt hat, oder der Apostel des Herrn, der selber Beides konnte, „übrig haben und Mangel leiden," in seinem Lob der Genügsamkeit 1 Tim. 6, 6—8. Der Bedürfnißloseste ist der Glücklichste, der an Sorgen Aermste der wahrhaft Reiche, und wer, wie die Natur mit wenig zufrieden, ist der echte König, wohne er nun im Schloß oder in der Hütte, trage er den Purpurmantel oder das Bettlergewand. An einem anderen Orte (Sprüche 15, 17) redet jene „Weisheit auf der Gasse" von dem Leibgericht dieser in Gott vergnügten Armuth, wobei sie nicht blos satt wird und gesund und kräftig bleibt zur Arbeit, sondern auch fröhlicher und freudiger ist, als der reiche Mann in Sammt und Seide, der alle Tage herrlich und in Freuden lebt und sich mit Leckerbissen und Tafelgenüssen nicht blos den Magen verdirbt, sondern auch Kopf und Herz. Aber der Mund der höchsten Weisheit bezeugt es, daß der Mensch überhaupt nicht lebe vom irdischen Brode allein, das nur seinen Leib füllt, aber Seele und Geist leer läßt, sondern daß er ein Himmelsbrod braucht, das allein seinen Hunger ganz zu stillen vermag. Und dieses Mannah hat meist die gottselige Armuth näher und eher bei ihrem irdenen Geschirr, als der reiche Schwelger in silbernen Schüsseln und goldenen Kelchen, die keinen Erquickungstrank bieten aus der Quelle des „lebendigen Wassers". Ist also in diesem Sinne genommen nicht schon beim äußeren Besitz und Genuß die Hälfte mehr als das Ganze, wenn man die Hälfte recht, das Ganze schlecht gebraucht?

Aber auch sonst behält dies Wort noch oft seine Wahrheit. Hat es doch im Grunde denselben Sinn und darum auch dasselbe Recht, wie die Mahnung des deutschen Sprichwortes: „Allzuviel ist ungesund." Ein paar Beispiele, aus dem Leben gegriffen, mögen das zeigen. Fangen wir zuerst bei unseren lieben Kleinen an. Wie manches blasse und blasirte Kindergesicht mit seinen glanzlosen Augen und schlaffen Zügen zeugt von einer freudlosen Jugend mitten in aller Fülle des Lebens, von einem unzufriedenen, weil niemals recht von Innen heraus befriedigten, übersättigten und doch nie ganz und voll gesättigten Herzen, auch wenn ihm von Außen her alles im Ueberfluß zu Gebote steht! Predigen die bleichen Lippen uns nicht laut genug: Die Hälfte ist mehr als das Ganze! Halb so viel Süßigkeiten, halb so viel Flitterputz, halb so viel von dem oft so leeren hohlen Tande sog. Vergnügungen, die entweder mit ihrer Dürftigkeit und Gehaltlosigkeit den kindlichen Geist abstumpfen oder ihn unnatürlich aufregen, gewaltsam spannen und durch künstliche und vorzeitige, durch übertriebene und allzu schnell sich wiederholende Reize überreizen und schwächen, oft sogar vergiften. Ist doch Manches, ja das Meiste davon selbst für Erwachsene nicht unschädlich; für unsere Kinder aber vollends nach Leib und Seele durchaus ungesund. Wer es wahrhaft gut mit ihnen meint und ihnen wahren Lebensgenuß und echte frische Lebensfreude schenken und dauernd erhalten will, der sorge dafür, daß die rechte Genußfähigkeit und das Verständniß für die Freude und ihr Maß auch im zarten Herzen schon gepflanzt und gepflegt werde. Ein einfaches Spiel im kleinen aber frohen Kreise, womöglich unter der persönlichen Betheiligung der Eltern, ein kleines häusliches oder ländliches Fest, ein kleiner Ausflug mit einfachem Mahle, und als seltene aber desto willkommenere und höhergeschätzte Unterbrechung der gewohnten Arbeit ist in jeder Hinsicht mehr werth, gesünder, besser und bildender als rauschende Gesellschaften mit üppigen Gelagen, oder ein unstetes, heimathloses, meist auch zweck-, ziel- und werthloses Umherreisen in der halben Welt mit ein paar Stunden oder höchstens Tagen Aufenthalt in jeder Großstadt, von der man nichts, lediglich nichts mit nach Hause bringt, als einen leeren Beutel und einen noch viel leereren, d. h. blos mit ein paar flüchtigen, verschwommenen „Reiseeindrücken", diesen farblosen Bildern in ewig gleiches und langweiliges Grau in Grau gemalt, erfüllten Kopf, und

ein ödes, müdes, verdrossenes Herz, statt des frischen Schwunges neuer Anregungen und eines erweiterten Blicks für die in Natur und Menschenleben sich offenbarende Herrlichkeit Gottes.

Ein paar wohlverdiente und wohlbenützte Ferientage nach angestrengter Mühe in heiterer Gesellschaft und schöner Natur mit mäßigen Fußwanderungen (denn auch hier ist die Hälfte mehr als das Ganze), von denen man mit frischer Kraft und neuem Muthe zu seinem Berufe zurückkehrt, ein recht gefeierter Sonntag nach der Wochenarbeit, die kurze Ruhestunde nach des Tages Last und Hitze im traulichen Gespräch sind besser und heilsamer, als übermäßig lange Vakanzen in trägem Müssiggang und schädlichem Nichtsthun, oder die faule Ruhe unerquicklicher monatelanger Bummelei und das verderbliche Umherschlendern unbeaufsichtigter und unbeschäftigter Kinder. Umgekehrt wird aber auch bei regelmäßigem und gut geordnetem Fleiße in halber Zeit oft mehr wirklich Tüchtiges geleistet, als in der vielgerühmten Vielgeschäftigkeit und ruhelosen rastlosen Hast unserer alles mit Dampfkraft und Schnellzugs-Geschwindigkeit behandelnden Generation.

Aber auch und zwar ganz besonders auf dem Gebiete des Geistes zeigt sich die Wahrheit des Worts: „Die Hälfte ist mehr als das Ganze."

Nur die Hälfte Fächer, diese aber recht und gründlich getrieben, bringt weiter als ein buntbesetzter Studienplan, der entweder nur zu oberflächlicher Vielwisserei und prunkender Scheinbildung, oder zu todtem Gedächtnißkram und unselbstständigem Nachbeten führt. Hier gilt das multum non multa, vieles lernen, nicht vielerlei. Ein halbes Dutzend guter Bücher genau gelesen fördern die Erkenntniß mehr, als zehn Dutzende, die man blos flüchtig überflogen. Es ist besser, seine ganze Kraft auf Ein Gebiet des Wissens zu concentriren, als sich in vielen zu zersplittern. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," hat Einer gesagt, den wir gewiß alle selbst als einen der ersten Meister anerkennen, und ein anderer der großen Geister unseres Volkes räth dem, der selber Großes leisten möchte: Dann sammle still und unerschlafft, im kleinsten Punkt die größte Kraft!

Und so könnten wir noch aus manchem Kreise des großen und kleinen Lebens sprechende Zeugnisse sammeln für den Satz: die Hälfte ist mehr als das Ganze, z. B. den armen Mann, der seine Hände tüchtig regen muß, um sich und die Seinen durchzubringen, und dem es bei sparsamem Fleiße zuletzt doch gelingt, es zu etwas zu bringen, neben dem Erben von Millionen, der sie nutzlos verpraßt, oder dem glücklichen (?) Gewinner des großen Looses, dem sein Reichthum nur Bedürfnisse und Sorgen, Versuchungen und Gefahren gebracht hat. Dort ist Frl. A., sie wäre viel hübscher im einfachen aber geschmackvollen Kleid von solidem Stoffe, als in den widerwärtigen Carrikaturen, welche das neueste Modeblatt bringt. Hier ist Frl. B., sie gilt für eine gute Sängerin, aber ihr Gesang ist unnatürlich, geziert und gesucht, und ihre an sich vortreffliche Stimme wird durch allzustarke Steigerung und maßlose Ausnützung sowie die überladene Anwendung von allerlei Reiz- und Kunstmitteln des Vortrags bald völlig ausgesungen sein, und dann ihren biegsamen Klang völlig verlieren. Herr C. schreibt nicht übel, aber er schreibt zu viel, er wiederholt sich zu oft, sein Stil wird nachlässig, seine Bilder gewöhnlich, seine Stoffe kleinlich, seine Farben matt. Wie jene ihre Kehle, so nützt er seine Feder zu frühe ab durch Ueberarbeitung. Herr D. ist unleugbar ein Künstler, aber er schafft zu viel auf einmal und zu rasch nacheinander, und die Folge dieser übermäßigen Anstrengung seines Genies ist: dasselbe entwickelt sich nicht zur vollen Höhe.

Wer mit kindischer Hand die halb erschlossene Blume gewaltsam öffnet und auseinanderzerrt, ehe die Knospe selbst die schützende Blätterhülle sprengt, bekommt keine natürliche, vielleicht sogar gar keine Blüthe, und noch weniger eine reife gesunde Frucht. Selbst manche vortreffliche Rede (namentlich auch gar manche Predigt), hätte doppelt so viel gewirkt, wäre sie nur halb so lang gewesen, und wäre Klopstock's „Messiade" um die Hälfte kürzer, so wäre sie von dem unverdienten Schicksal bewahrt geblieben, fast niemals ganz gelesen zu werden. Würde Wagner's Zukunftsmusik sich mit der Hälfte der aufgewendeten Tonmittel begnügen, der künstlerische Eindruck wäre weit schöner und die Wirkung weit reiner. Halb so viel Bilder, aber wirkliche Kunstwerke, kunstsinnig gewählt und vertheilt, und geschmackvoll geordnet, würden manche Gallerie eines reichen Gönners besser zieren, als die ohne Wahl und Verständniß zusammen gestellte buntscheckige Menge oft sehr zweifelhafter Erzeugnisse des Pinsels. Kurz, vom weiland römischen Reiche, das zuletzt doch nur an seiner eigenen Größe unterging, bis hinauf zur Religion, die, je mehr sie auf gewisse Einzelheiten und Aeußerlichkeiten ihrer Uebung Werth legt und in ihrem Vielerlei sich verliert, desto weniger inneren Gehalt, Kraft und wahre Weihe behält, gilt in Hunderten von Fällen das Wort unseres Themas. Wir können sie hier nicht alle aufzählen und wollen es auch nicht thun, denn auch hier möchte es sonst heißen: „Die Hälfte ist mehr als das Ganze."

Bibel und Astronomie.

Von F. L. Nagler.

(Schluß.)

Die Naturforschung als solche hat gegen den biblischen Schöpfungsbericht nichts einzuwenden; er spricht gegen keine festgestellten Ergebnisse der Wissenschaft, nur gegen einige Theorien oder Hypothesen einiger Naturforscher; aber diese Theorien sind von den wirklichen Ergebnissen der Wissenschaft wohl zu unterscheiden, welches freilich leider oft genug übersehen wird. Die größten Naturforscher der letzten Jahrhunderte haben diesen Schöpfungsbericht in seiner erhabenen Einfachheit bewundert; und daß in dieser Hinsicht die schönste Harmonie existirt zwischen Bibel und Astronomie, beweist schon die Thatsache, daß die gefeiertsten Namen in der astronomischen Wissenschaft bibelgläubige Männer waren. Man denke an Copernicus, Keppler, Galiläi, Newton,

Herschel, Mädler. Wenn die Evolutionstheorie so genau mit den Ergebnissen der exakten Naturforschung übereinstimmte, wie dieser Bericht damit übereinstimmt, so könnte sie sich Glück wünschen. Selbst die Nebular Hypothese, so nebelhaft sie auch sein mag, kann nichts gegen diesen Bericht einwenden; es sei denn, man versteht unter dieser Theorie einen sinn- und geistlosen Naturprozeß, welcher in dem Gehirn einiger Materialisten existirt, aber sonst nirgends.

Werfen wir einen Blick auf die biblische Weltanschauung. Die Bibel stellt die Sonne dar, als für die Erde bestehend und leuchtend und sich um die Erde bewegend, vergl. 1 Mos. 1, 14—18; Jos. 12, 14; Ps. 19, 5—7. Wir möchten in Bezug dieser Sache auf folgende Punkte aufmerksam machen:

1) Die Bibel ist kein Buch, woraus wir Astronomie oder irgend eine andere Naturwissenschaft lernen sollen; dazu hat uns Gott das große Buch der Natur gegeben und unsern Geist ausgerüstet mit Verstand, Vernunft und Wißbegierde. 2) Die Bibel hat im Allgemeinen in rein wissenschaftlichen Fragen und Dingen nie den Kenntnissen der Menschen ihrer Zeit vorgegriffen; und es wäre auch nicht gut gewesen, wenn sie es gethan hätte. 3) Die Bibel gebraucht immer, wenn sie die Wunder der Schöpfung beschreibt, die Sprache der Anschauung, die gewöhnliche Sprache der Menschen, welche wir heute noch gebrauchen, trotz allen Ergebnissen der Astronomie, denn wir sagen immer noch, die Sonne geht auf, die Sonne geht unter, die Sterne steigen, sinken u. s. w. Hätte die Bibel die Sprache gebraucht, wie wir sie in einem astronomischen Lehrbuch finden, wer würde sie in den Jahrhunderten vor Copernicus verstanden haben?

Aber obwohl, wie bemerkt, die Bibel der wissenschaftlichen Forschung nicht eigentlich vorgegriffen hat, so scheint es uns doch, als sei sie dem alten ptolemäischen System weit voraus gewesen; denn dieses System legte den Schwerpunkt des Weltalls entschieden in die Erde, die Bibel aber — so scheint es uns wenigstens — in „die Himmel". Von der Erde lesen wir Hiob 26, 7, daß sie frei im Raume schwebe. Wie erhebend reden die alten Propheten von der Größe des Weltalls, und wenn sie es thun, so schauen sie von der Erde hinweg in die Himmel. Der Himmel und aller Himmel Himmel mit all ihrem Heer — mehr können wir auch nicht sagen, trotz all unseren astronomischen Instrumenten und raumdurchdringlichen Teleskopen. Der Astronom Mitchel hat versucht in seinem Werke: "The Astronomy of the Bible" nachzuweisen, daß die Fragen, die wir im letzten Theile des Buches Hiob in Bezug auf Erde, Licht und Sterne finden, nicht blos in jener Zeit dunkel waren, sondern heute noch nicht beantwortet werden können, trotz aller Fortschritte unserer Wissenschaft.

Wie stehts aber mit dem Sonnenstillstand, von dem uns im Buche Josua, Kap. 10, 12—14 berichtet wird? Würden wir hier eine Abhandlung über jenen speziellen Gegenstand zu schreiben haben, so würden wir mit einer Textkritik beginnen; da dieses aber nicht unsere Absicht ist, so möchten wir auf die Commentare von Lange und Keil verweisen und bemerken, daß wir mit den dort gegebenen Erklärungen im Allgemeinen übereinstimmen. — Doch fügen wir hier hinzu: Dieser Sonnenstillstand streitet nicht im Geringsten gegen das copernikanische System, denn Josua betete, wie er es verstand, und Gott antwortete, wie er es verstand; und so macht es Gott heute noch mit uns. Ein solcher Stillstand der Sonne und des Mondes konnte dadurch bewirkt werden, indem die Axendrehung der Erde eine Zeit lang gehemmt wurde, und dieses brauchte nicht einmal plötzlich zu geschehen; die übrigen Bewegungen im Solarsystem und auch die Vorwärtsbewegung der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne konnten dabei unbemerkt vor sich gehen. Und wenn ein solches Wunder nothwendig war, wer will denn behaupten, daß der, welcher diese Welten in Bewegung gesetzt hat und sie in Bewegung hält, nicht auch die Axendrehung eines kleinen Planeten eine Zeit lang hindern konnte, wenn er dieses thun wollte?

Die Kleinheit der Erde und die Größe des Erlösungswerkes. — Auf dieser kleinen Erde, auf diesem Sandkorn von einer Welt soll die größte Gottesthat, die größte Gottesoffenbarung stattgefunden haben? Dieses ist die schwerste Frage, die man in einer Abhandlung über Bibel und Astronomie zu beantworten hat. Wir haben blos Raum einige kurze Andeutungen zu geben:

1) Die Astronomie hat es mit der Quantität der Erde zu thun, die Bibel mit ihrer Qualität; es ist aber bekanntlich ein großer Unterschied zwischen Quantität und Qualität. In dem kleinen mit einem Geiste belebten Körper eines Menschen ist mehr Werth, als in den todten Massen von Myriaden Sonnensystemen. Wenn ein Astronom die Sonne betrachtet, so ist das größte Ding nicht am großen, sondern am kleinen Ende des Fernrohrs. Hier möchten wir noch an das Wort Schillers erinnern, das er den Astronomen zuruft: „Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen! Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt? Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume; aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht."

2) Die Erde ist darum der bedeutendste Körper des gesammten Solarsystems, weil sie der einzige Planet ist, auf dem solch hochorganisirte Wesen wie der Mensch leben können. Selbst auf Mars, welcher der Erde am ähnlichsten zu sein scheint, könnten, nach den Aussagen unserer bedeutendsten Astronomen, keine Wesen wie der Mensch leben. Mag nicht die kleine Erde eine ähnliche Stellung zum ganzen All einnehmen? Wir brauchen dieses nicht zu behaupten; wenn wir es aber thäten, so hätte die Astronomie nichts Positives dagegen aufzuweisen.

3) Die Erde ist das Centrum des großen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß. Sie ist das wunde oder kranke Glied am großen Körper des Alls und bedarf deshalb der besonderen Aufmerksamkeit des Schöpfers; und wir glauben, daß das gesammte All mit ihr sympathisirt, wie der ganze Körper eines Menschen mit einem einzigen kleinen Gliede sympathisirt, wenn es verwundet ist. Die Erde kann deshalb recht wohl der einzige Ort sein, wo das „Wort" Fleisch wurde, vergl. Joh. 1, 14, wenn sie der einzige Weltkörper war, wo eine solche Gottesthat nothwendig geworden ist. Doch wissen

wir ja nichts davon, was Gott auf anderen Welten und für andere Wesen gethan haben mag.

4) Der Mensch war das „verlorene Schaf", um das sich der Herr besonders bekümmerte, eben weil es verloren war. Aber während der gute Hirte das verlorene sucht, erleiden die „neunundneunzig", die nie verirret waren, keinen Mangel.

5) Die wirklichen Ergebnisse der astronomischen Wissenschaft, abgesehen von den unbegründeten Theorien und Hypothesen, haben nichts dagegen einzuwenden, wenn wir behaupten, daß unter den obwaltenden Umständen und Verhältnissen die Augen der gesammten höheren Geisterwelt auf unsere Erde gerichtet sind. Sie ist in einem gewissen Sinne das Centrum des Weltalls.

Schön sagt ein deutscher Dichter: „Erde, du Sandkorn am Gestade des Meeres der Welten Gottes, du Bethlehem unter den Fürstenstädten des Himmels, du bist und bleibst unter zehntausendmal zehntausend Sonnen und Welten die Geliebte, die Auserkorene des Herrn; dich wird er wieder heimsuchen, ihm wirst du einen Thron bereiten, wie du ihm eine Krippe gabst, in seinem Glanz wirst du frohlocken, wie du sein Blut und seine Thränen trankst und trauertest bei seinem Tode. Auf dir hat er ein großes Werk zu vollbringen."

Wie stimmen Bibel und Astronomie in Bezug auf das Weltende? Hier geben wir blos einige Andeutungen:

1) Auch nach der spekulativen Wissenschaft kann diese Weltordnung nicht ewig so fortgehen. Die große Weltenuhr wird einmal ablaufen, es sei denn, daß sie irgendwo durch eine außerweltliche (d. h. göttliche) Macht aufgezogen und so im Gange gehalten wird. Wir gehen einem Ende entgegen eben so sicher, als wir von einem Anfange ausgegangen sind.

2) Das Weltende der Bibel ist eigentlich keine absolute Vernichtung, sondern die schreckliche Katastrophe einer Feuertaufe, aus welcher die Erde erneuert und verklärt hervorgehen wird (vergl. 2 Pet. 3, 10 u. 13).

3) Wir sind durch die biblischen Berichte nicht genöthigt, anzunehmen, daß das gesammte Weltall an dieser Katastrophe Theil zu nehmen hat, sondern wahrscheinlich nur unsere Erde, oder vielleicht unser Sonnensystem.

4) Es ist heute Feuer genug in unserer Erde, um sie zu zertrümmern, wenn Gott diese Mächte nur losließe. Jeder Ausbruch eines Vulkans und jedes Erdbeben erinnert uns an diese zerstörenden Mächte.

5) Gegen Weltende, Welterneuerung und Weltverklärung kann die Wissenschaft ebenso wenig einwenden, als gegen Weltschöpfung. Weltschöpfung und Weltverklärung liegen absolut außerhalb dem Bereiche aller Naturforschung.

6) Unter der neuen Erde und dem neuen Himmel haben wir eben diese neue verklärte Welt zu verstehen, in welcher alle Ueberreste und Folgen der Sünde werden vertilgt worden sein. Wenn uns Gott die Gnade verleiht, einst mit zu ihren glücklichen Bewohnern gezählt zu werden, dann wollen wir bei Gelegenheit ihre eigentliche Beschaffenheit näher mit einander besprechen; jetzt wissen wir nichts davon.

Wir möchten noch verweisen auf die Artikel: Erde; Himmel; Sonne; Sonnenstillstand; Schöpfung in unserem neuen „Biblischen Handwörterbuch," das soeben bei Walden u. Stowe in Cincinnati, O., die Presse verläßt.

Deutsche Pioniere.

Br. Franz Nülsen, ein deutscher Laienprediger.

Er wurde geboren den 22. Oktober 1809 in Birhausen, Grafschaft Hardenberg, Königreich Hannover, und brachte sein Leben auf 53 Jahre, 4 Monate und 13 Tage. Im Frühjahr 1837 kam er nach Amerika, unbegleitet von Eltern und Geschwistern, welche ihm aber später nachfolgten. Von katholischen Eltern geboren und erzogen, gehörte er



Franz Nülsen.

im Vaterlande der römisch-katholischen Kirche an, war aber schon dort durch die Bekehrung eines älteren Bruders, Joseph Nülsen, der später ein evangelisch-lutherischer Prediger wurde, zur Prüfung und Aufnahme des evangelischen Glaubens vorbereitet worden. Im Anfang des darauffolgenden Jahres, als Dr. Nast noch als der einzige deutsche Prediger der Methodistenkirche in Cincinnati wirkte und eine kleine Klasse von sieben Gliedern gesammelt hatte, wurde Br. Nülsen veranlaßt, eines Sonntags Morgens die deutsche Methodistenkirche an der Vine Straße, unterhalb der Fünften, zu besuchen, und es gefiel Gott, ihn in der ersten Predigt, die er daselbst hörte über Joh. 3, 3, kräftig von seinem verlorenen Zustand und von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt zu überzeugen. Wenige Monate nachher erhielt er das klare Zeugniß des heiligen Geistes von der Vergebung seiner Sünden, welches er auch treulich behielt bis an's Ende, und von dessen Wahrhaftigkeit sein Sinn und Wandel den unwidersprechlichsten Beweis lieferte. Kurz nach seiner Bekehrung wurden ihm die verantwort-

lichen Aemter eines Klaßführers und Verwalters auferlegt; später wurde er lizensirt, zu ermahnen und zu predigen, und nach Verfluß der verordneten Zeit wurde er ordinirt zuerst als Diakon und vier Jahre später als Aeltester oder Presbyter. Letzteres Amt begleitete er ungefähr zehn Jahre.

Am 15. Juni 1839 verehelichte er sich mit Schw. Dorothea Theis, welche ebenfalls eine der ersten Glieder der kleinen deutschen Methodistengemeinde war.

Ein Mann, welcher lebt wie Nülsen, stirbt auch selig. Als ihn der Herr am 7. März 1863 in die bessere Heimath rief, war er bereit, und auf ihn sind die Worte des Psalmisten anwendbar: „Wohl dem, der barmherzig ist, und gerne leihet, und richtet seine Sachen aus, daß er Niemand Unrecht thue. Denn er wird ewiglich bleiben; des Gerechten wird nimmermehr vergessen. Wann eine Plage kommen will, so fürchtet er sich nicht; sein Herz hoffet unverzagt auf den Herrn. Er streuet aus und giebt den Armen. Seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. Sein Horn wird erhöhet mit Ehren."

Das Wort Gottes als Mittel unserer Heiligung.

Von Geo. Guth.

Motto: „Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit." Joh. 17, 17.

Zu den großen und erhabenen Segnungen, die uns durch das Erlösungswerk Jesu Christi erworben wurden, und deren wir durch die gläubige Annahme der Bedingungen des Heils in diesem Leben theilhaftig werden, gehört unstreitig unsere Heiligung. Nach der ausdrücklichen Lehre der heiligen Schrift ist Vollkommenheit das Ziel des christlichen Lebens. „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist." (Matth. 5, 48.) „Darum wollen wir die Lehre vom Anfang christlichen Lebens jetzt lassen und zur Vollkommenheit fahren." (Ebr. 6, 1.) Diese Vollkommenheit ist jedoch keine absolute, noch paradiesische oder gesetzlich-mosaische, sondern eine christliche Vollkommenheit, und besteht in der völligen Liebe zu Gott und zu unsern Nächsten, welche sich in der Reinheit des Herzens und des Lebens erweist. Es ist die Vollkommenheit in der Liebe. Der Weg, der uns zu diesem hohen und herrlichen Ziele führt, ist die Heiligung.

Die Heiligung faßt nach biblischem Sprachgebrauch zwei Hauptmomente in sich: 1) Absonderung von sittlich Unreinem, Unheiligem, und die Weihung zum ausschließlichen Dienste des heiligen Gottes; und 2) Reinigung von aller Sünde.

Im ersteren Sinne des Wortes waren alle Geräthschaften des levitischen Opferkultus sowie gesetzlich reinen Thiere, die zum Opferdienst verwandt wurden, heilig, d. h. abgesondert und zum Dienst Jehovas geweiht, obwohl sie keinen sittlichen Charakter an sich trugen. In demselben Sinne heiligte Jesus Christus sich selbst, indem er, als der im ewigen Rath Gottes bestimmte Mittler, sich aus dem ganzen menschlichen Geschlecht ausgesondert und zu dem Werk der Erlösung gewidmet hat. „Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiliget seien in der Wahrheit" (Joh. 17, 19), d. h. Jesus Christus, als das unschuldige Lamm Gottes, ohne Wandel, ohne Befleckung, gab sich selbst für uns zur Gabe und zum Opfer, Gott zu einem süßen Geruch.

Es ist daher selbstverständlich, daß wenn der sündige Mensch, als moralisches, vernünftiges Wesen, sich zum Dienst Gottes weiht, dieses beides in sich schließt: Absonderung von der Welt und Reinigung von der Sünde; daß er von einem unheiligen zu einem heiligen Wesen umgeschaffen, je mehr und mehr erneuert werde nach Jesu Ebenbild. Wiederum: Soll das in der Wiedergeburt begonnene neue göttliche Leben erhalten und gefördert werden, so kann solches nur auf dem Wege der Heiligung geschehen, und soll dieses göttliche Leben zu seiner vollen Entfaltung und Reife kommen, so ist Heiligung durch und durch, an Leib und Seel und Geist, nothwendig (1 Thess. 5, 23), oder mit andern Worten: man muß zur christlichen Vollkommenheit gelangen, denn nicht Sündenvergebung und Rechtfertigung allein, was nur Grund und Anfang eines christlichen Lebens ist, sondern Heiligung zur vollen Unsträflichkeit des Wesens bleibt unverrücklich das Ziel. „Nun aber hat er euch versöhnet mit dem Leibe seines Fleisches durch den Tod, auf daß er euch darstellete heilig und unsträflich und ohne Tadel vor ihm selbst" (Col. 1, 22).

Ohne dieses Ziel der Vollkommenheit wäre unsere Heiligung, der wir nachzujagen aufgefordert werden (Ebr. 12, 14), geradezu plan- und zwecklos, und alle Ermahnungen und Verheißungen der heiligen Schrift, welche sich auf die christliche Vollkommenheit beziehen, würden ihre volle Bedeutung für uns verlieren. Unsere Heiligung, welche in der Wiedergeburt ihren Anfang nimmt, besteht daher in fortschreitender Heiligmachung und hat christliche Vollkommenheit zum Resultat.

„Euch aber vermahne der Herr, und lasse die Liebe völlig werden unter einander und gegen Jedermann; daß eure Herzen gestärket, unsträflich sein in der Heiligkeit vor Gott und unserm Vater, auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi" (1 Thess. 3, 12. 13).

Wie aber gelangen wir zu diesem erhabenen Ziele?

Obenan steht als Mittel unserer Heiligung Gottes heiliges und geoffenbartes Wort.

Ohne dieses Wort würde das in der menschlichen Brust schlummernde Gefühl, daß wir zu Gott geschaffen sind, nie klar zu Tage treten können. Es ist die heilige Schrift, die uns lehrt, daß wir zur Ewigkeit geboren und für eine bessere Welt bestimmt sind. Das eigentliche Gottesbewußtsein kommt in uns erst durch die klare Stimme der Offenbarung: „Ich bin der Herr dein Gott," zur bestimm-

ten Gewißheit. Dieses Wort soll allen Menschen verkündiget werden; aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe sammt denen, die geheiliget werden durch den Glauben an Jesum Christum. (Apg. 26, 18.)

Warum, fragen wir ferner, ist Gottes Wort ein solches kräftiges Mittel unserer Heiligung?

Wir antworten: Weil es das Wort göttlicher Wahrheit ist.

Wahrheit ist die Darstellung der Dinge, wie sie sind. Nach Zeller bezeichnet Wahrheit überhaupt bald die Uebereinstimmung der Vorstellungen unter sich, bald die Uebereinstimmung derselben mit dem objektiven Sinn und Wesen, wie es im göttlichen Verstande gesetzt ist. Von Gott gebraucht, kommt das Wort so vor, daß es ebenso sein Wesen ausdrückt, wie es von ihm heißt: Gott ist Liebe, Gott ist Licht; Jeremias sagt: Gott ist Wahrheit, Er ist Leben, d. h. kein Phantasiegott, sondern eine lebendige, mit sich selbst vollkommen zusammenstimmende Persönlichkeit. Daher heißt er ein Gott der Wahrheit (Ps. 31, 6) und der Wahrhaftige (1 Joh. 5, 20).

Gottes Wort nun heißt das Wort der Wahrheit, weil es vom Geist der Wahrheit eingegeben ist und Wahrheiten enthält, welche sonst nirgends gefunden werden. Es ist dieses Wort, welches uns sagt, daß uns von Natur die Erkenntniß der Wahrheit fehlt, daß unser Verstand durch die Sünde verfinstert ist, daß wir immer weiter von Gott, der Quelle der Wahrheit, weggekommen und daß unserer Erkenntniß und unserm ganzen Wesen die Wahrheit fehlt. Es hält uns ein Gesetz vor, welches heilig, recht und gut ist und uns auch so haben will; es macht so hohe Ansprüche an uns, die wir vorher nicht einmal geahnt haben. Darüber erkennen wir unsere Sünde erst recht (Röm. 3, 20) und fühlen, daß wir überaus sündig sind (Röm. 7, 13). Vergleichen wir uns mit diesem Gesetz, so sehen wir, daß in uns keine Wahrheit ist. Unser Leben ist nicht wie es sein sollte, unser ganzes Wesen ist das gerade Gegentheil von Gottes Gesetz. Hier sehen wir, wie unwahr wir sind gegen uns selbst, gegen Andere und gegen Gott. Nur durch eine solche biblische Offenbarung ist die Wahrheit, die wir bedürfen, die uns den Weg des Heils zeigt, bekannt geworden. Die Kraft, die in demselben wohnt, zu strafen und zu erschüttern, zu beleben und zu stärken, zu trösten und zu erquicken, zu reinigen und zu heiligen, ist so bestimmt verschieden von der Kraft anderer Belehrungsmittel, daß sie nur aus der Thatsache ihres göttlichen Ursprungs und der Mitwirkung des heiligen Geistes bei dessen Gebrauche erklärt werden kann. Dieses Wort ist vom Geist der Wahrheit eingegeben, daher ist es in allen seinen Theilen untrügliche, irrthumslose Wahrheit.

Zwei Grundgedanken durchziehen das ganze Gewebe der heiligen Schrift; nämlich: Die Sünde des Menschen und die Gnade Gottes. Wer diese recht versteht, der hat das Gnadenwerk der Erlösung recht verstanden, weil darauf im Grunde das Ganze beruht. Zu diesem Verständniß kommen wir allein durch Gottes Wort. In diesem Spiegel erblicken wir uns in unsern Sünden und Gebrechen; aber wir sehen auch Jesus, der sein Volk selig macht von ihren Sünden, denn: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden." (Röm. 5, 20.) Hier wird uns Christus dargestellt, wie er uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. (1 Cor. 1, 30.)

Dieses Wort der Wahrheit wird in uns ein Same zur Wiedergeburt und Erneuerung unsers Herzens. „Er hat uns gezeuget nach seinem Willen, durch das Wort der Wahrheit." (Jakobus 1, 18.) „Als die da wiederum geboren sind, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da ewiglich bleibet." (1 Petri 1, 23.) Das ist die Natur dieses Wortes, daß es als ein lebendiges Wort Leben, geistliches, göttliches Leben in der Seele erzeugt. Es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben; es ist in uns gepflanzet, unsere Seelen selig zu machen. (Jakobus 4, 21.)

Im hohenpriesterlichen Gebet bat Jesus den Vater für den Seinen: „Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit." (Joh. 17, 17.) Diese Bitte des Erlösers zeigt klar, daß das große Mittel unserer Heiligung das Wort ist, von welchem Ps. 119, 160 gerühmt wird, daß es nichts als Wahrheit sei. Stier sagt: „Die Wahrheit, oder geoffenbarte, mitgetheilte Wesenheit und Wirklichkeit der Erkenntniß Gottes ist das Element oder Medium der Heiligung; das diese Wahrheit enthaltende, ja mit ihr identische Wort ist dann das Mittel oder Medium auch im anderen Sinn. Wahrheit Gottes ist vornehmlich Alles, was Christus gesagt hat. Siehe V. 6. 8. 14. Kap. 8, 40; 18, 37...... Nun versteht sich aber, daß wenn hiermit das Wort Gottes konsekriret wird als ein heiligendes Mittel, es diese Konsekration als lebendiges Wort empfängt, folglich als nicht ohne den Geist und außer dem Geiste gedacht. Denn alles Wort ohne Geist ist Lüge, Gottes Wort an die Menschen aber war von Anbeginn seines Redens niemals ohne Geist in und an sich. Nicht als Buchstabe, sondern durch seinen Geist hat das alttestamentliche Wort unvollkommen geheiligt alle, die geheiligt wurden..... Das ganze (hohepriesterliche) Gebet bittet im Geist um den Geist, namentlich im Mittelpunkt hier kann die Wahrheit, welche zugleich mit dem Wort in eins gefaßt wird, ja dennoch nichts anderes meinen, als alles was wir Kap. 4, 23 in Geist und Wahrheit gefunden haben. Hat nicht wiederum der Herr in der dem Gebete vorhergehenden Verheißung den Tröster den Geist der Wahrheit genannt? Wenn dort am Anfange sich dies vornehmlich, ja fast ausschließlich auf das Offenbaren für die Erkenntniß, das rechte Lehren bezog, so sehen wir jetzt am Ende, wie sich das Wort vertieft und Geist der Wahrheit wirklich zum tiefsten, Alles umfassenden Namen wird. Die vermittelst des der Erkenntniß dargereichten Wortes belebende, heiligende Wahrheit und Wirklichkeit der Selbstmittheilung Gottes an und in die Menschen ist nun der Geist (1 Joh. 5, 6.) — und ist zugleich das verklärte, nun eben so lebendige Wort."

Daß diese Wahrheit Alles in sich schließt, was Christus als Wort Gottes vom Vater empfangen und gelehret hat, sehen wir ferner aus folgenden Aussprüchen seines heiligen Mundes: „Ich habe ihnen gegeben dein Wort." „Denn die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben." (Joh. 17, 8. 14.) „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme." (Joh. 18, 37.) „Nun aber sucht ihr mich zu tödten, einen solchen Menschen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe, die ich von Gott gehöret habe." (Kap. 8, 40.) „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger; und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." (Kap. 8, 32.) „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben." (Kap. 6, 63.)

Hier sehen wir, wie Gottes Wort das Wort der Wahrheit ist.

Wer da dürstet nach dem lebendigen Gott, wer aus der Wahrheit sein will, wer die Wahrheit sucht, die in Christo Jesu ist, der höret mit Freuden solches Zeugniß, der läßt es sich sagen, daß er den Geist der Wahrheit nöthig hat, um ihn in alle Wahrheit zu leiten, und daß seine Vernunft dazu geheiliget werden muß, die Wahrheit zu vernehmen, sonst hätte der Herr es nicht nöthig gefunden, für seine Jünger zu beten: „Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit."

Wie aber wird das Wort Gottes das Mittel unserer Heiligung?

Dadurch, daß es die Einflüsse des heiligen Geistes anbahnt, einschärft und zum Bewußtsein bringt.

Durch die reinigende Kraft des heiligen Geistes soll auf Grund der vollbrachten Versöhnung Christi alles Unheilige im Wesen und Leben, das noch im Wiedergebornen zurückgeblieben ist, ausgeschieden und das ganze Wesen und Leben Gott geweiht werden. Sowie mit dem Absterben der Sünde das Lebendigwerden mit Gott vor sich geht, ebenso ist das Erlöstwerden von aller Ungerechtigkeit und Unreinigkeit auf das Innigste verbunden mit dem Erfülltwerden mit den Früchten der Gerechtigkeit, mit der völligen Liebe. In der Wiedergeburt nun wurden, im numerischen Sinne des Wortes, dem Menschen alle göttlichen Lebenskräfte mitgetheilt, vermöge welcher er sich von allem Unreinen absondern, von aller Ungerechtigkeit abtreten und sich völlig Gott weihen kann. (Gal. 5, 22.) Es ist Gottes Wort, welches uns diese Wahrheiten nahe bringt, an das Herz legt, damit die Wirkungen des heiligen Geistes in uns klar, bestimmt und kräftig werden. Denn nur durch das Mittel des geschriebenen Wortes Gottes offenbart sich der heilige Geist: „Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird es euch alles lehren, und euch erinnern alles deß, das ich euch gesagt habe." Joh. 14, 26.) Weiter sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden; denn von dem Meinen wird er es nehmen, und euch verkündigen." (Joh. 16, 13. 14.) Hieraus geht hervor, wie die mittelbare Wirksamkeit des heil. Geistes nur durch den Unterricht des Wortes Gottes geschieht, sowie durch die nach dessen Sinn und Geist verordneten Gnadenmittel. Es ist der heilige Geist, der Gottes Wort lebendig macht und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidiges Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ein Richter ist der Gedanken und Sinne des Herzens. (Ebr. 4, 12.) Es ist der Geist der Wahrheit, welcher uns durch das Wort der Wahrheit in alle Wahrheit leitet, uns an die Worte des Herrn erinnert, dieselben uns auslegt und in uns lebendig macht, daß sie uns werden ein Geruch des Lebens zum Leben. (2 Cor. 2, 16.)

Der heilige Geist ist aber nicht nur ein Geist der Belehrung und der Erinnerung, sondern auch der Verklärung, indem er Christum vor unsern Glaubensblicken und in unserer Seele verklärt, und dessen Bild unserm Leben und Wesen aufprägt. „Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht; und wir werden verkläret in dasselbige Bild, von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der da Geist ist" (2 Cor. 3, 17. 18). Es ist der heilige Geist, der uns hilft in unserer Schwachheit, der uns beim Vater vertritt mit unaussprechlichen Seufzen; der uns Trost und Frieden einflößt; der Alles in uns pflanzt und vervollkommnet, was rein, lieblich, ehrbar ist und was wohl lautet. Er wohnt in der Seele als in einem Tempel, welchen er gereiniget und geheiliget hat zum Dienst des heiligen Gottes (1 Cor. 3, 16). Alle diese Wirkungen und Einflüsse des heiligen Geistes zu unserer Heiligung werden nur vermittelst des Wortes Gottes angebahnt, eingeschärft und zum lebendigen Bewußtsein gebracht.

Wie wichtig ist daher die Ermahnung des Apostels, das Wort Christi reichlich unter uns wohnen zu lassen in aller Weisheit und Lehre (Col. 3, 16); das Wort anzunehmen mit Sanftmuth, das in uns gepflanzet ist, und Thäter des Worts zu sein, und nicht Hörer allein, damit wir uns selbst betrügen (Jak. 1, 18. 20).

Wiederum: Das Wort Gottes wird Mittel unserer Heiligung, indem es uns die Erlösung im Blute Christi vermittelt.

Wie wir oben gesehen haben, ist nicht allein Absonderung von der Welt und Weihe für Gott, sondern auch die Reinigung von aller Sünde in unserer Heiligung einbegriffen.

Die Quelle aller Reinheit und Heiligung aber ist in Christo zu suchen. Der sterbende Erlöser ist die Quelle, aus welcher das Mittel wider alle Schuld, Strafe und Sünde fließt, wodurch Vergebung, Annahme und Reinigung uns zu Theil wird. Gottes Weg, die Seele zu reinigen und zu heiligen, ist die Besprengung mit dem Blute Christi, welches rein macht von aller Sünde. Diese Besprengung aber ist kein einmaliger Akt, sondern ein fortwährender Prozeß in der Seele. Nur durch die fortwährende Besprengung werden wir so rein erhalten, daß unsere Schwachheiten, Fehler und un-

vollkommene Handlungen mit Christi Blut bedeckt sind und die Seele nicht mit Schuld beflecken können.

Wie aber geschieht das? Wir antworten: Durch das Wort Gottes, welches uns die Erlösung im Blute Christi, das vor mehr als achtzehnhundert Jahren auf Golgatha floß, durch den Glauben vermittelt und zugänglich macht. Daher die Gabe des heiligen Wortes Gottes, daher die vielen Ermahnungen und Verheißungen in demselben, die sich auf unsere Heiligung in diesem Leben beziehen, welche alle Ja und Amen sind in Christo Jesu, Gott zu Lobe durch uns (2 Cor. 1, 20). Stier sagt: „Der Sohn ist's, der uns heiliget in sich; der Vater ist's, der uns heiliget durch den Sohn im Geiste; sonderlich und schließlich also der Geist als lebendige Wahrheit Gottes ist's, der es wirket. Jedoch wiederum, wie schon das Bewahren, so auch das Heiligen gewiß nicht ohne unsern Glauben und Treue, unsern Gehorsam der Wahrheit (1 Petr. 1, 15. 16. 22). Daher dann eben der Geist mahnet, wie in Johannis Briefe; Jeder, der solche Hoffnung zu Ihm hat, der reiniget sich, gleichwie Er auch rein ist (1 Joh. 3, 3)." Sobald wir daher Gottes Wort als das Wort der Wahrheit aufnehmen in unsere Herzen und in unser Wesen, so daß es völlig übergeht in unser Denken, Reden und Thun, der Grund unseres Handelns, die Regel unsers Lebens, die Freude unsers Geistes, der Halt unserer Seele, die Hoffnung unserer Zukunft wird, sobald werden wir lebendige, geheiligte Zeugen der Wahrheit reden, wir werden sie thun; sie wird unser Eigenthum, unser Wesen, unsere zweite Natur; wir kommen in Uebereinstimmung mit Jesu Christo, der Wahrheit selbst, und durch Ihn mit dem Vater, und unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. Aug. 1881. 2 Mos. 12, 1—14.

Das Passah.

Haupttext: Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert. (1 Cor. 5, 7.)

Ehe die letzte Plage, die Erwürgung der Erstgeburt, über die Egypter und ihren verstockten König hereinbrach, etwa 5 bis 6 Tage vor dem Auszuge Israels, empfangen Mose und Aaron von dem Herrn den Befehl, auf den 14ten des jetzigen Monats, des Nisan (mit welchem fortan die jüdische Jahreseintheilung beginnen sollte) die Feier des Passah anzuordnen.

I. Der neue Kalender (V. 1 u. 2). **V. 2.** Dieser Monat soll bei euch der erste sein. Die ursprüngliche Jahresrechnung begann mit dem Eintritt der Sonne in das Sternbild der Wage, also mit dem 22. September unserer Zeitrechnung, als den Tag der Herbst Tag- und Nachtgleiche. Diese Zählungsweise hat Mose im ersten Buch Mosis stets befolgt und für manche bürgerliche Verhältnisse (z. B. bei Käufen, Pachtungen u. dgl.) hat sie sich auch später erhalten, bis sie nach dem babylonischen Exil sich zu einem eigenen bürgerlichen Jahre neben dem kirchlichen ausbildete. Die Reihenfolge der Monate des hier eingesetzten kirchlichen Kalenders ist folgende: 1) Nisan (früher Abib), etwa unser April; 2) Jijar (früher Sif); 3) Sivan; 4) Thammuz; 5) Ab; 6) Elul; 7) Tisri (früher Etanim, etwa unser Oktober); 8) Marchesvan (früher Bul); 9) Chislew; 10) Tebeth; 11) Sebat; 12) Adar. — Das bürgerliche Jahr beginnt mit dem Monat Tisri und schließt mit dem Elul. Die Monate der israelitischen Zeitrechnung waren übrigens „Mondmonate" von nur 29 Tagen, 12 Stunden und 44 Minuten. Zur Ausgleichung des Mondjahres (354 Tage, 8 Stunden, 48½ Minuten) mit dem Sonnenjahre wurde darum von Zeit zu Zeit (alle 3—4 Jahre) ein Schaltmonat eingeschoben, welcher auf den Adar folgte und daher Veadar genannt wurde.

Mit dem Monat Nisan sollte fortan das israelitische Kirchenjahr beginnen, damit die in diesen Monat fallende wichtige Begebenheit des Auszugs aus Egypten dem späteren Israel stets im Gedächtniß bleibe. So beginnen wir Christen unsere Woche mit dem Sonntag als dem Tag der Auferstehung Christi, mit welcher für die Welt eine neue Zeitperiode, die Zeit des Heils, begonnen hat.

II. Das Passahlamm (V. 3—7). **V. 3.** Am zehnten Tage des Nisan sollte jeder Hausvater ein Lamm zur Passahfeier aussondern. Das Fest fand zwar erst am 14. statt, aber das Lamm sollte schon vier Tage vorher ausgesondert werden, damit man sich daran gewöhnte, dasselbe als ein heiliges zu betrachten, und die Gemüther schon einige Zeit vor dem Feste angeleitet würden, die große Wohlthat, welche ihm widerfahren sollte, recht zu bedenken, und sich auf ihren Empfang würdig vorzubereiten. Später ist auch Christus, das rechte Osterlamm, vier Tage vor seiner Opferung dem Anblick Israels hingestellt worden, da er am Palmsonntag (dem 10. Nisan) feierlich in Jerusalem einzog und von da an täglich im Tempel erschien bis zum Abend des Dienstags (Matth. 21, 1—24, 1).

V. 4. Jeder Hausvater sollte für sich und seine Familie ein Passahlamm schlachten. Damit war jedem Familienvater ein Priesterrecht zuerkannt. Das ganze Volk sollte ein priesterliches Volk sein. Wenn eine Familie nicht zahlreich genug war, um das Lamm ganz verzehren zu können, so konnten

auch zwei oder mehr Familien zusammentreten. Die spätere jüdische Praxis setzte die Zahl der Theilnehmer solcher Tischgesellschaften auf wenigstens 10 und höchstens 20 Personen fest.

V. 5. Das Passahlamm mußte fehlerfrei, d. i. ohne körperliche Gebrechen, männlich und ein Jahr alt sein. Daß das Lamm fehlerlos sein mußte, weist vorbildlich auf Christum, den Sündlosen, hin; einjährig sollte es sein, weil es sich hier um ein Mahl handelt, das für eine gewöhnliche Familie ausreichte. Die erstgeborenen Thiere, welche bei anderen Gelegenheiten geopfert wurden, brauchten nur den achten Tag erreicht zu haben.

V. 6. Am 14. Nisan, an welchem wegen des eintretenden Vollmonds der Monat seinen Höhepunkt erreicht, sollte zwischen Abends, d. h. zwischen der Tagesneige und Sonnenuntergang, das Passahlamm geschlachtet werden. Die ganze Versammlung der Gemeinde Israels. Obschon jeder Hausvater sein Lamm schlachtete, so waren doch die vereinzelten Akte ein gemeinsamer Akt des Volkes. Israel war das Haus im Großen, das einzelne Haus die Gemeine im Kleinen; daher wurden auch später die Lämmer im Vorhof geschlachtet.

V. 7. Die Forderung, daß die Israeliten die Thürpfosten mit dem Blut des Passahlammes bestreichen und überhaupt das Passahmahl feiern sollten, enthielt für diese eine Prüfung des Glaubens und des Gehorsams. Hätte irgend ein israelitischer Hausvater an der Wirksamkeit dieser Anordnungen gezweifelt und die Bestreichung der Thürpfosten seines Hauses unterlassen, so wäre der Würgengel an seinem Hause ebensowenig wie an den Häusern der Egypter vorübergegangen; denn auch die Israeliten hatten durch ihre Sünden Gottes Strafe verdient, und ihre Verschonung war eitel Gnade. Das Passahopfer war ein eigentliches Sühnopfer. Das Blut des Lammes sollte die Stelle des Blutes der Israeliten vertreten, welches nach dem strengen Recht göttlicher Heiligkeit hätte zugleich vergossen werden sollen. Dazu war das Passahlamm zugleich ein Opfermahl, durch welches die persönliche Zueignung des durch das Opfer vermittelten Segens stattfand, wie das sonst nicht bei Sühn- und Sündopfern, wohl aber bei Dank- und Friedensopfern der Fall war. Es hatte also das Passah die Bedeutung eines Dank- und Sühnopfers zugleich.

III. Das Passahmahl. (V. 8—11.) **V. 8.** Das Passahlamm soll in derselben Nacht, d. h. in der Nacht des 14. Nisan, gegessen werden, ursprünglich, weil gerade in jener Nacht der Würgengel vorüberging, später, weil das Essen des Passahlammes ein einheitliches Festmahl bilden sollte. Das Lamm soll am Feuer ganz gebraten werden, nicht gesotten, weil die ganze Kraft, welche beim Kochen zum Theil in's Wasser übergeht, im Fleisch bleiben soll. Zu bitteren Salsen. Der Grundtext sagt nur: „zu bitteren" und läßt unbestimmt was dieses Bittere sei. Ohne Zweifel waren es bittere Kräuter, man nimmt an wilder Lattich. Das ungesäuerte Brod wie die bitteren Kräuter erinnerten an die Trübsalszeiten in Egypten. Nach einer späteren Sitte fragt während der Passahmahlzeit der Sohn des Hauses den Vater, was das alles bedeute. Und der Vater antwortet: „Dies Passah essen wir, weil der Herr vor den Häusern unserer Väter in Egypten vorüber gegangen ist. Diese bitteren Kräuter essen wir darum, daß die Egypter das Leben unserer Väter in Egypten bitter gemacht haben. Diese ungesäuerten Brode essen wir, weil unsere Väter nicht so viel Zeit hatten, daß sie den Teig säuern konnten, ehe Gott ihnen erschien und sie erlöste."

V. 9. Hier fällt das nachdrückliche Gebot in die Augen, das Thier nicht in Stücke zu zerlegen, ja ihm nicht einmal ein Bein zu zerbrechen. Das zu essende Opferlamm soll vollkommen ganz sein, daß es beim Essen als ein Ganzes, als eine Einheit erscheine. Dies hatte zum Zweck, daß Alle, welche von dem Passahlamm aßen, sich als ein Ganzes, als eine Gemeinschaft betrachten sollen, wie der Apostel auch 1 Cor. 10, 17 von denjenigen, welche das neutestamentliche Passah, das heilige Abendmahl, genießen, sagt: „Ein Brod ist es, so sind wir viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brodes theilhaftig sind."

V. 10. Eben darum durften die Israeliten von dem Passahlamm nichts übrig behalten, um es später zu genießen, sondern mußten, was etwa in der Passahnacht nicht aufgezehrt werden konnte, am andern Morgen mit Feuer verbrennen, eine Vorschrift, welche hernach 3 Mos. 7, 15; 22, 30 in Beziehung auf die Ueberreste der Dankopfer wiederholt wird.

V. 11. In völliger Reisebereitschaft sollten die Kinder Israel das Passahmahl genießen; die langen morgenländischen Kleider aufgeschürzt, wie es beim Antritt einer Reise üblich war, und mit Sandalen an den Füßen, während man sonst zu Hause barfuß ging, und mit dem Wanderstab in der Hand. Denn es ist des Herrn Passah, d. h. ein vom Herrn angeordnetes und ihm zu haltendes Verschonungsmahl, durch welches er sein Volk leiblich und geistlich stärken wollte zu der bevorstehenden Reise. Das Wort Passah bedeutet eigentlich „überspringen", ein höchst bezeichnender Ausdruck für die Verschonung, welche Israel in dem Vorübergehen des Würgengels erfahren durfte.

IV. Die Bedeutung des Passah. (V. 12—14.) **V. 12.** Die Bedeutung des Passah beruht auf folgender Thatsache: 1) Der Herr durchzieht als Richter das ganze Egyptenland; 2) er verhängt eine Pest—denn dies war wohl die äußere Form, in welcher die Tödtung der Erstgeburt durch den Würgengel sich darstellte—über die Egypter, bei der das Wunderbare besonders darin besteht, daß die Erstgeborenen fallen, und das Gericht bei dem Hause Pharao's anfängt; 3) die Folge ist, daß alle Götter Egyptens von Jehovah gerichtet werden. Was heißt das? Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie theils die egyptischen Könige auf den Inschriften ihrer Grabmäler sich als Söhne oder gar Inkarnationen der Götter preisen ließen, theils unzählige Thiere von den Egyptern als heilig verehrt und für Erscheinungen der Gottheit angesehen wurden; dann wird uns klar, daß die Tödtung des erstgeborenen Königssohnes wie der Erstgeburten der mancherlei Thiere, welche sie göttlich verehrten, den Egyptern als ein Gericht Jehovahs über ihre Götter erscheinen mußte. Wahrlich, wenn die Ver-

blendung der Sünde nicht so furchtbar groß wäre, so hätten die Egypter nun nach der Erwürgung der Erstgeburt ihres Königs und aller ihrer heiligen Thiere für immer verlernen müssen, falschen und nichtigen Göttern zu dienen! Doch wie überall, so hieß es auch hier: „Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht" rc. (Jer. 5, 3.)

V. 13. Bemerkenswerth ist der Ausdruck: Das soll **euch** ein Zeichen sein. Es heißt nicht: soll mir ein Zeichen sein. Das Blut an den Thürpfosten soll den Israeliten selbst zur Glaubensstärkung dienen. Der Anblick des Blutes an den Thüren erinnert an den Aufblick zur ehernen Schlange und an die gläubige Anschauung der vollkommenen Sühne am Kreuz.

V. 14. Die Bedeutung des Passahfestes, welches hier als „ewige Satzung" eingesetzt wurde, war eine pädagogische und eine symbolische. Pädagogisch war sie, sofern die Väter das Gedächtniß der großen Erlösung sowohl von dem Tode der Erstgeburt, als von der Knechtschaft in Egypten in den Herzen ihrer Kinder aufrichten und somit in ihnen dem Herrn ein dankbares Volk erziehen sollten; symbolisch, sofern die Wirkung dieses Passahlammes und die Verschonung mit dem göttlichen Strafgericht und der jährliche Anblick der mit Blut besprengten Pfosten ihnen dermaleinst die Wirkung des wahren Passahlammes, Jesu Christi, auf die Verschonung aller Gläubigen mit dem göttlichen Strafgerichte und die Kraft seines am Kreuz für alle Sünder vergossenen Blutes erklären sollte. Leider waren es nur Wenige, welche in dem Gekreuzigten auf Golgatha das wahre Passahlamm erkannten. Die Stiftung des Passah dauert in seiner vollendeten Form heute noch fort in der neutestamentlichen Stiftung des heiligen Abendmahls.

Disposition. (zu V. 12 und 13.) Das Vorübergehen des Herrn.

1) Das Gericht Gottes:
   a) bei den Egyptern: der Würgengel;
   b) bei jedem Sünder: die Verdammniß.
2) Die Sühne:
   a) bei Israel: der gläubige Anblick des Blutes an der Thür;
   b) bei dem Christen: der gläubige Aufblick zu dem Blute Christi auf Golgatha.
3) Die Errettung:
   a) Israel wird von dem Würgengel errettet und nach Canaan gebracht;
   b) Der Christ wird von der Verdammniß errettet und in das himmlische Canaan eingeführt.

Sonntag, 14. August 1881. 2 Mos. 14, 19—27.

Das rothe Meer.

Haupttext: Sage den Kindern Israel, daß sie ziehen (2 Mos. 14, 15).

Israel sollte nicht sogleich nach dem Lande Canaan ziehen, sondern zuerst nach dem Sinai, wo Gott es zu seinem Volke weihen wollte. Moses will das Volk um die Nordspitze des rothen Meeres herum führen, aber der Herr befiehlt ihm längs der Westküste des Meeres, also auf egyptischem Gebiete, südwärts zu ziehen. Auf diesem gefährlichen Wege begleitet er sein Volk in der Wolken- und Feuersäule. Die Nachricht von dieser unerwarteten Wendung vollendet Pharao's Verstockung. Er spricht: „Die Wüste hat sie beschlossen," und jagt ihnen nach, um sie zur Rückkehr zu nöthigen. Eingeengt zwischen Bergen, Meer und Pharao's Reisigen bleibt dem Volke Israel nur noch der Blick nach oben frei, und von da kommt Hülfe.

I. Die Wolken und die Feuersäule. (V. 19. 20.) **V. 19.** Da, als Mose von dem Herrn den Befehl empfangen hatte, mit dem Stabe das Meer zu zertheilen und Israel hindurch zu führen (V. 16) da erhob sich der Engel Gottes (nach Kap. 13, 21 der Herr selbst), der bisher in dem sichtbaren Zeichen seiner Gegenwart, in der Wolken- und Feuersäule vor dem Herrn Israel herzog, und machte sich hinter sie, und die ihn umhüllende und begleitende Wolkensäule desgleichen. Mit dem leiblichen Auge sahen die Kinder Israel wohl nur die Wolke auf diese Weise ihren Standort verändern; vermöge des Glaubens aber wußten sie, daß in und mit derselben der Herr selbst sich hinter seinem Volke lagere und ihm den Rücken decke. Die Wolken- und Feuersäule war ohne Zweifel ihrer äußeren Beschaffenheit nach eine eigentliche Wolke, und das von ihr umschlossene Feuer, das bei hellem Tageslicht wie ein matter Lichtnebel sich ausnahm, bei nächtlicher Finsterniß dagegen einen gluthrothen Schein verbreitete, ganz wie natürliches Feuer; doch beides, Wolke und Feuer, war seiner Bestimmung und seinem inneren Wesen nach unendlich mehr als das. Sie waren die von dem Herrn angenommene Leiblichkeit, mit welcher er an einem bestimmten Raum sich binden und seinem Volke sichtbar gegenwärtig sich erzeigen wollte, eine Leiblichkeit, die zugleich sinnbildliche Bedeutung hatte; denn das Feuer ist Sinnbild der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, die dasselbe einhüllende Wolke aber Sinnbild der Gnade und Barmherzigkeit.

V. 20. Die Wolke war beides zugleich: nach der Egypter Seite zu eine finstere Wolke, welche die schon hereinbrechende Nacht ihnen noch vermehrte, nach Israels Seite zu dagegen eine lichthelle Wolke, welche die Nacht erleuchtete. Da die Israeliten in Folge dessen als am Tage wandelten und ihre Schritte beflügelten, während die Egypter, die dichteste Finsterniß vor sich, nur äußerst langsam vorwärts kamen, so konnten beide die ganze Nacht nicht zusammen kommen.

II. Das Meer. (V. 21. 22.) **V. 21.** Da nun Mose dem göttlichen Befehl zufolge den Wunderstab über das Meer ausreckte, ließ es der Herr durch einen starken Ostwind, der die Wasserwogen zertheilte, auseinander treiben, so daß eine breite Gasse entstand, zu deren Seiten sich das Wasser mauerartig aufthürmte. Der Ort, wo der Durchzug Israels durch das rothe Meer stattfand, läßt sich nicht ganz sicher bestimmen. Die meisten Schriftausleger nehmen an, es sei in der Nähe des heutigen Suez gewesen; andere nennen eine Stelle bei dem Ras Attaka, dem letzten Vorgebirge des Höhenzuges, welcher vom Nil herkommt. Der Unglaube hat versucht, das Wunder natürlich zu erklären durch die Annahme, Israel sei zur Zeit der Ebbe, in welcher das rothe Meer bei Suez allerdings durchwatet

werden kann, an's jenseitige Ufer hinübergezogen, während Pharao und seine Reisigen von der Fluth überrascht wurden und ertranken. Aber jeder Unbefangene sieht, daß hier ein Wunder erster Größe erzählt werden soll. Während der Dauer der Ebbe hätte unmöglich der trockene Durchzug von gegen zwei Millionen Menschen mit ihren Heerden bewirkt werden können, auch würde Pharao sich zur Fluthzeit nicht ins Meer gewagt haben. Unbegreiflich wäre dann auch die Wirkung dieses Wunders auf die Völker, welche es hörten und „erlebten". Jehova macht seine Engel zu Winden (Ps. 104, 4). Ein solcher mit geistiger Urkraft ausgerüsteter Wind hat wohl so viel Macht über das armselige Element des Wassers, daß es auseinander fahren muß, um den Heerschaaren Gottes Bahn zu machen.

V. 22. Die Kinder Israel gingen hinein, mitten in's Meer. Was muß das für Mose gewesen sein, wirklich den ersten Fuß auf diese nie betretene Bahn zu setzen, was für Israel, ihm zu folgen! Dem Pharao mochten sie auf diesem Wege entrinnen; aber, wenn Gott es nicht verhinderte, so gingen sie dem sicheren Tod in den Wellen entgegen. Es war ein Glaubensweg, den sie wandelten. Aber doch ist der Weg durch das Meer viel sicherer, als längs des ruhigen Strandes, wenn Gott uns durch's Meer ziehen heißt; denn unsere Sicherheit hängt nicht von der Bahn, sondern von dem Führer ab, den wir wählen. Ist der Herr in der Wolkensäule seiner Gnadengegenwart bei uns, dann gilt das Dichterwort:

„Nur frisch hinein:
Es wird so tief nicht sein,
Das rothe Meer wird dir schon Platz vergönnen.
Was wimmerst du?
Sollt Der nicht helfen können,
Der nach dem Blitz giebt heitern Sonnenschein?
Nur frisch hinein!"

Der Durchgang durch's rothe Meer ist ein Bild dessen, was zur Reinigung von den Sünden gehört. (Vergl. die Disposition.)

III. Der Feind (V. 23—29). **V. 23.** Die Egypter, welche in dem von der Wolke verbreiteten Dunkel Israel nachjagten, folgten dem flüchtigen Volke, ohne eine Gefahr zu ahnen, mitten in's Meer. So rennt der unbußfertige Sünder blind in sein Verderben hinein, in seinem Uebermuth nichts davon ahnend, wie geschwind ihn Gottes Zorn und Rache ereilen kann.

V. 24. Als nun die Morgenwache — von 2—6 Uhr Morgens — kam, schaute der Herr auf einmal mit zornigem Angesicht auf der Egypter Heer (welches er bisher ruhig hatte gewähren lassen) aus der Feuersäule und Wolke, indem sich der Feuerglanz der Wolke in furchtbar majestätischer Weise auch nach hinten kehrte. Da die Egypter in diesem Feuerschein plötzlich sahen, daß sie sich mitten im Meer befanden und links und rechts von Wasserwogen umgeben waren, ergriff sie ein furchtbarer Schrecken.

V. 25. In diesem vom Herrn gesandten Schrecken rannten die scheu gewordenen Pferde mit den Wagen an einander, die Räder wurden abgetrieben und die Gespanne konnten nicht mehr von der Stelle. Da erkennen die Egypter, daß der Herr für Israel streitet und wollen fliehen.

V. 26—29. Der Herr aber befiehlt Mose, den Stab wieder über das Meer auszurecken; und sobald dies Mose am jenseitigen Ufer thut, legt sich der Ostwind und ein Westwind stürzt die Meereswogen, die bisher wie Mauern dagestanden hatten, vom Westen her über einander, so daß die Egypter, welche das westliche Ufer wieder zu gewinnen suchten, den einstürzenden Fluthenmassen gerade entgegen flohen. So endete der verstockte Pharao mit seinem Heere in den Fluthen des Schilfmeeres. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Ist er aber wider uns, wer kann uns dann aus seiner Hand erretten? Israel aber ging trocken durch's Meer. „Gottes Hände sind ohn' Ende, sein Vermögen hat kein Ziel; ist's beschwerlich, scheint's gefährlich, deinem Gott ist's nicht zu viel."

Disposition. Der Durchzug Israels durch's rothe Meer, ein Bild der Bekehrung.

1) Das Land der Knechtschaft:
a) Für Israel Egypten;
b) Für den Sünder die Welt und der Sündendienst.

2) Der Auszug:
a) Israel verließ seine bisherigen Wohnsitze;
b) Der Sünder muß die Welt und die Sünde verlassen.

3) Die Verfolgung:
a) Bei Israel: Pharao mit seinem Heere;
b) Bei dem heilsuchenden Sünder: der Satan und die Welt.

4) Das rothe Meer:
a) Die Israeliten trennte es von der sinaitischen Halbinsel, wo sie der egyptischen Botmäßigkeit entrückt waren;
b) Den Sünder scheidet das rothe Meer der Sündenerkenntniß und der Buße von der Gnade Gottes in Christo Jesu.

5) Die Rettung:
a) Die Wolken- und Feuersäule, in welcher Gott selbst seinem Volke voranging, führte Israel durchs rothe Meer;
b) Die Gnade und Liebe Christi errettet den Sünder aus der Fluth der Buße und Sündennoth, indem sie ihm die Vergebung seiner Sünden schenkt.

6) Die Weiterreise:
a) Durch Gottes Wundermacht aus Egypten errettet, zog Israel frohen Muthes weiter auf dem Wege, welchen der Herr es führte und dessen Ziel das Land der Verheißung war;
b) So zieht der Christ, nachdem er Vergebung empfangen hat, freudig weiter auf dem schmalen Wege, der zum himmlischen Canaan, zum ewigen Leben führt.

Sonntag, 21. Aug. 1881. 2 Mos. 16, 1—8.

Das Manna.

Haupttext: Moses hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel. (Joh. 6, 32.)

Elim, die dritte Station der Kinder Israels nach ihrem Durchgang durch's rothe Meer, ist eine liebliche Oase, die wie ein Kleinod verschlossen da-

liegt zwischen Wänden von Kalksteinfelsen. Dieser Erquickungsort sollte Israel daran erinnern, daß der Herr sein Volk auch in der unfruchtbaren Wüste auf grünen Auen lagern und zu frischen Wassern führen könne. Der Herr schenkt uns diesseits schon dann und wann Erquickungsstunden, wo wir etwas von jener Ruhe schmecken, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes, Stunden, in denen jedes Gefühl in unserer Brust jubelt: „Meine Seele freuet sich Gottes, meines Heilandes." In solchen Zeiten sind wir in Elim, aber wir sind nie lange darin. Wir werden nur bisweilen in das diesseitige Elim geführt, damit wir uns nach dem jenseitigen sehnen lernen.

I. **Das murrende Volk** (V. 1—3). **V. 1.** Von Elim, dem heutigen Wady Gharendel, wo das Volk längere Zeit, vielleicht vom ersten bis siebenten Tag des zweiten Monats, Rast gehalten, zogen die Kinder Israel in die Wüste Sin. Nach 4 Mos. 33, 10 machten sie zunächst „am Schilfmeer" Halt. Sie waren durch eine sehr bergige Gegend nach der Mündung des heutigen Wady Taibe gezogen. Bald nachher beginnt eine breite Ebene an der Küste, welche sich fast ohne Unterbrechung bis an die Südspitze der ganzen Halbinsel hinzieht, jetzt el-Kaa genannt. Dies ist die Wüste Sin. Von dieser Ebene aus zogen sie dann in's Gebirge durch das Wady Feiram in das Wady Es-Scheikh.

V. 2. Am 15. Tage des andern Monats nach dem Auszug aus Egypten waren die Kinder Israel in der Wüste Sin angekommen. Da sie nun am 14. des vorigen Monats (Nisan) aus Egypten ausgezogen waren, so hatte ihre Wanderung bereits dreißig Tage gedauert. In dieser Zeit war der aus Egypten mitgebrachte Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt worden, und hier in der dürren Wüste war keine Möglichkeit, sich neue zu verschaffen. Im Glauben aber sich an den Herrn und seine Durchhilfe zu halten, verstand das Volk noch nicht, obwohl er ihnen schon zweimal (Kap. 14, 10 fg.; 15, 22 fg.) so wunderbar durchgeholfen. Darum murrete die ganze Gemeinde der Kinder Israel wider Mose und Aaron.

V. 3. Wollte Gott, wir wären in Egypten gestorben durch des Herrn Hand — als in jener Nacht, Kap. 12, 29 fg., alle Erstgeburt geschlagen wurde — da wir bei den Fleischtöpfen saßen u. s. w. Wenn eure Kunst nicht weiter reicht, als daß ihr uns hier einem langsamen und qualvollen Tode entgegen führt, dann hättet ihr uns lieber in Egypten sollen umkommen lassen. Was nützt uns jetzt die damalige Verschonung und Ausführung aus Egypten, wenn wir nun in der Wüste den Hungertod sterben müssen? — In dieser undankbaren und verwegenen Rede ist alles vergrößert. Zum Ersten ist es nicht zu glauben, daß sie in der Sklaverei, in welcher sie in Egypten seufzten, alles in einem so großen Ueberfluß hatten und dasselbe mit so vieler Bequemlichkeit, wie sie sagen, genießen konnten; zum Andern standen sie noch gar nicht in der Gefahr, vor Hunger zu sterben, da sie ihre zahlreichen Heerden Vieh noch hatten. Allein das Mißtrauen und der Geiz sind Leidenschaften, die niemals ruhig sind. Wenn sie nur die geringste Ursache zu irgend einer Befürchtung haben, so wird die geringe Ursache im Augenblick unendlich groß gemacht.

II. **Die Speise vom Himmel** (V. 4—8). **V. 4.** Mose, welcher ohne Zweifel zuerst den Kindern Israel freundlich zugeredet, sie an die bisherige göttliche Führung erinnert und sich dann in seiner Rathlosigkeit zu Gott im Gebet gewandt hat, erhält nun die göttliche Zusage: „Ich will euch Brod vom Himmel regnen lassen u.s.w." Dieses Himmelsbrod nannten nachher die Kinder Israel Man. Heute noch wächst auf der sinaitischen Halbinsel ein Tamariskenstrauch, aus dessen Blättern durch den Stich einer Schildlaus eine klebrige Flüssigkeit ausfließt, welche dann gerinnt und in Körnern auf die Erde fällt. Man nennt diese Körner jetzt noch „Manna". Dieselben müssen des Morgens, ehe die Sonne aufgeht, eingesammelt werden, weil sie sonst zerschmelzen. Man ißt das „Manna" wie Honig auf Brod. Dieses natürliche Manna bildete wohl die Grundlage zu der Speisung Israels mit dem „Brod vom Himmel". Aber diese bleibt dennoch ein Wunder; denn alles Manna der sinaitischen Halbinsel zusammen genommen hätte die ungeheure Volksmenge nur wenige Tage erhalten können. Ueberdies fällt das natürliche Manna auch nicht mit dem Thau auf die Erde, wie das biblische, und daß es gemahlen, zerstoßen, in Töpfen gekocht und als Kuchen gebacken werden könnte (4 Mos. 11, 8. 9), daran ist gar nicht zu denken. So lange das Volk in der Wüste weilte, soll es — so lautete die göttliche Verheißung — täglich vor das Lager hinausgehen und sammeln, was es bedarf. So wollte sie der Herr durch seine Güte zur Buße leiten. Er straft nicht für das Murren, er giebt freundlich, was sie nicht bittend, sondern murrend verlangt haben, und in einer Weise, daß sie es sehen müssen: es ist der Herr, auf daß sie sich schämen und um Vergebung bitten lernen.

V. 5. Zugleich knüpft der Herr an diese Gabe das Gebot der Sabbathsfeier. In den Wochentagen muß Jeder frühe auf sein, wenn eben der Thau gefallen, und fleißig sammeln. Aber sowohl durch den Befehl, das Gesammelte zu messen, sowie durch die Anordnung, daß sie am sechsten Tage zugleich für den Sabbath sammeln mußten, wollte Gott unablässig ihren Glauben an seine Vorsehung prüfen. Der Geizige, welcher durch Aufheben auf den folgenden Tag die neue Glaubensthat sich ersparen möchte, wird zu Schanden (V. 20). Die ganze Geschichte enthält für uns einen köstlichen Unterricht über das „tägliche Brod". Auf die einfachste Weise mußte Israel hier lernen, daß der Herr es sei, aus dessen Hand sie ihr Brod täglich empfangen mußten. Sie sahen es mit Augen und konnten's mit Händen greifen, wie sehr sie Ursache hatten, zu bitten: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" Und ist es heute etwa anders geworden? Hat Gott irgendwo erklärt, daß fortan in Betreff des täglichen Brodes Jeder für sich selber sorgen müsse? Gewiß nicht. Aber der Unglaube, der Gott nicht vertraut, spricht: „Hilf dir selber, so hat der Himmel dir geholfen!" Wir haben heute noch so gut, wie die Kinder Israel in der Wüste, unser täglich Brod Gott zu verdanken. Aber wie die Kinder Israel das Manna in der Wüste mit Fleiß sammeln mußten, so müssen wir um

unser täglich Brod arbeiten. Darum heißt das Sprüchwort: „Bete und arbeite!" Und wie viele nach dieser Regel einhergehen wollen, die sollen keinen Mangel leiden. Ihnen gilt daher auch die Ermahnung des Apostels: „Sorget nichts, sondern all eure Sorge werfet auf ihn." Wenn wir dann im kindlichen Glauben an Gottes väterliche Fürsorge leben und unser täglich Brod essen, dann können wir auch den Sonntag feiern, daß er uns zu einem Tag der Erquickung für Leib und Seele wird, was er den Kindern dieser Welt nie werden kann, weil die Sorge in ihren Herzen bleibt, wenngleich sie die Arbeit am Sonntag unterlassen mögen.

V. 6. Nachdem Mose noch weitere Aufschlüsse von dem Herrn empfangen über die Art, wie er Israel in der Wüste ernähren wolle, verkündigt er durch seinen Bruder Aaron dem versammelten Volke, daß der Herr noch an demselben Abend offenbaren werde, daß er es sei, der sie aus Egypten geführt habe, nämlich dadurch, daß er ihnen Fleisch verschaffe, was Mose und Aeron nicht vermöchten.

V. 7. Und des Morgens sollten sie des Herrn Herrlichkeit sehen in der Mittheilung des Himmelsbrodes. Was sind wir (Mose und Aaron) daß ihr rc. Wir haben euch ja nicht aus Egyptenland ausgeführt, sondern der Herr hat es durch seinen ausgereckten Arm und große Gerichte gethan. Wie Unrecht habt ihr also zu klagen, als wäret ihr nur darum ausgeführt, daß ihr in der Wüste Hungers sterben sollt!

V. 8. Nicht nur „Brod vom Himmel", sondern auch Fleisch verheißt Mose dem Volk im Auftrage des Herrn. Es sind die Wachteln gemeint, welche dem Volke nachher in so großer Menge beschert wurden. Auch hier knüpfte das Wunder an eine natürliche Erscheinung an. Im ganzen Morgenland und besonders im peträischen Arabien ist ein Vogel, **Katta** genannt, häufig, ja er stellt sich zeitenweise in großen Schwärmen ein, so daß arabische Knaben oft zwei bis drei auf einmal tödten, indem sie bloß mit einem Stocke dazwischen werfen. Diese Wachtelschwärme wurden nun durch ein Wunder Gottes außerordentlich vermehrt und dahin geführt, wo sie dem Zwecke der göttlichen Vorsehung dienen sollten. So beschämte Gott den Kleinglauben des Volkes durch seine Güte und Langmuth, um es zur Buße für seine lästerlichen Reden zu führen. Hinsichtlich des Wunders vergleiche man die Versorgung des Elias am Bache Krith, und die Speisung der 4000 und der 5000 durch Christum.

Disposition. Das Walten der Vorsehung.

I. Die Prüfung. 1) Im Auftrag des Herrn hat Mose das Volk in die Wüste geführt. Dort wartet ihrer die Prüfung. Es mangelt an Brod für die große Menge. So wird auch frommen Gotteskindern, welche sich von der Wolken- und Feuersäule des göttlichen Wortes und Geistes leiten lassen, die Prüfung nicht erspart (Armuth, Krankheit, Unterdrückung und dgl.) 2) Die Prüfung in der Wüste sollte a. die Kinder Israel lehren, daß sie in allen Dingen von Gott abhängig seien; b. ihrem Glauben zur Stärkung und zur Läuterung dienen. Dasselbe ist der Zweck unserer Prüfungen.

II. Die Sorge. 1) Bei dem Volke führte die Sorge zu gottlosem ungläubigem Murren. Sie bestanden die Glaubensprobe nicht. 2) Bei Mose führte sie zu gläubigem Gebet und Schreien zum Herrn. So sollen auch wir es machen in bangen Prüfungsstunden.

III. Die Hülfe. 1) Der Herr hilft nicht um des Volkes, sondern um des Glaubens Mosis willen. 2) Er benützt natürliche Vorkommnisse zur Grundlage seiner Wunderhülfe. Darin besteht in der Regel das Walten der göttlichen Vorsehung, daß Gott den natürlichen Gang der Dinge so lenkt, daß dieselben seinen Zwecken dienen. Wo aber dies nicht ausreicht, da müssen auch Wunder der Allmacht den Zwecken der Vorsehung dienstbar werden.

Sonntag, 28. Aug. 1881. 2 Mos. 20, 1—11.

Die Gebote.

Haupttext: Jesus sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größeste Gebot. (Matth. 22, 37. 38.

Im dritten Monat nach dem Auszug aus Egypten kamen die Kinder Israel in die Wüste Sinai. Diese schließt das Gebirge Horeb ein, ein nacktes, wildes Felsengebirge, auf dessen schroff aufsteigenden Spitzen weder Baum, noch Strauch, noch Gras das Auge erquickt. „Keine grünende Wiese, kein Ackerfeld, kein Wald, kein Wasserfall, kein Bach, kein Dorf, keine Alphütte unterbricht das Eintönige dieser schweigsachen Stätte. Nur Sturm und Donner tönt in der Wüste des Sinai." Von diesem schauerlichen Granitgebirge Horeb ist der eigentliche Sinai durch tiefe Einschnitte getrennt. Diesen gegenüber lagerte sich Israel; denn hier befindet sich eine große wasserreiche Thalebene, die sich nach zwei Seiten hin ausdehnt. Diese Ebene nach der einen Seite hin Rahah, nach der andern Scheikh genannt, bot für die große Volksmasse mehr als hinlänglichen Raum dar zu ihren Lagerplätzen. In diesen fruchtbaren Thälern hat nun Israel beinahe ein ganzes Jahr gelagert; denn hier wollte der Herr mit demselben seinen Bund aufrichten. Hier erhielt denn auch Mose die zehn Gebote von dem Herrn, welche mit dem Finger Gottes auf zwei steinernen Tafeln geschrieben waren, und die Grundlage aller später gegebenen bürgerlichen und kirchlichen Gesetze bilden. Die erste Tafel enthielt Gebote, welche sich auf das Verhältniß des Menschen zu Gott, die zweite solche, die sich auf sein Verhältniß zum Nächsten beziehen.

I. Das erste Gebot. V. 1—2. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Das erste Gebot wendet sich an das Herz, an die Gesinnung des Volkes; denn im Herzen der Menschen will Gott seine Wohnung aufschlagen. Die Israeliten kamen aus dem götzenreichen Egypten, wo jedes Wohl und jedes Wehe einem anderen Götzen untergeordnet gedacht wurde. Wie leicht konnte es ihnen begegnen, daß sie an die nichtigen Dinge dieser Welt ihr Herz hängten und von ihnen das Gute erwarteten, welches allein bei Gott zu finden ist. Wenn du von Herzen traust und glaubst, der oder

das ist dein Gott, und an wen oder was du dein Herz hängst. Ist das, was dein Herz erfüllt, nicht der Herr Himmels und der Erde, so ist dein Herz getheilt zwischen ihm und andern Göttern oder Gütern und du sündigst wider das erste Gebot.

II. Du sollst dir kein Bildniß machen. V. 4—6. Damit ist alle Anbetung und alle Verehrung sinnlicher Darstellungen von Gott auf das Strengste verboten. Es ist ganz richtig, daß dieses zweite Gebot mit besonderer Rücksicht auf das damals herrschende Heidenthum gegeben ist. Allein wenn wir bedenken, daß die egyptische Priesterklugheit keineswegs ausgestorben ist, sondern daß es selbst unter den Christen Leute giebt, welche es für zweckmäßig halten, der Schwachheit ungebildeter Menschen — welche zur wahren Vorstellung von Gott zu erziehen, viel verdienstlicher wäre — durch Bildsäulen und Gemälde zu Hilfe zu kommen, so werden wir wohl nicht fehlen, wenn wir die Sünde wieder dieses Gebot für eine tief in der menschlichen Natur begründete halten. Es ist eitel Götzendienst, seine Kniee vor Bildern zu beugen, vor Gott, dem unsichtbaren Geiste, allein sollen wir uns in den Staub werfen. Weil nun aber nichts leichter in immer tiefere Sünde und Gottvergessenheit führt, als die falsche Vorstellung des falschen Herzens, so fügt Gott diesem Gebote die auf alle Gebote bezügliche Drohung und Verheißung (V. 5 u. 6) hinzu.

V. 5 u. 6. Es wird hier nicht gesagt, daß unschuldige Kinder um ihrer Eltern Sünden willen leiden sollen; dem wird im Gegentheil Hes. 18, 20 auf's Bestimmteste widersprochen, auch ist an unserer Stelle ausdrücklich von den Kindern, „die mich hassen," die Rede. Dagegen wird auf die Furchtbarkeit der Sünde wie der Strafe hingedeutet, welche von Vater auf Sohn sich forterbt. Zugleich mögen wir auch an die zeitlichen Folgen der Sünde denken, welche noch fortdauern, auch wenn die Bekehrung der Kinder sie für dieselben in einen Segen verwandelt hat (Armuth, angeerbte Krankheit und dergleichen).

III. Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen. V. 7. Die Juden haben ohne göttlichen Befehl dieses Gebot besonders auf den Namen „Jehova" bezogen und diesen gar nie ausgesprochen, sondern, wenn sie in einem Buche auf denselben stießen, stets ein anderes Wort (Adonai) dafür gelesen. Daran ist wenigstens das richtig, daß auch das Aussprechen des Namens Gottes nichts Gleichgiltiges ist. Mißbräuchlich wird der Name Gottes genannt: a) wenn der Redende zwar den Namen ausspricht, aber Gottes dabei nicht gedenkt, sondern ihn als eine leere Redeformel für seine Verwunderung u. s. w. gebraucht. Das Sündhafte daran ist die Schmach, die man dem Namen Gottes anthut, indem man Gott gleichsam herbeiruft, ohne doch etwas von ihm zu wollen. b) Wenn man den Namen Gottes zu etwas gebraucht, was an sich schon unrecht ist, um dadurch um so sicherer seine böse Absicht zu erreichen. Luther nennt fünf Dinge dieser Art: fluchen, schwören, zaubern, lügen und trügen. Die gerichtliche Forderung des Eides ist in Folge der Sündhaftigkeit und Lügenhaftigkeit der Menschen im Allgemeinen zur Nothwendigkeit geworden, weßhalb nicht nur im Ebräerbriefe (Kap. 6, 16) die gerichtliche Eidesleistung gebilligt wird, sondern auch Christus selbst vor dem Synedrium einen Eid leistete (Matth. 26, 63 u. 64). c) Zum Mißbrauch des Namens Gottes gehört endlich auch die Gotteslästerung, bei welcher die böse Absicht sich auf Gott selbst richtet und man seinen Namen nennt, um eine Schmach auf denselben zu laden. Der rechte Gebrauch des Namens Gottes aber besteht darin, daß wir ihn in allen Nöthen anrufen, zu ihm beten, ihn loben und preisen. Diesem Gebote ist die Drohung beigefügt: der Herr wird den nicht ungestraft lassen u. s. w. Daß es mit den Zungensünden nicht viel auf sich habe und Gott es mit denselben so genau nicht nehme, das will das arge, ungläubige Menschenherz sich so gerne einreden. Darum die Warnung. Beispiele, in welchen Gott diese Drohung an Fluchern und Meineidigen plötzlich und in erschütternder Weise ausgeführt hat, finden sich in' großer Zahl (siehe: Buch der Gleichnisse, S. 90, 91).

IV. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest (V. 8—10). **V. 8.** Schon bei der Schöpfung zeichnete der Herr den Sabbath vor allen andern Tagen als den Tag der Ruhe aus (1 Mos. 2, 3). Und wie die Geschichte von der Schöpfung als ursprüngliche Offenbarung unter den Frommen von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hatte, so sicherlich auch eine gewisse Heiligung dieses Tages. Daher heißt es auch in unserer Stelle: Gedenke des Sabbathtages. Die Verflechtung des Gebotes der Sabbathfeier in das israelitische Bundesgesetz war von der größten Bedeutung; denn darin lag nachdrücklich ausgesprochen, daß der Gott, der Israel aus Egypten geführt hatte, der Schöpfer der ganzen Welt sei. Die Sabbathfeier bewahrte Israel vor dem heidnischen Naturdienst, und war eine stete Erinnerung daran, daß der Gott Israels nicht bloß ein Volks- oder Landesgott sei, sondern der allmächtige, einige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.

V. 9 u. 10. Sechs Tage lang soll der Mensch mit der Arbeit für sein täglich Brod und mit den Angelegenheiten dieser Welt sich beschäftigen; aber am siebenten Tage, dem Sabbath (Ruhetag) des Herrn, soll er ruhen von seinen irdischen Geschäften und sich durch Gottes Wort und Gebet neue Kräfte zur Erfüllung seines Berufes sammeln. Aber nicht für den Menschen allein, sondern sogar für das Vieh ist dieses Gebot gegeben; denn wenn die Thiere nicht auch Ruhetag hätten, würde der Mensch dadurch leicht zur Betreibung weltlicher Geschäfte verleitet werden, indem er die Arbeit der Thiere zu beaufsichtigen hätte. Auch sollte der Anblick der allgemeinen Ruhe alles von den Menschen abhängigen Lebendigen ihn zur Benutzung dieser Ruhe für seine himmlischen Bedürfnisse antreiben. Daß die Israeliten in ihrem späteren Buchstabendienst dieses Gebot falsch verstanden, und eine Menge von höchst gleichgiltigen und die Beschäftigung der Seele mit Gott keineswegs störenden Handlungen für unerlaubt erklärten, kann zwar der Christ nicht billigen, ist aber jedenfalls noch viel weniger tadelnswerth, als wenn Christen sich so als „Herren des Sabbaths" geberden, daß sie entweder dem Geize nachgeben und arbeiten, oder (als wahre Heidenvögte) arbeiten lassen, oder daß sie zwar ausruhen von ihrer Berufsarbeit, aber nicht an ihre Seele denken, sondern in Schwelgerei, Tanz, Spiel und

allerlei Nichtigkeiten den Tag des Herrn verbringen. Da der Zweck der Sabbathfeier kein anderer ist als der, den Menschen an seine ewige Bestimmung zu erinnern und ihn zu veranlassen, für das Heil seiner Seele zu sorgen, so ist es natürlich einerlei, welcher Tag unter den sieben Wochentagen gefeiert wird. Es thut daher diesem Gebote nicht den geringsten Eintrag, daß die christliche Kirche nach dem Vorgang der vom heil. Geiste erleuchteten Apostel statt des Sabbaths zur Erinnerung an die Auferstehung Christi den ersten Wochentag, den christlichen Sonntag, feiert. Ein Tag unter sieben gehört dem Herrn und soll ihm geheiligt werden. Es ist doch wahrlich nicht zu viel, wenn Gott zur ausschließlichen Fürsorge für unsere Seele den 7ten Theil unserer Lebenszeit verlangt!

Disposition (zu V. 8—10).

Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.

1) Wie sollen wir den Sabbathtag heiligen?

a) Durch Ruhe von der täglichen Berufsarbeit;

b) Aber nicht durch Müssiggang, der aller Laster Anfang ist, sondern durch Erhebung des Herzens zu Gott, durch ernstliche Sorge um das Heil unserer Seele und durch Beschäftigung mit Gottes Wort und Gebet;

c) Durch Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst;

d) Durch Werke christlicher Liebe, welche den Umgang mit Gott und die Weihe des Tages nicht stören. Alle Arbeiten dagegen, welche den Menschen im Gemeinen, Irdischen festhalten, sind der Weihe des Tages zuwider.

2) Wodurch wird der Sabbath entheiligt?

a) Durch alle Beschäftigungen, welche die Erhebung des Herzens zu Gott hindern;

b) Durch irdischen Sinn, welcher auch bei Unterlassung der Berufsgeschäfte da sein kann;

c) Durch Leichtsinn, welcher den Sonntag zu einem Tag weltlichen Genusses und Vergnügens macht;

d) Durch Hochmuth weltlicher Weisheit, welchem das Evangelium eine Thorheit ist;

e) Durch geistlichen Hochmuth, der den öffentlichen Gottesdienst verachtet und die Gemeinschaft der Gläubigen entbehren zu können meint.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Ueber Epheser 1, 13 und 14.

Von P. H.

Durch welchen auch ihr gehöret habt das Wort der Wahrheit, nämlich das Evangelium von eurer Seligkeit, durch welchen ihr auch, da ihr glaubetet, versiegelt worden seid mit dem heiligen Geist der Verheißung, welcher ist das Pfand unseres Erbes zu unserer Erlösung, daß wir sein Eigenthum würden zu Lob seiner Herrlichkeit. (Ephes. 1, 13 u. 14.)

Einleitung: Paulus redet im ganzen Kapitel von dem gleich an der Spitze desselben (V. 3) genannten geistlichen Segen in himmlischen Gütern durch Christum, als dem einzigen, aber auch über alles Andere werthvollen Reichthum der wahren Kinder Gottes, der ihnen bleibt, auch wenn sie von äußeren Gütern nichts besitzen, und alle vergänglichen Schätze der Erde weit überragt und überdauert. Unser Text hebt einige Hauptstücke desselben heraus, und zeigt:

Thema: Worin der Reichthum der Kinder Gottes bestehe. Sie haben:

1) Das Licht auf dem Wege;
2) Den Weg zum Himmel;
3) Den Himmel im Herzen.

I. Das Licht auf dem Wege.

A. Ein solches brauchen wir alle

1) nicht blos im Allgemeinen, weil bei der Ungewißheit unseres Looses unser irdisches Leben einem Gang durch lauter Dunkel gleicht;

2) sondern namentlich auch bei besonderen einzelnen schweren Schicksalsschlägen, dunklen Führungen, schmerzlichen Verlusten 2c.

B. Aber wir haben es nicht alle:

1) die Heiden, die von Gott gar nichts wissen, sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes;

2) aber auch unter denen, die sich Christen nennen, giebt es viele, die selbst noch keine Kinder des Lichts geworden sind und daher auch noch nicht im Lichte wandeln;

3) nur die wahren Kinder Gottes, d. h. lebendige, wiedergeborene Christen, bekehrte Menschen haben dies Licht und stehen in diesem Licht; denn

C. Man hat und bekommt es nur durch das Wort der Wahrheit, vergl. Ps. 119, 105. Vergleichung des Wortes Gottes mit einem Licht: seine erleuchtende, belebende, erweckende, erwärmende, erquickende, aber auch richtende und uns zur wahren Selbstprüfung, Selbsterkenntniß und Selbstverurtheilung führende Kraft (daher es oft auch wie ein scharfes Licht uns weh thut). So kommt der Apostel auch hier zuerst auf das Wort Gottes vor allem andern zu reden als Quelle und Grundlage für alle weiteren Heilsgüter und Gnadengaben des Volkes Gottes. Er nennt es

1) Das Wort der Wahrheit

a) dem Inhalt nach: es giebt uns die geistliche Wahrheit und diese ganz: Wahrheit über Gott, über uns selbst und unser Verhältniß zu ihm, über den Weg zur Seligkeit, über Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit 2c.;

b) dem Ursprung nach: es kommt von dem Wahrhaftigen, und

c) dem Ziel nach: es führt uns zu dem

Wahrhaftigen, bringt uns selbst nicht blos äußerlich in's Gebiet aller Wahrheit hinein (statt dem Lügenreich Satans, der Sünde, der Welt), sondern auch in innere persönliche Berührung mit der Wahrheit und völlige Durchdringung von derselben; wir werden klar und wahr gegen uns und andere, wie über uns und andere und sind von seinem Lichte nicht blos äußerlich angeleuchtet, sondern innerlich durchleuchtet.

2. Das Evangelium zur Seligkeit.

a) Dies ist besonders genannt, als wichtigster Theil, als die eigentliche Krone alles Gotteswortes und seiner gesammten Offenbarung in Christo.

b) Eben darum ist es aber auch besonders nöthig und wichtig, darauf recht zu achten, denn so wie hier giebt sich uns Gott sonst nirgends in der ganzen Fülle seiner Liebe und Gnade zu erkennen, wie schrecklich also, wenn wir diesen Reichthum seiner Erbarmung verachten oder doch gleichgültig dagegen bleiben!

Uebergang: Durch dieses Licht und in diesem Lichte des göttlichen Wortes werden alle unsere Lebenswege, auch die dunkelsten (der Todesweg), hell und licht, denn sie werden, ob auch durchs Thränenthal der Erde führend, uns doch zu lauter Himmelswegen; denn wahre Christen haben

II. den Weg zum Himmel.

A. Gar viele Wege hat der Mensch vor sich und sucht auf ihnen das Glück zu erjagen (kann im Einzelnen durchgeführt werden) und doch zeigen sich zuletzt die meisten derselben entweder als völlige Irrwege, oder doch als Abwege, im besten Fall als Umwege, da sie entweder gar nicht, oder nur nach vielen Schmerzen, Versäumnissen, Verlusten zum gewünschten Ziele führen. Aber

B. nur ein Weg ist der rechte Weg zum wahren bleibenden Glück, welcher? — An allen den vielverschlungenen Pfaden der Menschenkinder, die oft so wirr durcheinander laufen, daß wir selber den rechten Ausweg nicht mehr finden können, steht Einer, und spricht mahnend mit heiligem Ernst aber auch lockend mit liebender Huld: Ich bin der Weg, der einzige und richtige Weg, der Weg zur Wahrheit, die dich frei macht und zum Leben, darin du Seligkeit und volle Genüge findest. Wer Ihn hat, der hat in und mit diesem Einen auch alles (Röm. 8, 32), was er braucht für Leib und Seele, für Leben und Sterben, für Zeit und Ewigkeit (kann wieder im Einzelnen durchgeführt werden). Christus selbst und er allein ist unser Weg zum Himmel, er zeigt ihn uns nicht blos, sondern er selber persönlich bringt uns zum Himmel, wie ja immer jeder Weg den Wanderer zugleich führt und trägt; aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß auch dieser selbst dabei etwas zu thun hat, nämlich zu gehen (nicht stehen zu bleiben) und zwar auf dem Wege und zu dem Ziele hin (nicht neben hinaus oder in verkehrter Richtung). Aber wie kommen wir nun zu diesem Wege und wie können wir auf ihm bleiben?

C. Beides geschieht nur durch den Glauben (Text: „Da ihr glaubet"), der selber beides in sich faßt:

1) Die gänzliche Hingabe an den Herrn, oder das volle Glaubensvertrauen und

2) die willige Nachfolge Christi in seinen Fußtapfen, oder den ächten Glaubensgehorsam; jenes mehr diejenige Seite des Glaubens, wornach er zunächst ein bloßes Empfangen, ein Annehmen und Aufnehmen des Herrn in's Herz ist, dieses mehr die andere aber ebenso wesentliche seiner Selbstthätigkeit, des rückhaltslosen Wirkens und Opferns in seinem Dienst. Durch Beides wird das, was das eigentliche Wesen des Glaubens ist, nämlich die persönliche Gemeinschaft mit Christo begonnen und in lebendigem Fortgang erhalten.

Uebergang: Wo aber Christus in einer Seele wohnt, da hat dieselbe jetzt schon (nicht erst künftig nach dem Tode) das ewige Leben; wahre Christen haben schon hier

III. den Himmel im Herzen; denn

A. sie haben die Gewißheit des Gnadenstandes „versiegelt mit dem heiligen Geist der Verheißung", das Zeugniß der vollen Vergebung aller ihrer Sünden und darum reichen Trost in allem Leiden, Kraft und Stärke in jeder Versuchung und süßen Frieden mitten im Kampf.

B. Die Gewißheit der künftigen Herrlichkeit durch denselben Geist als das sichere und sichernde „Pfand unsers Erbes zu unserer Erlösung" (V. 14.), d. h. der vollendeten Freiheit von Sünde und Uebel und der ewigen seligen Freude.

C. Sie haben die Gewißheit der bleibenden Zugehörigkeit zu dem Herrn, als sein theuer erkauftes und ihm unverlierbares, von ihm hoch geschätztes und treu geschütztes „Eigenthum zum Lobe seiner Herrlichkeit" (V. 14).

Schluß: Sind also solche Gotteskinder nicht in Wahrheit selige Menschen? Ihr Reichthum ist:

Auf heiligem Grunde („Wort der Wahrheit").
Ein seliger Stand („versiegelt").
Zu seligem Bunde („sein Eigenthum").
Ein heiliges Pfand („Pfand unsers Erbes").

Dispositionen.

Die folgenden kürzeren Predigtentwürfe sind diesmal mit besonderer Rücksicht auf die Lagerversammlungen gewählt.

I. Ueber Psalm 51, 11—14:

Die dreifache Bitte eines bußfertigen Herzens:

a) Um einen gewissen Geist beim Hinblick auf das Ungewisse unserer Zeit (morgen schon kann es zu spät sein; darum heute!);

b) um den heiligen Geist beim Einblick in die Unheiligkeit und Unreinigkeit unsers eigenen Herzens;

c) um einen freudigen Geist beim Ausblick auf die kommende Rechenschaft des gerechten Gerichts Gottes (Zeugniß der Kindschaft, Gewißheit der Sündenvergebung).

II. Ueber Luk. 13, 6—9:

1) So viele Gnade und doch keine Frucht!
2) Die Axt an der Wurzel und noch eine Frist!

III. Ueber Röm. 11, 22:

1) Gottes Ernst, der uns zur Buße treibt.
2) Gottes Güte, die uns zur Buße hilft.

IV. Ueber Hebr. 3, 8:

Ein dreifacher Ruf an unser Herz:
1) Ein Gnadenruf: Noch heißt es heute;
2) Ein Warnungsruf: Aber dies Heute geht vorüber;
3) Ein Weheruf: und dann bist du ewig verloren.

V. Ueber Luk. 14, 17:

Die Einladung des Herrn an Alle.
1) Du darfst kommen, damit du lebest.
2) Du sollst kommen, damit du nicht sterbest.

VI. Ueber Joh. 8, 36.

Der Weg zur wahren Freiheit.
1) Sieh ein, daß du gebunden bist (Sündenknechtschaft, Todesfurcht 2c.).
2) Sieh zu, wie du gerettet werdest (falsche Selbsthülfe, rechte Hülfe durch Christum).
Oder: Es gilt beides.
a) Frei werden — wovon?
b) Frei bleiben — wodurch?

Aphorismen.

Uebe daheim, nie auf der Kanzel. (Nach dem Englischen von Cornelius.) Einige Schreiber empfehlen eine stille Uebung, wo Jemand so situirt ist, daß er nicht im Stande wäre, laut zu üben. Bei dieser Uebung werden die Worte hinreichend intonirt, um vernehmbar zu sein, und mit festem Willen, mit entschiedener geistiger und physischer Kraft, scheint der Student zu lispeln und zu rufen und seine Stimme durch jede Stufe des Ausdrucks zu führen. Vorsicht ist nöthig, um dem Zwang der Funktion in dieser Methode vorzubeugen. Uebe häufig privatim. Nie übe, weder in der Stimme noch der Gestikulation auf der Kanzel. Uebe so viel privat, daß auf der Kanzel der rechte Ton auf seinen rechten Platz kommt, von selbst. Kommt er nicht das erste Mal, sei unbesorgt; fahre fort privatim zu üben und diese Dinge werden im Oeffentlichen nach und nach schon recht werden.

Eins der schlimmsten Dinge, das einem Prediger passiren kann, ist, wenn seine Zuhörer fühlen, daß er vor ihnen sich in einer Kunst übt; und sie fühlen es, wenn er dieses thut. Auf der Kanzel sollte der Prediger an nichts denken, als an seinen Gegenstand und die Seelen seiner Zuhörer. Ihre Seelen zu erreichen, ist jedoch von solcher großen Wichtigkeit, daß keine Zeit, die zum Lernen verwandt wird, verloren ist.

Etwas über Sensationsprediger. Dr. Hall, ein berühmter Presbyterianer-Prediger in New York, sagt in seinen Vorlesungen in „Yale College" über das Predigen Folgendes:

„Das Anzeigen und Ankündigen von Predigten sehe ich nicht gerne. Solch ein Prediger, (oder wenigstens seine Freunde), wähnen, er habe etwas Ausgezeichnetes zu sagen; er will sich daher wichtig machen, und meldet sich an, oder die Zeitungen thun es für ihn. Ich habe solche Handlung nie gut geheißen und rathe daher meinen Brüdern, dieselbe nicht nachzuahmen, man kann es ansehen als ein Bekenntniß allgemeiner Schwäche. Deine „gewöhnlichen Sachen" würden schwerlich anziehen; aber wenn eine Predigt angezeigt ist, über „das schwimmende Eisen," oder „die kleinen Füchse," oder: „Die Füchse des Simson," dann wird eine große Zuhörerschaft erwartet. — Solche Handlungsweise wirkt schädlich auf die christliche Gemeinschaft. Wir haben bereits Leute genug, welche umher gehen, um da und dort „interessante Prediger" zu hören. —

Du bekommst derlei Leute auf deine Ankündigungen hin ein- oder zweimal; aber in derselben Zeit hat dein Nachbarprediger oder ein Vorsteher seiner Gemeinde dasselbe wahrgenommen, und sofort ist eine zweite nebenbuhlerische Ankündigung auf dem Plan. Du kündigst den „Goliath" an; — er den „Simson;" du „die tanzende Tochter der Herodias;" — er „die Hexe von Endor," — und die ungebildeten Eigenthümer gekitzelter Ohren haben „eine gute Zeit." — Ueberlasset alle solche Dinge den Lyceen, den Vorlesezimmern, sowie den Schauspielern. — Als eine Regel darf man es annehmen, daß die unwissendsten Zuhörer gerade diejenigen sind, welche alle möglichen Prediger gehört haben."

(Luthr. Kirchenfreund.)

Er das Haupt, wir seine Glieder. Du betest das Haupt an und beleidigest die Glieder. Er liebt seinen Leib. Gleich als wollte dir Jemand das Haupt küssen und dir zugleich mit benagelten Schuhen auf die Füße treten. Würdest du nicht der Ehrenbezeugung dich erwehren und rufen: „Was machst du? Du trittst mich!" Das Haupt würde mehr aufschreien für die getretenen Glieder, als deß achten, daß es geehrt wird. Augustin.

„Freuet euch in dem Herrn." Hörte einmal eines Menschen (Pfarrers) Predigt über den Text: „Freuet euch in dem Herrn."

Erster Grund zur Freude: Die schöne Natur.
Zweiter Grund: Unsere Selbstzufriedenheit.
Dritter: Die Aussicht auf die Ewigkeit.

Ob der Mensch im Leibe war, weiß ich nicht; daß er aber nicht im Geiste war und nicht in dem Herrn sich zu freuen verstand, das weiß ich. — Nun, wir wollen uns in dem Herrn freuen und allezeit fröhlich sein, daß das Heil zu uns ist kommen her aus lauter Gnad' und Güte.

Heinrich Zeller.

Manchmal unterlassen Kranke, dem Prediger Nachricht von ihrer Erkrankung zu geben. Sie scheinen dem Prediger eine Art Allwissenheit zuzuschreiben und erwarten, daß er es in der Luft riechen soll, daß sie krank sind. Prediger-Nasen sind von demselben Stoffe gemacht, wie anderer Leute Nasen und leisten keine bessern Dienste. Wünscht man seinen Besuch, so gebe man ihm Nachricht, falls er noch nichts von der Erkrankung des Gliedes weiß. Weiß er es aber, so thue er, was seines Amtes ist, ohne erst ein Gesuch der Deputation abzuwarten. Sonst ist er ein fauler Knecht des Herrn, der Schläge statt Lohn verdient. (Christl. Botschafter.)

Schule und Erziehung.

Lehrer-Versammlungen zur Beförderung der Gemeinschaft der Lehrer unter Jesu Leitung und einzig durch seinen Geist regiert, sind sichere Zeichen von wahrem Glauben. In der Verfolgung des Zweckes nach geistlicher Vereinigung der Herzen und Sammlung der sonst zerstreuten Kräfte, um in Einem Sinne das Reich Gottes zu pflanzen und zu bauen, strebt jedes Glied nach gegenseitiger Erbauung und Belehrung über das Wort Gottes, und nach Besserung und Hebung des geistlichen Lebens in der Sonntagschule und der Gemeinde überhaupt. Das Werk, theure Seelen für Christum zu gewinnen, wird mit wahrem Ernst betrieben, Gehorsam und Liebe zu Gott und den Geschwistern angebahnt. Die Lehrer-Versammlungen, in brüderlicher Zuneigung und Liebe gehalten, dienen zur Ermunterung und zum Festhalten im Glauben und zur thätigen Befolgung des Wortes Gottes.

Bei rechtem vereinigten Wirken, wo Gottes Wort vor Augen und im Herzen gehalten wird, kann kein Formwesen und keine Menschenklugheit zur Geltung und Herrschaft kommen. Durch Menschenweisheit wird Gottes Wort verkehrt, sein Werk vereitelt und die Sonntagschule kann den ihr bestimmten Zweck nicht erreichen.

Die Institution der Sonntagschullehrer-Versammlung ist ein entschiedener Segen für Sonntagschule und Gemeinde, und sollte nicht nur von Lehrern der Sonntagschule, sondern von allen Jüngern und Nachfolgern Jesu Christi besucht und unterstützt werden. Denn an alle solche ergehet der Ruf unseres Heilandes: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur," und ein Jeder wird Gelegenheit finden, sein Pfündchen zu verwenden.

Da aber kein Meister vom Himmel fällt und wir fort und fort lernen können und sollen, die Zuneigung zu den vergänglichen Dingen dieser Welt aber weit stärker ist, als die zur Religion, so finden diese Art von Versammlungen in der Regel wenig Beifall. Und nur zu oft werden diese gerade von denen am wenigsten besucht, welche die Anfangsgründe der wahren Religion kaum verstehen und dieselben am nöthigsten bedürfen.

Vor Allem ist die geistliche Ausrüstung für einen Sonntagschullehrer die wichtigste. Er mag zwar Gottes Wort und Geschichte und Geographie gelernt haben, wenn er aber dabei allein bleibt, heißt es doch, wie Johannes der Gemeinde zu Sarden schrieb: „Du hast den Namen, daß du lebest und bist todt!"

Deßhalb ist es Aufgabe der Lehrer-Versammlung, dahin zu wirken, daß die Lehrer in der geistlichen Erfahrung befördert und in der Herzenserkenntniß von Woche zu Woche weiter gebracht werden, daß sie mit den Gnadengaben Gottes, die zu ihrem Werke nöthig sind, reichlich ausgerüstet seien.

Alles Wirken und Arbeiten bleibt ohne wirklichen Erfolg, wo nicht der Herr dabei ist. Zu dem Zweck muß er angerufen und zu ihm gebetet werden. Alles, was gebetslos geschiehet, kann nicht zur Ehre Gottes gereichen, sondern ist leeres Gerede und bleibt fruchtlos.

Also muß zu einem Siegen und seligen Vollenden in des Herrn Werk alle Arbeit mit dem rechten Gebet begleitet sein. So auch die Lehrer-Versammlungen. Und wo der rechte Gebetsgeist im Herzen ist, werden keine unnützen Discussionen und Streitfragen die köstliche Zeit aufnehmen und vergeuden. Wo aber das Herz mit Mißtrauen und Vorurtheil erfüllt ist, findet der Satan leicht Eingang auch in Lehrerversammlungen, und diese gebären zur eigenen Entwürdigung leicht den Hochmuth und den Geist des Vielwissens und der kritelnden Gelehrsamkeit.

Darum wachet! Und ich weiß keine bessere Wache zu stellen, als die betenden Lehrer-Versammlungen. Dieser Uebermuths- und Hochmuthsdünkel sind Ueberbleibsel der alten Natur und Fleischeslust.

Wo es aber so ist, daß man des Herrn Werk durch die Sünde einschränkt, oder um eitle Ehre verkümmert und untergräbt, da steht es schlecht mit dem Christenthum, und wäre nach meiner Ansicht an der Zeit, daß man mit den Einzelnen von vorne beginne und daß die ernstesten Vorbereitungen getroffen würden, daß die Lehrer wieder anfangen in der wahren Buße und demüthigen Bekehrung zu Gott. Und dann gilt es, daß Kirche und Lehrer-Versammlung Hand in Hand mit einander gehen. Gott helfe und fördere die Lehrer-Versammlungen und bekehre die Verkehrten.

D. Stauffer.

Aus der Kinderwelt. Die schönen Kinderjahre mit ihrem sorglosen Spiel, mit ihren unschuldigen Freuden, mit ihrem Lachen, ihrem Weinen, sie sind dahin. Ja, nur zu oft vergessen wir, da ernstere Jahre an uns herangetreten sind, daß auch wir einst Kinder waren, und es fällt uns schwer, uns hineinzudenken in das ungezwungene Leben der Kinderwelt. Gar oft strenge ich mich an, einige Blicke hinein zu thun in die Welt der Kleinen, um zu sehen, was für eine Klasse von Leuten sie eigentlich seien. Man vergleicht die lachenden Kleinen zuweilen mit Schmetterlingen, die planlos von Blume zu Blume umherflattern, um Honig zu naschen. Doch glaube ich, daß dies Bild mehr Poesie als Wahrheit birgt.

Der Onkel John meint wohl: „In solchem kleinen Blondkopf sei nur ein Fingerhut voll Witz," aber die kleine Plaudertasche sagt ganz ungenirt: „Ich muß so viel erzählen, weil ich so viel zu sagen hab'."

Heute früh trippelten zwei kleine Leute an meinem Fenster vorüber. Sie wußten nicht, daß sie beobachtet wurden, sonst hätten sie sich wohl in sich selbst zurückgezogen. Einer dieser kleinen Weltbürger mochte vier Jahre alt sein, der andere etwa zwei. Das ältere Kind setzte sich auf eine Stein-

treppe nieder, das jüngere kam hinten nachgewatschelt und setzte sich neben den ältern Genossen. Dieser berührte mit einem Stecken den Zaun, darauf versuchte das jüngere Kind mit seinen Händen dasselbe zu thun. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist ein Beispiel des „Nachahmungstriebes". Wenn ich das nächste Mal vor meine Klasse trete, dann will ich zu behalten suchen, daß die Kleinen Das nachahmen, was sie von Andern sehen. Deßhalb will ich freundlich und fröhlich sein, so gut singen, wie ich nur kann, ganz voll von Interesse sein, und Alles so thun, wie ich wünsche, daß die Kleinen es nachthun sollen.

Während eines Besuches bei einer Freundin kam die kleine Tochter in das Zimmer. Ihre Augen leuchteten heller und ihre Wangen blühten rosiger als je, als sie uns von ihrem Besuche bei einer Spielgenossin erzählte. Hier, sagte ich, ist ein Beispiel des „Geselligkeitstriebes". Nächsten Sonntag will ich den Versuch machen, gut zu unterhalten. Ich will die Kinder einladen, mich während des Nachmittags eine Stunde lang zu besuchen. Es muß ihnen gezeigt werden, daß man auch in Verbindung mit der Kirche gesellige Freuden genießen kann.

Auf meinem Heimwege traf ich ein Kind an, welches in der Gartenthür saß und mit den Fingern „geheimnißvolle Figuren" in den Sand zeichnete. Bei diesem Anblicke durchzuckte mich der Gedanke, daß in der Kinderwelt wohl nichts von solcher Bedeutung sei, nichts solchen Werth habe, wie der Sand. Und die glücklichen Bürger jenes Zauberlandes nehmen sich nicht einmal die Zeit, um nachzufragen, ob auch Gold mit dem Sande vermischt sei. Gern hätte ich den kleinen Mann gefragt, was er do.. treibe, doch weil ich den schweigenden Beobachter spielte, so ging ich vorüber. Es schien mir aber, als habe ich den „Trieb" in dem Kinde wahrgenommen den Acker zu bebauen, verbunden mit dem Geschmack für das Schöne. Die Kinder meiner Klasse sollen von nun ab Blumen in ihrem Zimmer sehen, und auch Bilder, wenn ich sie bekommen kann. Und wenn immer ich von ihren Zickzack-Linien Gebrauch machen kann, dann sollen sie an der Wandtafel zeichnen.

Ueberall sah ich geschäftige Kinder dem „Triebe der Thätigkeit" Folge leisten, und ich nahm mir vor, in meinen Klaßübungen den Kleinen recht viel zu thun zu geben. Es ist gegen ihr ganzes Wesen, stockstill hin zu sitzen und schweigend nichts zu thun, als zu lauschen.

Und wie oft nahm ich in der Kinderwelt den „Drang nach Wissen" wahr. Alles muß untersucht werden. Man will wissen, woraus und wie Dies und Jenes hergestellt ist, daher die wundersame Kunst der Kleinen, „Stücke zu machen". Und die endlosen Reihen von Fragen, die sie zu stellen im Stande sind, rufen in mir den Gedanken wach, ich muß den „Trieb" des Prüfens, des Forschens in meinen Schülern mehr und mehr wachrufen, dann werden sie begierig sein, zu erfahren, was ich ihnen zu sagen habe.

Und was es für sonderbare Kirchen in dem Reiche der Kleinen giebt, und was für Prediger, kaum drei Fuß hoch! Und ihre Zuhörer sitzen so ruhig und geduldig, daß es eine wahre Lust ist, denn sie sind — Stühle. Die Frömmigkeit der Zuhörer flößt mir kein großes Vertrauen ein, die Prediger zeigen aber eine Zuversicht, welche uns Erwachsene beschämt. Vielleicht ist dies der Grund, weil sie erst vor Kurzem vom himmlischen Vater ausgegangen sind. Sollte es nicht möglich sein, sie in diesem Verhältnisse zu Gott zu erhalten, sie zu behüten, daß sie nie von ihrem Vater weichen und auch deßhalb nicht das traurige Gefühl des Gottverlassenseins empfinden müssen?

Denkt Onkel John noch, „daß in solchem kleinen Blondkopf nur ein Fingerhut voll Witz sei?"

Was sagt das Wort Gottes allen Lehrern? — „Allenthalben stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadelichem Worte, auf daß der Widerwärtige sich schäme und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen." (Tit. 2, 8.)

Daran knüpft Christian Heinrich Zeller, der berühmte Pädagoge in Beuggen, folgende Lehren und Erfahrungen für alle Erzieher, sie mögen nun Eltern oder Lehrer sein:

1) **Sei**, was die Kinder werden sollen.
2) **Thue**, was die Kinder thun sollen.
3) **Unterlasse**, was die Kinder unterlassen sollen.
4) **Lebe den Kindern vor**, nicht nur, wenn sie dich sehen und hören, sondern auch, wenn sie dich nicht sehen und nicht hören.
5) Fehlt es bei den Kindern, **so untersuche dein** Sein, dein Thun, dein Lassen, deinen Wandel.
6) Findest du bei dir Fehler, Sünden, Abweichungen, **so bessere dich zuerst;** alsdann suche die Kinder zu bessern.
7) Gedenke, daß deine Umgebung so oft nichts anderes ist, **als der Widerschein deines Seins.**
8) Wenn du in der täglichen Buße stehest, und dich waschen lässest vom Herrn, so hast du täglich Theil an Ihm, und **durch dich deine Kinder.**
9) Wenn du dich täglich ziehen lässest vom Herrn, so lassen sich deine Kinder **lieber ziehen** von dir.
10) **Je gehorsamer** du gegen den Herrn bist, desto gehorsamer pflegen deine Kinder gegen dich zu sein. Darum bat der weise Jüngling Salomo den Herrn um ein gehorsames Herz, damit er sein Volk richten und regieren möge.
11) Sobald der Erzieher den Umgang mit dem Herrn vernachlässigt, **so reißt Nachlässigkeit** bei den Kindern ein.
12) **Jede Scheidewand** zwischen dem Herrn und einem Erzieher ist ein großer Schaden für die Kinder.
13) Ein Vorbild ohne Liebe zu den Kindern **leuchtet wie der Mond.**
14) Ein Vorbild mit einer herzlichen und innigen Liebe zu den Kindern **leuchtet wie die Sonne.**

In einer Sonntagschullehrer-Versammlung wurde der Beschluß gefaßt, daß die Lehrer sich verpflichten, allsonntäglich jeden Schüler zu fragen, ob er am Sonntag vorher einem Gottesdienst beigewohnt habe. Geschieht dies von den Kindern gewöhnlich nicht, wenn sie z. B. Eltern haben, die keinen Gottesdienst besuchen, so sollen sich die Lehrer bemühen, die Kinder von Zeit zu Zeit dahin zu führen. Wollen unsere Lehrer das nicht auch nachahmen?

Am Kamin.

Wie wunderbar Gott oft ein geringes Zeugniß und ernstliche Warnung segnen kann. James Haldane war Befehlshaber eines englischen Kriegsschiffes. In einer Seeschlacht verlor er durch das Geschütz der Feinde eine große Anzahl seiner Leute. Darauf befahl Haldane Anderen, ihre Plätze einzunehmen. Als diese die blutigen und verstümmelten Leichen sahen, an deren Stelle sie treten sollten, da schauderten sie zurück. Mit einer Fluth von Flüchen und Verwünschungen überschüttete sie darauf James Haldane und verfluchte sie zur Hölle. Sie gingen nun und thaten ihre Schuldigkeit und erlangten den Sieg. Einer aber unter ihnen, ein frommer Matrose, konnte es nicht über das Herz bringen, darüber ganz zu schweigen. Mit heiligem Ernst und Ehrerbietung trat er zu dem Kapitän Haldane und frug ihn nachdrucksvoll: „Herr Kapitän! Wo wären wir jetzt, wenn Gott Ihren Fluch erhöret hätte?" Dies Wort segnete Gott also, daß es ein Pfeil war, der in das Herz des Kapitäns drang und ihm keine Ruhe ließ, bis er Christum gefunden hatte. Zu Christo geführt, widmete sich derselbe dem Dienst Gottes und war 54 Jahre lang in Edinburgh. Er führte seinen Bruder, Robert Haldane, zu Christo, welcher als Exeget und durch sein Buch: „Die Wahrheit und Autorität der heiligen Schrift," bekannt ist. Auch Friedrich Monod, Felix Neff und Merle d'Aubigne wurden durch seinen Dienst zum Glauben an Jesum Christum gebracht. Ein treues, entschiedenes, wenn auch noch so geringes Zeugniß für Gottes Sache und ernstliche Warnung gegen Verachtung der Gebote Gottes ist oft von großem Segen. Wenn es unserer Zeit an irgend etwas fehlt, so fehlt es ihr daran, daß der Ernst des Christenthums ihr abhanden gekommen ist, der die Uebertreter ernstlich straft und warnt. Vor lauter Höflichkeit, Bildung und Hochachtung kommt man nicht dazu, allen Ernstes die Uebertretung der Gebote Gottes an hohen und großen Männern ernstlich zu strafen. Das Ansehen der Menschen steht eben den Meisten höher, als das Ansehen Gottes.

Ein Gutsherr und sein Pfarrer. Ein Witz des Graf Gotter beförderte den nachmaligen Sachsen-Gothaischen Hofprediger Friedrich Wilhelm Stölzel auf seinen Posten. Stölzel war Pfarrsubstitut zu Molsdorf; die völlige Gleichgiltigkeit, welche der Gutsherr Graf Gotter allen religiösen Dingen gegenüber an den Tag legte, zog diesem öftere Ermahnungen des unerschrockenen Geistlichen zu, die der Graf einmal dadurch erwiderte, daß er mitten in kalter Winternacht den Prediger aus dem warmen Bette klopfen und auf das Schloß bescheiden ließ, da er beichten und communiciren wolle. Statt aber dem Boten zu folgen, fertigte Stölzel diesen mit den Worten ab: „Wie er Seiner gräflichen Gnaden empfohlen sein, aber jetzt lieber nicht kommen wolle, denn er sei ein noch recht junger Priester, der Herr Graf aber ein recht alter Sünder, so daß beide Theile erst einer längern Vorbereitung zu dem heiligen Werke bedürften." — Graf Gotter war keineswegs der Mann, über eine solche Antwort böse zu werden; er foppte gern, konnte aber auch vertragen, wenn er abgeführt wurde. Stölzel saß seitdem fest in seines Gutsherrn Gunst, und als einige Zeit später, 1753, die Herzogin Louise Dorothea in Gotha das Gespräch auf die Besetzung der erledigten Hofpredigerstelle brachte, sagte Gotter, der viel bei Hofe galt: „Ich kenne einen trefflichen Mann, der sich ganz vorzüglich zu dem Amte schicken würde. Es ist mein Pfarrer in Molsdorf; nur hat er leider einen großen Fehler." Neugierig fragte die Herzogin, worin dieser bestehe? „Er ist kein Ausländer," gab Gotter — die damalige Vorliebe der deutschen Höfe für alles Ausländische treffend verspottend — zur Antwort. (Stölzel war 1725 zu Gotha geboren.) Der treffende Witz that seine Wirkung. Der Pfarrsubstitut von Molsdorf wurde Hofdiakonus in Gotha, 1775 Generalsuperintendent. Die Wahl erwies sich als eine sehr glückliche; Stölzel wußte sich bei Hofe bald geltend zu machen und man schätzte seine Redlichkeit und Geradheit.

Indianische Volkszählung. Interessant dürfte es für unsere Leser sein, zu erfahren, wie unter den Indianern in Nevada die Aufnahme des Census geschehen ist. Der dortige Oberquästor war der Häuptling Numana und seine Methode folgende: Alle seine Gehilfen waren Indianer und jeder derselben erhielt einen Bogen weißes Papier. Auf dieses Papier zeichnet der Indianer einen Kreis, welcher „Wickiup" oder Lager repräsentirt, und in diesen Kreis zeichnet er die Figuren hinein, welche die Zahl der zu jeder Familie gehörigen Personen vorstellen. Die „Squaws" unterscheiden sich dadurch, daß die Linien lange Röcke darstellen, während zwei Striche unter dem kurzen „Wampum" die „Bucks" kennzeichnen. Kurze Striche lassen, je nach ihrer Länge, Zahl und Alter der Kinder erkennen. Aus diesen mit Hieroglyphen bedeckten Papieren stellte Numana seinen Bericht an das Censusbüreau zusammen, indem er für jede Figur eines männlichen Indianers ein Weidenstöckchen, zwei bis vier Zoll lang, nahm und dieses mit eben so vielen Einschnitten versah, als der betr. Indianer Squaws besaß. Die kurzen Stöckchen dienten zur Bezeichnung der Kinder. Die Weidenstöckchen wurden dann zusammengebunden und dem Censusbüreau übersendet. Auf diese Weise wurde ein ganz genauer Census der Piute-Indianer hergestellt.

Verdiente Antwort. Um einen gescheiten Mann zu foppen, fragte ihn Jemand: „Wenn vier Kälber dreihundert Pfund wiegen, wie viel wiegt dann ein alter Ochs?"

„Stellen Sie sich auf die Wage, dann will ich's Ihnen ganz genau sagen," antwortete der Gefragte gelassen.

Selbstgespräch einer Katze.



O Weisheit!
O Gelehrsamkeit!
Wie seid ihr beide lang und breit!
Wie seid ihr Menschen gar so weit!
Ueber Alles, was möglichst ferne,
Ueber Sonne, Mond und Sterne
Schreibt ihr so manches dicke Buch,
Und wer es liest, der dünkt sich klug.
Aber was man zum Haushalt braucht,
Was zum wirklichen Leben taugt,
Mäuse fangen oder gar Spatzen —
Ihr Menschen groß im Schreiben und im Schwatzen,
Das müßt ihr doch erst lernen von uns Katzen!

Zwei Worte von Friedrich Rückert.

So manches Nehmen giebt,
So manches Zögern eilet,
So manches Zürnen liebt,
So manch' Verwunden heilet.

Das andere:

Sich im Spiegel zu beschaun,
Kann den Affen nur erbaun;
Wirke, nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

Excommunicirte Maikäfer. Die Maikäfer der Schweiz feierten dieses Jahr das vierhundertjährige Jubiläum ihrer kirchlichen Excommunication, und wollen partout zeigen, daß dieselbe ihrem Geschlechte wohlbekommen ist. Im Jahre 1479, berichtet der „Katholik", suchten die Berner Hilfe gegen die Engerlinge — bei ihrem Bischof. Daraufhin ließ der Bischof von Lausanne auf dem Kirchhofe zu Bern und auf den Dörfern durch die Pfarrer folgendes Monitorium an die Engerlinge verkünden:

„Du unvernünftige, unvollkommene Kreatur, du Inger! Deines Geschlechts ist nicht gewesen in der Arche Noah. Im Namen meines gnädigen Herrn und Bischofs von Lausanne, bei Kraft der hochgelobten Dreifaltigkeit, vermöge der Verdienste unseres Erlösers Jesu Christi und bei Gehorsam gegen die heilige Kirche gebiet ich euch, allen und jeden, in den nächsten sechs Tagen zu weichen von allen Orten, an denen wächst und entspringt Nahrung für Menschen und Vieh!"

Im Fall des Ungehorsams wurden die Engerlinge auf den sechsten Tag, Nachmittags 1 Uhr, vor den Richterstuhl des Bischofs von Wiflisburg geladen. Sie erhielten noch einen Aufschub. Dann aber erging die zweite Citation an die „verfluchte Unsauberkeit der Inger, die ihr nicht einmal Thiere heißen noch genannt werden sollt." Da die Engerlinge aber auf nichts hörten, so erfolgte endlich ihre Excommunication:

„Wir, Benedict von Montferrand, Bischof von Lausanne, haben gehört die Bitte der großmächtigen Herren von Bern gegen die Inger und uns gerüstet mit dem heiligen Kreuz und allein Gott vor Augen gehabt, von dem alle gerechten Urtheile kommen — demnach so graviren und beladen wir die schändlichen Würmer und bannen und verfluchen sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, daß sie beschwört werden in der Person Johannes Harrodeti, ihres Beschirmers, und von ihnen gar nichts bleibe denn zum Nutzen des menschlichen Brauchs."

Hierauf befahl die Regierung von Bern, daß man ihr über den Erfolg berichten sollte. Die Berichte fielen aber ungünstig aus.

Metternich schrieb: „Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie ein Protestant in Rom katholisch werden kann. Rom gleicht dem herrlichsten Schauspielhaus mit sehr schlechten Schauspielern. Behalte diese Ansicht für Dich, denn man würde sonst in ganz Wien davon sprechen, und ich liebe die Religion und ihren Triumph zu sehr, um dieselbe irgendwie schädigen zu wollen."

Entsetzlich. Ein Advokat reichte wegen ungerechten Strafverfahrens eine Beschwerde bei der höhern Gerichtsstelle ein und sagte darin im Namen seiner Vollmachtgeber: „Wir, die namentlich unterschriebenen Beschwerdeführer, sind durch hartes Schließen und Schläge so mißhandelt worden, daß verschiedene von uns im Gefängniß elendiglich gestorben sind."

Gedicht-Räthsel.

1.

Buchstaben-Räthsel mit Veränderung mitten:

Mit a bin ich nur kurz, mich mißt die Hand,
Mit i bin ich als Weberin bekannt.

2.

Buchstaben-Räthsel mit Hinzufügung:

Ein schlangenähnlich Thier
Nennt dieses Räthsel dir;
Wirst du voran ein Zeichen setzen,
Dann hast du einen Heidengötzen.

☛ Die Auflösung folgt im nächsten Heft.

Auflösung der Charade in der Juni-Nummer:

Dankopfer.

Chronik der Gegenwart.

Die gefährliche Verwundung unseres Präsidenten ist nicht nur eine Prüfung für Garfield und seine Familie, sondern für die gesammte Nation. Gott verhüte, daß ein todtlicher Ausgang keine Züchtigung und Heimsuchung — wenngleich dieselbe nicht unverdient wäre — für das ganze Land werde. Nur mit Abscheu kann man auf den Verblendeten blicken, der von den niedrigsten doch wohl berechneten Beweggründen geleitet, rücklings einen Unschuldigen zu meucheln gedachte. Keine Entschuldigung kann angeführt werden, die einen trägen Wüstling entschuldigt, der aus Gier den Repräsentanten unserer Republik zu erschießen versuchte. Nicht James A. Garfield, sondern in ihm der Erwählte des Volkes, der zeitweise Lenker unseres Staatssystemes, ist der zum Tode Verletzte. Darum aber sollte auch der Mordbube zum abschreckenden Beispiel für andere wuthschnaubende Banditen — mögen sie in hohen Stellungen oder als Nihilisten oder als Communisten dastehen — gerichtet werden.

Unser Senat und Repräsentantenhaus, zur Zeit des Präsidenten-Antritts republikanisch, mag sich in Kürze wenden. Bereits hat das übermüthige Spiel Conkling-Platt's den Senat der republikanischen Mehrheit beraubt, und wenn — wie es gegenwärtig den Anschein hat — die derzeitige Legislatur New Yorks sich auf keine Senatoren einigen kann, so wird es leicht möglich, daß die nächste New Yorker Legislatur in Folge der Spaltung der Administrations- und Stalwart-Republikaner ihre republikanische Mehrheit einbüßt und somit demokratische Senatoren den Ver. Staaten-Senat demokratisch gestalten. Uebrigens dürfte unter den wirklich erschreckenden Verhältnissen der dermaligen republikanischen Vertreter zu Albany dies fast wünschenswerth erscheinen. Auch das Ver. St. Repräsentantenhaus ist der republikanischen Majorität noch keineswegs sicher. Denn bereits sind 15 Wahlconteste eingereicht, und je nachdem diese entschieden werden, wird die Parteivertretung sich gestalten.

Die widersprechenden Ehegesetze der verschiedenen Staaten müssen regulirt werden. Diese Nothwendigkeit tritt sichtbar vor unsere Augen in des Chinesen Chin Fall. Derselbe verliebte sich in ein weißes Mädchen, das zu heirathen ihm die Gesetze von Wyoming nicht gestatteten. Er ließ sich deßhalb im Staate Colorado trauen, kehrte mit seiner jungen Frau nach Cheyenne zurück, um sofort dingfest gemacht zu werden. Das Territorial-Gericht hat, auf die Bundesverfassung gestützt, seinen Ausspruch dahin abgegeben: daß die unter der Sanktion der Gesetze von Colorado abgeschlossenen Contrakte — also auch Ehe-Contrakte — in Wyoming nicht als ungiltig erachtet werden können, mithin Chin dem ungestörten Familienglücke zurückzugeben sei. Derartige Fälle haben sich wiederholt in letzter Zeit abgespielt; so heirathete ein Neger Virginiens eine weiße Braut, der gesetzlich verfolgt bis jetzt noch der Entscheidung des Oberbundesgerichts harrt. Auch jener New Yorker, der, nachdem er geschieden, sich in Philadelphia wieder verheirathete, obgleich das New Yorker Gesetz eine zweite Ehe verbietet, gehört hierher. — Endlich aber zwingen die häufigen Beanstandungen von Gesetzlichkeit der Ehen bei Erbstreitigkeiten, daß diese Gesetze für das Gebiet der Ver. Staaten gleichförmig und unzweifelhaft verfaßt werden.

Bennett und sein New York Herald blickt besorgt nach seiner „Jeanette" aus. J. Gordon Bennett jun. kaufte bekanntlich die Dampfjacht „Jeanette" an und rüstete sie zu einer Nordpolfahrt aus, die im Sommer 1879 jene gefährliche Reise antrat. Der Besitzer des „New York Herald", nach seiner glücklichen Erfahrung mit Henry Stanley's Forschung und Reise über den schwarzen Continent, wollte auch sein Heil im hohen Norden versuchen, und hoffte zuversichtlich, daß dieselbe nach kurzer Zeit triumphirend zurückkehren würde. Mittlerweile ist das Jahr 1880 verstrichen, ohne daß man viel von der „Jeanette" gehört hat. Zuletzt will ein Walfischfänger im September 1880 den Rauch eines Dampfers in der Richtung von Wrangel Land gesehen haben. Das Ausbleiben weiterer Nachrichten stimmt allgemein ängstlich und veranlaßt sogar einige Schwarzseher, die Verse einer englischen Dichterin in Anwendung zu bringen:

Wo des Eismeers Woge stürmt —
Schrecklich tönt des Führers Pfiff
In der Stunde, wenn das Eis sich thürmt
Um ein edel Forscherschiff.
Mög es treiben ohne Rast,
Bläulich dehn es sich im Nord!
Seine Fahrt ist aus mit Flagg und Mast,
Unsere Todten schlummern dort.

Doch mit Nichten! So schlimm ist's noch keineswegs um die „Jeanette" bestellt, wurde doch Nordenskjöld auch als todt und verloren ausgeschrieen und doch war er, in sicherem Hafen geborgen, nur eine Tagereise fast von dem erwünschten Ziel entfernt. Die Hiobspost von der Bennett'schen Expedition ist noch verfrüht, und wir wollen wünschen überhaupt grundlos. Doch Vorsicht ist besser als Nachsicht, so denkt auch Herr Bennett. Er spricht nicht mehr von seiner Expedition, sondern ist zufrieden, daß die Bundesregierung nach den verschollenen Nordpolfahrern als Männern, die der Wissenschaft einen Dienst leisten wollten, als amerikanischen Bürgern, die vermuthlich in Noth sind, forschen will. Auch sollten die russischen Autoritäten veranlaßt werden, nicht nur längs der unmittelbaren sibirischen Küste, mit welcher sie während des Sommers in häufiger Verbindung stehen, Untersuchungen anzustellen, sondern auch ihre Untergebenen bei den neu-sibirischen Inseln zu instruiren, einen beständigen Ausflug nach dem amerikanischen arktischen Dampfer zu halten.

Der Hennepin Kanal. **Kapitalisten von New-York und Chicago haben den Bau eines Kanals von Rock Island nach Chicago in Anregung ge-**

bracht, um den Mississippi mit dem Michigan See zu verbinden. Anlaß hierzu ist der Umstand, daß der Mississippi von Jahr zu Jahr mehr als Fahrstraße benutzt wird zur Beförderung von Getreide und anderen Produkten über New Orleans nach europäischen Ländern. Die großen Waarenhäuser und Elevatoren von Chicago leiden dadurch beträchtlichen Abbruch, wie auch die Speditions- und Handelshäuser New Yorks und anderer atlantischer Hafenstädte. Für den Nordwesten wird der billigste Weg immer der vortheilhafteste sein, sofern es sich herausstellt, daß die längere Fahrt über New Orleans den Werth der Produkte nicht benachtheiligt. Genannter Kanal würde eine Länge von 180 Meilen erhalten und an Hennepin vorbeiführen, von welcher Stadt er den Namen erhalten hat. Von Chicago bis La Salle würde der Illinois und Michigan Kanal benutzt werden. Von La Salle bis Rock Island (Davenport) am Mississippi, eine Entfernung von 84 Meilen, müßte der Kanal aus letzterem sowie dem Illinois Flusse genährt werden.

„Toleranz und Humanität" sind vielfach die Schlagwörter, welche die liberale, häufig dem Christenthum hohnsprechende Presse in dem Kampfe gegen die Streiter Christi mißbraucht, um ihnen derart den Mund zu stopfen. Und frech behaupten manche Vertreter dieser Partei, daß das alte Testament und das Volk des alten Bundes die eigentlichen Träger und Förderer der wahren Humanität seien. Es muß zugestanden werden, daß in der vorchristlichen Zeit bereits Männer gelebt haben, welche von der großen Gottesliebe eine leise Ahnung im Busen verspürten und nach ihrer schwachen Erkenntniß eine gewisse Toleranz und Humanität verkündeten. Ferner muß auch zur Ehre des allmächtigen Gottes, des allweisen Stifters der alttestamentlichen Religion gesagt werden, daß er bereits in der Verheißung darauf hingewiesen, daß die Sonderstellung des auserwählten Volkes nur eben in der Vorbereitung des großen **Heils für alle Völker** beruhe, daß eben das **Licht den Heiden** bereitet werden könne.

Doch abgesehen von diesen prophetischen Hinweisungen ist von der allgemeinen Nächstenliebe, von der Toleranz, die wirklich duldend, willig leidend sich ergiebt, in dem alten Testamente nichts zu finden. Wenn wir den Repräsentanten der Kinder Israels im 137. Psalm in seinem Jammer und Elend singen hören: „Du verstörte Tochter Babel, wohl dem, der dir vergilt, wie du uns gethan hast! Wohl dem, der deine Kinder nimmt und zerschmettert an den Felsen!" so spricht der Geist des Judenthums, des Volkes des Gesetzes und der Vergeltung deutlich zu uns und zeigt den gewaltigen Unterschied, der besteht zwischen ihm und dem Stifter des Christenthums, der uns gebietet: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." Ja, echte Menschen- und Nächstenliebe findet in Jesus auf Golgatha sein leuchtend Vorbild, da er spricht: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

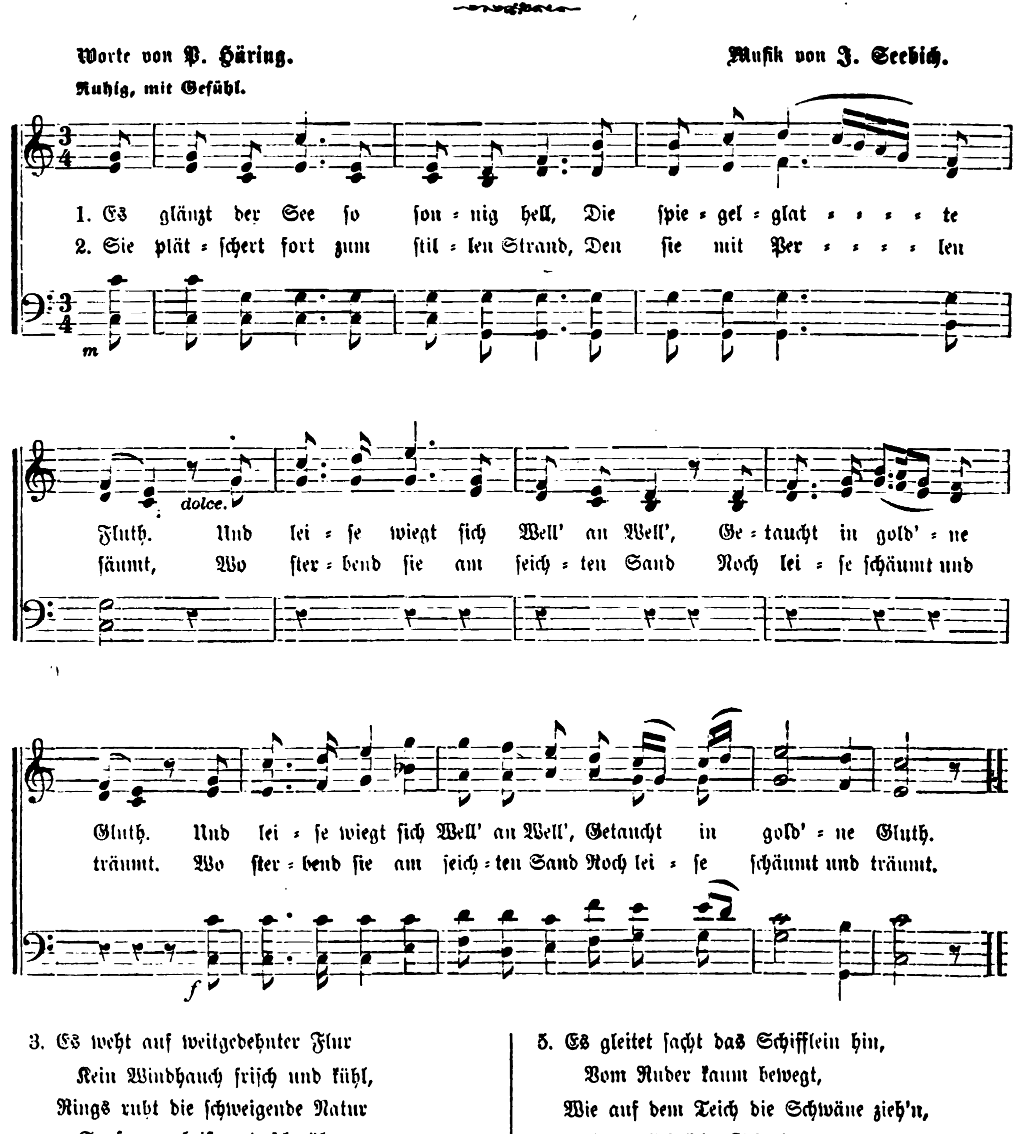
Wie ein Rabbiner einem Protestanten gegen Priester zu Hilfe kam. Es wird so viel auf die armen Juden gegenwärtig geschimpft und eingehauen, daß sich Gott erbarm. Da thut es wohl Noth, daß man auch etwas Löbliches über sie berichte. Ein evangelischer Bibel-Colporteur hat zu Rom seinen Büchertisch im Forum Trajanum und muß oft unter den Spöttereien und Beschimpfungen der Priester leiden. Eines Tages ging nun der Rabbiner vorüber, sah den Jesajas in hebräischer und italienischer Sprache ausliegen und kaufte ein Exemplar. Als er im Begriff fortzugehen war, traten drei römische Priester herzu, griffen einige von den italienischen Exemplaren auf und schalten den Colporteur und sagten, daß seine falschen Bücher verbrannt werden sollten. Das reizte den Rabbiner, der ohne Bedenken die Partei des Colporteurs ergriff. Indem er den Jesajas, den er eben gekauft hatte, öffnete und sich zu den Priestern wandte, redete er sie folgendermaßen an: „Ihr sehet, hier ist der hebräische Text, der mehrere tausend Jahre alt ist. Er ist eifersüchtig bis zu dem gegenwärtigen Augenblick in seiner unveränderten Gestalt bewahrt worden, und ich als Jude stehe für seine Genauigkeit ein. Hier auf der andern Seite steht der italienische Text. Ihr verstehet wahrscheinlich beide, diesen und jenen, und ich fordere euch nun auf, mir eine einzige Stelle im Hebräischen zeigen, die im Italienischen gefälscht oder unrichtig übersetzt worden ist. Nehmt ihr die Herausforderung an?" Die Priester waren von dieser unerwarteten aber edelmüthigen Vertheidigung der guten Sache nicht sonderlich erbaut, und machten sich, ohne sich auf eine Discussion einzulassen, zu einigem Ergötzen derer, welche dem Handel zugeschaut hatten, schleunigst davon. Der Auftritt war allerdings neu und interessant: ein jüdischer Rabbiner mit römischen Priestern kämpfend, um einen Colporteur der Bibelgesellschaft gegen ihre Verleumdung und Beschimpfung zu schützen!

Die deutsche Armee verdankt anerkannterweise einen Theil ihrer glänzenden Erfolge dem deutschen Schulmeister. Wenn man nun den statistischen Berichten einige Aufmerksamkeit schenkt, so muß man mit Theilnahme anerkennen, daß die Schulbildung der deutschen Armee sich von Jahr zu Jahr bessert. Dabei muß es besonders auffallen, daß die östlichen Provinzen, namentlich Westpreußen und Posen, die immer weit hinter den anderen Gebieten des Reiches zurückstanden, nach und nach eine hoffnungsvollere Jugend zur Fahne gestellt haben, indem fast alljährlich in den Ostprovinzen ein Prozent weniger gänzlich ungeschulter Rekruten zur Armee kamen.

In den meisten deutschen Ländern erreicht die Zahl der Eingestellten, die weder lesen noch ihren Namen schreiben konnten, kaum Ein Prozent. Nur das annectirte Elsaß-Lothringen, und die Provinzen Schlesien, Preußen und Posen mit ihrer zahlreichen ungebildeten polnischen Bevölkerung stehen in ungünstigem Verhältniß hinter den andern Landesgebieten zurück, doch steht zu hoffen, daß in einem Jahrzehnt das Prozent der gänzlich Ungeschulten fast auf Null zurückgeführt sein dürfte.

Bedenkt man dabei, daß das Schulegehen und die Schulbücher den an und für sich nicht glänzend gestellten Bewohnern des alten Vaterlandes auch meist noch schweres Geld kostet, während es bei uns vielfach ganz frei ist, so ist nur zu wünschen, daß von den amerikanischen Kindern mehr die Vortheile ausgenützt würden, die ihnen unsere gesegnete Republik bietet.

Sommerstille.



3. Es weht auf weitgedehnter Flur
Kein Windhauch frisch und kühl,
Rings ruht die schweigende Natur
So sommerheiß und schwül.
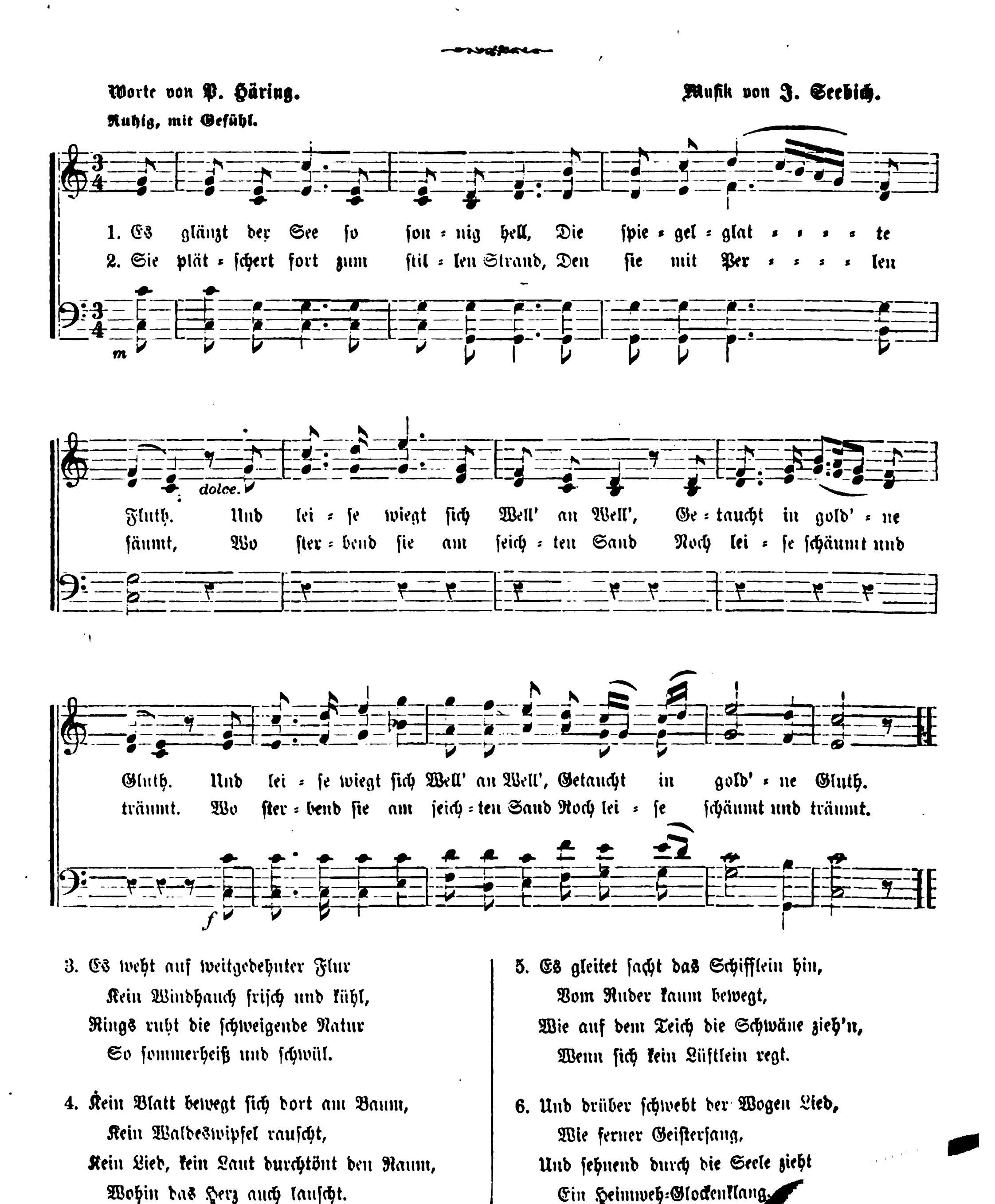
4. Kein Blatt bewegt sich dort am Baum,
Kein Waldeswipfel rauscht,
Kein Lied, kein Laut durchtönt den Raum,
Wohin das Herz auch lauscht.

5. Es gleitet sacht das Schifflein hin,
Vom Ruder kaum bewegt,
Wie auf dem Teich die Schwäne zieh'n,
Wenn sich kein Lüftlein regt.

6. Und drüber schwebt der Wogen Lied,
Wie ferner Geistersang,
Und sehnend durch die Seele zieht
Ein Heimweh-Glockenklang.

Sommerstille.

Worte von P. Häring. Musik von J. Seebich.



3. Es weht auf weitgedehnter Flur
Kein Windhauch frisch und kühl,
Rings ruht die schweigende Natur
So sommerheiß und schwül.

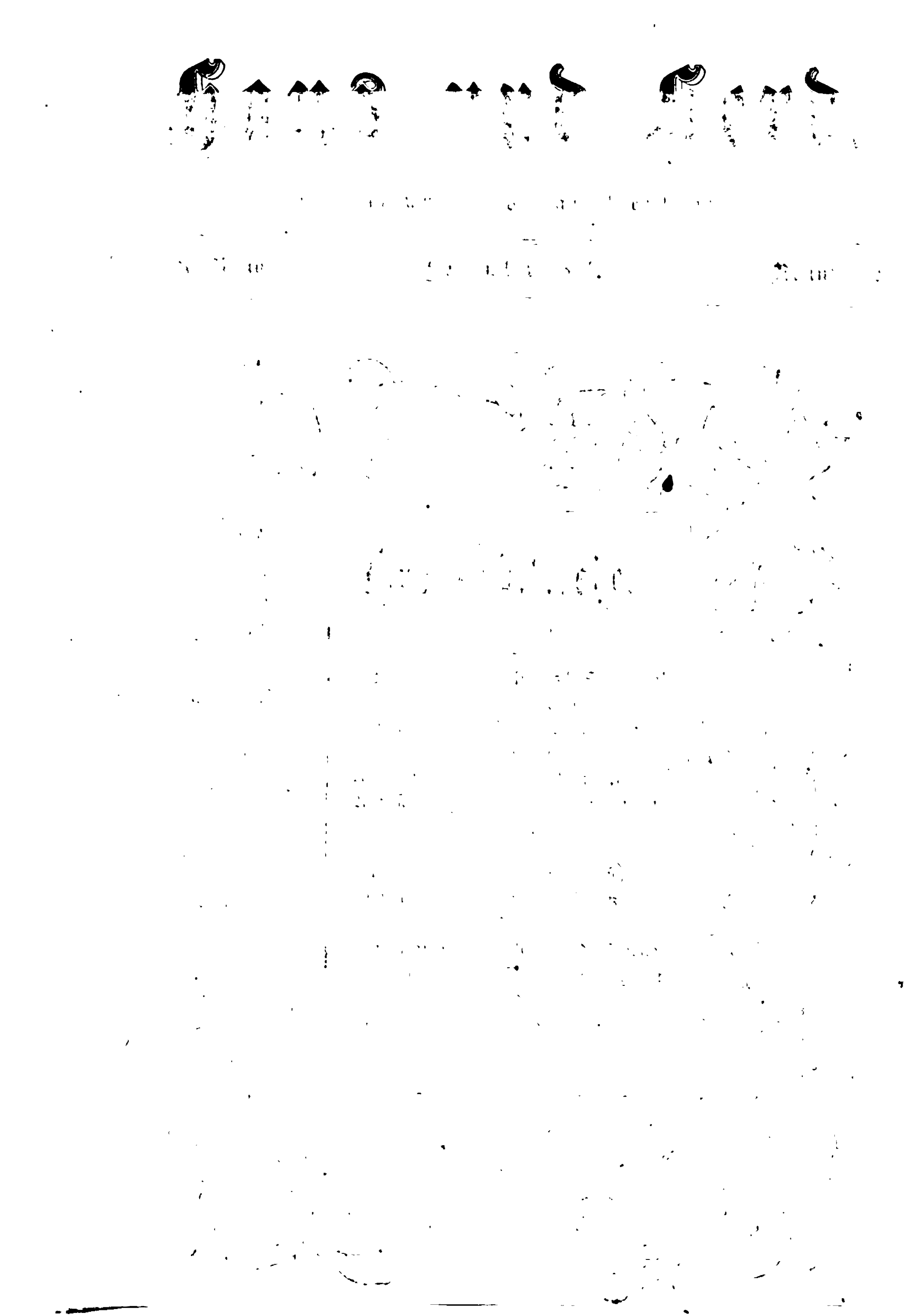
4. Kein Blatt bewegt sich dort am Baum,
Kein Waldeswipfel rauscht,
Kein Lied, kein Laut durchtönt den Raum,
Wohin das Herz auch lauscht.

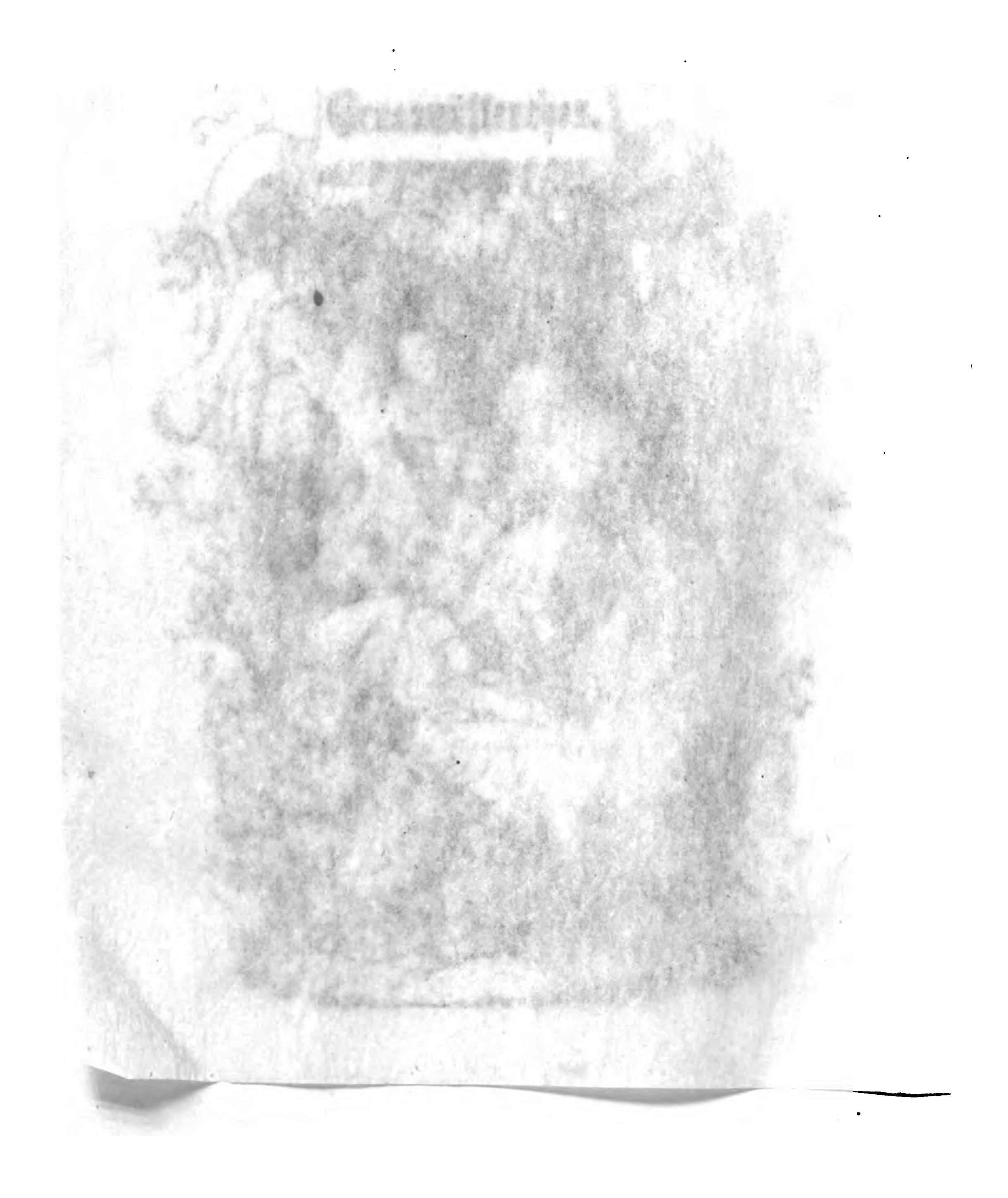
5. Es gleitet sacht das Schifflein hin,
Vom Ruder kaum bewegt,
Wie auf dem Teich die Schwäne zieh'n,
Wenn sich kein Lüftlein regt.

6. Und drüber schwebt der Wogen Lied,
Wie ferner Geistersang,
Und sehnend durch die Seele zieht
Ein Heimweh=Glockenklang.




Grossmütterchen.





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. **September 1881.** **Neuntes Heft.**



Grossmütterchen.

(Zum Bilde.)

„Großmütterchen, liebes! So komm' doch herein,
Hier unter den Bäumen da träumen wir fein
Und lagern uns lauschend im Kreise
Auf schwellendem Moose, im schattigen Hain!" —

Da beginnt sie lispelnd und leise,
Und ein schimmernder Schatz von Sprüchen und Lied,
Von Märchen, wie leuchtende Sterne,
Durch die duftige Dämmerung glüht und blüht;
Die Kinder, sie hören es gerne.

Hg.

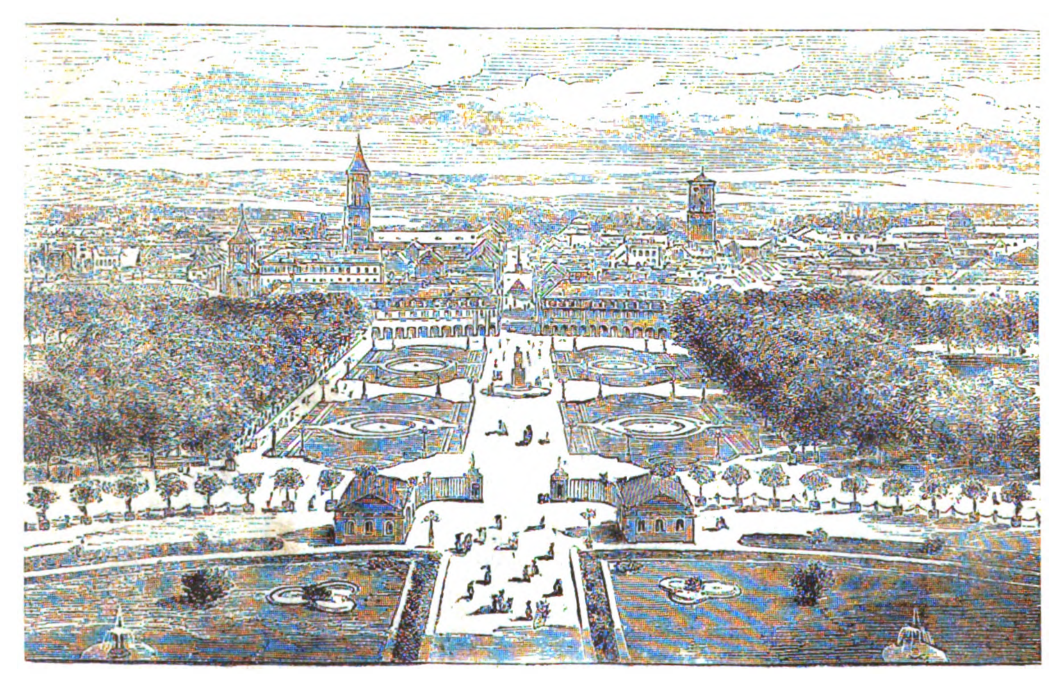
In der Heimath.

Vom Editor.

Karlsruhe, im Juli 1881.

„Mir tönen ferne Glocken
Weinenden Wehmuthsklang.
Die alten Zeiten locken
Heimlich mit ernstem Sang."

So bin ich denn nach siebenundzwanzig Jahren wieder einmal im alten, trauten Heim der Jugend, und schreibe im selben Stübchen, in welchem einst der junge Lateiner über der Aufgabe geschwitzt hat. Liebende Schwesterhand hat freundlich gewaltet und den Raum gar lieblich in der Weise hergerichtet, daß die „alte Zeit" sozusagen wieder in diesen vier Wänden erstanden ist.



Karlsruhe vom Residenzschloß aus.

Ich schaue sinnend hinaus in die Straßen, um Erinnerungen wach zu rufen, um womöglich mich selbst zu täuschen und den Gedanken zu wecken — es sei alles noch wie früher. Und siehe da, ich erblicke auch noch viele Bekannte, die mich gleichsam mit dem alten Gesicht grüßen. Dort drüben ist der Spielplatz, wo sich der Knabe getummelt, nahe dabei die alte Kaserne, an der er so ehrfurchtsvoll hinaufgeschaut, daneben die Straße, die er als ABC-Schütz so oft auf dem Weg zur Schule gepilgert — und vor allem hier das liebe Vaterhaus mit seinen vielen Erinnerungen.

Und dennoch ist es mir trotz der von Verwandten reichlich gespendeten Liebe, trotz dem höflichen Entgegenkommen Aller, und trotz so vielfacher Andenken an die alte Zeit: trotz all dem ist mir wie einem Fremdling im fremden Lande zu Muthe. Ich schreite durch die Straßen der Stadt und die Leute schauen mich wie erstaunt an, erkannt aber werde ich von Niemand, und erkenne Niemand. Doch ja — da schreitet Einer die Kaiser-, ehemalige Lange Straße heran, schlank und fest — denn sollte ich kennen, und richtig — es ist der Ernst; die Schmarre über die Wange, die er einmal irgend wo weggekriegt, ist das Erkennungszeichen, und der stramme, in der preußischen Schule dressirte Offizier hätte beinahe die Ordinanz vergessen und den alten Schulfreund auf offener Straße umarmt.

Ich frage nach andern Bekannten — sie sind todt; nach Studiengenossen — sie sind in der weiten Welt; nach den alten, lieben Lehrern

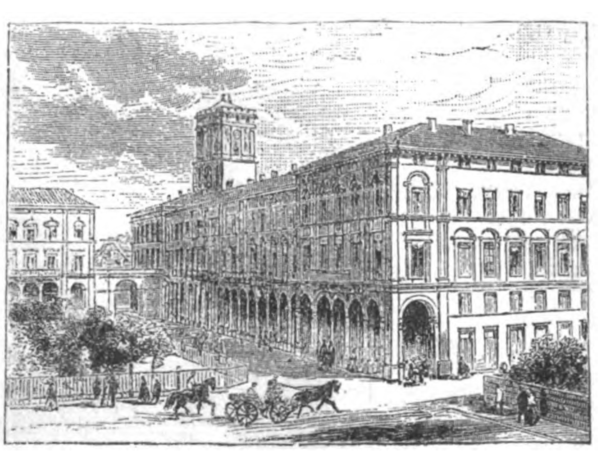


Das Residenzschloß.

und Professoren — sie sind nicht mehr da; nach dem alten Elementarschulhaus — es ist in ein preußisches Bureau verwandelt. Ja wohl — das alte Heim ist zur Fremde geworden, und das Plätzchen, welches nächst dem Vaterhaus am lautesten von Heimath redet, das ist das epheuumrankte Grab der theuern Eltern.

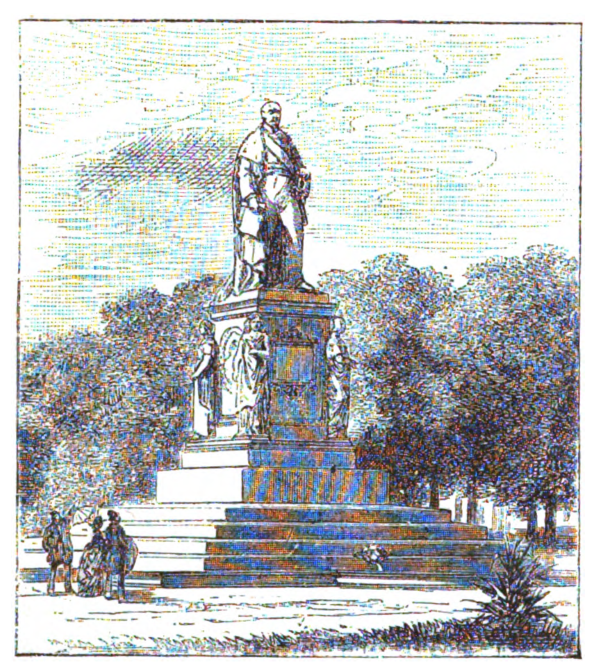
Wie die Todtenstadt dort draußen so volkreich und so groß geworden! Und auch die Erweiterung reichte noch nicht aus; ein neuer Ruheplatz der Todten ist eröffnet und bereits zur größeren Hälfte gefüllt. Hier kennt sich der langjährige Wanderer besser aus als unter den Lebenden. Dort liegen die Helden von '70 und '71, hier eine ganze Familie, unter deren Dach er oft geweilt, da ein treuer Lehrer und Prediger — überall bekannte Namen und Erinnerungen — auf bemoosten Grabsteinen. Wenn man den Wechsel der Zeit in einer Communität Jahr aus und ein selbst mitmacht, und sich die Verhältnisse im Laufe der Jahre anders gestalten und Menschen gehen und kommen sieht, so erscheint die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und irdischer Größe nicht so auffallend; trittst du aber, mein lieber Leser, nach einem Vierteljahrhundert einmal hinein in eine Gemarkung, wo du früher ganz gut bekannt gewesen, da wirst du überwältigend an das Wort der Schrift erinnert, daß alles Fleisch wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume ist.

Während jedoch das alte Geschlecht zu den Vätern versammelt wurde, hat sich das neue tüchtig umgethan und viel Schönes und Brauchbares geschaffen in der alten Heimath. Im Westen, im Süden und Osten der Stadt sind ganze Reihen von Straßen entstanden und haben die Altstadt mit einem Gürtel neumodischer Bauten umfaßt. Und wunderbar — dort draußen unter den Gebäuden und Gärten und Anlagen, welche an den modernen Styl der Häuser im Heim der neuen Welt erinnern, ist's dem Wanderer fast heimathlicher zu Muthe, als in den Straßen der Altstadt mit ihren engen Verhältnissen. Wie war früher hier alles so ungeheuer groß — die Pyramide, die Stadtkirche, das Rathhaus, die Denkmale, die Straßen — welche sich in den beigefügten Illustrationen den Lesern vorstellen — in welch' verkleinertem Maßstabe erscheint heute Alles!



Der Friedrichsbau.

Und doch, trotz dieses Fremdegefühls, ist dies die alte, traute Heimath, die Wiege der Kindheit, der Tummelplatz des Jünglings. Ich schaue Alles mit Verehrung an, und über jede Ecke



Karl Friedrichs Denkmal von Schwanthaler.

Die Gesellschaft der alten Heimath ist noch so ziemlich die alte wie vor 30 Jahren. Der Kaiser Barbarossa schläft zwar nicht mehr im unterirdischen Schlosse, sondern ist im Kaiser Wilhelm erstanden, aber die Verhältnisse sind im Ganzen die alten geblieben. Die Milchmädchen fahren noch wie früher mit ihren Wägelchen nach der Stadt, wobei sie selbstverständlich selbst die Pferde „spielen" (?); die Kinder der Berge durchziehen noch barfuß die Straßen mit ihrem: „Kaafe Se a Haidelbeer!" und die Kirschenfrau hält noch an derselben Ecke, der Polizeidiener geht immer noch herum, um zu sehen, ob die Straßen peinlich reinlich gefegt sind, und ob sich irgendwo ein Gräschen zwischen den massiven Pflastersteinen zeigt.

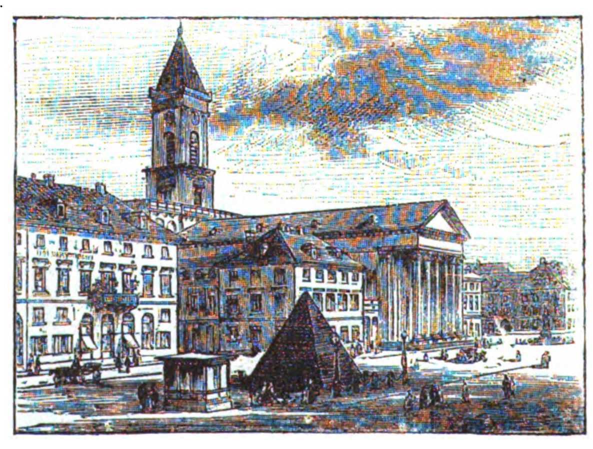
Die Klassen-Eintheilung — nicht zu sprechen von Kasten — lautet heute noch: 1) Offiziere und Adel, 2) Beamte und Kaufleute, 3) Bürger. Jede dieser Klassen steht abgegrenzt und hält sich noch zu alten Vereinen: 1) Museum, 2) Eintracht, und 3) Bürgerverein. Der Offizier schimpft über die Beamten und Bürger, der Beamte über die Bürger und Offiziere, und der Bürger über alle andern. Des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit „tagt" nur in einigen großen Köpfen und in der Brust der höheren preußischen Offiziere und Postbeamten, welche die meisten der badischen verdrängt haben, während der echte Bürger und badische Patriot jener schönen Zeit gedenkt, da die alten Raben noch um den Kyffhäuser flogen und man auch noch 'ne Wachtparad' hatte, und überhaupt viel mehr Musik

scheint ein eigenthümlicher geheimnißvoller Hauch gezaubert zu sein. Wie

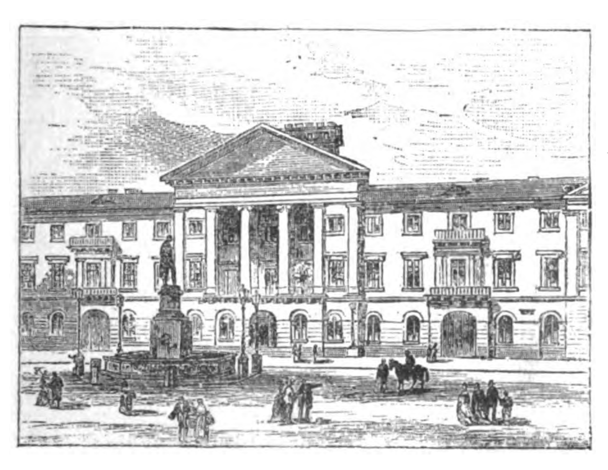
„Auf morgenrother Au'
Ist Vaters Haus gelegen;
Wie ist der Himmel blau!
Die Flur, wie reich an Segen!"

Aber es schwimmt das Ganze wie im Traumgebild, und man muß die reichen Erlebnisse und Erfahrungen vieler Jahre gleichsam vertilgen und sich 25 Jahre zurückversetzen, um zu erkennen, daß rings umher greifbare Realität existirt.

Traumartig lausche ich auch der Sprache, dem Dialekt der Heimath, und muß nicht nur wohl aufmerken, um auf dem Marktplatz einige Sätze zu erhaschen, sondern meine auch beständig, es müsse selbstverständlich irgend Jemand englisch reden. Wie sehr der Deutsch-Amerikaner an die Laute der englischen Sprache gewöhnt, und wie sehr dieselbe in Fleisch und Blut auch derjenigen übergegangen sind, welche das Deutsche hoch halten, das habe ich jetzt erfahren. Gestern hörte ich von einigen Engländern in den Anlagen ein paar Worte ihrer Zunge, und wie es auch immerhin erklärt werden mag: mir waren diese Töne wie Glockenklang vom Heimathland.



Pyramide und evangelische Stadtkirche.



Das Rathhaus.

aus, das zunächst von einem halbkreisförmigen Parke umgeben ist, von dessen Colonnaden die Straßen ihren Ausgang nehmen. Der durch liebliche Wasserbassins gezierte Schloßplatz wird von Lindenalleen, Teppichrasen, Blumenbeeten und Orangerien recht ansprechend geschmückt. In der Mitte erhebt sich das Standbild des Großherzogs Karl Friedrich. Das Schloß ist Mitte vorigen Jahrhunderts im altfranzösischen Stile erbaut. Der Marmorsaal, die große Bibliothek von über 100,000 Bänden und manche andere Sammlungen bieten dem müßigen Besucher Zeitvertreib in Menge. Von dem sogenannten Bleithurme, welcher sich über der Mitte des Residenzschlosses erhebt, hat man eine prächtige Ausschau auf die Stadt. Wie vor dem Palaste, so ergötzt sich das Auge auch auf der Rückseite desselben an zierlichen Gartenanlagen, verschönert durch Wasserkünste und das Denkmal Johann Peter Hebel's, des berühmten allemannischen Volksdichters und späteren Prälaten daselbst. Zwar nicht in Karlsruhe selber geboren, sondern ein Sohn der freien Schweiz (geboren am 11. Mai 1760 in Basel), kam er schon frühe nach Hausen im badischen Schwarzwald, und empfing seine ersten, sein ganzes Leben und poetisches Schaffen durchziehenden

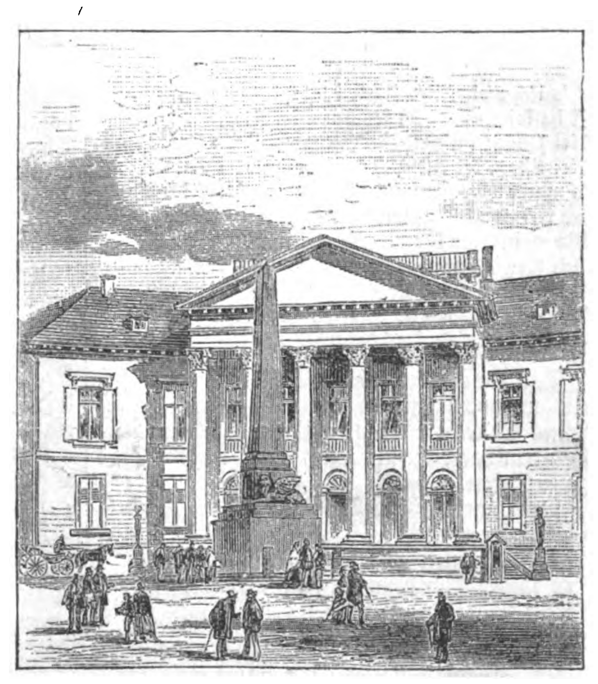
war. „Wir werden noch ganz verpreußelt," sagte ein alter Karlsruher zu mir, „das Heer ist preußisch, die Post ist preußisch, die Offiziere sind meist preußisch, ja, die Luft ist preußisch, nur unsere Karlsruher Wecken und Milchbrode sind noch sicher — weil sie die Preußen selber lieben."

Ich thue dergleichen mit der Phrase „Partikulargeist" ab, muß aber doch gestehen, daß bis jetzt mein Enthusiasmus für's deutsche Reich gerade nicht erhöht worden ist.

Wie in gesellschaftlich-politischer Beziehung, so sind die Verhältnisse auch auf kirchlichem Boden dieselben geblieben. Es giebt so und so viele Kirchengebäude, so und so viele Pfarrer, von denen welche rationalistisch, andere gläubig sind — und so und so viele Zuhörer, welche, wie vor 30 Jahren, manchmal wohl ein klein' Häuflein genannt werden können. Gebaut wurde während der 27 Jahre keine Kirche, während die Bevölkerung sich verdoppelte. Die Methodisten haben zwar seither Gottesdienste eingerichtet. Die aber werden als Eindringlinge verschrieen, obwohl die Kirchen oft leer stehen und der kirchliche Sinn bei der Masse des Volkes äußerst gering ist.

Von den politischen und kirchlichen Verhältnissen Deutschlands werde ich jedoch an anderer Stelle reden, und wollte hier nur einige im alten Heim auf mich gemachten Eindrücke verzeichnen.

Für diejenigen, welchen Karlsruhe völlig fremd, diene folgende kurze Beschreibung: Die Stadt breitet sich fächerartig um das großherzogliche Schloß



Palais des Markgrafen Max von Baden.

Jugendeindrücke unter rauschenden Tannen und rieselnden Quellen. Karlsruhe aber war seine geistige Heimath, von wo aus er durch Wort und Schrift den innigen Natur- und Gemüthston seines geistigen Wesens, gepaart mit kindlicher Frömmigkeit, erfolgreich in die Herzen des Volkes strömen ließ. Das badische Land in erster Linie, in weiteren Kreisen das ganze deutsche Volk verdankt Hebel den offenen Blick für Gottes Herrlichkeit in der Natur und das warme Herz für die einfachen Freuden eines edlen häuslichen und geselligen Lebens, den Sinn für das bescheidene Glück froher Genügsamkeit, das er selber so schön besingt:

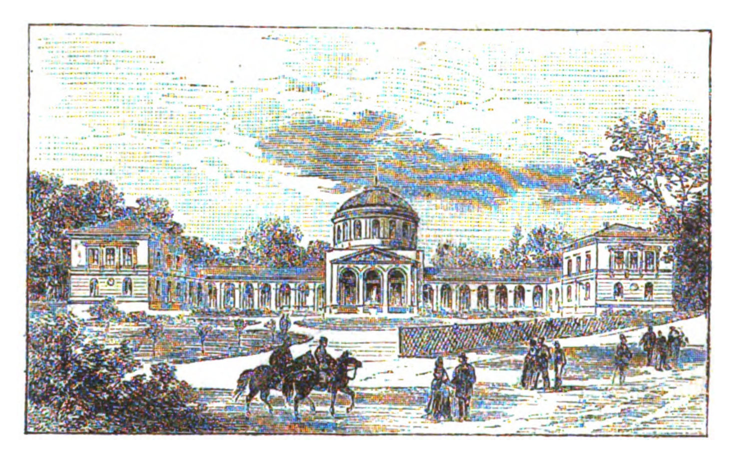
's isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigene Baum,
I ha kei Huus, i ha kei Schaf im Stal,
Kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,
Kei Chatz, kei Hüenli, mengmol au kei Geld.
's macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Buur
So rich as ich. Der wüßet wie me's macht.
Me meint, me heigs. So meini au, i heigs
Im süeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,
's isch mi, und wo ne Feld voll Aehri schwankt,
's isch au mi; wo ne Säuli Eichle frißt,
Es frißt sie us mim Wald.

Daß man einem solchen Volksgenius, der sich ein wohlverdientes Ehrendenkmal im Herzen seines Volkes errungen, auch ein sichtbares Zeichen dankbarer Erinnerung setzte, ist sehr wohl zu verstehen.

Das markgräfliche Palais, an dem Rondelplatz gelegen, fällt mit seinem auf sechs korinthischen Säulen ruhenden Fronton besonders in's Auge. Vor demselben steht der dem Großherzog Karl gewidmete Obelisk, welcher in dankbarer Erinnerung dem edlen Gründer der Verfassung errichtet worden.

Das Rathhaus, mit einem einfachen aber würdevollen Treppenhause, trägt auf einer Gedächtnißtafel die Namen der treuen Karlsruher, welche im blutigen Kampfe anno 1870 und 71 den Tod der Ehre auf der Wahlstatt fanden. Dem Rathhaus gegenüber befindet sich das Denkmal des Großherzogs Ludwig.

Unter den Kirchen sind die evangelische Stadtkirche Concordia und die katholische zu St. Stephan die bedeutendsten. Diese zeichnet sich durch eine Säulenrotunde mit Kuppel, zusammen hundert Fuß hoch und ebenso weit, wie einer



Vierordt's Bad.

prächtigen Orgel aus; jene, 1827 von Weinbrenner erbaut, mit einem 250 Fuß hohen Thurme, enthält die Fürstengruft und einige schöne Gemälde. Unweit der evang. Stadtkirche steht die bereits erwähnte Zwerg-Pyramide, die zum Gedächtniß des Gründers der Stadt, Markgrafen Karl Wilhelm, aufgeführt wurde.

Um unsrer Kunstfreunde willen dürfen wir nicht vergessen, der Kunsthalle zu gedenken, die eine vorzügliche Auswahl von Gemälden und Kupferstichen birgt, darunter Werke von Dürer, Kranach, Corregio, Rubens, Rembrandt, Holbein, Potter und vielen andern hochberühmten Namen.

Noch wäre manches Schöne und Sehenswerthe anzuführen, doch für heute genug vom alten Hein, denn:

Du lieber Leser dort, ich hier,
Bedürfen beide Ruhe wir,
Zu Karlsruh auch in Gottes Ruh
Ruf ich dir „Gott befohlen“ zu.

Verborgen in Gott.

Erzählung von R. Fries.

(Fortsetzung.)

Da ward der Schneider ganz froh und war auch an seinem Theil ganz gewiß, daß es so nach Gottes Rath und Willen sei, und nahm die Sache in die Hand. Sein eignes freundliches Anwesen fand leicht einen Liebhaber. Schwieriger war's, die alte Rauchkathe des Rademachers los zu werden, doch gelang auch dieses, wenn freilich zu einem niedrigen Preise. Der Schneider sagte aber: „Dat deiht niks, wi smiten dat nu in een'n Putt, so glitt sik dat ut mit min un sin!" und schließlich war so viel übrig, daß die beiden Alten einen für ihre bescheidenen Ansprüche recht netten Zinsgenuß hatten. Die Moorkathe fand nämlich auch nicht andere Käufer und ward daher sehr billig losgeschlagen.

So siedelten denn die beiden alten Freunde für den Rest ihrer Tage in die gemeinsame stille Wohnung über, und sie beide haben's nie bereut, denn hier draußen, in der Abgeschiedenheit von der Welt, ward ihr Leben je mehr und mehr mit Christo verborgen in Gott!

Eins aber haben sie sich vorgenommen bei ihrem Einzuge in die Moorkathe: daß sie an jedem Tage beim Abendsegen des armen, verlorenen Sohnes gedenken wollten in ihrem Gebet. Zuerst hat's der alte Vater versucht, sein inwendiges Seufzen in Worte zu fassen, aber er konnte nicht, es war eben ein unaussprechliches und die Stimme versagte ihm auch dabei. Darum mußte der Schneider eintreten, und er that's auch ganz kräftig, und weil er dabei mit Gott redete als mit seinem Freunde, so fügte er's dem Vater Unser Plattdeutsch hinzu und sprach Tag aus Tag ein als achte Bitte das Wort: „Un erbarm Di äwer unsen Krischan!"

Im Uebrigen floß ihnen das Leben ganz still dahin. So einigermaßen bei Gesundheit hielten sie sich beide, der Eine hat's freilich auf den Augen und der Andere auf dem Gehör gehabt, aber es ging doch; — auch halfen sie sich aus, nämlich der Rademacher, der scharf sehen konnte, fädelte wohl mal die Nadel ein; und der Schneider, der gute Ohren hatte, half nach, wenn am Sonntage etwas von der Predigt verloren gegangen war. Was nun das Kirchgehen anbetraf, so ist darüber noch zu bemerken, daß es mit dem Durchschaufeln bei Winterszeit nicht viel geworden; allermeist wehte der Wind den Schnee von der weiten Fläche, daß immer ein wegsamer Pfad blieb, — ward's aber trotzdem doch einmal tief, so reichten die alten Kräfte nicht mehr aus zum Schaufeln und sie mußten warten, bis ander Wetter ward. Sonst aber an jedem Sonntagmorgen begab sich das alte Paar auf den Kirchweg, und zwar gleich nach dem ersten Läuten. Denn der alte Rademacher konnte die neugierigen Augen nicht vertragen und setzte sich gleich an ein verborgenes Plätzchen hinter'm Pfeiler dicht unter der Kanzel, da sah ihn keiner als sein Herrgott und der Küster, wenn er den Klingelbeutel holte, der da hinten an einem Nagel hing. So lange der alte Mann so alleine saß in dem stillen Kirchlein, wo es so dämmerig war vom Schatten der Linden draußen, und ein eigner Duft von den Altarkerzen und den vielen welkenden Todtenkränzen, die an der Mauer hingen, den Raum durchzog, — ging's ihm drinnen im Herzen immer nach der Weise des 130. Psalms: „Aus tiefer Noth &c." Hernach, wenn die Gemeinde sich sammelte, sang er tapfer mit, es klang freilich wie eine zerschossene Trompete, und bei der Predigt mußte er sehr aufpassen, um nicht den Sinn zu verlieren, weil's mit dem Gehör so schwach bestellt war! — Der Schneider dagegen brachte die Zeit vor Anfang des Gottesdienstes draußen zwischen seinen Gräbern zu. Da hatte er immer viel zu thun. Alle die kleinen Holzkreuze, dazwischen das eine größere, mit ihren Namen und Sprüchlein, mußten durchstudirt werden, obschon er's alles längst, längst auswendig wußte, bis die Kreuze ihm wie ein Gitter wurden vor seinen Augen, und hinter dem Gitter lag das schöne, selige Kinderparadies. Band er dann die Rosen an, die rothen und weißen, lauter Ableger an seinem früheren Häuschen, dann dachte er: „Ach, ihr armen Erdenrosen, was seid ihr gegen die Paradiesesrosen! Awer," fügte er hinzu, „ik hev ja niks beters, min söten Kinner!" *) Beim zweiten Läuten ging denn auch er hinein, klemmte die Brille auf die Nase, schaute lange auf die Nummertafel, ehe er die drei Ziffern richtig herausgebracht hatte, und wenn dann der Organist seine Pfeifen tönen ließ, stimmte der Schneider mächtig an, denn er hatte eine starke Stimme und war „hell von Bost". **) So lebten die beiden am Sonntage ihr verborgenes Leben mit Christo in Gott.

Jahre gingen dahin, von dem verlorenen Sohne kam keine Botschaft, weder mündlich noch schriftlich. Das war den beiden Alten auch weiter nicht auffällig, denn mit dem Schreiben war's nie des Jungen Sache gewesen, und der Schneider sagte: „Wat sall hei ok schriewen, veel Plaseerliches givt dat dor wull nich achter de swedschen Kardinen!" ***) — Endlich kam

---

*) Aber, ich habe ja nichts Besseres, meine süßen Kinder!

**) Hell in der Brust.

***) Was soll er auch schreiben, viel Plaisirliches giebt's da wohl nicht hinter den schwedischen Gardinen! (Eisenstäbe.)

aber doch ein Lebenszeichen. In der Sommerszeit war's, als die Arbeiter im Moor den Torf beinahe trocken hatten, da kam ein Bursche mit einem wilden Bart in die Kathe, der einen scheuen Blick hatte, und eine tiefe Narbe lief ihm roth über die Stirn, der sagte, er habe noch einen Gruß zu bringen, er wisse aber nicht, ob man ihn auch haben wolle. Das war Einer, der seine Zeit abgesessen und den sie aus dem Zuchthaus entlassen hatten, der hier im Moor Arbeit gefunden. Der Gruß lautete eigenthümlich, nämlich: „Sei sülln man ni vertwiveln, de oll Gott lev noch!"*)

Daraus konnten die beiden nun machen, was sie wollten. Den Rademacher dünkte, das klinge nach der alten leichtfertigen Weise; der Schneider dagegen hörte einen andern Ton heraus, und war ihm wie der erste Vogelsang nach langem Winter. — Seitdem hieß es noch viel kräftiger nach dem Abendsegen: „Un erbarm di äwer unsen Krischan!"

Der Sommer war vergangen, der Martinstag nahe herangekommen. Der Itzehoer Ochsenmarkt hatte schon den ersten Schnee gebracht, und ist doch noch im Oktober. Der Winter war vor der Thür und drohte scharf zu werden. Die frühe Dämmerung lag auch schon über dem weiten braunen, eintönigen Moor. Da machte sich Jemand an der Küchenthür zu schaffen, die bereits verriegelt war. Der Schneider guckt aus dem Fenster und sieht eine junge Weibsperson stehen, mit einem etwa fünfjährigen Knaben an der Hand. Sein Erstaunen ist nicht gering: eine Frau um diese Zeit in der abgelegenen Gegend, dazu das arme Kind. Die Person sah verkommen genug aus: ein altes Kattunkleid, verblichen und verwaschen, flatterte ihr um die löchrichten Strümpfe, aus dem übergeworfenen Tuch blickte ein schmales, blasses Gesicht, mit großen Augen, die nach Brod fragten. Und das Jüngelchen in der zerrissenen Jacke und den kurzen leinenen Hosen, die Hand in die Tasche geklemmt, sah so erbärmlich aus, daß dem Schneider gleich das Herz vor Mitleid groß ward. Doch murmelte er vor sich hin: „Nu, to de Nacht! wat söllt wi darbi maken!**)"

Als er die Thür geöffnet und die Wartenden eingelassen, fragte das junge Weib, ob denn nicht hier der Rademacher Samuel Eekholt wohne, man habe sie hergewiesen, als sie im Dorfe nachgefragt. Und nun gab sie sich kund als dessen Schwiegertochter; lange genug habe sie sich mit dem Kinde durchgeschlagen, jetzt könne sie nicht weiter, kein Mensch kümmere sich um sie, und sie sei doch die angetraute Frau von dem Manne, der nun schon so lange im Zuchthaus sitze, und verheirathen könne sie sich ja auch nicht wieder, so lange sie nicht von ihm geschieden sei, und hierher müßte sie sich doch wenden, der Alte sei doch der Nächste dazu, — und dabei heulte sie ganz laut und das Jüngelchen half mit, so daß der Alte es trotz seiner Taubheit gehört hatte in der Stube und herausgekommen war, er stand da hinten am Thürpfosten und war wie vom Blitz getroffen.

Mit einem Blick hatte er alles erfaßt! Das war sie — um deren willen sein Junge den Streit angefangen! Das war sie—die Genossin seiner Sünde, vielleicht seine Versucherin! und nun, da sie der Sünde Sold davongetragen hatte, sollte er helfen!

Der Schneider las in des Alten Seele, wie in einem Buche, und dachte wieder: „Wat 's derbi to dohn!"*) Aber wieder hatte ein Anderer schon den Weg bereitet und an Mitteln fehlte es Ihm nicht!—Als sie so bei einander standen, und Keiner recht wußte, was daraus werden sollte, trug eine Schallwelle durch die offen gebliebene Thür einen Ton, es war ein Glockenton, vom Dorfe herüber! Die Betglocke ward gezogen, es war vier Uhr Nachmittags. — Da legte der Schneider seine Hand auf des Alten Schulter und rief ihm ins Ohr: „De Bädklock sleiht!"**) — Der Alte entblößte den Kopf und jetzt trug die Luft einen noch lauteren Schlag herüber, er nickte sacht, er hatte es gehört. In diesem Moment schob sich eine kleine, kalte Kinderhand zwischen seine gefalteten Hände, und das Knäblein, von der Mutter angestiftet, flehte jämmerlich: „Verstöt hei uns doch ni, leiv Großvader!"***) und dabei hob das Kind seine blauen, thränenschweren Augen zu dem Alten empor; — es sah zum Erbarmen aus! und es erbarmte auch das Herz des Großvaters!

„Lat sei denn man herein kamen!" sagte er in seinem traurigen, müden Ton, — „dat Kind is ja unschüllig!"†)

So kamen sie denn hinein — blieben auch da, und sind nicht wieder hinausgestoßen!

Zunächst war denn allerdings guter Rath theuer, und zwar nicht was Essen und Trinken anbelangte, das war bald zur Genüge hergestellt, sondern eine Schlafstätte und ein Lager zu bereiten. Da lag denn nun die Last ausschließlich auf dem Schneider. Der Alte hatte sich nie um dergleichen Dinge gekümmert und war darin hilflos wie ein Kind.

An der Rückseite des Häuschens lag eine Kammer, schön war sie nicht, hing auch voll Spinnweben, und allerlei Staub und Unrath bedeckte den Boden und das Fensterlein. Doch fand

*) Sie möchten nur nicht verzweifeln, der alte Gott lebt noch!

**) Nun, zur Nacht! was sollen wir dabei machen?

*) Was ist dabei zu thun?

**) Die Betglocke schlägt!

***) Verstoße er uns doch nicht, lieber Großvater!

†) Laß sie denn nur hereinkommen! das Kind ist ja unschuldig!



sich da eine Wandbettstelle — das war die Hauptsache, für das Uebrige war der Besen gut. Dieses nützliche Instrument ward der Frau, nachdem sie gesättigt war, in die Hand gedrückt, und ihr Anweisung ertheilt. — Dann untersuchte der Schneider das vorhandene Bettzeug, wobei er sich allerdings in bedeutenden Schwulitäten befand, denn es war eigentlich nicht viel Uebriges da; aus seinem eignen Bette nahm er das Meiste heraus, aber er konnt's wahrhaftig nicht helfen, er mußte auch dem Alten das eine seiner beiden Kopfpfühle nehmen, „un hei mag so geern hoch mit 'n Kopp liggen,"*) sagte er dabei vor sich hin und seufzte schwer!

Endlich war das Lager fertig und die beiden müden Wanderer konnten sich zur ersehnten Ruhe hinstrecken und lagen bald im tiefen Schlaf. — Der Schneider, der sich noch etwas in der Kammer zu schaffen hatte, betrachtete sie mit hochgehaltener Lampe. Das Weib lag abgewandt und hatte den Jungen nicht in ihren Arm genommen, — der schlief aber trotzdem so sanft und selig, und jetzt mit den schlafrothen Wangen sah er so lieblich aus, hatte auch die Händchen gefaltet, daß der Schneider zu dem Resultat kam: „De Jung is god, awer sei!? — ja, sei mugg wull ni veel dägen!"**) — Ganz unrecht hat er auch nicht gehabt! Es zeigte sich bald hier in der Moorkathe, wie bei dem Bauer, der die erstarrte Schlange in seinem Busen erwärmte, und zum Lohne biß sie ihn. — Die Frau war bald wie zu Hause und gar nicht wie eine von der Straße Aufgelesene, sondern wie vollaus berechtigt, und deutlich stand's ihr in den frechen Mienen zu lesen, daß sie sich vor keiner Uebermacht beugen werde und selber das Regiment an sich reißen wolle. Dabei war sie sehr geschwätzig und plaudersüchtig, auf Neuigkeiten erpicht, knüpfte mit Jedem an, der des Weges kam, lockte alte Weiber an, sie auszuforschen; war leckerhaft ,und genußsüchtig, schonte des Buttertopfes keineswegs, und die Kaffeekanne ward den ganzen Tag warm gehalten im Ofenrohr. — Dem Gotteswort und Gotteshause war sie völlig entfremdet, zankte und stieß mit dem Jungen herum, daß man's nicht sehen und hören mochte! — Die beiden Alten litten schwer darunter!

Eine scharfe Ruthe hätten sie sich für ihren Rücken gebunden, meinte der alte Rademacher, aushalten könne er das nicht, entweder er oder sie müßten weichen. Dabei sah er seinen alten Hausgenossen so hilfesuchend an, als wollte er sagen: wie nun? — was soll denn nun geschehen? — Der Schneider mochte freilich auch eine recht bedenkliche Miene zu der Sache, aber er sagte doch: „Wi möt Geduld heewen, un tom tweiten Mal: Geduld! un tom drütten Mal: Geduld!" Es sei doch so vom lieben Herrgott ihnen zugesandt, da werde Er auch wohl wissen, wie's denn werden solle, und wozu es gut sei! Den Kaffee wollten sie ihr lassen, denn ohne Kaffee sei mit solcher Frauensperson gar nichts zu machen, im Uebrigen aber müsse ihr gezeigt werden, daß „Mannshand bawen"*) bleiben solle! und in die Kirche solle sie auch, solche Gottlosigkeit dürfe man nicht dulden! — Darnach ging's denn nun auch, der alte Schneider trat so kraftig und entschieden auf, machte der Frau ihren Standpunkt so klar, daß sie sich beugen mußte und ihm in allen Stücken, die er unweigerlich verlangte, gehorsamte.

Den besten Mitarbeiter und Bundesgenossen aber gewann er sich an dem Knäblein!

Es lag ihm ja nicht daran, einen erzwungenen Gehorsam bei dem Weibe zu haben, er wollte ihre Seele gewinnen; das läßt sich aber nicht erzwingen, sondern nur erbeten, und dazu bedarf es der Geduld, welche alles überwindet.

Den Jungen nahm der Schneider in seine Lehre, nicht etwa daß er neben ihm auf dem Tische gesessen und die Nadeln eingefädelt, — nein, er kam in die Katechismuslehre, obgleich er noch nicht lesen konnte. Der Schneider hatte dabei seine eignen Gedanken. Lesen lehren das müsse ein gelernter Schulmeister, das verstehe er nicht, aber das verstehe er, einem Kinde das rechte Händefalten beizubringen, und das Vaterunser beten, und ihm ins Herz zu legen: was denn die heilige Taufe nütze und wirke!

So streute der alte Mann, göttlicher Weisheit voll, goldene Samenkörnlein in das Kindesherz, und der Junge lief damit brühwarm zu seiner Mutter. Die war freilich zuerst wenig dafür zugänglich, aber das merkt so ein Kindesherz nicht und bleibt oft gerade darum so beharrlich auf seinem Stück bestehen. Das gab denn wieder in der Moorkathe ein Leben — verborgen in Gott; fehlte auch nicht an dem nöthigen Anhang und Verlängerung des Zusatzes zur siebenten Bitte des heiligen Vaterunsers, „denn," sagte der Schneider bei sich selbst: „bäden wi för den Mann, dat uns' Herrgott sik äver em erbarmen mugg, so möt wi ok för de Fru bäden, denn dor steiht schreewen: sie sollen ein Fleisch sein!"**)

Des Winters Eis bricht nicht beim ersten Frühlingsregen, und der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Aber „endlich, endlich ist ein schönes Wort", und das „endlich" kommt gewiß,

*) Und er mag so gern hoch mit dem Kopf liegen.

**) Der Junge ist gut, aber sie!? ja, sie mag wohl nicht viel taugen.

*) Manneshand oben.

**) Beten wir für den Mann, daß unser Herrgott sich über ihn erbarmen möge, so müssen wir auch für die Frau beten, denn es steht geschrieben: sie sollen ein Fleisch sein!



wo Gottes Hand ihr Werk und Thun dabei hat.

Sie wolle doch einmal mit in die Kirche gehn! hieß es an einem Sonntagmorgen, als die Märzsonne die Menschen aus ihren Häusern lockte, — sie habe doch allerlei im Dorfe zu besorgen; als müßte sie sich damit entschuldigen von wegen des Kirchgehens.— Aber der Schneider dachte doch: „De Saat geiht up! Gott help wider!" *)

4. Freude im Himmel.

Wenn bei nächtlicher Weile eine Feuersbrunst ausgebrochen und zerstört hat, was Menschenhand und Menschenfleiß gewirkt und geschaffen, und man am Morgen steht vor den rauchenden Trümmern und dem verkohlten Gebälk, — wie traurig! — Oder gar, — wenn die Wasserfluthen über weites blühendes Gefilde gegangen und nichts zurückgelassen haben, als Schlamm und Versandung — wie traurig! — Aber wenn nun die rastlose Menschenkraft den Schaden wieder gut macht, wenn die Trümmer weggeräumt und ein neues Fundament gelegt ist, wenn das Erdreich wieder fruchtbar gemacht und neuer Samen hineingestreut ist — wie erfreulich!

Das Traurigste, was es giebt, ist eine durch der sündlichen Leidenschaften Brunst verwüstete Menschenseele, ein Leben, über welches die Fluthen der bösen Lüste hingegangen; — das Freudenreichste dagegen ist, wenn aus Gottes Macht und Hand der Verwüstung ein Ziel gesetzt und ein Neues angefangen, da muß man wohl hören „das Gesinge und den Reigen".

Es war in der hohen Sommerzeit, der Roggen ward eingefahren von den Feldern und man freute sich schon darauf, bald vom neuen Korn frischgebackenes Brod zu essen. Im Moor gab's nun freilich keine Roggenfelder, doch schwankte wohl ein vollbeladener Erntewagen auch an der Hütte vorüber, der von den höher gelegenen Feldern her dem Dorfe entgegen zog. Dann klatschte der Kleine in die Hände und suchte etliche herabhängende Aehren zu erhaschen, die reifen Körner in der Hand auszureiben und zu verzehren. Jörge war übrigens ein strammes Büblein geworden durch die nahrhaftere Kost, welche ihm geboten ward, er sah dem bleichen, abgemagerten Kinde gar nicht mehr ähnlich, das an jenem Herbstabend zuerst über die Schwelle getreten. So konnte man denn nun auch ohne Sorge daran denken, ihn demnächst den weiten Weg in die Dorfschule antreten zu lassen.

*) Die Saat geht auf! Gott helfe weiter!

Augenblicklich hatte er sich mitten in das Geleise des staubigen Weges gesetzt und war eifrig beschäftigt, die eroberten Aehren auszureiben. So bemerkte er auch nicht, daß eine hohe, breitschulterige Mannesgestalt unter den herabhängenden Birkenzweigen stand, halb versteckt, unverwandt die dunklen, ernsten Augen auf das Kind im Wege gerichtet!

Ueber dem weit gestreckten Moor flimmerte die Nachmittagshitze des Augusttages; Vogelstimmen hörte man nicht mehr, tiefe Stille lagerte ringsum. Der Mann im Schatten der Bäume regte sich nicht, — doch mußte wohl in seinem Herzen sich etwas regen, denn wärmer und immer wärmer ward der Blick seiner Augen, die wie festgebannt auf dem Kinde ruhten, und leise löste sich eine Thräne aus der dunklen Wimper. Mit unhörbarem Schritt nahte sich der Mann dem Knaben, legte ihm seine große, braune Hand in die wirren Locken, — da erst hob der Junge seine blauen Augen staunensvoll — ja halb zürnend, zu dem Fremden empor.

„Wat heitst du?" fragte der Mann.

„Dat segg ik di ni!" *) der Junge — und damit stand er gerade und trotzig auf beiden nackten Beinen. Schweißperlen bedeckten ihm die Stirn und seine Augen blitzten keck den großen Mann an.

„Segg mi doch, wat du heitst!" fuhr er fort, „ik gev di ok wat!" **)

Der Junge schaute unverwandt auf den Fragenden, als wollte er ihn prüfen, dann sagte er mit schlauem Ausdruck: „Hest du ok wat?" ***)

Der ernste Mann mußte beinahe lächeln über den Knaben, obgleich ihm ganz anders zu Muthe war. Er griff in die Tasche und holte einen rothbackigen Augustapfel hervor.

Da blitzten die Kinderaugen und die Hand streckte sich begehrlich aus. — „Ik heit Jörg Eckholt, un hir wahnt min Großvater!" †) — Dabei nickte er nach der Kathe hinüber, während die weißen Kinderzähne schon in den rothen Apfel hineinbissen.

„Wo is denn din Moder?" ††) fragte der Mann weiter.

„Sei is bi 'n Kaffee!" lautete die Antwort, und weil dem Jungen dabei einfiel, daß er auch zum Kaffeetrinken erwartet werde, wollte er davonspringen. Aber des Mannes Hand ergriff ihn rasch, und mit einem Zittern in der Stimme fragte er:

„Wo is denn din Vater?" *)

*) Wie heißt du? — Das sag' ich dir nicht!

**) Sag mir doch, wie du heißt! ich geb' dir auch etwas!

***) Hast du auch etwas?

†) Ich heiße Jörge Eckholt, und hier wohnt mein Großvater!

††) Wo ist denn deine Mutter? — Sie ist beim Kaffee.

†††) Wo ist denn dein Vater?

Der Junge zerrte unwillig und wollte sich losmachen, aber die Hand hielt fest, bis er geantwortet hatte:

„Lat mi los, ik hev keen Vater." *)

Da ließ die Hand los, jäh und plötzlich. Der Junge sprang in's Haus, und der Mann stand wieder unter den Birkenzweigen und seine Hand hatte er vor's Gesicht gelegt und weinte bitterlich. Bald aber raffte er sich zusammen und trat in die Hütte. Er vernahm, wie der Junge eben drinnen am Kaffeetisch sein Erlebniß erzählte, da stellte er sich selber in die offene Stubenthür. Aller Augen richteten sich auf ihn, mit Ausnahme des alten Rademachers, welcher von allem nichts gehört und wie gewöhnlich vor sich niedersah. Da zupfte ihn das Büblein am Aermel, wies mit dem Finger nach der Thür und rief dem Alten in's taube Ohr: „Kiek, Großvader, dat is hei!" **)

Ja, das ist er! und doch ist's ein Anderer! vor den Menschen ein entlassener Sträfling. — vor Gott Einer, der da spricht: „Ich habe gesündigt in dem Himmel und vor Dir und bin nicht werth, daß ich Dein Sohn mehr heiße!"

Freilich ist er's, mit Namen Krischan Eckholt, aber doch ein Anderer! Sie sahen auf ihn — aber da war nichts mehr von der trotzigen Kraft, von dem wuchernden Fleisch, von Uebermuth und Lebensfülle — ach nein, ein todtbleicher, hohläugiger, abgemagerter Mann stand er da, demüthig wie ein Bettler, den Hut in den Händen haltend, die Augen zu Boden geschlagen, die Kniee wie schlotternd, und Thräne auf Thräne rann langsam in den unrasirten Bart.

Der alte Rademacher Samuel aber sah auf ihn wie auf ein Gespenst, er wollte die Hand aufstützen, aber sie sank wie lahm dahin; nur seine beiden Arme konnte er aufheben und mit einem herzzerreißenden Ton rief er's laut: „Min Sähn! min Sähn! büst du't, oder is dat din Geist?" ***)

Da brachen dem Mann auf der Thürschwelle die Kniee zusammen, und wie von der Sense niedergemäht, lag er da, auf seinem Angesicht!

Nun eilten sie Alle herzu, der Schneider zuerst, und in rührender Weise auch der Junge, sie faßten ihn an, sie wollten ihn aufheben, aber er wehrte sie Alle ab und sagte: „Erst mutt min Vader vergewen!" †)

Da schrie das Weib laut auf, und die Schürze vor's Gesicht schlagend, warf sie sich neben dem Mann auf ihre Kniee.

Oft kommt's ja freilich nicht vor, daß die armen Sünder im Zuchthaus zur Erkenntniß kommen und sich bekehren, aber es kann doch vorkommen, und hier war's wirklich geschehen.

Als er sein gerechtes Urtheil empfangen, da dünkte es ihn selber ungerecht, denn was er gethan hatte dem Andern, hätte dieser ebenso wohl ihm thun können, reiner Zufall war's, daß er getroffen und der Andere vorbeigestoßen. Tödten hatte er nicht wollen. — Als sie ihn dann wegführten in Ketten und Banden, und das Gefühl der Schande, des Ausgestoßenseins sich auf ihn legte, da empörte sich sein Herz und er ballte heimlich die Faust gegen alle diese Menschen, welche sich gegen ihn verbündet hatten! In diesem Zustande kam er ins Zuchthaus, in die Gemeinschaft der Verworfensten und Entartetsten seines Geschlechts. Zugleich aber auch ward er unter den heilsamen Einfluß des Gotteswortes gestellt durch die treue Seelsorge des Mannes, welchem es als schweres Amt anvertraut war, hie die rettende Macht der Liebe zu üben, welche alles glaubt, alles hofft, alles duldet.

(Schluß folgt.)

*) Laß mich los, ich habe keinen Vater.

**) Siehe, Großvater, das ist er!

***) Mein Sohn! mein Sohn! bist du's oder ist es dein Geist?

†) Erst muß mein Vater mir vergeben!

Unsere Bischöfe.

Editoriell.

1. Bischof Levi Scott, D. D.

Der seit der letzten General-Conferenz dem aktiven Dienste enthobene Senior unserer Bischöfe ist der am 11. Oktober 1802 zu Cantwalls Bridge, nahe dem heutigen Odessa, Del., geborene Levi Scott. Seine Eltern waren eifrige Methodisten; der Vater ein Klaßführer und Lokalprediger starb schon kurze Zeit nach der Geburt seines Sohnes und hinterließ demselben als bestes Erbtheil den Segen einer frommen Erziehung. Bis zu seinem 16. Lebensjahre arbeitete dieser als Farmer und später als Mechaniker. Gleich den meisten seiner damaligen Zeitgenossen waren ihm sowohl die Mittel als die Gelegenheit zu einer höheren Schulbildung während der Jugendzeit nur sehr sparsam zugemessen, und so trat er ohne vorangegangene förmliche theologische Studien ins Reisepredigtamt ein, in welchem er aber bald als praktischer Mann so Tüchtiges leistete, daß er schon 1834 zum Vorstehenden-Aeltesten des Delaware Distrikts ernannt wurde. Durch eisernen Fleiß und gute Begabung gelang es ihm, das früher Versagte noch im Mannesalter und mitten unter den drückenden Lasten eines mühevollen Berufes in einer Weise nachzuholen und


LEVI SCOTT, D.D., Senior Bishop.

sich anzueignen, daß er von dem damaligen Präsidenten des Dickinson Colleges, Rev. Dr. Durbin, zum Prinzipal der Dickinson Grammar Schule in Carlisle, Pa., berufen wurde, an jene berühmte Anstalt, der so mancher bedeutende Mann des Methodismus seine Erziehung, sowohl in Hinsicht auf wissenschaftliche Kenntnisse, wie für die Führung des Predigtamtes und das praktische Leben überhaupt verdankt. Nach dreijähriger erfolgreicher Wirksamkeit daselbst trat er jedoch wieder ins aktive Predigtamt zurück, als das seinen Neigungen und Gaben besser als der Lehrfach entsprechende Feld seiner Thätigkeit und wurde von 1836 bis 1852 jedesmal zum Mitglied der General-Conferenz gewählt, die ihn auch im Jahr 1848 zu einem der Buchagenten in New York gemacht hat. Vier Jahre nachher wurde er in das wichtige und verantwortungsvolle Bischofsamt berufen, das er nahezu 30 Jahre lang mit rüstiger Kraft und treuer Gewissenhaftigkeit verwaltete. Seine wiederholten ausgedehnten Reisen führten ihn in fast alle Staaten und Territorien, sowie nach Afrika, um den Vorsitz über die Liberia Conferenz zu führen. Den Abend seines Lebens bringt er jetzt in wohlverdienter Ruhe an der Stätte seiner Kindheit zu und hat sich bis ins hohe Alter den einfachen bescheidenen Sinn und den festen zuverlässigen Charakter erhalten und dadurch die dankbare Liebe und aufrichtige Hochachtung der Kirche erworben und bewahrt.

2. Bischof Matthew Simpson, D. D., LL. D

Dieser Mann, der mit vollem Rechte den Namen der „Demosthenes des Methodismus" verdient, wurde zu Cadiz, O., am 20. Juni 1811 geboren und empfing in dieser seiner Vaterstadt eine sehr sorgfältige Erziehung, sowie seine erste wissenschaftliche Ausbildung, die er nachher in Madison College, Pa., dem späteren Alleghany College vollendete, woselbst er schon mit 18 Jahren zum „Tutor" gewählt wurde. Bis 1833 trieb er das Studium der Medizin und begann diese dann auch praktisch auszuüben, fühlte aber bald einen unabweisbaren inneren Drang, sich dem Predigtamte zu widmen. Er folgte gehorsam diesem Zug und Ruf seines Gottes und wurde nach erlangter Licenz zunächst auf Probe in die Pittsburger Conferenz aufgenommen, bekam aber schon 1837 die ehrenvolle Stellung des Vicepräsidenten und Professors der Naturwissenschaft an der oben genannten hohen Schule und zwei Jahre später die noch bedeutendere des Präsidenten der Asbury Universität, welche er bis 1848 bekleidete und



MATTHEW SIMPSON, D.D., LL.D.

dann die des Editors des Western Christian Advocate antrat, bis er vier Jahre darauf zugleich mit Scott, Baker und Ames in das Amt eines Bischofs erhoben wurde. Die General-Conferenz schickte ihn 1857 als Abgeordneten zur Irischbritischen Conferenz, sowie zu der im gleichen Jahre abgehaltenen Evangelischen Allianz in Berlin, von wo aus er dann eine längere Reise nach der Türkei, Palästina, Egypten und Griechenland antrat. Seine bedeutende Rednergabe fand besonders während des Bürgerkriegs ein fruchtbares Feld durch eine Reihe von zündenden Vorträgen, die er zu Gunsten der Union hielt, und in Folge deren ihn der Kriegssekretär mit der Organisation der Arbeit unter den Freigelassenen betrauen und später der Präsident Grant ihn als Commissionär der Regierung nach San Domingo schicken wollte. Aber er wies beide Anträge dankend zurück und blieb seinem kirchlichen Beruf getreu. Nach dem plötzlichen Tode des Bischofs Kingsley besuchte er 1870 abermals Europa, um das jenem übertragene Werk auf dem Continent zu vollenden und zugleich als Delegat der Conferenz in England beizuwohnen; das Jahr 1874 fand den unermüdlich thätigen Mann in Mexiko, das folgende wiederum in Europa, diesmal in Deutschland und der Schweiz, um dort die Conferenz zu leiten. Auch als Schriftsteller hat sein vielseitiges Genie ihm hohen Ruhm erworben durch sein glänzend geschriebenes Buch: „Ein Jahrhundert des Methodismus" und die Herausgabe der großen illustrirten Prachtausgabe der „Encyclopädie des Methodismus", jenes klassischen Sammelwerkes über alle Gebiete unsers kirchlichen Lebens. Vor allem aber war er und ist er noch der gefeiertste Redner unserer Kirche, gleich ausgezeichnet durch die Klarheit und Einfachheit seiner Anordnung, die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Gedanken, die Schönheit und Natürlichkeit der Sprache, die Kraft und Lebendigkeit des Vortrags, die warme persönliche Begeisterung für seine Sache und die heilige Weihe des Geistes von oben, Vorzüge, die selten in diesem Maße, noch seltener in dieser Vereinigung bei Einem Manne sich finden und die auch aus seinen berühmten „Yale Lectures" oder Vorlesungen über die Homiletik, uns als besonders charakteristische Züge entgegentreten.

Deutschlands erste Bibelgesellschaft.

Von G. Baum.

Gewiß, nicht mit Unrecht blickt jeder Württemberger mit einem Gefühl von Stolz und Freude nach der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, dieser Fundgrube der Wissenschaft mit ihren 230,000 Bänden, worunter 2300 Incunabeln, d. i. Bücher, die vor dem fünfzehnten Jahrhundert gedruckt wurden, nebst 130,000 Brochüren und Dissertationen, sowie 3600 Handschriften, wovon 800 Stück in die Zeit fallen, da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war. Aber was sind doch alle diese Schätze gegenüber dem köstlichen Kleinod, das sie in ihrer Mitte birgt, und um das sie die ganze Christenheit beneidet, und das von keinem andern, selbst dem im Vatican aufbewahrten, nicht überstrahlt wird, nämlich ihrer herrlichen Bibelsammlung von 8750 der verschiedenartigsten Exemplare. Von jeder Bibelausgabe, von der ersten (1450) bis auf unsere Zeit, befindet sich hier von den bereits in allen bekannten Sprachen des Erdballs erschienenen Ausgaben ein Exemplar, und dieses unübertreffliche Juwel ist der Glanzpunkt der Bibliothek, der leuchtende Stern am Himmel historischer Denkmäler, in dessen Strahlenglanze sich jeder Schwabe gerne sonnt.

Wenn aber das kleine Württemberger Land stolz sein darf auf die unbestrittene Ehre, die größte Bibelsammlung der Welt zu besitzen, so darf es sich dazu auch noch rühmen, die erste Bibelgesellschaft Deutschlands in's Dasein gerufen zu haben. Die geschichtliche Thatsache dieser merkwürdigen Erscheinung auf dem Gebiete protestantischer Entwicklung zu einer Zeit, wo das lautere Wort Gottes gleichsam noch in Fesseln geschlagen war, ist kurz folgende:

Der in der Hofburg zu Wien hochangesehene und längere Zeit als Gesandter bei der hohen Pforte in Constantinopel accreditirt gewesene Freiherr Hans Ungnad von Sonneck mußte im Jahre 1562 wegen seiner evangelischen Gesinnung die österreichische Monarchie verlassen und suchte nun bei seinem einstigen Jugendfreunde, dem gottesfürchtigen Herzog Christoph von Württemberg eine Zufluchtsstätte. Mit Freuden nahm der Fürst den verbannten reichbegabten Freund in seinem Lande auf und wies ihm die Stadt Urach am Fuß der rauhen Alb zum Aufenthaltsorte an, woselbst ihm das ehemalige Chorherrenstift zu St. Amandi, nun ein niederes theologisches Seminar, zur Wohnung eingeräumt wurde. Sofort rief der von der evangelischen Wahrheit tief durchdrungene Mann, einen Verein zur Verbreitung von Bibeln ins Leben, und richtete in seinem Hause eine umfangreiche Buchdruckerei ein, in welcher hauptsächlich Bibeln in den bekanntesten Sprachen gedruckt und durch die protestantischen Lande colportirt wurden.

Die Wirksamkeit dieses segenspendenden Unternehmens währte Jahrzehnte, doch etwa 80 Jahre später, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, fiel die für die damaligen Zeitverhältnisse wahrhaft großartige Schöpfung, einem tragischen Geschicke anheim. Als nämlich am 2. November 1634 die wilden Horden eines Gallas sich der Stadt näherten und dieselbe nach kurzer Gegenwehr erstürmten, waren die Utensilien der Ungnad'schen Druckerei längst verborgen und harrten nun Jahre lang im sichern Versteck ihres Auferstehungsmorgens, der sie zur neuen Thätigkeit ans Licht rufen sollte, aber ein geheimnißvoller Unstern führte unverhofft zur Entdeckung der schlummernden Schwarzkünstler und lieferte sie auf Gnade und Ungnade in die Hände ihrer erbitterten Feinde, von welchen nun die Typen, Gott weiß durch welche Schicksalsfügung, in den Besitz der katholischen Propaganda zu Rom gelangten und noch laut verbürgten Nachrichten dort aufbewahrt werden sollen.

Abhärtung.

Von F. D.

Die ursprünglich so weiche und empfindliche Haut der Hohlhand und der Finger wird bekanntlich durch häufiges Handhaben harter Gegenstände allmählich so fest und widerstandskräftig, daß sie ohne Schaden Reibungen verträgt, welche ungewöhnten Händen Schwielen und Blasen verursachen würden. Ferner ist bekannt, daß durch regelmäßig gesteigerte Ausarbeitung der Muskeln in Verbindung mit methodischem, anfänglich sanftem, aber allmählich nachdrücklicherem Reiben und Kneten das Fleisch so fest wird, daß endlich selbst derbe Stöße und Schläge, die bei nicht Abgehärteten Beulen und Blutunterlaufungen hervorrufen, gar keine merklichen Folgen nach sich ziehen.

Mit geistigen Anstrengungen ist es nicht anders: mäßige und vorsichtig gesteigerte Geistesarbeit vermehrt die Geisteskräfte; übermäßige Anstrengung erschöpft sie. Wenn es von Schülern heißt, sie halten in späteren Jahren nicht, was sie früher versprochen haben, so dürfte meistens Ueberanstrengung die Schuld tragen, und wenn man nicht bei den ersten Zeichen der Er-

mattung für Schonung und Ersatz sorgt, so wird man den Schaden nur schwer wieder gut machen können. Daraus ergiebt sich, was auch anderweitig nachgewiesen werden kann, daß mäßige aber oft wiederholte Reizungen wesentliche Grundlage aller Abhärtung sind.

Am wichtigsten ist auf diesem Gebiete die Abhärtung gegen Erkältung, von der zu einem nicht geringen Theil unsere ganze Gesundheit und selbst unsere Lebensdauer abhängt. Den abkühlenden und erkaltenden Einflüssen aber ist vorzugsweise unsere Haut ausgesetzt. Die Abhärtung gegen Erkältung hat dem zufolge vorzugsweise die Haut in's Auge zu fassen, und namentlich die weiche, leicht schwitzende Haut, welche am meisten gefährdet ist. Die planmäßige Abhärtung wird also die Neigung zum Schwitzen zu beseitigen streben, womit dann zugleich eine größere Festigung des ganzen Hautorgans erzielt wird.

Das mildeste Reizmittel für die Haut ist die Luft, welche durch ihre ungehinderte Einwirkung den Blutzufluß zur Haut und dadurch deren Ernährung fördert; die Einwirkung kühler Luft macht zugleich die Athembewegung tiefer und kräftiger, fördert den Blutkreislauf und steigert hierdurch den allgemeinen Stoffwechsel und die gesammte Ernährung. Wird der Körperoberfläche mehr Wärme entzogen, als aus dem Innern ersetzt werden kann, so leidet der Organismus durch die zu große Abkühlung; daher können Leute mit schwachem Stoffwechsel, mit bleicher, kühler Haut, Blutarme und Herzschwache, weniger Wärmeverlust ertragen und müssen ihre Abhärtungsversuche auf anderem Wege betreiben.

Ihnen gebührt zunächst allgemeine Kräftigung durch gute Ernährung mit sehr mäßiger Körperbewegung; der Genuß der freien Luft ist auch ihnen unumgänglich nothwendig, aber sie bedürfen des Schutzes wärmerer Kleidung, wie sie auch im Zimmer mehr Wärme nöthig haben. Da sie nicht fähig sind, sich durch kräftige und langandauernde Bewegung genügend zu erwärmen, so ist wenig anstrengende, von Ruhezeiten unterbrochene, aber häufiger wiederaufgenommene Körperbewegung erforderlich, und wie hierdurch allmählich Kräfte und Wärmebildung gemehrt werden, so muß dann in gleichem Schritte die Wärme des Zimmers und der Kleider heruntergesetzt werden.

Zum Schweiß geneigte und sich leicht erhitzende Personen dagegen bedürfen, wenn nicht eine besondere Krankheit zu Grunde liegt, geringerer Zimmerwärme und weniger dichter Kleider (und Betten), wie überhaupt bei ihnen alles vermieden werden muß, was den Schweiß hervorrufen oder vermehren könnte, mit Ausnahme kräftiger Körperbewegung, die durch sich selbst Gegen- und Heilmittel bietet. Die Zimmer und die Kleidung solcher Menschen müssen besonders luftig sein, weil der beständige Luftwechsel die Schweißbildung erschwert; dagegen ist es oft nöthig, daß sie leichte wollene Unterkleider tragen, welche den Luftwechsel nicht hindern, im Gegentheil wegen ihrer Porosität sogar begünstigen, aber die Haut gegen rasche Temperaturwechsel mehr schützen, als leinene oder baumwollene Unterkleider.

Die Kräftigung der Haut erfordert aber neben diesen Maßregeln noch unmittelbare Eingriffe: nämlich kalte Waschungen, Abreibungen mit dem naßkalten Leintuch, Regen-, Fluß- und wenn möglich Meerbäder. Der hautabkühlenden und hautkräftigenden Wirkung des kalten Wassers müssen starke Reibungen und ausreichende, aber nicht übertriebene Körperbewegung, wenn irgend möglich im Freien, folgen, wodurch Erkältungen zugleich am sichersten vermieden werden. Bei schwächeren Personen, namentlich auch bei jüngeren Kindern, beginnt man mit den milderen Formen der Wasseranwendung, in der so eben genannten Reihenfolge, und steigt allmählich zu den kräftigeren auf.

Bei mageren, dürftig genährten und im Allgemeinen schwächlichen Personen, sowie auch bei ganz kleinen Kindern würde die beträchtliche Wärmeentziehung durch kaltes Wasser in fast jeder Form der Anwendung zu viel Kräfte hinwegnehmen; hier sind zunächst lauwarme Bäder (warm genug, um kein Frieren zu veranlassen) und höchstens kühle Abreibungen oder Abwaschungen einzelner Körpertheile in Anwendung zu bringen, bis durch gute Nahrung, Aufenthalt und Bewegung im Freien 2c. der Körper hinreichend gestärkt ist, um die kräftigeren Methoden der Kaltwasserbehandlung zu ertragen. Oft ist es nöthig, durch warme Einhüllung, sogar im Bette, oder durch erwärmende Getränke den nach dem Bade fortdauernden Wärmeverlust zu beschränken und die Wärmeerzeugung zu befördern.

Zugleich mit der Kräftigung der Haut und der allgemeinen Ernährung gewinnt auch die Schleimhaut der oberen Athemwege, besonders der Nase und des Halses, sowie der größeren Luftröhren, welche besonders Erkältungen ausgesetzt sind, eine größere Widerstandskraft gegen jene Reizungen, und selbst die so viel tiefer und schützter liegenden Organe des Unterleibs nehmen an der allgemeinen Kräftigung theil. Wesentlich verhilft dazu auch das bereits erwähnte durch Bewegung, namentlich im Freien, und durch die vorübergehende Hautreizung angeregte Bedürfniß zu tieferen Athemzügen, wodurch die Lunge besser ausgelüftet, das in derselben kreisende Blut vollständiger von Kohlen-

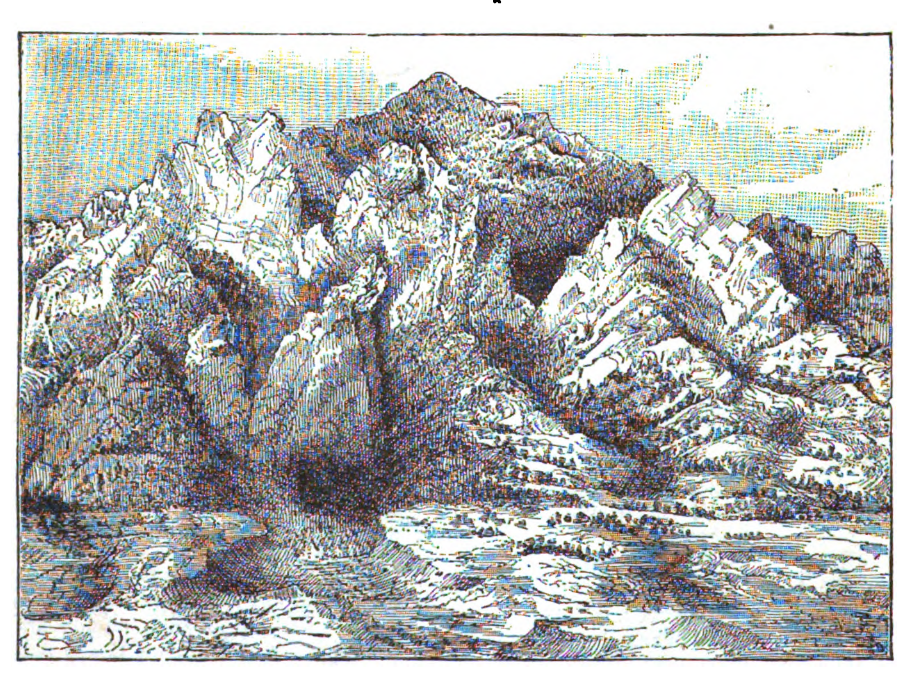
säure befreit und reichlicher mit Sauerstoff versehen, das Athmungsorgan selbst allmählich vergrößert wird.

Bei aller Verschiedenheit des Abhärtungsverfahrens im Einzelnen läßt sich der Grundsatz feststellen, daß die Reizung des abzuhärtenden Organs nicht größer sein darf, als um einen mäßigen, zu seiner besseren Ernährung ausreichenden Blutzufluß hervorzurufen, und daß sie deshalb die Fähigkeit des Organismus zur Gegenwirkung nicht übersteigen darf; ist letzteres der Fall, oder kehrt der Reiz zu häufig wieder, so ist nicht Stärkung, sondern Schwächung (oder Krankheit) die Folge. Auch ergiebt sich hieraus, daß Abkühlung nicht gleichbedeutend ist mit Abhärtung, denn die Abkühlung kann nur dann als Reizung dienen und als Nachwirkung den Blutzufluß und die Ernährung steigern, wenn sie rasch vorübergeht, während andauernde oder zu lange fortgesetzte Abkühlung die Blutströmung und Ernährung herabsetzt.

Gute Ernährung, aber keine Ueberfütterung, Schutz gegen schwächende Einflüsse aller Art, gegen Entbehrungen ebenso wohl wie gegen Kälte und Hitze, gegen Frieren wie gegen Schwitzen, Gewöhnung an die freie Luft und an kräftige Körperbewegung und endlich sorgsame Hautpflege durch vernünftige Benutzung des Wassers: das sind kurz die Grundzüge der Abhärtungslehre, deren verständige Befolgung viel Leid und Ungemach verhüten, Gesundheit und Schönheit begründen und sicherstellen kann.

In den Vorbergen der Felsgebirge.

Von D. Gräßle.



Rother Berg.

Eine Reise über die westlichen Ebenen unseres Landes bis zu dem himmelanragenden Felsgebirge mit seinen stets wechselnden Scenerien, die sich fortwährend vor unseren entzückten Augen entfalten, bietet uns eine fast unbeschreibliche Fülle von Sehenswürdigkeiten.

An den Felsgebirgen glaubt der Reisende in ein neues, fremdes Land versetzt zu sein. Ist ja auch der ferne Westen in geologischer wie klimatischer Beziehung von dem Osten weit verschieden. In vergangenen Tagen, als man die Reise nach den Goldstaaten noch per Achse machte,



Ein Jüngling der Felsgebirge.

wie sehnten sich die ermüdeten Wanderer oft nach dem ersten Anblick dieses Gebirges? Wie der nach Weib und Kind verlangende Schiffer den Leuchtthurm am heimathlichen Ufer begrüßt, so begrüßten wohl auch sie diese „Wächter des Westens", die ihnen das nahe Ziel der beschwerlichen Reise verkündigten. Wie ganz anders ist es heute, da man mit dem schnaubenden Dampfroß in wenigen Tagen erreicht, was in vergangenen Tagen wochen- und monatlange mühevolle Anstrengung kostete.

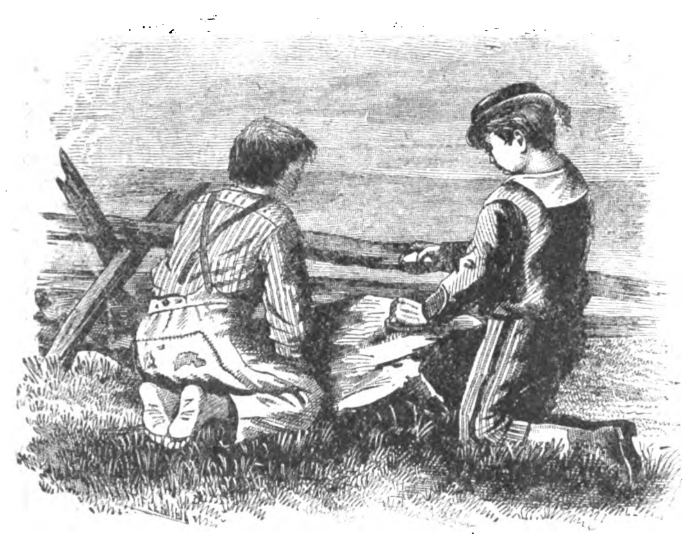
Das Ziel unserer Reise ist Denver, Colorado's Hauptstadt. Am Fuße der Felsgebirge rasch emporblühend, fühlt der Fremdling, nach ermüdender Reise, sich hier bald zu Hause, denn Alle, besonders die Eisenbahn- und Hotelbediensteten, suchen es einem so angenehm wie möglich zu machen. Dieses zuvorkommende Betragen der Leute, nebst den klimatischen und mineralischen Segnungen, trägt unzweifelhaft viel zu dem schnellen Wachsthum der Stadt bei. Obwohl man schon von hier aus den herrlichen circa 11,500 Fuß hohen „Pike's Peak" erblickt, verlangt uns doch, mehr von den Naturwundern dieser romantischen Gegend zu sehen.

Unsere erste Reise führt uns nach Boulder, vierzig Meilen nördlich von Denver. Die Lage ist eine besonders großartige, an der Mündung der berühmten Boulder Klamme und direkt unter den gigantischen Vorbergen liegend. Das großartige Bewässerungssystem nimmt hier vor Allem unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß in dieser Gegend oft Monate lang kein Regen fällt. Das Land wäre somit zur Bebauung großentheils unbrauchbar, wenn es nicht auf künstliche Weise bewässert würde. Die Wasserleitungen, oft viele Meilen lange Gräben mit zahlreichen Zweiggräben, sind so eingerichtet, daß sie jedem Felde gerade die nöthige Quantität Wasser zuführen.

Auch die Blumen, die hier in reicher Fülle vorhanden sind, erinnern einen beständig daran, daß man hier in einem fremden Lande weilt.



Die Vorberge von einer seltsamen Seite betrachtet.



Zwei junge Goldgräber.

Die meisten sind den vom Osten Kommenden unbekannt. Unter vielen anderen ist eine genannt „der Stern von Bethlehem", welche wegen ihrer sammetartigen Weiße ein gar liebliches Aussehen hat und besondere Aufmerksamkeit erregt. Ueberhaupt findet der Botaniker hier eine reiche Ernte. Mit Ausnahme der Turteltaube und der Wiesenlerche, welche sich in großer Zahl herumtummeln, hat auch die Vogelwelt viel Unbekanntes aufzuweisen.

Das Holz ist in dieser Gegend selten, der Baumwollenbaum scheint fast der einzige einheimische Baum zu sein. Man findet ihn am häufigsten an den Ufern der Ströme, sowie oft auf der Windseite der Häuser, um sie vor der zerstörenden Macht der Stürme zu schützen. Wenn nun die Natur das Holz nur sparsam lieferte, so ist sie desto reicher am Zuschuß der Kohlen. In der Gegend um Boulder sind ausgedehnte Kohlenlager, die den Mangel an Brennholz reichlich ersetzen. Diese Kohlen, welche zu zwei Dollars per Tonne verkauft werden, sind in einer holzarmen Gegend von unberechenbarem Werth. Aber besser als alle anderen Schätze Colorados, werthvoller als das Gold, das Silber und die Kohlen, welche die Erde in sich birgt, ist das gesunde Klima dessen seltene Reinheit und belebende Eigenschaften den geschwächten Körper stärken und erfrischen. Das ersehnte Elixir der Jugend wird hier, wenigstens in einem bedeutenden Grade, dem Menschen geboten. Es wird gesagt von Einem, der selber dort war: „Man fühlt, als ob einem eine neue Lebensfrist geschenkt würde.' Doch ist auch hier das verlorene Paradies nicht wieder zu finden, sondern es findet auch hier der alte Vers seine Geltung:

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß,
Ich hör' den Hufschlag, ich hör' den Trab,
Der böse Reiter holt mich ab.

Auch giebt es hier manche Gefahren, denen wir im Osten weniger ausgesetzt sind. Jener sanfte und belebende Wind steigert sich nicht selten zu einem wüthenden und verheerenden Orkan, der mit seiner schrecklichen Gewalt Alles zerstörend mit sich fortreißt.

Ueber die Gipfel der Vorberge hin sind die schneebedeckten Spitzen der höher sich aufthürmenden Felsgebirge sichtbar. Dennoch sind diese Vorberge keine unbedeutenden Hügel, sondern Berge, die nicht selten eine Höhe von 6000 bis 8000 Fuß erreichen.

Die Boulder Klamme übertrifft an Groß-



Ein Sturm in den Felsgebirgen

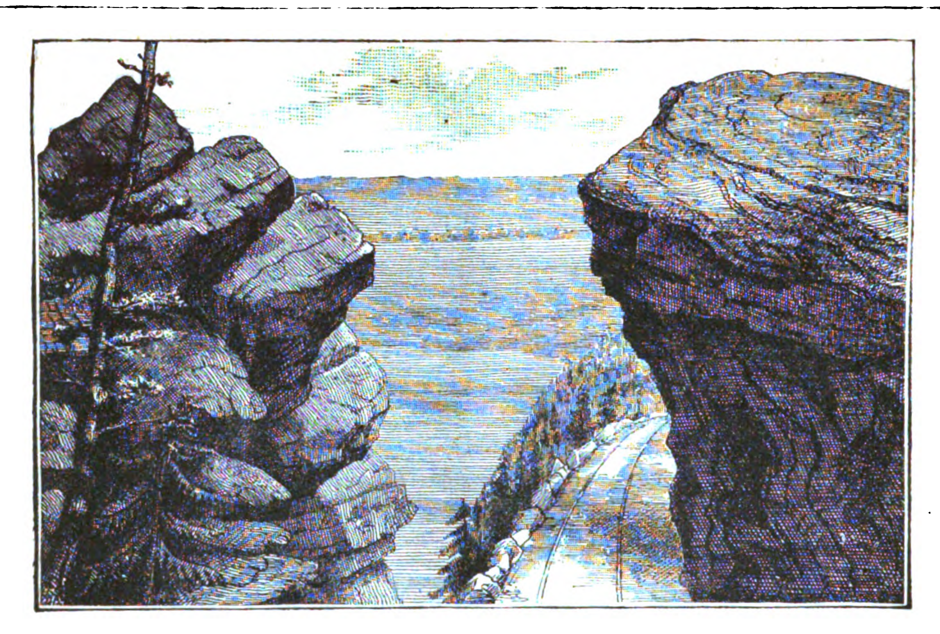
artigkeit alles bisher Gesehene. Mächtige Berge von lauter Steinen erheben sich zu einer unermeßlichen Höhe. Ungeheuere Gerölle hängen einem in den drohendsten Positionen über dem Haupte, während ganze Lawinen loser Steine tumultuarischen Musik erfüllend. Durch diese Schlucht führt ein schmaler Fahrweg, der meistens nur für einen Wagen Raum bietet, und es scheint beim Begegnen mit einem entgegenkommenden Wagen kein anderer Ausweg zu sein,



In der Boulder Klamme.

im größten Durcheinander an den jähen Abhängen liegen. Während also die steinreichen Berge hoch über uns emporragen, rauscht in schwindelnder Tiefe unter unsern Füßen der Boulder Fluß, alles weit und breit mit seiner als entweder an den senkrechten Klippen hinauf zu steigen, oder in die brausenden Wasser hinab zu springen.

Ueberall, wohin man sich in dieser wilden Gegend wendet, findet man die Spuren des



Eine Aussicht von der Bear Klamme.

Minenarbeiters, der oft Heimath und Freunde verläßt, um Gold und Silber zu suchen, welches hier in bester Qualität vorhanden ist. Die sog. Bear Klamme ist ebenfalls sehr großartig; die Schluchten sind hier enger als sonst, und der Weg läuft an steilen Bergseiten hinauf und in abschüssige Tiefen hinab, welches dem Ganzen ein äußerst pittoreskes Aussehen verleiht. Ein Gang zu Fuß durch diese dunkeln Schluchten ist für den Naturbewunderer ein wahrer Genuß, obwohl nicht ohne Gefahr. Ein Fehltritt mag den unvorsichtigen Wanderer in schauerliche Tiefen hinunterstürzen, aus welchen, selbst wenn wohlbehalten unten angelangt, die Rettung oft unmöglich wäre.

Diese ganze Gegend mit ihren unvergleichlichen Klammen gehört unzweifelhaft zu den bedeutendsten Naturwerkwürdigkeit unsres Landes; und Touristen, die ihre Reise nach dem westlichen Colorado aufschieben bis in den Spätsommer, machen in einer Beziehung einen großen Fehler: die nicht selten eintretende Dürre des Sommers raubt der Gegend viel von der Schönheit des Vorsommerreizes. Wer indeß die Hochlande zu bereisen gedenkt, dem ist der Spätsommer mehr zu empfehlen.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Eingesandt von D. Matthäi.

Es war im Jahre 1865 zu Karlsbad, dem berühmten böhmischen Bade an der Tepl, in einem engen, romantischen Thale gelegen, das waldumkränzte Berge umschließen. Auf der Promenade spazierten die Badegäste, die hier Genesung suchten, auf und ab. Diese Promenade ist die schönste Straße in Karlsbad; sie heißt „die alte Wiese" und liegt auf dem linken Ufer der Tepl. Hier, wo die vorzügliche Musik des Kurhauses erschallt, ist der Sammelplatz der eleganten Welt. Auch an jenem Julitage des Jahres 1865 schritten die Badegäste promenirend auf und ab, die Sonne lachte am azurblauen Himmel und warf ihre glänzenden Strahlen verklärend auf Bäume und Blätter und auf die Wellen der kleinen, rauschenden Tepl.

Unter den Gästen schritt ein gewisser Herr langsam und sinnend auf und ab, eine hohe, würdige Gestalt, der einsamere Wege aufsuchte, als er sich hier und da erkannt und ehrfurchtsvoll gegrüßt sah. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken. Da fühlte er sich plötzlich am Rockschoß erfaßt.

Wie er aus seinen Gedanken aufschaute, sah er ein blasses, abgehagertes Mädchengesicht, das

flehend zu ihm emporsah und bittend die Hand ausstreckte.

„Wer schickt dich betteln, mein Kind?" fragte der Fremde mitleidig, sich niederbeugend.

„Meine Mutter," antwortete die Kleine.

„Wer ist dein Vater?" fragte der Herr.

„Todt! Ach, uns hungert so sehr!" antwortete das Mädchen.

Der Herr, der schon seine Börse gezogen hatte, steckte sie wieder in die Tasche, ohne dem Kinde eine Gabe zu reichen.

„Führe mich zu deiner Mutter, Kleine!" Er folgte dem Mädchen, das ihn durch die Gassen und Straßen von Karlsbad führte. Die Häuser dieses Badeortes verzweigen sich in drei Thäler, und diese werden von dem Hammelberge, dem Hirschsprung, dem Dreikreuzberge, dem Lorenz- und dem Galgenberge so umgeben, daß es aussieht, als hingen sie in den Wänden dieser Berge. Vor dem letzten, baufälligen Häuschen, das ganz das Gegenbild von den Prachtgebäuden der Promenade bot, blieb das Mädchen stehen und schaute sich nach dem Herrn um.

„Hier wohnen wir, Herr!"

Das Kind weinte nicht mehr, wie beim Betteln, es blickte ergeben in die vertrauenerweckenden Augen des Herrn.

„Nur weiter, Kleine!" sagte er leise.

Sie schritten zwei schmale, alte, knarrende Treppen hinauf. Dort öffnete das Mädchen eine Ladenthür, und der Herr hatte einen Einblick in eine kleine, unheimliche Dachkammer. Er stand entsetzt draußen still bei diesem Elend und Jammer; denn feucht und kalt war dieser halbfinstere Verschlag, und in der Ecke lag auf Stroh und Lumpen eine junge, abgehärmte Frau, der das Unglück in den Augen zu lesen war, und hielt einen wimmernden Säugling in den Armen. Ein alter Tisch, zwei zerbrochene Stühle und ein irdener Wasserkrug — das war die ganze Ausstattung dieses armseligen Raumes.

Der Herr dachte bei diesem Bilde unwillkürlich an die lebhafte Promenade mit ihrem Glanz und Glück zurück, und seine Lippen murmelten leise: „Das ist ja entsetzlich."

Die kranke Mutter richtete sich stöhnend auf, als der Fremde nun in's Zimmer trat.

„Herr Doktor," sagte sie, „es ist unrecht, daß mein Mädchen Sie heimlich gerufen hat — ich habe keinen Heller und kann nichts bezahlen."

„Ich bin kein Arzt," antwortete der Fremde. „Haben Sie denn Niemand, der für Sie sorgt?"

Mit dem Herrn war ein Diener eingetreten, der von der Promenade aus gefolgt war. Der Herr gab demselben ein Zeichen; der Diener nickte mit dem Kopf und verließ das Zimmer.

„Ich habe keinen Verwandten, der sich um mich kümmern könnte, und meine Hausleute sind selber arm. Mein Mann war Arbeiter. So lange er lebte, ging es uns gut. Seit er todt ist, habe ich Tag und Nacht gearbeitet, um uns zu ernähren und zu erhalten. Jetzt aber bin ich selbst krank geworden, und nun gehen wir alle zu Grunde! Meine Kinder, meine armen Kinder."

Sie war weinend auf ihr Lager zurückgesunken. Der Herr hatte seine Börse gezogen und dem Mädchen ein Geldstück gegeben.

„Hier, Kleine," flüsterte er, „hole schnell Brod und Wein!" Wie ein Wind eilte das Mädchen davon, und schnell kehrte sie wieder mit freudestrahlendem Gesicht zurück, ein Brod im Arm und eine Flasche Wein in der Hand. Der Herr zog sein Messer, öffnete die Flasche, schenkte ein Glas voll und reichte es der Kranken; dann schnitt er ihr und dem Mädchen ein Stück Brod ab, das mit zitternder Hand zum Munde geführt wurde.

„Gott lohne es Ihnen!" schluchzte die Frau. „Ohne Sie wären wir verhungert!"

Der Herr nahm sein Taschenbuch heraus und legte eine namhafte Summe Geldes auf den Tisch.

„Hier, liebe Frau, ist Geld zu einem zweiten Brode!" Da trat der Arzt ein, sich ehrfurchtsvoll gegen den Herrn verneigend; der Diener hatte ihn gerufen und unterwiesen.

„Endlich," sagte der Herr leise, und schritt unbemerkt hinaus.

Der Arzt untersuchte die Kranke, gab seine Verordnungen und bemerkte, daß er seinen Besuch jeden Tag wiederholen werde, bis sie gesund sei, daß sie wegen des Bezahlens sich keine Sorgen machen solle, da er sogar die Anweisung habe, die Rechnung der Apotheke zu bezahlen.

Die Frau, von dem genossenen Brod und Wein schon etwas gestärkt, mehr noch durch die Theilnahme, die ihr so unerwartet erwiesen wurde, richtete sich empor und fragte den Arzt: „Wer war der Fremde?"

„Das war der Kronprinz von Preußen," antwortete der Arzt.

Die Frau faltete still die Hände und heiße Dankgebete stiegen zum Thron des himmlischen Vaters auf, der Alles so wohl macht.

Aechter Adel.

Nichts und Niemand ist wahrhaft edel, außer durch Gott und in lebendiger Gemeinschaft mit ihm. Denn Er allein „ist die lebendige Quelle und nur in Seinem Lichte sehen wir das Licht."



Petitus.

Eine Erzählung für die Jugend und auch das Alter.

Von C. Röhl.

(Schluß.)

„Wenn ich nur einen deutschen Menschen finden könnte," meinte Meister Constanz, nachdem er sich nach allen Richtungen umgesehen und Jedermann angesprochen, aber immer dieselbe Antwort erhalten hatte: „Nix versteh," das hatte er heute Morgen schon oft gehört; aber keine verständige Antwort auf seine Frage, wo denn eigentlich der Müller Schmidt wohne, erhalten.

Er war am vorigen Abend nach einer dreiwöchentlichen Reise glücklich mit den Seinen in Germanville, einem kleinen Städtchen in einem der westlichen Staaten, angekommen. Die Nacht über hatte man auf dem Bahnhof campirt. Es war endlich Tag geworden. Nachdem der letzte Rest Milch und Schwarzbrod zum Frühstück verzehrt worden war, galt es jedoch Nachbar Schulz's Schwager aufzusuchen. Wie ihn aber finden? das war freilich dem Meister Constanz vorläufig noch ein Räthsel und er hatte in jener Stunde zum ersten Male beinahe gewünscht, er säße wieder daheim auf dem Schusterschemel. Allein dazu war's zu spät und den Gedanken zu äußern, hatte sich der auswanderungslüsterne Meister Constanz vorläufig doch noch geschämt.

„Wenn man nur einen deutschen Menschen finden könnte!" hatte er, ohne es zu wissen, schon mehrere Male wiederholt. Seine Verlegenheit war offenbar. Wie's den Leuten geht, die sich plötzlich aus lauter Illusionen in eine unangenehme Wirklichkeit versetzt sehen und sich dann zu irgend einer Selbsterniedrigung bequemen, wenn es gilt, das leidige Schicksal zu wenden, so gings auch Meister Constanz.

„Petitus," wandte er sich plötzlich an seinen Sohn, „du hast immer so gut in der Schule gelernt, weißt du nicht was wir anfangen, damit uns das Volk versteht?"

Petitus hatte nicht nur im Privatunterricht beim Herrn Federheld etwas englisch gelernt, sondern sich unterwegs im Umgang mit den Schiffsleuten, sowie mit Hilfe seines deutsch-englischen Dolmetschers etwas Geläufigkeit im Sprechen angeeignet.

„Ich weiß, Vater, wie wir's machen," erwiederte Petitus schnell.

„Wie denkst du, mein Sohn; wie sagen wir den Leuten, was wir wollen?" frug Meister Constanz herablassend.

„Wir sprechen englisch mit ihnen," antwortete Petitus gefaßt.

Meister Constanz würde gewettert haben, wenn er nicht zum ersten Male in seinem Leben auf einem amerikanischen Bahnhof, umgeben von lauter „Rauderwelschern", in der größten Verlegenheit gewesen wäre.

„Ich kann das Gänsegeschnatter nicht verstehen, geschweige sprechen," wandte er enttäuscht ein.

„Dann komm' doch einmal, Vater, wir wollen's wenigstens versuchen, während die Mutter hier bei den Sachen bleibt," bat Petitus.

Meister Constanz willigte ein. Bald trafen sie einen Mann mit allerdings sehr amerikanischer Physiognomie.

„Wo wohnt Müller Schmidt, Sir," frug Petitus in etwas gebrochenem Englisch.

„Ihr kommt wohl eben von Deutschland?" meinte der Fremde in schwerem Deutsch.

„Ja," erwiederte Meister Constanz, „Gott sei Dank, daß man doch einmal einen Deutschen antrifft!"

„Ich bin nicht deutsch," wehrte der Fremde, „aber ich kann Euch sagen, wo Ihr den Müller Schmidt finden könnt."

Und damit zeigte ihnen der Fremde die in einiger Entfernung befindliche Mühle.

„Dort drinnen ist er zur Arbeit," bedeutete er ihnen.

Bald hatte man den alten Freund gefunden, sich begrüßt, und das erste war natürlich, die Frau Meisterin aus ihrer peinlichen Lage zu befreien und ihr die Mittheilung zu machen, daß man Nachbar Schulz's Schwager gefunden habe.

„Der Petitus," hat nachher Meister Constanz gesagt, „hat uns diesmal herausgerissen. Ich hatte nicht mehr den Muth Jemand anzureden; aber freilich, ich konnte auch nicht englisch. Gut ist es allerdings, wenn man etwas in der Schule lernt."

* * *

Eines Morgens klopfte es an Müller Schmidts Thüre und herein trat ein robuster deutscher Farmer.

„Guten Morgen, Mr. Schmidt. Entschuldigt, daß ich so früh komme. Die Arbeit drängt so; man muß sich früh auf den Weg machen, wenn man fertig werden will. Zudem fehlt mir überhaupt ein Mann; wenigstens sollte ich einen Jungen haben, der mir beim Heuen und in der Ernte etwas helfen kann. Ihr wißt auch wohl Keinen, der mir dazu passen würde?"

Müller Schmidt war etwas verlegen.

„Ich möchte .... weiß eigentlich ..... doch ja .... Meister Constanz!" und damit wandte er sich dem hinter ihm stehenden ebenfalls ver-

legenen Schuhmachermeister zu, „was meinen Sie, wie wäre das für den Petitus?“

Meister Constanz hatte sich denselben Tag bei einem Farmer verdungen und dabei den Wunsch gehegt: Wenn doch der Petitus stark genug wäre, um auch Arbeit zu nehmen; aber das seien eben Luftschlösser, meinte er alsdann wieder für sich.

„Werden entschuldigen,“ erwiderte Meister Constanz, „ich habe solchen Jungen; aber er ist eben nur schwächlich.“ „Petitus! komm' einmal herunter,“ rief Meister Constanz die Treppe hinauf. Eine Minute später stand Petitus vor ihm:

„Was soll ich, Vater?“

„Der Mann wünscht dich zur Arbeit auf seinem Lande,“ und damit wies Meister Constanz auf die breitschulterige Statur des Farmers.

„Denkst du, daß du die Arbeit ertragen wirst?“

„Das wird er schon gewöhnt,“ meinte der Farmer.

Petitus sagte kein Wort; aber eine Thräne stahl sich über seine Wangen.

„Muß ich sogleich mitgehen?“ frug er mit zitternder Stimme.

„Natürlich,“ meinte der Farmer, „mein Wagen steht draußen und die Arbeit wartet.“

Hinauf zur Mutter springen, um ihr Alles zu sagen, seine Sachen packen und Lebewohl sagen, war das Werk von Minuten.

Auch der Vater wurde gleichzeitig abgeholt und so verließen sie zur selben Zeit das Schmidt'sche Haus, um Erwerb zu suchen.

Zufällig traf es sich nun so, daß Vater und Sohn in naher Nachbarschaft wohnten, was besonders für Petitus ein Trost war. Petitus, obwohl schwächlich, ging munter an die Arbeit; allein sein zarter Körperbau war die schwere Arbeit nicht gewöhnt und schon ehe die Mittagsstunde nahte, war er todtmüde. Als er am Nachmittage die Glieder kaum mehr bewegen konnte, schalt ihn der Farmer ein faules, verzärteltes Muttersöhnchen, was Petitus tief schmerzte. Als kurz darauf der Farmer ihn zwingen wollte, Arbeit zu verrichten, die ihm absolut zu schwer war, versagte er den Dienst. „'sist mir zu schwer, ich würde mir wehe thun,“ behauptete Petitus, ohne widerspenstig zu sein.

„Nun, dann gehe zu deiner Mutter und laß dich hätscheln,“ polterte der Farmer und setzte einen derben Fluch hinzu. In weniger als einer Stunde war Petitus wenigstens bei seinem Vater. Letzterer schien übrigens gar nicht verwundert, als Petitus kam.

„Das habe ich gedacht,“ meinte er; „die Meiern hat's ja immer gesagt; aber die Mutter hat ja immer geglaubt, weiß wunder, was aus dem Jungen werden soll.“

Am andern Morgen machte sich Petitus auf der Mutter zu. Sie hatte ihn längst erwartet, denn sie wußte wohl, daß Petitus keinen Farmerknecht abgeben würde. Sie war deshalb hoch erfreut ihn wieder zu sehen. Petitus lag von nun an der Mutter Tag und Nacht an, ob er nicht dürfe zur Schule gehen. Der Vater kam nach einigen Monaten wieder heim und nachdem man die Sache hin und her überlegt hatte, entschied man sich endlich, ihn zur Schule zu schicken. Meister Constanz meinte nämlich:

„Mit der Schusterei ist's doch nichts; die häng' ich selber an den Nagel und zum Farmer taugt er nun einmal nicht.“ Zudem hatte Constanz etwas Geld verdient und Müller Schmidt versprach zu helfen, wenn's noth thue. Anfangs September sollte Petitus das Collegium in M., im Staate Mo., beziehen.

Und wie freute er sich darauf! War auch sein Englisch nur erst dürftig — das sollte in der Schule bald anders werden.

Der Tag zur Abreise kam. Niemand war glücklicher als Petitus und wenn ihm auch der Abschied von der Mutter schwer wurde, er sah jetzt seinen schönsten Wunsch erfüllt.

Die Mutter gab ihm ihren Segen mit auf den Weg; Vater Constanz aber meinte:

„Das Beste ist, daß er nicht davon springen kann; dazu ist's zu weit;“ übrigens glaube er, daß es weggeworfenes Geld sei, was er an dem elenden Jungen verschwende.

In der Schule angekommen, bot Petitus einen eigenthümlichen Anblick. Fremd und dabei von Natur schüchtern, wagte er es kaum, seine Vorgesetzten, die Professoren, anzureden. Seine Mitstudenten schienen ihn zu verachten; dagegen schienen seine Lehrer ihn eher zu bedauern als gering zu schätzen. Mit den Unterrichtsfächern ging's auch im Anfang recht langsam, so daß Petitus am Ende des ersten Semesters den Professor der englischen Sprache und Literatur bat, ihn von dem Studium der englischen Grammatik zu entbinden, was derselbe jedoch nicht that, sondern ihn ermunterte, fleißig fortzufahren. Das zweite Semester war jedoch für unsern Petitus schon etwas ermuthigender. Neue Studien wurden aufgenommen, Latein und Griechisch mit Eifer getrieben und bald sah sich Petitus nicht nur über die Schwierigkeiten der englischen Grammatik versetzt, sondern er verstand sich bald vortrefflich auf die lateinischen Conjugationen und griechischen Verba, so daß er bis zum Ende des dritten Semesters als einer der besten Schüler im Zeugniß verzeichnet stand. Trotz der vielen Arbeit, welche solcher Erfolg dem Petitus machte, schrieb er sehr oft an seine Eltern. Die Mutter freute sich über jedes neue Schreiben und beobachtete den Fleiß ihres Lieblings mit dem größten Interesse, in-

dem Meister Constanz weidlich schimpfte auf die unverzeihliche Verschwendungssucht seiner Familie, sowie auf die Nutzlosigkeit der „Federfuchserei". Jeder solcher Vorträge, die er sehr häufig hielt, schloß gewöhnlich mit der Bemerkung: „Aus dem elenden Jungen wird doch seiner Lebtag nichts."

Das erste Schuljahr ging für Petitus zu Ende. Die Sommerferien widmete er nützlichen Arbeiten und erwarb sich dabei ein schönes Geld, wafür er sich ausgezeichnete wissenschaftliche Werke anschaffte.

Die Ferien waren indeß bald vorüber und Petitus sehnte sogar schon das Ende derselben herbei. Mit dem neuen akademischen Jahre galt's natürlich, neues Eisen in's Feuer zu legen. Nebst den klassischen Sprachen trieb Petitus nun die Naturwissenschaften und die höhere Mathematik mit viel Eifer, so daß seine Studiengenossen ihn um seines Fleißes und seiner Fortschritte willen beneideten.

„So erbärmlich wie er aussieht," meinte einer seiner Mitschüler, „wenn er zur Klasse kommt, beschämt er uns alle."

Die Professoren waren sichtlich verwundert und erfreut über den unermüdlichen Fleiß und die außergewöhnlichen Leistungen Petitus, der bei alledem äußerlich so wenig repräsentirte und ein Muster von Anspruchslosigkeit war.

Die moderne Philosophie verdrehte ihm dabei den Kopf nicht, sondern er blieb bei den Lehren seiner frommen Mutter, die ihm schon in seiner zarten Kindheit den Weg zum wahren Glück gezeigt hatte. Das gottlose Beispiel seiner Mitstudenten übte dabei keinerlei Einfluß auf ihn aus. Seine Mußestunden brachte er, anstatt mit Studentenstreichen, unter frommen Betrachtungen zu. In einem literarischen Verein, dem er alsbald beigetreten war, wurde er bald die Seele des Ganzen; denn seine natürliche Gabe zum Vortrag sowie sein guter Stil, gepaart mit der striktesten Pünktlichkeit, gaben ihm bald allgemeines Ansehen.

So verfloß ein Jahr nach dem andern. Meister Constanz wurde bei den beständigen Geldausgaben immer ungeduldiger und war schon manchmal im Begriff, ihm seine Hilfe zu entziehen; hätte es auch sicherlich gethan, wenn nicht hie und da die günstigsten Zeugnisse über Petitus von Seiten der Professoren eingelaufen wären.

Der sechsjährige klassische Kursus, den Petitus zu absolviren hatte, war nahe zu Ende. Petitus war während dieser Zeit doch um ein Bedeutendes größer geworden und stellte mit der Zeit einen recht stattlichen jungen Gelehrten vor. Endlich kam der letzte heißersehnte Jahresschluß. War Petitus auch der Kleinste unter den Graduirenden — sein Baccalauriats-Vortrag überbot an Gründlichkeit, logischer Bestimmtheit und klassischem Stil alle andern.

Morgen sollte die Heimreise angetreten werden. Frau Constanz hatte ihrem Manne den Brief wohl schon sechsmal vorgelesen. Am Donnerstag wollte Petitus auf dem Bahnhofe sein. Die nahe bevorstehende Heimkehr Petitus hatte Meister Constanz denn doch ein wenig aus seiner Klause gebracht. Er hatte nämlich mittlerweile eine kleine Schusterei angefangen und hielt sich meistens in der Werkstätte auf. Das rauhe Treiben der Durchschnittsdeutschen wollte ihm eben so wenig behagen, wie mit der Zeit die schwere Landarbeit. Auf den guten Rath der Frau Meisterin hatte er sich bewegen lassen, nebst seinem Geschäfte es sich zur Regel zu machen: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Von Petitus hörte er, daß derselbe die Lehren seiner Mutter bewahrt hatte, und wenn er dann die Briefe der Herren Professoren, die ihm Frau Meisterin vorlas, damit verglich, dann pflegte er in letzter Zeit manchmal zu sagen: „Aus dem Jungen wird am Ende doch noch etwas." Meister Constanz war darum nicht der Letzte, sondern der Erste am Bahnhofe, als es hieß: „Heute kommt der Petitus."

Die Jugend der Gemeinde, zu der Meister Constanz und seine Frau gehörten, hatte beschlossen, Petitus einen festlichen Empfang zu bereiten, und so geschah's.

Alles war bereit und Petitus erschien auf der Plattform des Eisenbahn-Coupees. Doch, wie sonderbar! Zwar Petitus hatte seine Eltern gleich erkannt; allein, während die Mutter schon im Begriff ist, ihren Liebling zu umarmen, steht Meister Constanz forschenden Blickes da. Er hat ihn nicht erkannt. Wer hätte auch den stattlichen jungen Mann mit dem intelligenten Blick für den ehemaligen Petitus gehalten! Nur das Mutterauge erkennt ihn sogleich wieder. Man denke sich Constanz' Verwunderung, als Petitus mit einem Male auf ihn zueilt und ihm um den Hals fällt mit den Worten:

„Kennst deinen Petitus nicht mehr?"

Als man heimgekehrt war, hat Meister Constanz zum Petitus gesagt: „Ganz vergeblich ist die Federfuchserei doch nicht. Wenn ich das gewußt hätte, würde ich der Mutter die Vorwürfe erspart haben. Wenn weiter nichts aus dir geworden wäre, wie so ein netter Bursche, sollte mich's Geld nicht reuen; doch ich höre, du habest nebstdem noch etwas Tüchtiges gelernt."

„Gelernt habe ich hauptsächlich, Vater, daß ich noch sehr viel zu lernen habe," entgegnete Petitus. „Uebrigens werde ich damit nächstens den Anfang machen. Ich habe nämlich schon von der hiesigen Staats-Universität einen Ruf als 'Professor der lateinischen Sprache' bekom-

men, und bin entschlossen, demselben Folge zu leisten."

„Ja, Junge, wird das aber auch wieder Geld kosten? die Dollars sind schon verzweifelt dünn geworden," wehrte Meister Constanz.

„O nein, Vater, sondern ich werde ein jährliches Salär von zweitausend Dollars beziehen, so daß ich bald im Stande sein werde, dir das deine mit Interessen zurückzuzahlen. Uebrigens hätte ich dann den Wunsch, daß du und die Mutter zu mir ziehen würdest und ich das Vergnügen haben dürfte, euch eure alten Tage zu erleichtern."

„Ja, Junge, das bezahlt sich dann ja besser, wie die Schusterei. Na, wenn doch das die Meiern wüßte!"

„Daraus kann auch noch etwas werden," meinte Petitus; „denn ich werde wahrscheinlich nächstes Jahr im Interesse der Wissenschaft eine Reise nach Europa unternehmen; habe dann auch im Sinne, meine Heimath zu besuchen."

Und so geschah's. Und auch die Meiern hat den amerikanischen Professor gesehn und gesagt: „Das hätt' ich aber meiner Lebtag nicht gedacht. Na, ich sagt's ja: die Constanz'schen wollen immer hoch hinaus."

Bibel-Antiken.

Nach dem Englischen von H. A. Schrötter.

Haben die sogenannten Antiken für Künstler und Forscher einen oft unbezahlbaren Werth, so können wir zuversichtlich von den Bibel-Antiken sagen, daß dieselben für ihr Gewicht in feinstem Golde nicht feil wären. Es sind Schätze, die von der größten Bedeutung, geradezu unübertrefflich und unersetzbar sind. Soweit sind uns nur fünf Bibel-Antiken bekannt, wenn wir die in Unzialen geschriebenen mit diesem Titel belehnen. Von diesen dienen die drei ältesten als Gegenstand unserer Abhandlung. Mag es nun von Manchem als blinder Zufall belächelt werden, wunderbar ist es, daß sich je eine derselben in den Händen des Volkes befindet, welches den drei Hauptzweigen der christlichen Religion voranschreitet. Die eine ist nämlich in dem Gewahrsam Roms, dem Haupt der römisch-katholischen Kirche, die andere unter Obhut des Zars von Rußland, des Oberhauptes der griechisch-katholischen Kirche, und die dritte im Besitz der Engländer, welche für sich den Titel der leitenden protestantischen Nation beanspruchen.

Unbestreitbar ist die älteste und ehrwürdigste Bibel die Vatikanische, sogenannt nach dem Platze, woselbst sie aufbewahrt wird. Der Vatikan, dieser großartige päpstliche Palast, hat eine zwar großartig ausgestattete und mit den köstlichsten Büchern und Handschriften angefüllte Bibliothek, doch leider ist dieselbe sehr schwer zugänglich, und eigentlich waren bis vor Kurzem die Bücher dort wie vergraben. Diese Bibel war vier Jahrhunderte lang daselbst verborgen, ohne daß die Wächter ihren Schatz benutzten, noch anderen die Benützung gestatteten. Innerhalb der letzten vierzig Jahre hat diese Eifersucht etwas nachgelassen. Bereits 1843 gelang es einem deutschen Gelehrten Zugang zu diesem köstlichen Alterthum zu erlangen. Zwischen zwei Aufsehern stehend durfte er seine Aufmerksamkeit einige Stunden diesem heiligen Buche widmen; doch mit Argusaugen wurde er beobachtet, und sobald er etwas aufzeichnen wollte, wurde die Bibel vor seiner Nase zugeschlagen.

Zwölf Jahre später drang Dr. Tregelles von England unter einem gewichtigen Geleitsbrief des Cardinals Wiseman bis zu diesem Heiligthume vor. Auch ihm erging es nicht besser. Zwei Prälaten nahmen ihn in Empfang, und wie einem Verbrecher wurden seine Taschen untersucht und er jeglichen Schreibgeräths beraubt. Sodann durfte er das Werk in Augenschein nehmen. Um ihn indessen möglichst zu stören, unterhielten sich seine Begleiter in ungeziemend lautem Tone, führten derbe Redensarten und schütteten sich aus vor Lachen. Sobald er eine Stelle genauer untersuchte, wurde ihm das Buch kurzweg entzogen.

Auch das Geschick Dean Alfords im Jahre 1861 war nicht viel glänzender. Zwar hatte er von höchstem Ort, dem päpstlichen Premierminister Antonelli, einen eigenhändigen Befehl ausgewirkt, der ihm erlaubte: „Stellen zu beglaubigen." Indessen muß den Hütern wohl ein Wink zugegangen sein, daß dies nicht so wörtlich aufzufassen sei; denn Alford fand zu seinem Kummer und Aerger, daß der Bibliokar den Befehl so auslegte, daß er die Bibel *sehen*, aber *nicht benutzen* dürfe.

Doch die Welt schreitet fort und selbst Rom konnte nicht ganz stille stehen, denn nach abermals fünf Jahren setzte es Tischendorf durch, diese Wunderblätter zu studiren.

Dieses Alterthum, Codex B, in mächtigem Quarto, gebunden in dunkelrothem Saffian, enthält 759 Blätter vom feinsten und besten Pergament. Im Jahre 1475 wurde es in die Bibliothek einverleibt, doch schweigt die Geschichte von seinem früheren Befund. Niemand vermag zu sagen, wer es dahin brachte, woher, noch wo, wann und von wem sie geschrieben wurde. Das Aeußere nach Ausstattung und Schriftweise verbrieft unzweifelhaft das hohe Alter der Bibel, aber unerforscht sind ihre

Geschicke. Ob sie in Alexandria zur Zeit Athanasius oder in Süditalien entstanden, ob sie in Schlössern oder Klöstern ihr Heim hatte, ist ein bis jetzt ungelöstes Räthsel. Die Hauptkenntniß von ihr verbreitet das Werk durch die drei engen Spalten, die genau quadratischen Buchstaben, die fortlaufende Schrift ohne Zwischenräume oder Absätze, ohne Trennung von Wörtern oder Sätzen, das Fehlen von Anfangsbuchstaben, Verseinschnitten und sonstigen Ton= und Schriftzeichen sowie die Auffrischung der Urschrift, die bereits von der Zeit gebleicht erscheint. Alles dies und noch manches andere spricht für sich selbst wenigstens den Gelehrten und Schriftforschern vernehmlich und verständlich. Die eigenartige paläographische Eintheilung in Abschnitte, welche selbst dem Euthalianischen, Eusebianischen und sogar Ammonianischen System vorangehen (A D 340), berechtigen zu dem Schluß, daß dieses Werk zu Beginn des vierten Jahrhunderts zwischen 300 und 325 entstanden ist. Und weisen es alle Forscher unbedingt diesem Jahrhundert zu, wenngleich sie in den näheren Angaben nicht eins sind.

Die Vaticanische Bibel enthält die griechische Septuaginta mit Ausnahme der ersten 45 Kapitel der Genesis und der Psalmen 105—137, welche Abschnitte verloren gegangen sind. Im neuen Testament fehlt der Schluß von Ebr. 9, 14, die zwei Briefe an Titus, der an Philemon und die Apocalypse. Diese verlorenen Theile sind in einer dem 15. Jahrhundert entstammenden Handschrift nachgetragen worden.

Nächst an Alter steht die Sinai=Bibel, Codex Aleph, welche nach dem Fundorte, dem Kloster am Sinai (H.u.H. V. S.176) seinen Namen hat. Im Jahre 1844 bereiste Tischendorf den Osten, um nach alten Schriften zu forschen. Auf seiner Reise kam er auch nach diesem Kloster, wurde von den Mönchen gastfrei empfangen und sogar in ihre Bibliothek geführt. In Mitten derselben stand ein großer Papierkorb, angefüllt mit losen Seiten und Bruchstücken von Pergament. Während Tischendorf dieselben betrachtete, wurde ihm erzählt, daß dieselben werthlos seien und verbrannt werden sollten. Doch Tischendorf entdeckte unter denselben 120 Blätter der Bibel, welche an Alter alles übertraf, was er soweit in Händen gehabt hatte. So bat er um diese, doch wurden ihm nur 43 überlassen. Ja, die Mönche, die nun Verdacht schöpften, ließen ihn nicht einmal den Rest abschreiben.

Neun Jahre darauf besuchte Tischendorf abermals das Kloster, um womöglich die übrigen Bibelblätter zu erlangen. Aber sein Bemühen war vergeblich, denn die Mönche hatten die von ihm bezeichneten Blätter als Muster benutzt, die übrigen in der Bibliothek gesucht, gefunden und das Ganze sorgfältig verborgen. Gegen Ende Januar 1859 kehrte Tischendorf wieder zurück. Diesmal führte er seine Reise unter dem Protektorate des Kaisers von Rußland aus und als dessen Gesandter erschien er vor den Mauern des Klosters. Wie gewöhnlich wurde das Seil bei Ankunft der Karawane von den Mauern heruntergelassen, doch als der Obere die Botschaft empfangen, wurde der Gesandte des mächtigen Kaisers sofort durch einen besondern Eingang vom Garten aus eingeführt, während die Andern in der gewöhnlichen Weise emporgezogen wurden. Beim Schluß des Besuches wurde Tischendorf von dem Vorsteher in seine Zelle beschieden und daselbst wurde ihm ein in rothes Tuch geschlagenes Bündel vorgelegt. Wer kann seine Freude begreifen, als er bei Eröffnung desselben nicht nur die gesuchten Bruchstücke, sondern das gesammte Bibelwerk vor sich sah. Auf seine Bitte wurde ihm erlaubt, das prachtvolle Buch in seine Zelle zu nehmen, wo er die Gelegenheit benutzte und die ganze Nacht in Aufzeichnungen verbrachte, fürchtend, daß ihm sobald ein solches Glück nicht wieder zu Theil werden würde. Nach gewaltigen Anstrengungen erhielt er von dem widerstrebenden Mönche die Gunst, die Bibel in Cairo abschreiben zu dürfen. Nach Rußland zurückgekehrt, berichtete er dem Kaiser von seinem Fund und stellte die Wichtigkeit desselben in ein solches Licht, daß der Zar Anstalt traf, das Werk von dem Ort der Vergessenheit ans Licht zu ziehen. Dies gelang ihm und im Jahre 1862 zur Feier des tausendjährigen Bestehens Rußlands ließ er 300 Exemplare dieser Bibel nachdrucken, wovon 200 an die bedeutendsten Bibliotheken der Welt bereits vertheilt sind.

Die Sinai=Bibel enthält das neue Testament, den Brief von Barnabas, einen Theil von Hermas und 22 Bücher des alten Testaments. Auf feinstem Pergament von Antilopenhaut geschrieben weist sie das größte Format aller alten Handschriften auf. Während die meisten alten zwei, die vaticanische Bibel drei Spalten auf der Seite hat, treten uns in der Sinai=Bibel vier entgegen. Die Buchstaben sind etwas größer als die der vaticanischen und gröber geschrieben. Auch sind zahlreiche Schreibfehler und manche absichtliche Auslassungen. Ihr hohes Alter ist ebenso verbürgt, wie das der vaticanischen, doch die Eusebianische Anordnung derselben nöthigt dieselbe nicht viel früher als 350 A. D. zu datiren.

Manche Gelehrten nehmen an, daß dieses Buch das einzige noch vorhandene ist von den fünfzig, welche Eusebius auf Befehl des Kaisers Constantin Anno 331 anfertigen ließ. Die Pracht des Werkes, seine außerordentliche Größe, die Art der Schrift und manche andere Umstände begünstigen diese Annahme.

Endlich kommen wir zu der Antiken=Bibel,

Codex A, welche unter dem Namen die Alexandrinische allgemein bekannt ist. Auf dem vorderen Einschußblatte derselben ist verzeichnet, daß das Buch 1098 bereits dem Patriarchen überreicht wurde. Sodann ist unten auf der ersten Seite der Genesis in maurisch-arabischem Gekritzel der verflucht, welcher dies Werk dem Patriarchate von Alexandrien entführte. Dies geschah durch Cyrill Lucar, welcher, nachdem er Patriarch von Alexandrien gewesen war, mit dem Patriarchate von Constantinopel belehnt wurde. Dieser übersandte es durch den eng-englischen Gesandten in der Türkei, Sir Thomas Roe, dem Könige Karl I. im Jahre 1628. Im Jahr 1753 überwies der König von England diesen Schatz dem britischen Museum, wo er sich noch heute befindet und das gesuchteste Kleinod der Bibliothek ausmacht.

Diese Alexandrinische Bibel umfaßt in vier Quartobänden 773 Blätter. Sie ist auf feinstem Pergament geschrieben, das mit der Zeit stellenweise schadhaft geworden, Löcher zeigt. Die rothen Initialen der verschiedenen Bücher zeigen noch ihre ursprüngliche prächtige Farbe. Die schwarze Tinte dagegen ist in gelbbraun verblaßt und schält sich von dem Pergament, wenn dieses nicht sehr zart hantiert wird. Das Ende jedes Buches wird durch merkwürdige Arabesken gebildet, welche theilweise den am Ende sich befindenden Titel des Buches umschließen. Die Seiten sind nur in zwei Colonnen getheilt und mit Uncialschrift bedeckt. Die Buchstaben, welche nicht so einfach sind als die in den vorgenannten, sind größer als in der vatikanischen, kleiner als in der Sinai Bibel; einige sind leider durch einen unvorsichtigen Buchbinder am Rande beschnitten. Hier sind uns die ältesten großen Buchstaben am Anfang der Bücher erhalten, auch finden wir hier die ersten Spuren von Interpunktion. Die Anwendung der Eusebianischen Ordnung beweist, daß das Buch nicht vor dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts, während andere Merkmale darauf hinweisen, daß es vor der Mitte des fünften erschienen ist. Die Schreibweise ist nicht sehr sorgfältig, wie dies von vielen alten Manuscripten und besonders von der Sinai Bibel gesagt werden muß. Neben anderen Verbesserungen von späteren Schreibern erscheinen nicht selten Aenderungen von dem ersten Schreiber selbst, und sind dieselben sehr werthvoll.

Das Werk umfaßt die griechische Fassung der Septuaginta, mit Ausnahme von zehn Blättern, sowie das neue Testament, dem auch zum allgemeinen Bedauern einige Theile fehlen; sodann die Apokryphen, die Briefe der Clemens und einen von Athanasius. Daraus, daß in diesen Bibel-Antiken auch andere Schriften erscheinen, als die von uns als kanonisch betrachteten, spricht dafür, daß dieselben vor Aufstellung unseres Kanons geschrieben wurden. Alle drei sind für die Theologen und Sprachforscher eine Fundgrube der köstlichsten Schätze; doch gebührt der Alexandrinischen Bibel der Ruhm, daß sie zuerst und zumeist dazu beigetragen hat, Irrthümer und Mißverständnisse in der heiligen Schrift zu beseitigen.

Bitte, zeigen Sie Ihre Karte!

Diese Worte hörte ich kürzlich von einem Portier zu einem, allem Ansehen nach, reichen Engländer sagen, der in Begleitung seiner Familie die „königliche Villa Rosenstein" bei Cannstatt, Württemberg, besuchen wollte. „Es thut mir sehr leid, mein Herr," antwortete dieser, „ich habe keine Karte." „Dann haben Sie hier keinen Eintritt," entgegnete der Portier. Obgleich nun der Kutscher sagte, es habe beim königlichen Oberhofmeisteramt keine Karte mehr gegeben, wurde der Einlaß doch verweigert, weil eben die Eintrittskarte fehlte, welche man Morgens von acht bis neun Uhr unentgeltlich holen konnte.

Wie froh war ich, die Karte vorzeigen zu können, um, in Begleitung einiger meiner Lieben, die Villa anzusehen. Obgleich nun das Sehenswürdige dazu angethan gewesen wäre, die Geschichte des Engländers und der Karte zu vergessen, so tönte es doch immer in meinen Ohren: „Zeigen Sie Ihre Karte!" Was ich dabei dachte, kann sich vielleicht mancher der lieben Leser denken. Es fiel mir ein, wie an jenem Tage, wenn die Posaune erschallen wird, und Alle, die in den Gräbern sind, hervorgehen werden, um vor dem Angesichte Dessen zu erscheinen, der auf dem Stuhl sitzt, es darauf ankommt, ob man sich eine Karte verschafft hat, die uns erlaubt, in den Himmel einzugehen.

Ferner dachte ich, daß bei Gott kein Ansehen der Person gilt. Jene Engländer waren reich, waren gekleidet in Sammt und Seide, und doch wurden sie abgewiesen, während man Andere auf's Freundlichste empfing und ihnen den Weg zeigte zu all dem Schönen, das zu sehen war. Deshalb, du Reicher, verlaß dich nicht auf deinen Reichthum; denke ja nicht, daß dich derselbe in den Himmel hineinbringen könnte; demüthige dich vor deinem Gott und wisse, daß bei Gott der Reiche nicht mehr gilt als der Arme und der Arme so viel als der Reiche.

Ferner wurde mir wichtig, daß auch die Einsprache des Kutschers, nicht zur rechten Zeit gekommen zu sein, um die Karte zu holen, nichts

half. Wie Viele werden einst ähnliche Entschuldigungen bringen und damit abgewiesen werden. Der Herr wird ihnen sagen: „Ich kenne euch nicht, wo ihr her seid."

Zuletzt dachte ich, wie gut es sei, daß Jeder, der sich nur die Mühe geben will, eine Eintrittskarte erhält, ob er reich, oder arm, gelehrt oder ungelehrt, Engländer oder Deutscher ist. Deshalb komme selbst zum König aller Könige und hole diese Karte. „Aber was ist diese Karte?" so fragst du vielleicht, mein lieber Leser. Kommt es vielleicht darauf an, ob man zu dieser oder jener Gemeinschaft gehörte, ob man diese oder jene äußere Form des Christenthums beobachtete? — Nein, mein Lieber! Es kommt darauf an, ob man durch Jesum Christum zum Vater gekommen ist und hat sich waschen lassen durch das Blut des Lammes.

J. Walz.

Heimkehr aus dem Kriege.



„O Muetter, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenn di no!
Wohl het mi bigleitet di liebligi Gstalt
Uf duftige Matten, im schattige Wald,
Wohl het di begleitet mi b'chümmeret Herz
Dur Schwerdter und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
Und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
Und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopft's mer im Buese, wie bini so froh
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!"

J. P. Hebel.

Wasserhans.

Von Maria Rebe.

„Hans, hol vom Ferndrigen!“ (vorjähriger Wein) sagte der Vater, selbstbewußt seinem kaum dreizehnjährigen Söhnchen das Krüglein mit dem Zinndeckel hinschiebend. Als der Knabe fort war, erzählte er seinen Besuchern, zwei Weinkäufern aus dem Unterland: „Einen Burschen wie unsern Hans findet man nicht leicht Land auf und Land ab. Ich will die Probe machen und fünferlei Wein dahin stellen, er wird den Herren nicht allein Jahrgang und Gewächs, ja selbst das Geländ heraus finden.“

„Auf die Probe könnte man's ankommen lassen,“ meinte lächelnd einer der Herren.

„Wenn wir mit dem Ferndrigen handelseins sind, dann sollen die Herren ihr blaues Wunder sehen,“ versprach der Bauer. Der Handel ward geschlossen, der Kästeller machte die Runde.

„Komm und iß auch,“ winkte der Bauer seinem Knaben. Dieser setzte sich dazu und ließ sich's schmecken, so daß der Gaumen durch den scharfen Emmenthaler ganz trocken wurde.

Der Vater holte die fünf Weinproben und stellte sie in gleichen Gläsern vor das Kind. „Nun zeig' den Herren, daß Du zum Weinsticher geboren bist.“

Hans lachte mit dem ganzen Gesicht, griff nach dem ersten Glas, nippte mäßig davon und sagte ohne bedeutendes Wohlbehagen: „Diesjähriger Knipperle von Ellenweier.“

„Ganz recht!“ sagte der Vater und schob dem Kleinen ein anderes Glas hin.

„Das zuletzt!“ bemerkte Hans, einen Wein von unsicherer Farbe aufnehmend: „Zwiker vom Rauhenbühl!“ sagte er, das Glas vom Munde nehmend.

„Das ist Edel vom Gaisberg,“ liebäugelte das Büblein mit einem goldenen Wein, der bei jeder Bewegung lustig im Glase tanzte. Nur ein kleiner Rest blieb von diesem nach der Probe.

„Das da ist Riesling vom Kirchberg!“ wies das Kind auf eine in Farbe und Glanz helle Flüssigkeit. Zuerst prüfte er mit der Nase, seine Züge glänzten bei dem herrlichen Weinduft und die Zunge schnalzte befriedigt, als er das leere Glas hinstellte.

Schließlich griff Hans nach dem erst zurückgeschobenen und verkündigte fröhlich: „Reichenweirer Muskateller!“ Von diesem köstlichen Naß blieb nicht die Nagelprobe zurück.

Der Rebbauer sah schmunzelnd nach seinen Gästen, wovon einer in die Hände klatschend in schallenden Beifall ausbrach. Der andere sah gleichgültig durch die Scheiben.

„Nun, Herr Müller,“ sagte der Vater, „was denken Sie von diesem Talent? Unser Hans wird doch einmal einen Weinsticher abgeben!“

„Der Bub wird kein Weinsticher, wird überhaupt nichts,“ war die schnurrige Antwort.

„Und warum das?“ fragte der Bauer mit bedeutend verlängertem Gesicht.

„Darum nicht! weil er sich den Hals absäuft, ehe er zwanzig Jahre alt ist.“

„Müller,“ sagte der andere Gast, „du bist deiner Lebtag ein Schwarzseher gewesen. Wie kannst du nur den Leuten ihre unschuldige Freude verderben?“

„Unschuldige Freud'! Na, wenn das Unschuld sein soll, will ich's im besten Fall Dummheit heißen,“ brummte Müller.

Der Weinlieferant wagte keine Widerrede, wenn's schon in ihm kochte. Müller war einer seiner besten Kunden, reell im Handel, fix im Bezahlen, dem konnte man schon das Grobsein erlauben, aber etwas mußte denn doch heraus, wenn er nicht vor Aerger zerplatzen wollte.

„Was aus meinem Hans wird, dafür will ich schon aufkommen,“ versicherte er.

„Das wird ein großes Aufkommen sein, wenn man in das Bübel die Weinsucht pflanzt und ihm den Kellerschlüssel in die Tasche gibt! Es ist sonst meine Gewohnheit nicht, vor Kindern allerlei zu reden, aber vor dem Hans darf ich schon auspacken, der muß doch auch sonst Verstand haben, weil er's mit dem Wein so gut versteht.

„Komm einmal her, Hans, und sieh mich an. Ja, da sitzt's schon in den Augen, der Dunst fackelt ihm schon im Gehirn und lottelt an den Nerven. Das wird einmal ein Schlottern geben! Mach nur so fort, mein Söhnchen, setz' das Krügel an's Maul, im Keller....“

„Das thut mein Hans nicht!“ schaltete der Vater ein, um dem Examen ein Ende zu machen. Das konnte er aber nicht abschneiden, denn der brummige Müller war in scharfem Zuge.

„Er thut's nicht, kann sein, aber das Gelüste in ihm thut's. Das ist jetzt schon stärker als er und dreht sich alle Tage zum dickern Seil. Bauer,“ sagte er, den Knaben von sich schiebend und sich an den Vater wendend, „wenn Ihr euer Kind retten wollt, so thut jetzt Fleiß. Ich fürchte indeß, es ist schon zu spät.“

Müller griff nach dem Hut und Niemand nöthigte ihn zum Bleiben. War man doch froh, den ungeleckten Bären los zu sein.

Hans schlich sich in den Grasgarten und legte sich an die Hecke. Nach solcher Weinprobe hatte es gewöhnlich keine Schwierigkeit mit dem Einschlafen, heute aber umschwirrten ihn eigene Gedanken: Er säuft sich den Hals ab, ehe er zwanzig Jahre alt ist! Dann das von den Gelüsten. „Man meint, der sieht in den Keller hinunter!“ dachte er. Er fühlte das Wanken und Schwanken im Kopf, auch jetzt sah er die Aeste der Baumkrone, die sich über ihm wölbte, doppelt, auch jetzt fühlte er das Beben durch alle Fasern seines Körpers und dabei die Schwere, die ihn wie ein Klotz an den Boden bannte. Endlich schloß ihm ein schwerer, unerquicklicher Schlaf die sinkenden Augenlieder; erst am Abend wachte er auf, verschlagen an Leib und Seele: „Er säuft sich den Hals ab!“ hörte er, indem er wieder zum Bewußtsein kam, und konnt's nicht los werden.

Auch bei dem Vater hatte sich das Wort eingehackt. Er wollte sich's wegfluchen, indem er über den Müller schalt, aber je mehr er tobte, desto weniger gelang es ihm. „Der Hans, mein Stolz, der sollte sich den Hals absaufen!“ sagte er eben, als seine Frau, aus den Reben kommend, in die Stube tritt.

„Was sagst, Velten?“ fragte sie verwundert.

„Dumm Dings!“ war die Antwort, „der alt' Müller meint, unser Hans thät sich den Hals absaufen, eh er zwanzig Jahr alt wird.“

„Gott woll' das verhüten!" sagte die Frau, „aber du hast Unrecht, dem Kind den Kellerschlüssel zu geben. Nicht daß ich mein' er könnt' uns bestehlen, aber weißt, das Krügel kann überlaufen, wegschütten thut der Bub nichts, er trinkt drunten und Wein im Keller getrunken, legt den Mann, geschweiche denn ein dreizehnjähriges Büblein. Und wie willst du, daß ein arm dummes Kind Maß und Ziel habe, wenn so viele Alten nicht stark, und nicht gescheidt genug sind, einzuhalten, wenn's genug wäre? — Ich bitt dich, laß mir den Hans aus dem Keller, und laß es mit dem Weinprobiren. Das macht dem Buben noch den Kopf groß."

Hatte der Frau Ermahnen genutzt? das konnte man nicht wissen; der Bauer verließ die Stube und ging in die Scheune, das Abendfutter für die Kühe zu rüsten.

„Kommt meiner Alten der Narren auch an," brummte er, „die ganz' Welt ist verrückt! Ich hol doch auch ein Wein und hab schon manchen Schluck drunten versucht, und bin immer mit gesundem Verstand herauf gekommen!" Daß zwischen einem vierzigjährigen und einem dreizehnjährigen Gehirn ein Unterschied, daß er, Rebbauer Knoll, nicht Trinker ist, sein Söhnlein hingegen von Jugend auf Anlagen dazu habe, daran dachte zufällig der Mann nicht. Ihn ärgerte nur, daß der Müller ihm den Kümmel gerieben und es ärgerte ihn um so mehr, da Etwas in seiner Brust dem Tadler Recht gab.

„Guten Abend, Meister Knoll!" sagte der Schulmeister durch's Scheunenthürlein schlüpfend, „ich hab' den Schnittstuhl gehört und dabei war mir, ich müßte Euch hier finden." Der Bauer erwiederte den Gruß um so freundlicher, da er hoffte, der Besucher werde ihn seiner quälenden Gedanken entheben.

„Ja, wenn der Schnittstuhl geht, muß ich schon dabei sein," erwiederte er, „der Knecht richtet einem das Zeug hin, und ich thu's gern, das Futterschneiden," sagte er auf's Neue den Kasten füllend.

„Wenn einmal mein Hans groß ist, dann schmeiß' ich das Fürtuch hinter die Thür und geh' mit dem Stock spazieren."

„Wenn nur aus eurem Hans einmal etwas Rechtes wird," brachte der Lehrer seinen Wunsch an.

„Der Hans ist brav und gescheidt. Ich hab auch nicht gern in die Bücher gelugt und mit der Tinte gesudelt, steh' meiner Sach doch vor und kann meine Rechnung machen. Wir Bauern brauchen keine Gelehrten zu werden."

„Damit, Bauer, bin ich auch einverstanden, aber was man treibt, das soll man recht treiben, nicht wie der Hans hinsitzen, und Glasaugen machen, so daß ich ihn diese Woche fragte, ob er krank sei? Die Anderen kicherten darüber. Dem ging ich auf den Grund. Lange wollte Keiner mit der Sprach raus, endlich sagte der Matthis: „Er hat am Kellerschlüssel gelullt!" Der Bub war voll! Das mußt ich Euch sagen, daß Ihr Acht habt auf das Kind, wenn es nicht an Leib und Seel verderben soll."

Knoll ließ das schon gefaßte Messer fallen; er wurde blaß und stammelte: „Das ist nicht möglich!"

„Es ist nur zu wahr," erwiederte der Schulmeister, „es wird Müh kosten, das Laster auszutreiben." Der Vater wischte mit dem Hemdärmel über die Stirne, wo der helle Schweiß perlte.

„Herr Lehrer," sagte er, sich auf's Stroh niederlassend, „Ihr seid der Dritte, der mir seit dem Mittagläuten so Dings sagt. Wenn's dem Schlingel wieder passirt, so schlag ich ihm Arm und Bein entzwei."

„Nur nicht so streng," warnte der Lehrer, „Euch sollte man züchtigen, Bauer, daß Ihr dem Hans den Kellerschlüssel gelassen. Unser Herrgott läßt Keinen versuchen über sein Vermögen, aber Ihr habt Euern Jungen in eine Lage gebracht, in der mancher Alte zum Lumpen geworden wäre. Ihr habt groß mit ihm gethan und das Bürschlein sicher gemacht." Bei diesem Vorwurf sah der Vater seinen künftigen Weinsticher mit ganz andern Augen an. „Was ist da zu thun?" fragte er.

„Mit allzugroßer Strenge richtet ihr nicht viel aus," meinte der Lehrer, „er wird wohl das Trinken für den Augenblick lassen müssen, kommt er aber gelegentlich dazu, so wird er Doppeltes leisten. Was erstrebt werden muß, ist, daß der Wille des Kindes gestärkt werde, auf daß er der Versuchung trotzen könne. Hans ist ein tüchtiger Kerl, das muß man ihm lassen, er wird im Guten Etwas leisten können, wuchert aber das Unkraut auf gutem Land, so bleibt's auch nicht halb gewachsen."

„Ja, aber," sprang der Bauer auf, „dreschen muß ich ihn den Abend noch, denn mir die Schande anthun; man möcht naus, wo kein Loch ist."

„Nur ruhig, Meister Knoll," bethätigte der Lehrer, „denkt daran, wer hat den Hans zum Kellermeister gemacht? wer hat ihn den Wein versuchen lassen, bis er allen gekannt? S'ist wie wenn ihr dem Stein am Berg einen „Renn" gegeben, daß er nunter drohlt. Am Drohlen ist wohl des Steines Gewicht schuld, aber ohne euren Anstoß hätt' der Stein nicht an's Drohlen gedacht; deßwegen geht Ihr zuerst in's Gericht mit Euch selbst. Zieht den Balken aus Eurem Auge und seht dann wie Ihr den Splitter aus euern Kindes Auge entfernt."

Das war eine harte Rede, und auch der Bauer mochte sie nicht gerne hören, um so weniger gern, da ihm das Gewissen bezeugte, daß es dem wirklich also sei.

Der Bauer konnte den richtigen Platz im Bett nicht finden. Er nielte und wühlte in den Kissen, so daß seine Frau aus dem ersten Schlaf erwachend, ärgerlich brummte: „Na, Velten, was hast du denn?" — „Der Schulmeister" wollte der Mann erklären, aber seine Grethe schnitt ihm das Wort ab: „Eb's dummes, so, der Schulmeister wird dich nicht genieren, dem bist du schon dreißig Jahre aus den Händen gewachsen."

„Das wohl," gab Velten zu, „aber er hat gesagt, unser Bub sei voll gewesen in der Schule." Das konnte schon der Bäuerin den Schlaf aus den Augen wischen.

„Was sagt er?" fuhr sie auf. Der Bauer wiederholte die Geschichte, wie er sie selbst erfahren und schloß mit der schwierigen Frage: „Was ist nur da zu machen?"

„Velten," sagte die Frau, „wenn ich dir gut zu Rath bin, mach nichts, was den Leuten die Mäuler aufreißt. Es ist genug an dem, was unter den Schulkindern ist. Thu' den Kellerschlüssel weg. Wir wollen aufpassen. Thu aber nicht der Glei-

chen. Man muß ein Kind nicht nachher strafen, sonst tappt man drauf und es giebt keine Dellen." Das leuchtete Knollen ein, um so mehr, da er sich immer mehr bewußt ward, daß man ihn hätte züchtigen sollen.

Auch Hans konnte den richtigen Platz zwischen Leintuch und Deckbett nicht finden. Er hatte voraus seinen Dusel verschlafen, und bei wem der Tag der Nacht in's „Gey" gegangen, und Schlafgeschäfte gemacht, über dem schüttelt die Nacht den Kopf, sie läßt böse Teufelchen auf dem Deckbett tanzen, die den nach Schlaf Ringenden quälen. Unter diesen war das Wort des alten Mannes: „Er sauft sich den Hals ab" der Hauptquälgeist, dazu kam die Schulgeschichte, sammt dem Umstand, daß der Lehrer beim Vater in der Scheune gewesen. Ein ganz besonderes Quälteufelchen schrie ihm, wie ein quikender Regenvogel, in die Ohren: „Diesmal setzt's was ab!" ... Furcht, Ekel, Ueberdruß legten sich über ihn. So ging's lange in der dunkeln Kammer, bis sich tief unten das Sehnen nach Besserem in dem armen Knaben regte. Nur schüchtern wagte dieses Engelein seine Fittige auszubreiten neben der Spuckgesellschaft, die auf dem Deckbett tanzte, aber von innerer Wehmuth angehaucht, von immer bestimmteren Willen getragen, schwang es sich schließlich himmelwärts. Des Kindes Gedanken folgten ihm, sein Herz rang sich hinauf zu Gott. Ihm brachte er heiße Reuethränen, Ihn flehte er an um Kraft und Beistand in dem Kampfe, der ihm bevorstand.

Frieden thaute vom Himmel herab, die Augen schlossen sich und als das schwere Lid den Augapfel deckte, da sah er im Traume den Engel seiner Kindheit, hell und strahlend, den Engel, der so lange weinend sein Antlitz verhüllt.

Am nächsten Morgen ward's in der Stube als sei nichts vorgefallen, denn daß der Kellerschlüssel nicht mehr am Eckschränkchen hing, sondern in demselben geborgen war, darauf achtete weder Knecht noch Magd. Nur Hans hatte den leeren Platz gemerkt und Gott gedankt, daß das Alles sein sollte.

Noch stand er in seinen Betrachtungen verloren, als die Mutter ihm die „Zwehle" über die Achsel werfend, sagte: „Geh an den Brunnen und wasch dich!" Lustig plätscherte die kristallene Fluth aus der eisernen Röhre, freundlich lockten die Wellchen im Trog: „Komm! komm!" Hans hielt die Hände unter und badete sich Kopf, Hals und Arme. Das war köstliche Frische nach der schwülen Nacht. „Trink! trink!" murmelte einladend der Quell und Hans trank in langen Zügen, als wollte er den Weindurst wegschwemmen und die Weingläser bannen auf immer. Als er am Brunnen stehend, das Hemdebändel knüpfte, kam's ihm wieder ein: Er sauft sich den Hals ab! aber das zweischneidige Wort hatte viel von seiner Schärfe verloren. Heute hatte Hans in der Schule keine Glasaugen, die verriethen, daß er am Kellerschlüssel gelullt; wenn auch schüchtern und bänglich dem Lehrer gegenüber, war er doch beim Lernen mit Leib und Seele.

Der Schulmeister hatte sich vorgenommen, den Hans nach der Schule in's Gebet zu nehmen, als aber der Knabe ihm treu und schlicht in die Augen sah, fand er keine Veranlassung dazu, vielmehr fragte sich der Mann: War vielleicht alles nur ein boshaftes Kindergeschwätz?

Beim Mittagessen ließ Hans, gegen seine Gewohnheit, den Weinkrug unberührt vorbeigehn, die Mutter sah's befriedigt, aber sie sagte nichts, ja als ihr Mann nach dem Essen davon reden wollte, war sie der Meinung: „Wenn Ding's keimt, soll man nicht d'ran rütteln!"

Den Steingutkrug indeß hatte Hans ohne große Ueberwindung abgewiesen, faßte er doch bloßen Trinkwein in seinem weiten Bauch, ohne Mischung von Aepfelmost und leichtem Traubenwein; das weiße Krüglein mit dem Zinndeckel, aus dem der Vater sein Extraschöppel schlürfte, zog ihn mehr an. Freilich an dem Tag, wo sein Entschluß: Ich trinke keinen Wein mehr! noch neu und scharfkantig war, konnte das nette Ding blinken und blanken, Hans lugte es mit keinem Auge an. Doch es kamen andere Zeiten. Nach und nach ward der Entschluß schlaff, die Umstände halfen mit. Es denke sich einmal Einer, wenn er recht durstig ist, unsern Hans, wie er eben mit einem Rückkorb voll Rebschößen aus dem Wingert heimkommt. Der Brunnen rauscht immer noch lustig und einladend wie an jenem Morgen, aber Hans hat einmal gehört, man soll ja nicht Wasser in der Hitz' trinken, das wär' oft lebensgefährlich. Wohl steht der Familienkaffeehafen auf dem Heerd, dessen Inhalt das Wasser verbessern könnte. „Bah! das Geschlapper!" denkt Hans und sieht im Gedanken den Zwicker im Krüglein tanzen. Er leckt schon die Lippen, wenn er blos daran denkt, und steht vor der Anricht eh' er sich's versieht. Er ist mutterseelen allein daheim. „Ein Mal ist kein Mal!" denkt er, indem er den Henkel faßt, um den Krug zum Munde zu führen, da blitzt es oben am blank geputzten Deckel, es ist ein Engelsköpfchen, das seine zwei Flüglein schützend über das Krüglein zu breiten scheint, ein kleiner Zierrath, wie man denselben an hundert andern Kannen und Kännchen findet. Auch kannte der Knabe das Ding so lang er sich's besinnen kann, aber wie's ihn eben im Sonnenstrahl, der durch's Herz am Fensterladen geschienen, angeblitzt, so hatte er's noch nie gesehn. Es kommt ihm der Engel ein, von dem er in jener Nacht geträumt. „Ich darf nicht!" sagt er und stellt den Krug in die Anricht. Er nimmt Brod und Käs aus der Schublade, verläßt Stube und Haus, schließt ab und steckt den Schlüssel in's Katzenloch.

Hei! wie sprudelt das Wasser, wie tanzen die Wellchen im Trog! silbern schlüpfen sie durch des Knaben Hände und kühlen die hochrothe Haut. Er setzt sich auf den Trog, der Brunnen erzählt ihm vom Berge, seiner Heimath, dabei steigen die Wassergeisterchen auf und kühlen mit leiser Schwinge des Knaben Antlitz. Als die Pulse ruhig geworden, und das Herz nur noch leise pocht, da beißt er in sein Brod und seinen Käs und der Brunnen liefert das Beste dazu. So glücklich war Niemand wie Hans, als er die Decke am Abend heraufzog. Er hatte gekämpft und hatte gesiegt. Fortan hatte auch der weiße Verführer viel von seiner Macht verloren. Ueber dem Krug schwebte der Cherub mit flammendem Schwert.

Was Hans in oft schwerem Kampfe errungen, wandelte sich nach und nach in Gewohnheit. Er sah Wein, er sah Wein trinken, die Lust dazu regte sich kaum. Was er an geistigem Halt, an Energie gewonnen, das sah man dem Jünglinge an, der in

seiner schönsten Jugendblüthe stand. Welchen Schatz er sich im Himmel angelegt, das können wir nicht bestimmen. Seine Kameraden hatten ihn den Wasserhans getauft, ein Uebername, der ihm durchaus nicht unangenehm in die Ohren klang. Jahre sind vergangen, der zwanzigste Geburtstag war für unsern Hans angebrochen, ein sonnenheller Sonntag. Der junge Mann war in der Kirche gewesen und hatte Gesangbuch, Wams und Kappe in seinem Giebelstübchen abgelegt. Nun steht er in Hemdärmel am Fenster, der lose Hemdekragen läßt einen Nacken und einen Hals sehen, der nicht abgesoffen ist, der im Gegentheil felsenfest auf dem Rumpf steht und stolz den schönen Kopf trägt.

Ruhig gleiten die Augen des jungen Mannes über die Rebhügel gegenüber, sie überblicken die Straße, auf der ein leichtes Gefährt eine Staubwolke aufwühlt. Es biegt in die Gasse und hält vor dem Thor. Nur ein alter Herr sitzt drin, doch dieser will bedient sein. Hans öffnet das Thor und der Vater bewillkommt einen alten Bekannten und Kunden, Herrn Müller.

Jetzt erkennt ihn auch Hans, und greift nach seinem Hals. Herr Müller war seit jenem Tage nicht mehr da gewesen, er hatte das Weingeschäft brieflich besorgt; da er aber ganz besondere Einkäufe zu machen hatte, wollte er wieder persönlich mit seinem Lieferanten verkehren.

Wie damals wurde geprobt. Als man so recht gemüthlich dabei war, fragte Herr Müller: „Nun, Knoll, was ist aus Euerm Weinstichег geworden?"

„Das ist er," sagte der Vater, stolz auf den Sohn deutend.

„Na, das muß ich sagen!" stotterte der Gast etwas verlegen, „zum Propheten langt's nicht bei mir."

Die Spannkette ist über die Fässer gelegt, die schönen Braunen warten vor der Thür des Fuhrmanns, Niemand anders als unser Wasserhans. Er sollte Herrn Gutsbesitzer Müller seine Einkäufe bringen, dies hatte der alte Herr zur Schlußbedingung gemacht. Der alte Bauer und Hans hatten beide eingeschlagen.

Herr Müller bewohnte ein neues Haus in L., so wie es einem wohlhabenden Gutsbesitzer zukommt. Vor dem schönen Thor hält der Weinwagen, doch nicht lange so poltert er über die gepflasterte Einfuhr. Und nun geht's an's Bewillkommen. Herr Müller stellt seine Frau vor, und als eben ein Mädchen mit Salat aus der Gartenthür tritt, sagte er: „Das ist unser Nestquakerle Lenel, die andern sind schon alle flügg und ausgeflogen."

Was fragte Wasserhans nach den andern, er hatte genug zu lugen an dem Lenel! Das war einmal ein schmuckes Mädchen! „So eins ist im ganzen Oberland nicht!" denkt er. Bei dieser Ueberzeugung ist unser Hans bis an sein seliges Ende geblieben. Als der Salat, den Lenel aus dem Garten gebracht, mit manchem andern auf dem Tische stand, setzten sich die Leute darum und ließen sich's wohlschmecken, denn es war alles gar fein zugerichtet, feiner als es Hans daheim gewohnt war. Müller wollte auch einschenken, Hans hielt schüttelnd die Hand über's Glas.

„Ich trink nur Wasser!" versicherte der Gast.

„Das war nicht immer so!" meinte heiter der Alte.

„Sie haben mir das Weinstichern gründlich vertrieben, Herr Müller; es war mir bang um meinen Hals, von jenem Tage an hab ich keinen Wein mehr versucht."

„So war's denn doch gut, daß ich so grob d'rein gefahren bin, es hat mich manchmal gereut, aber es ist mir so heraus gekommen als müßt's sein."

„Ich dank's Ihnen jetzt noch!" entgegnete Hans, die Hand hinstreckend, „ich möchte jedem angehenden Trinker eine solche Ohrfeige wünschen. Aber das ist heut zu Tage nicht mehr Mode, man spottet wohl hinterher über die Leut, wenn man schon in's Gesicht schön thut."

Knoll's Braunen hatten den Weg nicht zum letzten Male gemacht, Wasserhans hatte mehr und mehr Etwas in L. zu besorgen, und einmal hat er eine nette junge Frau dort geholt, die der Vater einem Weinhansen nie, dem Wasserhans aber recht gerne zur Frau gegeben.

Fürchte nicht!



Fürchte nicht, wenn dir das Leben
Droht mit manchem Dorn,
Denn ein jeder ist gegeben
Dir zu einem Sporn!

Auch des Lebens Rosen blühen
Nur vom Dorn geschützt,
Willst du feig zurück dich ziehen,
Weil er dich geritzt? —

Bange Furcht wird nichts gewinnen,
Nichts die träge Ruh!
Ohne ängstliches Besinnen
Greife muthig zu!

Gott vertrauend mußt du's wagen;
Greif nur frisch hinein!
Nicht durch Klagen, noch durch Zagen
Wird die Rose dein!

Cincinnati. P. H.

Bilder aus dem Pionier-Leben in Texas.

Von Praktikus.

2. Das erste Arbeitsfeld.

Ein freundlicher Irländer begrüßte Paul. Er war der Koch in diesem Hotel. Ein mächtiger Gluth- und Aschenhaufen vor der Thür des Hauses, um den ein ungeheurer, eiserner Backtopf nebst Kaffeekessel und Kannen standen, bezeichneten den Ort und die Art seiner Thätigkeit. Freundlich wies er Paul einen Platz an und gab sich alle Mühe, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, was freilich nur in der Zeichensprache geschehen konnte.

Das Haus war wohl 40 Fuß lang und 20 breit, auch wohl 20 Fuß hoch, doch den Luxus eines Fensters suchte man vergeblich daran. Als Fußboden diente Mutter Erde, in die einige Pfähle gerammt und Bretter darauf befestigt Tische und Bänke lieferten. Von der Erde bis unter das Dach war Alles offen, nur an den Seiten befanden sich Bretterverschläge, in eine Art Kojen eingetheilt, in welche man mittelst einer zerbrochenen Leiter gelangen konnte, d. h. wenn man die nöthige Turnergewandtheit besaß, wo sich dann die Gäste so weich oder hart betten konnten, als sie im Stande waren, denn in diesen Kojen war weder Matratze noch Decke. Eine solche Koje wurde Paul angewiesen. Dieweil aber das Haus im Winde so verdächtig knarrte und wankte, so zog er es vor, eine Koje zu ebener Erde zu beziehen, die zwar theilweise mit Maiskolben angefüllt war, doch bei einigem Zurechtlegen der Kolben und Benützung des Strohes ließ sich darauf ein so weiches Lager bereiten, als auf nackten Brettern. Vom hintern Ende des Hauses waren etwa zehn Fuß durch eine Bretterwand geschieden und diente dieser Theil als Kaufladen. Whisky, Taback, Candy und einige Teppiche füllten denselben und fanden guten Absatz.

Der Händler, der in dieser Höhle sein Geschäft trieb, war ein Mann, in welchem Paul das erste lebendige Exemplar eines Yankee gefunden zu haben glaubte. Er sah aus wie ein wandelnder Geldschrank. Stumpf für alles andere, nur wo es ein Geschäftchen gab, gleichviel welcher Art, ob bei Tag oder Nacht, da kam Rührigkeit in den Mann, Leben in sein Auge und bleifarbiges Gesicht. „Geld machen“ war sein Motto, gleichviel wo oder unter welchen Entbehrungen.

Bis jetzt hatte er von Paul wenig Notiz genommen, obwohl Letzterer der Einladung des Kochs jedesmal folgte, wenn der Tisch gedeckt war und sich die reichlich vorhandenen Speisen schmecken ließ, ohne nach der Rechnung zu fragen, was bei der Beschaffenheit seiner Börse doch nur eine leere Ceremonie gewesen wäre. Etwa ein Dutzend Schiffsgenossen, ebenso viele Bahnhofarbeiter und ab- und zugehende Fremde, waren die Gäste dieses Hotels, wenn nicht erster doch einziger Klasse.

Der erste Tag nach Pauls Ankunft daselbst war ein Sonntag. Oede und langweilig schlichen seine Stunden dahin. Wie gerne hätte Paul einen Gottesdienst besucht, doch wer dachte hier an solche Dinge? — Durch Vermittlung des Kochs gelang es ihm endlich, sich Tinte und Papier zu verschaffen. Der erste Brief nach der Heimath wurde geschrieben und gewährte so eine schwache Entschädigung für den vermißten Verkehr mit den Lieben.

Am Montag Morgen erschien der Händler mit Spaten und Haue und winkte Paul, ihm zu folgen.



Beim Händler.

Einige hundert Schritt von dem Hause endete der für Fortsetzung der Bahn aufgeworfene Erdwall. Dort wies er Paul Arbeit an. Indem er ihn auf die in die Erde geschlagenen Pflöcke aufmerksam machte, die die Breite und Höhe des Dammes bezeichneten, bedeutete er ihm, diese Arbeit fortzuführen, worauf er sich ohne Weiteres wieder entfernte, unsern Helden seinen Betrachtungen und Anfangsübungen auf seinem neuen weiten Wirkungskreise überlassend. Und weit genug war derselbe gewiß. Vereinigte er doch jetzt in sich das gesammte Fortbildungspersonal der ersten Texas Eisenbahn, mit unbestimmtem Gehalt, ohne daß auch nur ein einziger Nebenbuhler ihm Concurrenz gemacht hätte. Doch so leicht es mit den Betrachtungen ging, so schwer ging es mit den Uebungen. Das war ein Boden, schwarz, zähe und hart wie Pech. Von der Sonne ausgedörrt, daß große, tiefe Risse sich gebildet hatten, spottete er des Spatens und der Hacke. Doch unser Held war keine der Naturen,

die sich durch Hindernisse leicht abschrecken lassen. Er suchte und fand eine Brechstange, die er in den Erdrissen mit Vortheil anwandte, indem er große Erdklumpen damit losbrach, die er dann mit den Händen auf den Damm trug.

Aber trotz aller Beharrlichkeit, trotz Schwielen und Blasen in den Händen ohne Zahl, war doch das Resultat aller Anstrengung so gering, daß es ihm immer klarer wurde, wie wenig Lohn er erwarten und wie weit hinaus die erwünschte Vereinigung mit seinem vorausgewanderten Freunde sich rücken müsse, ehe das nöthige Reisegeld verdient sein würde.

Dazu wurde ihm die Lebensweise, je mehr er sie kennen lernte, desto unerträglicher. Hier nur einige Beispiele:

In einer Nacht weckten Paul schwere, dumpfe Schläge an die Wand des Hauses. Da dieselben nicht aufhörten, ging er hinaus um zu sehen, was das sei. Da hatte ein Mann am Abend vorher frisches Fleisch gebracht, und zwar einen ganzen Ochsen, dessen vier Viertel an die Außenseite des Hauses an eiserne Haken gehängt worden waren. Durch den Fleischgeruch angelockt, hatte sich eine Anzahl Schweine eingefunden, wovon es den größten gelang, indem sie sich mit den Vorderfüßen an der Wand aufrichteten, das Fleisch zu fassen und mit kräftigem Ruck ein Stück davon abzureißen. Am nächsten Morgen präsentirte unser Koch den Rest als delikaten Braten.

Jede Nacht kamen Sklaven von den nächsten Plantagen, mit Korn oder andern Feldfrüchten, zu Wagen oder zu Pferde, die sie ihren Herren gestohlen und hier gegen Taback und Whisky verhandelten. Dieser dem weißen Mann bei schwerer Strafe verbotene Handel mit Sklaven hätte dem Händler beinahe das Leben gekostet. Eines Tages sah Paul mehrere bewaffnete Männer nach dem Laden reiten, aus dem bald darauf wilder Lärm erscholl. Plötzlich sprang der Händler aus dem Hause. Auf eins der dastehenden Pferde springen und dem nicht fernen Brazos Bottom zujagen, war das Werk eines Augenblicks. Jetzt erst sahen seine Feinde, was er wollte. Wohl ein Dutzend Schüsse wurden ihm nachgesandt. Alles sprang auf die Pferde und eine wilde Hetze begann. Nach etwa einer Stunde brachten sie den Mann, zwischen zwei Pferden gebunden, zurück. Paul, der durch seinen Freund Koch einen Wink erhalten hatte, sich ja in Nichts zu mischen, erwartete nichts Geringeres, als ein sofort vollstrecktes Todesurtheil zu erleben; doch nach langem Lärmen und entsetzlichem Fluchen endete die ganze Geschichte in einem wilden Saufgelage auf Kosten des Händlers.

Endlich ging die erste schwere Woche zu Ende, aber mit ihr auch Pauls Muth und Kräfte. Nach harter Tagesarbeit bot auch die Nacht weder Ruhe noch erquickenden Schlaf. Auf hartem Lager, ohne genügenden Schutz gegen die bereits kalten Nächte, seufzte er oft nach dem Anbruch des Tags, um vom Frost und seiner Folterbank erlöst zu werden. Als daher am Schluß der Woche der Händler kam, um die fertige Arbeit zu messen und dann erklärte, Paul habe nicht mehr verdient als seine Kost, da legte er Spaten und Hacke weg mit dem Entschluß, sie nicht wieder anzufassen.


Texanischer Ochsenwagen.

Doch was weiter anfangen? Zu Fuß die Reise fortsetzen? Das hatte einer der Schiffskameraden versucht, war aber nach vier Tagen beinahe verhungert wieder gekommen. Im Brazos Bottom hatte sich der arme Mensch verirrt, war drei Tage darin umhergewandert, ohne Menschen zu finden. Die Nächte hatte er auf Bäumen zugebracht, aus Furcht vor Schlangen und wilden Thieren. Plantagen, die in diesem Bottom lagen, wurden alle von Sklaven bearbeitet. Der weiße Mann konnte in diesen ungesunden Flußniederungen nicht leben, und wie traurig war das Loos dieser Sklaven! Oft brachten sie große Wagen mit Baumwolle beladen nach dem Depot. Wenn sie dann des Abends ihren Zugochsen einen Sack voll Maiskolben vorwarfen, wählten sie für sich selbst einige gute Kolben, deren Körner, mit etwas Molasses gegessen, ihr Abendbrod ausmachten.

So traf der Montag Morgen unsern Paul ziemlich kleinlaut und rathlos. Wohl hatte er in diesen

Tagen einigemal versucht, den Gott anzurufen, der da sagt: „Rufe mich an in der Noth.“ Doch der Glaube in die Erhörung seiner Bitte fehlte ihm, so brachte auch das Beten ihm wenig Trost. Dennoch hatte der Herr seiner nicht vergessen. Bald am Morgen kam ein Mann vor das Haus geritten und rief in deutscher Sprache: „Ist hier ein junger deutscher Mann, der auf einer Farm Arbeit nehmen möchte?“ Natürlich nahm Paul dies mit Dank an. Schnell war er zur Reise bereit. Eine Stunde später lud er seinen Koffer auf den bereits schwer beladenen Wagen des Mannes, und nachdem er



Ein texanischer Cavalier.

von seinem guten Freund „Irish man“ unter Versicherungen ewiger Freundschaft Abschied genommen und dieser ihn dafür noch mit allerlei Leckerbissen für die Reise versorgt hatte, wanderte er leichten und frohen Herzens neben dem langsamen Ochsenwagen her.

Langsam und langweilig ging die Reise voran. Zehn bis zwölf Meilen waren eine gewöhnliche Tagereise, d. h. wenn nicht über Nacht die Zugthiere ein sicheres Versteck gefunden, oder den Heimweg ohne Wagen während der Nacht fortsetzten, was ihnen trotz zusammengekoppelten Vorderfüßen oft erstaunlich gut gelang. Dann hieß es still liegen, bis die Verlornen wieder gefunden waren. Gut war es, daß durch solchen Aufenthalt die Hotelrechnung nicht beeinflußt wurde. Die Mahlzeiten bestanden aus immer frisch gebackenem Kornbrod, Speck und schwarzem Kaffee. Das Schlafzimmer war zu ebner Erde. Wem es da Nachts zu kalt wurde, der stand auf und schürte das Feuer, bis ihm von Rauch und Schlaf die Augen zufielen.

Stärke des Herzens.

Wenn wir in stiller Beschauung unser inneres Leben prüfen, wenn wir auf alle leisen Bewegungen unseres Herzens achten, so werden wir kaum einen Augenblick finden, wo unser Gefühl nicht auf die eine oder die andere Weise angeregt wird. Wollten wir ohne Beschränkung dieser natürlichen Beweglichkeit der Empfindungen freien Lauf lassen, so würde schwerlich ein Ruhepunkt eintreten, und wir bald innerlich und äußerlich aufgerieben sein. Der Kampf mit unseren Gefühlen ist ein doppelter, weil Körper und Seele sich vereinen, ihn uns zu erschweren. Die Uebergangslinien vom Körper- zum Seelenleben sind durch die Nerven so fein gezogen, daß Alles, was die Seele erregt, auch den Körper erzittern macht; und Alles, was den Körper berührt, auch die Stimmung der Seele beeinflussen wird. Diese Mischung zweier verschiedener Elemente im menschlichen Wesen, die Bedingung der irdischen Existenz, wird uns immer unter dem Drucke der Unvollkommenheit und in der Abhängigkeit von den materiellen Zuständen der Erde erhalten. Der Mensch müßte darunter erliegen, wenn er nicht den endlosen Kampf gegen diese Einflüsse unternehmen wollte, und das wird am Ende doch jeder wollen, der nach der einstigen Erlösung von solchem Zwange mit Zuversicht seine Blicke richtet. Wenn wir unklar über das, was wir empfinden, schwankend von einer Seite zur andern, keinen Halt für unsere Gefühle aus uns selbst zu schöpfen wissen, wenn wir nicht erkennen, wie es in uns selbst beschaffen ist, wie sollen wir den fortwährenden Eindrücken von Außen das Gleichgewicht halten, wie unser Glück im Herzen suchen, wo es so sicher ruhen kann, wenn wir nicht seiner Kraft vertrauen dürfen, wenn wir nicht jeden Augenblick in seine stille Verborgenheit einkehren und Kraft und Freudigkeit dort finden können? Uebermaß der Kraft wird Leidenschaft, und Leidenschaft ist ein verzehrendes Feuer, das nur Verderben bringen kann und zerstörend auf uns und Andere wirken muß. Wie die rohen Elemente, wenn sie ihre Bande durchbrechen, wüthend über den Erdball stürmen, Alles zertretend und verwüstend, was des Menschen Hand zum Segen und zur Freude mit Sorge und Mühe aufbauete, so wird der Mensch machtlos seiner eigenen und Anderer Leidenschaft gegenüber. Wenn sie in die Masse tritt, bringt sie Elend für Tausende, und wenn sie das einzelne Herz durchdringt, zerbricht sie in einem Augenblicke Alles, was edel und groß für die Ewigkeit keimen sollte. Sie macht den Menschen zum blinden Werkzeuge seiner Wuth, nimmt ihm sein Bewußtsein und entwürdigt ihn zum Thiere. Ein tiefes Weh ist das Einzige, was dem bessern Menschen übrig bleibt, wenn die Leidenschaft in ihm ausgetobt hat, und die fast übermenschliche Anstrengung, sie künftig zu überwinden. Ob das je gelingen wird? Die Gewalt der Leidenschaft, wenn sie auch nur einmal entfesselt wurde, ist furchtbar, und unwillkürlich drängt sie, wie das Laster, zu immer neuen Versuchen hin. Daß nie bis zu einem solchen Ausbruche des Gefühls unser Herz aufgeregt werde, dagegen muß es sich zu schützen wissen, darin muß seine Stärke liegen. In diesem unaufhörlichen Be-

wachen aller Gefühle und Neigungen, in dieser steten Aufsicht über alle Bewegungen unseres Innern, nicht in einer einzelnen Kraftanstrengung besteht eben die Stärke des Herzens. Es bleibe sich bewußt und klar in all seinen Empfindungen, es strebe nach unermüdlicher Ausdauer seiner Kraft, es verliere nie den Muth, sich zu erheben und zu veredeln. Das starke Herz muß aber vor Allem ein reines Herz sein.

Pfennighütchen.

(Nach dem Englischen.)

Das kleine Pfennighütchen selbst mußte früher einmal etwas wie ein Strohhütchen gewesen sein. Aber jetzt war leider nicht mehr viel davon übrig, Rand und Band waren längst dahin, nur der Kopf war noch da und auch der zeigte mehr Löcher als Stroh. Unter demselben aber quollen dichte Locken glänzend schwarzen Haares hervor, und darunter lag eine breite Kinderstirne, die zu einem fröhlichen Mädchengesicht gehörte mit dunklen Augen und frischen rothen Lippen. Auch das Mädchen selbst, im geflickten sauberen Kleidchen — sie zählte etwa elf Jahre — hieß man nur das „Pfennighütchen". Eben lief sie rasch durch eine der engen Gassen der alten Stadt, an der ganzen Reihe Häuser vorüber bis an eine kleine niedrige Hütte, vor welcher ein Knabe und ein anderes kleines Mädchen spielten.

„Halloh, Pfennighütchen!" rief der Knabe, „komm' und spiel mit!"

„Ich kann nicht, ich bin in Eile, aber vielleicht komm ich später!" antwortete diese und rannte weiter, und endlich kam sie an ihre Heimath.

„Warum so spät, Mary?" Mit diesen Worten empfing sie hier eine bleiche Frau, als sie kaum durch die Thür eingetreten.

„Frau König hat mich so lange behalten, ich durfte ihr ihr schönes Porzellangeschirr waschen helfen," erwiderte Pfennighütchen. Dann nahm sie schnell ihr Hütchen und Jäckchen ab, hängte beide an ihren Platz, und begann mit Eifer das Bett zu machen und das Zimmer zu fegen. Als sie damit fertig war, frug sie bescheiden: „Mama! darf ich nicht ein bischen hinüber und mit Karl und Martha spielen?"

„Wie lang dauert denn ein „bischen" bei dir?" lautete der Mutter Gegenfrage.

„Ein Viertelstündchen, Mama!"

„Nein, Kind, so lang kann ich dich unmöglich entbehren, du mußt mir noch bei meiner Arbeit helfen."

Pfennighütchen war über diesen Bescheid zwar etwas enttäuscht, setzte sich aber sofort willig an ihre Arbeit und half wacker mit. Indessen hatte Karl mit seiner Schwester Martha folgendes Gespräch geführt:

„Es ist doch zu arg, wie hart Pfennighütchen schaffen muß. Jetzt denk' dir nur: Morgens in aller früh steht sie auf, zieht sich an, macht Feuer und kocht das Frühstück; dann geht sie hinüber zu Frau König, macht dort die Betten, reinigt den Boden und wascht das Geschirr auf; dann kommt sie heim, macht wieder das Bett und fegt den Boden, und dann muß sie erst noch ihrer Mutter helfen. Spielen darf sie gar nicht!"

„Ja, ich weiß wohl," sagte Martha. „Wie wär's, wenn wir, obwohl wir ja auch nicht eigentlich reich sind, dem armen Ding eine kleine Ueberraschung und Freude machen würden?"

„Wahrhaftig, du hast recht! das ist ein prächtiger Gedanke, und bei der Gelegenheit will ich sie denn auch fragen, warum man sie eigentlich das „Pfennighütchen" heißt."

Und so kamen denn schon nach ein paar Tagen etwa ein Dutzend Knaben und Mädchen unter Karls und Marthas Leitung in ihrem besten Sonntagsstaat, und jedes mit irgend etwas „Gutem" zum Essen bewaffnet vor Pfennighütchens Thür. Frau Weiß, ihre Mutter, stand im Hausgang auf der Treppe. Karl, als der Sprecher, näherte sich ihr und sagte:

„Guten Abend, Frau Weiß! Dürfen wir nicht Pfennighütchen ein wenig besuchen?"

„Warum denn nicht? Kommt nur herein!"

Vor dem Nachtessen machten sie noch verschiedene hübsche Spiele zusammen, und nachdem jenes vorüber war, setzten sie sich in einen Kreis und Karl faßte sich ein Herz und sagte feierlich: „Pfennighütchen, sag', woher hast du denn diesen sonderbaren Namen!"

„Ja, sag's uns, sag's uns!" rief es von allen Seiten.

„Nun gut, wenn Ihr's durchaus hören wollt, so sei's! Als wir früher in Boston lebten, in noch viel ärmlicheren Verhältnissen als hier, mußte unsere Mutter sich's sehr sauer werden lassen, um für sich selbst und uns Brod und Kleider zu verdienen. Ich kam damals nicht viel in die Schule, denn ich mußte unseren kleinen Harry besorgen, der fast immer krank war. So hart aber auch unsere Mutter arbeitete, viel kam nicht dabei heraus, und so besann ich mich, ob ich nicht nebenher auch noch etwas verdienen könnte. Wir hatten an einer gewissen Frau Dean eine treue Freundin, die nicht weit von uns entfernt bei einer Putzmacherin arbeitete. So oft es meine Zeit mir erlaubte, ging ich zu ihr hinüber in den Laden und sah den Mädchen bei ihrem zierlichen Geschäfte zu und bekam von ihnen zuweilen einige Reste von Stroh, übrige Federn oder Stückchen Band zum Geschenk. Als ich nun eines Tages neben Harry's Wiege saß und meine Schätze vor mir ausgebreitet hatte, tauchte die Frage in mir auf, ob ich nicht vielleicht im Stande wäre, aus all dem bunten Kram Puppenhütchen zu machen und sie dann zu verkaufen. Ich begann sofort mit der Ausführung meines Planes, fand ihn aber bald unausführbar. Doch ließ ich mich dadurch keineswegs entmuthigen, sondern erbat mir von der Mutter Erlaubniß, zu Frau Dean hinüberzugehen und mir's zeigen zu lassen. Gedacht, gethan! Die Mädchen dort waren so freundlich, mich alles zu lehren, was ich brauchte, und bald war ich so weit, ein ganz hübsches kleines Hütchen fertig zu bringen. Als ich eine Anzahl derselben beisammen hatte, legte ich sie sauber in eine Schachtel und zog aus zum Verkaufen. Ich wanderte die Straße entlang und rief: „Puppenhütchen! schöne kleine Puppenhütchen, das Stück um Einen Pfennig!" Und es dauerte nicht lange, so hatte ich meinen ganzen

kleinen Vorrath verkauft. Die kleinen Mädchen kannten mich bald und sahen nach mir aus und aus manchem Fenster oder Thüre rief mir's entgegen: „Pfennighütchen! Pfennighütchen! Ich möcht auch ein Pfennighütchen!" Meine kleine Geldkasse füllte sich bald mit Pfennigen, genug, um mir meinen ersten eigenen Hut mit selbstverdientem Gelde zu kaufen. Ich nannte ihn gleichfalls „Pfennighütchen" zur Erinnerung an seinen Ursprung. Er ist derselbe, dessen Ueberreste ihr mich heute noch könnet tragen sehen, denn ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn wegzuwerfen!"

„Alle dankten ihr für diese kleine Geschichte, aus der wohl Jedes etwas lernen kann.

Ein Engländer unter Arabern.

Ein Engländer reiste in Arabien. Um leichter durchzukommen und da er schöne medizinische Kenntnisse besaß, fungirte er als Arzt. Auch heilte er jedenfalls mehr seiner Patienten als die einheimischen Doktoren, zu deren beliebtesten Kuren bei Verwundungen das Ausbrennen mit glühenden Eisen gehört.

Ein leichtes Geschäft ist es aber nicht, die Araber ärztlich zu bedienen, wie folgende Anekdote zeigt. Als unser Engländer sich einst in einer Stadt Mittel-Arabiens befand, trat ein wohlbeleibter Dorfbewohner bei ihm ein und hob an: „Ich sage, Doktor, ich bin aus lauter Schmerz zusammengesetzt."

„Also schmerzt der Kopf?" — „Nein." — „Der Rücken?" — „Nein." — „Die Arme?" — „Nein." — „Die Beine?" — „Nein." — „Der Leib?" — „Nein."

„Aber wie kannst du denn aus lauter Schmerz zusammengesetzt sein, wenn weder der Kopf, noch der Rücken, noch der Leib, noch Arme oder Füße dir wehe thun?" entgegnete der Doktor.

„Ich bin nur ein Schmerz," versicherte der Araber, mannhaft bei seiner ersten Aussage beharrend.

Er litt an Rheumatismus. Drei oder vier Monate zuvor hatte er scheint's den ersten Anfall davon gehabt und jetzt war dieses Leiden sein beständiger Gast geworden. Der Arzt fragte also weiter: „Was war die erste Ursache deiner Erkrankung?

„Ich sage, Doktor, das war Gott."

„Gewiß, denn Alles kommt von Gott, aber was war die unmittelbare Veranlassung dazu?"

„Doktor, die Ursache war Gott, und dann habe ich, als ich fror, Kameelfleisch gegessen."

„Sonst nichts?"

„Dann habe ich auch Kameelsmilch dazu getrunken, aber ich sage, Doktor, es war Alles von Gott."

So sprechen die Moslemen bekanntlich weniger im wahren Gefühl unsrer beständigen Abhängigkeit von Gott als in abergläubischen Gedanken an eine Vorherbestimmung des Geschicks jedes Einzelnen, wogegen es vergeblich sei, die in unsre Hand gelegten Mittel zu gebrauchen.

Der Arzt überlegte sich den Fall und die etwa einzuschlagende Kur. Doch vorher war noch die große Frage der Bezahlung zu verhandeln, die immer zum Voraus festgesetzt und nur dann entrichtet wird, wenn die Kur gelingt. Also fuhr er fort:

„Was willst du mir geben?"

„Hörst du, Doktor? Ich sage, ich gebe dir ein Kameel."

„Ich brauche kein Kameel."

„Ich sage ein fettes Kameel? jedermann kennt mein Kameel. Wenn du willst, bringe ich Zeugen."

Der Doktor schüttelte den Kopf und wollte nichts von dem Kameel hören. Der Patient sprach nun von Butter, Mehl, Datteln und derartigen Dingen, fügte sich aber endlich vernünftig dem Begehren des Doktors, ihm in Fall der Heilung fünfzig Cents zu bezahlen. Einen Patienten ohne jegliche Bezahlung zu behandeln, ginge in Arabien nicht an, denn der, welcher das thun wollte, würde sofort für einen Spion gehalten.

Nicht minder seltsam ist der Araber Rechtspflege. Unser Doktor wohnte einst dem Verhör eines Mannes bei, der beschuldigt war, ein Kameel gestohlen zu haben. Ein Beduine brachte seine Klage bei dem Gouverneur Hamud vor. Dieser saß würdevoll in seiner Ecke, halb auf ein Kissen zurückgelegt; etwa sechs Fuß weit von ihm entfernt kauerte mit unterschlagenen Beinen der Beduine, eine Sichel in der Hand schwingend.

„Hörst du, Hamud, hörst du?" redete er den Richter an, indem er gleichzeitig seine Sichel fast bis zu dessen Leib ausstreckte, als wollte er ihn abmähen. „Er hat mir mein Kameel gestohlen. Hast du's vor Gott bedacht?" Und wieder hielt er dem unbeweglichen Richter seine Waffe entgegen. „Das Kameel gehört mir, hörst du's?" Auch dießmal half eine Bewegung mit der Sichel das gesprochene Wort bekräftigen. „Bei Gott, es gehört mir, und auch dir! Hörst du, Kind?" Regungslos saß Hamud da. Keine Muskel seines Gesichts zuckte, kein Glied bewegte sich. Jetzt mischte sich ein Glied des arabischen Gerichtshofs ein und sagte: „Gedenke an Gott, mein Kind, es soll dir kein Unrecht geschehen." Der Richter rief Zeugen, welche die Aussage des Beduinen bestätigten. „Ganz recht, Vater," sprach nun der Richter. „Du sollst das Deine haben; vertraue auf Gott." Damit entließ er ihn.

Begriff und Ziel der christlichen Vollkommenheit.

Nach Theodor Jellinghaus.*)

Wenn uns der Artikel der letzten Nummer das Wort Gottes als Mittel der Heiligung und derjenige des vorangehenden Monats den heiligen Geist als ihr Prinzip oder als die durch die heilige Schrift als sein hauptsächlichstes äußeres Werkzeug sich wirksam erzeigende

*) Bearbeitet nach dessen Schrift „Das völlige gegenwärtige Heil durch Christum", 2 Bände: I. Rechtfertigung allein durch Christum; II. Heiligung allein durch Christum; Berlin 1880.



und bethätigende innere Kraft derselben geschildert hat, so soll unser heutiger kurzer Abschnitt uns schließlich auch noch an der Hand des unten genannten trefflichen Buches das Ziel der Heiligung vorhalten, welches auf dem in jenen beiden Aufsätzen bezeichneten Wege zu erreichen gilt. Dasselbe wird uns aber um so deutlicher und bestimmter entgegentreten, je mehr wir uns bemühen, den richtigen biblischen Begriff der Heiligung uns klar zum Bewußtsein zu bringen, denn in diesem liegt auch jenes nothwendig mit eingeschlossen.

In unserer Ueberschrift ist dafür die allgemeinste und umfassendste, aber freilich auch oft sehr mißverstandene und mißverständliche Bezeichnung „christliche Vollkommenheit" gewählt, theils weil sie die gewöhnlichste und zugleich diejenige ist, an die sich von Seiten ihrer Gegner die meisten Widersprüche geheftet haben, theils weil wir für sie, wenn richtig verstanden, die unzweifelhaftesten Belegstellen in der heiligen Schrift selber finden, die unläugbar von einer dem Christen als Ziel und zwar als jetzt schon erreichbares Ziel seiner ganzen sittlich religiösen Lebensentwicklung vorgehaltenen und darum für ihn auch möglichen Vollkommenheit in dem später zu bezeichnenden Sinn redet; theils endlich auch darum, weil jener Name nicht wie das an sich schon etwas unbestimmtere und vieldeutigere Wort „Heiligung" jenen ganzen Entwicklungsgang des christlichen Lebens selbst in sich schließt, sondern eben nur das letzte Ziel desselben, seinen höchsten Vollendungspunkt allein, diesen aber auch auf's treffendste und schlagendste in einem einzigen biblischen Ausdruck zusammenfaßt und zwar in demjenigen, in welchem auch schon Wesley selbst zum ersten Male versucht hatte, seine Erfahrung in Bezug auf unseren Gegenstand lehrhaft auszuprägen.

Vorerst haben wir nun aber diesen Begriff der christlichen Vollkommenheit vor etwaigen Mißverständnissen, die zuweilen auch Entstellungen der biblischen Aussagen sein mögen, sicher zu stellen, beziehungsweise von den Vorwürfen und Ausstellungen zu reinigen, die von den verschiedensten Seiten, zum Theil auch von nicht blos bibelgläubigen und rechtgläubigen, sondern wahrhaft christlichen und ächt evangelischen Gottesmännern erhoben worden sind. Auch Jellinghausen geht auf diese oft wiederholten und eben so oft widerlegten Einwände gründlich und unbefangen ein und führt den genauen Nachweis, daß das Wort Vollkommenheit natürlich nicht im absoluten Sinne gemeint ist und gemeint sein kann, so, wie sie nur Gott allein zukommt und zukommen kann, sondern nur im relativen. Es ist dies der einzige Punkt, worin er, obwohl fast ganz und gar auf Wesley's Basis stehend, wenigstens dem Ausdruck nach, den er schärfer als dieser betont, wenn auch nicht eigentlich dem Sinn und der Sache nach von ihm abweicht. Nach dieser allerdings viel milderen, freilich aber auch etwas abgeschwächteren Bedeutung des Wortes ist der „vollkommene" Christ so viel als ein ganzer ernster entschiedener, treuer Christ, ein ächter, wahrer, standhafter Jünger Jesu, der immer und überall im richtigen (normalen) Verhältniß und Verhalten zu Gott und dem Nächsten steht, der dasjenige vollständig, ganz und wirklich ist, was er sein soll und sein kann. Verwirrend und durch einseitige Schroffheit Anstoß erregend, ja selbst wegen eines gewissen Scheines von Heuchelei, innerer Unwahrheit oder geistlichem Hochmuth, unnöthiges Aergerniß und einen meist ungerechten Verdacht der Unlauterkeit hervorrufend wird der Sprachgebrauch jenes Wortes nur dann, wenn man darunter eine höhere oder gar höchste und einzigartige, nur einzelnen Wenigen erreichbare Stufe eines in sich selbst vollendeten und nun nicht mehr weiter zu fördernden Christenthums versteht, während vielmehr alle wahrhaft bekehrten Christen in ihrer Art und auf ihrer jeweiligen Stufe „vollkommen" sein können, ja sogar sollen. So redet auch die heilige Schrift ja nur davon, daß die Christen selbst und zwar alle vollkommen sein sollen und also auch können; nicht aber redet sie von einer vollkommenen, d. h. unübertrefflichen, fehlerlosen, keines Irrthums, keiner Trübung, keiner Versuchung mehr fähigen, keines Kampfes, keiner Stärkung, keines Wachsthums und Fortschritts mehr bedürftigen und jenseits aller Möglichkeit und Nothwendigkeit einer sittlichen Fortbildung, Weiterentfaltung, Ausgestaltung und Entwicklung stehenden „Heiligkeit" der Christen.

Also nicht um einen in sich selbst fertigen und ein für allemal abgeschlossenen Zustand sündeloser Heiligkeit und Vollkommenheit irgend eines, auch des allerfrömmsten Christen, handelt es sich und kann es sich der Natur der Sache nach bei geschöpflichen Wesen handeln, sondern um ein Vollmaß innerer geistlicher Reife der Personen, d. h. aller derer, die durch die Heiligungskräfte des göttlichen Geistes und Wortes und die von dem erhöhten Christus auf die Seinigen ausgehenden Lebenswirkungen innerlich erneut, sich durch den Glauben rückhaltslos und bedingungslos dem Herrn weihen, sich völlig und gänzlich seiner Gnadenleitung hingeben und sich ihre Bewahrung vollständig und ganz in jedem Augenblick überlassen. Von Solchen aber kann ganz wohl gesagt werden und wird auch von ihnen in der Bibel wirklich gesagt, daß sie „vollkommen", d. h., daß sie gänzlich geheiligt, Gott geweiht, rein und unsträflich seien; daraus folgt aber noch gar nicht, daß man darum auch von einer „vollkommenen Heiligkeit" derselben reden könnte und dürfte, von der auch die Schrift selbst niemals und nirgends redet. Sie legt das Prädikat „vollkommen" wohl den Personen bei in dem oben genannten eingeschränkten Sinn, nicht aber dem Zustand ihres geistlichen Lebens. Vollkommen in der oben bezeichneten Weise kann wohl ein Mensch sein, wenn er zum Beispiel alle diejenigen Eigenschaften wirklich besitzt, die er seinem jeweiligen äußeren und inneren Zustand nach haben kann und soll, damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß auch alle diese Eigenschaften selbst in durchaus vollendeter makelloser Weise in ihm und an ihm vorhanden sein müssen. Vollkommen ist der Christ nach der heiligen Schrift nicht im Sinn eines Gradunterschieds gegenüber von Anderen, mehr oder minder Unvollkommenen, sondern im Sinn der möglichst vollendeten Durchbildung und Ausgestaltung seines eigenen christlichen Charakters, der möglichst gesteigerten Fülle und Reife seines inneren geistlichen Gehalts- und Lebensbestandes, der möglichst nahen Erreichung seines Ziels (Ideals). Es ist also offen-

bar ein ungerechtfertigtes, zum Theil sogar gefährliches und einseitiges Hinausgehen über die biblische Grundanschauung, wenn von einer vollkommenen Heiligkeit oder gänzlichen Reinheit irgend eines Menschen geredet wird.

Was nun aber den eigentlichen Inhalt der „christlichen Vollkommenheit" in diesem Sinn betrifft, so besteht sie darin, daß für den gerechtfertigten Christen schon in und mit seiner Rechtfertigung selbst nicht blos der Strafbann der Sünde gelöst ist durch die Sündenvergebung auf Grund der durch den sühnenden Opfertod Christi geschehenen Versöhnung mit Gott, sondern auch sofern dieselbe zugleich Erlösung von der Sünde ist, auch deren Macht und Herrschaft wenigstens prinzipiell gebrochen und er von ihrem Zwange frei gemacht ist. Als Gerechtfertigter ist er nicht blos mit Gott versöhnt und hat nun Frieden mit ihm, sondern er ist auch erlöst und frei gemacht von den Banden und der Gewalt der Sünde, so daß er ihr nun nicht mehr dienen, sie nicht mehr über sich herrschen lassen muß, auch wenn sie um ihn her noch herrscht, ja in ihm selbst, wenn gleich nur als eine immerdar in Christi Tod gegebene und erhaltene noch wohnt als eine zwar gebrochene, aber doch immer noch und immer wieder neu zum Wachsen und Herrschen emporstrebende Kraft (Potenz) seiner alten Fleischesnatur. Aber durch die gläubige Aneignung der Heiligungskraft des Todes und der Auferstehung Christi ist dem Gerechtfertigten eine gegenwärtige Erlösung von aller verunreinigenden Sündenwirkung, und eben damit die Erlangung eines von aller eigenen Befleckung reinen Herzens und Wandels, der alles wissentliche oder gar absichtliche Sündigen aus-, dagegen den fortwährenden und immer siegreicher durchgeführten sittlichen Kampf und Lauf nach dem Kleinod, die andauernde Arbeit der vollen Bewährung des christlichen Charakters in der entscheidenden Probe des Lebens einschließt, möglich gemacht. Diese Reinigung und Reinbewahrung des Herzens und Wandels wird aber ganz ebenso wie die Rechtfertigung nur durch den Glauben erlangt und festgehalten, d. h. auf sittlichem Wege, sie kann nur so erreicht, muß aber auch immer auf's Neue wieder und fortwährend auf dieselbe Weise bewahrt und festgehalten werden. Denn die Heiligung ist nicht etwa eine plötzlich eintretende und nur von außen her ohne alle und jede innere Vermittlung sittlicher Art geschehende Zerstörung der Sünde selbst, ihrem Dasein und Wesen nach. Nicht diese selbst ist in ihrer Kraft und Natur ein für allemal zerstört und weggeschafft, wohl aber bekommt der geheiligte Christ durch seine völlige Hingabe an Christum und das glaubensvolle Vertrauen auf die von aller Sünde reinigende und rein erhaltende Macht seines Blutes die Möglichkeit zu derjenigen inneren Seelenstellung, wonach er auch mitten in die Sündenwelt und in die Weltsünde hineingestellt, dennoch im Kampf und in der Versuchung allezeit siegen kann. Er hat zwar auch jetzt noch Sündennatur an sich, haftend an den Neigungen und Trieben seines alten Menschen, aber er thut die Sünde selbst, die sündige That, nicht mehr, wenigstens nicht mehr mit Wissen und Wollen. Nicht jene schon durch die Erbsünde befleckte Naturseite des Menschen ist durch die Wiedergeburt (magisch) erneut, sondern nur seine Willensseite (ethisch) wird göttlich erfaßt, erfüllt und bestimmt, jene aber hat und behält er auch jetzt noch an sich, aber, als mit Christo gestorben und auferstanden, nur noch als eine gleichfalls mit Christo ein für allemal gekreuzigte und bleibend und für immer in seinen Tod hinein begrabene. Auch der Geheiligte ist nicht heilig seiner eigenen Natur nach wie Gott, sondern er ist nur geheiligt und wird und bleibt nur fortwährend geheiligt durch das reinigende und reinerhaltende Blut Jesu Christi und das beständig treue Festhalten des Glaubens an ihm, durch das stetige, ununterbrochene Bleiben in bewußter Gemeinschaft der Liebe mit Ihm als dem Brunnquell und Element alles geistlichen Lebens.

Es handelt sich also auch hier wieder, wie schon oben beim Begriff der Vollkommenheit, so jetzt bei dem der Sünde vor allem um eine präcise Definition. Jellinghausen hat geschickt zu beweisen gesucht, daß die Bibelstellen, die vom wahren Christen aussagen, daß er nicht mehr sündige, ja nicht mehr sündigen könne, wenn er in Christo bleibe, daß er als wiedergeboren lauter und unsträflich in der Liebe sei, ein völlig reines Herz und gutes Gewissen habe &c., keineswegs den Sinn haben oder auch nur haben können, daß er von allen irrigen Handlungen und unbewußten Fehlern, von allen Schwachheits- und Uebereilungssünden völlig frei sei, ja nicht einmal, daß er keinerlei sündlichen Regungen, Neigungen, Triebe und Kräfte der alten Fleischesnatur mehr in sich fühle, sondern nur, daß er keine bewußten Bosheitssünden, keine absichtlichen Uebertretungen der göttlichen Gebote mehr sich zu Schulden kommen lasse. Von der Sünde völlig frei sind auch die Wiedergeborenen nicht in dem Sinn, als ob gar keine Sündennatur, kein böser Naturgrund mehr in ihnen wäre, sondern nur so, daß sie dies alles, was auch sie noch von Außen und Innen anficht, als in den Tod Christi hineinbegraben stets mit Christo gekreuzigt erhalten, so daß es die Seele wohl noch beunruhigen, reizen und locken, aber nicht mehr verunreinigen, verführen, beflecken und beherrschen darf. Dies geschieht aber nur durch denselben Glauben, der auch schon das Gnadenurtheil Gottes über die Sünde in der Rechtfertigung und Sündenvergebung dem Herzen innerlich angeeignet hat.

Derselbe Glaube eignet ihm nun auch in der Heiligung fortwährend desselben Gottes Gnadenmacht zur Ueberwindung aller bösen Lüste und Gedanken zu. Darin liegt zugleich auch die Einheit (nicht Einerleiheit) von Rechtfertigung und Heiligung begründet, die zwar keine falsche Vermischung und unklare Verwechslung beider ist oder werden darf, aber ebenso wenig eine gleich falsche und schroffe Trennung von beiden. Denn daraus entsteht leicht die Gefahr, in der Heiligung eine zweite, auch der Zeit nach getrennte und zugleich höhere Stufe der (an sich noch unvollendeten und ungenügenden) Rechtfertigung zu sehen, was sie nicht ist, sondern vielmehr die bis zum Füllpunkt der inneren Reife jeder einzelnen Stufe des christlichen Lebens, d. h. eben zur „Vollkommenheit" sich emporringende und ausgestaltende Bethätigung aller in und mit der Wiedergeburt als einem neuen schöpferischen Lebensanfang mit-

getheilten geistlichen Kräfte und Fähigkeiten. In jener ganzen Unterscheidung von „Stufen" des christlichen Lebens ist also nur das allein der wahre, auch von der Bibel ausdrücklich anerkannte richtige Gedanke, daß jene innere Reinigung und Reinbewahrung des Herzens und Wandels von jeder wissentlichen oder gar absichtlich gewollten Sünde, obwohl sie relativ auf jeder einzelnen Stufe des Kindes, des Jünglings, des Mannes in Christo schon eine in sich vollkommene sein kann, doch andererseits auch immer noch wachsen, noch gründlicher und völliger werden, an Tiefe und Umfang zunehmen und dem fortschreitenden Maß der christlichen Erkenntniß und Erfahrung immer entsprechender werden muß. In diesem Sinn, nicht aber in dem einer absoluten Vollkommenheit, giebt es auf jeder Stufe des religiös-sittlichen Lebensprozesses immer einen Punkt der vollen Durchdringung und Sättigung mit den Geisteskräften von Oben, des ununterbrochenen, nur immer reicher werdenden Schöpfens und Nehmens aus Gottes Gnadenfülle, wo es aus Glauben in Glauben, von Gnade zu Gnade, aus Kraft zu Kraft geht. Das ist dann aber nicht eine „höhere" Stufe, ein „höheres" Leben, welch unglücklichen, völlig irreleitenden Ausdruck die heilige Schrift selbst gar nicht kennt, sondern es ist das höchste Leben selbst, die im Glauben immer neu ergriffene und festgehaltene Lebens- und Liebesgemeinschaft mit dem Herrn, in welcher allein all unser Sieg und unser Friede ruht.

Das bessere Heim.

Im alten Gefängnißthurm zu Wetzlar in der Krankenstation lag ein Sträfling auf seinem Lager, und oben zu den Häupten desselben stand auf einer schwarzen Tafel sein Name, und der Herr Doktor hatte in lateinischer Sprache darunter geschrieben, daß er an der Lungenschwindsucht leide. Als der Hausgeistliche voll großer Freundlichkeit zu ihm trat, mit ihm zu reden und zu beten, war der Kranke gar fröhlich, „denn," sprach er, „in drei Wochen ist meine Zeit um. Ich habe dreißig Jahre gesessen und bin dann frei, und werde noch einmal meine Heimath wieder sehen." Der alte Pfarrer schaute ihn wehmüthig an und sprach: „Ja, dann seid Ihr frei, und gelobt sei der Herr, daß Ihr innerlich schon längst frei seid und habt im Kerker und in den Ketten die Freiheit gefunden." Der Gefangene sprach wieder: „Ja, Amen, Er sei gelobt! Eine Blutschuld hat mich hierher gebracht; eine Blutschuld hat mich frei gemacht. Ich habe Vergebung von meinem lieben Herrn Jesu und weiß, daß ich von Ihm angenommen bin." Da sprach der Pfarrer: „Aber wenn Ihr nun Eure Zeit um habt und nach Hause geht, wißt Ihr auch die Heimath zu finden, nachdem Ihr so lange nicht dort waret? Sie ist anders, als Ihr Euch denket. Ihr wollt in Euer Vaterhaus und denkt an die alte Hütte, aus der Ihr vom Haftreiter, mit Stricken gebunden, vor dreißig Jahren hinweggeschleppt wurdet mit dem Gewissen Eurer bösen That in der Brust, und ich achte, die Hütte sei ein Palast geworden. Ihr denkt an die arme Haide um Euer Dorf, und wie sie jetzt so winterlich öde liegt, wenn Eure Zeit hier um ist, und ich achte, es sei in Eurer Heimath eitel Frühling auf immerdar, und statt des Dorfes solltet Ihr eine Stadt finden, groß und hehr, und die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Und ihre Thore werden nicht geschlossen des Tages, denn da wird keine Nacht sein. Und wird nicht hineingehen irgend ein Gemeines, und das da Greuel thut und Lügen, sondern die geschrieben sind in dem lebendigen Buche des Lammes."

Als der Pfarrer so sprach, war es auf dem Angesichte des Sterbenden helle geworden, und es sah aus wie ein Kindesantlitz, wenn die Thür zum Christbaum sich öffnet, und seine Augen wurden immer fragender und immer weiter und weiter und — brachen zuletzt unter den Worten und Gebeten des Geistlichen, der an das Lied im höhern Chor dachte, das da anhebt: „Wann der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich."

Wie man bald dichten muß.

I do not care,
Ich geb' Nichts mehr
Um die alte deutsche Sprache;
Why, I don't know,
But es ist so,
Keine Lieb' ich für sie trage.

It is all right,
Das hört man heut'
Aus manch' deutschem Mund ertönen.
And, how are you?
Muß ich wie du
Aus dem Englischen entlehnen.

How's business?
So fragt der Heß,
Als ob er gar kein Deutscher wär';
It's very fine,
Sagt der vom Rhein
Als Antwort auf die Frage her.

It's warm to-day,
Mit Ach und Weh,
Sagt der Preuß' beid' laut und klar.
Yes, that is so,
Mein lieber Joe,
Du hast ja recht, es ist ja wahr.

It is too bad,
Es macht mich sad,
Daß deutsche Bürger mancherlei,
In store or street,
Wo man sie sieht
Englisch plaudern wie'n Papagei.

Nashville, Tenn. F. W. C. P.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Sept. 1881. 2 Mos. 20, 12—21.

Die zehn Gebote. [Zweite Tafel.]

Text: Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. (Matth. 22, 39.)

Einleitung: Sämmtliche Gebote umfassen die sittlich religiösen Grundpflichten des Menschen gegenüber von Gott, dem Nächsten und sich selbst, daher auch Christus sie Matth. 22, 37 ff. auf blos zwei einander vollständig gleichgeordnete Gebote zurückführen konnte, die Paulus sogar Röm. 13, 10 blos in ein einziges „das königliche Gebot der Liebe" (Jak. 2, 8) zusammenfaßt. Nach der Abtheilung in unsrer Lektion hätten wir also auf der zweiten Tafel alle diejenigen Gebote, die uns sagen: Liebe deinen Nächsten, d. h. die über dir (V. 12), und die neben dir (V. 13—16) stehenden anderen Menschen, und zwar wie dich selbst liebst, dein eigen Ich liebst du aber in Wahrheit nur dann, wenn du nicht blos deinen Leib, sondern deine Seele (V. 17) und diese zu bewahren suchst auch schon vor der bösen Lust, aus der alle böse That erst entspringt. Jene Pflichten gegen den Nebenmenschen sind dann im Einzelnen so angeordnet, wie sie sich in Werken (V. 12—15), Worten (V. 16) und Gedanken (V. 17) erweisen sollen, womit also das ganze Gebiet des sittlichen Lebens vom innersten Mittelpunkt aus bis zum äußersten weitesten Umkreis, von der feinsten kleinsten Abweichung und Untreue im Herzen, bis zur gröbsten Uebertretung des Verbrechers umspannt ist, nur daß die Stufenleiter der Sünde hier eigentlich vielmehr in umgekehrter Ordnung von der rohen Gewalt (V. 13) zur Verführung (V. 14) und dann zu den manchfaltigen Formen der Benachtheiligung (V. 15. 16) an äußeren und inneren Lebensgütern herabsteigt, bis sie bei der geistigsten Form derselben, dem „Gelüsten" (V. 17; vergl. Röm. 7, 7) angelangt ist. Die Aufzählung schreitet also vor von außen nach innen, von der bloßen manchfach wechselnden Erscheinung der Sünde zu ihrem tiefsten Kern, ihrem stets sich gleichbleibenden Grundwesen (Egoismus), „dem eigentlich Sündigen in jeglicher Sünde;" wobei aber zugleich wohl zu beachten ist, daß bei jeder dieser Pflichten wieder grobe und feine Uebertretungen möglich sind, sowie auch bloße Unterlassungen (vergl. Jak. 4, 17) und in dem Verbot immer zugleich auch ein unausgesprochenes Gebot verborgen liegt. Doch können wir uns hier bei dem überreichen Stoff und der aus dem katechetischen Unterricht vorauszusetzenden allgemeineren Bekanntschaft mit demselben nur noch auf einzelnen Andeutungen einlassen.

I. Die letzten Gebote des Gesetzes. V. 12—17. **V. 12.** Eltern, nicht blos die Erzeuger und Pfleger des leiblichen Lebens, wie 2 Kön. 5, 13., sondern auch des geistlichen, wie 2 Kön. 2, 12; 13, 14; 1 Cor. 4, 15 und die Beschirmer und Ordner von beiden, d. h. die Obrigkeit als Gottes Dienerin (Röm. 13, 4); Luther: „Eltern und Herren," vergl. 1 Mos. 41, 43; 45, 8; Richter 5, 7. Es ist also die Heiligung des ganzen gesellschaftlichen Lebens des Volkes in Staat und Kirche, die hier in der Achtung für die Familie als dem Fundamente desselben geboten ist. Vater und Mutter zusammengestellt als einander völlig gleichstehend, weil beide ganz gleiche Rechte und Pflichten gegenüber dem Kinde haben, daher soll dieses auch nicht blos dem strengeren Vater, sondern auch der milderen Mutter gehorchen, und zwar in Allem, was nicht wider Gottes Wort und Gewissen geht (vergl. Apg. 5, 29). Ehren (in Worten, Geberden und Thaten) ist mehr und schwerer, als das bloße Lieben, das eben darum auch nicht Gegenstand eines Gebotes sein kann, weil es schon durch den bloßen Naturtrieb dem Kinde eingepflanzt ist; diesem natürlichen Zug der Liebe giebt die sittliche That des Ehrens (der Respekt) erst den rechten Gehalt und bewahrt ihn zugleich von aller abgöttischen Uebertreibung; sie soll fortgehen durch's ganze Leben, auch wenn die Eltern alt und schwach werden, oder nicht so reich, gebildet, vornehm rc. sind, als die Kinder. (Luther: in Ehren „halten", sie lieb und werth „halten".) Auf daß du rc. Wie bei V. 7 eine besondere Strafe gedroht ist, weil dieses Gebot so leicht übertreten wird, da man meint, auf ein bloßes Wort komme ja nicht so viel an, so wird hier eine besondere Verheißung beigefügt (vergl. Col. 3, 20; Eph. 6, 2), eben weil der Gehorsam die Grundlage aller übrigen Pflichten und Tugenden ist. Dieselbe bezieht sich zunächst auf Israel als Ganzes, das als ein Volk der Pietät lange im verheißenen Lande leben soll (5 Mos. 5, 16), dann aber auch auf jeden Einzelnen, daß es ihm leiblich und geistlich wohl gehe durch den Gottessegen, der dem Gehorsam folgt, vergl. 2 Mos. 23, 25 ff.; für uns Christen ist freilich noch mehr verheißen: ewiges Leben im Himmel, jedenfalls ist aber auch auf Erden schon, wie die ganze Weltgeschichte ausweist, gute Kinderzucht Wurzel und Bedingung alles Volkswohls, wie der Gehrsam schon für den Einzelnen die Quelle aller Wohlfahrt; das Glück der Länder und Staaten steigt und fällt mit der Sitte des Hauses und der Familie.

V. 13. Obenan steht das Leben, das zwar nicht „der Güter höchstes" überhaupt ist, denn es giebt auch geistige und himmlische Güter und Gaben, das aber doch unter den irdischen und leiblichen wenigstens in sofern das höchste ist, als es die Grundvoraussetzung aller anderen ist, die uns alle zusammen ohne das Leben nichts mehr nützen können. So bildet dieses Gebot die Grundlage aller weiteren Gebote der zweiten Tafel, ganz ebenso wie V. 2 für die der ersten. Verboten ist dadurch sowohl der Selbst- wie der Menschenmord, und zwar

dieser ebenso gut in feiner wie in grober Form also z. B. auch Verwahrlosung, muthwillige oder gleichgiltige Verletzung des Lebens oder der Gesundheit, Fahrlässigkeit und Nachlässigkeit in Krankheits- und Unglücksfällen, Tollkühnheit, ferner langsamer Selbstmord durch ein leichtsinniges, unmäßiges, unkeusches Leben, Geschäftsüberbürdung oder Geiz, Verkürzung des Lebens und der Lebensfreude Anderer durch Kränkungen, Kummer und Sorgen, den man ihnen macht u. s. w. Auch schon den Haß betrachtet die Bibel 1 Joh. 3, 17 als einen Todtschlag im Herzen. Die That des Mordes selbst ist darum so furchtbar und grauenhaft, weil er Zerstörung des Ebenbildes Gottes im Menschen (1 Mos. 9, 6) und eine eigenmächtige Abkürzung der Gnadenfrist ist.

V. 14. Nächst dem eigenen Leben ist Jedem das Liebste und Theuerste auf Erden seine Familie, daher sich dieses Gebot unmittelbar und nothwendig an das vorige anschließt als Schutz der Ehe und mit ihr des ganzen Bestandes des häuslichen Lebens. Auch hier ist der Sinn wieder sehr umfassend: das Verbot gilt nicht blos in, sondern auch vor und nach der Ehe, nicht blos von groben Fleischessünden, sondern auch von allen unreinen und unkeuschen Gedanken, Worten, Geberden, Berührungen, Scherzen, Bildern und Büchern, schamloser Kleidung, leichtsinnigen und zuchtlosen Gesellschaften und Vergnügungen (Tanz). Der tiefste Beweggrund für den Christen liegt in Worten wie 1 Cor. 6, 19; Matth. 5, 7; Gal. 6, 8 rc. Das einzige Mittel zur Bewahrung in rechtzeitiger und entschiedener Flucht vor jeder Verführung und jedem befleckenden Reiz (vergl. Joseph, 1 Mos. 39, 9), die einzige Rettung bereits Gefallener in wahrer Buße.

V. 15. Zum Unterhalt des eigenen Lebens wie dessen der Familie ist der Besitz von Eigenthum nothwendig, auch dieses muß daher geschützt werden vor fremden Eingriffen, die wieder auf mannigfache Weise geschehen können vom offenen gewaltsamen Raub bis zum listigen heimlichen Betrug, durch Fälschung in Handel und Wandel, Unredlichkeit in den Abgaben, Vernachlässigung oder Beschädigung, gleichgiltige oder muthwillige und absichtliche Zerstörung und jegliche Art unrechtmäßiger Aneignung fremder Güter, oder auch unehrlichem Erwerb und Gewinn, z. B. durch Glücksspiele, Wetten rc., leichtsinniges Schuldenmachen oder Bankerottmachen zu Anderer Schaden, Wucher u. s. w.

V. 16. Nicht minder ist aber auch die persönliche Ehre ein hohes und zu einem menschenwürdigen Dasein schlechthin nothwendiges Gut. Indessen ist nicht blos diese allein, sondern die Wahrheit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des mündlichen Verkehrs überhaupt durch dieses Gebot geschützt und das ganze wichtige Gebiet des gegenseitigen sprachlichen Austausches als Darstellung der gesammten inneren Welt unseres Geistes und Hauptmittel aller Belehrung über göttliche und menschliche Dinge und alles Umgangs mit Gott und den Menschen, aller unserer Kenntnisse irdischer und himmlischer Dinge, kurz aller unserer geistigen Interessen unter den alles beherrschenden Gesichtspunkt der Heiligung unserer Rede gestellt; wie denn die Schrift durchweg die Unwahrheit und Lüge (Col. 3, 9) als eine wahrhaft teuflische Sünde (Joh. 8, 44) bezeichnet und auch sonst es mit den meist sehr leicht genommenen Zungensünden sehr ernst und scharf zu nehmen pflegt (Jak. Kap. 3, und Matth. 12, 36). Falsches Zeugniß wieder nicht blos vor Gericht mit falscher Anklage oder Aussage, sondern auch im alltäglichen Leben durch allerlei lügen- oder doch schwatzhaftes Gerede, boshaftes Aufbringen oder Ausbreiten von nachtheiligen Gerüchten (Luther: „bösen Leumund machen"), besonders hinterrücks bei falscher Schmeichelei in's Angesicht hinein und durch feige Ohrenbläserei rc.

V. 17. Ueber das böse Begehren (die „Lust") als Quelle der bösen That und Wurzel alles Uebels überhaupt s. oben die Einleitung, ferner Jak. 1, 14. 15, und Matth. 15, 19. Gott sieht vor Allem das Herz und seine innerste Gesinnung und Beschaffenheit an, nicht das äußere Thun, auch bei der alttestamentlichen Gesetzgebung schon soll man merken, daß es auf jene, also auf ein geistiges Gewissensgesetz für unseren Willen abgesehen ist, nicht auf eine bloße Buchstabenordnung für unsere äußere Lebensführung; daher auch bei der Wiederholung der Gesetzgebung der das Ungenügende jeder solchen blos polizeimäßigen Auffassung der Gebote als eines bloßen Reglements deutlich aussprechende Wunsch Gottes (5 Mos. 5, 29) nach einer tieferen Eingründung derselben in das Herz des Volkes.

II. Die ersten Folgen der Gesetzgebung. (V. 18 bis 21.) **V. 18.** Donner und Blitz, die vorhin eine Weile geschwiegen, jetzt aber nachdem der Herr die zehn Worte geredet hatte, in noch viel stärkerem Maß auf's Neue sich gezeigt hatten; also eine sinnlich wahrnehmbare und deutlich vernehmliche Offenbarung Gottes. Flohen sie vom Schauer der göttlichen Majestät überwältigt. Es war allerdings beabsichtigt, daß das Volk von der Furcht oder besser Ehrfurcht Gottes erschüttert werden solle, damit es nicht sündige, nicht aber, daß es vor Schreck zurückweiche und seinen Standpunkt verlasse („trat von ferne") und so aus bloßer fleischlicher Angst und Geistesträgheit Moses Mittlerschaft sich zu sichern suchen solle.

V. 19. Und sprachen durch ihre Obersten und Aeltesten 5 Mos. 5, 23 ff. Rede du an Stelle Gottes; nicht mit uns (länger unmittelbar) rede als mit unmächtigen, unheiligen und unwürdigen Menschenkindern, die den Anblick göttlicher Herrlichkeit und Heiligkeit nicht ertragen können (vergl. 1 Mos. 16, 13 ff.; 2 Mos. 33, 20; 5 Mos. 5, 24 ff.; Jer. 30, 21 ff. Von Seiten Gottes ist Moses schon Anfangs (siehe V. 20 ff.) zum Mittler gemacht, jetzt wird er es auch von Seiten des Volkes, denn ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler (Gal. 3, 20). Got aber läßt dies zu (vergl. 5 Mos. 5, 20. 28 ff.) und geht schonend darauf ein, obwohl solches nicht ursprünglich seine Absicht war, sondern das Volk selbst als Ganzes sollte priesterlich ihm nahen (V. 6), ganz wie er später es auch bei der Königswahl macht, obwohl Gott selber des Volkes König, ja das ganze Volk ein Volk von Königen (V. 6) sein sollte.

V. 20. Moses aber rc., um dem Volke diese falsche knechtische Furcht zu nehmen und ihm zur rechten heiligen Scheu zu helfen. Euch versuchen = euch in Bezug auf eure Gesinnung und

Herzensstellung auf die Probe stellen, ob ihr ihn erkennt und ehrt als euren Herrn durch treue Dankbarkeit und Gehorsam (Spr. 16, 6; Ps. 117, 18).

V. 21. Trat von ferne, er verzichtet also auf seinen priesterlichen Charakter (V. 6); nach 5 Mos. 5, 30 wurde er sogar zum Lager entlassen. Machte sich (von Gott auf's Neue gerufen, vergl. Kap. 19, 20; 5 Mos. 5, 5) hinzu in's Dunkel der Wolke (2 Mos. 19, 16). Auch hier ist also Moses das Bild des rechten Mittlers, Christus (1 Tim. 2, 5), auf den das ganze Gesetz als Zuchtmeister hinweisen soll (Gal. 3, 24).

Disposition. Was soll uns Gottes Gesetz sein?

1) V. 12—16: ein **Riegel**, der jedem äußeren Unrecht wehrt;

2) V. 17: ein **Zügel**, der auch die innere böse Lust im Zaum hält; und endlich

3) V. 18—21: ein **Spiegel**, der uns unseren Herzenszustand zeigt und uns die Nothwendigkeit (V. 20) eines Mittlers vor Gott (V. 19. 21) erkennen lehrt.

Sonntag, 11. Sept. 1881. 2 Mos. 32, 26—35.

Israels Abgötterei bestraft.

Text: Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern. Amen. (1 Joh. 5, 21.)

I. Moses Gericht an dem Volk. (V. 26—29).

V. 26. Trat in das Thor des Lagers, und zwar gleich in das nächstgelegene Thor, das Lager selbst durfte er nicht betreten, denn es war verunreinigt und unter dem Gericht Gottes (Hebr. 13, 13), daher muß nun zuerst durch Moses, als einzigen Unbetheiligten an dem geschehenen Greuel, eine neue Reinigung desselben geschehen, die er selber aber auch nur von außen her mitbringt, aus der Nähe der göttlichen Gegenwart, von welcher er herkommt. In sich selbst trägt auch er die heiligende Kraft nicht, wohl aber das volle und klare Bewußtsein, daß er in entschiedenem und thatkräftigem Auftreten mit ganzem Ernst und heiligem Eifer sich in dieser entscheidenden Stunde auf Gottes Seite stellen müsse, um so das von ihm V. 18 dem ganzen abtrünnigen Volk gedrohte Strafgericht durch ein strenges Einschreiten gegen die Hauptschuldigen, die eigentlichen Verführer und die in der Sünde trotzig beharrenden Unbußfertigen noch von den Uebrigen abzuwenden. Wer dem Herrn rc., d. h. wer in aufrichtiger Reue die schwere Missethat des Abfalls anerkennt, und sich von seinen selbstgemachten Götzen weg dem verlassenen Gott wieder glaubensvoll zuwenden will. Es giebt nur zwei Seiten, auf denen der Mensch stehen kann, für Gott oder wider ihn (Luc. 11, 23). Ein Mittleres zwischen beiden giebt es nicht, es ist ein strenges Entweder — Oder, wobei der Mensch sich selbst entscheiden muß, Andere können wohl zureden, aber nicht zwingen. Wer aber auf Gottes Seite tritt, muß es auch ganz thun, mit offenem, klarem, bestimmtem, furchtlosem Bekenntniß zu ihm (Luc. 12, 8; Matth. 10, 32) und mit Aufopferung selbst des Liebsten; und wir haben hierzu die besten Gründe, denn nur auf Gottes Seite allein ist unwandelbares Recht und ewig unveränderliche Wahrheit, dort allein dauernde Freude, endlicher Sieg und gewisser Friede. Da sammelten sich in rascher Entschlossenheit alle Kinder Levi, zunächst wohl als Moses Stammesgenosse, dann aber ohne Zweifel auch von ihrer besseren Einsicht und ihrem tieferen Gefühl für Recht und Unrecht geleitet.

V. 27. Und er, immer völliger von Gottes Geist erfüllt und geleitet, sprach zu ihnen rc. Diese Strenge Mosis in seinem Verfahren ist keineswegs eine unmenschliche Grausamkeit oder eine allzumenschliche Leidenschaftlichkeit, sondern entspricht ganz der Größe des Vergehens, auf welchem nach Gottes eigenem Willen (s. Kap. 22, 20) die Ausrottung aus dem Volk, d. h. die Vernichtung als Strafe gesetzt war. Der ganze Gesetzesbund ruhte darauf, daß das Volk Gottes heiliges Volk bleibe, der Bilderdienst aber war und ist noch die erste Stufe zum völligen Götzendienst. Die Versuchung dazu lag dem Volke besonders nahe durch die Erinnerung an die Verehrung des Stieres Apis (in Memphis), eines der ägyptischen Hauptgötter (vgl. auch Jos. 24, 14; Ezech. 20, 8; 23, 3). Nachdem Moses mild genug selbst für den Hauptschuldigen Aaron noch gebeten (5 Mos. 9, 20), will und muß er nun das völlig gerechte Gericht über die sich hartnäckig Verstockenden und alle angebotene Gnade und Verzeihung trotzig Verschmähenden hereinbrechen lassen, um Gottes Heiligkeit genug zu thun und ihre freche Beleidigung, ja Verachtung zu sühnen. Durchgehet hin und wieder, d. h. eben mit diesem gleichen Rufe: Her zu mir rc., worin also noch eine letzte aber klare Heilsanerbietung und Aufforderung zur Selbstentscheidung lag; denn erst, wenn auch dieser nicht mehr Folge geleistet wird, kommt der weitere Befehl zur unverzüglichen und rücksichtslosen Strafe als letztes Mittel zur heilsamen Abschreckung der Sünder. Also ein unterschiedsloses, blutgieriges Hinmorden, ein völlig willkührliches Niedermetzeln ist es nicht. Von einem Thor rc. ist von einem Ende des Lagers zum andern und dann wieder zurück, damit alle es deutlich und wiederholt hören können und also keiner mehr eine giltige Entschuldigung habe.

V. 28. In den **Kindern Levi** flammt hier, wo sie selbst die nächsten Blutsverwandten nicht schonen bei strenger Ausführung des Strafgerichts und in unparteiischer Ausübung ihres Rächeramts für Gottes Ehre noch einmal etwas vom alten heiligen Feuereifer ihres Vorfahrens auf (1 Mos. 34, 35 ff.), nur mit dem großen Unterschied, daß sie jetzt nicht wieder für den eigenen, sondern für Gottes Ruhm kämpfen und so die Scharte auswetzen, womit jener einst das Schwert seines Stammes entehrte (1 Mos. 49, 5 ff.). 3000 Mann, zwar waren im ganzen Volk Keiner ganz unschuldig, wohl aber war die Schuld aller eine verschiedene, es gab Verführer und Verführte, Bereuende und ruchlos in der Sünde Beharrende rc., und die wirklich Gestraften waren wohl eben gerade jene Hauptschuldigen; also im Ganzen noch gegenüber der Gesammtheit von 600,000 Mann (12,37) eine sehr mäßige Zahl, von je 200 nur Einer, während sonst bei derlei allgemeinen Empörungen, Meutereien rc.

nach kriegsgerichtlichem Standrecht je der zehnte Mann sterben muß.

V. 29. Sprach Moses nach vollzogenem Gericht zu den Leviten, nochmals ihren Eifer rühmlich anerkennend, (vergl. 5 Mos. 33, 9 ff.): füllet heute rc., nämlich mit Opfergaben, = weihet euch von heute an, wo ihr mit solcher Verläugnung von Fleisch und Blut euch in Gottes Dienst gestellt habt, nun für immer diesem Dienste und bewahret euch in ihm und für ihn dieselbe Gesinnung, die ihr jetzt an den Tag gelegt. Ein Jeglicher rc. Sinn: so daß er um des Herrn willen auch diese nicht schont, vergl. Matth. 10, 37; übrigens waren ja die nächsten Blutsfreunde nicht mit unter den Erwürgten, denn die Leviten nahmen alle Theil an dem Strafgericht, jene Erschlagenen können also nur den andern Stämmen angehört haben, als Brüder und Söhne im weiteren Sinn und entfernteren Grad. Daß über euch rc. = der vom Stammvater her auf euch lastende Fluch sich in Segen verwandle (4 Mos. 3, 4). Jener hatte sich durch ungeistlichen und unzeitigen Eifer um das eigene Haus und in verkehrter Rücksicht auf die Stammesverwandtschaft den Fluch zugezogen; sie sollen ihn durch ihren rechtzeitigen und heiligen Eifer um Gottes Ehre, wobei sie auch die Blutsfreunde nicht schonen, wieder sühnen, lösen und tilgen.

II. Moses Gebet für das Volk (V. 30—35): **V. 30.** Des Morgens, gleich am nächsten Tag nach den soeben erwähnten Vorgängen. Ihr habt schwer rc. waren auch nicht alle umgekommen, sondern blos ein Theil, so sollte deren Tod doch auch für die anderen ein abschreckendes Beispiel sein und ihnen zeigen, was sie Alle verdient hätten. Eure Sünde versöhnen = den ergrimmten Zorn Gottes V. 10 in schonende Gnade verwandeln. Das Vielleicht bezieht sich darauf, daß der Herr auf seine bisherige Bitte (V. 11 bis 13) noch keine zusagende Antwort gegeben hatte, so ernst und dringend sie auch gewesen (vergl. 5 Mos. 8, 18), woneben aber Jak. 5, 16 dennoch wahr bleibt. Auch soll und kann man hier an Moses lernen, daß wer Buße predigt und von Sünde überführt, es auch am Trost nicht fehlen lassen darf, sonst bleibt die Buße blos eine gesetzliche, die den Tod oder die Verzweiflung wirkt (vergl. 2 Cor. 7, 9. 10), aber wird keine evangelische, keine Reue zum Leben und zur Seligkeit; auch hier gilt: erst verwunden, dann aber auch heilen.

V. 31. Das Volk rc., eigentlich: dies Volk, er nennt es nicht mehr dein (Gottes) Volk, wie V. 11 noch, denn es ist von ihm abgewichen in schnödem Undank und bewußter Untreue. Große Sünde, keine falsche Entschuldigung, Verkleinerung, Beschönigung, vergl. Ps. 25, 11.

V. 32. Vergieb ihnen, Moses kann nur um Vergebung bitten, erst der rechte Mittler (Christus) allein kann sie wirken. Wo nicht, so tilge rc., denn wozu soll mein Name allein noch darinnen stehen? bin ich doch mit ihnen zu einem untheilbaren Ganzen verwachsen und gehöre untrennbar mit ihnen zusammen; kann ich sie nicht retten vom Untergang, so laß mich lieber selbst auch mit untergehen (4 Mos. 11, 15); aus deinem Buch: das Buch Gottes ist das Buch des Lebens und der Lebendigen Ps. 69, 29; Dan. 12, 1; Offb. 3, 5. Das Bild ist hergenommen von den in Israel schon von uralter Zeit her gebräuchlichen Familienregistern (1 Mos. 5, 1), sowie von den Bürgerrollen, in welchen die Namen der Einwohner einer Stadt oder eines Reiches aufgezeichnet und ihnen alle ihre Vorrechte zugesprochen und urkundlich versiegelt waren. Im alten Testament bezeichnet es zunächst noch die Zugehörigkeit zum irdischen Gottesvolk, im neuen Testament das Erbtheil des ewigen Lebens Phil. 4, 3; Apg. 3, 5; 13, 8; vergl. Jes. 4, 3. Das Tilgen aus demselben ist also die gewaltsame Trennung der Lebensgemeinschaft mit dem Gott alles Lebens und damit die Ueberantwortung in die Macht und Gewalt des Todes. Ein ähnliches Wort bei Paulus Röm. 9, 3. Moses Fürbitte ist mehr als die Abrahams für Sodom (1 Mos. 18, 23 ff.), denn die Sodomiten hatten wenigstens den Patriarchen selber nicht verworfen; die rechte Erfüllung findet seine Willigkeit zur Selbstaufopferung für das Volk erst in Christo, dem guten Hirten (vergl. Joh. 11, 10; Jes. 53, 8; Dan. 9, 26), der für uns ein Fluch geworden Gal. 3, 13.

V. 13. Was? nämlich: verlangst du? Willst du denn, ich soll dich, den Gerechten, aus meinem Buch tilgen (Ps. 69, 29)? Ich will rc., nicht aber den Unschuldigen für den Schuldigen hinopfern, was meiner Gerechtigkeit widerspräche, auf Kosten derer du zu viel von meiner Gnade forderst; dieses Opfer war erst dem rechten Mittler Christo aufbehalten Röm. 5, 11. Aber ganz vergeblich sollte doch auch Moses Fürbitte nicht sein; er erlangt wenigstens so viel von Gott, daß dieser seine ursprüngliche Drohung, das ganze Volk mit einem Schlag zu vernichten, nicht sofort ausführt, sondern, wenn auch blos zeitweilig, wieder zurückzieht, ja sogar von Neuem zusagt, es nach Kanaan zu bringen und somit seine Verbindung mit ihm noch nicht völlig abbricht. Dies ist das göttliche Gereuen (vergl. V. 15; 4 Mos. 23, 19; 1 Sam. 15, 29), etwas ganz anderes, als das menschliche, er bereut nicht, wie wir, weil er es früher hätte anders machen sollen, sondern weil er jetzt es anders machen kann.

V. 34. Dahin ich dir rc., nämlich nach Kanaan, damit die Egypter nicht sagen können, wie V. 12 ff. Der Engel ist hier nicht der Bundesengel, in welchem Gottes Name (= er selber persönlich) wohnt, wie 1 Mos. 24, 7; 2 Mos. 23, 20., d. h. der Messias (vergl. zu 3, 2), der nach 2 Mos. 14, 19 sie bisher in der Wolken- und Feuersäule geleitet, sondern einer der geschaffenen Engel, der nur die Stelle der persönlichen Gegenwart Gottes in Israel vertreten soll (Kap. 33, 2. 12—16). Ich werde (wenn auch nicht jetzt zugleich, V. 33, so doch später und um so gewisser) ihre Sünde heimsuchen, wenn sie das Maß ihrer Schuld erst voll gemacht haben. Wenn meine Zeit kommt, vergl. 4 Mos. 14, 26. Gott kann lange warten, aber endlich straft er, er ist ein langer Borger, aber ein sicherer Zähler, „Gottes Mühlen mahlen langsam“ rc., aufgeschoben ist bei ihm nicht aufgehoben. Die Erfüllung dieser Drohung, siehe 4 Mos. 14, 28 ff. Doch war dies nur die geschichtlich nächste Erfüllung, sie erfüllt sich aber fort und fort noch immer durch alle Gerichte Gottes

auf Erden hindurch bis zum letzten großen End- und Weltgericht als letzter ewiger Entscheidung.

V. 35. Also strafte = ließ es einstweilen bei diesem einzigen milden blos vorläufigen Gericht (V. 28) bewenden und raffte sie nicht alle plötzlich hinweg, wie sie es wohl verdient hätten. Mit dieser Zusage vorläufiger Schonung hatte Moses alles gewonnen, was jetzt für den Augenblick, so lange das Volk noch keine Spuren aufrichtiger, ernster Buße gezeigt, überhaupt möglich war; er begnügt sich mit dem, was Gottes Gnade bewilligt.

Disposition. Moses, der Mittler zwischen Gott und dem Volke:

1) sein brennender Feuereifer als Stellvertreter Gottes bei dem Volk im strafenden Ernst seiner heiligen Gerichte (V. 26—29);

2) seine verzehrende Liebesgluth als Stellvertreter des Volkes vor Gott im priesterlichen Flehen um seine verschonende Gnade (V. 30—35).

Mäßigkeits-Lektion.

Sonntag, 25. Sept. 1881. 1 Cor. 9, 22—27.

Der Kampf um die Krone.

Text: Sondern ich betäube meinen Leib, und zähme ihn, daß ich nicht den Andern predige, und selbst verwerflich werde. (1 Cor. 9, 27.)

I. Unseres Lebens Zweck. (V. 22 und 23.) — **V. 22.** Den Schwachen, d. h. den an Einsicht sowohl als sittlicher Kraft noch schwachen Mitchristen (vergl. 8, 7 ff.; Röm. 14, 1; 15, 1; Apstg. 20, 35; 1 Theff. 5, 14), die durch ein rücksichtsloses Verhalten ihnen gegenüber leicht geärgert werden können, sofern sie bei ihrem noch gesetzlichen, nicht evangelisch freien Geist und Wesen in Beobachtung äußerer strenger Pflichten, und ihren peinlichen, vielleicht sogar kleinlichen Gewohnheiten und Anschauungen leicht auch schon durch solche Dinge verletzt werden und daran Anstoß nehmen können, die vielleicht an sich betrachtet nichts Unrechtes oder gar wirklich Schädliches, Sündliches und Unreines an sich tragen, die aber dennoch Paulus um der Liebe und Schonung willen lieber ganz unterlassen und sich versagen will, als andere dadurch im Glauben irre zu machen. Er thut dies also weder um seiner selbst willen, um für sich Lob und Ehre, Ansehen und Einfluß zu gewinnen, noch um ihretwillen allein, etwa aus falscher fleischlicher Menschenfurcht und weichlichem schwankendem Nachgeben selbst gegen bloße Launen und Vorurtheile, sondern zunächst um Gottes willen, dem auch diese Schwachen angehören und der auch sie erkauft hat zu seinem Eigenthum, und darum ein Recht auf sie und an sie hat, daß man sie ihm nicht wieder nehme und irreleite; somit weder aus unlauteren Absichten um eigenen Gewinnes willen, noch blos zu äußerem heuchlerischem Schein oder in ängstlicher Feigheit und berechnender Weltklugheit, sondern aus Grundsatz und innerstem Liebesdrang, sie selbst für den Herrn zu gewinnen und ihm zu erhalten (V. 19). Als ein Schwacher, siehe 2 Cor. 11, 29. Jedermann, nämlich natürlich nicht allen Beliebigen, sondern blos allen denen, mit denen er in seinem Apostelamt berufsmäßig zu thun hatte; allerlei geworden = habe mich in alle ihren Verhältnissen entsprechenden Formen gefügt. Es versteht sich aber dabei von selbst und brauchte daher gegenüber den mit dem Charakter des Apostels durch eigene persönliche und zwar längere (Ap. Gesch. 18, 11) Erfahrung wohl vertrauten Corinthern nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, daß diese Anbequemung an Andere auch ihre Schranken hatte, um nicht in widerchristliche Menschengefälligkeit und leichtsinniges Preisgeben der evangelischen Freiheit auszuarten, die sich in ein knechtisches Joch fangen läßt (Gal. 5, 1; 2, 3—5; 1, 10), sondern die Frucht himmlischer Weisheit und Wahrheit war, die in echt christlicher Liebe und Selbstbeschränkung selbst einem beschränkten und engherzigen Standpunkt noch durch möglichst weitgehende Duldung möglichst nahe zu kommen suchte und die nur unter der Zucht des heiligen Geistes und in der Schule reicher und reifer praktischer Erfahrung gedeihen konnte. Allenthalben, eigentlich: auf alle Weise, die Einen so, die Andern anders, je nachdem es für sie am besten möglich, am nöthigsten und nützlichsten war. Etliche, nicht wie V. 19 „Viele", denn hier ist blos vom wirklichen Erfolg die Rede, der sich eben nicht auf alle erstreckte und erstrecken konnte, weil nicht alle das Wort seiner Predigt annahmen und die Predigt seines Wortes wie seines Wandels in sich wirksam werden ließen, dort dagegen von seiner Alle umfassenden Absicht. Selig mache, eigentlich rette, weil für sie große Gefahr da ist, in Welt und Sünde unterzugehen, namentlich auch durch das böse verführerische Beispiel der vermeintlich „Starken" oder Freisinnigen und Weitherzigen. Dieses Erretten ist also der höchste und einzige Zweck seines ganzen Thuns (vergl. 7, 16; 10, 33; 2 Tim. 2, 10; Röm. 9, 27); und er wendet darauf allen Eifer, Ernst und Mühe, und läßt sich's etwas kosten, auch in seinem eigenen Vorbild bis in's Geringste treu erfunden zu werden; er versagt sich manches und verzichtet gerne selbst auf erlaubte Genüsse, Bequemlichkeiten 2c., nur um das wahre Wohl und die echte Freiheit Anderer zu fördern und nicht zu gefährden, lauter Gesichtspunkte, die auch in der Anwendung unseres Textes auf die Temperenzsache ihre richtige und wichtige Stellung haben und verwerthet werden können und müssen; denn jeder Christ, nicht blos ein Apostel, hat die Pflicht, nicht blos sich selbst, sondern auch Andere selig zu machen (1 Tim. 4, 16), und daher alles zu thun, was zur Erbauung und Besserung unter einander dient (Röm. 14, 19; 15, 2; 1 Cor. 14, 26), dagegen alles, was das Gegentheil wirken könnte, zu meiden, und sollte es auch Opfer kosten.

V. 23. Solches aber thue ich, ganz allgemein, d. i. mein ganzes Thun und Lassen geschieht um des Evangeliums willen, auf daß ich seiner, nämlich eben des Evangeliums (Phil. 4, 3) und der in ihm verheißenen und gewährten göttlichen Heilsgüter des ewigen Lebens und himmlischen Reiches theilhaftig werde, als euer Mitgenosse, die ihr schon glaubet und gerettet seid (Röm. 11, 17). Man beachte also dabei insbesondere auch des Apostels Demuth: er, der mehr gearbeitet hatte, denn die Andern alle (1 Cor. 15,

10; 2 Cor. 11, 23), hat für sich selber doch auch nur das gemeinsame Heil mit den Andern überhaupt, nicht aber etwa einen besonderen höheren Lohn im Auge, am wenigsten vollends als eigentliche Vergeltung für seine Bemühungen oder Verleugnungen, oder gar so, daß er in Letzteren allein, also in dem bloßen Verzichten, etwas von besonderem sittlichem Werthe vor Gott sehen würde.

II. Unseres Laufes Ziel. (V. 24—27.) **V. 24** erfolgt nun die Mahnung, seinem Beispiel zu folgen, und zwar in bildlicher Einkleidung von den Verhältnissen der griechischen Kampfspiele entlehnt, und zwar hier nicht sowohl der berühmten olympischen Spiele, als vielmehr insbesondere der sogen. isthmischen, die auch noch nach der Zerstörung Korinths auf der neben der Stadt gelegenen Landenge (Isthmus) zwischen dem ägäischen und jonischen Meerbusen abgehalten wurden und namentlich im Rennkampf (V. 24. 25) und Faustkampf (V. 26) bestanden; auf diese allen Korinthern wohlbekannten („wisset ihr nicht?") Festspiele spielt er auch hier wie sonst so oft an, wo er gleichfalls das Christenleben unter dem Bild eines Ringkampfes darstellt (vergl. Gal. 2, 2; 5, 7; Phil. 2, 16; 3, 12 ff.; 1 Tim. 6, 2; 2 Tim. 2, 5; Hebr. 12, 1; 4, 12). In den Schranken, dem sogenannten Stadium oder der Rennbahn, die rings mit erhöhten Sitzen für die Zuschauer und Preisrichter umgeben war. Das Kleinod bestand in einem Siegeskranz, und zwar bei den isthmischen Spielen aus Fichtenzweigen von den in der Nähe des Schauplatzes stehenden schattigen Fichtenhainen, die durch ihr Immergrün ein passendes Sinnbild für den unvergänglichen Siegesruhm der Helden darboten; bei den olympischen Spielen war es ein Olivenkranz, bei den nemeischen ein Lorbeer als dem Schmuck des griechischen Gottes Apollo, oder auch eine Palme. Einer erlanget ꝛc. Im Gegenbild sind es freilich alle ernstlich Ringenden, die ewige Lebenskronen himmlischer Seligkeit erlangen. Also, d. h. ebenso preiswürdig wie dieser Eine gewinnende, obwohl freilich auch die anderen Alle mit gleichem Eifer den Lauf unternehmen, denn was Jenem zum Siege verhilft, ist nicht ein größeres Maß von Ernst, sondern von Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit, die er sich durch Abhärtung, Uebung und Enthaltsamkeit erwirbt.

V. 25. Ein Jeglicher ganz allgemein; denn jetzt erst kehrt der Apostel von dem Einen gewinnenden Sieger wieder zu der Gesammtheit der Wettkämpfer zurück, denn diese Bedingung hatten sie allerdings alle gleichmäßig zu erfüllen. Der da kämpft ist nicht Uebergang vom Wettlauf zum eigentlichen Ringkampf, sondern überhaupt von den Kampfspielen im Ganzen zu verstehen, worunter sowohl das Ringen wie das Laufen gehörte; gerade diese Wettläufer aber hatten sich, um leicht, beweglich und geschmeidig zu bleiben, aller beschwerenden Speisen, mit Ausnahme von kräftiger, die Muskeln stärkender Fleischkost, und ganz besonders auch des die Nerven unnatürlich aufregenden und dadurch schwächenden Weingenusses zu enthalten, und zwar sehr oft schon viele (meist zehn) Monate vor Eröffnung der Kampfspiele. Der Apostel dehnt aber diese Regel noch weiter aus: alles Dings: den Christen ist in ihrem sittlichen Kampfe noch weit mehr die gänzliche Enthaltsamkeit von Lüsten und Genüssen jeglicher Art, die wider die Seele streiten (1 Petri 2, 11), d. h. die völlige Freiheit von allem, was sie nach außen und innen zu jenem Kampfe untüchtig machen könnte, d. h. also die rechte Mäßigkeit (d. i. Maßhalten, Abwehr des schädlichen Uebermaßes, vergl. Ephes. 5, 18; Gal. 15, 21; 1 Cor. 6, 10), auch in erlaubten Dingen zur Pflicht gemacht, um so stets Herr über sich selbst nach Leib und Seele zu bleiben (evangelisches, nicht gesetzliches Fasten). Nach dieser Seite hin ist also das Christenthum auch ein eigentlicher Kampf gegen sichtbare und unsichtbare Feinde, aber mit geistlichen Waffen (Eph. 6, 14 ff.; Röm. 13, 2; 2 Cor. 6, 7; 10, 4) und unter der Siegesfahne Jesu Christi als unseres Heerführers (Hebr. 2, 10; 12, 2). Das Passende in seiner Vergleichung mit einem Wettlauf dagegen liegt in folgenden einzelnen Zügen: 1) Die Schranken der göttlichen Gebote, die dem Christen genau und unfehlbar seine Richtung verzeichnen; 2) das Ziel der Herrlichkeit, das ihm am Ende der Rennbahn winkt; 3) die „Wolke von Zeugen" (Hebr. 12, 1) und der Preisrichter (Christus), die auf ihn sehen; 4) in den beiderseits gleichen persönlichen Bedingungen des Sieges: a. die rechte Uebung und Herrschaft über sich selbst; b. der feste Blick auf das Kleinod allein (nicht auf den langen, beschwerlichen Weg oder die Zuschauer und Mitkämpfer); c. muthige, thätige, ausdauernde Anstrengung der eigenen Kraft (kein Widerspruch mit Röm. 9, 16, wo vom Laufen nur gesagt ist, daß es nicht die bewirkende Ursache des Sieges sei; natürlich nicht aber geleugnet werden soll, daß es seine nothwendige Bedingung ist, ohne die derselbe gar nicht gewonnen werden kann), und endlich d. das entschlossene Wegräumen aller hindernden und beschwerenden Last (Ebr. 12, 1). Vergänglich, obwohl aus scheinbar unverwelklichen Blättern geflochten (vergl. oben V. 24); unvergänglich vergl. 2 Tim. 4, 2; Jak. 1, 12; 1 Petr. 5, 4; Off. 2, 10; 3, 11; 4, 4. Der Apostel macht also den Schluß vom Kleineren auf's Größere: Wenn schon die Heiden das thaten um einer bloßen Blätterkrone willen, wie vielmehr solltet ihr Christen euch mit allem Ernst und Eifer bemühen um den ewigen Kranz der Ehren, der allein solcher Anstrengung und Selbstverleugnung ganz würdig ist; mit dem höheren Werthe des Kleinods oder der Belohnung steigt auch die Pflicht der Entsagung.

V. 26. Ich laufe ꝛc., die Folgerung aus V. 25, weil auch ich mich wie jeder andere siegreiche Kämpfer durch Enthaltsamkeit dazu geschickt gemacht und geübt habe, darum gelingt es mir; jene ist also nur das Mittel, nicht das **Ziel** selbst; ist auch nur im Zusammenhang mit einer christlichen Lebensführung überhaupt als Frucht des Geistes (Gal. 5, 23) möglich und von wirklichem sittlichem Werthe; auf's Ungewisse (unsichere), d. i. ziellos und planlos, ohne bestimmte Richtung und ohne rechten Erfolg auf bloßen Zufall hin. Er stellt sich also mit seiner sittlichen Lauf- und Kampfesweise als der einzig richtigen und erfolgreichen den Lesern als Muster vor (vergl. Kap. 4, 6), wiewohl natürlich ohne Selbstgerechtigkeit und Eigenlob. Ich fechte, hier ist das Bild genommen vom Faustkampf, nicht als der in

die Luft streichet, d. i. der so unsichere Schläge und Stöße führt, daß sie, statt den wirklichen Gegner zu treffen, nur in die leere Luft, „ins Blaue hinein“ gehen.

V. 27. Betäube, eigentlich zerbläue (wie Luc. 18, 5), mir meinen eigenen Leib, der als der Leib des Fleisches (Col. 2, 11) auch Sitz und Werkzeug der bösen Lüste ist (Röm. 6, 6; 7, 23). Dieser ist also der eigentliche Gegner, gegen den er kämpft, um so gleichsam dem neuen Menschen, dessen sittliches Lebensgesetz der heilige Geist ist (Gal. 5, 17), dem alten Menschen gegenüber Luft zu machen; der Sache nach ganz gleich mit Röm. 8, 13. Der alte Mensch muß dem neuen, das Fleisch dem Geiste unterthänig werden und bleiben, daher: zähme (eigentlich knechte) ihn, der Leib ist geringer als die Seele, muß also ihr dienen, und darf nicht herrschen über sie, sie zu verderben; wo es Seelenrettung gilt, darf auf ihn keine schonende Rücksicht genommen werden (vgl. Matth. 5, 29 ff.). Anderen predige, eigentlich: für andere der Herold im Kampfspiel bin, der die Gesetze desselben verkündet, die Theilnehmer aufruft und die Sieger bezeichnet; das Gleiche thut auch er den Christen gegenüber für ihren geistlichen Kampf und Sieg durch das Wort seiner Predigt, den Heeres- und Heroldsruf des Evangeliums (2 Cor. 5, 20). Selbst verwerflich, eigentlich: unbewährt, wie falsches Geld, unechtes Metall verworfen werde, d. h. des Kampfpreises, nicht des Kampfes selbst, denn diesen macht er ja mit (V. 26), sofern er nicht blos Herold der Andern, sondern auch selber Mitkämpfer ist, unwerth erachtet werde.

Disposition. „Alles um Alles!“ Dies lehre uns:

1) V. 22 u. 23: nach Allen sich richten, um Allen zu dienen;

2) V. 24: mit Allen es wagen, um hinter Keinem zurückzubleiben;

3) V. 25: auf Alles verzichten, um Alles zu gewinnen;

4) V. 26 u. 27: in Allem Ernst machen, um es in Keinem zu verfehlen.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Sei am Morgen bereit!

„Und sei morgen bereit, daß du frühe auf den Berg Sinai steigest und daselbst zu mir tretest auf des Berges Spitze. Und laß Niemand mit dir hinauf steigen.“ 2 Mos. 34, 2. 3.

Wir können diese Geschichte betrachten als ein Vorbild der Gemeinschaft einer Seele mit Gott.

I. Moses mußte allein gehen. „Laß Niemand mit dir hinauf steigen.“ Gott macht der Seele persönliche Mittheilungen. Die himmlischen Schaaren verlieren trotz ihrer Mehrzahl nicht ihre Einheit, denn sie freuen sich stets eines persönlichen Gottes. Jeder muß für sich selbst bitten. Die Fürbitte des Gerechten hat nie so großen Nutzen, daß sie das Beten eines Andern unnöthig macht. Ist es nicht ein Vorrecht, daß wir allein gehen dürfen? Haben wir nicht persönliche Sorgen und Schmerzen unserem Vater zu sagen, die andere Ohren nicht zu hören brauchen? Haben wir nicht Gefühle und Befürchtungen in Sein Ohr zu flüstern, die Andere nicht kennen dürfen?

II. Moses mußte am Morgen gehen. 1) Als er am kräftigsten war. Wir sollten unsere Gebete nicht aufschieben, bis unser Leib zu müde ist, um Gottes Gemeinschaft genießen und unsern Dienst erfüllen zu können. David begann vor der Morgendämmerung Gott zu suchen. Unser Heiland ging des Morgens vor Tage hinaus in eine wüste Stätte und &c. Marc. 1, 35. 2) Als Gottes Werke am herrlichsten erschienen. Es war eine sehr passende Zeit. Gott hatte Seine Gnade in der Natur erneuert. Dies war der König in seiner Schöne. Moses mußte durch diese Scenerien inspirirt werden. Als er auf den Berg stieg und die Herrlichkeit der Sonne und die Schönheit der Erde anblickte, mußte sein Herz in eine recht geschickte Lage gebracht werden, vor Gott zu erscheinen. Ein Ueberblick über die Natur ist der Anbetung eine große Hilfe. Wir kennen Gott nur aus Seinen Thaten. Wer Gott am besten kennt, betet am besten.

III. Moses mußte auf den Berg hinaufgehen. 1) Vielleicht war es ein steiles und schwieriges Aufsteigen; aber wer mit Gott Gemeinschaft haben will, muß „aufsteigen“. Selbstaufopferung und Anstrengung muß da sein, wo Gott gesucht wird. Es ist schwer, die Sorgen der Beschäftigung dahinten zu lassen, aber es muß geschehen, und es kann geschehen, wenn wir rufen: „Ziehe mich.“ 2) Es war ein einsamer Ort. Zurückgezogenheit ist zur Anbetung nothwendig. Die Anbetung in öffentlichen Versammlungen wird reines Formenwesen, wenn die Anbeter nicht im Geheimen mit Gott verkehren. 3) Er mußte auf des Berges Spitze steigen. Er konnte keinen Umgang mit Menschen haben, während er mit Gott Gemeinschaft hatte. Laßt uns die Thür wenigstens einmal des Tages schließen und uns zur Gemeinschaft unseres Gottes begeben. Wir werden Ihn sonst in Seinem liebreichen und gnädigen Wesen nicht kennen lernen.

IV. Moses mußte sich vorbereiten. „Sei bereit.“ Wir bedürfen der Vorbereitung, ehe wir in die Gegenwart Gottes eingehen können. Das weltliche Herz kann nicht Gemeinschaft mit Ihm haben. Wie Moses mit den glatten Steintafeln vor Gott hintreten mußte, so sollten wir mit einem Herzen, das nicht mit Heuchelei, oder Liebe zur Sünde befleckt ist, vor Ihn kommen, damit Er Sein vollkommenes Gesetz darauf schreiben kann.

„Bereite dich, deinem Gott zu begegnen." Erst stehe vor dem Sühnopferaltar, und dann gehe weiter. Der Weg ist offen, der Schleier zerrissen; du darfst in's Allerheiligste eindringen. Bereite dein Herz! Suche deinen Sinn in einen solchen Zustand zu bringen, daß du willig bist, Gottes Geboten nachzukommen. Denn wenn du gehst, etwas von dem Herrn zu erbitten, so mußt du auch bereit sein, das zu thun, was Er von dir fordert. Bereite dein Herz! Bist du mit Jemanden in Uneinigkeit? Erst versöhne dich mit deinem Bruder, dann ist dein Vater zugänglich. Hast du keine ungöttliche Absicht, keine geheime Sünde? Lege sie ab; du kannst mit solcher Last nicht auf den Berg des Herrn steigen.

Beichtrede (1 Kön. 19, 7).

Als der Prophet Elias auf der Flucht vor Isabel in der Wüste unter der Wachholder schlief, da rührte ihn der Engel des Herrn und sprach: „Stehe auf und iß; denn du hast einen großen Weg vor dir!"

1) Wir Christen, Gotteskinder, auch auf der Flucht vor der Isabel dieser Welt, dem bösen Feinde der Seelen. Dennoch lassen wir uns bisweilen einschläfern; aber der Herr geht uns nach und „rührt" uns durch seinen heiligen Engel. Der Communiontag für euch solch ein Tag der Anrührung im Geist. Hier wie in der Wüste ein einsamer, stiller, heiligernster Ort. Wenn's so still um uns her, hat der Herr gern sein Werk in und mit der Seele — spricht jetzt zu einem jeden von euch: „Stehe auf — vor dir!"

2) Ja, großer Weg. — des Lebens! Wie beschwerlich! Mühe und Last, Sorge und Noth; wißt's ja aus Erfahrung; brauchet ihr nicht einen Tröster? Wie gefährlich! Viele Abwege; mancher schon in die Irre 2c. — nicht Freund und Führer nöthig, daß ihr des Ziels nicht fehlet? Wie wichtig! Von der Erde in den Himmel, vom sündigen Menschenleben bis an des allheiligen Gottes Vaterherz — kein größerer Weg; aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit („o Ewigkeit, du Donnerwort") — kein wichtigerer Schritt! Hebr. 9, 27; 10, 31. Brauchst du nicht einen Versöhner und Sündentilger?

3) Darum stehe auf! vom Polster thörichter Sicherheit — „heut' lebst du, heut' bekehre dich 2c.;" vom weichen Bette trügerischer Selbstgerechtigkeit. Herr, erbarme dich meiner! — Und iß — Seelenspeise, Gottes Wort und Sacrament. Mein Fleisch ist die rechte Speise 2c. Wer mein Fleisch — Leben. Versöhnungsgewißheit — Glaubensstärkung.

So lässet euch der Herr, wie ehedem das Volk in der Wüste, nicht „ungegessen" von dannen gehn, sondern reicht euch eine edle kräftige Wegzehrung dar. O selig, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind!

Schluß. Text-Kap. V. 8: „Elias stand auf — bis an den Berg Horeb." Ihr steht auch auf und geht von dannen — wie viele Tage und Nächte noch, wisset ihr nicht; was für Tage und Nächte, ebenso wenig; aber „durch Kraft derselben Speise" von eurem Herrn bis an den rechten Berg Gottes — Zion — Jerusalem, das droben ist. Darum die Herzen in die Höhe! Rüstet euch auf den großen Weg und bereitet euch zum heil. Mahle des Auszugs. Amen.

Aphorismen.

Die Kritik. (Mitgetheilt von D. Matthäi.) Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Predigten ganz verschiedene Aufnahme bei verschiedenen Personen finden und daher auch verschieden beurtheilt werden. Während ein Zuhörer die Predigt lobt, kann der andere nicht viel Lobenswerthes darin finden. Die Ursache dieser so verschiedenen Aufnahme und Beurtheilung einer Predigt mag in dem religiösen Bedürfniß der Zuhörer zu suchen sein; denn verschiedene Bedürfnisse fordern verschiedene Mittel zu deren Befriedigung. Die Beurtheilung eines Predigers nach Anhörung nur Einer Predigt wird daher auch im Allgemeinen eine falsche sein.

Es ist wahr, die Predigtweise der Einzelnen ist ebenso verschieden, wie die Austheilung der von Gott erhaltenen Gaben verschieden ist. Es giebt ja viele Predigtweisen, sogar eine „chaotische". Albert Knapp hat eine Kritik darüber geschrieben, welche wir den Lesern im Folgenden mittheilen wollen. Nachdem er verschiedene Kirchen besucht hatte, giebt er über das Gehörte folgenden Bericht:

„Da hörten wir gar Mancherlei —
Wir kriegten Manna, Brod und Heu,
Der Eine hatte wohl studirt
Und Alles gründlich disponirt,
Der Andere blos philosophirt;
Der Dritte war beim Text geblieben,
Der Vierte hatte nichts geschrieben
Und schüttelte im Saus und Braus
Die Predigt aus dem Aermel raus.
Der Fünfte hatt' auch kein Papier,
Doch Geist und Lebenslicht dafür.
Der Sechste sprach oft etwas herb
Und schalt die Tagessünden derb,
Doch kam er bald in mildes Feuer,
Sprach als ein Hirte, sanfter, freier,
So daß man sah, der eifert sehr
Um seines großen Mittlers Ehr.
Er möchte nur die Sünde schlagen,
Den Sünder in den Himmel tragen.
Der Siebente lebte nicht im Geist,
Drum wußt' er nicht, was Predigen heißt;
Er schrie nur an die Leute hin,
Und alle Leute sahen ihn
Mit ziemlicher Verwunderung
Daß er hab eine gute Lung.
Der Achte redete schwer und tief,
So schwer als ein verschlossener Brief,
Was er nur ganz allein verstund.
Kein Laie aber brauchen kunnt'!
Der Neunte stand vor Gott dem Herrn,
Trieb freudig Christum als den Kern
Des Wortes Gottes klar und kindlich,
Gediegen, liebreich, ernst und gründlich,
Und lebte ganz in seiner Bibel. —

Der Zehnte nahm's den Frauen übel,
Daß sie sich mehr als andere Leut'
Bekümmern um die Seligkeit,
That auch mit einem Seitenblick
Den Missionen einen Tück. —
Der Elfte flog so hoch daher,
Als ob er just ein Adler war,
Und unten saßen Bäuerlein,
Die wollten keine Adler sein. —
Der Zwölfte stand im Priesterkleid
Zum Priester Gottes eingeweiht,
Mit leiser Stimm', doch ernst und mild
Ein hochgesegnet Zeugenbild.
Der Dreizehnt' trieb nur das Gesetz,
Und fing nicht einen Fisch im Netz;
Der Vierzehnt' sprach so ziemlich lieb,
Und dennoch Alles beim Alten blieb,
Weil er den Sünder nicht geweckt,
Zu schnell die Sünden zugedeckt. —
Der Fünfzehnt' ging von Kraft zu Kraft,
Stand als ein Baum von Lebenssaft,
Und was er sprach, das drang durch's Herz,
Und zog die Seelen himmelwärts."

Meditatio. Oratio. Tentatio.
Schrift. Gebet. Anfechtung.

Eine gesegnete Amtsführung des Predigers erfordert ein Leben im Worte Gottes und eine persönliche Erfahrung desselben in Gebet und Anfechtung. Wer die Bibel blos amtsmäßig studiren wollte, ohne es zu seinem eigenen Bedürfniß zu thun, würde in seinen Predigten bald einen sehr hohlen Ton geben. Durchaus gilt das Wort: „Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, räumt euch der Gnade erst selber ein!" — Ein Prediger muß die Schrift täglich für das Bedürfniß seiner eigenen Seele lesen. Man kann amtsmäßig sie fleißig und treulich studiren, ohne daß man selber dadurch in seinem eignen inneren Leben gefördert wird. Nichts ist daher einem Prediger mehr zu wünschen, als der Geist der Meditation (Schriftbetrachtung) und das Gebet darum. Die erste Anwendung der Schrift muß auf die eigene Seele gehen, dann erst auf die Seelen der Gemeinde. So erst giebt es ein Predigen aus der Tiefe der Seele, ein Reden von Herzen zu Herzen, während blos amtsmäßiges Studium den Zuhörer kalt läßt. Es giebt keine Schriftpredigten ohne dies Schriftstudium für das eigene Herz, und wenn die Schrift keinen „hellen Schein" in unsere Seelen giebt, kann auch keiner herauskommen, wenigstens keiner, der Licht und Wärme zugleich ist und beides auch an andern Seelen offenbart. 2 Cor. 4, 6 zeigt den rechten Prediger.

„Unser die Arbeit, die Sorge Gottes." Das gilt auch uns vor Allem von der Arbeit des geistlichen Amtes. Siehst du daher keine merkliche Frucht deiner Arbeit, wenn du zunächst nur das gute Bewußtsein hast: ich habe nach bestem Vermögen gearbeitet, ich habe es mir sauer werden lassen. Ein Säemann kann auch nur pflügen, säen, eggen; im Uebrigen muß er Gott sorgen lassen, der die Ernte einmal früher, das andere Mal später eintreten läßt. Das oft übersehene Gleichniß des Herrn (Marci 4, 26 ff.) hat für den Geistlichen etwas sehr Tröstliches. Wer nicht treu und eifrig arbeitet, wer das Wort Lügen straft: „Der Gemeinde vorstehen heißt nicht müßig gehn," der kann sich des Wortes „unser die Arbeit, die Sorge Gottes" nicht getrösten. Egede hat in Grönland ganze zehn Jahre scheinbar vergeblich arbeiten müssen, erst nach zehn Jahren sah er die ersten Früchte seiner Arbeit. Die Klage (Jesaias 49, 4): „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist", ist im geistlichen Amte eine uralte. Paulus hat auf diese Klage schon das richtige Trostwort ausgesprochen (1 Cor. 15, 58): „Wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

Viele, vielleicht die „besten Früchte" seiner Arbeit, bekommt der Geistliche überhaupt nicht mit Augen zu sehen, die siehet nur Gott, der die Herzen ergründet. Auch reifen die edelsten Früchte langsam. Darum gilt dem Geistlichen das Wort: Erwarte nur die Zeit, denn — du bist ein Säemann auf Hoffnung, auch „auf Hoffnung, da nichts zu hoffen ist" (Röm. 4, 18). „Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung, denn wie kann man deß hoffen, das man siehet?" (Röm. 8, 24). Gottes Wort kann nicht leer zurückkommen, das ist Gottes Verheißung, an dieser Verheißung zweifele nicht im Unglauben, sondern sei stark im Glauben und gieb Gott die Ehre! (Röm. 4, 20). Bengel sagt allen Geistlichen zum Troste: Habet Deus suas horas et moras.

Versöhnung mit Gott ist wichtiger, als das Gefühl des Trostes. Der Verbrecher bittet nicht, glücklich — sondern begnadigt zu werden. Er weiß freilich, daß das Eine auf das Andere folgen wird; aber es ist Vergebung, was er nöthig hat, und die sucht er vor Allem. Du mußt es ebenso machen. Wenn du nur Trost zum ersten Gegenstand deines Suchens nach Gott machst, so wirst du ihn wahrscheinlich nicht finden, weil dein Beweggrund nicht rein von Selbstsucht ist. Suche nur Vergebung und Versöhnung mit Gott zu erlangen, damit du Seine gnädigen Zwecke, die Er mit dir hat, erfüllen könnest, und Trost folgt ganz gewiß nach.

Das beste Ruhekissen. Wie sanft ruht es sich in dem Vaterschooß, den uns die Gnade in Christo Jesu geöffnet! Ja, das sind weiche Ruhekissen, die Wunden unseres lieben Heilandes, die Er sich um unsertwillen hat schlagen lassen, damit wir durch dieselben heil würden. Wie hart, wie kalt und verlegen sind dagegen die mit unserer eigenen Gerechtigkeit und unsern guten Werken gepolsterten Ruhekissen! Es bleibt dabei: es giebt nichts Seligeres, als die Gnade Gottes in Christo Jesu! Wer sich da hineingefunden, der ruht ewig gut!

H. Zeller.

Bei manchem Widerstand, den der Geistliche in seinem Amte findet, soll ihn das Wort des Herrn trösten: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Manche von denen, welche gegen Gottes Wort, gegen Kirche und Pfaffen schreien, sind noch nicht so schlecht, wie sie scheinen, sie sind nur angesteckt, mitgenommen, mitfortgerissen, ohne zu wissen, warum sie eigentlich schreien.

Schule und Erziehung.

Festgruß

zur Jahresfeier des Deutschen literarischen Chautauqua Vereins Covington, Ky.

Chautauqua's kühle Silberfluthen,
Wie rauscht ihr frisch durch Feld und Flur,
Wenn rings in schwülen Sommergluthen
Verschmachtend dürstet die Natur;
Auf weichem Pfühl der duft'gen Matten
Winkt dort dem müden Wandrer Ruh,
Und schmeichelnd deckt des Waldes Schatten
Des Schlafes bunte Bilder zu.

Doch wenn vom wachgewordenen Blicke
Des Schlummers Schleier niederfällt,
Baut Phantasie die goldene Brücke
Hinüber aus der Wunderwelt
Zum Reich der Wahrheit: es verschwindet
Der Zauberbann der stillen Nacht,
Der Traumgott flieht, und leuchtend kündet
Sich an des Tages Sonnenpracht:

Der See mit seinen Silberwellen
Verklärt sich zu des Geistes Bild,
Der wie ein Born aus tausend Quellen
Den heißen Durst der Seele stillt,
Der heilend, stärkend, lindernd, labend
Die müde, matte Brust umspült,
Und wie ein Windeshauch am Abend
Mit frischem Thau die Stirne kühlt.

Von seinen Wassern rings umflossen
Des Lebens grüner Baum uns blüht,
Zu dessen Füßen hingegossen
Ein ganzes Blumenmeer erglüht,
Die Blüthenwelt des ewig Schönen,
Das Paradies der Poesie,
Die uns aus Liedern jetzt und Tönen
Den schönen Kranz der Freude lieh.

Und ist er kunstvoll einst gewunden,
Nicht farbenprächtig, reichgeschmückt,
So nehmt vorlieb, wenn flücht'gen Stunden
Nicht Alles zu erfüllen glückt.
„Nach Wochenmühe frohe Feste,
Nach Tagesarbeit Abendruh!"
So grüßt Chautauqua seine Gäste,
Ruft ihnen sein Willkommen zu! — Hg.

Chautauqua war der Ort, an dem im August 1878 Dr. J. H. Vincent seinen Plan für den C. L. S. C. entfaltete. Die besten Pädagogen des Landes — die am Chautauqua See sich zusammengefunden hatten — erkannten sogleich, daß derselbe dem amerikanischen Charakter und Leben mehr denn sonst eine Einrichtung entspreche. So wurde derselbe mit Begeisterung aufgenommen und findet von Jahr zu Jahr größeren Beifall. Der Zweck desselben ist, mittelst systematischer Anleitung es jedem strebsamen Menschen zu ermöglichen, das Nothwendigste aus dem Gesammtwissen sich anzueignen. Da der Plan unter der englisch-redenden Bevölkerung so allgemeinen Anklang gefunden und dessen Methoden ebenso beliebt als erfolgreich sind, so haben Deutsche einen deutschen Zweig, den Deutschen literarischen Chautauqua Verein, gegründet. Derselbe hat sein erstes Jahr glücklich bestanden, und hoffen wir, daß mit dem zweiten uns zahlreiche neue Mitglieder zuströmen. Circulare und weitere Auskunft stehen bereitwillig beim Editor zur Verfügung.

Vortheile des Chautauqua-Planes. 1) Jeder Einzelne und Alleinstehende kann sich das Nothwendigste aus dem Gesammtwissen unter systematischer Leitung aneignen.

2) Wo Lokal-Vereine gegründet werden können, wird dieser Zweck noch besser erreicht werden.

3) Bereits bestehenden literarischen, oder Jugend-, oder anderen Vereinen wird hier ein Plan geboten, nach welchem sie ihre Zeit auf nützliche sowohl wie angenehme Weise zubringen können, anstatt wie dies leider nur zu oft der Fall — Kraft und Zeit mit nicht systematischer Arbeit, oder gar bloß mit „humoristischer Unterhaltung" zu verbrauchen.

4) Jeder, auch der Aermste, kann so viel erübrigen, sich nach und nach die angegebenen Bücher anzuschaffen, und erhält dadurch eine zwar kleine, aber auserlesene Bibliothek.

5) Der englische „Chautauqua Literary und Scientific Circle" räumt den Mitgliedern des deutschen Zweig-Vereins alle Vorrechte der Gliederschaft ein. Das deutsche Vereinsmitglied erhält auf gleiche Bedingung wie das englische ein Diploma, es hat das Recht, jährlich in Chautauqua alle die Einrichtungen und Anstalten sich zu Nutz zu machen, welche dort für die Glieder der Gesellschaft bereitet werden u. s. w.

6) Diese Gesellschaft hat durchaus keine denominationelle Färbung. Ihr einziger Zweck ist die Verbreitung gesunden und gediegenen Wissens auf christlicher Grundlage, und Niemand hat dabei zu



fürchten, daß sein spezielles Glaubensbekenntniß durch Beitritt gefährdet werde. Der Studienplan für 1882 ist auf der dritten Umschlagseite zu finden.

Das Jahresfest des Covington deutschen literarischen Vereins legte den schlagendsten Beweis ab, daß der Verein wirklich etwas gethan hatte. Das Festprogramm führte eine Auswahl von guten Themen aus den verschiedenen Gebieten, die von dem Verein im Laufe des Jahres nach Vorschrift des Planes studirt worden waren. Der Verein unter Leitung von Rev. G. Guth zählt gegenwärtig 18 Glieder, die ein reges Interesse an den Tag legten. Der im Apologeten vom 25. Juli 1881 veröffentlichte Artikel „Die Bibel, Gottes Wort," war einer der Vorträge, welche von den jugendlichen Mitgliedern des Vereins mit vielem Fleiße angefertigt worden waren. Wenn der Deutsche Literarische Chautauqua Verein allerwärts solche Früchte trägt, wie in Covington, dann dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß, wenn er gleich nicht die Gründlichkeit der deutschen Schulen ersetzt, er doch fördernd und segensreich auf die Fortbildung und Entwickelung von Jung und Alt einwirken wird.

Fortlernen. Die Ausbildung des Erkenntnißvermögens hat ganz denselben Anfang, wie die Ausbildung der körperlichen Kräfte, nämlich die Darreichung regelmäßiger und reichlicher Nahrung, um der mit dem Vorenthalten neuer Gedanken verbundenen Gefahr vorzubeugen, daß der Geist sozusagen an Nahrungslosigkeit und Altersschwäche leide. Es ist ein für die verschiedensten Geistesvermögen, die Einbildungskraft und den Verstand gleich verhängnißvoller Irrthum, allzu früh schon von dem bereits gesammelten Schatz von Kenntnissen leben zu wollen; und zu meinen, es sei bereits an der Zeit, das Geschäft des Lehrens und Lernens aufzugeben und von den schon erworbenen Bildungsstoffen zu zehren, ohne sich mehr um Erweiterung derselben bemühen zu müssen. Aber es ist ebenso unmöglich, eine gewisse Summe von Kenntnissen ohne weiteres Studium bei einander zu halten, als ein Stück Eis unter den Strahlen der Mittagssonne. Mit jedem Tage löst sich etwas ab, sei's die Kenntniß einer Thatsache selbst, oder einer Beziehung und Folgerung derselben und die einzige Möglichkeit, seine Kenntnisse nach ihrer Masse wie nach ihrem Werth beisammen zu halten beruht darauf, ununterbrochen Neues dazu zu lernen. Das Feuer unseres Geistes hat stets neuen Brennstoff nöthig, und gewinnt ihn entweder aus der reinen Sphäre aller geistigen Erkenntniß überhaupt, oder aus den Träbern unreiner Leidenschaft. Wenn ich also verlange, daß man für die Wissenschaft eine starke brennende Liebe haben solle, eine Liebe wie zum Leben selbst, so hat dies keinen anderen Sinn als den, daß man Unschuld, Tugend, heiligen Wandel und alles das lieben soll, was unserem Leben Trost und Schmuck für immer verleiht, was uns in's Reich der Ideale einführt, in die schrankenlose Welt des Geistes, die uns einen Freistaat öffnet gegen alle Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Noth, die wir vielleicht hienieden zu erdulden haben, und uns gewöhnt uns in unserem ganzen Handeln nur durch wahrhaft große und reine Triebfedern leiten zu lassen und gegen jeden gemeinen unehrlichen Gedanken uns sofort einen edlen Widerwillen empfinden läßt.

Sidney Smith.

Behandlung der Kinder. Beschuldige nie ein Kind eines Unrechts, wenn du nicht ganz gewiß bist, daß es dasselbe begangen hat. Niemals behandle ein Kind mit Mißtrauen, sondern handle gegen dasselbe in derselben Weise, wie gegen Erwachsene, nur noch mit größerer Zartheit. Suche in dem Betragen eines Kindes immer die Lichtseiten desselben, d. h. wenn du nicht ganz gewiß bist oder es nicht beweisen kannst, daß ein Kind eine Unwahrheit geredet hat, so trage nicht das geringste Bedenken, seinem Worte zu glauben. Es ist viel besser, daß du betrogen wirst, als daß du Gefahr läufst, einem wahrheitsliebenden Kinde zu zeigen, daß du seinem Worte nicht glaubst. Solches offenherzige Zutrauen kann ein lügenhaftes Kind in ein wahrheitsliebendes verwandeln, während Mißtrauen, ein wahrheitsliebendes Kind in ein lügnerisches verändern kann.

Ein alter deutscher Schulmeister schreibt über das immer wichtige Thema der Kindererziehung folgende beherzigenswerthe Worte: „Meine Erziehungsgrundsätze — da ich auch Kinder habe, auf deren häusliche Erziehung neben dem, was die Schule thut, ich doch pflichtmäßig achte — habe ich mir in vier Zeilen zusammengefaßt:

Mit Liebe lehren,
Dem Bösen wehren,
Das Gute nähren
Und — lassen gewähren.

Das erspart dicke Bücher voll pädagogischer Weisheit und Methoden und phantastischer Hirngespinnste und Dressuren der armen Kleinen. (Evg.)

Eine Mutter sagt: „Ich bin Missionarin in meiner Kinderstube. Sechs kleine Herzen empfangen Eindrücke von meinen Worten und Handlungen." Wenn doch alle Mütter so denken würden; dann würde die Welt bald für Christo gewonnen sein.

Sorge für die Lämmer. (Joh. 21, 15). Als eines Tages ein reicher Gutsbesitzer die weiten Besitzungen eines seiner Freunde in Augenschein nahm, war er voll Erstaunen über den guten Zustand, in welchem sich Alles befand; aber ganz besonders war es eine Schafheerde, die seine Bewunderung erregte. Er hatte oft Schafe von derselben Race gesehen, nie aber hatte er etwas gesehen, das er mit dem hätte vergleichen können, was er nun vor Augen hatte.

„Wie stellen Sie es nur an," sagte er zu seinem Freunde, „um so herrliche Resultate zu erzielen?" Die Antwort lautete sehr einfach: „Wir tragen um die Lämmer große Sorge."

Also, das war das ganze Geheimniß: Wir tragen um die Lämmer Sorge. Welche Lehre enthalten nicht diese Worte für Alle, die sich mit Kindern abgeben! Könnte man nicht auch hier sagen, daß die Kinder dieser Welt klüger sind in ihrem Geschlecht, als (gar oft wenigstens) die Kinder des Lichts? O lernen wir von diesem Gutsbesitzer! Die ganze christliche Kirche mache sich's doch mehr und mehr zur Aufgabe, um die Lämmer, die Kinder, Sorge zu tragen.

Am Kamin.

Ein schönes Zeugniß für die Bibel. Dr. John Hall sagt: „Die Bibel ist das geeignetste Buch für die Jugend. Sie verdammt das Laster, ohne dabei einer gefährlichen Neugierde zu fröhnen. Sie empfiehlt und ehrt die Tugend nicht als Mittel, besser in der Welt fortzukommen, sondern als Glück und Segen schon jetzt. Was aber weit besser ist: sie zeigt dem, der sich schon auf der Lasterbahn befindet, den einzigen und gewissen Weg, auf dem das Laster überwunden und die Tugend erlangt werden kann. — Sie verherrlicht Christum, der Jugend wärmsten Freund und vollkommenstes Vorbild. Sie ladet zwar ein zum Kreuze, aber hier bietet sie ein neues Herz und einen gewissen Geist an. Sie dringt durch die täuschende Maske auch der honetten Sünde und legt die Trügerei auch der gebildet sein wollenden Gottlosigkeit bloß. Sie wirft ihre Alles offenbarenden Strahlen in den geöffneten Abgrund hinein, in den der Versucher gern Jedermann führen möchte. Sie reißt dem in Lichtsgestalt erscheinenden Engel der Wollust die Maske ab und zeigt den Dämon. Und gegenüber den zeitlichen Ergötzungen der Sünde legt sie den Frieden Gottes höher denn alle Vernunft und Freude die Fülle zu Seiner Rechten ewiglich."

Sehr wahr! Und ein Thor ist, wer es verschmäht, die Bibel als Unterweiser zur Seligkeit und Führer durch's Leben zu erwählen und ihr treulich zu folgen, weise, höchst weise aber, wer ihre Lehren zur Richtschnur seines ganzen Handelns und Lebens macht, denn er legt sich damit einen Grund für die Zukunft, der nicht zu Schanden werden läßt, ein Haus baut er sich auf sicherem Fundamente, das die Stürme und Fluthen des Weltgerichtes nicht zu zerstören vermögen.

Ein seltsamer Beschützer. Rowland Hill sollte einmal in einer Stadt predigen, wo er auf heftigen Widerstand zu stoßen erwarten mußte, und wo er wußte, daß man einen berühmten Ringkämpfer bezahlt habe, um ihn am Auftreten zu verhindern. Gleichwohl blieb er bei seinem Entschluß, zu predigen, und nahm seine Zuflucht zu einer Kriegslist, wodurch er seine Gegner völlig entwaffnete. Nachdem er die Kanzel bestiegen und sich von der Anwesenheit des Ringkämpfers überzeugt und ihm angesehen hatte, daß er der Schmeichelei schwerlich ganz unzugänglich sein werde, bat er ihn höflich, die Kanzeltreppe heraufzukommen, und sagte ihm dann, er sei hierher gekommen, um den Leuten zu predigen in der Hoffnung, ihnen damit eine Wohlthat zu erweisen; man habe ihm aber mit Widerstand gedroht; nun habe er aber von seiner großen Stärke und Geschicklichkeit im Ringkampf gehört und habe volles Vertrauen zu seiner ungeheuren Körperkraft, darum wolle er sich ganz ihm anvertrauen und sich unter seinen Schutz stellen, er bitte ihn, daß er nach der Predigt mit ihm heim zum Essen fahre. Der Mann fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt und sein ganzer Grimm gegen Hill war verraucht; er erklärte sich bereit, den Prediger gegen Jeden, der es wagen würde, ihn zu beleidigen, zu schützen, und hielt auch sein Wort. Er begleitete ihn wirklich zum Essen heim und rühmte sich nachher noch lange der Ehre, die ihm Hill erwiesen.

Ein Gescheidter. Die große Kaiserin Maria Theresia beabsichtigte, eine ungarische Nobelgarde zu bilden, um den Glanz des kaiserlichen Hofes zu vermehren und die ungarische Adelsjugend frühzeitig nach Wien zu ziehen. Es erging daher ein königliches Rundschreiben an die 52 Komitate Ungarns, ein jedes möge zwei adelige Jünglinge nach Wien schicken. „Aber schöne Kerls sollen's sein!" hatte die Kaiserin eigenhändig unter das Hofreskript geschrieben. In der That sammelte sich eine ritterliche, prächtige Garde — die stolzen Jünglinge mit dem Pardelfell über der Schulter und dem Kalpak mit der wehenden Reiherfeder auf dem Lockenhaupte. Die Kaiserin hatte großes Behagen an den zuströmenden Rekruten, und die Auswahl war der Fülle wegen schwer.

Eines Tages, als sie wieder Aufnahme-Audienz ertheilte, stand zu ihrem nicht geringen Erstaunen ein kleiner, zwar junger, aber verwachsener fast buckliger Mensch vor ihr.

„Wer ist denn er, um unser lieben Frau willen?" herrschte ihn die Monarchin an.

„Ich bin Georg Beschschenyeö, Edler von Beschschenyeö."

„Und was will er hier?"

„Bitt' ich unterthänigst Eure königliche Majestät um Aufnahme in die ungarische Nobelgarde."

Jetzt riß der Kaiserin der letzte Rest von Geduld. „Ich glaub' gar, er ist verrückt! Er in die Nobelgarde? Er häßlicher Knirps! Hat er sich denn nie in einem Spiegel gesehen? Und ich habe ausdrücklich bestimmt: nur schöne Kerls soll man mir schicken."

„Halten zu Gnaden, Frau Königin, hab' ich halt gedacht, wo so viele schöne Leut' beisammen sind, da thät halt unter ihnen ein gescheidter gar nicht schaden. Bin ich gstudirter Mensch."

Die Kaiserin lachte bei dieser fast beleidigenden Naivetät hell auf und sprach nun mit dem jungen Mann lateinisch. Genug, der Verwachsene kam zuletzt doch mit in die schöne Garde, ja, er war Jahre darnach sogar ihr Oberst, und was noch vielmehr sagen will, durch ihn wurde die ungarische Garde in Wien das Nest, aus dem der Phönix der wiedererwachenden ungarischen Nationalität emporstieg! Georg von Beschschenyeö selbst war der Gründer der modernen ungarischen Literatur. Er ist vor allem auch der Schöpfer moderner ungarischer Prosa, und durch diesen einen „Gescheidten", welchen die große Kaiserin Maria Theresia wegen seines unscheinbaren Aeußern so schnöde abweisen wollte, ging aus der „schönen" Nobelgarde die nationale wie literarische Wiedergeburt des Ungarthums hervor.

Unseligkeit des Unglaubens. Ein gewisser Professor, der die Religion sehr wenig achtete, ließ dessenungeachtet seine Kinder sehr sorgfältig in derselben unterrichten. Seine Freunde, die dies mit Verwunderung und mit Vergnügen sahen, waren begierig zu wissen, wie solches mit seinen Grundsätzen übereinstimme: „Ich wünsche meinen Kindern mehr Seelenruhe, Frieden und Vergnügen in diesem Leben, als ich selber genossen habe, und dazu können sie gelangen, wenn sie mehr glauben als ich.“

Japanesische Bibel. Am 19. April 1880 wurde in Tokio die Vollendung der Uebersetzung des neuen Testaments in's Japanische durch eine zahlreich besuchte Festversammlung gefeiert. Von den katholischen Missionären, die seit 1549 in's Land kamen, waren nur die zehn Gebote und das Vaterunser und wohl auch einige andere Bibelabschnitte übersetzt worden, und auch dies wenige ist nicht mehr vorhanden. Im Jahr 1838 ließ Gützlaff in Singapur eine Uebersetzung des Evangeliums Johannis drucken, wovon jedoch kein Exemplar nach Japan gekommen zu sein scheint. Dann übersetzte Doktor Williams das 1. Buch Mose und eins der Evangelien, im Jahr 1867 verbrannten aber seine Manuskripte. 1846 bis 1854 übersetzte Dr. Bettelheim, von Geburt ein ungarischer Jude, als Missionär auf den Lutschu-Inseln das neue Testament in den Dialekt dieser Inseln und bot diese Uebersetzung 1860 der Regierung der Ver. Staaten an, die jedoch infolge eines ungünstigen Berichts des damaligen amerikanischen Gesandten in Japan das Anerbieten nicht annahm. Hierauf wurde sie in revidirter Gestalt von der britischen Bibelgesellschaft angekauft, 1872 in Wien gedruckt und nach Japan geschickt. Diese Uebersetzung soll aber sehr mangelhaft sein. Die neueste Uebersetzung dagegen ist das Werk mehrerer englischer und amerikanischer Missionäre, die unter Dr. Verbeck's Vorsitz 1872 zu einer Uebersetzungscommission zusammentraten und mit Hilfe eines bekehrten Japaners, Okuno, nun ihre Aufgabe gelöst haben. Bei jener Feier sprach außer Dr. Verbeck und Okuno auch noch ein anderer eingeborner Geistlicher, Namens Ogava.

Die Ureinwohner Mexikos sagten, als die Spanier sie zum Christenthum bekehren wollten: „Euer Gott ist G o l d — den Gott wollen wir nicht.“ Wenn die Kirche nicht rein ist, wenn Prediger und Glieder nicht ein gottgeweihtes Leben führen, so wird die Evangelisation der Umnachteten schwerlich gelingen. Wenn unsere Worte Christum predigen und unser Wandel die Welt, so glauben Gottlose der Predigt unseres Wandels mehr als der, welche nur aus Worten besteht.

Ein Wort von Spurgeon. Jeder Mensch sollte über den Irrthum erhaben sein, daß Leidenschaft Kraft sei, und daß Macht zu überzeugen in hitzigen Reden liege. — Wer in eine Disputation hineingezogen wird, der gebrauche harte Gründe und sehr sanfte Worte. Häufig lassen die Menschen sich nicht dadurch überzeugen, daß man an ihrem Verstand zupft, wohl aber lassen sie sich dadurch überreden, daß man ihre Zuneigung gewinnt.

Professor v. Sybel sagt: Für das zur Jungfrau entwickelte Mädchen giebt es naturgemäß nur e i n e Hochschule und e i n e n Professor an derselben: Das Elternhaus und die Mutter. Es handelt sich hier weniger um Mittheilungen von Kenntnissen, sondern hauptsächlich darum, daß alle Saiten des Herzens und Gemüths, welche vorher nur einzeln angeklungen haben, zum harmonischen Bewußtsein und zum Ausklang gebracht werden. Die Mutter halte die Tochter zu täglich geordneter gewissenhafter Arbeit wirklich an, sie zeige ihr, wie man edel und maßvoll genießen, aber auch wie man freudig entsagen kann und muß. Sie beweise am besten durch ihr eigenes Beispiel, daß die Prosa des Haushaltens und die Muse geistiger Anstrengung sehr wohl friedlich unter einem Dache wohnen können.

Was Kaiser Wilhelm wünscht. Dem Kaiser Wilhelm wurde vor einiger Zeit von einer Schreibfeder erzählt, die sich selbst mit Tinte versorge, und die deßhalb von großem Nutzen werden könne. Der Kaiser bemerkte darauf: „Ich wünschte, es gäbe Schreibfedern, die nur Gutes und Wahres schrieben, Unwahrem und Schlechtem den Dienst versagten; für unsere Zeitungsschreiber wären solch Federn das beste.“

Ein dankbarer König. König Gustav Adolph von Schweden war einst im polnischen Kriege von Feinden im Handgemenge ganz umringt. Ein schwedischer Reiter merkte das und rief, um den Herrscher den Feinden, die ihn nicht kannten, nicht zu verrathen, einigen seiner Kameraden zu: „Kommt und helft mir meinen Bruder da vertheidigen!“ Die Reiter folgten ihm und der König war in wenigen Minuten von seinen Bedrängern befreit. — Einige Augenblicke darauf sah Gustav Adolph, wie derselbe Reiter, der ihn soeben herausgeschlagen, gefangen ward. Eilig nahm er einige der nächsten Reiter mit sich, eilte zu der Stelle hin und jagte die Polen in die Flucht, worauf er dem so wieder befreiten Reiter zurief: „Nun, Bruder Kamerad, sind wir wieder quitt!“

Der große Friedrich, der sonst den corpulenten Leuten gerade nicht hold war, sprach auf seinen Reisen in Preußen immer sehr gern mit einem äußerst dicken Domänen-Amtsrathe.

Einmal stellte sich dem Könige an Stelle dieses seines Günstlings betreffenden Ortes ein sehr hagerer, langer Mann vor.

„Ist er der Amtmann hier?“ fragte der alte Fritz.

„Zu Befehl, Majestät!“

„Das ist nicht wahr; der Amtmann von hier ist ja ein dicker Mann!“

„Halten zu Gnaden, Majestät; dieser Mann ist gestorben; ich bin sein Nachfolger!“

„So, so!“ erwiderte der König, offenbar nicht eben erbaut von diesem Bescheide, und fuhr dann, zu seinem Adjutanten gewendet, fort: „Hör' er, der Mann wird uns noch v i e l kosten, ehe er so dick ist, wie der vorige!“

Kleinlich. Ein Engländer, der bei dem Fürsten Kaunitz zur Tafel war, hatte das Unglück, ein Glas Wein umzuwerfen.

„Ist das so Gebrauch in England?“ fragte der Fürst.

Ohne im Mindesten außer Fassung zu gerathen, erwiderte der Engländer: „Das nicht, aber wenn es geschieht, fragt wenigstens Niemand darnach.“

Chronik der Gegenwart.

Auf dem Schmerzenslager liegt noch immer unser Präsident. Und wie liegt er da? Als ein würdiger Repräsentant eines gewaltigen Volkes. Gerade jetzt beweist er sich werth der hohen Stellung und beweist den Adel seiner Natur. Gott sei Dank, daß er nicht selbst die Schuld an seinem Unglück trägt und sich nichts vorzuwerfen hat, was die an und für sich herben Stunden der Prüfung verbittern könnte. Mit ruhigem Gewissen liegt er da, ein Mann — ein Held — ein Christ. Gewöhnt an angestrengte Arbeit, an rege Unterhaltung und kräftige Gesundheit, muß der Verlust — dieser vom Menschen so häufig unbeachteten Güter — sein Gemüth beeinflussen und seine Laune verstimmen; aber mit Nichten, er nimmt die Heimsuchung als ganzer Mann, der sich selbst beherrschen kann, gelassen hin und er der Leidende zeigt die größte Rücksicht nicht nur gegen die geliebten Seinen, sondern sogar gegen seine Wärter. Liebevoll empfängt er nicht nur die ihm dargebrachten Beweise des Mitgefühls; sondern hegt solches auch für Andere. Wie er als Held vor dem Feinde sich bewährte und kühn den Schwertstreichen der Gegner sich aussetzte, so zitterte er auch nicht vor den Messerschnitten der Aerzte. Es brauchten keine betäubenden Mittel angewandt zu werden während seiner Operation, denn sein, wenngleich von der Krankheit angegriffener Wille hat Spannkraft genug die Schmerzen zu ertragen. Und wie ungewiß die Zukunft auch vor ihm liegen, wie schwach auch der Docht seines Lebenslichtes glimmen mag, doch weiß er sich und die Seinen geborgen in der Hand des Höchsten und übt Glaube, Hoffnung, Liebe allezeit.

Er der zur Zeit der Ermordung Lincolns auf den allmächtigen Lenker des Weltalls und der Nationen mit überzeugender Zuversicht wies, er hält an demselben auch fest in der Stunde der eigenen Noth. Ein Vorbild seinem Volke, ruft die Verwundung Garfields mit all ihren Wechseln, unter denen die ganze Nation erbebt, das ebenso gewaltige Leiden von Tausend und Abertausenden in unser Gedächtniß, die unbemitleidet als Opfer des Krieges ohne die fortwährende Fürsorge der geschicktesten Mediziner dulden und oft hinsiechen mußten. — O Nation, vergiß es nicht, was du jenen schuldest!

Sparterruhm ist selbstaufopfernd für die g u t e Sache in den g e w i s s e n Tod zu gehen. Wenn Conkling nun seine kopflosen Parteigänger, welche sich, ohne auf die Stimme der Vernunft noch des Volkes noch des Vaterlandes zu achten, sinnlos halbwegs den Kopf selbst abschnitten, indem sie sich seinen ehrgeizigen Plänen unbedingt unterordneten, mit den dreihundert Spartanern vergleicht, so zeigt er, daß er selbst wohl auch den Kopf verloren hat. Denn er ist weder ein Leonidas, noch haben seine Getreuen sich muthig bis auf den letzten Mann hingeopfert. Im Gegentheil, als nirgends mehr ein Schlupfloch war und alle Wege verschlossen waren, da gingen sie klingenden Spieles zum Feind über. Und nachdem erst Miller der Administrationsmann als Sieger auf die Rostra gestiegen, wurde auch Lapham, und zwar einstimmig, hinaufgehoben. — Das übermüthige Spiel Conklings ist damit beendet und zwar zu seinem Nachtheil. Er hatte die Rechnung gemacht ohne den Wirth. Schade, daß er nicht auch die Zeche bezahlen muß; denn der Spaß kostet dem Volke von New York etwa eine Viertelmillion Dollars. So viel haben die Spartaner ihrem Vaterlande nicht gekostet; dafür hat man ihnen aber auch ein ehrenvolles Denkmal aus Marmor gesetzt; das wird den Stalwarts aber nimmer passiren. Ihr Ruhm war von zu kurzer Dauer.

Ohio's dritte Partei sind die Local-Optionisten. Wer sind denn die? Nun einfach, es sind die unter Leitung der Prediger stehenden Temperenzleute, die endlich Ernst gemacht, und müde von einer und der anderen Partei an der Nase herumgeführt zu werden, ihre eigenen Kandidaten in's Feld gebracht haben. Die Aussichten sind leider nicht gar zu günstig. Denn die Demokraten haben den Geldsack an die Spitze gestellt und wenngleich das Geld große Anziehungskraft ausübt, so ist der Zwillich doch immer ein schlechter Magnet, zumal wenn er derb und dicht ist. Die Republikaner aber — was man auch gegen die einzelnen Kandidaten einwenden mag — haben den Vortheil durch des Präsidenten Unfall und die Sympathie für denselben bei der großen Masse der Stimmgeber eine vortreffliche Empfehlung zu haben. Unter diesen Umständen ist es kaum wahrscheinlich, daß die dritte Partei einen Sieg oder eine entscheidende Schlacht bei der Wahl gewinnen wird. Im besten Fall mögen die Demokraten den Tag gewinnen und wie viel die Temperenzpartei von jenen in Ohio zu erwarten, das läßt sich voraus sagen; nämlich g a r N i c h t s.

Der Spekulations-Ballon, sagt Rufus Hatch, der große New Yorker Börsenmann, ist bis zum Platzen aufgebläht. Heute sind hunderte von speculativen Plänen im Markt, die wie die Nord Pacific Seifenblase Anno 1873 nur zu schnell zu Wasser werden. Der Krach ist unausbleiblich, zu hoffen ist nur, daß die ehrlichen Massen der industriellen Produzenten verschont mögen bleiben. Die Spekulanten allein sollten unter ihren Trümmern begraben werden; denn sie haben sich selbst die Grube gegraben. Alle Umstände für unseren Markt waren günstig, können aber unmöglich immer so bleiben und dann muß ein Rückschlag kommen. Unsere Ernten waren ergiebig und brachten hohe Preise. Viele Eisenbahnen hatten glänzende Einnahmen und warfen schöne Dividenden ab. Die Manufaktur, die Eisen-Industrie und die meisten anderen Zweige der Industrie blühten. Die Hartgeldzahlung verbunden mit den schlechten Ernten in Europa und den guten hier gestalteten die Handelsbilanz zu unseren Gunsten. Die Einwanderungsfluth war mächtiger als je. Ein Zusammentreffen all dieser Umstände veran-

laßte eine lebhafte Nachfrage nach Werthpapieren und das Geschäft der Stockbörse nahm riesige Verhältnisse an. Aber deshalb haben sich die Naturgesetze nicht verändert. Der Fluth muß die Ebbe folgen. Ebenso kann auch das Gold nicht immer nach diesem Lande strömen. Es muß ein Rückschlag kommen. Viele Unternehmungen sind völlig werthlos und ihre Urheber und Förderer wissen es und so fließt der vermehrte Reichthum des Landes in die Taschen weniger, statt sich unter die Massen zu vertheilen. Drum Vorsicht, Vorsicht und nochmal Vorsicht!

Hohe Ehre Missionarin zu sein, mag manche gute Schwester denken, aber nicht demgemäß thun. Da thut es denn Noth eine kleine Anregung zu bringen. Es giebt, Gott sei Dank, hochgestellte Frauen, welche wirklich nach dieser hohen Ehre streben und alles andere aufgeben. So ist die Schwester des Königs von Schweden Missionarin in Lapland und hat zur Förderung des großen Werkes ihres Meisters, der sie berufen, wirklich ihre Juwelen verkauft.

Wirklich bewunderungswürdig ist das Herrnhuter Heidenmissionswerk. Bei einem Einkommen von kaum $200,000 unterhalten sie 291 europäische und 32 eingeborene Missionare. Die Stationen zählen 70,646 getaufte Christen; 23,185 Communikanten; 19,416 Kinder in den Schulen. Ihre 95 Stationen befinden sich in Grönland, Nord-Amerika, Labrador, Britisch-Westindien, Dänisch-Westindien, Südamerika, Mosquito Küste, Südafrika, Australien und Thibet.

Die Parteien in Deutschland geben ein charakteristisches Bild vor der inneren Zerrissenheit des alten Vaterlandes. Da bekämpfen sich und verschmelzen sich je nach Bedürfniß: Ultramontane, Socialisten, Polen, Elsäßer und Hannoveraner, Konservative, Zünftler, Christlich-Sociale, Antisemiten und Staatssocialisten. Endlich die Nationalliberalen und die Fortschrittspartei. Diese letztere stellt denn für Berlin folgende Kandidaten auf: Ludwig Löwe, Virchow, v. Saucken-Tarputschen, Albert Träger, Eugen Richter und Klotz und werden diese dem Reichskanzler so verhaßten Elemente wohl auch wahrscheinlich wieder den Sieg davon tragen, zumal sie auf Herabsetzung der Militär-Dienstzeit dringen. Der Wahlkampf in Berlin wird diesmal heftiger werden als je zuvor, indem die gesperrt gesetzten reactionären Parteien sich gegen die Fortschrittspartei vereinigt haben und alle Anstrengungen machen werden, um diesen die Palme zu entwinden.

Die sogenannten Liberalen, deren Sprecher Lasker, Eugen Richter und andere sind, sind es, die sich dem Kanzler auf Schritt und Tritt in den Weg stellen und seine Pläne zu vereiteln suchen. In diesem Nein, Neinsagen glauben die Herren einen hohen patriotischen Beruf zu erfüllen. Auch das Stempel- und Börsensteuergesetz haben sie so abgeschwächt, daß es statt der 20 nur sechs Millionen Mark einbringen wird. Gegen diese liberalen Hemmschuhe regt sich daher in Deutschland viel Unzufriedenheit. Man weist darauf hin, wie namentlich der Bauernstand noch unter dem bisherigen Steuersystem leidet, wie er noch immer in den Klauen der Wucherer bleibt, weil ihm die Reichsbank, die den Großen Geld zu niedrigem Zinsfuß leiht, so gut wie verschlossen ist, und wie die Liberalen weder Hand noch Fuß regen, um dem Bauer und kleinen Manne seine Bürde zu erleichtern.

Ueber den geschichtlichen Verlauf der Judenfrage berichten die Wächterstimmen: 1. Dr. Straßmann, der jüdische Vorsteher des Berliner Magistrats, erhebt sich gegen die Geistlichen Berlin's in Worten, in welchen er sie Ketzerrichter, die am liebsten Andere auf dem Scheiterhaufen verbrennen möchten, ihre Zeugen giftige Viper, ihren Athem wie den Hauch des Sumpfes nennt, in dessen Miasmen das Leben hinsiecht. Bei der nächsten Wahl werden Plakate mit der Aufschrift: „Wählt keinen Juden" entdeckt und von der Polizei (nach 24 Stunden) entfernt. Extra-Blätter mit der Inschrift: „Sieg den Germanen," werden confiscirt.

2. Stöcker hält seine beiden Vorträge. September 1879. Die Presse fällt mit unbeschreiblicher Wuth über ihn her. Die Juden benehmen sich höchst herausfordernd: Der Börsencourier, ihr mächtigstes Organ schreibt: „Gelüstet euch nach einem wirklichen Strauß — heraus mit eurem Flederwisch!"

3. Im Berliner Pferdewagen unterhalten sich zwei Gymnasiallehrer über die empörende Haltung der jüdischen Presse. Ein jüdischer Destillateur erhebt sich und giebt dem Gymnasiallehrer eine Ohrfeige. Der Berliner Magistrat, in welchem unverhältnißmäßig viel Juden sitzen, trägt auf Absetzung der beiden Lehrer an! — Diese Ohrfeige spüren alle Gleichgesinnten und der Kampf gewinnt an Hitze.

4. Die antisemitische Liga findet, daß diese Ohrfeige Wasser auf ihre Mühle ist, und verdoppelt ihre Anstrengungen. Mit dieser Liga können wir nicht sympathisiren. Sie geht zu weit und kämpft gegen die Juden nicht wegen ihren Uebergriffen, sondern weil sie Juden sind, macht daraus einen Rassenkampf zwischen Germanen und Semiten.

5. Eine Petition an den Reichskanzler circulirt von Seiten der Conservativen, worauf eine Gegenpetition der Liberalen ebenfalls erscheint.

6. Hänel bringt in dem Abgeordnetenhaus die Sache zur Sprache, indem er eine Interpellation (Frage) an die Staatsregierung richtet, welche Stellung sie dieser Frage gegenüber einnehme, und erhält darauf die kühle Antwort, daß dieselbe nicht von der Verfassung abzuweichen gedenke, worauf Stöcker, Virchow und Andere Für- und Gegenreden halten.

7. In Berlin und im ganzen Lande ist damit das Signal zum Kampfe gegeben und es werden überall öffentliche Versammlungen veranstaltet, die nicht immer so ruhig verlaufen, doch übertreiben die Zeitungen, wenn sie schreiben, es sei Blut rc. geflossen. In die Reichshallen drängen sich, obgleich man ihnen den Zutritt verboten, weil sie durch aufreizende Zwischenrufe frühere Versammlungen gestört, dennoch jüdische Jünglinge und werden, als sie wieder Störung machen, vielleicht unsanft, an die Luft gesetzt. Der größeste Theil der Studenten erklärt sich gegen die Juden. Prof. Treischke erntet ihren Beifall; Prof. Lasson

muß seine Vorlesung einstellen, weil er für die Juden philosophirt und dadurch großen Unwillen hervorruft. Henrici hält am 17. Dezember eine geharnischte Rede gegen die Juden.

8. Das Ausland, namentlich England, ergreift Partei für die deutschen Juden. Ein Artikel der „Times" sagt, diese Agitation gereiche Deutschland zur Schmach. Bei näherer Untersuchung stellt es sich heraus, daß der Schreiber desselben ein in Paris wohnender jüdischer Correspondent ist.

9. Die Juden und Judengenossen setzen eine großartige Versammlung in Berlin in Scene und bilden eine „christlich-liberale" Partei. Die größten jüdischen Geschäftshäuser zahlen ihren Angestellten den Beitritt und nöthigen sie, unter Androhung der Entlassung, jener Versammlung beizuwohnen. Die Sozialdemokraten drängen sich in Masse hin, um die Gelegenheit zu benützen, gegen „Ausnahmegesetze", welche gegen sie erlassen worden und auch den Juden drohen, zu protestiren. Es stellen sich die antichristlichen Elemente auf die Judenseite. Die „Liberalen" berufen eine Versammlung ihrer Wähler, in welcher Virchow gegen die Antisemiten protestirt, gleiches Recht für Alle fordert und erklärt, der preußische Staat sei kein christlicher Staat.

Frankreich in Afrika, beschäftigt, den Aufstand der Araber niederzuhalten, kann daselbst noch üble Erfahrungen machen. Sfax ist zwar nach langem Bombardement genommen, aber die Aufständigen sind dadurch nicht zur Ruhe gebracht. Die Hauptstämme der Eingeborenen haben sich verbunden, und so lange sie in Eintracht operiren, bilden sie einen nicht zu verachtenden Gegner. Der Statthalter von Algier, Albert Grevy, Bruder des Präsidenten, erfreut sich keineswegs des Beifalls der Franzosen. Seine Verwaltung wird scharf getadelt. Nach Tripolis hat die hohe Pforte Truppen und Munition sowie Krupp'sche Kanonen gesandt, wogegen Frankreich natürlich Protest einlegt. Dagegen ist der Sultan mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Franzosen in Tunis keineswegs einverstanden, zieht es indeß vor, sich nicht abermals in einen Krieg einzulassen.

Die Erbitterung zwischen Frankreich und Italien wird keineswegs von den beiderseitigen Regierungen genährt, sondern beide thun ihr Möglichstes, die Gemüther zu besänftigen und den Frieden zu erhalten. Dennoch wächst das Gefühl des Hasses mehr und mehr. In Frankreich ist es gegen die in den dortigen Fabriken beschäftigten Italienern zu thätlichen Wuthausbrüchen gekommen, wobei viele schwer verwundet, ja sogar einzelne erstochen wurden. Der Krieg wäre in beiden Ländern jetzt in Wahrheit volksthümlich, und mit Spannung blickt man der nächsten Entwickelung und dem Ausgang entgegen.

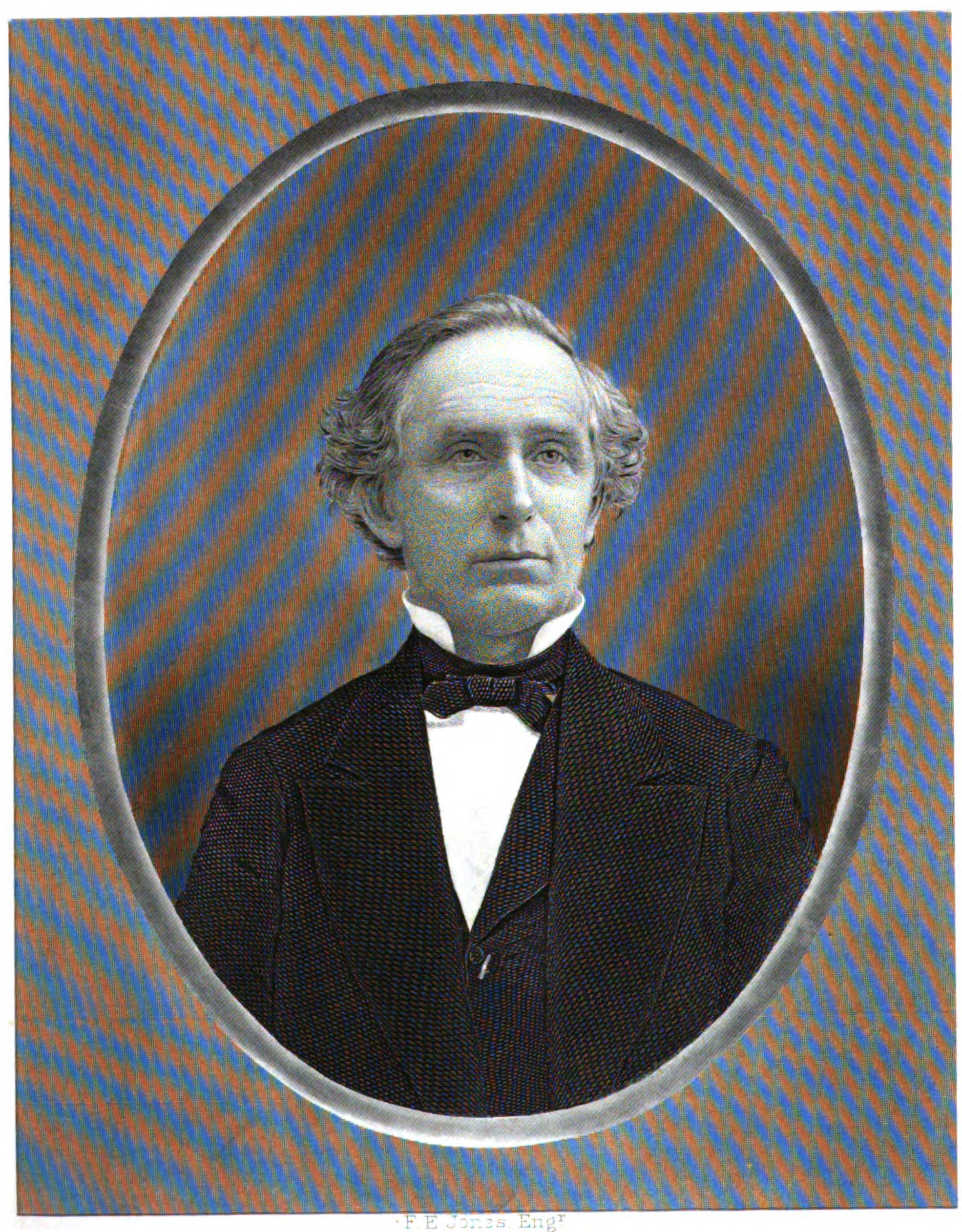
Fürst Alexander von Bulgarien, der mit der Verfassung das Land nicht regieren kann und an das Volk appellirt hat, um in einer siebenjährigen Dictatur vernünftige Gesetze und Ordnung zu schaffen, darf von Glück sagen. Die Wahlen sind zu seinem Gunsten ausgefallen. 280 Abgeordnete stimmten für die Dictatur und nur 148 dagegen. Aber diese Gegner sind sehr geschäftig, sie kämpfen für „Verfassung, Recht und Freiheit!" und werden jedenfalls dem Dictator noch genug Hindernisse in den Weg legen.

Die Sozialisten im Auslande sind doch nicht ganz so unabhängig, wie sie sich dünken. Herr Most, welcher aus Deutschland vertrieben und in London ein extrem socialdemokratisches Blatt, die „Freiheit", redigirte, wurde angeklagt, in demselben den Fürstenmord gepredigt zu haben. Von dem englischen Gerichte schuldig befunden, ist er zu 16 Monaten Gefängniß bei harter Arbeit verurtheilt worden. Richter Coleridge erklärte, das Urtheil sei nur deßhalb so milde, weil die Jury den Angeklagten als Ausländer seiner Gnade empfohlen hätte. Herr Most meint dazu: Man könne ebenso gut in Rußland sein.

Midhat Pascha, der gefeierte „Reformator der Türken", ist nun von dem Gerichtshof, welcher eine seiner eigenen reformatorischen Schöpfungen ist, wegen Theilnahme an der Ermordung des Vorgängers des jetzigen Sultans in 1875 zum Tode verurtheilt worden. Damals hieß es, der abgesetzte Sultan habe sich selbst das Leben genommen, indem er sich mit einer Scheere eine Ader geöffnet habe. Jetzt sind drei Paschas und sechs andere Palastbeamten des Mordes an ihm überführt und zum Tod verurtheilt worden. Das wäre wohl nicht geschehen, wenn der jetzige Sultan nicht von denselben Männern für sich gefürchtet hätte. Wie verlautet, soll indessen die Todesstrafe in dauernde Verbannung außer Landes verändert werden.

Das größte Teleskop der Welt ist nicht mehr das auf der Sternwarte zu Washington befindliche, sondern das neue Riesen-Teleskop auf der zu Wien erbauten Sternwarte auf der sog. alten Türkenschanze. Dasselbe kostet $500,000, ist in Dublin im optisch-mechanischen Geschäft von Grubb construirt und nach vielen kostspieligen Versuchen vollendet worden. Die 27zölligen Linsen aus reinem Crystall-Glas sind von Paris und verursachten anfänglich viele Schwierigkeiten bei ihrer Herstellung, da noch niemals so große Glasscheiben construirt worden sind. Der Messing-Cylinder, in welchem sie nun eingestellt sind, ist 33 Fuß 6 Zoll lang. Eine Commission hat das Riesen-Instrument im vorigen März geprüft und als unübertrefflich erklärt. Im nächsten Herbst wird es auf der Wiener Sternwarte aufgestellt sein und seinen Dienst zur weiteren Enthüllung der Räthsel am Sternenhimmel antreten.

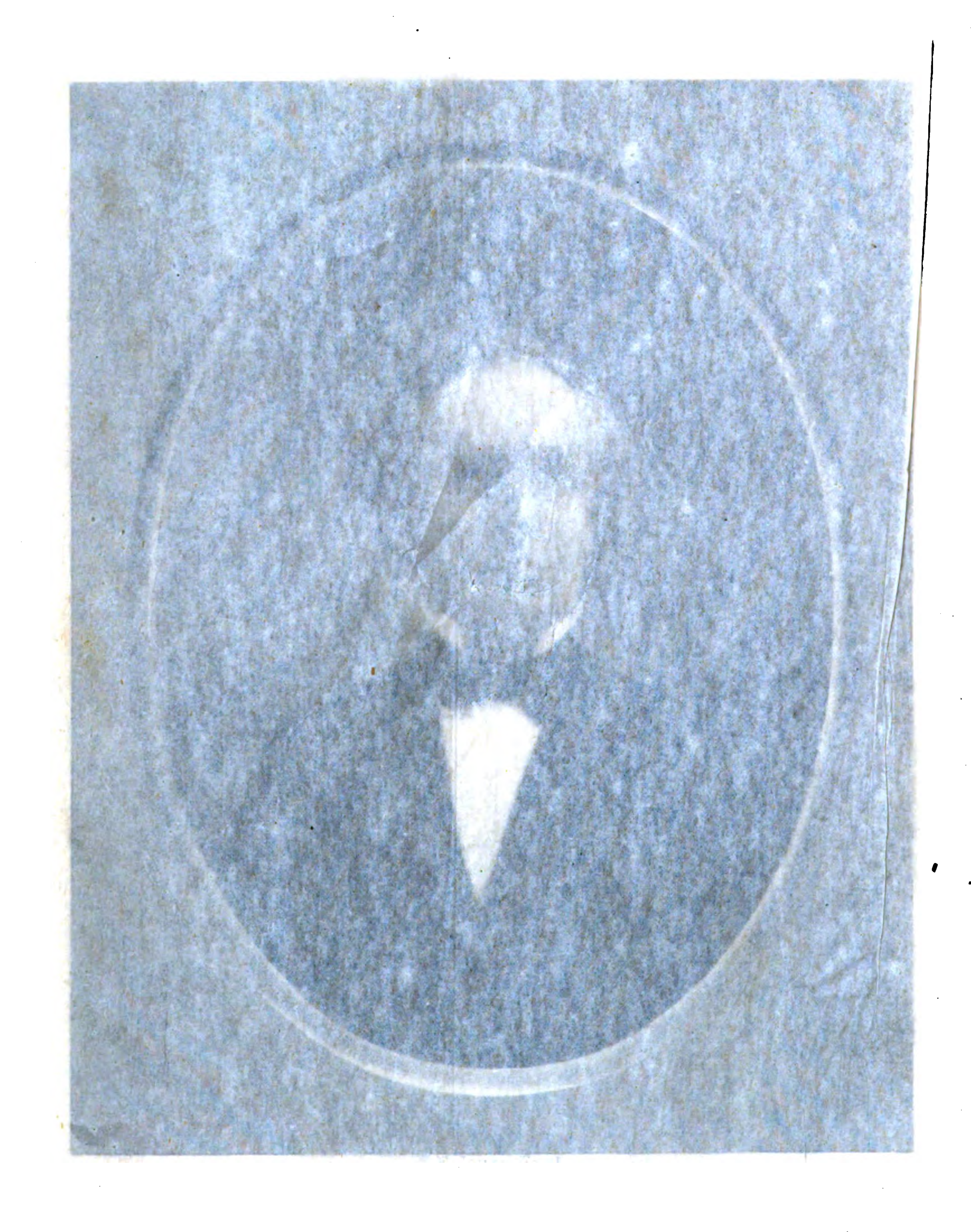
In Ostindien, in dem unter unmittelbarer englischer Herrschaft stehenden Gebiete (also die Vasallenstaaten ausgeschlossen), giebt es ungefähr 140,500,000 Brahmagläubige Hindu, nahezu 41,000,000 Muhamedaner, nicht ganz 3,000,000 Buddhisten, genau 896,658 Christen, über 5,000,000 Anhänger verschiedener Glaubenssekten und nahezu 500,000 Leute, deren Religion nicht bekannt ist. Von den Christen, die in dem 190,000,000 Menschen zählenden Reiche nicht einmal eine Million ausmachen, besteht ein Theil aus Europäern, und nur etwa 550,800 Eingeborene gehören der christlichen Religion an. Die lange englische Herrschaft hat in diesem Punkte kaum einen nennenswerthen Einfluß geübt.



F. E. Jones. Engr

Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau,
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt."

Es ist ein herrliches Land, das Schweizerland. Ob du auf dem Rigi die im Morgenroth strahlende einhundert und zwanzig englische Meilen lange Alpenkette vom Säntis bis zum Pilatus anstaunst; oder des Abends bei Thun die Bergriesen des Berner Oberlandes im Alpenglühen schaust; oder im engen Chamounix-Thal aufblickst zu den Zacken, Gipfeln



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. **Oktober 1881.** **Zehntes Heft.**

Auf hoher Alp.

Vom Editor.

„Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott.
Er färbt den Morgen roth.
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau,
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt."

Es ist ein herrliches Land, das Schweizerland. Ob du auf dem Rigi die im Morgenroth strahlende einhundert und zwanzig englische Meilen lange Alpenkette vom Säntis bis zum Pilatus anstaunst; oder des Abends bei Thun die Bergriesen des Berner Oberlandes im Alpenglühen schaust; oder im engen Chamounix-Thal aufblickst zu den Zacken, Gipfeln



und Schneekuppen des Montblanc; oder die Idylle des Züricher See's bewunderst, oder dich an der malerischen Romantik des Vierwaldstätter See's erfreust; oder am St. Gotthardt, bei Zermatt und Grindelwald inmitten der Hochalpen-Wildniß stehst: so wirst du dir, lieber Leser, sagen müssen, daß nicht leicht ein zweites Land auf verhältnißmäßig so kleinem Raum so viele und so verschiedenartige Naturschönheiten bietet, als die Schweiz.

Die Felsgebirge Amerikas sind wild, Schottlands Hochlande grün, Wisconsins Tannenwälder groß und reich, die Ufer des Hudsons gar lieblich und die See'n Minnesotas freundlich und klar. In der Schweiz aber findet sich all dies in kleinstem Rahmen, oft in einem einzigen Thale beisammen.

Unten die Thalsohle mit prächtigen Feldern und Wiesen; an den nächsten Abhängen die Obstgärten, in welchen die Schweizerhäuser versteckt liegen; weiter oben die Matten und Laubwälder; über diesen die hochaufstrebenden Tannenwaldungen, begrenzt von den glänzend weißen Schneekuppen, aus denen oft die nackten Felsenriffe emporragen, so senkrecht ansteigend, daß weder Schnee noch Eis haften bleiben. Kommt alsdann, wie gewöhnlich, noch einer der zahlreichen See'n hinzu, so stellt das Ganze ein Gesammtbild dar, welches als Landschaftsscene wohl nirgends übertroffen wird, und von einer Frische übergossen ist, wie ich dieselbe bei keiner amerikanischen Scenerie angetroffen habe.

Vom Rigi aus erhält man ein Gesammtbild. Als Hintergrund in Südost, Süd und Südwest die Hochalpen mit ihren Schnee- und Eisgipfeln; westlich der Jura und nördlich die Berge des Rheins. Weiter im Vordergrund ringsumher die Vorberge, und tief unten in nächster Nähe die Thäler und See'n, die kleinen Hochebenen und die saftig grünen Wälder. Acht See'n zählen wir von Rigi Kulm, die wie große blaue Augen aus der Landschaft zum Himmel schauen; unter ihnen der Vierwaldstätter der bedeutendste. Zahlreiche Städte und Dörfer, Burgen, Klöster und Villen sind da und dort am See, im Thal, am Abhang oder auf Berges Höh' in der Landschaft zerstreut. Drüben am Vierwaldstätter See z. B. winkt Küßnacht herüber, und mein amerikanischer Freund, welcher den Tell gelesen, deklamirt:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein and'rer Weg nach Küßnacht.
Hier vollend' ich's."

Nah dabei ist das freundliche Luzern gebettet, und so weit das Auge schaut, hat sich Menschenhand in diesem Garten Gottes ein Heim gebaut.

Wer aber die Hochalpen von Angesicht zu Angesicht schauen, und die köstliche Alpenluft, vermischt mit dem würzigen Duft der Tannenwälder, athmen will, der muß den Riesen nahe treten und hineinziehen in's Berner Oberland nach Interlaken, nach Andermatt oder Zermatt, oder in den Südwesten reisen nach Chamouni, an den Fuß des Montblanc.

Es war etwa 3 Uhr Morgens, als ich in Interlaken erwachte, und durch die Vorhänge hindurch bemerkte, daß helle Mondnacht über den Thälern strahlte. „Ob wohl mein Wirth so gefällig war, mir ein gutes Aussichtsfenster anzuweisen?" dachte ich, und öffnete den Laden, und siehe — da lag die Jungfrau vom sanften Lichte der Nacht beglänzt, scheinbar so nahe, daß ein Morgenspaziergang dorthin sehr ausführbar erschien, obwohl das „Mägdlein" noch verschiedene englische Meilen entfernt ist. Vom Schlaf war keine Rede mehr. Ich rief die Freunde und wir sogen die unvergleichliche Scene ein, bis der erste Morgenstrahl den Bergscheitel küßte, bis der mächtige Bergstock mit seinen Gipfeln und Kuppen vom Glühroth der aufgehenden Sonne übergossen, bis die Mahnung zum Aufbruch kam, um andere Herrlichkeiten Gottes zu schauen. Und wir gingen mit dem Psalm im Herzen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet."

Einen etwas anderen, womöglich noch großartigeren Charakter trägt die Montblanc-Kette und das im Südosten der Schweiz liegende Engaddin, wohin uns die Via mala führt. Hier tritt in Natur und Menschenrasse die südliche Form schon mehr zu Tage und erzeugt eine Mischung des „nördlichen" und „italienischen" Typus.

Ich stand in Chamouni, unmittelbar am Fuß des Montblanc, etwa 3000 Fuß über dem Meere, und staunte noch elf bis zwölf Tausend Fuß hinauf zum höchsten Punkt Europas (14,480 Fuß über dem Meere). Ich kletterte mit Maulthier und tüchtigem Führer — in seiner knappen Tracht mit Alpenhut und eisenbeschlagenen Schuhen — 7000 bis 8000 tausend Fuß hinan, um die Gletscher herum, auf die Gletscher und in die ausgehauenen Gletschergrotten hinein, und muß gestehen, etwas Schrecklich-schöneres nie gesehen noch mitgemacht zu haben.

Geübte Hände haben nämlich in einen der vielen Gletscher des Montblanc eine 250 Fuß tiefe Grotte durch klares, grünliches Eis gehauen, gerade hoch genug, daß ein ausgewachsener Mann aufrecht darin gehen kann. Der französische Führer ergreift dich mit seiner eisernen Faust, führt dich auf die Mitte des Eisbergs zum Eingang der Grotte und ruft eintretend ein ermuthigendes: Envant, Monsieur. Zehn bis fünfzehn Schritte, und du befindest



Via mala.

dich, abgeschnitten vom Tageslicht, in der durch Petroleum erleuchteten Eishöhle. Die Frauen und nervenschwache Männer weichen zurück. „Du aber," sagt der Führer, „bist ein starker Mann und mußt Alles sehen, Envant, Monsieur!" Und tiefer gehst du hinein, indem die Gletscherströme über dir und neben dir und unter dir brausen, und sich hie und da rechts und links eine Gletscherspalte öffnet. Jetzt bist du am Ende der Grotte. Der „eiserne" Führer faßt dich mit beiden Händen und führt dich zur großen Gletscherspalte am Boden der Grotte, welche den Arbeiten Einhalt gebot. Da stehest du nun und schauest hinab in die dunkle Untiefe, in das geheimnißvolle Walten der Natur. Es braust und arbeitet gewaltig, denn die Gletschermühlen mahlen da unten mit ihren ungeheuern Steinen; sie „mahlen" die künftige Schlucht,

das künftige Thal „aus", so wie sie es schon lange her gethan haben. Und wer eine „ruhig gewordene" Gletschermühle sehen will, der gehe in den Gletschergarten zu Luzern. Wenn du aber, heraustretend aus der Gletschergrotte, wiederum erblickest das liebe Tageslicht, da sprichst du: da unten aber ist's fürchterlich. — und dankst dem lieben Gott für's Sonnenlicht.

Ein ander Bild gewährt der Vierwaldstätter See. Wer wissen will, was die Schweiz ist, sollte ihn befahren, was nur 2½ Stunden in Anspruch nimmt. Ich halte denselben für den malerisch-romantischsten See in Europa und Amerika. In vier oder fünf Theile getheilt, welche Theile wie hineingefügt sind in die hohen Voralpen, bietet der Vierwaldstätter See mit



Alpenhut und Schuh.

jeder Viertelstunde ein ander überraschendes Panorama, dessen Hintergrund immerdar die schneebedeckten Hochalpen sind, in dessen nächstem Vordergrund aber die Matten liegen, von denen Schiller so lieblich singt:

„Ihr Matten lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden."

II.

Das Schweizerland, namentlich die Mittelschweiz, hat aber auch eine reiche Geschichte. Ehe das neue Zeitalter angebrochen, ehe das Schießpulver in Gebrauch gekommen, ehe man an die amerikanische Freiheit gedacht, beinahe noch im Mittelalter haben hier freiheitsliebende Männer viele Jahre lang für ihre Heimath gekämpft und geblutet. Drüben am Egeri See liegt der Morgarten, ein Bergrücken, wo das Schweizer Volk — Männer, Weiber und Kinder (16. November 1315) die Oestreicher fast vernichtete.

Hier am Sempacher See liegt Sempach, wo der Schweizer Winkelried sich opferte und Leopold von Oestreich sammt 263 Rittern erschlagen wurde. Und Karl der Kühne konnte auch etwas vom Schweizervolk erzählen, wie es ihm bei Grandson und Murten und Nancy mitspielte, so daß der Volkswitz den Reim erfann:

„Karl verlor —
Bei Grandson das Gut,
Bei Murten den Muth,
Bei Nancy das Blut."

Die Schweiz ist jedoch nicht allein die Stätte freiheitlich-politischer Kämpfe, sondern es wurde hier auch mancher Strauß auf geistigem Gebiete ausgefochten, namentlich in der Reformationszeit. Ich stand im Studirzimmer Zwingli's zu Zürich, ein niedriges Gemach 16 bei 16, in welchem ein hoch gewachsen Menschenki..d kaum aufrecht stehen kann, und wunderte mich, welch' große weltbewegende Gedanken aus so geringer Werkstätte hervorgegangen. Ich besuchte das Arbeitszimmer Calvin's in Genf, wo das gestrenge System des Calvinismus ausgesonnen wurde; ich stand an den Gräbern des Erasmus und Oekolampadius zu Basel; ich betrachtete die Kanzeln, auf welchen diese Männer predigten — und mußte mir gestehen, daß wohl auf keinem andern so kleinen Fleckchen Erde so viele Geisteskämpfe geschlagen wurden als hier.

Diese kirchlichen wie politischen Kämpfe haben auch — gerade wie in Amerika — ein durchschnittlich ziemlich gewecktes Volk erzeugt. Der schweizerische Städter wenigstens ist ein gut unterrichteter Mensch, welcher sich für die Dinge um ihn her interessirt. Die besseren Stände aber sind gewöhnlich sehr gut gebildet und reden wenigstens zwei Sprachen, und oft mehr. So habe ich mich nicht wenig ergötzt im Hause der hochgeachteten Familie Sulzer, bei welcher wir in Winterthur zu Gaste waren, einmal deutsch, dann französisch, sodann englisch, am liebsten aber das „hearzige Schwitzerdütsch" zu hören.

Ein anderes erfreuliches Zeichen „schweizerischer Zeit" ist das Erwachen evangelischer Thätigkeit. So sind z. B. heute in Zürich nicht weniger als sieben Stadtmissionäre von Seiten der Evangelischen Gesellschaft, die sich innerhalb der Landeskirche gebildet hat, beschäftigt. Wer hätte vor dreißig Jahren daran gedacht, daß in dem damaligen Sitz des Unglaubens so viele Arbeiter der inneren Mission thätig sein würden! In Basel sorgt man nicht blos für die Heiden in der Ferne, sondern auch für die in der Nähe, und ähnliches geschieht in allen Orten der Schweiz. Ich habe mich überhaupt über die vielen Wohlthätigkeits-Anstalten, Stiftungen, Institute, Armenschulen, Sonntagschulen 2c., gewundert und gefreut. Selbst das alte conservative Bern hat viele derselben aufzuweisen. Wie viel die Arbeiten der Methodisten und Anderer zur Weckung dieser evangelischen Kräfte beigetragen, will ich hier nicht untersuchen; der



Schweizer Heim.

Einfluß jener auf diese muß aber immerhin ein bedeutender gewesen sein. Jedenfalls ist es wohlthuend, die Thatsache verzeichnen zu dürfen, und werden diese evangelischen Gesellschaften in desto größerem Segen wirken, je mehr als Motiv die reine Gottes- und Menschenliebe, und nicht gehässige Opposition gegen andere hervortritt.

Freilich erhebt „auf hoher Alp" auch der Unglaube sein Haupt, entweder versteckt oder offen. Die sogenannten „Reformer" unterwühlen innerhalb der Kirche das Fundament, und die, welche mit Bibel und Kirche gänzlich gebrochen, tragen einen Haß zur Schau, wie ich solchen im monarchischen Deutschland nicht gefunden.

Und was sagt denn das Volk — der Taglöhner, und der ärmere Bauersmann zu all diesen Naturschönheiten, all den geschichtlichen Erinnerungen und politisch-kirchlichen Kämpfen? Ich bin vorsätzlich unter das „Volk" gegangen, bin mit ihm im Eisenbahnwagen gefahren und habe ihm zugelauscht, wo immer ich konnte. Es freut sich auch der geringste Mann der Schweizer Berge und der Schweizer Freiheit. Jeder ist stolz darauf, und jedweder bekömmt Heimweh, wenn in der Fremde. Aber Tausend und Abertausend fristen ein so kümmerlich Dasein, daß man in Amerika keinerlei Vorstellung davon hat. Die Schweiz leidet, wie ganz Europa, an Uebervölkerung. Wir fahren z. B. von Bern nach Thun und können uns nicht satt sehen am Alpenglühen. Eine Berner Oberländerin sitzt neben mir im Eisenbahnwagen, und ich sage: „Ihr Schweizerleute habt aber doch ein prächtig Land." Die alte Frau, die bisher vor sich hingeschaut, blickt auf, sieht mich mit einem vielsagenden Blick an und erwidert: „Jo, Herra, dia Berga chünno mer abber nüt essan."

Darum ziehen die jungen Bursche und Mädchen, stramme Männer und fleißige Frauen aus allen Thälern der Schweiz zu Tausenden hinaus in die Fremde, um sich in einem freien Lande, wo noch mehr Platz vorhanden, eine neue Heimath zu gründen — sie ziehen nach Amerika, und wir entbieten ihnen wie den Zurückbleibenden einen hearzige Schwyzergrueß.

Alplied.

Von Friedrich Krummacher.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott.
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

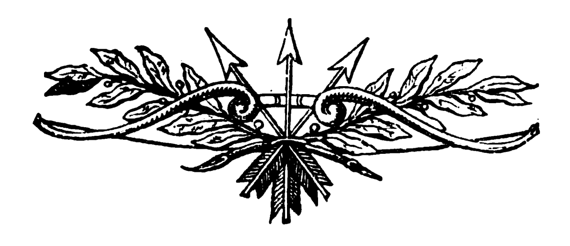
Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein;
Mag's wohl Sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt Sein milder Strahl
Das stille Weidethal.
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus Seiner reichen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Schaaren, weiß und schön
Die Schaf' und Zieglein gehn
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut,
Der Geiß und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern bescheert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.



Schloß und Hütte.

Erzählung eines englischen Pastors, mitgetheilt nach **Elise Oehler.**

In einem abgelegenen Dorfe ist auch das kleinste Ereigniß von Wichtigkeit. Und ein Ereigniß war es, als während der ersten Zeit meiner Amtsführung in meiner Gemeinde ein junger Mann, Herr M., in das schöne, alte Haus seiner Voreltern zurückkehrte.

Es war ein prächtiges, altes Haus, theilweise auf die Felsen gebaut, die über dem See hingen, der Stolz und der Schmuck des Dorfes.

Der verstorbene Herr des Schlosses hatte diesen schönen Wohnsitz verlassen und aus Gesundheitsrücksichten ein wärmeres Klima aufgesucht. Er hatte bis jetzt nur auf dem Festland gelebt, wo auch sein Sohn seine Jugend größtentheils zugebracht hatte.

Als der letztere einige Jahre nach seines Vaters Tod sich in dem Schloß seiner Väter ansiedelte, waren die Gemeindeglieder bald darüber einig, daß er für ihre Gesellschaft zu hoch, zu gebildet und zu anspruchsvoll sein würde. Einige seiner Nachbarn beschlossen, ihn zu besuchen, andere wollten abwarten, wie er sich ihnen gegenüber benehme, und die meisten waren der Meinung, daß der erste Anlaß zur Bekanntschaft von ihm ausgehen müsse.

Der Aufenthalt einer solchen Persönlichkeit übt jedenfalls einen besonderen Einfluß auf die Gemeinde, sei's zum Guten, sei's zum Bösen. Doch, mochten es andere für schicklich oder unschicklich halten, ich hielt es für meine Pflicht, als sein Geistlicher unter den Ersten zu sein, die ihn besuchten. Was oder wer er auch sein mochte, ich fühlte, daß ich ihn auf unserem Grund und Boden besuchen könne, ohne daß er etwas von dem Adel und der Würde verliere, die Gott ihm gegeben habe. Deßhalb machte ich ihm kurz nach seiner Ankunft einen Besuch auf dem Schloß. Aber obgleich ich gewiß bin, daß ich von keinem Vorurtheil gegen ihn eingenommen war, war ich erstaunt, ihn leutselig und freundlich, ja fein und höflich zu finden. Es war an ihm auch gar nichts Herrisches, als ob er sich seines vornehmen Standes nicht im Geringsten bewußt wäre, so daß ich ihn mit einem sehr behaglichen Gefühl und mit ziemlicher Befriedigung verließ.

Doch wenn ich an ihn dachte, mußte ich seufzen, weil mir jedesmal einfiel, daß Kenntnisse, Rang, Einfluß, Wohlhabenheit, sogar die Macht zu gefallen und Bewunderung zu erregen, lauter Gaben sind, welche der Allmächtige diesem oder jenem Menschen giebt und worüber er Rechenschaft fordert.

Schon bei unserer ersten Unterhaltung sagte mir etwas, daß Herr M . . . nie an eine solche Verantwortlichkeit denke. Bald erwiderte er meinen Besuch, und bei längerer Bekanntschaft fand ich keinen Grund, meine erste Ansicht zu ändern. Es war keine gemachte Höflichkeit in seinem Benehmen, es lag weder Beleidigendes noch Herablassendes darin, was so gerne Neid erregt; aber auf der andern Seite war denn doch ein Mangel an geistlichem Leben vorhanden; denn wenn in unserem Gespräch die Religion auch nur leise berührt wurde, mußte ich doch immer fühlen, daß ich in der Seele dieses Weltmannes nicht auf Sympathie hoffen konnte.

„Können zwei zusammen gehen, ohne übereinzustimmen?" (Amos 3, 3) fragt der Prophet, aber die Frage wird nicht beantwortet. Jedenfalls ist sie einer Ueberlegung werth. Die meisten Menschen werden zugeben, daß keine wahre und segenbringende Freundschaft bestehen kann zwischen Menschen von verschiedenem Gemüth, verschiedenen Gewohnheiten und Bestrebungen; denn diese werden alle mehr oder weniger durch die höhere Macht des religiösen Gefühls beeinflußt. Sowohl der Mensch, der für die Ewigkeit lebt, als der, welcher sechszig Jahre und darüber in den Tag hineinlebt, braucht jene Sympathie, welche die Quelle und das Band der Freundschaft ist.

Sobald ich ein Stück Religion in unser Gespräch einfließen ließ, mußte ich bemerken, daß es nur seine Höflichkeit war, die mich gewähren ließ. Seine eigene Meinung über Religion äußerte er nie, und doch war mir klar, daß er meine Ansicht hierüber nur so anhörte, als ob er mich aus Höflichkeit als einen Lehrer ansehen wollte, der es unternehme, ihm eine Kunst zu erklären, welche er nicht verstand und über die er keine Belehrung wünschte.

Er hielt es für gut, jeden Sonntag Morgen zur Kirche zu gehen, im Uebrigen erschien ihm der Sonntag als ein Tag der leiblichen Ruhe, der Erholung und des Vergnügens.

Gegen diese Ideen zu kämpfen, das merkte ich, wäre ein ebenso verkehrtes Unternehmen gewesen, als wenn ich gute Frucht von einem Baum erwarten wollte, dessen Wurzeln dem Erdreich entzogen sind. Doch gab ich mich der Hoffnung hin, er würde seine Ansichten nicht weiter verbreiten und sie vielleicht bald ändern.

Was das Letztere betrifft, so hatte er dafür nur ein Kopfschütteln, doch in Bezug auf das Erstere sagte er lächelnd, ich dürfte sicher sein, er werde nie und in keiner Weise meine Lehren antasten, oder versuchen, meine Grundsätze zu bekämpfen.

Ich kam bald zu der traurigen Einsicht, daß Herr M. ein Skeptiker sei. Er hatte für sich

keinen bestimmten Glauben, und deßhalb war er vollständig gleichgültig gegen den Glauben Anderer.

Eines Tages hatte ich bemerkt, daß er meiner Predigt mehr Aufmerksamkeit als gewöhnlich geschenkt hatte. Darauf beschloß ich, ihm eindringlicher, als ich es bis jetzt gethan hatte, ins Herz zu reden.

Als ich eine Pause machte, entschlossen auf eine Erwiderung zu warten, rief er plötzlich, als ob ihm die Erinnerung eben zurückkehre: „Apropos, was Sie sprechen, erinnert mich an eine Frage, die ich Ihnen vorlegen möchte. Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, das einzige Fegfeuer, an das ich glaube, ist langweilige, gemeine Gesellschaft. Ich werde morgen mit einem Herrn T — speisen, — ein geistlicher Patron Ihres Kirchspiels, nicht wahr? — wenn Sie ihn näher kennen, so könnten Sie mir vielleicht Auskunft geben, wie ich mich ihm gegenüber zu verhalten habe."

„Die T — 's" erwiderte ich, „sind theure Freunde von mir und deßhalb will ich kein Wort zur Empfehlung sagen. Urtheilen Sie selbst und seien Sie froh, daß Oakfield eine Art Fegfeuer ist, aus welchem Sie ohne die Vermittlung Ihrer Priester entkommen können."

Herr M — lachte und verabschiedete sich. Es war ihm gelungen, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, ohne mich fühlen zu lassen, wie widrig es ihm sei.

Die Familie, die er erwähnte, bestand aus Herrn T —, seiner Frau und einem Kind — meiner Enkelin, wie sie sich von ihrer Kindheit an scherzhaft genannt hatte. — Sie war in der That mein Kind, um biblisch zu reden. Ich hatte sie von ihrer Kindheit an gekannt und während ihrer Kindheit und Jugend ihren Lebensgang im Auge behalten und miterlebt, wie sie unter der augenscheinlichen Leitung des heiligen Geistes an Weisheit zunahm und im Genuß von Frieden und Freude heranwuchs.

Solche Fälle sind selten, aber Marie T — lernte ich als eine dieser Seltenheiten kennen, ja es hatte den Anschein, als wäre sie von Jugend auf in dem geistlichen Tempel des Herrn auferzogen worden, als wäre sie ferne von der Welt, in Demuth und im Genuß der Gnade, in der Erkenntniß und Liebe Gottes und unsers Herrn Jesu Christi aufgewachsen. Marie stand jetzt in ihrem zwanzigsten Lebensjahre. In ihrem Gesicht spiegelte sich die ganze Liebenswürdigkeit ihres Geistes ab. In ihren Zügen konnte man Bescheidenheit, Artigkeit und Liebe als hervorragende Charakterzüge lesen. Ihr außerordentlicher Verstand war durch eine feine, sogar rationelle Erziehung gepflegt worden. Sie war wirklich schön — doch selbst eines liebreichen Vaters Sorgfalt und einer zärtlichen Mutter Liebe hatte in ihrem Gemüth jenes unglückliche Laster der Eitelkeit nicht genährt, das in vielen weiblichen Herzen allen guten und edlen Eigenschaften den Tod bringt. Das Wort Gottes war ihr Element, es begeisterte ihre Seele, leitete ihr Herz und regelte ihre Handlungen, während es sonst oft bloß in vereinzelten Andachtsstimmungen seine Wirkungen zeigt. Deßhalb blieb sie auch ferne von rasch absprechenden Urtheilen über Andere. Es bestand auch ihr Christenthum nicht in einem bloßen Nachsprechen bestimmter Anschauungen, Meinungen und Schlagwörter dieser oder jener Sekte.

Sich in Religionsstreitigkeiten einzulassen, hätte Marie T — nie gewagt, aber ich bin gewiß, mit ihrer sanften gewinnenden Art hätte sie wohl in Liebe den Versuch machen können, Wanderer auf den richtigen Weg zu leiten.

Nach dem allumfassenden Wort des Apostels „seid Nachfolger Christi als Gottes liebe Kinder" war sie darauf bedacht, sein Beispiel nachzuahmen, ihm so viel sie konnte, zu gehorchen und in Werken der Liebe nachzufolgen — das war ihre Religion und das war der Urquell ihres friedlich glücklichen Lebens.

Herr T — hatte eine edle Erziehung genossen, und die Bildung, welche diese Familie in Oakfield auszeichnete, gab sogar ihren Gemächern ein Aussehen der Eleganz und Behaglichkeit, wie sie in dem Hause eines einfachen Landedelmannes selten der Fall ist. Her T — war ferner ein christlicher Edelmann, und als solcher weihte er einen guten Theil seiner Zeit und eine beträchtliche Summe seines Vermögens dem Dienste Gottes, indem er seinen armen Mitchristen leibliche und geistliche Wohlthaten erwies. Er war so zu sagen meine rechte Hand. Die Pläne, die ich entwarf, führte er aus, und für die Pläne, die er entwarf, suchte er meine Unterstützung und Bestätigung.

Das Vermögen des Herrn T — war ausreichend, obgleich nicht so groß, als die gemeine Sage es machte. Sein Vater hatte sein Geld im Geschäft erworben und deßhalb hatte Herr M — den Gedanken festgehalten, ein gemeines, geldstolzes Prahlen müsse bei seiner Aufnahme in Oakfield maßgebend sein.

Etwas war es jedoch, was Herrn M — eine irrige Meinung von den T — 's gegeben hatte. Lange nachher erzählte er mir, er habe sich in Herrn T — einen Mann vorgestellt, der durch Handelsunternehmungen reich geworden, sich vom Geschäft zurückgezogen, zur schuldigen Dankbarkeit eine Kirche erbaut und als Patron derselben sich in dem Gedanken, ein gutes Werk gethan zu haben, schmeichle und für seine Eitelkeit eine Befriedigung darin finde, sich von einem Geistlichen Patron nennen zu hören.

M—'s Eintritt in das Gesellschaftszimmer zu Oakfield, wo wir seine Ankunft erwarteten, um zum Essen zu gehen, war ganz bezeichnend für das Bild, das er für sich selbst von Herrn T— und seiner Familie entworfen hatte. Seine Verbeugung war sehr tief und schien sehr respektvoll. Als Marie hernach zu mir sagte: „er verbeugte sich, als hätte er volle Achtung vor den Anwesenden, erhob sich jedoch, als wollte er ihnen seine Ueberlegenheit ausdrücken," so fand ich ihr Urtheil richtig, als ich seinem klugen, aber keineswegs einnehmenden Blick begegnete.

Es macht immer einen peinlichen Eindruck, wenn, wie hier, ein Mann oder eine Frau, die sich höher dünken, als sich's gebührt, in eine friedliche Gesellschaft eintreten. Es ist, als ob plötzlich eine dunkle Wolke am blauen Himmel erschiene. Aber Herr T— war nicht der Mann, der sich durch die Anwesenheit eines Höheren hätte stören lassen, da er selbst in Wahrheit höher stand, als viele Andere.

Seine Frau zeigte weder durch übertriebene Aufmerksamkeit noch durch besondere Ehrerbietung, daß sie den Besuch eines Mannes von Rang und Ansehen als eine ungewöhnliche Ehre fühle, und obgleich ihre Tochter ein wenig erschrocken aussah, gegenüber dem vornehmen Wesen ihres Gastes, so nahm sie doch keine weitere Notiz von ihm, als daß sie mir einen Blick zuwarf, dem eine leichte Kopfbewegung folgte, als wollte sie sagen: „Ihre Beschreibung war nicht richtig — er ist voll Selbstgefühl und Stolz."

Die Essensstunde verging sehr angenehm. Herr M—, der neben der Dame des Hauses saß, fand nichts, das seinen feinen Geschmack beleidigt hätte, oder das ihn an die Prahlerei und Großthuerei eines Mannes erinnert hätte, dessen Vater sein Geld durch Geschäfte erworben hatte. Eine heimliche Schadenfreude kam über mich, wenn ich bemerkte, wie seine frostigen Manieren und der stolze Ausdruck seines Gesichts allmählig verschwand, bis er endlich der einfache Mann wurde, der ohne Umstände in mein Studierzimmer trat und oft an meinem Tisch Platz nahm. Nach Tisch begaben wir uns in das Bibliothekzimmer, bis uns Musikklänge und süße Töne einer weiblichen Stimme in das Gesellschaftszimmer zurückriefen.

Eine leichte Verlegenheit war einem jungen Mädchen zu verzeihen, wenn sie mit einem Mal solch kritische Zuhörer erblickte. Mariens Stimme zitterte leicht, als sie schloß, und M—, der neben ihr stand, sprach einige Worte gewöhnlichen, artigen Beifalls, wodurch sie ihre Selbstbeherrschung wieder erhielt.

Marie T— spielte gut, mit Gefühl und Geschmack. Sie wußte die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer von ihr selbst weg auf die liebliche ernste Musik hinzulenken.

Herr M— hatte sich in Italien und Deutschland mit der Musik in ihren höchsten Formen längst bekannt gemacht, doch dieses einfache christliche Lied der Sängerin machte auf ihn einen ganz eigenthümlichen Eindruck, verlieh Marie in seinen Augen einen besonderen Reiz und erregte in ihm eine gewisse Sympathie für sie.

Im Lauf des Abends machte ich die Erfahrung, wie diesem Weltmann in diesem abgelegenen Fleckchen Erde etwas begegnet war, das er zuvor nie gekannt hatte. Ich hörte seine Stimme einen Gefühlston annehmen, dessen ich ihn nicht für fähig gehalten hätte, wenn er von dem Entzücken sprach, das diese Natur ihm darbiete, und von dem erneuernden Einfluß, welchen diese Einfalt und Unschuld auf sein Gemüth ausübe, gegenüber dem gezwungenen Wesen und den elenden Kunstgriffen der Welt, in der er so sehr zu Hause war.

Das war es, wodurch Marie T— bei der ersten Begegnung sein Interesse erregte, und eben das war es, was bei näherer Bekanntschaft sie ihm so lieb und werth machte.

„Ich wünschte nicht, daß sie weniger Religion hätte", sagte er eines Tages zu mir, „Religion ist ein schöner Theil im weiblichen Charakter, wenn" —

„wenn die Frauen dieselbe für sich behalten," sagte ich ihn mit einem Lächeln unterbrechend, obgleich es mir sehr ernsthaft zu Muth war. „Ist es nicht so, wenn Sie sich deutlich ausdrücken wollen?" Herr M— schwieg einen Augenblick, dann erhob er sich mit den Worten: „Ich bin sicher, Fräulein T—'s Religion wird nie zudringlich sein, und so lange eine Religion das nicht ist, wird sie mir nie feindlich entgegentreten."

Das war ein Theil der Unterhaltung, welche zwischen uns stattfand, als Herr M— eines Morgens mein Studierzimmer betrat mit einem vor Freude und Glückseligkeit strahlenden Gesicht und mir sagte, ich möchte ihm gratuliren. Ich war dazu bereit, bevor ich die Ursache wußte. Aber, als er mir noch mehr sagte, erfüllte Sorge mein Herz, denn er wollte sich mit Marie T— verheirathen.

Obgleich ich Grund zu der Befürchtung hatte, Herr T— möchte von der ersten Bekanntschaft an Marie zu seiner Frau gewünscht haben, so war ich doch von seinem schnellen Entschluß überrascht und fand, daß eine Warnung, die ich ihr und ihren Eltern geben wollte, nun zu spät komme.

Ich copulirte Marie T— mit dem Grundherrn in unserer stillen, kleinen Kirche. Der Hochzeitszug ging ohne Prunk vorüber.

Als ich den hochzeitlichen Segen aussprach, fiel unwillkürlich eine Thräne auf das jugendliche Haupt der zitternden Braut. Eine Thräne für sie — die so hoch erhaben, so reich, so bewunderungswürdig — mochte für diesen Augenblick ungerufen erscheinen; doch mir bangte für sie, ich fürchtete für ihr zukünftiges Glück.

Den Abend vor jenem bedeutungsvollen Tag sah ich zu meinem Erstaunen Marie mit Herrn M. über die Felder zu der Hütte eines einfachen, aber frommen Christen gehen. Sein Leben neigte sich seinem Ende zu im Anfang seines Mannesalters. Ich war betroffen, als ich Marie auf mich zukommen sah, ich fand ihren Blick schwermüthig und gedankenvoll, doch nicht unglücklich. An diesem Abend, dem letzten ihres jungfräulichen Lebens, wurde ich hauptsächlich betroffen durch ihr demüthiges, nachdenkliches Aussehen.

Ich hatte später Ursache, mich jenes Abends zu erinnern, Andere gleichfalls. —

Marie verließ den Arm ihres Bräutigams und ging auf mich zu, indem sie ihm bedeutete, sie möchte mit mir sprechen. Er unterhielt sich einstweilen damit, Pflanzen zu untersuchen, deren Gattung er, wie er vorgab, nicht kannte. Marie saß neben mir auf der Moosbank und bat mich flüsternd, ich möchte sie beide zu dem sterbenden Manne führen. Wie um ihren Wunsch zu entschuldigen, fügte sie hinzu: „Ich fühle, daß der Anblick des Todes mir jetzt heilsam sein würde. Einen Christen sterben sehen bekräftigt in Wahrheit den Glauben an die Dinge, die wir nicht sehen.“ „Und oh,“ fügte sie hinzu, „wie ist das Sterben eine beredte Erklärung der Worte der Schrift, über die Sie letzten Sonntag gepredigt haben: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.“

„Marie, bittest du, daß du von dieser Liebe bewahrt bleibest?“

„O, ich habe noch nie so ernstlich darum gebetet,“ erwiderte sie, „auch für ihn.“

Der Ton, in welchem die letzten Worte hervorgestoßen waren, überzeugten mich, daß der tägliche vertraute Umgang mit ihm die Besorgniß erweckt hatte, es möchte die Liebe Gottes noch nicht das lebendige Prinzip in der Seele des Mannes sein, für den sie bat, — dem sie morgen versprechen wollte, ihn zu ehren und ihm zu gehorchen, — den sie zu ihrem Führer, zu ihrem Gefährten und besten Freund nehmen sollte, bis der Tod sie trenne.

Wir gingen auf die Hütte zu, unter Gesprächen, wie sie unsere Gefühle uns eingaben.

Die Thür war weit geöffnet, damit die Luft zu dem Leidenden eindringe, dessen Lungen ihren Dienst nicht länger thun wollten. Als wir auf die Thürschwelle kamen, sahen wir einen Sterbenden vor uns, unterstützt von seinem jungen, rüstigen Weibe, während seine Eltern an dem Fuß des Bettes saßen und ihren Sohn ansahen in dem trübseligen Gedanken, daß er vor ihnen in's Grab steigen müsse. Auf seinen Zügen lag schon der unerbittliche Tod. Aber, als er meine bekannte Stimme hörte, glühte es noch einmal durch jenes düstere verglaste Auge, und das starre Gesicht und die marmornen Züge wurden von einem flüchtigen Lebensstrahl übergossen!

Ich kniete neben ihm nieder und sandte ein kurzes Gebet für seine glückliche Reise durch das Todesthal zu Gott. Aber ach! mein eigenes Herz allein wußte, wie viel mehr ich das Bedürfniß des Betens für die Lebenden als für die Todten fühlte.

Plötzlich schien die Kraft des Sterbenden noch einmal zurückzukehren. Er sah auf sein Weib, seinen Vater und seine Mutter und auf uns Alle; dann sprach er mit klarer Stimme die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ und sank zurück, und sein Geist kehrte zu Gott zurück, von dem er ausgegangen war.

Sein Tod war wie sein Leben — voll Einfalt des Glaubens und Friede. Friede war um sein Todtenbett, es war der Tod des Gerechten, und die Gegenwart Gottes war fühlbar.

Wir verließen den Platz stillschweigend — ein Stillschweigen, das zu brechen eben jetzt keinen Gewinn bringen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Pionierleben in Texas.

Von Praktikus.

3. Auf der Farm.

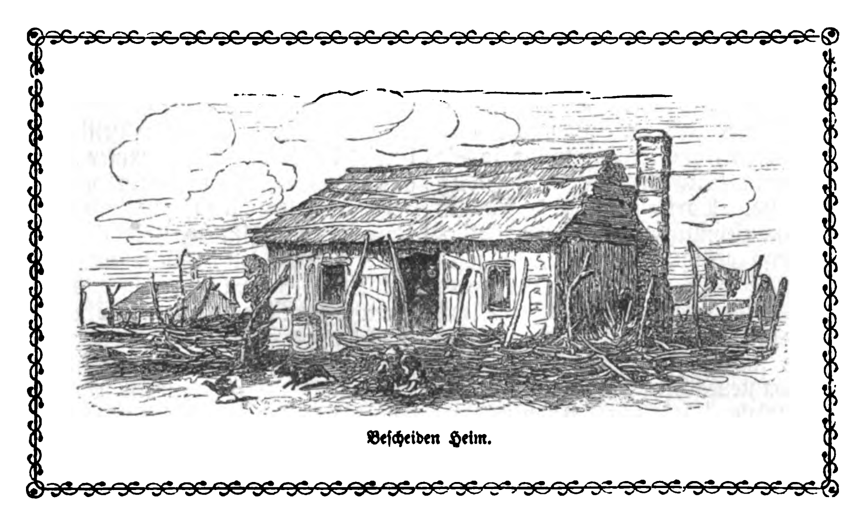
Unter diesen Verhältnissen war es denn auch ein Ereigniß von Wichtigkeit, als der Wagen, mit welchem Paul reiste, das Ziel seiner Reise erreichte. Eine ziemliche Anzahl meist deutsche Farmer wohnte hier in einer schönen, hügeligen Prairiegegend. Ein kleines Loghaus mitten im Settlement diente einem derselben als Store. Hier lud der Wagen seine Güter ab. Eine Anzahl Farmer hatte sich bald eingefunden, an die der Kaufmann ein gut Theil seiner Waare absetzte, ehe er sie noch unter Dach brachte. Da war unter anderem auch ein lang erwartetes Barrel Aepfel angekommen, doch eine verdächtige Flüssigkeit ergoß sich bereits aus dem Faß. Schnell geöffnet fanden sich nur einige Dutzend

gute Aepfel drin, die meisten waren faul. Auf dem Wege der Versteigerung wurden sofort die brauchbaren verkauft und brachten bis 25 Cents das Stück. Auch Pauls Koffer wurde dort abgesetzt, denn der Platz auf der Farm, wo er Arbeit finden sollte, war bereits besetzt. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als der Dinge zu warten, die sich ihm weiter bieten würden. Dies war nun freilich mit leerer Tasche und hungrigem Magen nicht sehr angenehm, doch sollte er bald erfahren, daß solche Lage in einer schwach bewohnten Farmgegend nicht so traurig ist, als wenn ihn dasselbe Loos in einer großen Stadt getroffen hätte, wo der Fremdling im Gewühl der Menschen verlassen ist und Keiner Zeit hat, an den Andern zu denken. Gastfrei öffnet der Settler dem Fremdling sein Heim und theilt willig mit ihm, ohne nach Bezahlung zu fragen. Auch Paul durfte dies erfahren. Kaum war seine Lage bekannt, als ihm auch Einladung und hilfreiches Entgegenkommen zu Theil wurde. Unter den Anwesenden befand sich ein Mann, der ihm Arbeit anbot, wenn er den Weg nach seiner zwölf Meilen entfernten Farm zu Fuß machen wollte. Paul willigte ein und trat am nächsten Morgen seine Reise zu Fuß an, seine Habseligkeiten zurücklassend, bis gelegentlich ein Fuhrwerk diesen Weg gehen würde, das auch nach Wochen den Koffer brachte.

Nach einigen Abenteuern mit den mächtigen und zahlreichen Farmhunden, wobei er allen Muth und alle Kraft aufbieten mußte, um sich seiner Haut zu wehren, erreichte er endlich spät Abends die gesuchte Farm und fand herzliche Aufnahme.

Der Mann, mit dem Paul so in nähere Berührung kam, war ein in Deutschland ausgebildeter, tüchtiger Arzt. Mit seiner Gattin und drei Kindern bewohnte er seine Farm und praktizirte in der Umgegend als Arzt. Auf seinem Maulthier reitend, die Apotheke nebst den nöthigsten chirurgischen Instrumenten in der Satteltasche mit sich führend, dehnten sich seine Krankenbesuche auf 25 bis 30 Meilen in der Runde aus. Damals war das Krankwerden und sich vom Doktor curiren lassen, eine kostspielige Sache. Von 10 bis 25 Dollars kostete ein solcher Besuch. Da lernte man selbst die Dosis Calomel und Quinin abmessen, wenn das Fieber schüttelte, und viel andere Arzneien oder Krankheiten gab es damals nicht.

Die Aufnahme, die Paul in diesem Hause fand, ließ ihn bald die ersten bittern Eindrücke vergessen. Alle Arbeiter wurden wie Familienglieder behandelt und nahmen Theil an Freud und Leid. Das Abgeschlossensein vom beständigen Verkehr mit andern Menschen brachte die Hausgenossen solch einsamer Farm einander näher. Wohl verkehrten die Nachbarn mit einander, doch da gewöhnlich meilenweite Strecken die einzelnen Farmen trennte, so war dieser Verkehr doch nur selten. Kam dann Besuch oder wurde solcher gemacht, so war dies eine Art Festtag, zu dem auch der Arbeiter eingeladen wurde.



Bescheiden Heim.

Gleich in den ersten Wochen machte die Familie des Doktors eine Ballreise. Ein Farmwagen, mit zwei Joch Ochsen bespannt, bildete die Equipage, in welcher der Doktor sammt Weib und Kind, ein Arbeiter und die Köchin nach einem fünfzehn Meilen entfernten Settlement fuhren, wo ein Tanzvergnügen stattfinden sollte. Der Ballstaat kostete damals nicht viel. Als der verwundert drein schauende Paul seinen Mitarbeiter frug, wo er denn den nothwendigen

schwarzen Frack und Handschuhe hernehmen wollte; da lachte der und meinte, beim Tanzen werde es ihm schon warm genug, da brauche er weder Rock noch Frack. Fünf Tage dauerte dieser Ballbesuch, während welcher Zeit Paul daheim die ersten Versuche im Kühemelken und Verrichten von allerlei Farmarbeit anstellte. Solcher Arbeit noch ungewohnt, fing er wohl Manches verkehrt an, doch Beharrlichkeit überwand. Leicht und angenehm war die Arbeit des Einsammelns der Baumwolle, die auch im Dezember noch fortgesetzt wurde, denn die Stauden waren noch grün und hingen noch voll Blüthen, Bols und reifer Wolle.

In den wenigen kalten Wintertagen lernte er auch das Fenzriegelspalten. Voll jugendlicher Kraft, gelang es ihm bald mit Axt, Pflug und Hacke das Seine zu leisten und seinen Platz auf der Farm zur Zufriedenheit auszufüllen. Nebenbei wurden Reitübungen gemacht, wozu es täglich Gelegenheit gab. Das Vieh lief frei in der weiten Prairie, sich selbst das ganze Jahr hindurch sein Futter suchend. Da gab es Gelegenheit das Reiten zu lernen, wenn so die Kühe mit jungen Kälbern oder Schlachtvieh heimgeholt wurde. Vortrefflich verstanden dies die kleinen unansehnlichen aber dauerhaften Ponys, die dazu gebraucht wurden. Einmal hinter ein Stück Vieh gebracht, ließen sie es nicht mehr aus dem Auge, so viel es auch durch plötzliche Wendung im schnellsten Rennen sich zu widersetzen suchte. Mancher fein geschulte Reiter mußte da neues Lehrgeld geben, wenn er bei der unerwarteten Wendung des Thiers den Weg aus dem Sattel zur Erde machte, schneller als ihm lieb war. Ein solches Abenteuer erlebte Paul, als er eines Tags einem Nachbar half, ein störriges Joch Arbeitsochsen nach Hause zu treiben.

Diese beiden Thiere hatten die Gewohnheit, so bald sie nach Hause getrieben werden sollten, nach einem nahen Sumpf zu laufen, in welchen sie so weit hineinwateten, bis die Peitsche sie nicht mehr erreichen konnte, denn Pferd mit Reiter konnte ihnen in den Sumpf nicht folgen. Nun hatte aber diesmal der Mann sich vorgenommen, die Thiere ein für alle mal von dieser List zu heilen. Zu diesem Zweck hatte er eine mit Schrot geladene Pistole beigesteckt. Als nun die Thiere ihr gewohntes Manöver wieder ausführten und im Sumpf Zuflucht suchten, sandte er ihnen seine volle Schrotladung nach, doch im selben Augenblick, wo der Schuß krachte, machte das erschrockene Pferd solch gewaltigen Sprung in den Sumpf hinein, daß der Reiter höchst unsanft in den Schlamm stürzte. Das Pferd aber arbeitete sich hindurch, den gleichfalls erschrockenen Ochsen nach, die es nun mit solcher Wuth verfolgte, daß sie lange daheim waren, ehe der abgeworfene Reiter ihnen nachkam.

Mit dem Frühjahr begannen jene weiten Ausflüge, wo das über den Winter verlaufene Vieh wieder aufgesucht wird. Zu solchen Auszügen vereinigen sich dann die jungen Männer der ganzen Nachbarschaft. Wohl beritten, mit Peitsche, Lasso und dem nöthigen Proviant versehen, suchen sie oft hunderte von Meilen nach dem Verlorenen, das sie an eingebrannten Zeichen und gewissen Einschnitten in den Ohren erkennen.

Wochenlang lebt so der Viehzüchter unter dem freien Himmel, Tag und Nacht harten Entbehrungen und Strapatzen ausgesetzt. Das Ringen mit dem halbwilden, unbändigen Vieh läßt ihn selbst verwildern. Körperliche Kraft und Gewandtheit, wie auch persönlicher Muth ist dazu nöthig. Da ist z. B. ein mächtiger Stier, der Jahre lang in fremder Heerde sich aufgehalten. Jetzt soll er mit nach seiner alten Heimath, doch er will seine Gesellschaft nicht verlassen. Obwohl ihm die Peitsche den Rücken bereits blutig gezeichnet, immer wieder bricht er aus der Heerde, mit der er fort soll und rennt der gewohnten Ranch zu. Da fliegt ein kräftiger Cow-boy auf flinkem Pony ihm nach. Bald hat er das wie toll dahin tobende Thier erreicht. Dasselbe beim Schweif fassen, dem Pferd noch einen Spornstoß geben und mit einem kräftigen Ruck das größte Rind kopfüber zu Boden werfen, ist das Werk eines Augenblicks. Gewöhnlich genügt solch Experiment, ein- oder zweimal gemacht, um die halsstarrigen gehorsam zu machen; wenn aber nicht, so wird es nochmals niedergeworfen, wo dann sofort mehrere Männer drauf springen und ehe sich das Thier noch von der Betäubung erholt, ist ihm die Nasenwand durchstochen und ein Strick darin befestigt, dessen ander Ende an den Sattelkopf befestigt, auch die unbändigsten zwingt, dem Menschen zu folgen. Freilich steht auch zuweilen ein so niedergeworfenes Thier gar nicht mehr auf, doch in den meisten Fällen bleiben sie unverletzt. Der echte Cow-boy aber weiß nichts von einem Nachgeben, wenn das Thier nicht will. Kann er es nicht mitnehmen, ist es ihm doch verloren. Verwildert es ganz, dann schießt er es lieber todt, als daß es noch andere von der Heerde mit wild macht.

So verstrich ein Jahr. Der Verdienst Pauls war gering, doch seine Bedürfnisse noch geringer. Für sein Essen und Trinken wurde gesorgt. Wenige Dollar genügten, um einige blaue Hickoryhemden, ähnliche Beinkleider und Schuhe anzuschaffen. Ein Rock gehörte zu dem Ueberflüssigen. Wurde es kalt oder naß, so that ein Blanket, mit einem Loch in der Mitte, wo der Kopf durchgesteckt wurde, die nöthigen Dienste.

Gelegenheit, Geld in Trink- oder Tanzhäusern zu verschwenden, gab es nicht.

Würde nun aber Jemand sagen, dies war doch ein elendes, genuß- und freudeloses Leben, der würde sehr irren. Die Leute waren bei ihrer einfachen Lebensweise zufrieden und glücklich. Je weniger der Bedürfnisse waren, desto weniger auch der Sorgen und der Sucht nach Geld, die immer erst im Gefolge von dem viel Bedürfen- und Genießenwollen kommen. Und ganz ohne Unterhaltung und geistige Genüsse waren wohl Wenige. Die Mehrzahl der Deutschen, die dort solch Farmleben führten, waren gut geschulte, zum Theil der Klasse der Gebildeten angehörende Leute. Selbst der deutsche Adelstand zählte manchen Vertreter unter ihnen. Die Werke Schillers, Lessings, Göthes und Anderer, nebst einiger Zeitschrift-Literatur, fand man auf sehr vielen Farmen.

Bei solch einfacher Lebensweise war es Paul gelungen, trotz geringen Verdienstes, eine kleine Summe zu ersparen. Mit ihr wuchs auch sein Verlangen, einen eigenen Heerd zu gründen. Als daher gegen Schluß seines zweiten Jahres in Texas, Briefe von der alten Heimath eintrafen, die von den Wunsch seiner Eltern und Geschwister berichteten, den dortigen drückenden Verhältnissen durch Auswanderung nach Texas zu entfliehen, da war sein Plan bald gemacht. An Land fehlte es nicht. Er hatte gelernt was einer Farm Noth thut. Ein passendes Stück Land, theils Holzland, theils Prairie, durch welches ein wasserreicher Bach floß, war bald gefunden. Ein hundert und fünfzig Acker davon genügten für eine kleine Farm. Sie wurden sein Eigenthum für geringen Preis. Schon der nächste Winter traf ihn



Texanische Volkstypen.

4. Auf eigenem Grund und Boden.

Wenn heut zu Tage Jemand beabsichtigt, eine Farm einzurichten, so fragt er gewöhnlich: Wie viel Kapital ist nothwendig, um ein Haus zu bauen, Fenzen zu machen, Land aufzubrechen und die nöthigen Stallungen zu errichten? Hätte Paul ebenfalls diese Frage thun wollen, so hätte er von vorn herein auf sein Vorhaben verzichten müssen. Die geringste Summe wäre zu viel gewesen für seine Mittel, denn nachdem er $150 auf das Land bezahlt hatte, belief sich der Rest seines Vermögens nur auf wenige Dollar. Doch darüber machte er sich keine Sorge. Man verstand damals noch die Kunst, Häuser zu bauen ohne Geld, wenn nur Kraft, Geschick und Wille da war; und dies „Vermögen" besaß er; Bäume standen genug auf seinem Land, um die nöthigen Logs, Sparren, Latten und Schindeln daraus zu machen. Er war zwar kein gelernter Zimmermann, doch hatte er gelernt die Axt zu führen. Mit ihr und einem kleinen Proviant Vorrath zieht er denn wohlgemuth im dritten Winter seiner Texaslaufbahn auf eignen Boden. Am Holzrande nahe dem Bach schlägt er sein Lager auf, bis das Haus, mit dessen Bau er sofort begann, ein Obdach gewährt. Angenehm war es für ihn, daß ein anderer Deutscher ein nebenan

liegendes Stück Land gekauft hatte und nun ebenfalls an die Arbeit ging, die Wildniß in eine Heimath zu verwandeln. Sonst war die Gegend noch ziemlich unbewohnt, bis auf etwa vier Meilen war keine menschliche Behausung.

Die Episode, die nun in Pauls Leben begann, liest sich in Novellen gewöhnlich höchst romantisch. Mancher mit der alten Heimath Unzufriedene wird dadurch vom Wanderfieber erfaßt. Doch in der Praxis ist wenig Romantik, dagegen viel Mühe, Entbehrung und rauhes Leben. Auch Paul erfuhr dies. So ärmlich auch die erste Hütte des Pioniers aussieht, so hat doch ihr Entstehen gar manchen Schweißtropfen gekostet, besonders wenn ein Mann allein an solche Arbeit gehen muß. Die Riesen des Waldes fallen nicht leicht; selbst wenn die Axt den Stamm durchschnitten, fangen oft die dicht bei einander stehenden Bäume den fallenden Bruder in ihren Aesten auf; oder ein dichtes Netzwerk von Rankengewächsen, die an den Bäumen hinauf klettern und die Kronen der Bäume in einander verstricken, lassen ihn nicht zur Erde kommen. Da müssen oft drei und vier Bäume gehauen werden, ehe alle fallen. Dann geht es an das Behauen, Spalten, Zurichten. Ist endlich dies Alles gethan, so muß ein Weg durch das Dickicht gebahnt werden, um mit einem Gefährt das schwere Holz an Ort und Stelle zu schaffen. Kam Paul nach solchem Tagewerk des Abends matt und müde in sein Camp, dann hieß es Feuer machen, Brod backen und Kaffee kochen, wenn er seinen Hunger stillen wollte, bis er oft erst spät in der Nacht sein Lager suchte, das aus dürrem Gras unter einem schmalen Zeltdach bestand.

Wochen vergingen auf diese Weise. Des Winters Stürme und Regengüsse kamen. Gar manche Nacht saß Paul mit seinem Nachbar und Leidensgefährten frierend und durchnäßt am Campfeuer, zufrieden wenn es ihnen nur gelang, durch mächtige aufgelegte Stämme das Feuer zu erhalten.

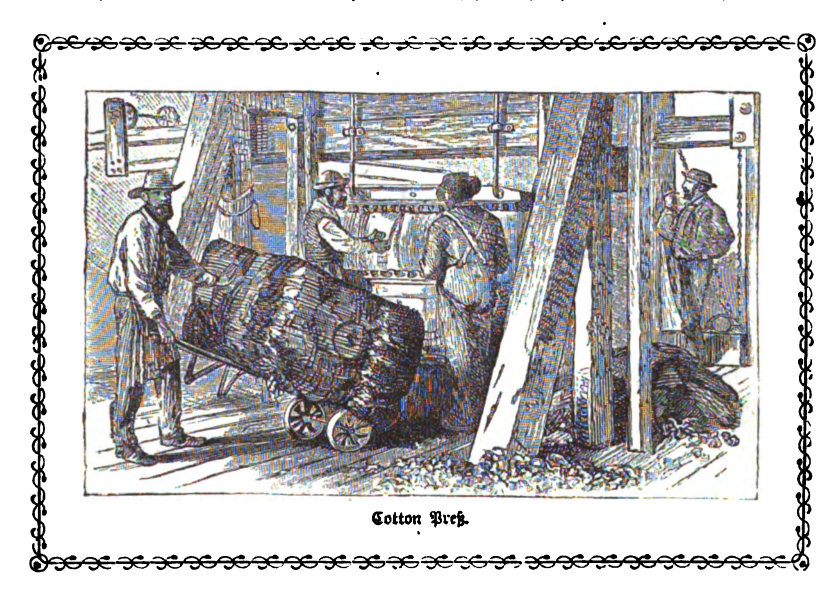
Noch ein anderer schlimmer Gast suchte ihn da heim. Das Klimafieber befiel ihn. Zwar ist dies Fieber nicht gefährlich, doch schwächt es sehr. Da lag er dann, bald frierend, bald von Hitze gepeinigt, und Niemand, der ihm einen Trunk Wasser reichte. War das Fieber vorüber, so wurde aufs Neue die Axt ergriffen und die Arbeit fortgesetzt. Um diese Zeit traf auch der lang vermißte Freund und Reisegefährte Albert bei Paul ein. Seit jenem Abschied an der Eisenbahnstation hatten sie jede Spur von einander verloren. Da Keiner des Andern Aufenthaltsort wußte, war briefliche Nachricht unmöglich. Das Resultat zweijähriger Erfahrungen in Texas war bei ihnen ein ganz verschiedenes. Während Paul voll Eifer an der Errichtung eines eigenen bleibenden Heims arbeitete, harrete Albert, Amerika müde, nur auf einen mit dem nöthigen Reisegeld beschwerten Brief, um dem Lande seiner früheren Hoffnungen, bitter enttäuscht, wieder Valet zu sagen. Seine Laufbahn war eine sehr wechselvolle gewesen. Bald auf dem Lande bald in der Stadt, bald Gärtner oder Tagelöhner, hatte er das Glück überall gesucht und nicht gefunden. Willkommen war ihm daher das Anerbieten seines Vaters, dem er in Briefen seine Erlebnisse mitgetheilt, ihm das nöthige Reisegeld zur Heimreise zu senden. Bis es dazu Mittel und Schiffsgelegenheit gab, blieb er bei Paul, wo er recht fleißig dem Vergnügen der Jagd nachging.

Endlich hatte Pauls jugendliche Kraft und Beharrlichkeit alle Hindernisse soweit überwunden, daß das Haus aufgerichtet werden konnte. Mit Alberts und eines Nachbars Hilfe stand bald ein kleines Loghaus da, das vom Fundament, bis zur Dachspitze eigner Hände Arbeit war, darum aber auch nicht mehr baares Geld gekostet hatte, als einige Pfund Nägel werth waren. Freilich war es nur eine bescheidene Hütte, die nicht einmal ein Fenster hatte. Fenster und Thüröffnung schlossen Läden, die aus dünn gespaltenen Holzstücken zusammen genagelt waren. Der Schlösser bedurfte es nicht. Selbst bessere Häuser waren ohne dieselben. Ein von Außen an die Thür gelehnter Stuhl war das Zeichen, daß Niemand daheim war. Hausdiebe gab es damals nicht, denn die Schätze, wonach diese suchen, wären schwer zu finden gewesen. Doch so arm dies Heim auch war, so war es doch ein schützend Obdach, und was dies werth ist, weiß der am besten zu schätzen, der wie Paul Monate lang allen Unbilden der Witterung preisgegeben war.

Die nächste Sorge ging nun auf Einrichtung des Feldes. Dazu waren für's Erste 5000 bis 6000 Fenzriegel nothwendig; dann mußte der fette, mit mannshohem Gras bewachsene Boden umgepflügt werden, wozu fünf bis sechs Joch Ochsen, vor einem starken Pflug gespannt, nöthig waren. Das hohe, dürre Gras wurde dem Feuer preisgegeben, wobei oft Prairiebrände entstanden, die viele Meilen weit fortliefen, bis ein Fluß oder graslose Fahrwege ihnen Grenzen setzten. Diese Prairiebrände sind, in Texas wenigstens, wohl mancher dürren Feldumzäunung gefährlich, doch jene Schrecken und Gefahren, die sie nach Schilderungen phantasiereicher Geschichtenschreiber für Mensch und Vieh bringen sollen, hat Paul nie gesehen, obwohl er Hunderte solcher Brände erlebt hat. Das Vieh fürchtet sie durchaus nicht, ist auch keine Gefahr dabei. Die Feuerlinie in dem hochauflodernden Gras ist immer nur schmal, wenn auch Meilen

lang. Der Halm, kaum von der Flamme erfaßt, sinkt auch schon in Asche zusammen.

Doch zurück zu Paul. Es fand sich eine arme Familie, die gerne Land gepachtet hätte. Paul war es zufrieden, daß sie sein neues Heim mit ihm theilten. Der Mann sollte bei Einrichtung des Feldes helfen und dafür so viel Land haben, als er bearbeiten konnte, ohne weiteren Pachtzins zu zahlen. So ging es wieder rüstig an die Arbeit. Gar mancher mächtige Baum fiel unter den Streichen der Axt. Doch als auch diese Arbeit gethan war, gab's neue Schwierigkeiten. Wie sollte dies viele schwere Holz aus dem Walde an den rechten Ort gebracht werden? Ein Wagen kostete damals 150—200 Dollars. Einen solchen zu kaufen war Paul nicht möglich. Der erste Versuch wurde mit einem Schlitten gemacht. Doch Schlitten ohne Schnee ist ein schwer Fuhrwerk. Das eine Joch Ochsen, das Paul besaß, konnte kaum ein Dutzend der schweren grünen Riegel darauf fortbringen. Wann sollten dann wohl die 5000 bis 6000 gefahren werden? Da mußte eine andere Methode gefunden werden. Bald war der Plan eines Wagens von eigener Construktion gemacht. Ohne Säumen ging's an die Ausführung. Eine drei Fuß dicke Sykamore, deren Holz nie spaltet, ward umgehauen, von deren Stamm vier Scheiben gesägt und so zugerichtet wurden, daß sie Räder gaben, die an ihrem äußersten Umfang vier Zoll breit waren, in der Mitte aber genug Holz behielten, um eine Nabe von zehn Zoll zu lassen. Dann wurden Axen aus gutem Hickoryholz gefertigt und endlich alle Theile des Wagens durch eingebohrte und fest verkeilte Holzpflöcke so verbunden, daß es einen ganz dauerhaften und praktischen Farmwagen gab, ohne daß ein Stück Eisen daran zu finden war. Ohne Schwierigkeit zog dasselbe Gespann eine drei- bis vierfach größere Last auf diesem billigen Wagen.



Cotton Preß.

Noch eine andere Art Kampf lernte Paul jetzt kennen, der wohl überall beginnt, wo der Mensch Kultur in die Wildniß bringt. Es ist dies der unerläßliche Vertilgungskampf gegen allerlei wildes Gethier, das so lange seine Heimath da hatte. Bald holte der Wolf die Gänse oder jungen Schweine. Selbst in die Umzäunnung wagten sich diese frechen Räuber, während sie auf der Prairie den jungen Kälbern nachstellten. Dabei ist er so schlau und rasch, daß ihm mit der Büchse schwer beizukommen ist. Da greift denn auch der Settler zur List. Sobald ein Stück Vieh geschlachtet oder ein Hirsch erlegt ist, vergiftet er eine gute Portion frischen Fleisches. Dann setzt er sich auf sein Reitthier und schleift die blutige Haut des geschlachteten Thieres weite Strecken durch die Prairie hinter sich nach, wobei er von Zeit zu Zeit Stücke des vergifteten Fleisches fallen läßt. Der Wolf findet in der nächsten Nacht sicher die blutige Spur und folgt ihr, die gefundenen Fleischstücke gierig verschlingend. Auf solche Weise wurden oft Dutzende dieser lästigen Raubthiere getödtet. Nur muß der Farmer dann seine Hunde festhalten, sonst widerfährt ihnen das gleiche Schicksal.

Ein anderes lästiges Thier war der Alligator. Kälber und selbst größeres Vieh, wenn es sich in tiefes Wasser wagte, wurde von einem oder

mehr Alligatoren gefaßt und ertränkt, um später verzehrt zu werden. Am häufigsten fallen ihnen Hunde zur Beute. Verloren ist der Hund, der sich durch den langsam dem Ufer sich nähernden Alligator zum Zorn reizen läßt und nach ihm bellt oder beißt. Ehe er es ahnt, trifft ihn ein gewaltiger Schlag, den der Alligator mit dem Schwanz führt, wodurch der Hund gewöhnlich eine Strecke weit in's Wasser geschleudert wird. Das aber ist dieses Räubers Element. Unbarmherzig zieht er den beißenden und heulenden Hund in das nasse Grab. Ist er ersäuft, dann trägt ihn der Alligator in's hohe Schilf und hält Wache dabei, bis das Fleisch kalt ist. Schwierig ist die Jagd auf die größeren dieser Thiere. Nur der richtig in's Auge gezielte Schuß macht ihrem Leben ein Ende. Zuweilen trifft man sie auch auf dem trockenen Lande an. Sie wandern dann aus, wenn ein Sumpf oder Bach vertrocknet oder Fische und Frösche selten geworden sind. Mancher Alligator wurde dann getödtet, doch ist er auch da nicht so unbehilflich als Manche meinen. Besonders gefährlich sind seine Schwanzschläge. Seine Vertilgung gelingt am Besten durch Zerstören seiner Brut. An sonnigen, sandigen Flußufern ist sein Nest zu finden. Dreißig bis fünfzig Eier liegen zuweilen in solchem Nest, bedeckt mit Schilf, Reisig und Sand. Kommt die Brut aus, so kriecht das junge Thierchen sofort in das Wasser.

Die meisten Feinde aber hat der Hühnerhof. Nicht nur der Habicht am Tag und die Eule bei Nacht, auch der Waschbär, die Beutelratte und die Stinkkatze nebst vielen Schlangenarten sind Liebhaber von Eiern und Hühnern. Gewöhnlich suchen die letzteren auf den Zweigen der Schattenbäume beim Hause ihre Nachtruhe, doch auch dahin folgen ihnen ihre Feinde. Da war denn ein guter Hund und eine sichere Büchse Pauls treue Bundesgenossen.

Ein Hund, der es versteht, faßt die giftigste Schlange so schnell und geschickt im Nacken und schüttelt sie so gewaltig, daß sie nicht zum Beißen kommen kann. Mancher Klapperschlange und schwarzen giftigen Moccasinschlange wurde so das Ende bereitet.

Doch auch gutes Wild lieferte das reiche Jagdrevier. Hirsche gingen in Rudeln manchmal auf Schußweite vom Haus. In dem Gehölze gab es wilde Truthühner die Menge, deren Jagd im Frühjahr, wenn die Hähne Morgens vor Tagesanbruch auf den hohen Bäumen kollerten, höchst interessant war. Bis 24 Pfund schwere fette Hähne brachte Paul zuweilen heim. Im Winter kamen wilde Enten und Gänse in Menge und boten an den Wassern eine einträgliche Jagd. Da war für Paul oft Gefahr vorhanden, ob der Jagdlust die nöthige Arbeit zu versäumen. Weit entfernt, in solchem Kampfe zu ermüden, verleiht er vielmehr dem Pionierleben einen eigenen Reiz.

So verlebte Paul drei Jahre. Der Ertrag des Feldes, obgleich im ersten Jahre nur gering, lohnte immer mehr mit reicher Ernte der Hände Arbeit. Verbesserungen an Haus und Feld wurden gemacht. Der Viehstand mehrte sich. Ein Gemüse- und Pfirsichgarten wurde angelegt und so die ehemalige Wildniß in ein freundlich Heim verwandelt.

Die Lebensweise war einfach. Kornbrod, Eier, Milch, Butter und Fleisch wie auch Gemüse lieferte die Farm. Für den Markt wurde Baumwolle gezogen, die in diesem Theil von Texas vortrefflich gedieh. Paul allein erzielte in günstigen Jahren einen Ertrag von vier bis sechs Ballen, welche ihm im Herbst die baare Summe von $200—300 einbrachten.

So war es ihm möglich, den Wunsch seiner Eltern und Geschwister erfüllen zu helfen, die bereits so verarmt waren, daß ihnen das nöthige Reisegeld fehlte. Dafür ward ihm auch nun die Freude zu Theil, nach siebenjähriger Trennung seine Eltern und Geschwister in Texas zu begrüßen und in sein eigenes Heim einführen zu können.

Bald war jetzt ein neues, besseres Framehaus gebaut, welches er nun mit den Seinen bezog und glücklich und zufrieden lebte.

Verborgen in Gott.

Erzählung von R. Fries.

(Schluß.)

In dem Sündenpfuhl, welcher sich an seinen Genossen vor ihm aufthat, konnte sich Krischan Eckholt nicht heimisch fühlen. Mit Entsetzen sah er, wohin er gerathen sei, als ihm die Augen hier aufgingen und er erkannte, was es heiße, daß die Sünde der Leute Verderben! Er war wie Einer, der bisher im Blinden gegangen, und plötzlich wird ihm die Binde vom Auge gerissen, und er findet sich nicht blos am Rande eines Abgrundes, sondern so recht mitten drin. Das machte seiner natürlichen Stumpfheit und Unempfänglichkeit ein Ende! Die zähe, harte Rinde seines Herzens ward gesprengt wie von einer feurigen Gewalt, der starke, lebendige Gott kam über ihn und warf ihn zu Boden, daß das bis dahin mächtige Fleisch zertrümmert ward, wie man ein Gefäß in Scherben zertrümmert. Da konnte das linde Evangelium von der Gnade Jesu Eingang und Aufnahme

finden. Die Samenkörner, welche längst und oft ausgestreut waren, aber bisher unter der schweren Scholle der fleischlichen Natur wie todt und starr dagelegen, konnten jetzt zum Durchbruch kommen; er lernte fragen mit inbrünstigem Seufzen: Was soll ich thun, daß ich selig werde! und ward nun gerettet wie ein Brand aus dem Feuer!

Da stand denn nun das Bild seines alten Vaters vor ihm, und es war für den Sohn zermalmend, seine Augen aufzuheben zu diesem Bilde; und doch konnte er sich von diesem Bilde nicht losreißen, bei Tage und bei Nacht stand es vor ihm! Im Geräusch der großen Arbeitssäle, unter den scharfen Blicken der Wärter, wie in der finstern Nacht in einsamer Zelle, allüberall sah er seines Vaters tief traurigen Blick auf sich gerichtet, hörte er's als bittersten Vorwurf: „Min Sähn, worum hest du mi so 'n grotes Leid andahn!" *)

Er empfand es jetzt sehr schmerzlich, daß ihm die Fähigkeit abging, seine Gedanken und Gefühle schriftlich auszudrücken, aber auch, wenn er's hätte können, ihm fehlte Muth und Freudigkeit, sich vor seinem Vater auszusprechen. Nur das eine Wünschen und Bitten trug er im Herzen, daß er seinen Vater in dieser Welt wiedersehen möge, um sich vor ihm zu demüthigen und ihm es abzubitten, was er an ihm gesündigt.

Die Botschaft, welche er damals geschickt durch einen Entlassenen, war in dessen Munde entstellt worden, sie hatte nämlich so gelautet: „Sie möchten auf Gott hoffen, wie er es auch thue, Der lasse Keinen zu Schanden werden!"

So war's denn nun auch geschehen. Bei einem freudigen Ereigniß des königlichen Hauses war auch dem Krischan Eekholt der Rest seiner Strafe geschenkt worden, weil er gute Zeugnisse wegen seines Wandels und Aufführung von den Vorgesetzten erhielt. Und nun war seines Herzens Seufzen und Flehen erfüllt, er lag hier, wie der verlorene Sohn, auf seinen Knieen, der Vater im Himmel hatte ihm Sein Antlitz in Gnaden zugewandt und nun harrte er in Demuth der Vergebung seines irdischen Vaters!

Als der Alte kraftlos in seinen Stuhl zurückgesunken war, da mußte denn wieder, wie gewöhnlich, der Schneider in's Mittel treten. Wieder hörte man das langgezogene „Na!" womit er sagen wollte: „Samel! Samel! weitst du denn nich, wat du nu to dohn hest?" **) und Samuel verstand das „Na!" seines alten Freundes wohl, wie ein Kind den mahnenden Ruf der Mutter, er ermannte sich, stand auf, und mit strauchelnden Knieen zwar und zitternden Händen trat er an seinen Sohn heran, der noch immer mit gesenktem Haupte dalag, legte ihm die Hände auf's Haupt, und während es in dem verwitterten, tief gefurchten Antlitz zuckte und arbeitete, hob er seine müden, jetzt aber von einem inwendigen Licht leuchtenden Augen gen Himmel empor, und mit gebrochener Stimme kam es stoßweise heraus: „Die Güte — des Herrn ist — daß wir nicht gar aus sind; — Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende!" und plattdeutsch kam's dann noch hinterher: „Gott si Dank! Gott si ewig Dank!"

Am Morgen nämlich hatte der Alte aus den Klageliedern Jeremiä die Stelle im 3. Kapitel gelesen, die also lautet: „Gedenke doch, wie ich so elend und verlassen, mit Wermuth und Galle getränket bin. Du wirst ja daran gedenken, denn meine Seele saget mir's! Das nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch. Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu und Deine Treue ist groß. Der Herr ist mein Theil, darum will ich auf Ihn hoffen!"

Die Klagelieder des Propheten waren so recht dem Alten aus der Seele gesungen, er las sie immer wieder; heut' Morgen war's ihm bei der angeführten Stelle ganz eigen zu Muthe geworden, als wenn Jemand ihm zuflüsterte: „Ueber ein Kleines!" Ueber ein Kleines! Darum tauchte auch jetzt das theure Wort wieder vor ihm auf, und war ihm, als lese er's an den weit offenen Thüren des Paradieses, und stünden viele Engel daneben und wiesen alle mit ihren Fingern auf dasselbige Wort: „Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende!"

Damit war denn aber auch des alten Mannes Kraft erschöpft, sie mußten ihn auf das Bett legen, und da falteten sich langsam seine Hände und seine Augen waren klar und voll nach Oben gerichtet. Von Zeit zu Zeit wandte sich sein Blick langsam suchend seitwärts, bis er auf dem Sohne ruhte, der neben dem Bette des Vaters saß, den Jungen auf seinen Knieen haltend, der ganz zutraulich geworden war und mit der Hand in dem dichten schwarzen Bart seines Vaters wühlte.

Der Schneider hatte es nun aber sehr hilde mit dem Freudenmahl. Statt des gemästeten Kalbes war's hier nun freilich nur eine von den drei Hennen, welche bei der Kathe herumliefen. Zum Glück hatten sie sich schon auf die Stange gesetzt, da konnte der Meister sie bequem greifen. Dabei murmelte er vor sich hin:

*) Mein Sohn! warum hast du mir ein so großes Leid angethan!

**) Samuel! Samuel! weißt du denn nicht, was du nun zu thun hast?

„De oll Gel=bunte mut dat sin, dat is de gröttst.“ *)

Und daß es nicht an dem Gesinge und Reigen fehle, so schwang sich der Schneider noch spät am Abend, als die Andern schon zur Ruhe gegangen waren, mit einem überaus kühnen Schwunge auf seinen Schneidertisch und sang mit heller Stimme in die sternenreiche Augustnacht zum offenen Fenster hinaus: „Freu dich sehr, o meine Seele!“ und als er an die Stelle kam: „Aus der Trübsal dieser Zeit sollst du fahren in die Freud!“ da brauten und wogten die Nebel über der Moorfläche so sonderbar und es war dem singenden Schneider, als winkte es ihm mit weißen Händen, kleine und große, und das Mondlicht glänzte auf all den winkenden Händen! Das war alles auch verborgen in Gott!

Am nächsten Morgen aber stand alles wieder ganz anders in der Moorkathe. Da lagen sie auf ihren Knieen um das Bette des alten Samuel her, der schlief ganz in Frieden, aber zum — ewigen Erwachen. In der Nacht war ganz leise und unbemerkt der Todesengel an sein Bette gekommen und hatte ihm die Hand aufgelegt, und der Herr Jesus hatte die arme, mühselige Seele sanft zu sich gezogen!

Die Menschen sagten, ein Herzschlag habe ihn gerührt! — Der Schneider aber sagte: „Dat weer jüst to rechter Tid!“ **) und sang nun mit ebenso heller Stimme als gestern Abend seinem alten Freunde und Genossen das theure Sterbelied: „Christus, der ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!“ Dabei lag ein so seliger Schimmer auf dem Antlitz des Entschlafenen, als hörte er noch den süßen, heiligen Liedeston! —

5. Feierabend.

Ich wart' auf Deinen Segen,
Ich wart' auf meinen Tod,
Froh eil' ich Dir entgegen,
Dem Retter aus der Noth.

So sang der Schneider Fritz Habersaat von nun an jeden Abend und jeden Morgen, wenn er die Nadel eingefädelt hatte und sein Tagewerk begann. Oft gab's auch nichts einzufädeln, denn mit der Arbeit ward's immer spärlicher, weil des alten Mannes Augen immer schwächer wurden, und daher auch die Nähte und Stiche etwas ins Krumme und Schiefe fielen.

„Dat Oel ward knapp,“ meinte der Alte, „de Lamp geiht bald ut!“ ***) Er wartete Tag für Tag auf seinen Tod! Nachdem sein Freund Samuel das Zeitliche gesegnet, fand er sich ganz überflüssig hier in diesem Jammerthal. Denn der junge, kräftige Mann, welcher nun Hausherr in der Moorkathe geworden, der konnte allem wohl vorstehen und war ein wackerer Versorger. An Arbeit fehlte es ihm nicht, die hatte er im Sommer vor der Thür, und im Winter in der Dorfschmiede. Man hatte ihn bald gern, sein ernstes Wesen und seine tüchtige Kraft wußten bald die anfängliche Scheu vor einem aus dem Zuchthaus Entlassenen zu überwinden. Bald legte er Hand an die baufällige Kathe, die nöthigsten Reparaturen wurden ausgeführt, das Dach ausgebessert, die schiefen Mauern gerade aufgeführt, neue Fenster eingesetzt. Das kleine Baarvermögen, welches der alte Samuel hinterlassen, das man in einem alten Strumpf im Bettstroh gefunden, fand dazu eine gute Verwendung. Diese Reparaturen beschränkten sich aber auf die Westseite der Kathe; die Ostseite, welcher der Schneider bewohnte, blieb auf dessen dringendes Bitten unberührt. Er räume ja bald das Haus, hatte er gesagt, dann möchten sie thun nach Belieben, bis dahin wolle er gern von der Unruh verschont bleiben.

Wie gings denn nun aber den Eheleuten? — wie stellte sich die Frau zu dem ihr wieder gegebenen Manne, dem sie sich im fleischlichen Leichtsinn verbunden und der nun ein ganz Anderer geworden war? Wir haben's gesehen, wie an jenem Abend der Rückkehr die Gewalt des Augenblicks das Weib neben den Mann auf die Kniee zog! und als Krischan das sah und merkte, da stand es in seinem Herzen fest: da sollte sie auch ihren Platz behalten! und er war jetzt der rechte Mann dazu, dem Gottesworte Geltung zu schaffen: Der Mann ist des Weibes Haupt!

Durch die Zucht des Hauses, in welchem sie Aufnahme gefunden hatte, durch die Unterweisung des Jungen und den unbewußten Einfluß, welchen sein Beten und Lernen auf sie übte, war ein heilsamer Anfang gemacht, als ihr eigner Mann mit fester Hand die Zügel ergriff. Unterstützt von der Manneskraft seiner Person, übte sein festes, ernstes Wesen, sein fleißiger, tüchtiger Wandel einen so starken Einfluß aus, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, sich irgendwie aufzulehnen und auf die alten Thorheiten zu verfallen. — Sie wußte und merkte es auf Schritt und Tritt, daß ihres Mannes Augen auf sie sähen; er war im Zuchthause an strenge Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, — so entging ihm auch jetzt nichts im eignen Hause, wo's dran fehlte. Dann griff er wohl selbst einmal zum Besen und zur Bürste und sah dabei seine Frau mit einem so seltsamen,

*) Die alte Gelb=bunte muß es sein, denn das ist die größte.
**) Es war eben jetzt die rechte Zeit.
***) Das Oel wird knapp, — die Lampe geht bald aus.

beinahe mitleidigen Blicke an, daß sie dabei roth ward bis an die Stirn. Das Beste aber war, daß er sie Abends, wenn alles ganz still geworden war, in seinen Arm nahm und Fürbitte that für Weib und Kind und für sich selber, daß der gute Geist sie mitsammen leiten möge auf ebner Bahn!

Inzwischen war ein Jahr vergangen. Der Torf war getrocknet im Moor und die Bauern waren mit ihren Wagen gekommen und hatten ihn weggefahren. Die Nächte waren schon lang und der weiße Nebel lag bis in den Vormittag hinein über die Fläche gebreitet, bis die höher steigende Septembersonne ihn aufzog; dann strahlte und glänzte alles unter dem wolkenlosen Herbsthimmel! — Im Moor gab's an Stellen üppiges Brombeergeranke, für den Jörge eine köstliche Weide. Aber auch der alte Schneider pflegte mit einem Henkeltopf hinauszuwandern an sonnigen Tagen, um doch etwas in die Haushaltung zu liefern, da er mit seiner Nadel kaum noch das trockne Brod verdiente. Da saß er denn auch heute unter dem spärlichen Schatten eines verkrüppelten Eichengestrüppes. Der Topf war erst halb voll, aber der alte Rücken that schon weh vom langen Bücken! — Nütze sei er doch zu gar nichts mehr in der Welt, — dachte der Schneider, was denn doch wohl sein lieber Herrgott mit ihm im Sinne habe, daß er ihn noch immer hier lasse, und warum doch wohl der Feierabend noch immer nicht kommen solle! — Dann dachte er auch wieder an den Propheten Jona und an seinen Kürbis, wie der auch bei sich gesprochen: „So nimm denn nun, Herr, meine Seele; denn ich wollte lieber todt sein, denn leben!" und wie der liebe Herrgott darnach durch den Kürbis den Propheten Mores gelehrt. — Ueber all solchen Gedanken ward der alte Mann schläfrig und fing an zu nicken, denn es war schwül und in der Nachmittagsstunde und alles so still, so todtenstill rings umher! Kein Sumpfvogel ließ sich hören, kein Blatt oder Grashalm regte sich; die Spinnen schwebten wohl von Halm zu Halm, aber das hörte man ja nicht!

Da plötzlich zerreißt ein lauter, durchdringender Schrei die stille Luft — der alte Mann fährt empor, — wieder ein Schrei! — das ist des Jungen Stimme, — der Alte läuft so schnell er kann dem Tone nach — das nächste Moorloch ist zu seinen Füßen, der Junge ist beim Beerenpflücken hineingefallen, die Ranken hängen tief herab über den Rand. Er kämpft gegen das Versinken, Wasser ist nicht gerade viel in dem Loch, aber der Moorgrund ist tief und weich. Der alte Mann stößt nun auch einen lauten Hilferuf aus, springt ohne Bedenken hinein, faßt den Jungen am Kragen und arbeitet sich mit ihm bis zu einem hervorragenden alten Baumstumpf, den er mit dem Arm umfaßt und jetzt laut um Hilfe schreit. Der Junge hat so viel von dem braunen Wasser geschluckt, daß er bewußtlos den Kopf mit den triefenden Haaren auf die Seite geneigt hat. Der Alte klammert sich fest an den Stumpf und ruft wieder so laut er kann. Im Moore hat er keinen Menschen weit und breit gesehen, aber die Kathe ist nicht so entfernt, daß man nicht bei der Stille das Rufen hören könnte, und die Frau ist zu Hause. Lange werden die Kräfte freilich nicht aushalten, der Junge in den durchnäßten Kleidern hängt ihm an wie Blei! Wieder und wieder schreit der alte Mann um Hilfe, — da ist es ihm als hörte er eiliges Laufen, ja es kommt näher, aber er fühlt sich auch schwach werden, — da schlägt der Junge die Augen auf, er lebt, das giebt neue Kraft, — jetzt erscheint die Frau oben am Rande, — sie sieht das Unglück, — sie ist ein entschlossenes Weib — mit raschem Blick hat sie ein langes Brett erspäht, das die Arbeiter haben liegen lassen, — sie holt's im Nu herbei, sie schiebt es vorsichtig den beiden zu, es reicht vom Baumstumpf bis ans Ufer, der Alte hebt mit seiner letzten Kraft den Jungen auf das Brett, der am Ufer zukriecht; als er's erreicht hat, ruf er dem Alten zu, rasch zu kommen, und die Frau legt sich der Länge nach auf das Brett, ihm hilfreich die Hand entgegenstreckend. Aber es ist zu spät, des alten Mannes Kräfte sind erschöpft, er versinkt rückwärts mit gefalteten Händen. Nun war sein Feierabend vorhanden!

Das Versinken aber war nichts als ein seliges Auffahren zu den seligen Paradiesthoren, wohin so oft sein sehnsüchtiger Blick gerichtet war. Der liebe Herrgott aber wußte wohl, wozu er seinen armen und geringen Knecht noch aufbehalten hatte, es war gerad rechte Zeit, nicht früher und nicht später, auch des Lebens Ziel und Ende ist ja verborgen mit Christo in Gott!

Als sie den armen, alten Schneider nun aus dem Moorloch herausgeholt, haben sie ihm ein sehr ehrliches und schönes Begräbniß gehalten. Jörge ist mit viel Weinen und Schluchzen zunächst hinter dem Sarge hergegangen, und die Chorsänger haben's so laut als sie nur konnten gesungen: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben!" und mit allen Glocken ist geläutet worden, und der Pastor hat eine sehr bewegliche Rede gehalten über das Wort, welches am Anfang dieser wahren Geschichte steht. Dieweil aber neben dem Weibe und den Kindern des Schneider-Fritz kein Platz mehr gewesen, so hat man ihn neben seinem alten Gefährten Samuel eingesenkt; wäre ihm auch sicherlich selber so ganz recht gewesen!

In der Moorkathe aber haben sie ein schönes,

großes Kreuz zurecht gezimmert aus behobelten Brettern, und Jörge hat dem Vater dabei geholfen, so gut er konnte; haben's auch mit schwarzer Farbe glänzend angemalt. Was nun aber die Inschrift anlangte, da haben sie den alten Schulmeister zu Rathe gezogen, der sich so oft über das Gähnen des Krischan Eekholt geärgert hat, und der dazumal noch lebte. Der hat auch den Finger an die Nase gelegt und nach einer Weile mit sehr kluger Miene gesagt: „Ich hab's! vorn schreibt ihr: Verborgen! und hinten: Geborgen!"

Wespen.

Die Wespen stehen im Allgemeinen in keinem besonders guten Ruf. Man betrachtet sie als ein raub- und kriegsüchtiges Volk, ein Volk, das sein Dasein zu keinem andern Zweck, als Schaden zuzufügen, zu haben scheint. Es sind jedoch diese Thierchen besser, als gewöhnlich angenommen wird. Als ein Volk sind sie auf's Vortrefflichste organisirt. Ihre Wohnungen sind wahre Muster des Kunstfleißes. Sie haben



Fig. 1. Gemeine Wespe. Fig. 2. Waldwespe.

selbst gewisse häusliche Tugenden, die unsere Achtung verdienen. Man thut allerdings wohl, nicht zu vergessen, daß sie leicht aufgeregt und zum Angriff gereizt werden und den angreifenden Feind weit und breit wüthend verfolgen. Daß sie äußerst peinlich zu verwunden vermögen, ist wohl auch Niemandem unbewußt. Bei kalter Witterung und gegen Abend sind sie weniger zu fürchten, zumal sie dann weniger lebhaft sind.

Die Wespen sind von den Bienen nach einigen entschiedenen Charakteristiken zu unterscheiden. Ihre Organisationen, aus Männlein, Weiblein und sogenannten „Arbeitern" bestehend, haben gewöhnlich nur die Dauer eines Jahres. Das Weiblein, ungleich der Königin der Bienen, bringt ihr Leben nicht mit Nichtsthun zu. Ihr fällt ganz richtiger Weise die Pflege der jungen Wespen zu, aber auch — sonderbarer Weise — das Bauen des Hauses. Die Männlein haben auch ihre besonderen Pflichten. Sie sorgen für die Reinlichkeit und den Gesundheitszustand der Wohnung. Sie bilden gleichsam die Sanitätsbehörden und Leichenbesorger der Wespenstadt. Letztere sind an ihrem schlanken Körperbau und der schmalen fadenähnlichen Verbindung desselben mit der Brust von den übrigen leicht zu unterscheiden. Der Stachel der Wespe ist größer als der der Bienen, und ist mit einem gifterfüllten Gefäßchen versehen. Dem Männlein jedoch mangelt dieses Organ.

Die Wespen sind, wie die Bienen, große Liebhaber von Süßigkeiten, die sie jedoch selten in den Blumen suchen. Sie nähren sich hauptsächlich von Obst, rohem Fleisch und auch von andern Insekten, die sie fangen und verzehren. Bienenstöcken fügen sie oft großen Schaden zu, indem sie die Bienen tödten und den Honig verzehren.

Die meisten Wespen haben ihre Wohnungen in der Erde. Unter diesen besonders unsere gewöhnliche Wespe (Fig. 1 Vespa Vulgaris). Die Waldwespe (Fig. 2 Vespa Norvegica) hingegen, die ihren Aufenthalt im Walde hat, befestigt die ihre an den Aesten kleiner Sträuche oder Büsche. Sie ist um's Bemerken kleiner als die gewöhnliche Vespa Vulgaris. Die Wespennester sind von Material gebaut, das graubraunem Papier sehr ähnlich sieht. Dies Material bereiten sie zu, indem sie an alten Baumstämmen holzige Fasern zusammen schaben,

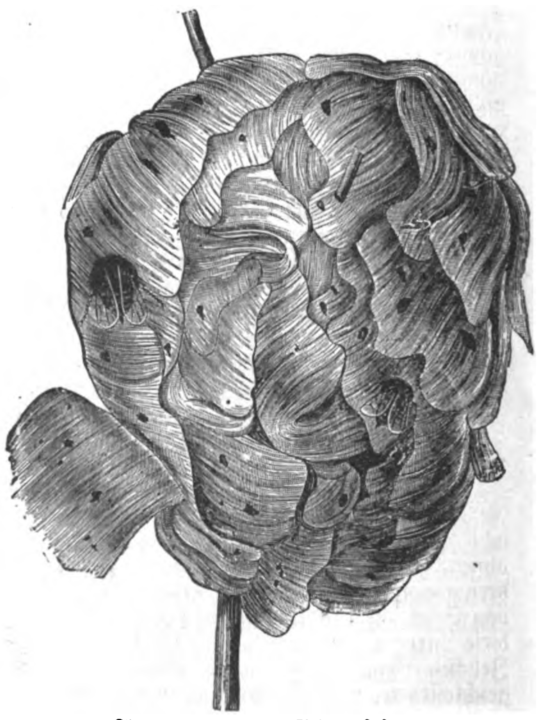


Fig. 3. Aeußeres eines Wespennestes.

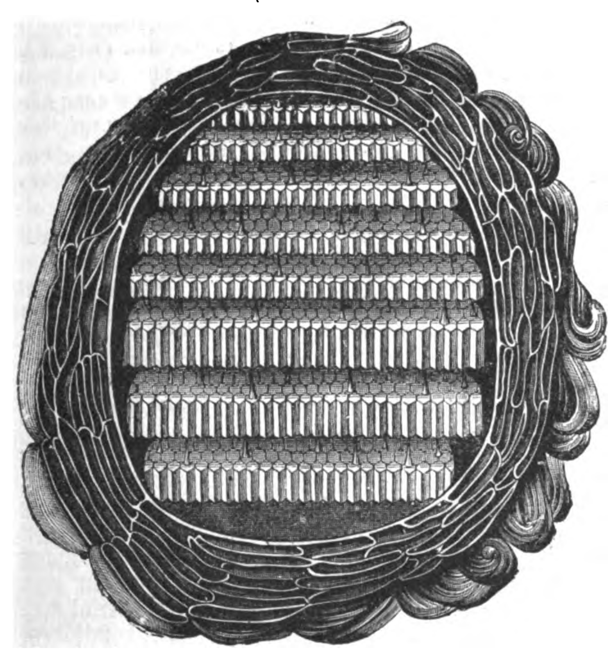


Fig. 4. Inneres eines Wespennestes.

welchen sie die Gestalt einer vollkommenen Wespe mit sechs Beinen und vier Flügeln annimmt, und am Ende derselben die Thür ihres Gefängnisses durchbricht und sich hinaus durch die Lüfte schwingt. Gleich darauf wird die aufgegebene Zelle von einem „Arbeiter" besucht, gereinigt und für ein ferneres Ei zubereitet. Dieser Prozeß wird während des ganzen Sommers, in Zwischenräumen von fünf bis sechs Wochen, wiederholt, so daß bis zum Herbst 4000 bis 5000 Wespen als eine Familie zusammenwohnen. Und ob ihrer auch so viele beisammen sind, herrscht doch unter ihnen das schönste Einvernehmen und die beste Ordnung. Nur höchst selten wird der häusliche Frieden durch Zank oder Streit gestört. Es hat übrigens niemals eine Wespenfamilie gegen die andere einen Raubzug unternommen. Das Geheimniß solch rühmlichen Betragens haben wir in ihrer vortrefflichen Regierungsform zu suchen. Es ist dies eine Volksherrschaft im weitesten Sinn des Wortes. In der Wespenstadt giebt es keine Regenten, Könige, Kaiser oder Gewaltherrscher. Jeder Bürger genießt volle Freiheit im Wespenstaat unter der einen Bedingung, daß er dem Staate niemals zur Last falle. Das eine Gesetz, unter welchem Alle harmonisch zusammenwirken, ist das große Gesetz des allgemeinen Wohles — und diesem sind Alle unterthan.



Fig. 5. Puppe der Wespe.

Dieser Musterrepublik bereitet jedoch das Schicksal einen gar frühen Untergang. Mit Anbruch des Winters sterben sämmtliche „Arbeiter" sowie alle Männlein dahin. Nur einige fruchtbare Weiblein, deren Schlaf der Strenge des Winters Trotz bietet, weckt die warme Frühlingssonne wieder auf. Diese beginnen dann auf's Neue Wohnungen zu bauen und ihre Art fortzupflanzen.

Um diese Jahreszeit könnte man mit nur wenig Mühe die Zahl der Wespen, die später dem Obst so viel Schaden zufügen, bedeutend vermindern, indem man die verhältnißmäßig

und mit einer gewissen Flüssigkeit, die sie ausspeien, befeuchten. Den also bereiteten Kleister rollen sie in kleine Bällchen zusammen, die sie dann zwischen den Füßen zum Bauplatze hintragen. Dort werden sie an die allbereits begonnene Arbeit angebracht und mit den langen schmalen Kinnladen und Füßen mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit bearbeitet und ausgebreitet, so wie der Maurer seinen Mörtel mit seiner Kelle bearbeitet und ausbreitet.

Die äußere Form des Wespenhauses ist gewöhnlich länglich- oder eirund und sieht, wie Fig. 3 zeigt, einer Anzahl Zweischalen oder Muscheln ähnlich. Das Innere desselben, unter Fig. 4 veranschaulicht, hat fünfzehn oder sechszehn Abtheilungen, die in Gallerien oder Stockwerken aufgeführt und durch kleine Säulchen von einander getrennt sind. Eine jede dieser Abtheilungen besteht aus einer großen Anzahl genau sechseckiger Zellchen. Diese dienen als Wiegen für die jungen Wespen — niemals als Vorrathskammern.

Sobald der Frühling eintritt, wird in jedes Zellchen ein Ei gelegt. Nach Verlauf von acht Tagen bringt jedes Ei eine Larve, ohne Beine oder Flügel, hervor. Nach dreiwöchentlicher Ernährung und Pflege von Seiten der Wespenmutter schließt sich diese Larve in ihr mit Seide gefüttertes Zellchen (Fig. 5) ein. In diesem eingeschlossenen Zustand hat sie acht oder neun weitere Tage zuzubringen, während

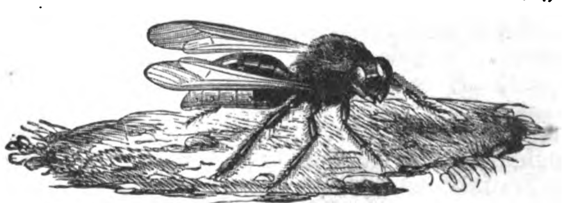


Fig. 6. Die Hornisse.

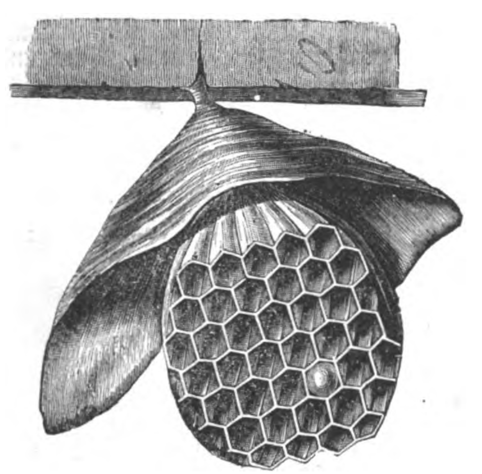


Fig. 7. Hängendes Nest der Hornisse.

kleine Zahl, welche den Winter überlebt, vermittelst Johannisbeerblüthen in Netze zusammenlockte. — Dies dürfte für Gärtner ein nützlicher Wink sein.

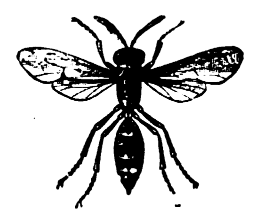


Fig. 8. Polistes gallica.

Die bereits angeführten Züge sind fast allen Gattungen der Wespenfamilie gemein. Sie unterscheiden sich hauptsächlich in der Art und Weise, wie sie ihre Wohnungen bauen.

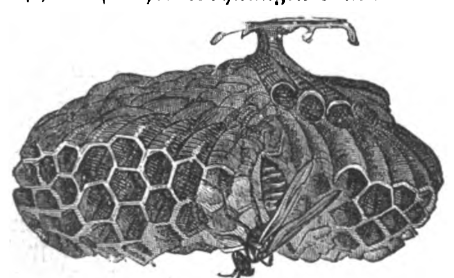


Fig. 9. Nest der "Polistes gallica".

Die Hornissen (Fig. 6) sind die größten der Familie Vespidae. Ihre Nester findet man gewöhnlich in hohlen, abgestorbenen Baumstämmen, oder auch am Dache des Speichers befestigt. Unter Fig. 7 wird ein solches veranschaulicht. Sie wohnen in weit kleineren Gesellschaften zusammen, als die gewöhnliche Wespe. Höchstens zählt eine Familie von Hornissen 200 Glieder. In naher Verwandtschaft mit ihnen steht die Polistes Gallica (Fig. 8). Das Eigenthümliche dieser Wespe besteht in ihrem kleinen, schmalen, nach beiden Enden allmählich zugespitzten Körperbau, und dem sehr einfach gebauten Nest (Fig. 9), das sie am Fuße von Ginster oder anderem Gesträuch befestigen.



Fig. 10. Die Kartenwespe.



Fig. 11. Odynerus.

Fig. 10 führt uns eine kleine Wespe, unter dem Namen Chartergus Nidulans bekannt, vor, die, was künstliche Arbeit in der Errichtung ihrer Wohnung betrifft, alle andern Wespen und selbst die Bienen übertrifft. Das Haus dieser kleinen Wespe — einem Kästchen oder einer Schachtel ähnlich — ist von Material verfertigt, das solch große Aehnlichkeit mit dem feinsten weißen Pappendeckel hat, daß ein Arbeiter in diesem Material nur nach genauer Untersuchung einen Unterschied entdecken könnte. Die in Brasilien bekannte Chartergus bereitet auch eine Art Honig, der jedoch ungenießbar ist.

Es giebt außer den bereits angeführten noch einige Arten von einsiedlerischen oder einsam lebenden Wespen, die in kleinen Zellen entweder in der Erde oder in den Stämmen von Büschen ausgehöhlt und mit Mörtel überzogen, leben. Unter Fig. 11 wird uns ein solcher Einsiedler, der Gattung Odynerus angehörend, vorgeführt.

Segen der Hausandacht.

Ein Maurer stand auf einer hohen Leiter, um die äußere Wandfläche an einer Pastorenwohnung anzustreichen. Es war noch früh am am Morgen. Der junge Bursche ist wohlgemuth; die Arbeit ist ja nicht eben schwer und viel Kunst gehört nicht dazu, denn ein Maurerquast ist nicht gerade ein Malerpinsel, ein Kübel mit Kalkwasser keine Palette, und eine Hauswand keine Staffelei. Und doch sollte hier ein merkwürdiges Gemälde entstehen, nämlich so:

Wie nun der Maurergesell da oben arbeitete, pfiffen die Vögel im nahen Lindenbaum ihr Morgenlied, wie sie es allewege thun, und oft da am meisten, wo die Menschen kein Morgen- und Abendlied mehr haben; und er pfeift mit,

ob gut, ob schlecht, wir lassen die Sache unausgemacht — jedenfalls nicht so gut wie die Vögel, die bekanntlich alles vom Blatt singen, — dabei arbeitet er aber rüstig weiter. Bald jedoch gesellt sich zu dem Konzert in der Linde und auf der Leiter noch eine Stimme, denn aus dem Hause tont leise ein Morgenlied, gesungen von den Bewohnern desselben, und auch die Vögel sangen weiter, nur der Maurergeselle nicht, sondern der schweigt. Dann schweigt auch das Lied, und der greise Prediger beginnt ein Kapitel aus der Schrift zu lesen, nämlich 1 Mose 28, von Jakobs Traum, darin er die Himmelsleiter sieht; und als das Kapitel zu Ende gelesen ist, spricht er das Morgengebet, und betet, wie man nach solchem Kapitel beten kann, und zuletzt folgt das Lied von Zinzendorf:

Vor Jesu Augen schweben
Ist wahre Seligkeit.

Der Maurergesell hat längst aufgehört zu pfeifen und auch zu arbeiten; er hat seinen Maurerquast an die Leiter gehängt, dann hat er seine Mütze abgenommen, zuletzt hat er die Hände gefaltet und mitgebetet, und hätte gern auch mitgesungen, aber er kannte das Lied nicht auswendig, inwendig auch nicht, erst recht nicht.

Aber er beginnt das Lied inwendig zu lernen, und das ist fürwahr auch die beste Methode, so ein Lied auch auswendig zu lernen. Darnach nimmt er seine Arbeit wieder auf, ich weiß nicht, ob fleißiger als vorher, glaubs aber gern; der Fleiß der Maurer ist allerdings nicht so berühmt als der der Ameise, nur ihr Schweiß ist berühmter, von dem der Tropfen ein Goldstück gelten soll!

Der Maurer arbeitete bis zum Feierabend und noch länger, er weiß aber warum, er möchte gern hören wie die Vögel in der Linde am Abend pfeifen und wie die Leute im Hause des Predigers singen und beten. Die Vögel sind schon zu Neste geflogen und schlafen unter ihrem grünen Blätterdach, und noch hat der Maurer nicht aufgehört zu arbeiten, und steht und macht sich allerlei zu thun, bis der Knecht aus dem Haus zum Brunnen kommt, den er bittet, ob er nicht im Hausflur stehen dürfe, wenn der Prediger drinnen das Abendgebet halte. Das ward ihm dann gern gewährt, und noch mehr als das, er darf ins Zimmer kommen und mitsingen und mitbeten, und darnach hat ihn der Seelsorger noch besonders ins Gebet genommen und mit ihm geredet, recht von Herzen zu Herzen.

Der Maurergesell hieß Wilhelm Nellner, und ist jetzt seit länger als 30 Jahren Missionar Brüdergemeinde in Grönland und arbeitet im großen Segen. Und er weiß jetzt was Jakobs Traum zu bedeuten hat. Wißt ihr es auch? Und noch eine Frage: die Vögel singen noch heute auf den Bäumen, und wer vorbeigeht des Morgens und des Abends, hört er auch etwas? Und noch ein Wort: Wenn die Vögel in der Linde nicht singen und die Maurer auf den Gerüsten nicht pfeifen, dann ist's Winter, und — wenn's in deinem Hause, und wenn's in deinem Herzen nicht mehr klingt und singt — dann ist's — Todeswinter! O, daß es Frühling würde!

Zoroaster.

Wir treten an die muthmaßliche Wiege der europäischen Bevölkerung im Norden des iranischen Hochlandes. In dieser Gegend muß die merkwürdige Religion ihren Ursprung genommen haben, welche später die Perser adoptirten und deren Stifter uns beschäftigen soll. Wir erkennen in Zarathustra (so lautet Zoroasters Name in den Urkunden) den ältesten Religionsstifter, von dem die Geschichte weiß, den ältesten Reformator, ja selbst den ältesten Philosophen.

Zoroaster war schon im Alterthum ein gefeierter Name. Die Schriften der Alten überliefern eine Menge sagenhafter Nachrichten über sein Leben. Aber derselbe Mythus, der ihn verklärte und verherrlichte, verhüllte auch allen geschichtlichen Thatbestand. Fast alle Schriftsteller des klassischen Alterthums verlegen einstimmig diese Persönlichkeit in die entlegensten Gebiete her märchenhaften Urzeit. Nach Einigen soll er sechs bis sieben tausend Jahre früher als Alexander der Große gelebt haben, nach Andern tausend vor Moses und der Lyder Xanthos behauptete, zwischen seinem Tode und dem Regierungsantritt des Darius seien sechs hundert Jahre verflossen. Göttergleiche Macht, himmlische Abstammung wurden ihm zugeschrieben. Er lebte im Erstlingsalter der iranischen Rasse, in der Zeit, als die Stämme noch in Baktrien lagerten. Er war von königlichem Geschlechte und wurde von Gott von seiner Geburt an auserkoren, die Welt neu zu gestalten. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in unablässigem Kampfe mit den Dämonen; blieb, so oft er auch angefallen wurde, immer Sieger, und ging aus jeder Prüfung vollendeter hervor. Als er dreißig Jahre alt war, erschien ihm ein höherer Genius und er empfing aus Gottes Hand den Avesta, das Buch des Gesetzes. Er begab sich nach Balch zu dem Könige Vistacpa, der damals über Baktrien herrschte, und widerlegte daselbst die Weisen des Hofes. Drei Tage lang suchten sie ihn zu bekämpfen und zu ver-

wirren. Wie sie sich als besiegt bekannten, erklärte Zoroaster, er komme von Gott und begann dem Könige den Avesta vorzulesen. Von den Weisen verfolgt, der Zauberei und Gottlosigkeit beschuldigt, siegte er schließlich durch seine Beredtsamkeit und seine Wunderthaten. Vistacpa, sein Weib und sein Sohn glaubten an ihn und der größte Theil des Volkes folgte diesem Beispiel. Die Sage fügt hinzu, er habe, von allen geehrt wegen der Heiligkeit seines Lebenswandels, noch lange gelebt. Nach einigen starb er, vom Blitze getroffen; nach andern wurde er in Balch von einem turanischen Krieger getödtet. Man hat sich oft gefragt, ob er eine geschichtliche Persönlichkeit oder nur ein mythischer Heros sei, der sich in die Geschichte verirrt habe. Eine derartige Frage läßt sich nicht leicht endgültig entscheiden. Man kann nur so viel behaupten, daß, wenn Zoroaster überhaupt gelebt hat, wir von ihm weiter nichts kennen als seinen Namen, und das Werk, dem er sein Leben widmete.

Die dem Zoroaster zugeschriebenen Bücher sind so oft verstümmelt und interpolirt worden, daß man nicht immer mit Sicherheit aus ihrem Inhalt das authentische ausscheiden kann. Vom Avesta haben wir nur noch Bruchstücke, die in den drei Sammlungen: Vendidat-Sade, Yesht-Sad und Bundehesh erhalten sind. Die beiden ersteren sind in Zend geschrieben, das letztere ist in der persischen Volkssprache der Sassanidenzeit, dem Pehlevi abgefaßt. In diesen drei Sammlungen befinden sich Stücke von ganz verschiedenem Alter und Werthe; theils so alt, daß sie uns, wenn auch nicht die ursprüngliche Fassung, so doch den Geist der iranischen Lehre geben, theils modern und mit fremdartigen Formeln untermengt. Nur e i n e n Gott beteten die Iranier an, den Auramazda oder Ormuzd, den weisen Geist, „den lichtvollen, strahlenden, sehr großen und sehr guten, sehr vollkommenen und sehr starken, sehr klugen und sehr schönen". Er ist unerschaffen, aber hat Alles durch das Wort erschaffen. Und seine Schöpfung ist keine Verwendung vorherbestehender Elemente, wie bei vielen andern Kosmogenien: durch seines Wortes Wirken hat er alles, Geist und Stoff, aus dem Nichts gezogen. Von Anfang an hat er sich sechs Genien höherer Ordnung, welche die Amshaspand „die Unsterblichen" heißen, als Unterstützer bei der Verwaltung der Welt beigelegt: den „guten Geist", den „sehr reinen", das „begehrenswerthe Königthum", die „vollendete Weisheit", die „Gesundheit", und die „Unsterblichkeit".

Ormuzd hatte, als er die Welt schuf, beabsichtigt, sie gut zu schaffen. Doch kann die Schöpfung nur durch das Gleichgewicht der widerstrebenden Kräfte bestehen, die in ihr zur Geltung kommen. Der Gegensatz zwischen diesen Kräften flößte den Iraniern den Gedanken ein, sie würden von zwei feindlichen Prinzipien, einem dem Menschen guten und nützlichen und einem bösen und schädlichen bewegt. Dies böse Prinzip war nicht gleich ewig wie das gute; so lange Ormuzd die Welt nicht schuf, gab es nichts Böses, an dem Tage jedoch, an welchem er bei seinem Schöpferwerke die Materie aus dem Nichts zog und die Kräfte weckte, welche sie regierten, da offenbarte sich, ohne daß es mit seinem Willen geschah, in ihrer Wirkung und Wechselwirkung ein zerstörender Genius, der bei den Menschen Angromainyus (Ahriman), der Zerstörer, hieß. So wie sich Auramazda in allem offenbarte, was es Nützliches und Schönes giebt, im Lichte, in der Gerechtigkeit und in der Tugend, so zeigte sich auch Angromainyus in allem, was schädlich und häßlich ist, in der Finsterniß, in dem Verbrechen und in der Sünde. Im Verlangen, des Weltalls Harmonie zu zerstören, wurde diese böswillige Macht schöpferisch. Den sechs Amesha-cpenta (Amshaspand, die Unsterblichen) stellte er sechs ebenso kräftige und mächtige Geister gegenüber: Akomano, den „bösen Geist", Andra, der darnach trachtet, Kummer und Sünde in die Welt zu säen, Sauru, der die Könige zur Tyrannei, die Menschen zu Diebstahl und Mord verleitet, Naonghaithya, Tauru und Zairica. So wie bei der Schöpfung Auramazda das Licht, den Menschen und alles, was es Gutes giebt in dieser Welt, hervorrief, zog Angromainyus die Finsterniß und die schädlichen Thiere und Pflanzen aus dem Nichts hervor; und auf den Menschen eifersüchtig, sucht er diesen zu Fall zu bringen. Erst am Ende der Zeiten wird seine Macht vollkommen vernichtet werden. Alsdann werden drei neue von Zoroaster ausgehende Propheten der Welt drei neue Gesetzbücher bringen, die ihre Erlösung vollbringen werden. Die Finsterniß wird dem Lichte weichen, der Tod dem Leben, das Böse dem Guten. Angromainyus wird Auramazdas Oberhoheit anerkennen müssen und Vollkommenheit wird im Weltall herrschen.

Inmitten des Kampfes zwischen beiden Prinzipien, bestürmt von den Daeva, den Dämonen, die unabläßig auf die Natur einstürmen und sich der Regelmäßigkeit in ihren Bewegungen widersetzen, beschirmt von der Yazata, die zu Tausenden im Weltall verbreitet sind, um die Erhaltung und Thätigkeit seiner Glieder zu überwachen, — soll der Mensch nach Recht und Gerechtigkeit in der Lage leben, in die ihn das Schicksal geworfen hat.

Neben dem Priester und dem Krieger hat der Gesetzgeber dem L a n d b a u e r einen Ehrenplatz offen gelassen. Wie in allen Religionen,

welche nicht in dem Boden höherer Offenbarung wurzeln, so gewinnt auch hier die Erde eine hohe Bedeutung und ihre eigenthümliche Kraft wird göttlich verehrt, denn der Mensch muß Alles für höhere Macht halten, wovon er sich mit Entschiedenheit abhängig fühlt. Die Erde läßt aus ihrem geheimnißvollen Schooße die geheimnißvolle Vegetation hervortreten, die alles Lebendige nährt; aus ihr quellen auch die Hauptbedingungen alles vegetativen und Culturlebens empor, die Ströme. Auch bei Zoroaster findet sich die Erde in einer zwiefachen Weise personifizirt: einmal als die Mutter der Fruchtbarkeit, als der Born alles natürlichen Lebens, und heißt dann Geusurva, häufig unter dem Symbole einer Kuh gedacht. Für's andere jedoch ist sie die Stätte der allein segenbringenden Thätigkeit, des Ackerbaues, und nach dieser höheren Seite hin ist ihr Name Armaiti. Sie hat die Formen der Sinnenwelt geschaffen und gebildet, denen Ahuramazda Lebensgeist und dauernde Kraft mittheilte. Sie ist die hilfreiche Genossin der Gläubigen im Kampfe gegen das Böse.

Der Mensch ist hienieden berufen, daß er dem Angromainyus den unfruchtbaren Erdboden streitig mache, das Feld zu bestellen ist seine erste Pflicht. Im Uebrigen trug man Sorge, ihm das Leben nicht mit Formelwerk zu überladen, man verlangte von ihm, er solle an Gott glauben, ihm Gebete und Opfer darbringen, reines Herzens sein, aufrichtigen Worts und rechtlich in allen seinen Handlungen. „Wir beten Auramazda an, den Reinen, den Herrn der Reinheit; wir beten die Ameshaspenta an, die Besitzer des Guten, die Vertheiler des Guten; wir beten an Alles, was der gute Geist geschaffen hat, Alles was seiner Schöpfung zum Besten und zur Ausbreitung des wahren Glaubens dienen kann. Wir loben alle guten Gedanken, guten Worte und guten Handlungen, die da sind und sein werden, und wir wahren in Reinheit alles, was gut ist. Wir bemühen uns so zu denken, zu sprechen und zu handeln, wie es sich ziemt, um Theil zu haben an beiden, dem Wohl der Seele und des Leibes."

Weder Bildsäulen, noch geheimnißreiche Heiligthümer, noch Altäre besaß Auramazda, sondern auf den Höhen erhoben sich Feuertempel, in denen die heilige Flamme von Geschlecht zu Geschlecht durch Priester unterhalten wurde, deren Obliegenheit war, sie nicht erlöschen zu lassen. Das hauptsächlichste Opferthier war das Roß, doch opferte man auch das Rind, die Ziege und das Schaf. Nachdem man das Haoma, eine Art berauschenden Getränks, welches die Iranier von den arischen Urvölkern überkommen hatten, zubereitet und unter die Umstehenden vertheilt hatte, tödtete der Priester das Thier, legte jedoch dessen Stücke nicht in das Feuer, denn dieses hätte die Berührung damit verunreinigt, sondern vor das heilige Feuer. Gewöhnlich schloß die Ceremonie mit einem feierlichen Festmahl, bei dem man von dem Opferfleische aß.

Den Leib durfte man nach dem Tode weder verbrennen, noch begraben, noch in einen Fluß werfen, weil damit das Feuer, die Erde oder das Wasser verunreinigt worden wäre. Zwei verschiedene Arten besaß man, sich des Leichnams unbeschadet der Elemente zu entledigen. Man konnte ihn mit einer Lage Wachs bedecken und begraben, der Ueberzug sollte die Befleckung verhindern, die durch eine unmittelbare Berührung mit der Erde hervorgerufen wäre. Man konnte ihn in freier Luft aussetzen und ihn von den Vögeln oder Raubthieren verzehren lassen. Für diesen Fall dienten große runde Thürme als Kirchhöfe, Dathmas, „Denkmäler," genannt. Nachdem die Seele noch drei Tage in der Nähe ihrer sterblichen Hülle geblieben war, verließ sie dieselbe im Morgendämmern des vierten und begab sich zur Stätte des Gerichts. Der Genius Rashun wog mit untrüglicher Wage ihre guten und schlechten Werke ab, und sprach dieselbe, je nachdem, was ihr eigener Lebenswandel für sie bezeugte, entweder frei oder verurtheilte sie. Von der Richtstätte aus führte man sie vor die Brücke Cinvat, die über der Hölle emporragte und auf das Paradies zuführte. War sie gottlos, so konnte sie dieselbe nicht überschreiten, sondern stürzte in den Abgrund, wo sie der Knechtung durch Angromainyus anheimfiel; war sie rein, so ging sie mit Hilfe des Engels Çraosha ohne Mühe hinüber. Sie wurde von Vohumano in Empfang genommen, und dieser stellte, gleichwie er es mit Zoroaster that, sie vor Auramazda's Thron und wies ihr den Ort an, wo sie bis zum Tage der Auferstehung des Leibes zu verweilen hatte. Von einer leiblichen Auferstehung findet sich in den ältesten Stücken nichts, wohl aber in einem viel späteren Buche der heiligen Literatur der Parsen, dem Bundehesch. Indeß haben wir diese Lehre als die richtige Fortentwickelung der älteren anzuerkennen, sobald man die Nothwendigkeit jenes zwiefachen Lebens, des geistigen und des irgendwie sinnlichen, damit in Verbindung setzt.

Bis auf den heutigen Tag giebt es bedeutende Trümmer dieser einst weit ausgedehnten Religionsgemeinschaft. Aus dem heimathlichen Sitze in Persien durch die fanatische Unduldsamkeit des Islam fast völlig vertrieben, fanden ihre Verehrer eine Zuflucht in den westlichen Gegenden Ostindiens. Sie haben ihre Tempel, üben ihren Feuerkultus und recitiren noch immer die

uralten Lieder ihres Stifters, wenngleich dieselben ihnen mehrfach unverständlich geworden sind. Kein Götterbild schmückt ihre heiligen Stätten, wie schon Herodot an ihnen bemerkte. Vor allem zeichnen sich die Gemeinden in Bombay und in der nahe gelegenen ehemaligen Hauptstadt des Mahrattenreichs, Poona, vortheilhaft aus. Dort sind die Parsen intelligent, angesehen, wohlhabend, bisweilen außerordentlich reich. Sie befassen sich meistens mit dem Handel. Sie haben einen regen Gemeinsinn und verwenden oft ungeheure Summen auf wohlthätige Anstalten. Aber ein eigenthümlich reformatorisches Streben hat auch sie erfaßt, da sie jetzt deutlich den nicht geringen Unterschied zu begreifen beginnen zwischen ihrer heutigen Religionsform und den ältesten Vorschriften Zarathustra's. Oberpriester halten öffentliche Predigten und begnügen sich nicht mehr mit den dürren Ceremonien des Cultus. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie sich jetzt in allen jenen alten asiatischen Religionen reformatorische Triebe zeigen.

Wir hoffen, daß diese Bestrebungen dem Christenthum mehr und mehr den Boden bereiten und dem Evangelium eine Bahn ebenen. Möge die Stunde bald herannahen, wo ein höheres Licht als das der irdischen Opferflamme oder der Offenbarungen Ahuramazda's einen hellen Schein in die Herzen dieser hochgebildeten Heiden werfen wird, und sie dann erkennen, daß das wahre ewige Leben, das von den Fesseln der Sünde befreit, nicht gespendet wird von dem strahlenden Mithra, dem „Sonnengeist", sondern allein von dem sanftmüthigen und demüthigen Menschensohne, Jesus von Nazareth, dem ewigen, persönlichen Gotteswort voll Gnade und Wahrheit.

L.

Ein glücklich Heim.

's git uf der Welt kei's Oertli,
Do blib i fest derbi,
So liebli we mi's Heime,
Isch't's au nu arm und chli.

Wohl mueß mi weidli ploge
Vum Morgeroth bis z'Nacht,
Doch weiß i nie, daß d'Arbet
Mi hätt' verdrießli g'macht.

I wett au möge wisse,
Wes anderscht chönnti si!
Mi Frau und mine Chline
Die sind jo au derbi.

Fascht glaubi — und das thuet mer
Gwüß mängsmol e chli weh —
So viel i sie au liebe,
Sie liebet mi no meh.

Jo, d' Liebe ischt e Wunder,
Das hani vielmol denkt;
Sie wird halt immer größer,
Je meh me sie verschenkt.

Und mit der Liebi wandlet,
En Engel dur mi Hus;
Er würztis unsers Esse,
Goht mitis i und us.

I möcht en nid verschüche
Um Alles in der Welt;
Denn wo-n-er fehlt, de Friede,
Do ischis übel b'stellt.

Er macht au gar kei Miene
Als wett er is verloh,
Es g'fallt ihm i mi'm Heime,
Und lueg, das macht mi froh.

Nu säg, cha-n-uf der Erde
En anders Oertli si,
So liebli we mi's Heime,
Isch't's au nu arm und chli!



Unsere Bischöfe.

Editoriell.



Randolph S. Foster, D. D., LL. D.

Randolph S. Foster, D. D., LL. D.,

ist geboren zu Williamsburg, O., am 22. Februar 1802, und begann und vollendete seine Studien auf dem Augusta College, Ky. Schon mit 18 Jahren trat er in die Ohio Conferenz ein, wo er bald zu wichtigen Stellungen berufen wurde und sich frühzeitig schon durch seine Gaben und Talente im Allgemeinen, namentlich aber durch die Kraft und Beredtsamkeit seines Wortes als Prediger, sowie durch die Feinheit und Schärfe seiner Feder in der Vertheidigung der methodistischen Lehre auszeichnete. Während seines Amtes an der Wesley Chapel in Cincinnati schrieb er eine Reihe von vortrefflichen Artikeln im „Christian Advocate" als geharnischte Antwort auf die Angriffe des Presbyterianers Rev. Dr. Rice, welche Arbeit den Grund legte für seinen wohlverdienten Ruf als theologischer Schriftsteller unserer Kirche und im Jahre 1849 auch in Buchform unter dem Titel: „Einwürfe gegen den Calvinismus" erschienen ist. Ein Jahr später wurde er nach New York an die Kirche in der Mulberrystraße versetzt und 1856 zum Präsidenten der Nordwestern Universität gewählt. Bald jedoch trat er wieder in's Predigtamt zurück und bekleidete mehrere Stellen in New York und Umgegend, war aber gleichzeitig auch immer noch literarisch thätig. Seine bedeutendsten Werke sind außer dem schon genannten und mehreren anderen Streitschriften besonders sein Buch über „Christliche Reinheit" und ein Abriß der „Systematischen Theologie". Abgeordneter für die General-Conferenz



Rev. Stephen Merrill, D. D.

war er in den Jahren 1864, 68 und 72. Seit 1868, wo er Bischof Ames zur Conferenz von Irland und Schottland begleitete, war er am Drew theologischen Seminar angestellt, zuerst als Professor, dann seit dem Tode des Rev. Dr. McClintosh als Präsident der Anstalt. Von dieser bedeutenden Stellung aus übernahm er im Jahre 1872 die noch wichtigere des bischöflichen Amtes, das ihn im Laufe der Zeit fast zu sämmtlichen Conferenzen und Missionen Europas und Süd-Amerikas führte. Seinen bleibenden Sitz hat er in Boston, Mass.

Rev. Stephen Merrill, D. D.

stammt gleichfalls aus dem Staate Ohio, wo er zu Mt. Pleasant am 16. September 1825 geboren ward, bald darauf aber mit seinen Eltern nach Greenfield übersiedelte, und sich daselbst am 31. Okt. 1842 der Bisch. Meth. Kirche anschloß. Seine Licenz zum Predigtamt bekam er am 5. April 1845 und trat als Prediger von Monroe im Jahr 1846 in die Ohio Conferenz ein. Seine theologischen Studien machte er erst in den reiferen Mannesjahren; es gelang ihm aber durch unermüdlichen Fleiß und eine ungewöhnliche geistige Begabung sich so umfassende und gründliche Kenntnisse anzueignen, daß ihm die Indiana Asbury Universität im Jahr 1864 den Ehrengrad eines A. M. ertheilte. Als Vorst. Aeltester des Marietta Distrikts wurde er vier Jahre später zum Delegaten der General-Conferenz in Chicago gewählt, wo er sich durch lebhafte Betheiligung an der Debatte seine ersten Sporen verdiente und zum Editor des Western Christian Advocate, und wiederum vier Jahre später zum Bischof gemacht wurde. Als solcher bereiste er nahezu alle Staaten und Territorien der Union, sowie Mexiko, und machte sich auch durch theologische Schriftstellerei einen Namen. Unter seinen Werken stehen als die bekanntesten obenan sein Buch über die „christliche Taufe" und dasjenige über „die zweite Zukunft Christi."

Rev. Thomas Bowmann, D. D., LL. D.

(Zum Stahlstich.)

Geboren am 15. Juli 1817 in der Nähe von Berwick, Columbia Co., Pa., studirte derselbe auf den beiden Akademien zu Wilbraham, Mass., und Cazenovia, N. Y. Hier wurde er als Student gründlich zu Gott bekehrt und schloß sich sofort am 1. Januar 1833 der Bisch. Meth. Kirche an. Daß es neben der richtigen Stellung des Herzens auch nicht an bedeutenden Gaben des Kopfes und tüchtiger Anstrengung des Fleißes fehlte, zeigte sich, als er zum Abschluß seiner Studien 1837 auf dem Dickinson College als der beste seiner Klasse mit Glanz graduirte. Von der Hochschule zurückgekehrt, trieb er nach Beendigung seiner theologischen Fachbildung noch etwa ein Jahr lang die Rechtswissenschaft, bis er im Juli 1838 die Licenz zum Predigtamte bekam und dann etwa eben so lange noch seinen Heimathstaat als Agent der pennsylvanischen Kolonisations-Gesellschaft bereiste. Erst im Jahr 1839 wurde er Mitglied der Baltimore Conferenz und Reiseprediger auf dem Beaver Meadow Bezirk; 1840—43 war er Lehrer an der Grammarschule des Dickinson College und mußte sich dann aus Gesundheitsrücksichten bis 1848 superannuiren lassen. In diesem Jahre organisirte er zu Williamsport, Pa., als Professor des Dickinson Seminars, eine Zweiganstalt desselben, deren Präsident er zehn Jahre lang blieb. Im Jahr 1858 kam er nach Lewisburg, Pa., wurde aber noch während des gleichen Jahres zum Präsidenten der Indiana Asbury Universität gewählt, welches Amt er bis 1872 verwaltete. Während der Sitzungen von 1864—1865 wurde er zum Kaplan des Ver. Staaten Senats und zu einem der von der General-Conferenz ernannten Abgeordneten zur Britisch Wesleyanischen Conferenz gemacht und von 1868 bis 1872 war er selbst Delegat der General-Conferenz, die ihn im letztgenannten Jahre zum Bischof mit dem Sitz in St. Louis, Mo., erwählte. Eine von Haus aus conservativ angelegte Natur und ein Mann der ruhigen, friedlichen Arbeit, des stätigen und besonnenen Fortschritts, hat er in dieser besonderen persönlichen Gabe auch die eigenthümliche Aufgabe seiner kirchlichen Stellung gefunden. Die Würde eines Doktors der Theologie ertheilte ihm schon 1853 die Ohio Wesleyanische Universität, den Rang eines Doktors der Jurisprudenz das Dickinson College im Jahr 1872.

Der Schleier.

Frei bearbeitet von C. F. Allert.

Am Abend eines schwülen Tages im Monat August saßen in der Laube im Garten Herr Amory und die Seinen im freundlichen Geplauder beisammen. Vater und Mutter gehörten zu der vornehmsten Klasse der benachbarten Stadt. Reich an irdischen Gütern, hatten sie sich nach dem stillen Stoneleigh zurückgezogen und ließen es sich gefallen, das Leben zu genießen. Sie waren beide nicht ganz frei vom Stolze derer, die nie etwas anders als Glück und Gedeihen gekannt haben, denen das Unglück nie gezeigt hat, auf welch unsichern Boden menschliche Hoffnungen ruhen.

Die Kinder waren gerade im Begriff ein Packet zu öffnen, das der Vater von der Stadt heim gebracht hatte. „Komm, Rosa!" rief die kleine Anna, „du bist immer viel zu bedächtig; alles muß bei dir gerade so gehen, sonst ist es nicht recht. Laß mich's mit der Scheere entzwei schneiden," und im Nu war der Bindfaden entzwei und das Packet lag geöffnet da und die kleinen Hände unterwarfen bald alles einer gründlichen Untersuchung.

„Hier, dieses Kleid ist gewiß für Rosa!" rief Anna, indem sie ein feines Stück Nesseltuch emporhob. „Ich weiß immer, was für sie bestimmt ist."

„Wieso?" fiel ihr die Mutter ins Wort.

„Wieso?" rief Anna, „weil es ihr so gut steht. Würde ich es in China sehen, so würde ich sagen, es gehört ihr, — und dies ist für mich! nicht wahr, Mama? dies wunderschöne hellrothe! Mir passen dunklere Farben nicht."

„Das ist dein größter Fehler," antwortete die Mutter, „du bist mir schon viel zu lebendig auch ohne das hellrothe."

„Nun, Mama," entgegnete sie, „Rosa hat genug Ernst für uns beide.—Aber welch ein Band! welch ein wunderschönes Band! Mama! Rosa, Rosa! sieh doch nur! Und o dies—"

Hier hemmte etwas den Lauf ihrer Freudenergüsse, denn als sie im Strome ihrer Bewunderung alles durchstöberte, fand sie zu ihrem Erstaunen einen schwarzen Schleier. Sonderbar nahm er sich aus unter den vielen bunten Sachen, ja er paßte gar nicht dazu. Anna stieß ihn instinktmäßig von sich. Alle riefen: „Mama, was ist das? wo kommt das her? warum hast du den gekauft?"

„Sonderbar!" sagte die Mutter. „Es ist ein Schleier. Gewiß, ich habe ihn nicht bestellt. Ich weiß nicht woher er kommt; der Ladendiener muß einen Irrthum begangen haben."

„Gewiß ist's ein Irrthum!" fiel Anna ein. „Wir trauern ja nicht und was für ein häßlich schwarzes Ding!" fuhr sie fort, indem sie ihn über den Kopf warf. „Wie gräßlich muß die Welt sich ansehen durch einen solchen Schleier."

„Und doch," tönte plötzlich eine Stimme dazwischen, „ehe man die Welt durch einen solchen gesehen hat, weiß man kaum, daß man gelebt hat."

Hastig zog Anna den Schleier herab. „Ach, Herr Payson, sind Sie es?" riefen mehrere Stimmen.

Herr Payson war der Prediger des Orts. Er war ihr nächster Nachbar und ein inniger Freund. Er stand schon am Abend des Lebens. Der größte Theil desselben mit seinem Leiden und Kämpfen lag hinter ihm. Er war der Willkommene überall. Er hatte Geschichtchen für die Kleinen, Erzählungen für die Jugend und Weisheit für Alle. Die Kinder nahmen ihn liebevoll bei der Hand und boten ihm einen Sitz an in der Laube.

„Es ist doch sonderbar, ein so häßliches schwarzes Ding bei so vielen bunten Sachen zu sehen," hob Anna wieder an.

„Wenn man abergläubisch sein wollte, so könnte man es als ein böses Omen ansehen," sagte Herr Amory.

„Was meinten Sie damit, Herr Payson, als Sie sagten, man müsse die Welt durch einen solchen Schleier sehen?" frug Rosa jetzt, sich zu seinen Füßen lagernd.

„Es ist ein Gleichniß, meine Tochter," gab er zur Antwort.

„Wir haben noch nie Leiden gehabt," sagte die Mutter lächelnd. „Wir sind unter den Bevorzugten gewesen. Aber warum sagten Sie, man müsse die Welt durch einen solchen Schleier sehen?"

„Leiden ist Gottes Schule," erwiderte er. „Selbst der Sohn Gottes konnte nicht ohne Leiden vollkommen gemacht werden. Obwohl Gottes Sohn, lernte er dennoch erst leiden im Gehorsam. Manche der schönsten Tugenden sind wie die Sterne: es muß Nacht werden, um sie sehen zu können. Wäre kein Leiden, so wäre keine Geduld, kein Mitleid. Nähmen wir alles Leiden aus der Welt, so gäbe es für uns ein Mittel weniger, den Adel der Seele zu fördern, denn nur im Schmelztiegel der Leiden werden selbstsüchtige Herzen in Liebe zerschmolzen. Manche sind hart und theilnahmlos, nicht weil sie keine Fähigkeiten besitzen, liebevoll, warm und theilnehmend zu sein, sondern nur, weil das Glas, das die köstliche Narde enthält, nie zerbrochen worden ist."

„Dann ist es ein Mangel und Zeichen unserer Unvollkommenheit, nie Leiden gehabt zu haben?" frug die Mutter.

Der Prediger blickte vor sich hin. Rosa schaute ihm fragend in die Augen. Von Kind auf war sie ein denkendes Mädchen gewesen. Aus ihren Blicken konnte man mehr lesen, als manche Andere in Worten ausdrücken können. Sie legte ihre Hände auf seine Kniee und frug in ernstem Tone: „Sollten wir um Leiden bitten?"

„Ach nein, nein, nein!" rief die Mutter, und unwillkürlich fuhr ein Schauder durch ihre Glieder.

„Ich sage nicht, daß man darum bitten solle, aber unser Heiland sagt: „Selig sind, die Leid tragen," nicht die gute Tage haben. Wir mögen meinen, es sei nicht gut für uns. So verschieden ist sein und unser Urtheil."

„Ach, ich bin bange," entgegnete Frau Amory, „ich habe den Muth nicht, unter den 'Seligen' zu sein."

„Nun," sagte ihr Gatte, der durch das Gespräch beunruhigt worden war, „wir wollen uns keine unnöthigen Sorgen machen — Zeit genug, wenn's sein muß. Wir wollen hineingehen, denn es fängt an dunkel zu werden. Komm, Rosa, nimm diese Sachen zusammen." Dies war im Augenblick geschehen, und dann flog sie vor ihnen her in's Haus.

Der Abend verging in freundlicher Unterhaltung, trotz des ernsten Gespräches in der Laube. Herr Payson nahm Abschied und schritt seiner Heimath zu. „Gute Nacht, Papa! Gute Nacht, Mama!" riefen bald auch die Kinder, und Rosa mit den kleineren Geschwistern entfernte sich, Vater und Mutter blieben noch, um die Fensterläden zu schließen und alles für den Abend in Ordnung zu bringen; — da ertönte ein plötzlicher Schreckensruf — ein furchtbares, entsetzliches Angstgeschrei. Sie liefen die Treppe hinan. Die Lampe in der Vorhalle war wohl ausgelöscht, aber alles glänzte im röthlichen Schein. Auf einem Blick sahen sie, daß das Bett, worin ihr jüngstes Kind schlief, in Flammen stand, und daneben eine weiße Gestalt, die den lichterloh brennenden Vorhang herunterriß.

„Ach, Rosa! Rosa! um Gottes willen, gieb Acht! — dein Kleid — du bringst dich um! — O Gott, hilf uns!"

Einige Momente währte der schreckliche Kampf, in welchem man kaum wußte, was man that. Noch einen Augenblick, und Rosa lag in ihres Vaters Armen, in eine Bettdecke eingehüllt, welche ihr Vater um ihr brennendes Nachtkleid geworfen hatte. Das Kind lag unbeschädigt da. Schwarze Flecken auf dem Fußboden, und die zertretene, halb verkohlte Masse zeigte an, was geschehen war. Das Feuer war gelöscht, das Kindlein gerettet, aber ach! die arme Rosa! Sie hatte nur noch wenige Leidensstunden auf Erden. Sanft und gottergeben blickte sie ihre Eltern und Geschwister an.

„Ja, ich leide," sagte sie, „aber es wird nicht lange mehr währen, und gottlob! Anna ist doch gerettet worden. Wir müssen alle etwas leiden. Unser Vater denkt, ein wenig sei genug für mich. Ich habe immer ein so glückliches Leben gehabt, ich kann am Ende wohl ein wenig dulden."

In der Fieberhitze rief sie eilig: „Mama, Mama, ich habe die Sachen alle weggelegt — das Lila und den Schleier — Mama, der Schleier ist in der Schublade; er ist für dich, Mama, leg ihn an! Unser Vater hat ihn gesandt — er weiß, was am besten ist. Vielleicht erblickst du den Himmel durch diesen Schleier." Bald darauf schlummerte sie ein, um in einer besseren Welt zu erwachen.

Groß und tief war der Schmerz der trauernden Eltern. Jetzt schienen die Falten des dunkeln Schleiers eine Zuflucht zu bieten für der Mutter Leid. Aber wie sah die ganze Welt so ganz anders aus durch diesen Schleier! Ein Wunder war's ihr, daß die Sonne noch schien, oder daß die Vögel noch singen und die Blumen noch blühen konnten. Ach, arme Mutter, die Welt war vorher auch voll Trauer und Leiden, aber du wußtest es nicht. Heute kommt dir der Theil des Lebens, der dir sonst verborgen war, vor die Augen! —

Frau Amory hätte sich gerne in ihrem Leid vergraben, denn es giebt Solche, die sich nicht trösten lassen wollen. Unter denen, die Trost brachten, war besonders Herr Payson. Er ließ sich nicht zurückschrecken, auch wenn sie murrte und klagte über das Walten der göttlichen Vorsehung. Er war lange schon in die Leidensschule gegangen, er kannte den Trauerpfad. Er kam nicht zu ihr mit der „züchtigenden Ruthe", sondern mit der sanften, milden Ruhe, mit welcher der, dem Trübsal und Leiden bekannte Sachen sind, sich den göttlichen Geheimnissen des Lebens nähert.

„Was habe ich in dieser Trauer gelernt?" frug eines Tages die Mutter in bitteren Thränen, als sie von einem Besuch bei einer trauernden Familie heimkehrte. „Ich traute Gott als einem lieben Vater, im Lichte seiner Güte schien mir das Leben süß; jetzt sehe ich nur seine erbarmungslose Strenge. Nie ist es mir auch nur eingefallen, wie viel Trauer und Leid in diesem kleinen Städtchen ist. Es ist kaum ein Haus, wo nicht etwas Schreckliches passirt wäre. Wie viele Familien sind in's Unglück gekommen! Jede Zeitung, die ich zur Hand nehme, berichtet mehrere plötzliche Todesfälle, die oft noch schrecklicher sind, als der unsrige. Jetzt

erst durch diesen Schleier sehe ich die Welt recht, sie ist voll unglücklicher Schickungen und Elend überall! Und kann ich da noch an die Liebe und Güte Gottes glauben?"

„Meine liebe Freundin," entgegnete der Prediger, „ich weiß das alles recht gut. Mein Weib habe ich begraben; sieben Kinder habe ich begraben. Ich habe meiner Zeit viel gelitten. Jedes neu auferlegte Kreuz schien schwerer zu sein als die früheren. Doch, wenn ich zurückschaue, sehe ich keines der mir auferlegten Leiden, das nicht hernach in Freude verwandelt worden wäre. Gott hat mir meine Lieben genommen, aber hat mir seine Liebe um so reichlicher geschenkt. Ich danke ihm für die Trübsale, denn durch diese bin ich fähiger gemacht, Andere in Leiden zu trösten und Manche vor dem Falle zu bewahren."

„Ja," antwortete sie, „Sie haben wohl Ursache, die Sache von der Seite anzusehen, Sie haben die dazu nöthige Kraft. Ich aber werde nicht besser — ich bin nur zerknirscht und verfinstert, nicht gebessert."

„Haben Sie nur Geduld. Es kommt nicht Alles auf einmal. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber hernach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. Glauben Sie an das Hernach. Es hat Jemand gesagt: man geht nicht im Sturm dem Ufer entlang, um die Schätze der gescheiterten Schiffe zu suchen; aber wenn der Sturm vorüber ist, dann findet man Edelsteine und Perlen. Haben Sie nicht schon Schätze gefunden seit der Heimsuchung? Verbindet nicht eine innigere Liebe die ganze Familie? Lieben Sie Ihre Kinder nicht mehr als zuvor? Sagten Sie nicht, Sie haben jetzt öfter an die Trübsal ihrer Mitmenschen gedacht? Vorher dachten Sie wenig daran. Ihr Herz ist mit Mitleiden erfüllt worden. Die Geheimnisse unseres Leidens werden durch das Geheimniß seines Leidens verstanden. Der Herr hat sich vor keinem Leiden zurückgezogen, sollten wir es thun?"

Frau Amory wurde bekannt in den Hütten und Palästen der Heimgesuchten. Voll theilnehmender Liebe schien sie besonders die Kraft zu besitzen, die Traurigen zu trösten. Irrende rief sie zurück; Strauchelnde hielt sie aufrecht; Gefallene brachte sie wieder zurecht. Nach langem Kampf ward der Sieg errungen, hinter dunklen Wolken war die Sonne wieder hervorgebrochen.

Es war wieder an einem Sommertage, wie oben beschrieben, da saß Frau Amory emsig beschäftigt im Zimmer. Auf ihrem Schooß lagen die Trauerkleider, die nun an ihren Ort gelegt werden sollten. Leise sang sie vor sich hin:

„Mag auch die Liebe weinen,
Es kommt ein Tag des Herrn;
Nach dunkler Nacht erscheinen
Muß einst ein Morgenstern."

Sie nahm den schwarzen Schleier und schaute ihn freundlich an. Wie viel hatte sie gesehen und gelernt hinter seinen dunklen Falten. Sie schaute in sich; sie war wieder ruhig und glücklich. Eine neue Welt war ihr aufgethan. Mit dankbarem Herzen legte sie den Schleier zu ihren köstlichsten Schätzen, durch welchen sie erst das Leben so anzusehen gelernt hatte, wie es wirklich ist.

Mahnung.

Aus dem Schi-King, der heiligen Liedersammlung der Chinesen.

Bedenke: was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern.
Der Himmel ändert seinen Rath
Auch über Königen und Ländern.
Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst, da geht er hin,
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiß in Allem, was du thust,
Du thust's vor seinem Angesichte.

Ph. P.

Bunte Bilder aus der Sprachwelt.

Von Paul Häring.

Nicht allzuselten begegnen auch dem „gebildeten Deutschen" in seiner eigenen lieben Muttersprache seltsame Mißverständnisse, die ihren Grund theils in der Thatsache, daß im Laufe der Zeit der ursprüngliche Sinn mancher Ausdrücke dem Bewußtsein vollständig abhanden gekommen ist, theils in der allmählichen Erweichung und Abschleifung der betreffenden Wortformen haben und also ein natürliches Ergebniß der Gesetze der Sprachbildung selber sind, die eine zwar nur langsam, aber stetig fortschreitende Verflachung der Aussprache zeigt und als nothwendige Folge der letzteren zu neuen, nur ähnlich klingenden Wortbildungen treibt, in welchen Witz und Thorheit, Verstand und Unverstand der Zeitgenossen sehr oft ihr launisches Spiel treiben und bis auf diesen Tag zuweilen zu ergötzlichen Irrthümern Anlaß geben. Ganz besonders häufig findet sich diese meist humoristische Umbiegung des ursprünglichen Wortes in ein ganz anderes, wenn auch ähnlich lautendes bei einer Zahl von Eigennamen, die in ihrer jetzigen Form nicht blos ihren früheren Sinn und ihre ursprüngliche Bedeutung überhaupt gar nicht mehr erkennen lassen, namentlich da, wo jene schon von Anfang an aus einer ganz anderen Sprache stammten oder wenigstens mit einem allmählich verloren gegangenen, unkenntlich und unverständlich gewordenen Fremdwort zusammengesetzt waren, sondern auch zuweilen zu völlig falschen, meistens höchst lächerlichen Vermuthungen und Schlußfolgerungen verführen.

Zählen wir vorerst einmal einige besonders interessante und naheliegende Beispiele dieses unschuldigen Spaßes des sprachbildenden oder doch wortumbildenden Volksmundes auf:

Der berühmte Weinort Affenthal hat weder

mit natürlichen noch künstlichen Affen irgend etwas zu thun, sondern war in früheren Zeiten vielmehr die vielbesuchte Stätte eines Heiligthums und frommer Anbetung, das „Ave“ thal; Biberich bei Mainz trägt seinen Namen nicht von den Bibern, die schwerlich ja sich dort niederließen, sondern ist wahrscheinlich ursprünglich Beiburg (Vorwerk); Türkheim war weder von den Türken gegründet noch bewohnt, sondern ist das alte Thuringo-Heim, die Heimath oder Heimstätte der Thüringer; Königswinter ist nicht die Schneeburg des winterlichen Eiskönigs, sondern des Königs Weingarten (mittelhochdeutsch: Winatrin, englisch: vineyard, schwäbisch: Wingart) am rebumkränzten Rheine; in Katzenellenbogen, dem Namen einer früheren Grafschaft, hausen weder absonderlich viele Katzen, noch steht es mit dem Ellenbogen in Verbindung oder allzugefährlicher Berührung, sondern es ist einfach entstanden aus Chatti und Melibocus, der letztere ist aber bekanntlich einer der Berge des schönen Odenwalds und die Chatten die Ureltern der noch heute am Fuße desselben wohnenden Hessen; Mailand, obwohl unter dem ewig blauen Himmel Italiens gelegen, hat seinen Namen keineswegs vom „Wonnemonat“ Mai, sondern ist das lateinische Mediolanum; und endlich das Dorf Buregaren in der Mark Brandenburg ist nicht, wozu es der Berliner Witz gemacht hat, ein Bauern- oder gar Bärengarten, sondern war dereinst eine der Niederlassungen vertriebener französischer Protestanten, die den Platz ursprünglich beau regard genannt hatten.

Ganz ähnlich wie den einzelnen Städten, erging es aber auch ganzen Landstrichen; das Sauerland (der südliche Theil des alten Sachsenlandes) hatte nicht etwa etwas auffallend Saures an sich, sondern es ist das „Süderland“; Westphalen nennt sich mit gerechtem Stolz noch immer die rothe Erde, obwohl der Boden, so blutbefleckt er auch ist, dort eben so wenig eine rothe Farbe trägt wie sonst wo, sondern es ist die rûge = rauhe Erde, d. h. die bloße, freie (unbedeckte) = der geweihte heilige Boden der uralten Vehmgerichte der freien Männer. Und gleichem Schicksal seltsamen Mißverständnisses fielen auch einzelne Lokalitäten anheim; so ist der berühmte Mausthurm bei Bingen ursprünglich nichts anders als ein Mauththurm, d. h. ein Zollhaus für die vorübergehenden Schiffe gewesen, bis sich später die Legende seiner bemächtigt hat, um in ihm den bösen Erzbischof Hatto von Mainz um seiner Hartherzigkeit gegen die Armen und seines gotteslästerlichen Lebens willen von den Mäusen gefressen werden zu lassen; das Rauhe Haus bei Hambung, Wicherns weltberühmte Schöpfung, hat durchaus nichts Rauhes an sich, sondern heißt nur noch nach dem früheren Besitzer: „Ruges Haus“; der bekannte Bergzug der sieben Kurfürsten in der Schweiz, hat auf kurfürstliche Würden durchaus keinen Anspruch, sondern es sind die Churfirsten = die hohen Berggipfel auf dem Wege nach Chur; deßgleichen ist auch der Bodensee nicht ein See auf dem Boden, wie man wohl scherzend eine kindliche Bodenwässerung zuweilen so nennen hört, sondern verdankt seinen Namen dem alten Städtchen Bodama (jetzt Bôdman) an seinem Ufer, das selber möglicherweise nach dem uralten Heidengott Wôdan genannt wurde.

Vorzüglich üppige, zum Theil sogar saftige Blüthen trieb aber dieser Volks- oder besser Gassenwitz in der Bezeichnung gewisser Straßen; so giebt es z. B. in Halle a. S. eine solche, die „braune Schwarte“ genannt, die ursprünglich nichts anderes als Bruno's Warte war, in Nürnberg gar eine Ludergasse, die keineswegs etwas mit dem bekannten derben Schimpfworte, noch weniger freilich mit Dr. Martin Luthers Namen zu thun hat, sondern einfach die alte Loder-, d. h. Tuchmachergasse war, wo die Verfertiger der heute noch vielfach getragenen Lodenjuppen wohnten; die Kaffeemacherei in Hamburg ist nicht eine Straße voll Kaffeehäuser, und hat überhaupt keinen Zusammenhang mit dem duftigen Tranke Arabiens, wohl aber mit Kafa = Seidentafft, es ist also die Kafamacher-Reihe, d. h. modern ausgedrückt, die Seideweberstraße, und der dortige Butterweck nicht etwa die Heimath eines schmackhaften Gebäcks, sondern nur das Buten- (Außen-) werk der Stadt.

An diese Klasse der Eigennamen, die mit den bisherigen leicht sehr zahlreich zu vermehrenden Beispielen noch lange nicht erschöpft ist, reiht sich eine Gruppe anderer Wörter an, bei denen ein ganz ähnlicher Gang der Sprachbildung nachzuweisen ist. Es finden sich darunter oft Ausdrücke des alltäglichsten Lebens, die bei uns so eingebürgert und heimisch geworden sind, daß sie Jedermann auf den ersten Anblick für ächt deutsche Wurzelwörter halten würde und bei denen uns jetzt jede Ahnung einer Abstammung aus einer ursprünglich fremden Sprachquelle völlig entschwunden ist. Oder wer vermuthet noch in unserer Butter ein Kind hellenischer Zunge? Und dennoch ist das Wort nur eine Zusammenziehung der griechischen Worte bûs (Rind) und tyros (Fett) also = Kuhschmeer (althochdeutsch: chuôsmêro). Wer denkt bei einem Griffel statt an den allerdings naheliegenden Stamm „Greifen“ an die richtige Ableitung von dem lateinischen graphium (Graphit); oder bei einem Fächer (mittelhochdeutsch: focher) statt an „Fach“ vielmehr an das gleichfalls lateinische Urwort: focarius (= Blasebalg)? Umgekehrt freilich thut man zuweilen auch des Guten wieder zu viel und dichtet einem Worte die Ehre fremden Ursprungs an, während es doch ächt deutscher Abstammung ist; so z. B. das Fremdwort Miniatur, das sich, so sinnvoll und richtig auch die Erklärung zu lauten scheint, doch schwerlich von dem lateinischen minor (= kleiner, also = kleineres Bild, Kleinbild) ableitet, sondern wahrscheinlicher vom deutschen Worte „Minnig“, dem Namen der zum Ausmalen der kunstvoll verschlungenen oder mit kleinen Bildern ausgeschmückten Anfangsbuchstaben verwendeten rothen Farbe herkommt.

Aehnlich wie die alten Sprachen gaben aber auch die noch lebenden vielfach ihre Beiträge zur Umbildung und Nachbildung von Wörtern, die wir ebenfalls als schon ursprünglich deutsche anzusehen uns gewöhnt haben, weil ihre Abstammung nicht mehr so deutlich sichtbar ist, wie etwa bei „Fenster“ vom lateinischen fenestra ꝛc. Derartige Ausdrücke gehören überhaupt gar nicht hieher, denn sie sind ja nur die völlig durchsichtig gebliebene Verwandlung oder eigentlich blos Verwendung von Fremdwörtern, die man als solche gleich auf den ersten Blick erkennt und deren es bekanntlich im Deutschen eine

unzählige Menge giebt. Schwerer dürfte dieser Nachweis bei einzelnen Ausdrücken sein, die zwar ächt deutsch lauten, es aber doch nicht sind, wie z. B. Kartoffel; entstanden aus dem italienischen tartufoli = Trüffelchen; daraus wurde dann Artoffel, Ertoffel, Erdäpfel. Dagegen ist der Namensbruder der Kartoffel, die also auch ihrem sprachlichen, nicht blos ihrem örtlichen Ursprung nach, das wohlthätige „Mädchen aus der Fremde" mit seinen manchfaltigen Gaben für alle bleibt, nämlich der Pantoffel durch und durch ein Deutscher, der mit dem Griechengott Pan, der selber niemals ein Pantoffelheld war, nur den Anlaut gemein hat, in Wahrheit aber aus Bandtafel, angebundener Sohle, Sandale, zusammengezogen ist. Ebenso wenig ist der Pedell der vornehmer klingende Name des gefürchteten Universitätsdieners, trotz der gelehrten Luft, in welcher er athmet, ein Lateiner und von pes (Fuß) abzuleiten, sondern vielmehr von bieten, entbieten, es ist also selbst seinem Titel nach nicht mehr, als sein deutscher Dorfkollege, der Büttel.

Lassen wir noch ein paar ähnliche Worte folgen: Die sogenannte Reitersalbe, ein vielgebrauchtes Heilmittel gegen Hautausschläge, ist keineswegs blos für Reiter bestimmt oder von ihnen erfunden, sondern ist die holländische Ruitzalve, also trotz aller sprichwörtlichen holländischen Reinlichkeit von etwas unsauberer Abkunft, nämlich eine Salbe gegen das Räudigsein; deßgleichen stammt der Bocksbeutel nicht vom Bock, sondern ist ursprünglich ein gleichfalls holländischer Schulsack, ein Booksbeutel, und das Kammertuch kommt nicht aus irgend welcher geheimnißvollen Kammer, sondern ebenfalls aus Holland, nämlich aus der alten niederländischen Stadt Kammerich (jetzt: Cambray), wo im Mittelalter ganz besonders feine Tücher fabrizirt wurden. Die Marketenderin hat zwar geschäftlich, nicht aber etymologisch mit den Marken (Geldstücken) zu thun, sondern ist nur die in's deutsche Sprachgewand eingekleidete italienische Händlerin, mercadante. Das Felleisen ist kein mit Fell überzogenes Eisen, sondern die Verdeutschung des französischen valise (spätlateinisch: valisia) = Koffer. Der Pfahlbürger lebt zwar allerdings gewöhnlich ruhig und gemüthlich in seinen vier Pfählen, stammt aber gleichwohl nicht aus den urdeutschen Pfahlbauten, sondern aus dem ebenfalls französischen foubourg (früher noch falbourg gesprochen) = Vorstadt, denn ohne Zweifel ist dieses französische Wort selbst wieder wie so viele andere aus dem Deutschen genommen, nämlich aus „Vorburg"; und so bleibt er also im letzten Grunde doch wieder ein guter Deutscher. Auch der schon so vielfach erklärte Fidibus scheint am natürlichsten aus dem französischen fil du bois = Holzfaden, Holzfaser entsprungen zu sein, wie wir ja auch die Abenteuer, die weder nothwendig alle am Abend passiren müssen, noch uns immer sehr theuer sind, den Franzosen, oder vielmehr der Französin, Frau Aventure (altfranzösisch: Avantiûre) zu verdanken haben, und ebenso den Skat (ein Kartenspiel) vom französischen: écart, früher escart gesprochen, abzuleiten ist.

Noch viel älteren Ursprungs ist die Armbrust, die freilich an die Brust gedrückt und mit dem Arm gehalten und gespannt wird, aber dennoch von keinem dieser beiden Körpertheile ihren Namen hat, sondern vom spätlateinischen arcubalista stammt (französisch: arquebusier), worin das lateinische arcus = Bogen und das griechische ballein = werfen zusammengeschmolzen sind. Dagegen brachten uns die neueren Italiener nicht blos die schmackhafte kernige Lambertsnuß, die nicht nach dem heiligen Lambertus, sondern nach der Lombardei in Oberitalien sich nennt, sondern auch das zierliche Murmelthier, das nicht nach seinem Gemurmel so heißt, sondern nach seinem italienischen Namen murmenti (französisch: mourmentier), zusammengezogen aus dem lateinischen mus montis = Bergmaus. Der etwas plumpere Vielfraß hat allerdings einen ziemlich starken Appetit, ist aber in Wahrheit ein schwedischer Fiöll-frâs, d. h. ein Felsoder Bergfrettchen; der Mutterkrebs ist nicht eine Krebsmutter, sondern eine Krebsart, die ihre Schaale wechselt, vom lateinischen mutare, das auch im deutschen Worte „sich maußern" (bei den Vögeln) noch nachklingt; und endlich der Kater im schlimmen Sinn, (d. h. der Katzenjammer) kommt weder vom „gestiefelten Kater", noch von des weinkundigen Scheffel's liederreichem „Kater Hiddigeigei" her, noch stammt er überhaupt von den durstigen Deutschen, sondern ist ein einfacher blos etwas verdorbener Katarrh (vom griechischen katarrhein = herabfließen).

Es giebt nun aber auch Worte, die aus ursprünglich deutschen Wurzeln entstanden sind, deren Sinn man aber allmählich nicht mehr verstand und daher den bloßen Gleichklang nach irgend einen beliebigen Sinn oder auch Unsinn dafür unterschob. Hieher gehört der Weichselzopf, eine eigenthümliche Verfilzung der Haare, namentlich bei Frauen, und allerdings bei den unsauberen Polaken in den Sumpfländern der Weichselniederung besonders häufig vorkommend; dennoch ist das Wort nicht etwa von dem Namen dieses Flusses abzuleiten, sondern ist dämonischen Ursprungs, sofern die Entstehung und Verbreitung jener Krankheit der Kopfhaut in den alten Zeiten finsteren Aberglaubens den Wichteln (Kobolden) schuldgegeben wurde. Dagegen kommt der sog. Hexenschuß nicht von den Hexen her, sondern von der Hechse = Flechse, Sehne, und Göthes Erlkönig, beiläufig gesagt, nicht von den säuselnden, geheimnißvoll und unheimlich flüsternden, dunkelschattigen Erlen am leise murmelnden, gespenstig hinrauschenden Bach, sondern vom dänischen eller konge = Elfenkönig, also mitten aus dem dämmerumwobenen, nebelhaft verschleierten Reiche der Volkspoesie. Diesem, d. h. der uralten Göttersage, gehört auch das wüthende Heer an, das seinen Namen nicht von seinem wüthenden Zorne, sondern von dem alten Kriegsgott Wôdan hat. Auch der Wehrwolf (besser Wärwolf) gehört in dieses Gebiet, denn er ist nicht ein Wolf, gegen den man sich wehren müßte, sondern das Wort hängt zusammen mit dem althochdeutschen wër = dem lateinischen vir, Mann, Mensch; also ein fabelhaftes Ungeheuer, ein sogenannter Wolfsmensch. Derselbe Stamm liegt auch bei Wehrgeld zu Grunde, denn dieses ist kein Geld, um das man sich erst wehren muß, sondern bezeichnete im Mittelalter das Sühnegeld für die Tödtung eines Menschen, ja sogar bei dem Worte Welt, althochdeutsch: wërolt, zusammengezogen: werlt (englisch: world),

ursprünglich: Mannesalter, Zeitalter, Aeon. Wie wenig ist hier noch von dem alten Sinne des Wortes und seiner eigentlichen Bedeutung übrig geblieben!

Ganz ähnliche Mißverständnisse finden sich aber auch in Folge ganz derselben Ursache, nämlich des völligen Verschwunden- und Verlorenseins dieses ursprünglichen Wortsinnes, noch bei vielen anderen einzelnen Wörtern sowohl, als namentlich auch sprichwörtlich gewordenen Redensarten des Volksmundes. Dorthin gehört z. B. der Maulwurf, der ja nicht etwa die Erde mit dem Maule aufwirft, sondern vielmehr mit seinen eigenthümlich für diesen Zweck gebildeten schaufelförmigen Füßen, und eigentlich der Moltewerfer ist, Molte aber bedeutet soviel als: feine, staubartige Erde; hierher gehören Wendungen wie: Maulaffen feil haben, wobei es sich weit und breit nicht um feilgebotene Affen handelt, sondern nur um das heute noch im Plattdeutschen ganz gebräuchliche Wort apen = offen; es bezeichnet also einfach das Dastehen mit vor Verwunderung oder auch langer Weile und Mangel an Geistreichthum weitgeöffnetem Munde. Ebenso ist der Ausdruck: sein Schäfchen im Trockenen haben, völlig unverständlich, ja sogar geradezu sinnlos ohne die Erklärung seiner Entstehung aus dem gleichfalls niederdeutschen scäf = Schiffchen (englisch skiff), derselbe meint also jene Glücklichen, die sorglos nach wohlüberstandener Seefahrt ihr Fahrzeug an's Land ziehen können, und nun sich behaglich der wohlverdienten und sichern Ruhe überlassen dürfen.

Wie wenig man sich selbst bei ursprünglich deutschen Stämmen mehr des alten Sinnes bewußt und der früheren Bedeutung des Wortes mehr mächtig war, das zeigen in besonders auffallender Weise solche Worte, die in ihrem jetzigen Gebrauch sogar etwas gänzlich Verschiedenes von dem besagen, was sie einst ausdrückten, und zwar meistens etwas Schlechteres. So ist z. B. dumm noch im Nibelungenlied (thûmb) blos soviel, als unerfahren, also einfältig im guten, nicht im bösen Sinne des Wortes; Schimpf ist im Mittelhochdeutschen nicht etwa eine Entehrung, sondern blos ein völlig unschuldiger Scherz, wie die Zusammensetzung von Schimpf und Scherz oder Schimpf- und Glimpf beweist. Knecht und Magd waren vor Alters durchaus nicht die Bezeichnung irgend einer niedern, dienenden Stellung, sondern nur die der Stufe des blühenden Jugendalters: Magd (Maid) ist im Nibelungenliede noch z. B. der fast stehende Name der fürstlichen Heldenjungfrau und hochgeborenen Königstochter Chriemhild ("ein vil edel magedîn", d. i. Mägdelein), ja noch weit später der geweihte Name Marias, der jungfräulichen Gottesmutter und hohen Himmelskönigen; der Knecht aber (mittelhochdeutsch: knicht, englisch: knight) ist der Edelknabe, der jugendliche Ritter. Das Wort Leumund heißt nicht, wie man gewöhnlich sagt, soviel als: in der Leute Mund, und ist natürlich noch viel weniger von dem poetischen Leu (Löwe) abzuleiten, sondern vom althochdeutschen hliûma = Ohr, Gehör. Der schöne Wonnemonat Mai ist allerdings die Zeit der Wonne, des neuerwachten Lebens der Natur, mit Wiesengrün und Himmelblau, Sonnenschein und Blumenduft, Blüthenpracht und Vogelsang, mit „Lenz und Liebe und seliger, goldener Zeit," kommt aber dennoch nicht von Wonne her, sondern leider von dem viel prosaischeren wûnna, althochdeutsch: Wiese (so im Ludwigslied, wo der König mit seinem Bruder theilt: thia zâla wunniônô, d. i. die Zahl der Wiesen); dies stimmt auch ganz genau damit zusammen, daß ebenso die andern deutschen Monatsnamen, die ja bekanntlich schon von Karl dem Großen an die Stelle der früher gebrauchten lateinischen gesetzt wurden, also zu einer Zeit, wo man sicherlich von einem so abstrakten Begriffe, wie „Wonne," noch gar nichts wußte, vielfach von den in die betreffende Jahreszeit fallenden landwirthschaftlichen Arbeiten hergenommen sind, wie: Brachmonat (Juni), Heumonat (Juli), Erntemonat (August), Holzmonat (September), Weinmonat (Oktober).

Noch frappanter aber stellt sich die oben bezeichnete Erscheinung in solchen Worten dar, die nichts als Doppelzusammensetzungen sind, die, an sich völlig ungereimt, nur dadurch möglich waren, daß man den ursprünglichen Sinn der Stammsilbe gar nicht mehr kannte und ihre Bedeutung soweit aus dem Gesichtskreise verlor, daß man ein anderes Wort mit ganz gleichem Inhalt noch als gänzlich überflüssiges Anhängsel dazufügte. So entstanden Zwillingsworte, oder eigentlich Wortzwillinge, unter denen wohl der Lintwurm eines der bekanntesten ist; derselbe ist nämlich nicht etwa ein Lindwurm, weder wegen seines linden Wesens, noch wegen seiner Wohnung auf oder unter den Linden, dem alten heiligen Baum der Germanen, sondern stammt von dem alten Worte lint ab, das bereits Wurm oder eigentlich Schlange bedeutet (in der nordischen Götterlehre Islands und Skandinaviens, wo sie bekanntlich eine sehr hervorragende Rolle spielt, linnur oder linr genannt). Aber auch der Winthund ist kein Windhund wegen seines windschnellen Laufes, sondern sein Name kommt von dem mittelhochdeutschen Worte wint her, der allgemeinen Bezeichnung für alle Hunde überhaupt, wobei denn die einzelnen Abarten dieses Gattungsbegriffs wieder besonders unterschieden wurden, so z. B. der Haswint = Hasenhund, oder vielleicht auch Hatzhund, Beizwint, der bei der Falkenjagd und Reiherbeize zum Aufjagen der Vögel benützte Jagd- oder Hühnerhund u. s. w. Deßgleichen hat auch der Maulesel bekanntlich nicht vom Maule, sondern von mulus seinen Namen, was bereits einen Esel bedeutet, wenn auch einen lateinischen. Ebenso ist das Sprichwort (so noch bei Luther richtig geschrieben, nicht: Spruchwort) nicht von Spruch, sondern von Sprechen abzuleiten, nämlich von dem alten Wort sprike, d. i. Sprache, Rede, es wäre also genau genommen ein „Wortwort", wie auch der Schalksknecht eigentlich nur ein „Knechtknecht" ist, denn im Mittelhochdeutschen ist Schalk soviel als Knecht, vergl. Marschalk (nicht von „Marsch" abzuleiten), d. i. Pferdeknecht, von mâre, Mähre, Stute. Desselben Wortes haben sich dann aber auch die Franzosen wieder bemächtigt und aus dem Pferdeknecht mit einer namhaften Standeserhöhung einen Marschall gemacht; wie sie denn überhaupt uns Deutschen nicht blos Land und Leute, sondern auch manche Wurzeln und Wörter abgenommen und für sich zurecht gemacht haben, z. B. außer dem schon oben genannten Faubourg auch den Boulevard

(Bollwerk), den Fauteuil (Faltstuhl), die Lorgnette vom deutschen Stamme lüren (lauern), d. i. scharf sehen, den Balkon (von Balken), ja sogar den Marquis von Marke (Landesgrenze). Zur schuldigen Danksagung hat übrigens der Soldatenwitz der deutschen Truppen im siegreichen Feldzuge von 1870 auf 71 diese Uebelthaten reichlich vergolten: er machte bekanntlich aus der Riesenschanze auf dem Mont Valerien bei Paris den ganz unschuldig klingenden „Onkel Baldrian“, aus der von den Franzosen glänzend verlorenen Schlacht von Mars la Toure sehr bezeichnend die Niederlage von „Marsch retour!“ und aus dem vielleicht etwas zu wohlbeleibten General Frossard gar vollends einen „Freßsack“.

Es sei uns gestattet, dieser Auswahl von Beispielen, die keineswegs eine vollständige Aufzählung aller möglichen und wirklichen Fälle überhaupt sein soll, noch mit einem besonders eklatanten Muster, einem wahren Monstrum von Wortbildung abzuschließen, nämlich mit dem heilsamen Pflänzchen Tausendguldenkraut. Der botanische Name dieser Arzneipflanze ist Herba Centauria, nach dem kräuterkundigen Centauren Chiron so genannt. Dies wurde dann zuerst verwechselt mit dem lateinischen centum auri, d. i. hundert Goldstücke, und dann dieses endlich wieder, und zwar schlauerweise noch mit zehn multiplizirt, in's Deutsche übersetzt. Wenn wir unsere Worte, die nicht blos die Gewänder, sondern auch die Hervorbringungen unserer Gedanken sind, mit Recht die Kinder unseres Geistes nennen dürfen, so giebt es also auch unter dieser Kinderwelt, wie wir gesehen haben, gar mancherlei Klassen: bloße Stiefkinder, die gleichsam nur von der Einen Seite her mit der deutschen Sprache verwandt sind; Findelkinder aus der Fremde, wo nicht gar Wechselbälge, die aber doch nach und nach wenigstens noch zu Adoptivkindern des deutschen Volksgeistes wurden, und sogar arme verkrüppelte Mißgeburten, an denen sich fast dieselben Fehlbildungen und Doppelbildungen auf geistigem Gebiete zu wiederholen scheinen, die uns in gottlob! viel selteneren Ausnahmen auch auf dem leiblichen begegnen.

Ein „Königischer“ unter den deutschen Methodisten.

Es war im Jahre 1851, als Herzog Paul von Württemberg, ein Neffe des damaligen Königs von Württemberg, als Naturforscher in Amerika reiste, und durch den damaligen lutherischen Prediger Sp., der in Deutschland des Herzogs Kammerdiener war, nach Mascoutah, St. Clair County, Jll., kam. Das deutsche Wesen der dort lebenden Bayern zog den Herzog an, und er nahm für einige Jahre seinen Aufenthalt bei einer unserer Familien, Br. A. Eisenmeyer. Hier nun zeigte er sich als ein heftiger Lutheraner gegen die Methodisten, und sagte oft abscheuliche Dinge.

Am Sonntag Abend, den 2. Juni 1851, kam der Herzog mit Br. E. zur Kirche. Es war gerade Vierteljährliche Versammlung, und Br. Ph. K., Vorst. Aeltester, predigte an jenem Abend über Joh. 3, 5—8 auf seine freie, entschiedene Weise. Er zeigte: 1) in was die Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste nicht besteht; 2) in was sie besteht; 3) die Früchte, und 4) die Nothwendigkeit derselben. Der Herzog nahm herzlichen Antheil an der Predigt, er konnte seinen Beifall nicht verbergen. Nachdem die Gemeinde mit dem Segen Gottes entlassen war, blieb Br. K. am Altar stehen, um die Masse Leute erst aus der Kirche hinauszulassen, bevor er selber ging. Unterdessen kam der Herzog mit Br. E. aus seinem Sitz heraus, statt aber nach der Kirchthür zu gehen, kam er zum Altar, faßte die rechte Hand des Predigers mit seinen Händen und wünschte diesem Glück und Gottes Segen zu seinem ferneren Wirken im Weinberge des Herrn. Der Prediger nahm in seiner Ueberraschung all seine Höflichkeit zusammen und dankte dem großen Manne für seine Freundlichkeit.

Vor der Kirchthür faßte der Herzog Br. E. am Arm und sagte: „Herr E., jetzt bin ich bekehrt. Dieser Mann führt in seinem Leben Niemand in's Papstthum.“ Der Herzog war so begeistert, daß er bis gegen Mitternacht aufblieb und von seiner bisherigen Blindheit und dem großen Wechsel sprach.

Mehr denn ein Jahr verging, ehe wir den Herzog wieder sahen; seine Forschungsreisen hatten ihn bis an das Felsengebirge gebracht, wo er beinahe in die mörderischen Hände der Indianer gefallen wäre. Aber Gott rettete ihn und er kam wieder nach seiner angenehmen stillen Heimath in Mascoutah, Jll. Es war am 5. September 1852, wo in dem schönen Walde von Ph. E. südlich vom Städtchen M. eine sogenannte Korbversammlung gehalten wurde; die Freunde hatten den Platz ganz wie bei Lagerversammlungen mit Bänken, Altar, Kanzel &c. zurecht gemacht. Die erste Predigt war gerade beendigt, als Herzog Paul mit einem seiner Freunde, einem Herrn Hoffmann, Kaufmann von New Orleans, ankam. Auch jetzt sprach wieder Br. K., und zwar nach Matth. 5, 6 über die Seligkeit der nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden. Beide in der Gesellschaft hochstehende Männer schienen ganz Ohr zu sein. Am Schluß der Predigt wurde eine Einladung zur Theilnahme der Feier des heiligen Abendmahls gegeben, und als die ersten Communikanten hervorkamen, war Herr Hoffmann einer davon. Es war dem feinen Herrn nicht zu viel, mit deutschen Methodisten an dem Altar zu knieen und den Opfertod Jesu zu feiern. Der Herzog zeigte, daß er auch kommen wollte, aber er war als ein schwerer alter Mann zu langsam, und der Altar war schon besetzt, bevor er kam. Das dritte Mal gelang es ihm, Platz am Altar zu finden, und während der feierlichen Handlung war der große Mann so ergriffen, daß die Thränen von seinen Augen auf die rauhe Bank flossen. Der Schreiber sah in seinem Leben viele Bußfertige am Betaltar, aber nie einen, der mehr zitterte am ganzen Leibe oder der mehr Thränen vergossen hätte, als dieser Herzog. Der heilige Sabbathtag verging unter dem Genuß der Segnungen des Evangeliums. Rev. J. S., damals Prediger in Belleville, Jll., und P. K. waren von der Familie A. E. zum Abendbrod eingeladen. Sie waren vor der Zeit da und hatten

die Ehre, eine Stunde im Kreise des Herzogs, Hrn. Hoffmann's und der Familie zuzubringen.

Nach dem Abendbrod entfernten sich beide Prediger, um rechtzeitig in der Kirche des Städtchens zu ihrem Abendgottesdienste zu sein. Der alte Herzog begleitete sie bis zur Hausthüre und sagte ungefähr Folgendes: „Meine Herren, Sie sind Repräsentanten Ihrer Kirche und als solche bitte ich Sie um Verzeihung; ich habe mich sehr schrecklich an Ihrer Kirche versündigt, ich habe ihr Dinge nachgejagt und Berichte nach Deutschland gesandt, wovon ich meinte es sei alles so, und jetzt sehe ich ein, wie blind und verkehrt ich war; ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich werde probiren alles gut zu machen, so weit ich kann. Meine Herren, betrachten Sie mich doch von heute an als Ihren intimen Freund." Trotz aller Ueberraschung der beiden Prediger zeigten sie doch Geistesgegenwart und antworteten dem Herzog auf eine herzliche und ihrem Stande gebührende Weise. Beide Herren hörten an jenem Abend J. S. predigen. Am nächsten Nachmittag reiste J. S. nach Haus und K. nach N. P. bei Nashville, Ill., um in der Woche dort Versammlungen zu halten. Nachdem beide fort waren, kam Pastor Sp. und besuchte den Herzog, wobei folgendes Gespräch geführt wurde. Herzog: „Pfarrer S., Sie müssen anders predigen, wie Sie bis jetzt gethan haben, Ihr Predigen ist nur Pfuscherei, da wird in Ihrem Leben kein Sünder dadurch erweckt; Sie müssen gerade predigen wie diese Methodisten-Prediger und gerade von der Leber weg dem Sünder sagen, daß er ohne von Neuem geboren zu sein, in die Hölle geht."

Der Ortspfarrer höchst erschrocken darüber sagte: „Herr Herzog, was soll denn das? Früher sagten Sie mir, ich sollte zu Zeiten über die Methodisten schimpfen, damit meine Glieder nicht zu ihnen gingen, und jetzt soll ich predigen wie die Methodisten-Prediger?"

Herzog: „Das habe ich auch; ich war eben so blind und wußte nicht besser, aber jetzt hat mir Gott die Augen aufgethan. Predigen Sie wie die Methodisten, und wenn Sie Ihre Gemeinde nicht gut besoldet, so beziehen Sie jährlich $50 von mir, so lange ich lebe, aber Sie müssen so predigen."

Was weiter mit dem Pfarrer dort vorfiel, will der Schreiber jetzt verschweigen, da es zu Niemandes Ruhm gereicht. Herzog Paul hatte noch länger seine Heimath bei dieser Familie, er schloß sich nie der Meth. Kirche an, sprach aber nie anders von ihr als „unsere Kirche", rühmte ihre Einrichtungen und betrachtete die biblischen Lehren wie durch eine Methodisten-Brille. Er verließ endlich sein angenehmes Heim dort, reiste, wie man sagt, nach Indien, China und nach seiner Heimath in Deutschland und starb bald darnach. Gott gebe, daß wir ihn unter den Seligen im Paradiese finden.

„**Nur Ein einziges mal** habe ich mich über mein trauiges Schicksal beklagt," sagte ein armer alter Mann, „und das war damals, als ich barfuß gehen mußte, weil ich kein Geld hatte, mir ein Paar Schuhe zu kaufen. Da begegnete mir aber ein Mann, der seine beiden Beine verloren hatte, und ich war wieder zufrieden mit meinem Loos."

Der Jäger und die Nachtigall.

Zur Abendzeit ging ein Jägersmann seitwärts von seinem Hofe hinweg. Er schlug den Weg zu der Stelle des Waldes ein, wo er eine Vogelschlinge aufgeknüpft hatte. Da hörte er's von weitem so lieblich singen. Es waren Trauertöne, welche eine Nachtigall sang.

„Ach, Jägersmann, mach' mich von der Schlinge frei!" sang sie.

„Das will ich wohl!" antwortete der Jägersmann; „wie brächte ich dich sonst in den Käfig, der bei mir in der Stube steht?"

Da sang die Nachtigall noch trauriger und bat ihn, ihr das Fliegen im Walde wieder zu gestatten.

Dem Jägersmann aber kam das sehr thöricht vor. „Wozu hätte ich mir die Mühe gemacht? Ein Mann, wie ich, muß wissen, was er will, und was er will, das thut er auch. Du bist nun mein und sollst es bleiben!"

Da dachte die Nachtigall: „O weh, der böse Mann! Wie mag ich's bewirken, daß er mich frei läßt?" Und als der Jägersmann sie aus der Schlinge genommen hatte und vorsichtig vor sich her trug, fing sie an zu singen: „Ich will's nicht umsonst haben. Wenn du mich frei läßt, gebe ich dir drei Lehren, die dich glücklicher machen werden als sonst etwas, das du erwerben magst."

„Steht's so mit dir," sagte der Jägersmann, „dann wohl, sag' deine Lehren! Sind sie gut, so lasse ich dich frei."

Und das Vögelein sang ihm die drei Lehren: „Um Verlornes klage nicht; nach Unerreichbarem verlange nicht; an Unmögliches glaube nicht."

„Fürwahr," sagte der Jägersmann, „die Lehren sind gut." Und er wiederholte sie sich noch einmal: „Um Verlornes klage nicht; nach Unerreichbarem verlange nicht, und an Unmögliches glaube nicht." Dann sang er: „Flieg denn dahin!" Er öffnete die Hand, und die Nachtigall schwang sich in's hohe Gezweig des Busches, der zur Seite stand.

Kaum aber, daß sie dort saß, fing sie ein andres Lied zu singen an, ein Schalk- und Spottlied. „Du dummer Jägersmann, hättest du gewußt, daß ein Edelstein, so groß wie deine Faust in meinem Kropfe liegt, du hättest dich wohl besser besonnen."

Da kam der Aerger über den Jägersmann. Er griff nach dem Vöglein in die Höhe; er lief ihm nach, als es weiter flog; er schalt und drohte; er schrie laut zu dem Jägershof zurück, daß man ihm Bogen und Bolzen bringe; er sagte: „Ich finde dich wieder und vergelte dir's, wenn nicht heute, so morgen!"

„Haha," sang das Vöglein, und nun war es ein schelmisches Friedenslied. „Wie lange ist's her, daß du die drei Lehren gehört hast, und schon hast du sie alle vergessen! Du klagst — um Verlornes, verlangst — nach Unerreichbarem und glaubst an Unmögliches. Denn sieh doch, wie klein ich bin! ist's möglich, daß in meinem Kropfe ein Edelstein liegt, so groß wie deine Faust?"



Bulgarien.*)

Cramer.

Bulgarien ist das zwischen Donau und Balkan gelegene Gebiet, welches einen langen, verhältnißmäßig schmalen Streifen, von der Grenze Sibiriens bis zum schwarzen Meere reichend, bildet, und stellt sich im Allgemeinen als eine von der Donau allmählich zum Fuße des Gebirgs ansteigende, öde, baumlose, aber fruchtbare Terrasse dar. Diese zusammenhängende Hochfläche tritt mit Steilwänden an die Donau. Mit der Annäherung an das hohe Balkangebirge, welches sechs Längegrade von Westen nach Osten ziehend, Bulgarien von Thrakien oder Rumelien scheidet, verwandelt sich das Terrain in ein immer anmuthigeres Hügelland mit tief eingerissenen

*) Aus der Schrift: Die heutige Türkei. Zwei Bände. Band I.: Schilderung von Land und Leuten des Osmanischen Reiches in Europa, vor und nach dem Kriege von 1877—78. Herausgegeben von Fr. von Hellwald und L. C. Beck. Zweite verbesserte Auflage. Mit 120 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte. (478 Seiten.) Band II.: Schilderung von Land und Leuten des Osmanischen Reiches in Asien vor und nach dem Kriege von 1877—78, mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel. Herausgegeben von L. C. Beck. Mit gegen 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte. (496 Seiten.) Leipzig: Otto Spamer's Verlag.

Flüssen, welche aus den Schluchten des Balkan hervorbrechen und in nahezu gerader Richtung vom Süden nach Norden der Donau zueilen.

Bulgarien ist einer der reichsten und fruchtbarsten Landstriche der Illyrischen Halbinsel; mit Ausnahme der nackten Firnen des Balkan und einiger Sumpfgegenden der Dobrutscha ist es ein äußerst kulturfähiges Land. Freilich war hier bis zum letzten Kriege, wie überall unter dem Halbmonde, der Boden schlecht bevölkert und schlecht bebaut. Das offenbart sich hier dem Reisenden schon auf den ersten Anblick der Gegenden, die er durchzieht. Man kann auf gewissen Strecken oft tagelange Reisen machen, ohne eine menschliche Wohnung und ein bebautes Feld anzutreffen. In der Nähe der Ortschaften aber, vorzüglich in den Umgebungen der Städte und großen Dörfer, gewährt das Land durch seine Kultur überall einen erfreulichen Anblick.

Durch den Berliner Kongreß von 1878 wurde Bulgarien zu einem eigenen Fürstenthum geschaffen, welches zwar zur Pforte in dem Verhältnisse eines tributären Vasallenstaates steht, im Uebrigen aber ziemlicher Unabhängigkeit sich erfreut. Dieses neue Fürstenthum enthält beinahe 2,000,000 Einwohner. Dieselben sind aber jetzt nicht zufrieden mit der jetzigen Grenze ihres Fürstenthums; sie agitiren zu Gunsten der Erwerbung der Gebietstheile südlich vom Balkangebirge; und sollte die Türkei wieder in einen Krieg verwickelt werden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Nord- und Süd-Bulgaren sich noch einmal mit derselben schlagen werden, um ihre vereinigte Unabhängigkeit zu erreichen. Sie werden nicht ruhen, bis die 4,000,000 Bulgaren unter einer — ihrer eigenen — Regierung leben.

Die Bulgaren sind meistens ein ackerbautreibendes Volk. Neben dem auf der ganzen bulgarischen Donauterrasse üblichen Bau von Mais, Weizen, Hanf, Wein und Melonen werden auch noch Tabak, Seide und Rosen für Rosenöl kultivirt. „Aus dem Zustande der Bodenbebauung kann man den Schluß ziehen," so schreibt ein Herr Kanitz, der Bulgarien bereist hat, „daß die Bulgaren, was den Ackerbau betrifft, ein fleißiges und geschicktes Volk sein müssen. Das sind sie in der That; sie sind in dieser Hinsicht das fleißigste und geschickteste Volk der ganzen Balkaninsel. Sie haben auch noch eine andere Tugend: sie sind äußerst reinlich in ihrem Aeußeren, d. h. in ihrer Kleidung und ihrer Wohnung, sowie in ihrer Nahrung."

Man darf jedoch von diesem Sinn für Reinlichkeit im Aeußeren bei dem Bulgaren keineswegs einen Schluß ziehen auf Reinlichkeit im Innern, d. h. in seiner Gesinnung. Schon der Schädelbau und der Gesichtsausdruck wie die Körperhaltung des Bulgaren offenbaren uns auf den ersten Anblick, weß Geisteskind er ist. Er ist zwar nicht häßlich, sondern eher wohlgestaltet. Es liegt aber nichts Edles und Würdiges in seinem Auftreten. „Im Ausdruck des Gesichts liegt nichts Freimüthiges und Offenherziges, sondern in der Regel etwas Zurückhaltendes und Zaghaftes, und doch zugleich etwas Verschmitztes." Diese Charakterzüge sind wohl der langjährigen Türkenherrschaft zuzuschreiben, unter der das Volk Jahre lang geschmachtet hat. Eigennützigkeit verleitet es zum Geiz und zur Knauserei. Seine Sparsamkeit und Nüchternheit wurzeln in seinem Geize, und arten in kleinliche Uebervortheilung im Handel und Verkehr aus. Das überflüssige Geld wird in der Regel eingegraben. Das Anlegen des Geldes auf Zinsen ist nirgends in Gebrauch, und der Ort des vergrabenen Geldes wird den Erben nicht eher bekannt gemacht, als in dem letzten Augenblicke des Lebens. So kommt es vor, daß ein Mensch, der anscheinend nichts weiter besitzt, als seine armselige Lehm- oder Erdhütte, seine groben Kleider und den nöthigen Viehstand, Tausende von blanken Dukaten verborgen in der Erde liegen hat. Der Bulgare würde eher einen Finger abreißen, als daß er einen Armen unterstützen sollte, und es sei auch nur mit der geringsten Gabe. Daher giebt es nirgends Armen- und Krankenhäuser, und das Elend ist, wo es einmal Platz gegriffen, furchtbar.

Bei alledem thut sich aber der Bulgare viel darauf zu Gute, ein Christ zu sein. Er geht fleißig in die (griechisch-katholische) Kirche, macht viele, viele Kreuze, und versäumt es nie, sich und seine Familie vom Popen (Priester) segnen und mit geweihtem Wasser besprengen zu lassen. Fühlt der Bulgare die letzte Stunde seines Erdenwallens herankommen, so ergiebt er sich mit stoischer Resignation in das unabänderliche Schicksal. Der merkwürdige Fatalismus, der ihn durchs Leben führte, verläßt ihn auch im letzten Augenblicke nicht; weiß er doch, daß die Zurückgelassenen sein Andenken auch nach dem Tode ehren, sowie Leib und Seele es an nichts fehlen lassen werden, denn der Bulgare glaubt nicht nur an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern auch an ein physisches Weiterleben des Verstorbenen. Eine solche Vorstellung liegt wohl dem seltsamen Todtenmahle zu Grunde, welches gewiß aus der heidnischen Vorzeit stammt.

Das Familienleben ist bei den Bulgaren tief eingewurzelt. Die bulgarischen Ehen, gewöhnlich sehr fruchtbar, kommen auf eine sehr prosaische Weise zu Stande. Namentlich auf dem Lande üben die Eltern auf die Wahl des Mädchens den größten Einfluß. Physische Stärke und Arbeitsamkeit sind die Kardinaleigenschaften, welche gefordert werden. Die Verlobung und Vermählung gehen unter einer Reihe von Zeremonien vor sich, wobei der Nachweis von der Jungfräulichkeit der Braut keine unwichtige Rolle spielt. Ueberall wird der Moralität der bulgarischen Mädchen ein hoher Werth beigelegt, und sie wird im Allgemeinen sehr gerühmt. Desgleichen wird die eheliche Treue der Frauen gewöhnlich streng gefordert und bewahrt. Nur selten verheirathet sich eine Frau als Wittwe nochmals.

Fragt man nach der geistigen Bildung der Bulgaren, so wird man sich höchlich wundern über den Rückstand derselben gegen ihre äußere Politur. Bei den älteren Leuten ist in dieser Hinsicht gar nichts zu finden, es sei denn, daß sie von den jüngeren hin und wieder einen Brocken aufgeschnappt haben. Die jüngeren Leute nun können ein wenig französisch sprechen, doch haben sie es meistens nur gelernt wie der Papagei. Nur äußerst Wenige giebt es unter ihnen, die ein wenig Schulbildung genossen haben, sei es in Privatstunden bei Lehrern, die selber nicht viel wissen, oder in einer für

Menschen errichteten Dressuranstalt, wo weniger auf Bildung des Geistes als auf das mechanische Auswendiglernen gesehen wird. Die Ursache der Vernachlässigung der geistigen Bildung ist großentheils in der Unwissenheit des Dorfklerus zu suchen, der kaum des Lesens nothdürftig kundig ist. Der sogenannte höhere Klerus verachtet alles Bulgarenthum, strebt die bulgarische Messe zu gräzisiren und das Volk in Verkommenheit und Unwissenheit zu erhalten; dabei sucht er auch die Moral wenigstens bei den Frauen und Mädchen zu untergraben. Was daher eine Wohlthat sein könnte und sollte, wird oft zu namenloser Schaden. Wahrlich! eine Reformation ist der bulgarischen Kirche zu wünschen! Denn wenn man die ausführliche und höchst interessante Beschreibung über die Zustände in Bulgarien in dem oben angezeigten Buche (S. 249—310) liest, so muß einem jeden Philanthropen und Christen das Herz bluten ob der geistigen und religiösen Verwahrlosung jenes Volkes. Aecht christliche und tief fromme und gebildete Missionäre sind daselbst eine Nothwendigkeit. Die Lektüre dieses Werkes kann nicht verfehlen, in den Herzen der christlichen Leser den Missionsgeist zu wecken. Wer eine tiefere Einsicht in die traurigen Zustände der Länder und Völker der europäischen und asiatischen Türkei zu gewinnen wünscht, dem möchten wir dieses gediegene Werk bestens empfehlen.

Von einem Stärkeren erwischt.

Ein alter ehrwürdiger Prediger in Christiansfeld pflegte auf seinen Spaziergängen laut für sich und Andere zu beten. Er wählte gern einsame Gänge und Oerter, weil sie ihm bei seinem Umgang mit seinem Heiland die bequemsten schienen. Es war ihm ein erhebender Gedanke, daß Gottes Reich überall auf Erden blühen, und sein Wille auf Erden geschehen werde, wie im Himmel.

Die meisten Felder und Wiesen in der Nähe der Brüder-Gemeinde Christiansfeld in Schleswig-Holstein sind mit Hecken umgeben. Der Eingang besteht in einer Thür, die mit einem Schlagbaum große Aehnlichkeit hat. Eine solche Wiese in der Nähe von Christiansfeld war von den Einwohnern als ein Durchgang benutzt worden, und der Eigenthümer, ein benachbarter Bauer, beschloß, diesen nicht mehr zu gestatten und wählte dazu das Mittel der Gewalts-Ausübung auf seinem Grund und Boden. Er versteckte sich also zur Zeit des gewöhnlichen Spazierganges der Christiansfelder, mit einem tüchtigen Prügel bewaffnet, hinter seiner Hecke.

Er mochte nicht lange gelauert haben, siehe, da thut sich der Schlagbaum auf, und der ehrwürdige Prediger tritt ein. Die tiefe, ländliche Stille scheint einen angenehmen Eindruck auf ihn zu machen; er erhebt die Augen, faltet die Hände und geht betend in den Garten hinein, indem er laut und vernehmlich folgende Worte spricht: „O Du lieber Vater im Himmel, segne den Eigenthümer dieser schönen Besitzung, offenbare an ihm den Zug des Vater zu Deinem Sohn Jesu Christo, unserm Heiland, weil Dein heiliger Sohn auch für ihn am Kreuz gestorben ist und ihm Vergebung seiner Sünden erworben hat! Ja, lieber Heiland, laß ihn dereinst durch die Kraft Deines Versöhnungstodes eingehen in Dein Freudenreich, damit er mit uns, Deinen Erlöseten, Deinen heiligen Namen preisen könne!"

Kein Wort des würdigen Greises, der für ihn betet, entgeht dem Bauer, während er mit dem Prügel gegen ihn auf der Lauer steht. Er läßt den Prügel fallen; weiß nicht wie ihm geschieht, denn unwillkürlich fällt er auf seine Kniee nieder und bleibt lange Zeit in dieser Stellung. Als er aufsteht, will er dem Mann nacheilen, während Thränen über seine Backen fließen; aber still wie im Grabe ist es auf der Wiese. In tiefe Gedanken verloren kehrt er heim. Seine Frau, welche um sein Vorhaben wußte, fragt ihn: „Nun, hast Du Einen erwischt?"

„Ach, liebe Frau, denke Dir — da war Einer, aber der hat mich erwischt!"

Die Frau: „Aber wie so — Du konntest Dich ja wehren!"

Der Mann: „Ja, ja, der war stärker als ich, denn er hatte ganz andere Waffen.—Denke Dir— noch spät am Abend geht Einer über meine Wiese um das herzinnigste Gebet für mich zu thun, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da packte es mich wie mit Riesenfäusten und warf mich nieder vor Gott, denn ich bin ein großer Sünder! — Merkst Du was? Morgen gehe ich zum Pastor in Christiansfeld und frage ihn, wie man so werden kann wie der Greis, der über unsere Wiese ging und Du gehst mit mir!"

Als der Bauer am nächsten Morgen bei dem Prediger eintritt, ist er noch mehr erstaunt, den Mann selbst vor sich zu sehen, der gestern so eindringlich für ihn gebetet hatte. Das ist der Gottesmann selbst, sagte er zu seiner Frau, der war es, der betete für mich und also auch für Dich!

Der Prediger läßt Beide neben sich niedersetzen und erfährt nun von dem Mann, welche Wirkung ihn Gott erleben läßt von einem Gebet für seinen Nächsten, das er im Umgang mit Ihm, der sein Herz füllt, gebetet hatte und von dessen Liebe seine Zunge nie schweigen konnte.

Der Mann war gründlich erweckt worden, und auch auf die Frau machte dieser Vorfall einen heilsamen Eindruck, so daß Beide durch Lehre und Unterweisung dahin gewendet wurden, wo allein Hilfe und Erlösung ist vom ewigen Verderben, zu der Gnade in Jesu Christo, die durch Seinen Versöhnungstod allen Menschen, welche daran glauben, erworben worden ist.

Ist Ihnen mein Jesus auch bekannt?

Ein begabter und hochgestellter Mann, der aber dem Evangelium feind war, mißbrauchte seine Begabung und Stellung, um in öffentlichen Reden das Volk vom Evangelium abzuwenden. Ein frommer Geistlicher desselben Orts sah mit Schmerz diesem Treiben zu und rief in der Stille zum Herrn um Hilfe. Wie groß war daher seine Freude: als er ihn bald darauf eines Sonntags unter seinen

Zuhörern erblickte. Das Thema seiner Predigt war: „Das Evangelium und der Unglaube." Getrost und glaubensmuthig war sein Bekenntniß, erschütternd die Warnung vor dem Unglauben. Mit unverkennbarem Ernst folgte der ungewohnte Zuhörer der Predigt und — vom nächsten Sonntage an saß er regelmäßig auf demselben Platze. — Solche Erfahrungen sind ein groß Ding für einen Pastoren, und kann er keine Brücke schlagen zur Seelsorge, so legt er um so mehr seelsorgerischen Ernst in die Predigt. Aber siehe, eines Tages läßt sich jener Kirchenbesucher bei dem Pastoren melden, und als er in's Zimmer tritt, ist sein erstes, offenes Bekenntniß: „In Ihrer Kirche habe ich den Glauben an Christum und in ihm Frieden gefunden." Der Pastor, hochbeglückt, meint nun zu hören, wie das gepredigte Wort mehr und mehr Verständniß und Leben geweckt habe. Aber zu seinem Staunen berichtet der Gast: „Ihre Predigten interessirten mich, aber, offen gestanden, überzeugt haben sie mich nicht; Gott hat sich eines andern Werkzeuges bedient. Eines Morgens traf ich an der Thür mit einer Frau zusammen, die, von Alter gebeugt, kaum die Treppe hinaufzugehen vermochte. Ich nahm ihr den triefenden Regenschirm ab, bot ihr meinen Arm zur Stütze und schweigend gingen wir hinauf. Ihr gefurchtes Antlitz hatte einen Ausdruck der Sanftmuth und des Gottesfriedens, daß ich die Augen nicht von ihr wenden konnte. Plötzlich fragte sie mich in milder Freundlichkeit: „Ist Ihnen mein Jesus auch bekannt?" Ich hatte keine Antwort auf diese Frage, aber das Eis meines Herzens war gebrochen. Den Jesus, der die Quelle von Freud' und Friede in diesem hinwelkenden Leben war, — den wollte ich suchen, den bat ich, er möge sich auch mir offenbaren. Nun habe ich ihn gefunden, und ich mußte kommen und mein Glück Ihnen verkünden."

Und nun auch an dich, lieber Leser, die Frage: Ist mein Jesus auch dir bekannt?



's Herz wird nicht alt.

Ei seht den Großvater, den Winter im Haar,
Er spielt mit den Enkeln so fröhlich:
Ein Kind in der Kinderchen munterer Schaar,
Wie glänzen die Blicke so selig!
Längst sind ihm die Töne der Kindheit verhallt;
Ist froh, wie ein Kind noch; denn 's Herz wird nicht alt.

Und scherzet das liebliche Kind auf dem Schooß,
Gedenkt er entschwundener Zeiten,
Wie er und die Mutter, — o freudiges Loos!
An der Wiege des Säuglings sich freuten;
Und wie es das erste Gebetlein gelallt,
Sie hören es noch; denn 's Herz wird nicht alt.

Nun tritt er im Brautstaat mit seliger Lust
Und vergnügt zu der traulichen „Alten"
Und drückt sie so lieb-warm, so treu an die Brust,
Und küßt sie trotz Runzeln und Falten;
's ist heute ihr Brauttag! — Der Liebe Gewalt
Verjüngte sie Beide; denn—'s Herz wird nicht alt! —

Es schleichet ein Freund in den munteren Kreis,
Die Alten zu grüßen und ehren,
Großväterchen herzet ihn innig und weiß
Der Thränen sich nicht zu erwehren!
„Wo ist unsre Jugend, wie lang schon verhallt!"
Doch jung ist die Freundschaft; denn 's Herz wird nicht alt.

Und wenn der Großvater zur Kirche hingeht, —
Der Mutter gelingt das schon selten —,
Zu stammeln sein seliges Dankesgebet
Dem gütigen Schöpfer der Welten,
Ergreift sie ein Sehnen, und kommt er nicht bald,
So fühlt sie sich einsam; denn 's Herz wird nicht alt.

Die Jahre verrauschen, die Rosen verblüh'n,
Die Wangen erbleichen! — O lasset
Die Flamme der Liebe die Herzen durchglüh'n;
Wohl Denen, die treu sie umfasset,
Bewahrt uns der Freundschaft, der Liebe Gewalt,
Für's Alter die Jugend; denn 's Herz wird nicht alt! —



Sonntagschul-Lektionen.

Viertes Vierteljahr.

Sonntag, 2. Okt. 1881. 2 Mos. 35, 25—35.

Freiwilliges Geben.

Nachdem der durch die Abgötterei mit dem goldenen Kalb gebrochene Bund Gottes mit Israel wieder hergestellt war, schritt Mose zur Ausführung der Kap. 25 bis Kap. 31 empfangenen Befehle über den Bau des Heiligthums und seine Geräthe. Und zwar theilt er zuvörderst der versammelten Gemeinde das Sabbathsgebot mit, welches er durch die Bestimmung verschärft, daß am Sabbath nicht einmal ein Feuer in den Wohnungen angezündet werden soll (Kap. 35, 1—3). Sodann fordert er das Volk zur Darbringung von freiwilligen Beiträgen zum Bau der Stiftshütte auf und ladet die mit Einsicht und Geschicklichkeit Begabten zur Betheiligung an der Ausführung des Baues ein (V. 4—19). Dieser Aufforderung leistet das Volk mit nachahmungswerther Begeisterung und Opferwilligkeit Folge. „Es brachten beide, Mann und Weib, wer es williglich that, Hefte, Ohrenringe, Ringe und allerlei gülden Geräthe. Dazu brachte Jedermann (noch unverarbeitetes) Gold zur Opfergabe dem Herrn." Unsere Lektion bildet einen Theil der köstlichen Schilderung dieser Freudigkeit des Volkes, mit seinen Beiträgen den Bau der Stiftshütte zu fördern. Welch schneidenden Contrast zu dieser Opferfreudigkeit Israels bildet der Geiz mancher neutestamentlichen Gemeinden, wenn ähnliche Opfer zur Unterstützung des Predigtamtes, der Mission oder zur Errichtung einer Kirche von ihr gefordert werden!

I. Die freiwilligen Beiträge des Volkes. (V. 25 bis 29.) **V. 25 und 26.** Nach V. 22 haben die Weiber bereits ihr goldenes Geschmeide als Opfergabe dem Herrn dargebracht; aber sie sind damit nicht zufrieden, auch ihre Arbeit weihen sie gerne dem Herrn, insoweit sie irgend zur Förderung des Baues der Stiftshütte beitragen können. Hier konnte manche israelitische Frau, die keine goldenen Kleinodien zu bringen hatte, dem Herrn ihre Liebe und Opferfreudigkeit bezeugen. Und auf diese Opferfreudigkeit kommt es ja allein an, nicht auf die Größe der Gabe, nach menschlichem Maßstab gemessen. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Ohne diese „Fröhlichkeit" des Gebens sind die kostbarsten Gaben in Gottes Augen werthlos; mit derselben aber ist auch die kleinste Gabe, ist selbst ein Becher kalten Wassers, den wir einem Durstigen reichen, wohlgefällig vor dem Herrn. Diese Opferfreudigkeit giebt sich darin kund, daß wir das Werk des Herrn mit unseren Gaben wie mit unserer Arbeit unterstützen und zwar *nach unserem Vermögen und mit heiterem Sinn.* Die Frauen, welche es verstanden, *spannen mit ihren Händen und brachten das Garn von gelber Seide* (besser: blauem Byssus), *Scharlaken* u. s. w. Hieraus erhellt, daß die farbigen Zeuge schon am Faden oder in der Wolle gefärbt waren. Andere Weiber *spannen Ziegenhaare* für die oberen oder äußeren Teppiche der Stiftshütte. Auf der Sinaihalbinsel spinnen noch heute die Weiber aus Kameel- und Ziegenhaaren die Stoffe zu ihren Zelten und verarbeiten die Wolle für ihre Bekleidung. Auch das Weben war und ist noch vielfach unter den Arabern eine Arbeit der Frauen. Die Webereien für die Stiftshütte wurden jedoch von Männern ausgeführt, weniger wohl deßhalb, weil in Aegypten das Weben meist Geschäft der Männer war, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Gewebe zu den Teppichen und Vorhängen der Stiftshütte Kunstarbeiten waren, welche die Frauen nicht verstanden, die Männer aber in Aegypten, wo die Kunstweberei sehr ausgebildet war, erlernt hatten.

V. 27. 28. Die *Edelsteine* zu dem hohepriesterlichen Leibrock und die Spezereien zum Rauchwerk und Salböle wurden von den *Fürsten*, d. h. den Vornehmsten und Häuptern unter dem Volk, die solche Kostbarkeiten hatten, dargebracht. Der *Onyx* ist ein meergrüner oder bläulicher Edelstein, verwandt mit dem Smaragd. Er war der Schmuckstein des hohepriesterlichen Leibrocks auf den Schultern (2 Mos. 28, 19). Nach 1 Mos. 2, 12 war er einer der Schätze des Landes „Hevila". *Eingefaßte Steine.* Mit diesem Ausdruck werden im Allgemeinen die Edelsteine bezeichnet, mit welchen das Schulterkleid und das Brustschildlein des Hohenpriesters eingefaßt und verziert wurden. *Spezereien* heißen namentlich solche Produkte des Pflanzenreichs, die zur Verbreitung von Wohlgerüchen dienen; so verschiedene Ingredienzien zur Bereitung des heil. Rauchwerks und Salböls, zum Einbalsamiren der Leichname und zum Räuchern in den Häusern der Könige und Großen.

V. 29. Was *gemacht* werden sollte, das war geboten; was aber dazu *gebracht* wurde, das war der Freiwilligkeit überlassen. Die Kinder Israel nun hatten in Aegypten nicht nur alle die Kunstfertigkeiten sich angeeignet, die zur Ausführung des Baues der Stiftshütte nothwendig waren (1 Chronika 4, 14. 21. 23), sondern sie waren dort zum Theil auch reich und vermögend geworden und nicht leer von dannen ausgezogen (Kap. 12, 35 fg.). — Vieles von dem zum Bau erforderlichen Material aber ließ sich auch in der Wüste beschaffen, wie Dachsfelle und Akazienholz, oder von durchziehenden Karawanen einhandeln.

„Ein Jeglicher diene dem Herrn mit der Gabe, die er empfangen hat." Dies ist die allgemein giltige Regel für die Arbeit im Reiche Gottes. Hast du kein Geld, so hast du vielleicht Zeit und geistige und leibliche Kräfte, mit welchen du unter Umständen zum Aufbau des Reiches Gottes mitwirken kannst. Hast du keinen großen Wirkungskreis und kannst keine Thaten thun, welche die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen, so vermagst du doch im

engen Familien- oder Freundeskreise hier und da ein Saatkorn auszustreuen, das Früchte trägt für die Ewigkeit. Nur vergrabe dein Pfund nicht, thue etwas, thue was du kannst und der Herr wird dich nicht unbelohnt lassen.

II. Die göttliche Berufung der Hauptarbeiter. (V. 30—35.) Als bereits ein großer Theil des zum Bau der Stiftshütte nothwendigen Materials herbeigeschafft war, und Mose das Volk wiederum vor seinem Zelte versammelt hatte (V. 1), machte er den Versammelten bekannt, daß Gott zur Ausführung des Baues und allerlei Arbeiten als Werkmeister Bezaleel und Ahaliab berufen und mit seinem Geiste ausgerüstet habe. Diese sollten nicht nur die Pläne für die einzelnen Werke entwerfen, sondern auch Andere, d. h. Arbeiter, unterweisen, daß sie unter ihrer Aufsicht die einzelnen Gegenstände anfertigen. (Dies ist der Sinn von V. 34, welcher richtiger übersetzt lautet: „Auch die Lehrgabe hat er in sein Herz gegeben.") Die göttliche Berufung der Hauptarbeiter hatte den Zweck, allem Streit um den Vorrang bei dieser Arbeit vorzubeugen. Alle sollten den Anweisungen dieser Hauptwerkführer folgen und ihnen über ihre Arbeit Bericht erstatten. Denn Gott ist ein Gott der Ordnung und nicht der Willkür.

Bemerkenswerth sind folgende Punkte: 1) Die Männer, welche Gott namentlich zu dem Werke der Aufrichtung der Stiftshütte berief, erfüllte er mit seinem Geiste, um sie für ihren Beruf geschickt zu machen. Auch im irdischen Berufe empfangen wir Weisheit und Geschicklichkeit von oben herab als eine Gabe Gottes (Jak. 1, 17). Seiner Ehre und seinem Dienste sollten darum auch alle unsere Anlagen und Talente geweiht sein. Die Aufgabe des Bezaleel war eine außerordentliche, daher auch seine göttliche Geistesausrüstung. So wurden später auch die Apostel, welche Gott berufen hatte, die Hütte des neuen Testamentes aufzurichten, in besonderer Weise mit dem heiligen Geist gesalbt und mit Weisheit und Kraft aus der Höhe angethan. Giebt uns Gott ein Amt, so schenkt er auch den nöthigen Verstand dazu. 2) Bezaleel und Ahaliab sollten nicht nur Anderen ihre Arbeit anweisen, sondern auch selbst arbeiten in allerlei Werk. Reich begabte Menschen, welche fähig sind, Andere zu leiten und zu unterweisen, dürfen nicht denken, daß sie darum ein Recht haben, träge und unthätig zu sein. Es giebt viele Leute, die stets bereit sind, Anderen Arbeit anzuweisen, aber selbst mit keinem Finger die Last anregen mögen, welche sie Anderen auflegen. Solche Leute gehören zu den „faulen Knechten". 3) Bezaleel sollte nicht nur Anderen ihre Arbeit anweisen, sondern sie auch unterrichten. Wer herrscht und befiehlt, soll auch unterrichten und lehren. Hat Gott dir Weisheit und Verstand gegeben, so ist es deine Pflicht, deine Erkenntniß auch Anderen mitzutheilen. Du darfst die Gabe, welche dir Gott anvertraut hat, nicht für dich selbst behalten, sondern sollst sie zum Besten deiner Mitmenschen gebrauchen.

Disposition. Freiwillige Gaben für Gottes Reich.

1) Warum sollen wir für Gottes Reich geben?

a) Weil Gott es von uns fordert. Und er hat dazu ein Recht; denn wir sind ihm alles schuldig, von ihm haben wir selbst alles empfangen. Wir sind nur seine Haushalter.

b) Gott will sein Reich durch uns Menschen bauen. Was geschehen soll, das hat er uns gesagt. Aber er will, daß es durch uns geschehe und zwar freiwillig.

c) Alles Irdische ist vergänglich; Gottes Reich aber bleibt ewig. Was wir für Gottes Reich gethan und gegeben haben, das allein hat Werth für die Ewigkeit.

2) Wie sollen wir für Gottes Reich geben?

a) Nach unserem Vermögen, sei's viel oder wenig, Geld oder Arbeit.

b) Mit freudigem Herzen. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

c) Mit Gebet um Gottes Segen.

Sonntag, 9. Okt. 1881. 2 Mos. 40, 1—16.

Die Stiftshütte.

I. Die geweihte Stätte. (V. 1—11.) Nach Vollendung aller Arbeiten erging an Mose der Befehl von Gott, die Wohnung der Stiftshütte am ersten Tage des ersten Monats (Abib), im zweiten Jahre des Auszugs aufzurichten. Weil die Stiftshütte zunächst für die Zeit der Wanderung bestimmt war, war sie so gebaut, daß sie leicht abgebrochen und wieder aufgerichtet werden konnte. Durch einen köstlichen mit Cherubim durchwirkten Vorhang wurde sie in zwei Gemächer getheilt. Das innere Gemach oder das Allerheiligste war ein vollständiger Kubus von zehn Ellen.

V. 3. Hier (im Allerheiligsten) sollte die Lade des Zeugnisses aufgestellt werden. In dieser lagen die Gesetztafeln und ein Krüglein mit Manna, später auch Aarons blühender Mandelstab. Der Deckel der Bundeslade, welcher aus feinem Golde bestand und mit zwei Cherubsbildern geschmückt war, hieß Gnadenstuhl oder Sühnethron. Der Gnadenstuhl bildete den Thron Jehovahs, die symbolische Wohnstätte der Herrlichkeit des Herrn. Obwohl Gott hier als der Gnädige und Barmherzige erscheint, so ist doch auch in dieser Herablassung seine Herrlichkeit so groß, daß kein sündiger Mensch sie zu ertragen vermag, und selbst der Hohepriester (am großen Versöhnungstage) nur mit Rauchwerk und Opferblut hinzutreten darf. Der Gnadenstuhl ist errichtet auf der Lade, welche die Gesetztafeln, als die Urkunde des Bundes, umschließt. Hierdurch ist der Gedanke ausgedrückt, daß das gnädige Wohnen Gottes unter Israel durch die treue Bewahrung des Bundes bedingt sei. Alle Gnadenoffenbarungen Gottes an uns sind an Bedingungen geknüpft, welche wir zu erfüllen haben. — Vor die Lade sollte Mose den obenerwähnten Vorhang hängen, welcher das Heilige von dem Allerheiligsten trennte. Dieser Vorhang war's, der beim Tode Jesu zerriß von oben an bis unten aus.

V. 4. 5. Nicht mehr im Allerheiligsten, sondern

im Heiligen sollte der Schaubrodtisch aufgestellt werden. Auf diesem wurden mit deutlicher Beziehung auf die zwölf Stämme zwölf Brode ausgelegt, die jeden Sabbath erneuert werden mußten. Aus Joh. 6, 27, und 4, 32. 34 ersehen wir, daß nach der symbolischen Anschauung des hebräischen Alterthums die treue Ausrichtung des von Gott angewiesenen Berufs als ein Schaffen und Wirken geistlicher Speise angesehen wurde. In der Darbringung der Schaubrode sprachen also die Stämme Israels sinnbildlich ihre Bereitwilligkeit aus, nicht nur ihre Habe, sondern auch ihre leiblichen und geistigen Kräfte dem Herrn zu weihen. Außer dem Schaubrodtisch befand sich im Heiligen noch der goldene Leuchter und der Rauchaltar. In dem siebenarmigen goldenen Leuchter mit seinem Lichte sehen wir nach Sach. 4 und Offb. 1, 20 ein Bild des mit geistlicher Erkenntniß angethanen Volkes. Das Räuchern aber ist ein Sinnbild des Gebets (Offenbg. 5, 8; 8, 3; Jes. 6, 3. 4; 3 Mos. 16, 12. 13). Das bundestreue Israel ist ein Volk des Gebets.

V. 6. Im Vorhof sollte der Brandopferaltar aufgestellt werden. Der Opfernde brachte das Thier zur Stiftshütte, legte seine Hände auf dessen Kopf und übertrug dadurch sinnbildlich seine Schuld auf das Opferthier. Dann schlachtete er es selbst, um anzuzeigen, daß er mit seiner Sünde den Tod verdient habe, den das Thier für ihn erleide. Der Priester fing das Blut auf und sprengte es gegen den Brandopferaltar, auf welchem sodann auch das Thier als Repräsentant des Opfernden verbrannt wurde. Das Altarfeuer ist das Bild der Läuterung und Heiligung. So drückt der Opferbrand sinnbildlich die durch die Heiligung geläuterte Selbsthingabe des Opfernden an Jehova aus.

V. 7. Das Handfaß war ein kupferner Waschkessel auf kupfernem Gestell, zum Gebrauch der Priester bestimmt, welche jedesmal vor dem Opfer oder dem Eintritt in's Heiligthum Hände und Füße waschen mußten, „damit sie nicht sterben." Diese Ceremonie sollte sie stets daran erinnern, daß sie gereinigt von allen Befleckungen des täglichen Lebens vor dem Herrn erscheinen sollten.

V. 8. Der Vorhof, welcher die Stiftshütte auf allen Seiten umgab, wurde begrenzt durch 60 mit Umhängen verbundene Säulen; auch die Thür des Vorhofs wurde durch Umhänge gebildet.

V. 9—11. Die Salbung der Wohnung (Stiftshütte) und aller ihrer Einzelbestandtheile spricht es aus, daß der ganze Gottesdienst dieses Hauses ohne das Leben und Walten des heiligen Geistes werthlos ist. Der Unterschied zwischen „heilig" und „allerheiligst" kommt bei dem Heiligthum in zweifacher Hinsicht vor: 1) In Hinsicht auf den Herrn ist dasjenige allerheiligst, was ihm am nächsten steht und seinen eigentlichen Wohnort bildet, also der hinterste Raum der Hütte, heilig aber, was zwar unmittelbar davor sich befindet, aber doch durch einen Vorhang davon geschieden ist. 2) In Hinsicht auf das Volk muß dasjenige, was der Berührung durch Laien und also einer Entweihung am meisten ausgesetzt ist, am meisten geschützt oder hochheilig (allerheiligst) gemacht werden. Dies geschieht dadurch, daß wer den Ort oder Gegenstand anrührt, dadurch selbst heilig, d. h. besonderen sonst nur die Priester angehenden Verpflichtungen unterworfen wird (Kapitel 29, 37; 30, 29; 3 Mos. 6, 18). Was aber von Haus aus nur den Priestern zugänglich und daher vor Entweihung mehr geschützt ist, gilt in diesem Zusammenhang einfach als heilig.

II. Die geweihten Priester. (V. 12—16.) Die Weihe der Priester sollte nicht zugleich mit der Einweihung der Stiftshütte, sondern erst später an einem noch näher zu bestimmenden Tage, 3 Mos. 8, 1 ff., geschehen. Zum Dienst am Heiligthum waren übrigens nicht nur die Priester, sondern der ganze Stamm Levi bestimmt. Auch die Leviten wurden feierlich dem Herrn geweiht. Da sie, anstatt der Erstgeborenen, aus allen Stämmen des Herrn besonderes Eigenthum wurden, so wurde zuerst die Stellvertretung durch die Handauflegung der Aeltesten ausgedrückt, worauf sie dann dem Herrn gewebt, d. h. vor der Stiftshütte hin und hergeführt und dadurch geweiht wurden. Feierlicher und umständlicher war die Weihe der Priester, d. h. der Nachkommen Aarons.

V. 12. Aaron selbst stand als der erste und oberste Priester (Hohepriester) an der Spitze der Priesterschaft. Der Hohepriester war der Mittler zwischen Gott und dem Volke Israel; daher sollte sein Leben noch mehr als das der anderen Priester ununterbrochen die höchste Reinheit bewahren. Nach Aarons Tod wurde der Hohepriester aus seinen Nachkommen genommen. Aber diese Hohenpriester nach der Ordnung Aarons waren nur Vorbilder des ewigen Hohenpriesters, der da aufkommen sollte nach der Ordnung Melchisedeks, nämlich Christi. Die Einweihung des Hohenpriesters dauerte sieben Tage lang, und bestand in Waschungen, in Salbung mit köstlichem Oele, in Einkleidung mit dem Ornate und in Darbringung von Sünd-, Brand- und Dankopfern. Darnach erst trat er am achten Tage sein Amt mit einem feierlichen Opfer an. Der Ornat oder die Amtskleidung des Hohenpriesters bestand: 1) aus einer turbanartigen Kopfbedeckung, an welcher vorn eine dünne Goldplatte mit der Inschrift: „Dem Herrn geheiligt!" angebracht war (das Stirnblatt). 2) Ueber dem gewöhnlichen Priestergewand hatte der Hohepriester noch drei besondere Kleidungsstücke, welche er an hohen Festen trug. a) Das aus einem Stücke bestehende, ärmellose Oberkleid von dunkelblauer Farbe; dieses reichte bis zu den Füßen und war an seinem Saume mit goldenen Glöckchen und künstlich gefertigten Granatäpfeln besetzt. — b) Das Schulterkleid (Leibrock) war kürzer, aus Linnen, Goldfäden, Blau, Purpur und Scharlach gewoben. Es bestand aus zwei Stücken, die auf den Schultern mit zwei goldenen Haften, in welche zwei Onyxsteine eingefaßt waren, zusammengehalten wurden. Um die Lenden trug der Hohepriester einen Gürtel, welcher beide Blätter des Schulterkleides zusammenhielt. c) Das Brustschild, ein Stück Zeug von prächtigem Stoff in goldenen Rahmen gefaßt und mit zwölf Edelsteinen besetzt, auf welchen die Namen der zwölf Stämme standen. Der Hohepriester sollte die Namen die Söhne Israels auf seinem Herzen vor Gott tragen — ein Sinnbild der Fürbitte.

V. 14—16. Die Kleidung der gewöhnlichen Priester bestand: a) in einem langen, bis zu den Füßen reichenden weißlinnenen Rock; b) einer turbanartigen, weißleinenen Mütze (von der Form eines Helms); c) einem weißen Hüftkleid (Luther: Niedergewand), von der Brust bis zu den Knieen reichend; d) einem weißlinnenen, mit blauer und rother Wolle gestickten Gürtel (2 Mos. 39). Die weiße Dienstkleidung ist ein Sinnbild des Lichts und des Heils. Die Einweihung der Priester geschah mit Waschung des ganzen Leibes, Einkleidung in das Priestergewand und Salbung — nicht durch Ausgießung der Salbe auf den Kopf, wie beim Hohenpriester, sondern durch einfache Bestreichung der Hände; dann wurden Opfer dargebracht und mit dem Blut derselben theils der Altar, theils Ohr, Hand und Fuß der einzuweihenden Priester besprengt, worauf dann die Opfermahlzeit gehalten wurde. Die Besprengung von Ohr, Hand und Fuß zeigt an, daß die ganze Lebensthätigkeit des Priesters eine geheiligte sein soll. Die Weihe des Ohres bezieht sich auf ihre Verpflichtung, die Offenbarungen Gottes zu empfangen. Die Weihe der Hand weist auf die Pflicht hin, das von Gott Empfangene an das Volk auszutheilen, und die Weihe des Fußes bezeichnet die Heiligung ihres ganzen Wandels vor dem Herrn (vgl. 2 Mos. 29, 1—37).

Disposition. Der neue Bund im alten.

1) Die Stiftshütte ein Bild des neuen Bundes.

a) Im Vorhof stand der Brandopferaltar, auf welchem das Schuldopfer verbrannt wurde. So empfängt der Mensch beim Eintritt in das Gnadenreich Christi die Vergebung der Sünden durch den Glauben an das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug.

b) Im Heiligen befand sich der goldene Leuchter, der Brandopferaltar und der Schaubrodtisch. Erleuchtung des heiligen Geistes, Gebet und Fürbitte, ein dem Dienste Gottes geweihtes Leben sind die wesentlichen Bestandtheile der christlichen Heiligung.

c) Im Allerheiligsten war die Herrlichkeit Gottes selbst. Ein Bild des Himmels.

2) Die Priester des alten Bundes ein Bild der Christen.

Wie jene so sind auch diese dem Herrn geheiligt in Beziehung auf: a) Ohr, b) Hand, und c) Fuß.

Sonntag, 16. Okt. 1881. 3 Mos. 1, 1—14.

Das Brandopfer.

V. 1. Nachdem die Herrlichkeit des Herrn in einer Wolke in die aufgerichtete Stiftshütte eingezogen war, offenbarte sich Gott von dieser Stätte seiner Gnadengegenwart aus dem Mose, um durch ihn dem Volk seinen heiligen Willen kund zu thun. Die erste dieser Offenbarungen betraf die Opfer, in welchen Israel ihm nahen sollte, um seiner Gnade theilhaftig zu werden.

V. 2. Die Worte, mit welchen das Opfergesetz beginnt („Welcher unter euch" u. s. w.), setzen die Darbringung von Opfern als eine dem Volk längst bekannte Sitte voraus. In der That treffen wir sie auch schon bei den ersten Menschen (1 Mos. 4, 3 fg.), und dann bei den Patriarchen als Form des Gottesdienstes neben der Anrufung des Namens des Herrn. Der Herr erweitert und vervollständigt also nur diese von den Vätern ererbte Kultusform für sein Volk Israel. — Was ist denn aber eigentlich ein Opfer? Es ist, wie schon der Name sagt, eine Darbringung an Gott und zu seinem Dienste. Das erste Opfer geschah ohne Zweifel auf Gottes eigenen Befehl und unter seiner Anleitung noch am Tage des Sündenfalls (1 Mos. 3, 20) und war ein Brandopfer, das als blutiges Opfer zugleich dem Zweck der Sühne diente. Das Opferthier war während der Opferung Stellvertreter der Menschen und erlitt an Statt die Strafe, welche diese der göttlichen Drohung gemäß noch an demselben Tage hatten erleiden sollen. Streng genommen konnte das Opferthier freilich die Stelle des Menschen nicht vertreten; wohl aber war der rechte Stellvertreter schon verheißen, und auf diesen konnte es prophetisch hinweisen, sein stellvertretendes Leiden konnte es vorbildlich abschatten und dadurch schon die ersten Menschen in den Bereich der heilsamen Wirkungen des Todes Christi hineinziehen. Sodann aber mußte der Herr Adam und sein Weib auch — ehe er sie aus dem Paradiese entließ — zu völliger Hingabe an ihn verbinden, damit sie nicht in des Satans Gewalt verbleiben, sondern sein Eigenthum werden möchten. Darum verband sich mit der Schlachtung des Opfers die Verbrennung desselben mit Feuer, das dem Menschen ein völliges Aufgehen in Gott sinnbildlich vor Augen stellte und in ihm die Sehnsucht wecken sollte: „O, du tausend liebste Liebe, wenn doch nichts mehr von mir bliebe." Dem von Gott eingesetzten blutigen Opfer stellte der Mensch hernach aus eignem Antrieb noch Opfer von den Früchten des Feldes zur Seite, welche denn auch im mosaischen Gesetze ihre Bestätigung fanden.

V. 3. Als Opferthier konnte zum Brandopfer ein Rind oder Schaf (oder Ziege) jedoch männlichen Geschlechts, gebraucht werden; denn das männliche Geschlecht ist das vorzüglichere, und bei dieser wichtigsten Opfergattung kam es darauf an, daß etwas ganz Tüchtiges und Vollkommenes gewählt wurde, weßhalb das Opferthier auch ohne Wandel, d. h. ohne Gebrechen sein mußte. Für Arme war als Brandopfer auch ein Paar Turteltauben oder junge Tauben zulässig. Im Vorhof neben dem Brandopferaltar sollte das Thier geschlachtet werden.

V. 4. Bei der nun folgenden Schilderung der Opferhandlung ist als Opferthier (nach V. 3) ein Rind vorausgesetzt. Der Gebrauch der Handauflegung bezeichnet bei all den verschiedenen Handlungen, in welcher er vorkommt, immer eine Mittheilung dessen, was der Eine hat und der Andere von ihm bekommen soll. So überträgt der Opfernde von sich mittelst der Handauflegung auf das Opferthier die Schuld seiner Sünde, d. h. seine Verpflichtung zu sterben. „So wird es ihn versöhnen." Der Zweck der Opfer ist Versöhnung der Sünde. Die Sünde geht aus der Lust hervor, die Lust hat ihren Sitz und Ursprung in der Seele (Jak. 1, 14. 15),

und die Seele wohnt im Blute. So geht also die Sünde vom Blute aus. Gegen das Blut, als Sitz der Seele, wendet sich darum auch die Strafe. Der Tod ist der Sünde Sold. Das Opferthier erleidet nun stellvertretend für den Sünder den Tod und Gott nimmt diese Stellvertretung, die er selbst angeordnet hat, (im Hinblick auf die Stellvertretung Christi) als vollgültig an. „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung." Der im Hebräischen gebrauchte Ausdruck für „sühnen" (Luth.: „versöhnen") bedeutet eigentlich bedecken, zudecken und zwar im bildlichen Sinne. Was da bedeckt werden soll, ist das Gott Mißfällige, das seinen Zorn erregt und seine Strafe herausfordert, also die Sünde; sie ist es auch, wenn von einem Sühnen (versöhnen) der Person des Sünders die Rede ist — es soll eben die an ihm haftende Sünde zugedeckt werden, damit er vor Gottes Strafe geschützt sei. So hat Christus im neuen Testament unsere Sünden gesühnt und zugedeckt, theils durch seinen thätigen, theils durch seinen leidenden Gehorsam. Nun sieht Gott, indem er das Verdienst Christi uns zurechnet, nicht nur unsere Sünde an uns, sondern seines Sohnes Gerechtigkeit; unsere Sünde kann uns nun nicht mehr vor ihm verklagen und ihn zur Strafe herausfordern, denn die Strafe ist schon erduldet.

V. 5. Nachdem durch die Handauflegung das Opferthier zum Erleiden des Todes geweiht ist, erfolgt die Schlachtung des nicht über drei Jahre alten, fehlerlosen Stiers. Diese muß der Opfernde selbst übernehmen. Damit giebt er mittelbar sein eigenes Leben in den Tod dahin, indem er es sinnbildlich ausspricht, daß er selbst den Tod verdient habe. Da indessen die Stellvertretung überhaupt und besonders die Stellvertretung durch ein Thier nicht von selber die Kraft hat zu sühnen, so wird das frische Blut an den Altar als die Stätte des beim Opfer gegenwärtigen Gottes gebracht, auf daß der Herr es wirklich als Sühne gelten lassen und dem Opfernden um des geschlachteten Opfers willen seine Schuld vergebe. Dies geschieht in der Blutauffangung und Blutbesprengung, welche Handlungen jedoch selbstverständlich nicht mehr von dem Opfernden selbst, sondern von dem Vermittler der göttlichen Gnade, dem Priester, verrichtet werden müssen.

V. 6 — 9. Der in der Handauflegung und Schlachtung der Blutauffassung und Blutbesprengung sich vollziehende Sühnakt (V. 1—12) ist Grundlage für die nun (V. 6—9) folgende Darbringung des Opfers. Hat das Brandopfer die Bestimmung, die Hingabe des Menschen zu einem völligen und ungetheilten Eigenthum des Herrn sinnbildlich darzustellen, so muß zuvor der Mensch in ein Verhältniß zu Gott gesetzt sein, bei welchem überhaupt erst von einer Hingabe seiner Person an den Herrn die Rede sein kann, in das Verhältniß eines Versöhnten oder Gerechtfertigten. Der Akt der Darbringung nun zieht sich ebenfalls durch zwei Handlungen hindurch: auf die Seite des Opfernden die Zerstückung des Opferthiers, auf Seiten des Priesters die Besorgung des Opferbrandes. Weil es sich für den Opfernden um eine Dahingabe aller Leibes- und Seelenkräfte handelt, muß das Thier bis in's Einzelne zerlegt und zerstückt werden, und wie die äußeren, so müssen auch die inneren Theile für den Opferbrand zurecht gemacht, beziehungsweise gewaschen und gereinigt werden. Indem nun der Priester das Opfer auf das Holz des Altars legt, wird es dem Herrn zugeeignet. In dem Opferbrande selber aber nimmt es der Herr entgegen. Es bleiben bei diesem Brande die erdigen Bestandtheile zurück, die eigentliche Essenz dagegen steigt in feinster verklärter Leiblichkeit gen Himmel — ein Bild der auf die Rechtfertigung folgenden Läuterung und Heiligung. Die Verbrennung erfolgt nicht durch gewöhnliches, sondern durch heiliges Feuer, durch dasselbe, das bei Aarons erstem Opfer vom Herrn ausging (Kap. 9, 24.) und von da an stets auf dem Altar brennend erhalten wurde (Kap. 6, 12 ff.); denn die Kraft, die da läutert und heiligt, ist nicht die des eigenen menschlichen Eifers, sondern die Kraft des heiligen Geistes.

V. 10—13. Für das Brandopfer vom Kleinvieh, Schafen und Ziegen, gelten dieselben Vorschriften wie für das Rindopfer, so daß hier die Hauptbestimmungen wiederholt werden.

V. 14. Zum Brandopfer vom Geflügel sind zu nehmen Turteltauben oder junge Tauben. Von Alters her haben die Israeliten Tauben gezogen, und in Palästina giebt es sowohl Haus- als Feldtauben in großer Menge. Auch Turteltauben stellen sich als Zugvögel im Frühjahr in großen Zügen ein, so daß sie und die Feldtauben die gewöhnliche Fleischnahrung der Aermeren bilden mochten.

Disposition. Das vollkommene Opfer.

I. Christus, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt.

a) Ohne Fehl (sündlos);

b) für uns zur Söhnung;

c) dargebracht auf dem Altar des Kreuzes, den sein Blut besprengt;

d) verzehrt von der Opferflamme der göttlichen Strafgerechtigkeit.

II. Dieses freiwillige stellvertretende Opfer verbindet uns:

a) zur Dankbarkeit gegen ihn;

b) zur gläubigen und liebenden Hingabe an ihn; denn ohne diese hat die Stellvertretung keine Geltung.

Sonntag, 23. Okt. 1881. 3 Mos. 7, 11—18.

Das Dankopfer.

Das Dankopfer, welches auch Schlachtopfer, Heils-, Lob- oder Friedensopfer heißt, wurde in Verbindung mit andern Opfern entweder von Einzelnen oder vom ganzen Volke dargebracht. Drei Arten von Dankopfern werden unterschieden: Lobopfer, Gelübdeopfer und freiwillige Opfer. Es sind die drei möglichen Formen, in denen der Mensch in Bezug auf sein Wohlergehen oder Heil opfern kann: Lobpreisung und Danksagung für Erlebtes in der Vergangenheit; Zusage in Bezug auf Gewünschtes in der Zukunft und Ausdruck dankbarer Freude in der

Gegenwart. Bei der Opferung ist Darstellung des Thieres vor Jehova, Handauflegung, Schlachtung und Blutbesprengung gleich dem Verfahren beim Brandopfer. Die Verschiedenheit tritt erst ein bei der Verwendung des Fleisches. Es wurde nämlich ein Theil des Fleisches auf dem Brandopferaltar verbrannt, einen anderen erhielt der Priester, und ein dritter wurde zu einem fröhlichen Opfermahl verwandt, welches einen wesentlichen Bestandtheil bei allen Dankopfern bildete. Diese Opfermahlzeiten waren Liebesmahle, zu welchen auch Fremde, besonders Arme, beigezogen wurden, und bei deren Feier das Gefühl der empfangenen Gnade und der Freude im Herrn den Grundton bildete. Jehova wurde dabei als Gastgeber gedacht, an dessen Tisch der Opfernde aß, und mit dem er in eine geheimnißvolle Gemeinschaft eintrat (Psalm 22, 27).

V. 11—13. Die Dankopfer bestanden nicht nur aus einem blutigen Opfer, welches ein fehlloses Stück Rind- oder Kleinvieh männlichen oder weiblichen Geschlechts sein konnte, sondern es schloß auch noch ein Speiseopfer in sich. Dieses bestand beim Lobopfer nach V. 12 aus ungesäuerten mit Oel gekneteten Kuchen, aus Fladen, mit Oel bestrichen, und aus gerösteten Semmelkuchen mit Oel gemengt. Es sind dies Backwerke von den Kap. 2, 4—7 angeführten Sorten, also ein Speiseopfer von der ausgebildetsten Form, gleichwie das Lobopfer selbst unter den drei Dankopfern das höchste ist.

V. 14. 15. Diese Opfergabe soll der Opfernde „auf" oder besser: „sammt" Kuchen gesäuerten Brodes (gesäuerten runden Brodkuchen) darbringen und davon „einen von der ganzen Opfergabe", d. h. einen Kuchen von jeder der V. 12 genannten drei Arten als Gabe für Jehova darbringen, der dem Priester zufallen soll, welcher bei der Schlachtung des Opferthieres die Blutbesprengung und den Opferbrand besorgt hat. Von dem ungesäuerten Backwerk wurde nach Kap. 2, 9 ein Theil „zum Gedächtniß" auf dem Altar angezündet, obwohl dies hier nicht erwähnt ist. Von den gesäuerten Brodkuchen dagegen kam nichts auf den Altar (Kap. 2, 12); sie waren nur als Brod für die Opfermahlzeit bestimmt. In der Darbringung des Speisopfers wird vorgebildet, daß der Herr Früchte bei uns sehen will, daß ihn gleichsam hungert und dürstet nach geistlicher Speise (Matth. 21, 18), daß der Fleiß in guten Werken eine heilige Aufgabe des Volkes Gottes ist. Die Darbringung des Dankopfers war nicht gesetzlich geboten, sondern dem freien Willen des Einzelnen überlassen („Wollen sie ein Lobopfer thun"); nur dann wurde dasselbe gesetzlich gefordert, wenn sich Jemand durch ein Gelübde dazu verpflichtet hatte. Nicht als ob wir zu Gebet und Danksagung weniger verpflichtet wären, als zur Buße. Aber Gott überließ den Ausdruck der Dankbarkeit mehr dem freien Willen der Kinder Israel, als den Ausdruck ihres Schuldgefühls, damit ihr Dankopfer als freie Gabe um so reiner und ihm wohlgefälliger wäre. Zu den Schuld- und Sündopfern aber verpflichtete er sie, um sie stets aufs Neue an die Nothwendigkeit der großen Versöhnung durch Christum zu erinnern.

V. 16—18. Das Fleisch des Lobopfers (mit Ausnahme der Fetttheile, die verbrannt wurden, und der Webebrust und Hebeschulter, welche die Priester erhielten, V. 30. 32), soll am Tag der Darbringung des Opfers bei dem Opfermahle gegessen und nichts bis zum nächsten Morgen übrig gelassen werden; von dem Gelübde- und freiwilligen Opfer soll das Fleisch am Opfertage und dem Tage darauf gegessen werden. Was dann noch übrig bleibt, soll am dritten Tage verbrannt, durch Verbrennung vernichtet werden. Wenn am dritten Tage noch davon gegessen wird, gereicht es dem Darbringer nicht zum Wohlgefallen, d. h. sein Opfer ist Gott nicht angenehm; ja es wird sogar dem Herrn ein Greuel sein, und dem Ausrichter einer solchen Opfermahlzeit geradezu Gottes Mißfallen und Ungnade zuziehen. Das Verbrennen am dritten Tage wird vorgeschrieben nicht sowohl, um den Darbringer des Opfers zu nöthigen, die Armen am Mahle theilnehmen zu lassen, als vielmehr um der Gefahr der Entweihung der Opfermahle vorzubeugen. Das Opferfleisch war heilig und das Essen desselben am dritten Tage wird Kap. 19, 8 eine Entweihung des dem Herrn Geheiligten genannt und mit Ausrottung verpönt. Zur Entweihung des Heiligen aber wurde es dadurch, daß in warmen Ländern das Fleisch, wenn es nicht auf's Sorgfältigste und künstlich verwahrt wird, am zweiten Tage schon in Fäulniß überzugehen anfängt. In Fäulniß übergegangenes Fleisch essen wäre aber gleich dem Essen unreinen Aases. Aus diesem Grunde ist das Verbrennen vorgeschrieben.

Disposition. Das Dankopfer des Christen. Dieses besteht darin, daß sich der Christ mit allem, was er ist und hat, Gott zum Dienst und Eigenthum weiht. Es besteht also nicht blos in Worten, sondern auch in Thaten der Selbstverleugnung und in Gaben der Liebe.

1) Die Veranlassung zu diesem Dankopfer ist dieselbe, wie bei den alttestamentlichen Dankopfern: unerwartete Wohlthaten, erbetene Wohlthaten und gehoffte Wohlthaten Gottes.

2) Das Dankopfer des Christen muß freiwillig sein, d. h. dem tiefgefühlten Dank gegen Gott und der gläubigen Liebe zu ihm entspringen.

3) Es darf nicht durch selbstsüchtige Rücksichten entweiht werden, wie die Rücksicht auf irdische Vortheile, auf Menschenlob u. s. w. (vergl. Matth. 5, 46—48).

Sonntag, 30. Okt. 1881. 3 Mos. 10, 1—11.

Nadab und Abihu.

Kaum hat der Herr durch das Feuer vom Himmel (Kap. 9, 24) den Opferdienst Aarons und seiner Söhne als ihm wohlgefällig bestätigt, so muß er an den beiden älteren von diesen Söhnen, die das ihnen anvertraute Amt mißbrauchten, sich durch ein Strafgericht heiligen und vor allem Volk als den verherrlichen, der die Uebertretung seiner Gebote am wenigsten seinen Priestern ungestraft hingehen läßt.

I. Das göttliche Strafgericht. V. 1—7. **V. 1.** Nadab und Abihu brachten fremdes Feuer vor den Herrn, nämlich vor den Räuchopferaltar im Heiligen, das er ihnen nicht geboten hatte. Wodurch sie sich hiermit versündigten, das ist hier zunächst zu ermitteln. Einige Schriftausleger vermuthen, weil hernach V. 8 fg. den Priestern vor Besorgung ihrer Amtsgeschäfte Wein zu trinken verboten wird, Nadab und Abihu hätten sich im berauschten Zustande befunden. Dann sollten wir aber doch erwarten, daß dies als Grund ihrer Bestrafung angegeben oder wenigstens angedeutet wäre. Dies ist aber nicht der Fall; vielmehr weist der Ausdruck „fremdes Feuer" davon, daß Nadab und Abihu statt des Feuers vom Altar, anderes gewöhnliches Feuer, oder statt des 2 Mos. 30, 35 fg. verordneten Räuchwerks fremdes genommen hätten. Allein das Gebot zu Räuchwerk nur Feuer vom Altar zu verwenden (3 Mos. 16, 22), war damals noch gar nicht gegeben, und unerlaubtes Räuchwerk sich zu verschaffen, hatten sie kaum Zeit und Gelegenheit, da sie bei ihrem Unternehmen offenbar dem Impuls des Augenblicks folgten. Höchst wahrscheinlich ist daher die Auffassung richtig, daß Nadab und Abihu den Dankesjubel des Volkes im Uebermuth ihrer freudigen Aufregung mit einem Rauchopfer eigener Wahl zur Verherrlichung Gottes begleiten wollten, und so ein Rauchopfer nicht nur zur Unzeit („das der Herr ihnen nicht geboten hatte"), sondern auch nicht vom Altarfeuer bereitet, brachten und damit ihre Amtsbefugniß überschritten und die vom Gesetz ihnen gesetzten Schranken durchbrachen. Mißbrauch des Heiligen ist Geringschätzung Gottes, Empörung wider ihn und bringt Verderben und Gericht. Es ist ein gefährlich Ding, den Dienst Gottes nach seiner eigenen Willkür gestalten zu wollen. Wer nicht auf dem von Gott verordneten Wege selig werden will, der verscherzt sein ewiges Heil.

V. 2. Wohl noch ehe Nadab und Abihu in das Heilige eintraten, fuhr ein Feuer aus von dem Herrn (wahrscheinlich aus der Wolkensäule hervorbrechend) und tödtete sie. Das Feuer des heiligen Gottes, das soeben erst den Dienst Aarons als einen wohlgefälligen geheiligt hatte, gereicht seinen zwei ältesten Söhnen zum Verderben, weil sie Gott nicht gehorcht und einen eigenwilligen Gottesdienst unternommen hatten. So wird dasselbe Evangelium den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode. (2 Cor. 2, 16.)

V. 3. Moses deutet nun dem Aaron dieses Gottesgericht mit den Worten: Das ist's, das der Herr (bei der Einsetzung des Priesterthums) gesagt hat: Ich werde geheiligt werden u. s. w. Merke hier: 1. Wenn wir Gott anbeten, nahen wir ihm als Träger des geistlichen Priesterthums. Dieses Bewußtsein sollte uns mit heiliger Ehrfurcht erfüllen bei allen unseren gottesdienstlichen Handlungen. 2. Gott will geheiligt und vor allem Volk verherrlicht werden durch unsern pünktlichen Gehorsam. 3. Wenn Gott nicht durch uns geheiligt und verherrlicht wird, so wird er sich an uns verherrlichen durch seine Strafgerichte.

V. 4. Obgleich Aarons Herz mit Schmerz und Trauer erfüllt war, beugte er sich doch in stiller Ergebung unter das Gericht Gottes. Wenn Gott uns oder die Unsrigen um der Sünde willen straft, so dürfen wir nicht murren oder seine Gerechtigkeit in Zweifel ziehen; wir müssen uns vielmehr unter der göttlichen Strafe demüthigen und mit Eli sprechen: „Es ist der Herr, er thue was ihm wohlgefällt!" (1 Sam. 3, 17.) Dann wird uns die göttliche Züchtigung zum Heil gereichen. So erkannte Aaron durch sein Stillschweigen die Gerechtigkeit des göttlichen Strafgerichts an; er will lieber, daß seine Söhne umkommen, als daß der Name seines Gottes unter dem Volke entheiligt werde.

V. 4—7. Hierauf befahl Mose den Söhnen Usiels, Misael und Elzophan, Aarons Vettern, die Getödteten, ihre Brüder (Verwandten) von dem Angesicht des Heiligthums hinweg aus dem Lager hinauszutragen und — wie selbstverständlich zu ergänzen — dort zu beerdigen. Hinausgetragen wurden sie in ihren priestlichen Leibröcken, weil diese durch das Strafgericht mit entweiht waren. Hieraus folgt übrigens, daß das Feuer Jehovahs sie nicht verbrannt, sondern nur gleich einem Blitz getödtet hat. — Zugleich untersagte Mose dem Aaron und seinen übrig gebliebenen Söhnen Eleaser und Ithamar jedes Zeichen der Trauer über den Todesfall, namentlich das Umhergehen mit aufgelöstem unordentlich gehaltenem Haar und zerrissenem Kleide. Der Grund dieses Verbots ist nicht blos darin zu suchen, daß sie durch die Nähe der Leichen sich verunreinigt hätten, sondern hauptsächlich darin, daß jede Aeußerung des Schmerzes über diesen Todesfall eine Unzufriedenheit mit dem Gerichte Gottes bekundet haben würde. Dadurch hätten Aaron und seine Söhne nicht nur sich eine todeswürdige Strafe zugezogen, sondern auch über die Gemeinde den Zorn Gottes gebracht. (Kap. 4, 3.) Dem Volke wird die Trauer gestattet; denn das Volk steht nicht in so inniger Gemeinschaft mit Jehovah wie die geweihten Priester. Die sollen nicht aus der Thür der Stiftshütte hinausgehen (um sich an der Bestattung der Todten zu betheiligen), damit sie nicht sterben, weil das Salböl des Herrn auf ihnen ist. Das Salböl ist Sinnbild des heiligen Geistes, der als Geist des Lebens mit dem Tode nichts gemein hat.

II. Die göttliche Warnung. V. 8—11. Nun redet der Herr selbst noch mit Aaron, theils um das, was Mose gesagt, als sein eigen Wort zu bestätigen und fortzusetzen, theils um Aaron, der ihn geehrt hatte mit Gehorsam gegen Moses Wort, wieder zu ehren und ihn in seiner neu angetretenen hohepriesterlichen Würde anzuerkennen. Der Herr gebietet Aaron und seinen Söhnen nicht Wein und starkes Getränk zu trinken, wenn sie zur Stiftshütte kommen, um den Dienst dort zu verrichten. Dieses Gesetz, dessen Uebertretung mit dem Tode bedroht wird, soll als eine ewige Satzung aller Nachkommen Aarons gelten, damit sie zwischen dem Heiligen und Gemeinen, dem Reinen und Unreinen unterscheiden sollten. Gemein ist alles, was sich für das Heiligthum nicht eignet, auch das, was für den bürgerlichen Gebrauch und Genuß statthaft war oder als rein galt. Der Beweggrund, warum dieses Verbot gerade jetzt gegeben

wurde, scheint allerdings in dem V. 1 berichteten Ereignisse zu liegen, obschon sich daraus schwerlich schließen läßt, daß Nadab und Abihu das ungesetzliche Rauchopfer in trunkenem Zustande gebracht hatten. Der Zusammenhang zwischen ihrem Thun und diesem Verbot besteht nur in der Unbesonnenheit, welche die ruhige (nüchterne) und klare Ueberlegung zum richtigen Handeln verloren hat. Unser Gottesdienst soll ein „vernünftiger" sein, nicht das Ergebniß einer schwärmerischen Aufregung. Was die neben dem Wein erwähnten starken Getränke betrifft, so sind darunter keine destillirten Getränke oder Branntweine zu verstehen, wie erst die Araber in Folge des Weinverbots Muhameds sie erfunden und mit all den schrecklichen Verwüstungen, die sie anrichten, zu uns gebracht haben, sondern vielmehr künstliche Weine, die man aus Aepfeln, Datteln und anderen Früchten, namentlich Gerste, bereitete, also ähnliche Getränke wie unser Apfelwein und Bier.

Disposition. Wahrer und falscher Gottesdienst in der Christenheit.

I. Falscher Gottesdienst. Diesem liegt stets wie bei Nadab und Abihu ein Mangel an Nüchternheit des Geistes zu Grunde, sei's nun, daß dieser Mangel durch wissentlich gepflegte Sünden und Leidenschaften, oder durch krankhaft gesteigerte religiöse Aufregung hervorgerufen wird. Diese Verirrungen sind

1) Verirrungen in der Lehre, wobei meist die „innere Erleuchtung" über die objektiv gegebene Offenbarung gestellt wird. Man erklärt und verdreht das geoffenbarte Gotteswort nach eignem Gutdünken oder nach vorgefaßten Vorurtheilen, ohne sich dessen selbst klar bewußt zu werden.

2) Verirrungen im Leben. Schwärmerische Auffassungen der Bekehrung (fremdes Feuer), der Heiligung (falsche Askese, Mönchthum, pharisäische Ueberschätzung des Aeußerlichen bei Mißachtung der Forderungen der Liebe und Barmherzigkeit (1 Tim. 4, 3), der Kirche (Fanatismus, Intoleranz, Inquisition u. s. w.).

II. Wahrer Gottesdienst. Dieser charakterisirt sich durch geistliche Nüchternheit, und wird daher ein „vernünftiger Gottesdienst" genannt.

1) In Beziehung auf die Lehre gilt Gottes Wort als höchste Norm, unter welche sich der Christ in gläubiger Demuth beugt.

2) In Beziehung auf das Leben ist der Christ ferne davon, sich selbst Regeln und Gesetze vorschreiben zu wollen, die Gott ihm nicht geboten hat, oder sich in selbst erwählter Heiligkeit zu brüsten. Was Gott als seinen Willen kund gethan zu thun und dadurch dem Vorbilde Jesu ähnlich zu werden, das ist das Ziel, dem er mit Drangabe seines Eigenlebens nachstrebt.

Aus der Homiletik.

Textstudien.

Textstudie über Matthäus 9, 36—38 zu einer Missionspredigt.

Einleitung. Zeichnung der Situation nach V. 35: die helfende und rettende Liebesarbeit des Herrn in ihren Hauptzügen geschildert (das Lehren und Predigen mehr die geistige, innere Seite, das Heilen die äußere; leibliche, jener vorangestellt, denn es geht bei ihm nicht von außen nach innen, sondern umgekehrt). Gesammteindruck derselben: Er hat es alles wohlgemacht (Marc. 7, 37), dennoch blieb ihm und bleibt ihm noch heute viel zu thun übrig und wie er V. 37 zunächst seine Jünger zur Mitarbeit beruft, so gilt dieser Ruf zur Ernte auch uns allen, es ist ein Missionsruf und unser Text darum auch vorzugsweise ein Missionstext, der uns die Missionsfrage vorlegt:

Thema: Warum treiben wir Mission? Antwort: Es treibt uns zur Mission

1) die Noth und Schuld der Menschheit,
2) die Liebe und der Dank unseres Herzens,
3) das Vorbild und der Befehl unseres Meisters,
4) die Verheißung und Hoffnung des Erfolgs.

Zu 1 wäre zu zeigen:

a) die manchfache Noth der Menschheit; im Einzelnen durchzuführen an kurzen Bildern aus der äußeren und inneren Mission, die zeigen, an was es draußen bei den Heiden, aber oft auch mitten in äußerlich christlichen und kirchlichen Ländern und Völkern noch fehlt. Dazu geben im Text eine treffliche Handhabe die beiden Worte: verschmachtet, was mehr den Mangel an innerem Lebensgehalt, und zerstreut, was mehr den Verfall der äußeren Lebensgestalt der Kirche bezeichnet, dort wären mehr die manchfachen Schäden und Gebrechen des persönlichen, hier mehr die Mängel und Schäden des Gemeindelebens zur Sprache zu bringen. Aber alle diese verschiedenen Fehler weisen noch weiter und tiefer zurück, nämlich auf

b) die allgemeine Schuld der Menschheit: der allerschlimmste Fehler ist der, daß es nicht blos uns allen an vielem fehlt, sondern daß wir alle selbst es an viel fehlen lassen und vieles verfehlen. Die „Schafe, die keinen Hirten haben", sind in Wahrheit solche, die keinen Hirten wollen, ihn verschmäht haben, ihm aus der Zucht gelaufen sind x. Die Sünde die Quelle alles Elends. Allein je größer das Leid, desto größer muß auch das Mitleid sein; dies führt uns

Zu 2) War das bisher Genannte mehr das äußere Motiv zur Mission, so tritt ihm nun auch das innere ebenso stark zur Seite. Es ist ein

gewaltig ergreifendes Wort dieses „es jammerte ihn“, das uns tief hinein in die Seele des Menschensohnes blicken läßt und uns die verborgene Quelle aller seiner Worte und Thaten, die stille geheimnißvolle Wurzel seines ganzen Heilandswerkes zeigt, sein Heilandsherz. So auch bei uns; wer für die Mission oder in ihr etwas wirken will, muß ein Herz für sie haben, ein ganzes und volles Herz für sie mitbringen; voll wovon?

a) Von Liebe und herzlichem Mitgefühl mit den oben genannten Wunden, aus denen die gottentfremdete Menschheit blutet; aber auch

b) von Dankbarkeit gegen den barmherzigen Gott, der unsere Wunden geheilt hat; nur die Erfahrung bereits empfangener Hilfe macht uns willig und geschickt, auch Andern rechte und nachhaltige Hilfe zu bringen; nur der Gerettete kennt und übt das rechte Retteramt (vergl. Luk. 22, 32.). Diese rettende Liebe zeigt sich aber am höchsten und reinsten

3. in Christo selbst.

a) Er hat uns auch darinnen ein Vorbild gegeben, seinen Fußstapfen nachzufolgen. (Ausführung im Einzelnen: Was hat der Herr an deiner Seele gethan? Gehe hin und thue desgleichen vergl. das ganze Gleichniß vom barmherzigen Samariter, Luk. 11, 30—37, der alle einzelnen Züge dieses Vorbilds der rettenden Liebe zeigt: sein Mitgefühl, sein Trosteswort, sein Rettungswerk, die Selbstlosigkeit und Parteilosigkeit der rettenden Liebe u. s. w.)

b) Eben darum kann er aber auch uns das Mitarbeiten im Werke befehlen; nur als der, der selbst durch Leiden Gehorsam lernte, der sich selbst verzehrt und hingeopfert hat in diesen Thaten helfender und erbarmender Liebe, kann er solche Liebe auch von den Seinen, d. h. denen, die seines Geistes Kinder geworden sind, verlangen. (Daher auch die „Welt“ keine Missionserfolge aufzuweisen hat, weil dieser Missionsgeist der Selbstverläugnung ihr völlig fehlt.) Indessen geht der Missionsruf des Herrn hier nicht blos an solche, die selbst seine Mitarbeiter auf dem Missionsfeld werden wollen oder können, sondern an alle; er verlangt nicht von Allen: zieht selbst hinaus, sondern blos: bittet um Arbeiter in die Ernte des Herrn; zu jenem Selbstarbeiten gehört noch ein besonderer Beruf, auch besondere Begabung, Lebensführung &c., dies aber nämlich für die Mission, wenn nicht zu wirken, doch mindestens zu bitten und zu geben (worauf das große Bedürfniß nach vielen Arbeitern in dem weiten Saatfeld der Erde noch insbesondere hinweist) ist jedes Christen Pflicht.

4. Solches Bitten, Geben und Arbeiten ist aber nicht erfolglos, vielmehr

a) ist die Verheißung eines solchen Erfolges und zwar des besten und bleibendsten uns schon darin garantirt, daß es seine Ernte ist, worin er unseren Dienst benützen will, und dieser selbst nach dem obigen ein Dienst in seinem Geiste, also ein solcher sein wird, der am rechten Ort und auf die rechte Art geschieht; darum

b) dürfen wir unter dieser Bedingung, daß wir wirklich für den Herrn und sein Reich, in seinem Dienst und Sinn und in dem uns von ihm angewiesenen nicht selbsterwählten Berufe arbeiten, auch bestimmt und sicher auf seinen Segen zu unserer Arbeit hoffen und den Erfolg gewiß erwarten, was um so nöthiger ist, als nur in dem sicheren Erfolg und der gewissen Hoffnung derselben die Kraft und das Geheimniß eines gedeihlichen Wirkens liegt. Nur liegt darin leicht eine Gefahr, auf welche noch der Schluß aufmerksam zu machen hat, nämlich es darf kein falsches eigenmächtiges Erzwingenwollen des Erfolgs daraus werden; auch dies liegt in dem „bittet“ den Herrn der Ernte, daß man denselben ihm überläßt, dabei aber das Seinige thut mit treuem Fleiß, und getrost auf seine Hilfe wartet.

Andere Disposition zu demselben Thema: Warum treiben wir Mission?

1) Uns drängt die Noth gefallener Menschenseelen;
2) uns treibt das Herz, das sich's nicht wehren läßt;
3) uns zwingt das Wort mit unseres Herrn Befehlen;
4) uns lockt das Ziel, das große Erntefest.

Andere Behandlung desselben Textes: „Wie haben wir unsere Missionsfelder zu betrachten?“

1) Von Natur sind sie Leichenfelder der Sünde und des Todes, vergl. Ezech. 27.
2) Durch Gottes Gnade sollen sie Saatfelder seines Geistes und Lebens werden;
3) für uns bleiben sie hienieden stets Arbeitsfelder des Glaubens, der Geduld, der Liebe, der Hoffnung, der Selbstverläugnung; aber
4) einst dürfen wir sie sehen als Erntefelder himmlischen Segens. P. H.

Dispositionen:

Kleinere Predigtentwürfe über

1 Petri 2, 11—17:

Thema: Christen sind Pilger (V. 11). Darum sollen sie sein
frei von jedem irdischen Band (V. 11—12),
treu in jedem irdischen Stand (13—17).

1 Petri 3, 8—15:

Thema: Drei apostolische Mahnungen für unser rechtes Verhalten zum Nächsten. Es gilt
1) Liebe üben (V. 8).
2) Friede suchen (9—12).
3) Muth bewahren (13—15).

2 Tim. 1, 7:

Thema: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ Darum bedenket
a) Die Gabe des Geistes, die euch gegeben und
b) Die Aufgabe des Lebens, die euch gestellt ist.
oder: Das Leben im Geist.
a) Nicht ein harter Knechtesdienst,
b) sondern ein seliger Kindesdank.

Aphorismen.

Zu wem spricht der Prediger? Diese einfache Frage wird zuweilen und zwar oft gerade von geistlich gesinnten Männern auf eine unnatürliche und verkehrte Weise beantwortet. Sie sagen: man soll bei der Predigt mehr in sich und über sich zum Herrn, als auf die Gemeinde sehen. Die Ansicht ist, dem Prediger dadurch in die selige Gegenwart Gottes zu stellen. Gewiß eine gute Absicht an sich, aber so, wie sie ausgesprochen ist, höchst mißverständlich. Ganz ebenso falsch ist denn auch die andere Behauptung, beim Gebet habe man die Absicht, auf die Gemeinde zu wirken, während man doch gerade im Namen der Gemeinde zu Gott rede, also Ihn und das Gute im Auge behalten soll, und um das man ihn bittet. So verkehrt man in guter Absicht zwar, aber doch in unrichtiger Meinung das Gebet, und giebt ihm eine schiefe Richtung und Wirkung. Und ganz consequent will man dann beim Predigen, wo man doch im Namen Gottes zur Gemeinde reden soll, den Sinn von dieser weg und in sich selbst und über sich wenden, und giebt damit auch ihr eine schiefe Haltung und Fassung, hat also beide Theile des Gottesdienstes ihres richtigen Zieles beraubt. Denn die Absicht der Predigt ist keine andere und darf keine andere sein, als die Gemeinde durch Wort zu ihrem Heile zu führen und in demselben zu gründen und darum hat sie sich auch zur Gemeinde zu wenden, um die Seelen mit dem Wort zu fassen und zu halten. Dabei kann, so groß ist das Geheimniß des inwendigen Lebens, ein mächtiges Seufzen zu Gott um gnädiges Gelingen allerdings vorhanden und die Seele des Predigers kann und soll sogar vom Geist des Herrn gehoben, erleuchtet, getragen, geheiligt sein, voll Andacht und himmlischer Bewegung. Aber bei aller feiernden Ruhe in Gott und Erhebung zu Gott geht doch die eigentliche Tendenz der Predigt zunächst nur zur Gemeinde. W. Löhe.

Geberden gehören zur Beredsamkeit. Die Bücher geben mit großer Genauigkeit an, welche Stellung und Bewegung für diese oder jene Gemüthsbewegung und Gedankenschattirung paßt. Studire sie sorgfältig. Uebe sie, bis du sie meisterst; und dann vergiß, daß du dieselben je studirt hast, und laß sie kommen, ohne sie zu rufen, wenn du vor dem Volke stehst.

Deine Augen sollten zünden oder niederschlagen, deine Hand, Fuß und ganzer Körper sollte die rechte Stellung annehmen unter der unbewußten Leitung deines Gedankens und deiner Gefühle.

Nur beim gründlichsten Studium und Uebung scheinen die rechten Geberden am natürlichsten. Eine leichte Bewegung des Kopfes, eine Wendung der Hand, eine verständige Pause oder Miene, oder Wechsel der Fußstellung beleuchtet oftmals die Meinung einer Stelle und sendet dieselbe glühend in das Verständniß.

Während die Macht der Rede zwischen dem lärmenden Wortschwall und der Stumpfheit liegt, so liegt die Macht der Geberden zwischen Extremen. Der Künstler ist ein Herr, kein Sklave; er beherrscht seine Leidenschaften; er besitzt, — ist nicht besessen. Wie die Stimme, so sollten auch nicht die Geberden die Aufmerksamkeit des Zuhörer vom Gedanken und Gefühl des Predigers weglenken.

Ein Schauspieler muß sich prominent machen, ein Prediger nicht. Beider Gegenstände sind so weit von einander, als die Pole. Des Schauspielers Auditorium kommt, unterhalten, das des Predigers kommt, umgewandelt zu werden. O wie unaussprechlich ernst ist jede Wahrheit, daß der Prediger sich selbst aus dem Gesicht verlieren sollte! „Wir predigen nicht uns selbst.“ Corn.

Geschehene oder ungeschehene Frucht der Predigt. Merke wohl: Daß fortwährend ein Zeugniß abgelegt wird, den Nichtwollenden zur Nichtentschuldigung — den Suchenden zur Führung — dem Bekümmerten zum immer wiederkehrenden und immer zu erneuerndem Troste—den Gefundenen zur Stärkung, Weckung und Anregung und Erhaltung des auch nur geistigen Lebens—(gegen Verstarrung).— Daß Jesu Wort in steter Erfüllung bleibe: „Predigt das Evangelium aller Kreatur“ — „wird gepredigt werden zu einem Zeugniß über alle Völker.“ Bekehrung. — Minderung, Schwächung des Sündigens — Stärkung in der Furcht Gottes. — Daß den Redlichen Gelegenheit gegeben werde, woran sie erkennen können, wie ein tieferer Grund zu legen sei. — Augenblickliche Bewahrung vor bösem Vorhaben, das durch eine Predigt plötzlich gehindert werden kann. G. L. Block.

Du mußt praktischer werden, durch Geschichten, Gleichnisse, Sprüchwörter den Unterricht beleben; das treffliche Buch des seligen Caspari: „Geistliches und Weltliches zu einer volksthümlichen Auslegung des kleinen Katechismus Lutheri“ ist tüchtig auszubeuten; Hübners Erzählungen und andere Sammelwerke sind sehr nützlich. Allein um solche Sachen in wirksamer Weise zu verwenden, muß man selbst im wirklichen Leben des Volkes daheim sein, mit ameisenartigem Zusammentragen solcher Dinge ist lange nicht Alles gethan Ueberhaupt wenn wir einmal aus der Insektenwelt uns ein Vorbild für unsere Unterrichtsweise nehmen wollen, so würde ich vorschlagen, daß wir uns weder die Spinne, die Alles aus sich hervorspinnt, noch die Ameise, die Alles von Außen her zusammenträgt, sondern die Biene zum Muster nehmen, welche die beiden eben genannten Thätigkeiten in sich vereinigt.

Sorge stets, daß es deinen Zuhörern nicht geht wie jenen Spartanern, die zu dem Gesandten, der ihnen eine lange Rede gehalten hatte, sagten: „das Erste haben wir vergessen, und das Letzte wissen wir nicht mehr.“ So kommen die Leute vor lauter Erkenntnissen zu keiner Erkenntniß, vor lauter Einzelheiten vergeht ihnen so zu sagen das Gesicht, sie bekommen keinen einheitlichen Eindruck, keinen Ueberblick über das Ganze der Heilslehre.

Lavater's Ansicht über die Ordination Ungelehrter. Man trug sich im Jahr 1800 in Bern bei dem großen Mangel an Kandidaten des Predigtamts mit dem Gedanken, ungelehrte aber christliche Männer als Prediger, namentlich für abgelegene Berggemeinden, zu ordiniren.

Müslin hatte darüber Lavater's Ansicht verlangt.

Lavater antwortete in einem Briefe an Müslin vom 2. Dezember 1880 Folgendes:

In Ansehung der Ordination Ungelehrter habe ich nicht den mindesten Anstand, sie zu empfehlen, ja zu wünschen, wenn es nur brave, vernünftige, demüthige, bewährt christliche Männer sind, die man ordinirt.

Was hat uns unser Latein und Griechisch auf der Kanzel, am Sterbebett und auf dem Schaffot genützt?

Was die Ausspendung der Sacramente anbetrifft, was thut dazu die Gelehrsamkeit? Sahen sich die Apostel als eine gelehrte Gesellschaft an? Wählten sie Gelehrte als solche zu Bischöfen oder Dienern oder Sacramentmittheilern? War Johannes der Täufer ein Gelehrter? Darf nicht bei den Katholiken selbst, denen doch die Taufe noch viel heiliger ist als uns, ein jeder Vater, ja im Nothfalle die Hebamme taufen? Durfte nicht von Anfang jeder Hausvater das Osterlamm und nachher das Abendmahl austheilen? Bei uns gilt ja die priesterliche Weihung nichts. Also laßt uns ja jede Spur von Priesterlichkeitsanmaßung von uns entfernen, wenn nur Christus mit Weisheit, Kraft und Liebe verkündigt wird.

Soviel, Lieber, unter heißen bangen Schmerzen, die mich kaum athmen lassen.

Joh. Kaspar Lavater.

Schule und Erziehung.

Die Macht des Gesanges. Wie eine Strafarbeit sah ich diese mir aufgetragene und für sich interessante Arbeit an. Ich befand mich eben in ganz eigenthümlicher Lage; denn für's Erste war ich mir eines Vergehens bewußt, zu dem die Aufgabe in einem gewissen Verhältniß stand; zum Andern aber war ich völlig in Ungewißheit darüber, ob man mich unter meinen südwestlichen Amtskollegen als den hiezu Fähigsten betrachte, oder ob die Sache, klug berechnet, mich nöthigen sollte, mir selbst eine Ruthe zu schneiden und die eigene Haut zu geißeln. — — — Ich hatte am meisten Grund Letzteres zu glauben, ging daher, statt auf die Höhen, wo das Gehölz am zähesten wird, in das Thal, ganz dicht in meinem Geschäft und suchte nach einer einfachen Wünschelruthe und fand aus, daß ich klug gehandelt hatte, viel klüger und gerathener als damals; wo ich einer sehr schmeichelhaften (Verzeih', mein Freund!) Einladung im Dom zu predigen, Folge leistete. Ich lud sehr vorsichtig, wie ich meinte, eine große Kanone, pflanzte sie in beträchtlicher Höhe auf und machte—Fiasko—klägliches Fiasko.

Die „Südwestlichen", so hießen sie damals, befanden sich kurz zuvor, ehe mir jene Aufgabe ward, nebst einer ziemlichen Anzahl von Exkursionisten in dem großen und prachtvollen Salon „Andy Johnson's" in der besten Stimmung, denn es ging heimwärts und in der traulichsten Unterhaltung. Nur hie und da saß ein Einzelner und hielt nach genossenem, recht frugalem Mahle, wie's „Andy" immer gab, stille und ruhige Selbstschau. Selbst dem patriarchalisch aussehenden D. D., von weit über den Felsengebirgen, ging es ein Weilchen nicht besser, was ihm jedoch Niemand übel nahm, denn er hatte nicht nur ein paar Tage anstrengende Arbeit gerade vollendet, sondern fand es auch äußerst schwierig der ihm durchaus nicht geläufigen Sprache seiner deutschen "boys" zu folgen, verlor daher mit dem verlorenen Faden auch das Interesse und sank in Morpheus sanfte Arme. — — — Plötzlich jedoch fuhr er von seinem Sitz auf und nach einem Augenblick der Musterung der inmitten des Salons vorgenommenen Rüstungen für ein sogenanntes Tanzkränzchen, wandte er sich mit der vielsagenden Frage an die Collegen in Schwarz: Ob so viele Glieder des Johanniterordens es wohl zugeben wollten, daß etliche der Nachkömmlinge einer Herodias ihnen zum Leidwesen, wenn nicht gar zum Hohn, ihr schnödes Spiel da trieben? — Kaum war die Frage verhallt, da umstanden ein paar Dutzend der besten Sänger und Sängerinnen mit eben so vielen der beliebten Liebhardt'schen Psaltern und Harfen das dort befindliche, aus der berühmten Chickerings Fabrik stammende Piano, und so mächtig rauschten die Töne der Halle entlang, daß die Tänzer, ihre eigene Musik nicht hörend, ihren Takt verloren und sich zur Ruhe bequemen mußten. — Daß man aber den eigentlichen Leiter jenes fast dreistündigen Concerts durch das weitest verbreitete Blatt der großen Metropole des Südwestens, zum Glück ohne seinen Namen zu nennen, bitter tadelte und ihn einen Thoren schalt; daß auch sein eigenes ernüchtertes Urtheil ihn selbst darnach unrechter Motive bezichtete, da er doch meist nicht aus purer Gemüthlichkeit, sondern aus Trotz die edle Gesangesgabe geradezu gemißbraucht habe, das mag wohl den meisten jener Reisegesellschaft unbekannt sein. Und nun obendrein die unentweichbare, bestimmte Weisung: Du mußt in der großen Kathedrale und in der großen Metropole einen Vortrag halten über: Gesang.—Trotzdem aber, daß ich mich wie gepatscht fühlte, halte ich noch ein großes Stück auf den Gesang. Denn:

1. Ich kenne kein besseres Mittel, die zerstreuten Gedanken und Sinne einer Versammlung, gleichviel ob sie aus Erwachsenen oder aus Kindern besteht, zu sammeln, als den Gesang. Auch habe ich, nachdem ich alles Andere vergeblich versuchte, eine schläfrige Versammlung zur Andacht und zur Aufmerksamkeit zu führen, den schönsten Erfolg gehabt mit der Anstimmung eines in meinen Vortrag passenden Liederverses. Sah ich doch einmal ein halbes Dutzend Personen, die, fest in Schlaf versunken, kein Wort von der Predigt zu ihrem Heil gehört haben würden, beim plötzlichen Anstimmen eines bekannten Liedes, aufspringen, in vollem Ernste mit

einfallen und was mir am überraschendsten war: nachher nie wieder unter meiner Rede schliefen.

2. Es ist eine ungemein leichtere Sache, biblische Wahrheiten dem Gedächtniß, besonders beim Kinde, einzuprägen, wenn dieselben in Liederform abgefaßt sind, als wenn in Prosa. Die einfachsten Bibelverse, wie: Gott ist die Liebe, läßt mich erlösen. Ehe eine Klasse den nackten Vers halbwegs richtig lernt, singt eine andre ihr Lied aus voller Brust. Als Jüngling besuchte ich öfters eine Gesangschule, die in der Nähe meiner damaligen Heimath während ein paar Wintermonaten ins Leben gerufen worden war. Der Lehrer gab sich alle Mühe, den Schülern einige musikalische Grundregeln beizubringen, aber vergebens. Nach mehrmaliger Wiederholung derselben hielt er plötzlich inne, sann, mit der Hand vor der Stirne, ein paar Augenblicke und begann dann nach der Melodie des Yankee Doodle, sein: One sharp is the key of g, whilst 2 the key of d, sir und so fort. In weniger als fünf Minuten hatte die ganze Klasse nun die Sache erfaßt und behielt sie. Das Gleiche nahm ich wahr bei der Erlernung des Einmal Eins, welches eine Yankee school ma'm ihre Schüler nach derselben Melodie absingen ließ.

3. Es ist keinem Menschen möglich, seine Gefühle in nackter Prosa so an den Tag zu legen, wie dies im Liede möglich ist. Daher greifen wir Menschen auch in den verschiedenartigsten Lebenslagen immer nach einem entsprechenden Liede. Hier geben wir entweder den freudigsten Empfindungen der Seele einen Ausdruck im heiteren weithin klingenden Jubelchoral, oder wenn wir uns mit Sorgen überhäuft finden, singen wir leise das Paul Gerhardt'sche: „Befiehl Du Deine Wege“, oder müssen wir unsere Wege einsam ziehen von frisch aufgeworfenen Gräbern weg, wie so mancher unter uns, auch ich, wie natürlich dann das wehmüthige: Laß nur die Woge toben, Die an dein Schifflein schlägt, Dein Heiland sieht von oben, Was hier dein Herz bewegt, Was hier dein Herz bewegt.

4. Der Gesang ist ein überaus bequemes Mittel auf anderer Menschen Herzen einzuwirken. Ueberall können wir uns des Liedes bedienen, andere Herzen zu beeinflussen.—Singst du z. B. allein die Straße entlang und sprächest, wenn auch noch so bedachtsam, die wichtigsten Wahrheiten vor dich hin, so würdest du gar bald entweder als ein halb Verrückter oder als ein scheinheiliger Pharisäer gelten. Singend aber kannst du deine Wege gehen und Niemand findets außer Ordnung. Mein eigenes Herz wurde oft schon aus tiefer und schwerer Versuchung gerettet, wenn unerwartet von irgend woher und wenn's von eines Kindes Lippen war, das Lied erklang: O fürchte dich nicht, meine Seel'! oder: Muth, mein Bruder, strauchle nur nicht. — Doch Eins werde ich in meinem Leben nicht vergessen, was einmal ein Lied bewirkte. Ich muß es euch erzählen: Draußen, fünf Meilen von der Stadt Quincy entfernt, standen eines Montag Morgens, vor mehr denn zwanzig Jahren, ein paar noch nicht lange von Deutschland gekommene Arbeiter, eifrig beschäftigt mit der Zurichtung von Bauholz, so sich ihren so benöthigten Unterhalt in der damals so arbeits- und geldlosen Zeit zu sichern. Beide kümmerten sich Nichts um Religion. Die Kirche galt ihnen als eine Verdummungsanstalt und die Bibel als klug ersonnene Fabel, der Himmel als Phantom und Gott — nun irgend Etwas, das einen Menschen irgendwie erfreuen und beglücken kann, das ließen sie als Gott gelten. Mitunter bespöttelten sie auch wohl wieder eine jede Gottesidee. Die Woche standen sie an der Arbeit. Der Sonntag galt der Jagd. — Es mochte etwa 9 Uhr jenen Morgen gewesen sein, da fuhren, etwa 150 Schritte von diesen Arbeitern entfernt, zwei noch junge Männer in leichtem Gefährt von irgend einer Landbestellung aus der Stadt zu. Einer trieb, der Andere spielte auf einer großen Handharmonika und Beide sangen dazu auf tief feierliche Weise das alte deutsche Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Und wunderbar, gerade dort in jener Arbeiter Nähe, ohne diese sehen zu können, begannen sie dies ergreifende Lied, als wäre es nur für sie gemünzt gewesen. Der Jüngere der beiden Arbeiter ließ sofort, wie die sanften Töne des Instrumentes deutlich an sein Ohr schlugen, seine Axt sinken und machte den Aelteren auch darauf aufmerksam. Als nun aber die beiden Männerstimmen, in deutlicher Textaussprache mit einfallend, das wunderschöne Lied durch die Waldeinsamkeit erschallen ließen, da legte auch der Aeltere sein Beil nieder, nahm die Mütze vom Kopfe, faltete fast unbewußt die Hände und sang nach einer kleinen Weile selber mit: Wer Gott, dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut. Langsam verhallte das Lied jener Beiden in der Ferne. Da wandte sich der Aeltere der beiden Arbeiter an den Jüngeren und sprach: „Mein Sohn! Die Leute mit dem Glauben an Gott im Herzen sind doch weit — weit glücklicher als wir.“

Jener Morgen bezeichnete seitdem den Wendepunkt im Leben der Beiden. Sie leben Beide noch. Der Aeltere wartet schon mehrere Jahre auf seinen seligen Feierabend, etliche seiner Töchter ziehen an ihrer Männer Seite, nach Reisepredigers Art, durch die Welt und der Jüngere trat einige Jahre später auch als Bannerträger mit dem Motto „Alles meinem Herrn geweihet“ in der Prediger Reihen ein. Und wenn ihr mir's erlauben wollt, seine Persönlichkeit näher zu bezeichnen, so hört: Ich bin der Sohn.

O, so laß deine Lieder öfter, lauter und glaubensfreudiger durch die Welt schallen, du Volk des Herrn.

Johannes.

In Holland sind bekanntlich die Staatsschulen religionslos; mit diesem „Fortschritt“ ist aber die Bevölkerung nicht überall zufrieden. An mehreren Orten haben sich die mit bedeutenden Kosten errichteten Staatsschulen geleert, weil die Eltern, dem „neutralen“ Unterricht, bei welchem der Name Jesu Christi verpönt ist, abhold, ihre Kinder lieber in die freien, christlichen Schulen „mit der Bibel“ senden. Da an diesen Orten ein Bedürfniß für neutralen Elementarunterricht nicht mehr vorhanden ist, so ist die Aufhebung der dortigen Staatsschulen beantragt worden. (N. Ev. K. Ztg.)

Der ältere Berliner Jünglingsverein beging vor einiger Zeit sein 29. Jahresfest. Er stellte seit seinem Bestehen an Arbeitern für die Heidenmission 54, für innere Mission 26. Gewiß ein schönes Zeugniß für den in diesem Kreise gepflegten Geist.

Am Kamin.

Der König, der nie lacht. Unsere Vorfahren hatten von Alters her einen Spruch, der davon redet, wie anders der König als seine Ritter sich zu benehmen gewohnt ist. Er lautete folgendermaßen:

„Worte sparend, Gedanken bewahrend,
Und kühn zum Kampf ist der König;
Die Tapfern um ihn, die dem Tode entfliehn,
Laut labt sie die lustige Rede."

Einst war unter den Rittern, die den König umgaben, einer, der gewöhnlich der lustige Bruder genannt wurde. Ihm fehlte es nie an heiteren Einfällen, und man hörte ihn zu jeder Zeit gern. Die Späße machten aber mehr Eindruck auf die Ritter als auf den König. Da nahm sich der lustige Bruder einmal heraus, den König darüber zu befragen, warum er nie lache?

„Das werde ich dir gern sagen," antwortete der König.

Er befahl darauf, daß der lustige Bruder entkleidet würde, ließ alsdann vier Ritter sich um ihn stellen und diese ihre scharfen Speere so gegen seinen Leib richten, daß sie bei der geringsten Bewegung ihn ritzen mußten. „Nun", fragte der König, warum lachst du nicht?"

Und als dieser schwieg, fuhr der König fort: „Sieh, so geht es mir beständig. Vier scharfe Speere bedrohen ohne Unterlaß meine nackte Seele: die Furcht, daß ich einem meiner Unterthanen Unrecht thue; die Sorge, ob ich meinem Nachfolger das Erbtheil meiner Väter unbeschädigt hinterlasse; der Argwohn, daß die mich täuschen könnten, denen ich vertraue, und der Zweifel, ob ich Kraft genug habe, mein Amt zu verwalten."

In der Kirche zu Hermuthausen, einem Dorfe des Jaxtkreises in Württemberg, findet sich an einer Säule, welche die Empore trägt, mit der Jahreszahl 1741 folgende eigenthümliche Inschrift:

G. S. M. S. G.
S. S. E. S. S.
M. E. M. E. M.
S. S. E. S. S.
G. S. M. S. G.

Dieselbe ist von einem Verurtheilten ersonnen, der sich dadurch vom Tode errettete, und besteht aus den Anfangsbuchstaben folgender Sätze:

Gott sei mir Sünder gnädig!
So stirbt ein Sünder selig!
Mein einiger Mittler erlöse mich!
So stirbt ein Sünder selig!
Gott sei mir Sünder gnädig!

Die erste Zeile ergiebt sich beim Lesen in jeder Richtung, auch in der Diagonale, die übrigen Zeilen lassen sich senkrecht und wagrecht nach den Anfangsbuchstaben lesen.

Ein gelehriger Vogel. Der zu der Sperlingsfamilie gehörige Vogel Loxia ist in Indien sehr häufig. Er lernt gleich dem gelehrigsten Hunde apportiren, kommt auf den Ruf seines Herrn herbei und setzt sich ihm auf den Finger. Ebenso läßt er sich gleich den Tauben als Briefboten gebrauchen und lernt Briefchen aus einem Hause in das andere tragen. Der Instinkt des Loxia ist noch bewundernswerther als seine Gelehrigkeit. Aus Grashalmen webt er sich ein Nest in Gestalt einer Flasche, das wie aus Tuch gemacht aussieht. Der Eingang desselben ist von unten, um die Jungen vor Raubvögeln zu sichern. Dieses Nest, in welchem sich zwei bis drei gesonderte Kämmerchen befinden, wird von dem klugen Vogel Nachts mit einem Glühwurme beleuchtet, den er zu diesem Zwecke lebendig fängt und innen an der Nestwand mit etwas feuchtem Lehm befestigt.

Die allgemeine Wehrpflicht. Bei Gelegenheit einer Landwehrparade trat der General Wrangel an einen stattlichen Mann mit langem, wehendem blonden Schnurrbart heran und fragte herablassend: „Wie heißt Du, mein Sohn?"

„Wichmann, Excellenz", antwortete der Wehrmann.

„Was bist Du in Deinem Civilverhältniß?" examinierte der General weiter.

„Regierungsassessor, Excellenz", antwortete der Wehrmann gelassen.

„I der tausend!" brummte der Excellenz und wandte sich etwas beschleunigt dem zweiten Manne zu: „Wie heißt Du, mein Sohn?"

„Hanke, Excellenz," antwortete der Wehrmann.

„Was bist Du in Deinem Civilverhältniß?"

„Rittergutsbesitzer."

„Na, das muß ich sagen, das ist ja eine feine Compagnie!" rief der General und wandte sich, wohl in der Meinung, daß ihm noch ähnliche Ueberraschungen blühen könnten, äußerst freundlich an den dritten Mann, einen strammen Gefreiten: „Und wie heißen Sie?"

„Schmidt, Excellenz."

„Und was sind Sie in Ihrem Civilverhältniß?"

„Kutscher bei Herrn Hanke!"

„Sonderbare Leute!" murmelte der General.

Ein Reskript gegen das lange Predigen. König Friedrich Wilhelm I. erließ unterm 18. Dezember 1714 aus seiner Residenz Berlin an sämmtliche geistliche Inspektoren des Landes wörtlich folgenden Befehl:

„Da wir selbst in hoher Person an verschiedenen Orten bemerkt haben, daß viele, sowohl der reformierten, als der lutherischen Prediger ihre Predigten so ungemein lang einrichten und halten, daß nicht allein den Zuhörern desfalls die nöthige Aufmerksamkeit und schuldige Andacht vergeht, sondern auch die Prediger selbst durch unnöthige und verdrießliche Wiederholungen und sogenannte Tautologien, um nur viel sagen zu können, selbige verlängern, wir aber dergleichen langes, verdrießliches,

zu nichts dienendes, sondern vielmehr die Andacht hemmendes und folglich wenig Erbauung schaffendes Predigen eingeschränkt wissen wollen: so befehlen wir noch hiermit in Gnaden, allen und jeden Predigern eurer Inspektion und auch denen Kandidaten, so zuweilen ihre Stelle vertreten, nachdrücklich aufzugeben, ihre Predigten dergestalt einzurichdaß außer dem Gesang und Gebet selbige niemals länger als eine Stunde dauern müssen. Wie dann diejenigen Prediger und Kandidaten, welche dieser unserer Verordnung zuwider handeln, und länger als eine Stunde zu predigen sich ins Künftige unterstehen sollten, vor jedesmal unwiderruflich zwei Thaler denen Kirchen, worin sie gepredigt, erlegen sollen." Das sieht dem Tyrann ähnlich!

Unnatur. Wenn Jemand, der niemals auf einem Pferde gesessen und niemals Soldat gewesen, es übernehmen wollte, die Cavallerie gegen den Feind anzuführen, so wäre das eine Unnatur — das sieht Jeder ein.

Wenn Jemand, der weder sich selbst noch sein eigen Haus in Ordnung zu halten, verstanden, Bürgermeister einer Stadt werden will und ein großes Gemeinwesen zu leiten sich anheischig macht, so ist es eine Unnatur — aber es giebt Manche, die das nicht einsehen.

Wenn Jemand, der an den Sohn Gottes nicht glaubt und die Bibel als Gottes Wort und göttliche Offenbarung verwirft, Pastor, d. h. Hirt einer christlichen Gemeinde sein und diese mit dem Worte Gottes versorgen und zu Christo führen will, so ist das eine Unnatur — und es sind sehr Viele, die das nicht einsehen.

Und letzteres ist erst recht eine Unnatur.

Ein Urtheil über die Glaubensbekenntnisse. — Symbolische Bücher d. h. Glaubensbekenntnisse) sind Denkmale des Ursprungs, Insignien, auf denen zum Theil Religionsfreiheit, Friede, Stand und Wohlfahrt ruhen, historische Ehrenmonumente, Paniere! Schlechter Soldat, der eine Siegesstandarte wegwirft und will einer Kinderklapper folgen! Symbolische Bücher abschaffen! Wer kann's, wer darf's, wer will's? Und was denn an ihre Stelle? Davon schweigt man weise, oder die Vorschläge, die man thut, sind, dünkt mich, sehr unreif und erbärmlich. Also gar keine einführen, schreit der andere. Deismus, Moral, Katechismusmilch statt ihrer einführen, schreit der Dritte und Vierte. Haben die Herren bedacht, was sie wünschen und vorschlagen? Standarte wegwerfen und dafür Kinderklapper und Brummtopf wählen? Historische Ehrendenkmale der ganzen Gesellschaft zertrümmern, damit Jeder auf seinem eigenen herrlichen Misthaufen tanze. — wissen sie, was sie wollen? Herder.

(So schreibt Herder, obwohl ihm, wie aus seinen Worten erhellt, die volle Bedeutung der Glaubensbekenntnisse noch nicht aufgegangen war.)

Wahrscheinlich nicht! In einer öffentlichen Versammlung, wo über die Bibel gestritten wurde, erhob sich ein junger, naseweiser Doktor, um die Rede eines bekannten Theologen lächerlich zu machen, mit der Frage: „Können Sie mir nicht sagen, warum die Patriarchen so sehr alt wurden?"

„O," antwortete der Gefragte, „sie haben wahrscheinlich keine von Ihren Pillen eingenommen." Der Spötter wußte auf diesen scharfen Witz keine Erwiderung, und er hatte sich nur selbst lächerlich gemacht.

Bei seinem Eintritt in's Parlament erging es Sheridan just wie Disraeli; seine erste Rede machte Fiasko. Nach seiner Meinung befragt, äußerte sein Freund Woodfall: „Es thut mir leid, aber Reden scheint einmal nicht Ihre Sache. Sie wären besser bei Ihrer früheren Beschäftigung geblieben." Sheridan ließ den Kopf sinken, plötzlich aber fuhr er empor und, auf seine Brust schlagend, rief er: „Aber es steckt doch da drinnen, und beim Himmel, es muß auch noch heraus!"

Gesetzauslegung. Neulich wurde in London ein Tabakshändler, welcher angeklagt war, unter seine Tabaksblätter andere Pflanzen gemischt zu haben, nach dem Buchstaben freigesprochen, weil er bewies, daß unter seinem „Tabak" — gar kein Tabak sei.

Farbensinn und Insekten. Der englische Forscher Sir John Lubbock, dem wir vor nicht zu langer Zeit erst eine höchst interessante Untersuchung über den Antheil der Insekten an der Befruchtung der Blumen, indem sie die Uebertragung des Blüthenstaubes vermitteln, verdanken, hat neuerdings durch sinnige Experimente Beobachtungen über den Farbensinn der Bienen und Wespen gesammelt. Er stellte in der Nähe eines Bienenstockes kleine verschieden gefärbte Schachteln auf, in die er kleine Mengen Honig that. Der größte Theil der Bienen ging dem Honig in den gelb- und orangefarbenen Schachteln nach, während die weißen, rothen, grünen und blauen fast gar nicht beachtet wurden. Hienach scheinen also die Bienen eine ausgesprochene Vorliebe für diese beiden Farben zu besitzen. Ferner stellte er zwei Gefäße mit Honig auf, ein gelbes und ein blaues. Nun brachte er eine Biene an das blaue Gefäß, und nachdem diese schon zwei Besuche von selbst dort gemacht hatte, setzte er das gelbe an Stelle des blauen, dieses aber an Stelle des ersteren. Die Biene flog bei ihrer Wiederkehr nichtsdestoweniger an das blaue Gefäß. Lubbock wiederholte die Umwechselung noch mehrmals, stets mit demselben Erfolge. Versuche mit Wespen fielen ganz in derselben Weise aus. Der Forscher glaubt aus diesen Experimenten den Schluß ziehen zu können, daß die Farben der Blüthen in ganz derselben Weise den Insekten Wegweiser sind, wonach diese ihre Besuche auf bestimmte Blüthenarten beschränken.

Logogryph.

Vorwärts bin ich warm und hell,
Bin der Schöpfung Licht und Quell,
Soll das All der Welt besteh'n,
Kann ich nimmer untergeh'n.

Rückwärts bin ich kalt und dicht,
Raube dir der Sonne Licht!
Gut, daß ich vergänglich bin!
Denn dich lange zu umzieh'n,
Wird mir keinen Dank verdienen;
Manchem, der mich vorwärts rief,
Bin ich rückwärts nur erschienen.

Fr. A. Jordans.

Chronik der Gegenwart.

Noth lehrt beten! Damit ist aber noch nicht gesagt, daß Gott auch unsre Gebete erhören müsse; doch wir vertrauen dem Allgütigen, er wirds wohl machen, auch mit unsrem leidenden Präsidenten, der nun schon über 60 Tage daniederliegt. Wie edel und groß bewährt er sich unter der ihm auferlegten herben Zucht; wie heldenhaft und ächt weiblich beweist sich seine Gattin, und wie herrlich offenbart sich uns das tiefe Mitgefühl aller Nationen! — Für die schwere Heimsuchung des andauernden Garfieldschen Leidens müssen wir Gott dankbar sein, denn nur dadurch allein wird die gräßliche That unvergeßlich in Herz und Gemüth des ganzen Volkes eingezeichnet; nur dadurch allein können die Gewissen geweckt werden, daß jeder Einzelne demüthig fürbittend und gläubig hoffend die Genesung dem Allmächtigen anheimstelle, und fernerhin betend und arbeitend Theil nehme an der Förderung unserer nationalen Interessen. Wenn — wie wir zuversichtlich hoffen — der Präsident wieder gesundet, dann muß selbst der Ungläubigste zugeben, daß weder die gute Natur Garfields, noch die früher mäßige Lebensweise des Mannes, noch die Geschicklichkeit der Aerzte ihn gerettet habe; nein, all dies und wie die anderen nichtigen Redensarten lauten mögen, ist durch die verschiedenartigen Rückfälle, erschwerenden Umstände und das fast verzweifelnde Aufgeben der Mediziner bei Garfield zu Schanden geworden. Heilung und Hilfe stand nur bei Einem. Bis jetzt hat er sich uns gnädig erwiesen. Er, der wunderwirkende Herr, kann auch weiter helfen; Ihm sei allein die Ehre.

Der patriotische Geist unserer Nation ohne Unterschied der Partei beweist sich deutlich in folgenden Vorfällen: Ein Ohioer Morrison hat den Wunsch ausgesprochen, daß Garfield sterben möchte. Capitän Cook, gleichfalls ein Ohioer, hat ihm dafür mit einer klingenden Schelle auf's Maul heimgezahlt. Cook, von Morrison verklagt, hat $10 Strafe und $22 Kosten bezahlen müssen. Der Cincinnati Commercial schlug vor, diese Summe und eine Dankesgabe durch eine Penny-Collekte aufzumachen und in acht Tagen hatten über 80,000, ohne Ansehen der Parteien, dazu beigesteuert. — In Hazleton besprach das Bulletin in günstiger Weise die Abhaltung eines Dankfestes für die Genesung des Präsidenten, wogegen der Redakteur J. W. Lewis des Independent Demokrat sich der Art äußerte: „Der Tod eines Dutzend Garfields hätte für die Nation keine so große Bedeutung, als daß die Rettung eines einzigen die Ursache eines ausströmenden Dankes werden sollte." Beide Parteien darob erbittert, drückten ihren Unwillen dadurch aus, daß auf öffentlichem Markte unter feierlichen Ceremonien das Bildniß des Betreffenden verbrannt wurde, worauf die Masse vor sein Haus zog und ihn verhöhnte. Am anderen Morgen fand der Redakteur vor seiner Amtsstube sogar sein Bildniß erhängt mit den Worten auf der Brust: „J. Warren Lewis, Nihilist — 329."

Die Geldanweisungen in den Ver. Staaten sollen endlich billiger werden. Der Generalpostmeister James arbeitet an einer Verbesserung unseres Geldanweisungssystems. Die Versendung kleinerer Beträge soll erleichtert werden dadurch, daß für 2 bis 5 Cents unversicherte, auf jedem Postanweisungsamte auszahlbare Anweisungen für jede beliebige Summe unter $5.00 ausgegeben werden. Bis $10 für 8 Cents und weiter stufenweise bis $100 für 45 Cents. Hoffentlich tritt diese Neuerung recht bald in Kraft.

Deutscher Unternehmungsgeist findet ein reich Feld bei uns. Die Frankfurter Firma von Erlanger und Co. haben sich bereits bedeutend auf demselben bethätigt. Erst kürzlich haben sie eine kleine Bahn, die nach New Orleans fährt und ihnen den Eingang in die Stadt offen legt, gekauft. Sie eignen bereits die Vicksburg Shreveport Eisenbahn, sowie die Alabama und Great Southern, welche von Chatanooga nach Selma fährt. Auch gehören den Herren von Erlanger, welche ein Syndikat Frankfurter Kaufleute vertreten, die Brunswick-Albany Eisenbahn, die in Georgia von Brunswick, dem prächtigsten Hafen am atlantischen Ocean, südlich von Norfolk, nach Albany läuft, eine Entfernung von 171 Meilen. Diese Bahn wird voraussichtlich bis nach Meridian, Miss., verlängert werden, wo sie dann mit der Meridian-Vicksburg Eisenbahn zusammentrifft. Auch wird ein Anschluß mit der Texas Pacific Bahn angestrebt, so daß das im Besitz der Herren von Erlanger und Co. befindliche Bahnnetz, das über die Staaten Georgia, Alabama und Mississippi geht, für den Süden von großer Bedeutung werden wird.

Die Töpfermetropole haben wir unbedingt in New Jersey zu suchen, denn in Trenton, N. J., bestehen nicht weniger als 29 Töpfereien, eingerechnet diejenigen, welche sich nur mit der Decoration von Töpferwaaren beschäftigen. Dieselben haben in ihrem Dienst über 3000 Personen und der Werth der im Laufe eines Jahres fabrizirten Waaren repräsentirt die ansehnliche Summe von über zwei und eine halbe Million Dollars, während die Fabriken einen Gesammtwerth von fast zwei Millionen Dollars haben. Die von hier ausgehenden Töpferwaaren kommen an Werth denjenigen gleich, welche in allen übrigen Theilen des Landes zusammen gefertigt werden.

Der Holzhandel in Canada. Die großen Ausdehnungen desselben in den Distrikten von Parry Sound und Muskoka, läßt sich kaum begreifen, wenn man nicht etliche der großen Bauholzwaldungen ansieht, die das westliche Ufer der Georgian Bay Insel südwärts besetzen und sich dicht um die Buchten von Gloucester und Matchedash herum lagern. Hier ist der Urwald noch wenig von Ansiedlungen unterbrochen. In dem gesammten erwähnten Distrikte giebt es nahezu fünfzig Mühlen,

welche im Ganzen nicht weniger als 250 Millionen Fuß Bauholz das Jahr liefern. Da dieser Distrikt vielen der thätigen Mittelpunkte der amerikanischen Industrie so nahe liegt, hat das Bauholzgeschäft einen Vortheil, der es in den letzten Jahren mit wunderbarer Raschheit empor getrieben und den Eisenbahnen, die jene Gegend durchschneiden oder daran vorbei streifen, ein reiches Einkommen zugeführt hat.

Geht Bismarck nach Canossa? Zwar jubeln die klerikalen Blätter in bejahendem Sinne und die Bismarck feindlichen stimmen freudig in den Sing-Sang. Trotzdem wir keineswegs zu den blinden Verehrern des großen Kanzlers zählen, müssen wir doch gestehen, daß es keineswegs das Aussehen habe, als ob der alte Recke nach Canossa gehen würde; denn Varzin und Canossa sind noch nicht gleich. Zwar giebt es Beispiele, in welchen Männer sogar so weit gegangen sind, ihre Religion mit derjenigen Roms zu vertauschen, aber wie unberechenbar auch Bismarck ist, nach Canossa geht er nicht. Zugeständnisse, welche die geistliche Pflege der Unterthanen verlangt, und die dem Ansehen des Staates nichts vergeben, wird der Kanzler gern gewähren, aber sich selbst Lügen strafen, kann und darf er nicht. Dr. Korum, der neue Bischof von Trier, ist denn auch in Varzin freundlich, wie alle Besucher aufgenommen worden, wie viel er aber ausgerichtet, wird die Zukunft lehren. Vielleicht wird man ihm den Eid erlassen und sich mit seiner bischöflichen Ehrenerklärung begnügen, aber damit ist noch nicht viel erreicht. Wenn Rom nachgiebt, Deutschland ist schon lange bereit gewesen, seine Forderungen zu mildern.

Daß es auch heutzutage allenthalben noch Leute giebt, welche die Wahrheit aus Gottes Wort lesen und hören wollen, hat am 24. März der Pastor Siebert bei seinem Einzuge in die Gemeinde Remscheid (Preußen) erfahren. Er wurde feierlich eingeholt von 118 Wagen und Vorreitern. Es gab bei den Ehrenpforten in der Stadt tüchtige Kanonenschüsse. Eine Eisenfabrik, welche Kurzwaaren anfertigt, prangte dabei mit folgender Inschrift:

Schmieden, glühen, schleifen, hauen
kannst du hier bei uns erschauen.
Schmiede fest, was gut und echt,
glüh das Herz, das hart und schlecht;
Schleif die ungeschliffnen Sünder,
hau des alten Adams Kinder;
Pack uns durch der Red Gewalt,
werde glücklich hier und alt.

Den Perlen in der schwäbischen Königskrone, den zahlreichen christlichen Anstalten, soll demnächst eine neue beigesellt werden. Im alten Frankenlande wird ein Diakonissenhaus gegründet, das insonderheit die unentgeltliche Gemeinde-Diakonie unter der Landbevölkerung bezweckt. An der Spitze des Unternehmens steht der Fürst Herrmann zu Hohenlohe-Langenburg, dessen Name hinlänglich Bürgschaft leistet für die gewissenhafte Ausführung des edlen Unternehmens.

Die Industrie eine Missionsarbeiterin zu nennen, scheint etwas gewagt, und doch ist sie es in der That. Dies beweist die Industrie-Commission der Basler Missionsgesellschaft; denn der Zweck ihrer Werkstätte in der Heidenwelt ist die Aufbauung des Reiches Gottes. Bei der Bekehrung der Heiden muß ihnen eine christliche Arbeitsordnung nicht nur vorgeführt, sondern auch beigebracht werden. Die Bekehrten sollen ein selbstständiges Berufsleben führen lernen und die Heiden sollen sehen, daß die Gottseligkeit auch in irdischen Dingen einen Segen bringt, der ihnen bis dahin unbekannt war. Dieser doppelte Zweck wird in den gut geleiteten Missionswerkstätten gefördert.

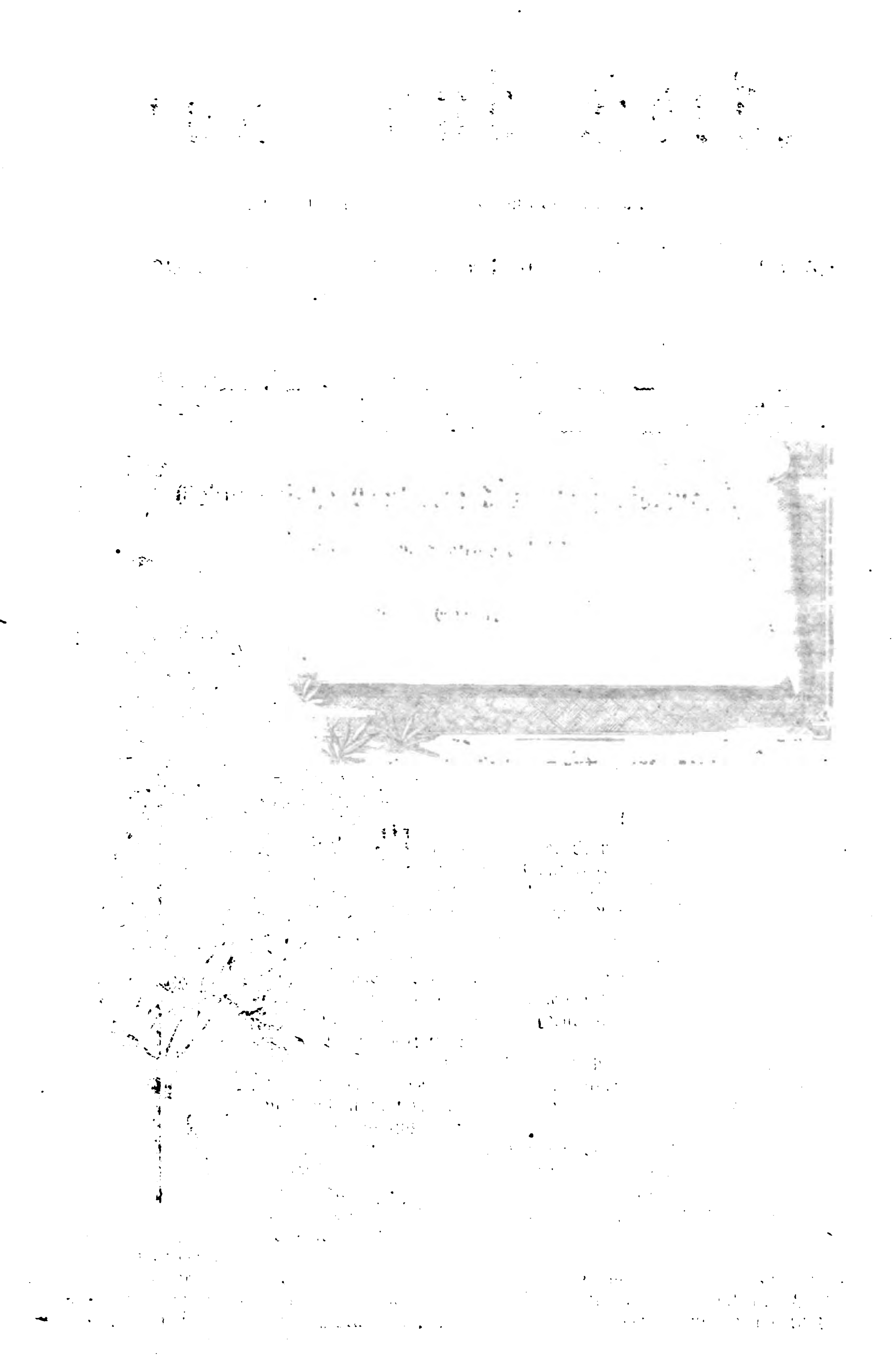
Auf Lord Beaconsfield († 19. April d. J.) bringt ein deutsches Blatt folgendes Epitaph:

Ein Literat, der den Beruf verfehlt
Und doch zum höchsten Posten ward berufen;
Ein Dichter, der den Musendienst erwählt,
Doch aufstieg zu des Erdenthrones Stufen;
Ein Mann des Denkens und behenden Worts,
Dem mächt'ge Fürsten Ehrfurcht selbst bezeugten;
Ein Mann aus Juda, dem die stolzen Lords,
Obgleich ein Jud' er war, sich fügsam beugten!
Der alle Ehren dieser Welt erzielt
Und seiner Kön'gin Kaiserpracht erworben —
So stand einst Disraeli Beaconsfield
Und ist, beklagt von manchem Freund, gestorben.

Sonn- und Feiertagstanz war früher in Appenzell (Schweiz) verboten. Vor zwei Jahren wurde dies Gesetz dahin abgeändert, daß von 4—11 Nachmittags das Tanzen gestattet wurde. Da in Folge davon die öffentliche Liederlichkeit in erschrecklicher Weise zugenommen, wandten sich sogar die radikalen Gesellschaften an die Behörden um Abstellung des Uebels. Der Stadtrath hat nunmehr das Tanzen am Samstag Abend, Sonn- und Feiertag wieder verboten und der Großrath hat diesen Beschluß mit 32 gegen 18 Stimmen bestätigt.

Gewissensfreiheit in Frankreich ist noch ein Schemen. In Laon wurde letztes Jahr das 45. Infanterie-Regiment zum Fronleichnamsfest befohlen. In demselben befindet sich der Korporal Taquet, ein guter Protestant. Als derselbe am Fronleichnamsfest kommandirt wurde, der Prozession beizuwohnen, bemerkte er respektvoll seinem Vorgesetzten, daß er als Protestant um Dispens bitte; allein seine Bitte fand kein Gehör. Taquet wagte nicht mehr zu reklamiren und nahm gehorsam an den Uebungen theil, die im Hofe der Kaserne gemacht wurden, um die Soldaten die Kniebeugung richtig zu lehren. Ebenso gehorsam ging er auch mit in das Münster, wo die Prozession abgehalten werden sollte. Doch als bei der ersten Einsegnung der Hostie der Befehl zur Kniebeugung gegeben wurde, folgte Taquet seinem protestantischen Gewissen und blieb stehen. Als man ihm darüber eine Bemerkung machte, antwortete er höflich: „Ich bin Protestant; ich knie nicht nieder, weil mein Bekenntniß mir dies ausdrücklich verbietet." Da er auch ein zweites Mal nicht niederkniete, wurde die Sache dem Kommandanten berichtet, welcher sich bewogen fühlte, über den Korporal eine Strafe zu verhängen, die im Tagesbericht folgendermaßen verzeichnet stand: „Taquet, Korporal, erhält 4 Tage Arrest auf Befehl des Kapitäns, welcher die Eskorte beim Fronleichnamsfest kommandirte, weil derselbe dem Befehl niederzuknieen unter dem Vorwand, daß das gegen sein Gewissen gehe, nicht nachgekommen ist."


Aller Augen warten auf dich,
du giebst ihnen ihre Speise zu
seiner Zeit, du thust deine
Hand auf und füllest alles
mit Wohlgefallen!



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. **November 1881.** **Elftes Heft.**



Oekumenische Conferenz des Methodismus.

London, im September 1881.

Vom Editor.

I.

Wohl kein anderer Platz war zur Abhaltung der Oekumenischen Conferenz des Methodismus dermaßen geeignet, als die City Road Chapel (Kapelle am Stadtweg) in London. Nur wenige Schritte von dieser Kirche stand die Wiege des Methodismus (Old Foundry). Die City Road Chapel selbst ward von Wesley erbaut und eingeweiht; hier predigte er vor vielen Tausenden; dort drüben, dicht bei der Kirche, wohnte der große Mann in dem Hause, das noch erhalten ist, und in welchem ihm seine berühmte Mutter die Wirthschaft führte.

Dicht hinter der Kapelle ruhen die Ueberreste Wesley's, daneben die des weltbekannten Bibelauslegers, Dr. Adam Clarke, während nicht ferne davon das Denkmal Watson's, des Dogmatikers des Methodismus, seinen Stand hat.

Rechts in dem vorderen Hofe dieses denkwürdigen Platzes fällt gleich beim Eintritt von der Straße, und ehe man die Kapelle erreicht, ein schlankes, schmuckes Denkmal auf — es ist das zu Ehren der Mutter Wesley's errichtete Monument, welches zur Seite des Hauses steht, in welchem sie mit ihrem Sohne lebte und starb.

Drüben über der Straße dehnt sich der alte Kirchhof „Bunhill Fields" aus, der schon oft das Campo Santo der Dissidenten genannt wurde, weil hier viele namhafte, nicht zur englischen Hochkirche gehörenden Männer und Frauen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Hier ruht Bunyan, der fromme, große „Träumer", auf dessen Grabmal der Wanderer die kurze aber


Wesley's Chapel, City Road, London.

allgenügende Inschrift findet: „Verfasser der Pilgerreise". Nicht weit davon wird das mit einem einfachen Stein gezierte Grab von Susanna Wesley gezeigt. Hier ruht auch der ausgezeichnete Sänger des Herrn Isaak Watts, sowie der Verfasser des Robinson Krusoe — Defoe, dessen Denkmal durch die Beiträge von 1700 Knaben und Mädchen errichtet wurde.

Fürwahr — ein historischer Platz!

Die City Road Kapelle selbst sieht aus wie die altmodischen Methodistenkirchen bester Klasse; Breites Fundament, und in Folge dessen weiter Boden — mit Gallerien ringsum, und Sitzplätzen auf denselben, welche amphitheatralisch arrangirt sind. Die Wesley Kapelle in Cincinnati und viele andere in Amerika scheinen nach dem Muster der City Road Chapel errichtet zu sein, welch letztere seit der Feuersbrunst sehr hübsch renovirt wurde.

Wer weder Bild, noch Büste, noch Inschrift in einem Gotteshause dulden will, wird in dieser alten Methodistenkirche gar viel Anstößiges finden. Rings umher an den Wänden eine Memorialtafel an der andern, und viele derselben mit den Reliefbüsten derer geziert, welchen diese Denkmäler gewidmet sind. Der mächtige Prediger Robert Newton, Bunting, Young, Johnson und viele andere werden auf diese Weise geehrt.

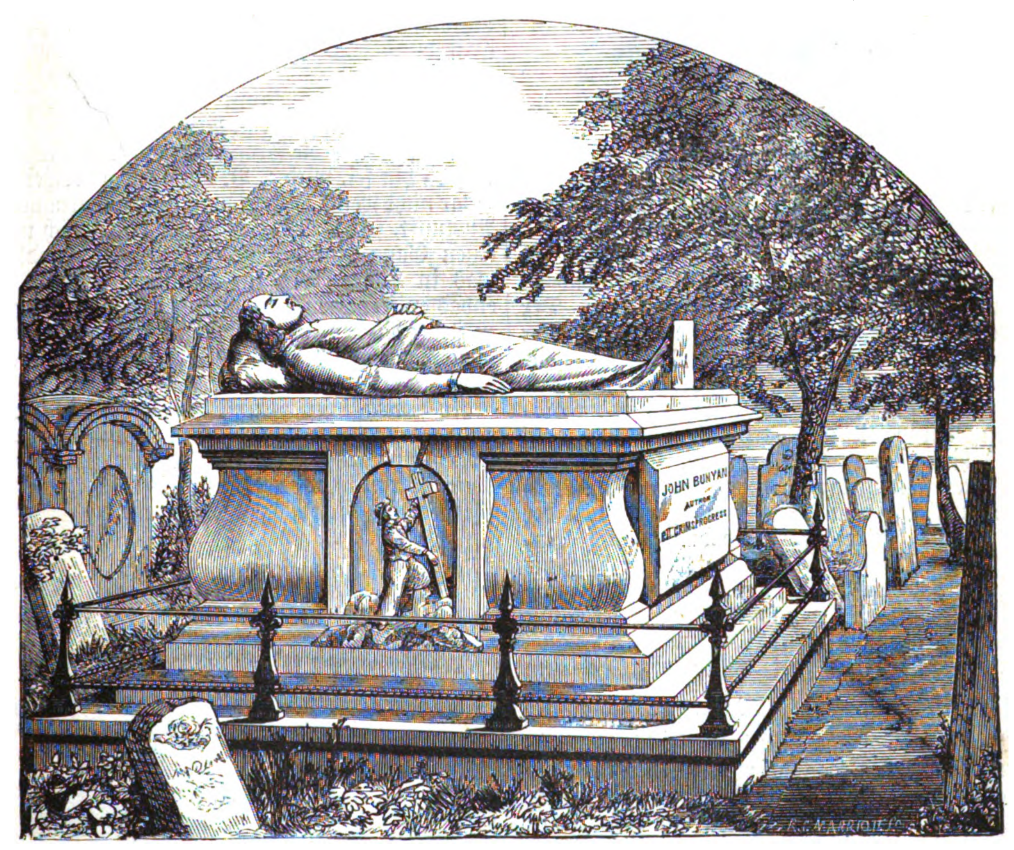
Der untere Theil der Kirche ist beinahe ganz von den 400 Delegaten gefüllt. Welch' ein Körper dies ist! Soeben frägt mein Nachbar den andern, ob er auch aus Neuseeland komme, das Antlitz sei so familiär. Vor einigen Minuten stand ein Redner auf und sagte: „Herr Präsident, ich komme von der verborgensten der Fidschi-Inseln." Dort sitzen die Repräsentanten aus China, hier die aus Afrika und aus Westindien; der Ostindier sitzt neben dem Norweger, der Deutsche neben dem Franzosen, und der Repräsentant aus Italien frägt soeben den von den Freundschafts-Inseln, ob sie dort draußen auch Fortschritte machen. Es ist in der That ein Oekumenisches Concilium, in welchem alle Welttheile, beinahe alle europäischen Nationen und alle Rassen der Menschenfamilie vertreten sind. Bei dem Mittagsmahl, das täglich gemeinschaftlich eingenommen wird, hört man englisch, deutsch, französisch, norwegisch, schwedisch, italienisch u. s. w. reden, und erst gestern machten sich mehrere Delegaten das Vergnügen, das alte Lied: „Blast die Trompete, blast," in fünf verschiedenen Sprachen zugleich zu singen.

Vor 144 Jahren kannte die Welt den Methodismus nicht, und es war noch keine einzige Gemeinde organisirt. Noch im Jahre 1770 wurde Amerika im Wesleyanischen Conferenzprotokoll als überseeischer Bezirk mit neunundvierzig Mitgliedern aufgeführt, und als Herr Wesley die Kirche an City Road einweihte, und über

die 144,000 der Offenbarung predigte, zählte der Methodismus 44,000 Mitglieder. Heute sind es fünf Millionen Communicanten geworden, und heute werden wohl zwanzig Millionen Menschen mehr oder weniger beeinflußt durch den Methodismus.

Die Eröffnung dieser merkwürdigen Conferenz war eine großartige und eindrucksvolle. Ohne Chor, selbst ohne Orgel oder irgend ein anderes Instrument, und nur von einem tüchtigen Vorsänger geleitet, sang die gedrängte Menge die alten, gewaltigen Lieder Charles Wesley's; sie lauschte der zwar etwas langen, aber eindrucksvollen Liturgie der englischen Wesleyaner und vereinigte sich im brünstigen Gebete vor Gott.

Bischof Simpson, welcher die an einer andern Stelle dieser Nummer mitgetheilte Eröffnungspredigt hielt, hat wohl kaum je eine bedeutendere intellektuelle Kanzelleistung vollbracht. Zwar ist dieser ehrwürdige, hochverdiente Diener unseres himmlischen Meisters körperlich viel schwächer als früher, und muß mit den übrig gebliebenen Kräften sehr gut haushalten. Als er aber von seinem Gegenstand erfaßt dastand in der Kanzel Wesley's, mit Wesley's kleiner Reisebibel in der Hand, um Zeugniß zu geben, wie die Worte des Herrn auch für und in dem und durch den Methodismus Geist und Leben geworden seien und er immer noch große Wunder verrichte, da meinte man nicht den gealterten Mann, sondern den kräftigen, gewaltigen Redner vor sich zu haben, wie er vor 25 Jahren Tausende und Tausende mit der Gewalt der Rede erfaßte. Anderthalb Stunden lang fesselte der gefeierte Redner die gedrängte Versammlung. Kaum ein Auge blieb trocken, und der jubelnde, dem Herrn dargebrachte Dank der Zuhörer zwang den Redner mehr als einmal, inne zu halten.



Bunyan's Grabdenkmal.

Ebenso enthusiastisch und gesegnet verlief die Bewillkommnungs = Versammlung am Nachmittag des 7. September 1881. Der Präsident der Britisch=Wesleyanischen Conferenz, Dr. Osborn, hielt die Bewillkommnungs=Rede, Bischof Warren von der Bisch. Meth. Kirche, Bischof



John Wesley.

McTyre von der Südl. Bisch. Meth. Kirche, und Dr. Douglas von Canada antworteten.

Am Abend desselben Tages öffneten sich die Pforten eines der prächtigsten Paläste Londons zum Empfang der Methodisten-Conferenz. Der Lord-Mayor von London hatte die Mitglieder des Conciliums nebst vielen namhaften Persönlichkeiten Londons eingeladen; der Methodismus betrat offiziell das Mansion Haus der großen Metropole! Und darf diese Thatsache wohl als historische vermerkt werden. Vor hundert Jahren kaum gekannt, verspottet von den Weisen, verfolgt vom Pöbel und bestraft von der Obrigkeit, betrat der Methodismus auf Einladung der höchsten Magistratsperson Londons die vergoldeten Hallen des Stadtpalastes, wo die einfachen Söhne und Töchter Wesley's mit allem Pomp und Glanz Altenglands, aber auch mit großer Herzlichkeit willkommen geheißen wurden.

Als aber der Lord-Mayor, welcher ein ernstes Mitglied der Methodistenkirche ist, die Versammelten in den Prachtsaal rief, welchen man den ägyptischen nennt, und daselbst von seinem „Stuhle" aus und in seinem Amtsornat eine Anrede hielt, welche betreffs der Herzlichkeit, der Frömmigkeit und des Ernstes nichts zu wünschen übrig ließ; als er ein altes Methodistenlied ausgab und dasselbe nach väterlicher Weise Zeile für Zeile vorsagte, und als die Versammelten dieses Lied mit heiliger Begeisterung sangen: da glänzten Freudenthränen in den Augen Vieler; da wurde es Jedem bewußt, daß dieser Abend als historisches Ereigniß zu verzeichnen sei.

So zahlreich aber die Conferenz auch ist, so bedeutende Namen sie auch zählt — so verliert sie sich doch beinahe gänzlich in dem riesigen London. Nicht daß keine Notiz von ihr genommen würde! Im Gegentheil — jede respektable englische Zeitung hat ihre Berichterstatter und bringt ausführliche Berichte, und auch sonst wird dem Concilium alle mögliche Aufmerksamkeit erzeigt. Aber unter den vier Millionen geschäftigen, lachenden, weinenden, und stetig nach Brod, Reichthum, Freude, Trost oder Lust suchenden Menschen Londons verlieren sich die vierhundert Delegaten denn doch.

Von der Größe dieser Metropolis, dem Menschengewühle in derselben, dem Reichthum und der großen Armuth, der grenzenlosen Verworfenheit und den großartigen Anstalten der Philanthropie bekömmt man einen annähernden Begriff durch eine Tagesfahrt auf einem Omnibus, von dessen Höhe herab man dieses Treiben am besten beschauen kann. Von Londoner Distanzen hat man selbst in New York kaum eine Ahnung! Auf die Frage, wie weit es bis da und da hin sei, wird z. B. die Antwort ertheilt: „Gar nicht weit." Bittet man aber um genauere Auskunft, so lautet der Bescheid, daß es sich um einen Gang von 30 bis 45 Minuten handle, was in London als kurze Distanz gilt. Die etwas entfernteren Distanzen betragen von fünf zu zwölf Meilen, und wer einen Besuch am andern „Stadtende" zu machen hat, verabschiedet sich daheim, als ob er über Land gehe.

In diesem Territorium, in dieser Riesenstadt sind die Mitglieder des ersten Oekumenischen Conciliums des Methodismus einquartirt, und zwar, so viel man von allen Seiten hört, auf's allerbeste. — Das nächste Mal mehr.



Charles Wesley.

Unserem großen Todten,

Präsident James A. Garfield,

zum 26. September 1881.

Schlaf' sanft und still! — Jetzt bist du dort zu Haus,
Wo dir kein Feind mehr droht,
Ruhst friedevoll vom heißen Tagwerk aus,
Von aller Erdennoth:
Dein Leib in Blumen hingebettet,
Dein Geist zum Licht hindurchgerettet, —
Leb' ewig wohl!

Leb' ewig wohl! — Im kühlen Erdenschooß
Ruht nur, was sterblich ist;
Dein schwer Geschick, dein bittres Todesloos
Dein Volk dir nie vergißt! —
Nun hast die dunklen Leidensstunden,
Den Schmerzenskampf du überwunden,
Schlaf' sanft und still!

Vom Pflug zum Schwert, das siegreich du gezückt,
Vom Boot zum Riesenschiff
Der Republik, das muthvoll du entrückt
Dem Sturm, dem Felsenriff,
Ging deine Heldenbahn auf Erden,
Doch droben erst wird ganz dir werden
Der Treue Lohn.

Der Treue Lohn — du erntest ihn schon jetzt:
Dir hat in heißem Schmerz
Ein Ehrenmal des Danks, des Ruhms, gesetzt
Des ganzen Volkes Herz
In Nord und Süd! — Die Saat zu reifen
Des Friedens, wird's je wieder greifen
Vom Pflug zum Schwert?

Dein Vaterland, in Liebe frei geeint,
Steht heut um deine Gruft,
Wo's seinen Sohn, den Heldensohn, beweint:
Leis flattern durch die Luft
Der Sternenbanner Florgehänge,
Der Todtenglocken Trauerklänge,
Sie gelten dir!

Sie gelten dir, die Grabeskränze dort,
In die dein Sarg sich hüllt; —
Uns aber gilt, uns bleibt, uns leuchte fort
Dein edles Dulderbild!
Schau'n wir's nicht mehr von Angesichte,
Doch grüßt's, verklärt im ew'gen Lichte,
Dein Vaterland! — Hg.

Geist und Leben, oder das Geheimniß des Erfolgs.

Eröffnungspredigt von Bischof Matthew Simpson, D. D., bei Gelegenheit des Oekumenischen Concils des Methodismus zu London, am 7. September 1881.

Ein Auszug aus derselben von C. Weiß, Berlin.

„Die Worte, die ich zu euch rede, die sind Geist und Leben."
Joh. 6, 63.

Diese Worte sprach Jesus im Zusammenhang mit andern: „Es sei denn, daß ihr esset das Fleisch des Menschensohnes und trinket sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch." Als ob er den Mißbrauch, den die buchstäbliche Deutung dieser Worte hervorbringen konnte in dem Irrthum der Transsubstantiation, setzte Jesus erklärend die Worte hinzu: „Das Fleisch ist kein nütze." Doch lehren uns im heiligen Abendmahl die herrlichen Symbole des Leibes und Blutes Christi, wie wahrhaftig Christus sich unsern Herzen mittheilt durch den Glauben.

Dasselbe Geheimniß, welches die Juden verwirrte, verwirrt noch die Menschheit, denn es kann durch die Vernunft nie klar bewiesen werden, in welcher Weise das Menschliche und das Göttliche vereinigt sind. Daher fühlen wir uns von keinem Bildniß Jesu vollkommen befriedigt — denn nur das Menschliche an ihm läßt sich äußerlich darstellen. Wir wollen den Ausdruck in seiner weitesten Bedeutung fassen und zeigen, wie die Worte Christi Geist und Leben sind.

1) Dieselben gehören der geistlichen ewigen Welt an und sind eine Offenbarung derselben. Worte an und für sich können nicht Geist sein, aber dieselben repräsentiren, bedeuten etwas. Bildliche Ausdrücke finden wir in allen, besonders in den orientalischen Sprachen! So sagt der Herr: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben," — „ich bin ein guter Hirte." So werthvoll nun auch die Werke

der Literatur, der Wissenschaft und Kunst sind, so gehören Christi Worte doch einem anderen, noch höheren Gebiet an. Dieselben lehren nicht Wissenschaft, aber sie geben dem Menschen Licht und Leben, damit er die tiefsten Forschungen verfolgen kann. Sie geben dem Geist, den Gott dem Menschen gegeben, den Trieb und die Kraft dazu. Unter dem Schatten des Kreuzes, und unter diesem Schatten allein entwickeln sich Literatur und wissenschaftliche Institutionen zur höchsten Blüthe. Nur in den Ländern, in welchen Christi Worte Geist und Leben spenden, finden wir die schönsten Entdeckungen und die nützlichsten Erfindungen; nur da kommen die Menschen auf die Spur der wunderbaren Gesetze, durch welche der Herr die Welt regiert.

2) Christi Worte werden von einer unsichtbaren Kraft begleitet, welche unzertrennlich mit denselben verbunden ist, wodurch dieselben zu Kraft und Leben werden. Wenn ich mir auch ein Samenkorn von einem Chemiker herstellen ließe, ganz aus denselben Substanzen wie das echte Saatkorn, so würde es doch keine Frucht bringen. Wenn ich aber das von Gott geschaffene Saatkorn nehme und pflanze, so wird es auferstehen und wenn es dreitausend Jahre lang in Aegyptens Katakomben gelegen wäre. Das Eine hat Leben — das Andere ist todt. So ist es mit den Worten Christi.

An den Werken der Schöpfung und der Erhaltung zeigt nun der Redner in vielen schlagenden Beispielen, welche Kraft in der Schöpfung — dem großen Wort — dem Ausdruck der Gedanken Gottes sich entfaltet. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget Seiner Hände Werk."

Wie inspirirten doch die großen Männer der Dichtkunst ihre Völker und erhoben dieselben aus dem Materialismus in eine höhere Sphäre. Wenn nun Gott zu Menschen redet — Worte der Vergebung, — Worte der Liebe, — wie müssen solche Worte die Herzen der Menschen bewegen! Kein Wunder, daß jene edlen Männer und Frauen mitten im Feuer des Scheiterhaufens und unter dem Geheul der wilden Thiere lieber die Worte Jesu an ihr Herz drückten, um mit diesen Worten im Herzen zu sterben, als sich von denselben zu trennen und ohne dieselben zu leben.

Als Jesus auf Erden lebte, bewies er, daß seine Worte Geist und Leben sind. Die Kranken, die Blinden, die Tauben, die Aussätzigen, die Besessenen wurden vor ihn gebracht, und Ein Wort von ihm „heilte sie alle". Diese Ausdrücke seiner Liebe und diese Offenbarungen seiner Macht waren nicht nur für die damals weinenden Freunde bestimmt. Er sprach durch dieselben zu den Herzen der weinenden Eltern, der Wittwen, der Schwestern aller Länder und aller Zeiten, und bezeugte, „daß die Erde keine Thränen hat, die der Himmel nicht trocknen kann. Wie einfach, wie ruhig, wie kunstlos waren seine Worte, wie kamen dieselben doch ohne alle Anstrengung hervor! Und dieselben erreichten ebenso wohl die geistliche als auch die leibliche Sphäre. Sowie er jegliche Krankheit heilte, so vergiebt er auch alle Sünden. „Welches ist leichter zu sagen: dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: stehe auf und wandle?"

Dieselbe Kraft, welche Christi Worte begleitete, wenn sie von seinen Lippen flossen, begleitete auch seine Worte, wenn dieselben ausgesprochen wurden von seinen Jüngern, denn er sprach: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke thun, die ich thue, ja er wird größere Werke thun, denn ich gehe zum Vater." So haben Christi Worte die größeste Revolution in der Welt hervorgebracht, der Götzendienst und der Halbmond erblaßten vor dem Glanz des Kreuzes, und das Kreuz ist heute das Panier der gebildeten Nationen.

Große Reformen sind stets dem gründlichen Studium des Wortes Gottes nachgefolgt. In den Tagen Josua's und Esra's kam das Volk durch das Lesen von Gottes Wort zur Buße und zum Gebet. Die ersten Christen forschten fleißig im Worte Gottes. Den Grund zur Reformation im Mittelalter bildete wieder das Studium der Bibel, und durch ihr Licht wurden Huß, Wicliff, Luther die glänzenden Morgensterne, welche die Nacht des Papstthums durchdrangen. In allen großen religiösen Bewegungen war stets das Studium der Bibel ein mächtiger Faktor.

Wir kamen heute zusammen als Mitglieder der Einen großen Methodistenfamilie, und wir dürfen wohl, ohne daß man uns den Vorwurf einerseits des Egoismus, andererseits der Bigotterie machen könnte, etwas näher eingehen auf die große Erweckung, welche unter der Arbeit John Wesley's und seiner Mitarbeiter begann, deren Einfluß die entferntesten Theile der Erde erreicht hat. Der Keim dieser großen Bewegung liegt in dem sogenannten heiligen Klub von Oxford. Es war nichts weiter als eine Versammlung von einigen Studenten und Lehrern, welche sorgfältig mit einander das Neue Testament im Griechischen lasen, und welche beschlossen, ohne Verzug dessen Forderungen zu erfüllen. Unter ihnen war weder Fanatismus noch Enthusiasmus, weder Aufregung noch tiefe innere Bewegung. Sie beteten einfach um Gottes Segen auf ihr Vorhaben, und baten um göttliche Erleuchtung und Führung. Sie glaubten fest, daß die Bibel Gottes Wort sei, und sie studirten dieselbe gründlich, damit sie auch im Stande sein möchte, gründlich und völlig demselben zu gehorchen. Durch dieses Wort gelehrt, besuchten sie die „Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal, und hielten sich von der Welt unbefleckt." Sie waren gute Studenten, den Regeln der Universität gehorsam, ihren kirchlichen Pflichten getreu, und ehrlich und gerecht gegen alle ihre Verbindungen. Da sie glaubten, daß es sehr wichtig sei, die kostbare Zeit auszukaufen, so lebten sie nach großer Regelmäßigkeit, vermieden alle Unregelmäßigkeiten des Studentenlebens und widmeten ihre übrigen Augenblicke den Werken der Liebe und Barmherzigkeit.

Sie lebten als sähen sie den, den sie nicht sahen, und suchten den Fußtapfen ihres göttlichen Herrn und Meisters zu folgen. Wenn man dieselben tadelte oder verlachte, so machten sie nicht die Sitten und Ansichten ihrer Zeit zu ihrem Richter, sondern gingen direkt auf das Wort des Herrn zurück. Daher wurden sie von ihren Mitstudenten „Bibelmucker" ("bible moths"), Bibelbigots", „der heilige Klub" und endlich „Methodisten" genannt. Das war also der Methodismus vor 150 Jahren — ein halbes Dutzend Studenten und Lehrer der Universität studirten gründlich Gottes Wort, glaubten an

dessen Macht und gehorchten demselben in jeder Weise. Das war der alte Methodismus. Wenn ein solcher Geist in alle unsere Schulen und Universitäten zurückkehren würde, wenn alle unsere Professoren und Studenten einen gleichen Geist hätten, welch' eine Schaar von brennenden und scheinenden Lichtern würde bald unser Zeitalter füllen! —

Aber trotz all diesen herrlichen Eigenschaften hatten dieselben doch noch nicht die Erfahrung von der Kraft der Religion an ihren Herzen gemacht. Sie glaubten, daß das Zeugniß des Geistes, die Liebe, die alle Furcht austreibt, erst in der Todesstunde erfahren werden könne, bis dieselben mit den mährischen Brüdern bekannt wurden. Wieder war es das Wort Gottes, d. h. die Erklärung der alten Stelle: der Gerechte wird seines Glaubens leben, welche Wesley zu vollem Frieden der Seele verhalf. (Bischof Simpson erklärt nun, wie Luther selbst dadurch zum Zeugniß der Kindschaft gekommen war, und citirt die bekannte Stelle aus Wesley's Erfahrung, als er Luther's Vorrede zur Erklärung des Römerbriefes vorlesen hörte: „Ich fühlte mein Herz wunderbar erneuert, und fühlte, daß ich jetzt einzig auf Christum vertraute, und die Versicherung ward mir zu Theil, daß er alle meine Sünden hinweggenommen und mich errettet habe von der Hölle und der Verdammniß.")

So wanderte das Wort Gottes segnend durch die Jahrhunderte hin, von Jerusalem nach Erfurt, von Erfurt nach London und bewies sich als ein Wort voll Geist und Leben. Nun folgte als Frucht das glückliche triumphirende Leben John Wesley's. Sein Predigtamt gewann eine andere Gestalt. Er wurde nun der ernste und unermüdliche Herold von Gottes freier, völliger Erlösung. Der heilsbegierigen, lauschenden Masse erschien er wie ein Botschafter aus einer andern Welt. Die Kirchen der Stadt wurden ihm bald verschlossen; die Pastoren predigten gegen ihn, die Bischöfe ermahnten ihn, er aber berief sich einzig auf das Wort Gottes, und wie Luther sprach er: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Und Gott half ihm die schlummernde Welt wachzurufen. Die Presse beschimpfte ihn, in Büchern und Broschüren spottete man seiner und auf der Kanzel und dem Papier entwarf man Zerrbilder von Wesley, sein Leben war oft in Gefahr, von einem leider manchesmal von Pastoren angeführten und aufgeregten Pöbel, die deßhalb niemals von ihren Bischöfen getadelt worden sind. Wesley aber ließ sich durch nichts irre machen. Freudig setzte derselbe seinen Weg fort; er nahm Christum zu seinem Vorbild und ging umher und that Gutes. Hundert Jahre sind vorüber. Seine Jahre sind vorüber. Seine Verfolger sind gestorben und beinahe vergessen. Wesley aber lebt. Philosophen, Staatsmänner, Geschichtschreiber ehren seinen Namen. In der Westminster-Abtei hat die Nachwelt demselben ein Denkmal gesetzt, und seine geistlichen Kinder aus allen Welttheilen segnen sein Andenken.

Das Leben der Einzelnen ist nur kurz. Es bedarf einer Organisation, damit die Kundgebungen des Lebens sich fortsetzen können, und diejenige Organisation wird die vollkommenste sein, welche dem Leben des Geistes am meisten entspricht. Die kräftigen Züge des Methodismus waren, wie wir gesehen haben, Bibelforschung, biblische Erfahrung und christliche Thätigkeit. Um dieselben zu befördern, haben wir verschiedene Mittel, von welchen wir nur zwei namhaft machen wollen:

1) Die Laienpredigt. Viele derselben hatten keine hohe Schule besucht, doch wurden etliche durch eigene Anstrengungen namhafte Gelehrte. Wesley sagt: „Thomas Walsch ist der beste Hebräer, den ich kenne. Er kann mir nicht nur die Bedeutung jedes hebräischen Wortes sagen, sondern auch, wo und wie oft dasselbe in der Bibel gefunden werden kann." Adam Clarke's Name ist in der ganzen Welt bekannt. Doch das waren nur Ausnahmen. Die meisten Laienprediger arbeiteten um ihr tägliches Brod und predigten aus einem innern, mächtigen Trieb, ohne Gehalt und Belohnung. Aber alle waren Bibelstudenten. Das Wort Gottes war denselben die Kraft Gottes zur Seligkeit, und sie glaubten an dessen Kraft. Sie erwarteten Erweckungen und Bekehrungen unter jeder Predigt, und selten waren sie getäuscht.

2) Die Einrichtung der Klassen half sehr viel zum Studium des Wortes Gottes. Der Klaßführer mußte sich hinein vertiefen, die Mitglieder wurden dadurch angespornt. Nicht nur ward jedes Glied ermahnt, sondern auch ermuntert und belehrt durch die Erfahrung Anderer. In diesen Versammlungen hatten auch die Frauen das Recht zu reden, wurden so vorbereitet zu reden im Liebesfest und Theil zu nehmen am gemeinsamen Gebet. Manche Frau leitete daheim das Familiengebet, wo der Mann es nicht konnte, und manche einsame Wittwe lernte das Priesteramt im Hause für die Kinder führen. Einigen von uns klingt heute noch die Stimme der Mutter im Ohr, wie sie mit thränenden Augen zu Gott flehte für uns.

Auch die Opposition, auf welche der Methodismus stieß, lehrte sie auf's Wort merken zur eigenen Vertheidigung. Ihre Lehren wurden auf jeder Seite angegriffen. Der Antinomismus beherrschte die Kanzeln, die Methodisten aber, welche an die Möglichkeit der Erlösung jedes Menschen und an die Verantwortlichkeit für alle uns gegebenen Talente und Gelegenheiten glaubten, fühlten sich getrieben durch die Liebe Christi, persönliche Anstrengungen zu machen zur Rettung der Welt.

Unsere Anwesenheit bei diesem Concil ist Beweis genug für unsern Erfolg. Wir sind zusammen gekommen von jedem Theil der Erde und von den entferntesten Theilen der Inseln der See. Das Evangelium wird von den Nachfolgern Wesley's in mehr als dreißig verschiedenen Sprachen gepredigt. Sie haben unter den Armen angefangen und haben auch die Spitzen der Gesellschaft berührt. Der Methodismus ist über die Grenzen seiner Heimath gezogen und hat die Heiden in ihrem Elend aufgesucht, er tritt dem Mohamedanismus entgegen und predigt den Römischkatholischen das Evangelium unter dem Schatten des Vatikans. Derselbe ist tapfer und unternehmend. Er hat Geist und Leben.

Wie ist dieser Erfolg erreicht worden, wenn nicht durch den Geist und das Leben, welche Christus mittheilt?

1) Derselbe hat seine Eroberungen nicht durch das Schwert errungen. Der Mohamedanismus hat die Welt durch das Schwert niedergeworfen und hält seine Völker meist nur noch durch Gewalt. Der römische Katholicismus hat sein Gewand befleckt mit dem Blut der Hugenotten und hat Böhmen, Baiern, Frankreich und Belgien nur durch entsetzliche Grausamkeiten und Militärgewalt wieder an sich gebracht. Der Methodismus hat aber nie ein Schwert gezogen, derselbe hatte keine Gefängnisse und hat zur Selbstvertheidigung nie ein Ohr abgehauen.

2) Der Methodismus ist auch nicht gewachsen unter dem Schutz oder der Gunst der Regierungen. Von seiner Entstehung bis auf diesen Tag hat sich derselbe nie des Beifalls der hohen Gewaltigen zu erfreuen gehabt. Auch hat er kein Geld aus öffentlichen Mitteln bekommen, wie andere Kirchen. Obwohl aber die Methodisten niemals durch die Regierung unterstützt worden sind, so waren sie doch stets gegen dieselbe loyal. Kein Volk hat freiwilliger seine Mittel und sein Leben im Dienst des Vaterlandes hingegeben und alle Lasten mitgetragen.

3) Auch hat der Methodismus niemals große Ländereien und große Reichthümer besessen. In früheren Zeiten wurden große Länderstrecken an einzelne Persönlichkeiten und dadurch indirekt der Kirche geschenkt. William Penn und Lord Baltimore sind dafür lebendige Beweise. Der Methodismus hat aber keine solche Quellen des Reichthums. Seine Leute waren alle zuerst arm, sie besaßen keine Ländereien.

4) Auch hatte derselbe keinen besondern Beistand von Schulen oder alten Erziehungsanstalten. In früheren Jahren gab es keine. Wesley kämpfte Jahre lang um seine Schule, um Kingswood aufrecht zu halten; allein was war derselbe im Vergleich mit den großartigen Lehrinstituten und deren reichen Dotirungen in den alten Kirchen von England, Irland und Schottland. In Amerika waren die Lehrinstitute unter der Controle der älteren Kirchen und dieselben wurden fleißig benützt, um gegen methodistische Lehren und Gebräuche zu Feld zu ziehen. Einige unter uns erinnern sich wohl noch an die Proscription und den Spott, welchen wir unseres Glaubens wegen in den Schulen ausgesetzt waren. Endlich mußte der Methodismus zu seiner Vertheidigung eigene Seminare und Collegien bauen. Aber welch ein ungleicher Kampf war das im Anfang! Wenn wir aber jetzt um uns schauen, so müssen wir sagen: Was hat Gott gethan auch auf diesem Gebiet!

5) Auch hatte sich der Methodismus nicht des mächtigen Beistands der Presse zu erfreuen. In seinen früheren Jahren wurde derselbe schrecklich verläumdet und entstellt und auch heute ist er der Gegenstand der ungerechtesten Beurtheilungen von Seiten der ältesten Zeitungen. Die Dinte ist kaum trocken von den Correkturen, welche dessen Feinde gezeichnet über dieses ökumenische Concil. Zur Vertheidigung seiner Sache sowohl als zur Belehrung seiner Leute führte Herr Wesley ein Magazin ein, welches noch existirt. Darauf folgten so viele andere Blätter, daß wir kühn behaupten können, daß die methodistische Presse von keiner andern Denomination übertroffen wird, weder an Reichhaltigkeit noch an Zahl noch an Qualität ihrer Literatur.

6) Auch war die Zeit dem Methodismus nicht besonders günstig. Das Jahrhundert seiner Entstehung war die Zeit des grassesten Unglaubens und der Unsittlichkeit. Wäre nicht England durch einige solcher Bewegungen, wie die des Methodismus, gesegnet worden, so wäre dasselbe Frankreich in seiner schrecklichen Laufbahn nachgefolgt. Ich hörte Cardinal Manning in seiner Predigt über die Wiedereinführung des römischen Katholicismus in England sagen: Wäre nicht John Wesley und seine Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben gewesen, „so könnte kein Mensch sagen, in welche Tiefe des Verderbens England gesunken wäre."

7) Auch könnte man einwenden, daß der unvergleichliche Erfolg des Methodismus, besonders in Amerika und Australien, namentlich der Einwanderung vom Continent aus zu verdanken sei. Unzweifelhaft hat der Methodismus sehr werthvolle Kräfte dadurch erlangt, aber sein Wachsthum kann diesem Umstand nicht zugeschrieben werden. In Irland giebt es nach der letzten Zählung nur einen Methodisten auf 100 Einwohner. Auf zehn Presbyterianer kommt in Irland nur ein Methodist. Nach dieser Rechnung hätten andere Kirchen 99 gewonnen auf je einen, welcher die Zahl der Methodisten vergrößert hat. In England liegt das Verhältniß anders, aber die Staats-Kirche ist zahlreicher und somit mußten die protestantischen Episcopalen den größten Gewinn aus der Einwanderung ziehen.

Wenn nun sein Wachsthum nicht der Macht des Schwertes, noch der Hülfe der Regierungen, noch dem Schutz der Großen, noch dem Einfluß der Schulen, der Presse, der Einwanderung zuzuschreiben ist, wo finden wir das Geheimniß? Ist dasselbe der Ueberlegenheit derer zu verdanken, welche seinen Grund legten? Unsere geistigen kritisirenden Freunde werden das schwerlich zugeben. Liegt das Geheimniß in der hervorragenden Beredtsamkeit und der Gelehrsamkeit seines Predigtamts? Das kann nicht behauptet werden. Oder in seinem hohen Ansehen bei der menschlichen Gesellschaft? Oder in dem Besitz ausschließlicher Vorrechte? Niemand machte bei demselben Anspruch auf direkte apostolische Succession und er hatte kein geschlossenes Abendmahl. In seiner frühesten Geschichte erkannte derselbe als Christen alle, welche den Herrn Jesum ehrten und liebten. Seine Kanzeln sind gegen andere Christen oder christliche Prediger nie geschlossen worden, weder durch Kanonen von Erz noch durch Bullen von Pergament. Worin anders kann nun das Geheimniß seines Erfolges liegen, wenn es nicht der Geist und das Leben Christi war. Seine Prediger fühlten die Macht eines christlichen Rufs. Wie die Apostel mußten sie sagen: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige." Sie trotzten der Kälte des Winters, der Hitze des Sommers — sie schwammen durch Flüsse und pilgerten durch einsame Wälder, sie erduldeten Verfolgung und Widerspruch, um ihre Mitmenschen zu retten. Das Volk glaubte an ihre Aufrichtigkeit, an ihren Ruf von Gott, lauschte ihren Worten, ward gerettet. So wurden Gesellschaften gesammelt ohne

Kirchen und regelrechte Pastoren. Sie kamen zusammen zum Gesang, Gebet und gegenseitiger Ermahnung, bis ihre Zahl sich vergrößerte und die Mittel sich fanden, ein bescheidenes Haus zu bauen. Sie wuchsen, weil das Haupt der Kirche ihnen „Geist und Leben" gegeben hat.

Es giebt nun einige, welche dem Methodismus seine Zukunft absprechen, weil derselbe Irrungen aufzuweisen hat. Aus dem gleichen Grund könnten wir dem Christenthum den Grabgesang singen. Der gelehrte Bossuet schrieb ein Buch gegen den Protestantismus wegen seiner Spaltungen und wollte daraus seine Schwäche beweisen, allein niemals ist sein Erfolg größer gewesen, als im letzten Jahrhundert. Auch möchte ich nicht sagen, daß Theilungen ein absolutes Uebel sind. Da die Menschen so verschiedenen Geschmack und Sitten haben, so können durch verschiedenartig organisirte Kirchen mehr Seelen erreicht werden. Wir werden dadurch mehr gereizt zur Liebe und guten Werken. Es scheint mir auch, daß wie Gott uns das äußere Leben in jedweder Form zeigt, er uns auch lehren will, daß das christliche Leben gedeihen kann unter verschiedenen äußeren Gebräuchen. Er will uns zeigen, daß keine Weihe in bloßem Kirchenthum steckt. Die Organisation hat ihren Werth und jedes Glied der Kirche sollte seiner Gemeinde treu sein, allein die Organisation ist nur der Tempel, in welchem das Leben wohnt. Die Organisation kommt vom Menschen, das Leben von Christo. Gäbe es nur eine Organisation mit gewissen erfolgreichen Gebräuchen, so möchten wir denken, deren Formen müßten in sich selbst heilig sein und wir könnten engherzig und bigott werden. Unsere Kirche wäre dann **die Kirche** und alle andern wären Schismatiker.

Wenn wir aber sehen, daß auch andere Kirchen Leben haben, so lernen wir, daß der Gott der Juden auch der Gott der Heiden ist. Wir erkennen dann einen geliebten Bruder in jedem Mitglied der Familie Gottes und preisen Gott für die Unendlichkeit seiner Gnade. Auch gewinnt der Leib Christi durch diese verschiedenen Theile an Beweglichkeit und Leben und ein Theil kann vom andern lernen, wie man Seelen Christo gewinnt.

Was aber die Trennungen in der Methodisten-Familie betrifft, so kann kein Zweig den Familienzug verläugnen. Denn erstens haben die Methodisten niemals eine **Trennung in der Lehre** gehabt. Die klare Darstellung der Lehren durch J. Wesley und die Verkündigung derselben, selbst in den Liedern der Kirche, haben nicht wenig zu unserer Einheit beigetragen. Ueber die ganze Welt ist die Theologie der Methodisten Eins. Auch giebt es keine Grundverschiedenheit in den Gebräuchen. Die Klaßversammlung, die Gebetsversammlung, das Liebesfest, die Wachnacht, wenn auch mehr oder weniger streng beobachtet, finden sich überall.

Was die Gliederschaft betrifft, so giebt es kaum **einen** Unterschied. Sogar in den Bindegliedern der Gemeinden ist allgemeine Aehnlichkeit vorhanden. Das Reisepredigtamt, die vierteljährlichen und jährlichen Conferenzen bestehen in jedem Zweig. In der Art und Weise der Gesetzgebung und der Versetzung der Prediger giebt es einige Verschiedenheiten, doch die Punkte, in welchen wir einig sind, sind so zahlreich und wichtig, daß wir im Wesen Alle eins sind. Wir haben auch keine Trennungen gehabt wegen Kleidung, Lichter, Kniebeugungen. Wir haben keine High Church, oder Low Church noch Broad Church.

Wenn wir nun auch in einigen kleinen Punkten von einander abweichen, ist nicht etwas da bei uns Allen, was selbst die Welt anerkennt? Predigt ein Prediger mit ungewöhnlicher Wärme, zeigt er in all seinen Pflichten ungewöhnlichen Eifer, sagt dann nicht gleich die Welt: „er predigt wie ein Methodist"? Wenn eine Versammlung singt und betet und vergnügt im Herrn ist, sagt nicht gleich die Welt, die sind wie die Methodisten?

Diese Conferenz erstrebt eine größere Einheit, einen festeren Zusammenschluß; das ist der Geist J. Wesley's, welcher eine innigere Vereinigung unter allen Christen zu Stande zu bringen suchte. Seine Gemeinden waren zuerst unabhängig, nur seine Person war das Bindeglied. Als die Conferenz ins Leben trat, freute er sich sehr. Im Jahr 1764 schrieb er: Ich habe schon lange gewünscht, daß eine offene, freie Vereinigung zu Stande käme, unter Allen, welche diese großen Grundwahrheiten: Erbsünde und Rechtfertigung durch den Glauben, deren Frucht Heiligung ist, lehren, doch alle meine Bemühungen waren bis jetzt erfolglos. Gottes Zeit ist noch nicht ganz da. Dann schreibt er wieder: Ich verlange keine Einheit der Meinung unter solchen. Sie mögen in gewissen Lehrpunkten, wie z. B. die absolute Erwählung einerseits — die christliche Vollkommenheit andererseits — von einander abweichen. Es handelt sich auch nicht um eine Einheit in der Ausdrucksweise — auch nicht in Bezug auf äußere Ordnung . . . Ich verlange nur Eins. Hat dein Herz dieselbe Richtung, wie mein Herz? Wenn so, dann gieb mir deine Hand. Sein weites Herz war um hundert Jahre seiner Zeit vorausgeeilt. Kürzlich sahen wir einen anglikanischen Congreß, ein allgemeines presbyterien Concil und jetzt eine ökumenische Methodisten-Conferenz. Ist das nicht ein Vorbild — eine **Weissagung auf eine ökumenische protestantische Conferenz**, da Herrn Wesley's große Hoffnung in Erfüllung gehen und die Welt sehen wird, daß evangelische Christen eins im Herzen und eins in ihrem Ziele sind. Gewiß ist es, daß es eine ökumenische Conferenz geben wird, wenn nicht auf Erden, so doch im Himmel, wo die Guten und Weisen von allen Zeiten und allen Kirchen sich vereinigen werden um des Erlösers Thron. Je näher wir dem **Geist dieser** himmlischen Union kommen, desto näher kommen wir hienieden schon zusammen.

Vor einigen Wochen war ich in einem wunderbaren Thälchen. Die Bäume waren in einiger Entfernung auseinander gepflanzt und die Stämme waren gerade und eben. Aber wie sie höher und höher strebten, kamen auch die Zweige näher zusammen und **noch höher** wanden sich die Aeste ineinander und bildeten ein wundervolles Dach. Ich dachte, unsere Kirchen gleichen diesen Bäumen. Die Stämme stehen auf der Erde steif und weit auseinander. Doch je näher dieselben gen Himmel steigen, desto näher kommen sie zusammen, bis sie ein prächtiges Dach bilden, unter welchem die Menschenkinder Schutz und Glückseligkeit genießen. Dann gedachte ich an die herrliche Bitte des Herrn:

Auf daß sie Alle eins seien, auf daß die Welt erkenne, du habest mich gesendet, und hast sie geliebet, gleich wie du mich liebest."

In liebendem Gehorsam gegen Christi Gebote und ernsten Bemühungen um die Ausbreitung seines Reiches; dadurch daß wir Anderen Gutes thun, ist wahre Einigkeit zu finden. Die Zukunft des Methodismus wird, wenn ich die Quelle von dessen Kraft richtig bezeichnet habe, von dem sorgfältigen Studium von Gottes Wort abhängen, wozu wir noch mehr ermuthigen sollten — daheim und in der Sonntagschule, von thätigem und liebendem Gehorsam gegen Gottes Gebote, von unablässigem Eifer im Guten und einem seligen Genuß aller seiner Vorrechte. „Die Freude am Herrn sei unsere Stärke!" Der Schrei der menschlichen Seele ist heute noch derselbe: „O, daß ich wüßte, wie ich Ihn finden könnte!" Die Römisch-katholischen weisen dieselbe auf die durch den Segen der Priester verwandelte Hostie und sagen: „Hier ist Christus;" die Ritualisten der Kirche von England, die streng kirchliche Partei der Lutheraner thun ungefähr dasselbe. — Der Methodismus verwirft diese Lehre. Er ladet den Sünder ein direkt zum Heiland zu kommen und versichert ihn, daß wenn er zu Christo kommt, er durch eine bewußte innere Erfahrung von Gottes Liebe und Frieden und himmlischer Freude die Gewißheit erlangen werde, daß er Gottes Kind sei. Es giebt nur diese beiden Theorien: Entweder muß der Sünder zu Christo kommen durch den Priester, oder er muß persönlich kommen zum Thron der Gnade. Entweder muß er Absolution vom Priester, oder er muß die bestimmte Gewißheit der Vergebung durch den heiligen Geist empfangen. Diejenigen, welche Christum als den Weg, die Wahrheit und das Leben gefunden haben, und welche Frieden und Freude im heiligen Geist besitzen, sollten davon bestimmt Zeugniß ablegen: „Ihr seid meine Zeugen," spricht der Herr. Wenn Wesley zum Theil durch das Zeugniß Anderer zur christlichen Gewißheit kam, wieviel mehr mögen Andere dieses Zeugniß nöthig haben? Wo Sünder erweckt, bekehrt und erneuert werden, wo die Kirche glücklich ist in Gott, da fühlen die Menschen, daß der Gott der Wahrheit in ihrer Mitte ist, und kommen zu ihm, als ihrem einzigen Vermittler.

Der Methodismus steht in Gefahr, wenn das Wort Gottes vernachlässigt wird, oder nicht gründliche Erfahrungen im Christenthum gemacht werden, oder wenn Gleichgültigkeit gegen die Seelen rings um uns her herrscht.

Brüder, laßt uns unsern Bund mit Christo erneuern und fester noch uns an Ihn anschließen. Wenn wir diesen Ort verlassen, mögen wir dann auch mehr von seinem Geist besitzen. Wir ehren Wesleys Namen, aber wir heißen Niemand Meister, ohne Jesum unsern Herrn. Seine Worte allein laßt uns den lebenden und sterbenden Menschen verkünden. Wir fürchten die Angriffe des Unglaubens auf die Bibel nicht. Gottes Wort empfiehlt sich durch den Geist und das Leben dem Gewissen des Menschen. Unser Werk mag derart sein, daß wir in diesem Leben kaum sehen können, was wir ausrichten, die Ewigkeit wird Alles klar machen. Man sagt, daß bei Anfertigung der gewebten Tapeten der Arbeiter nur die Rückseite der Figuren, die er webt, vor sich hat. Er kann auch nicht begreifen, in welcher Weise das kleine Stück, das er in Arbeit hat, in das große Ganze hineinpaßt. Er hat nichts zu thun, als den ihm gegebenen Anweisungen zu folgen; ein einziger Irrthum seinerseits mag die Schönheit des ganzen Werks zerstören. Brüder, so ist es mit unserm Werk! Wir befinden uns auf der irdischen Seite. Die schöne Seite ist im Himmel. Wir sehen unser eigenes Werk nicht ganz, aber es gibt Augen, welche jeden Augenblick auf die Figuren gerichtet sind, welche wir bilden. Am Tag der Ewigkeit werden wir es erkennen, wie wir erkannt sind. Laßt uns daher auch die Vorschrift sehen und die glorreiche Arbeit verrichten für Christum und um seinetwillen. Wenn dann die äußere Hülle zerbricht, werden wir triumphirend ausrufen können mit dem sterbenden Wesley: Das Beste von Allem ist, daß Gott mit uns ist! Amen.

Unsere Bischöfe.

Editoriell.

1. Bischof E. O. Haven, D. D., LL. D.

Unsere erste Lebensskizze gilt diesmal einem Entschlafenen, der kaum etwas über ein Jahr das wichtige Amt eines Bischofs verwaltete, bis ihn nach kurzer Krankheit von nur wenigen Wochen in Oregon am 2. August d. J. ein friedevoller Tod aus aller Arbeit und Mühe seines vielbeschäftigten und segensreichen Lebens zur ewigen Ruhe hinüberführte. Erastus Otis Haven ist am 1. November 1820 zu Boston, Mass., geboren, und hatte das Glück, schon frühzeitig für seine ausgezeichnete geistige Begabung die entsprechende Bildung und einen gründlichen, vielseitigen Unterricht an der Wesleyan Universität zu finden, der er bis 1842 angehörte, in welchem Jahre er an ihr ehrenvoll graduirte. Seine Laufbahn war vorherrschend die eines Mannes der Wissenschaft, und als Gelehrter und Schulmann, als theologischer Schriftsteller und Editor hat er seiner Kirche die erspießlichsten Dienste geleistet. Er begann dieselbe als Lehrer der Naturkunde und späterer Prinzipal am Amenia Seminar, trat aber von 1848 an auch in den regelmäßigen Dienst des Reisepredigtamtes und bediente als Glied der New Yorker Conferenz die Kirche an der 24., jetzt 30. Straße, die Red Hook Mission und die Gemeinde der Mulberry Str. (jetzt St. Pauls Kirche), sämmtlich in New York; 1853 wurde er Professor der lateinischen, später auch der englischen Sprache und Literatur, der Geschichte und Rhetorik an der Michigan Universität, deren Präsident er als Nachfolger des gefeierten Dr. Tappan von 1853 bis 69 war. Das Union



† E. O. Haven.

College verlieh ihm 1855 die Würde eines Doktors der Theologie, seit 1856 war er Editor des „Zions Herald" in Boston, Mass., und von 1869 bis 1872 Präses der Nordwestlichen Universität. Im letztgenannten Jahre wählte ihn die General-Conferenz zum correspondirenden Sekretär des Erziehungsboards, und 1874 wurde er Kanzler der Universität von Syracuse. Als Abgeordneter zur General-Conferenz hatte er dieser in den Jahren 1862, 68, 72 und 76 beigewohnt; die vom Jahr 1880 aber berief ihn zum Bischofsamt, dem er in treuer, umsichtiger Arbeit den Rest seiner Kraft opferte. Auch als Prediger, besonders aber als kirchlicher Schriftsteller genoß er eines bedeutenden Rufes, namentlich als Verfasser mehrerer größerer Werke, wie: „Pfeiler der Wahrheit," „Rath für Jünglinge," „Logik und Rhetorik," sowie einer Geschichte unserer Nationalregierung.

2. Bischof J. T. Peck, D. D., LL. D.

In manchen Beziehungen bildet der Lebensgang dieses Mannes gewissermaßen ein Gegenstück zu dem des oben geschilderten. Derselbe stammt aus einer echten Methodisten-, ursprünglich Puritaner-Familie, die in zwei Menschenaltern nicht weniger als zwanzig Methodisten-Prediger aufzuweisen hat, unter welchen hauptsächlich die beiden Brüder George Peck, D. D., und Jesse Trosdell Peck, die Söhne von Luther Peck und Annis Coller Peck, hervorragen, beide geboren zu Middlefield, Otsego County, N. Y., der erste noch am Schluß des vorigen Jahrhunderts (1797), der andere am 4. April 1811 als das elfte und jüngste Kind seiner Mutter. Von dieser erinnert er sich noch aus frühester Kindheit her, daß sie oft darum betete: „O Gott! bekehre meine fünf Söhne und mache sie alle zu Predigern!" eine Bitte, die später auch buchstäblich erhört wurde. Sein Vater war vierzig Jahre lang Klaßführer und betrieb das Gewerbe eines Grobschmieds, gab aber auch nebenher zur Erholung Musikstunden, und in beiden Künsten hatte auch unser Jesse eine gründliche Schule durchzumachen. Hat er auch später Hammer und Ambos bei Seite gelegt, so blieb er doch der holden Frau Musika treu. Kurz vor seinem 16. Geburtstag wurde er gründlich zu Gott bekehrt, und als er bald darauf seinem Vater erklärte, er fühle sich innerlich zum Predigtamt gedrungen, erwiderte ihm dieser unter Thränen: „Bei deinen Brüdern allen habe ich Einwendungen gemacht, bei dir aber dem Herrn gelobt, daß er dich haben soll, wenn er dich bekehrt und zum Predigtamt brauchen kann." Von Stund an arbeitete er nun bei Tag auf dem Handwerk und studirte bei Nacht in seinen Büchern, vor allem in seiner Bibel, begann auch frühzeitig, sich im Predigen zu üben. Sein Hauptlehrer war zunächst jener frühverstorbene älteste Bruder Georg; später



J. T. Peck.



E. G. Andrews.

machte er zur Winterszeit zuweilen noch einen Kursus im Cazenovia Seminar mit durch und wurde dann vom Aeltesten Elias Bowen 1829 nach ertheilter Licenz nach dem Courtland Bezirk als Prediger auf Probe berufen.

Im Jahre 1832 trat er in die Oneida Conferenz ein, wurde 1841 Prinzipal an der Troy Conferenz Akademie zu Poultney, Vt., 1844 Delegat an der General-Conferenz, 1848 bis 1852 Präsident des Dickinson College und Mitglied der Baltimore Conferenz. Nach verschiedenen wechselnden, zum Theil bedeutenden Stellungen im Osten, wurde er 1859 von New York aus nach der jungaufblühenden Conferenz der Pacific Küste versetzt, als Prediger der Kirche an der Powell- und dann der an der Howard Straße zu San Francisko, später in Sakramento und Santa Clara, dann als Vorst. Aeltester des San Francisko Distrikts und als Präsident der Trustees der Pacific Universität. Aber schon 1866 kehrte er wegen Erkrankung seiner Gattin zurück, um nach vorübergehender Verwendung im Reisepredigtamt zu Albany, N. Y., wieder eine mehrjährige Stellung an der Universität zu Syracuse zu finden, die ihn auch durch Verleihung des Titels und Rangs eines „Doktors beider Rechte“ ehrte. Das Jahr 1872 brachte ihm die Erwählung zum Bischof, wozu ihn seine reiche und manchfaltige Erfahrung, seine tiefgegründete Frömmigkeit und sein praktischer Blick und Takt besonders befähigen. Trotz seines vielbewegten Wanderlebens hat er sich auch als gründlicher und gediegener Schriftsteller bewährt, namentlich durch seine Werke die „Geschichte der großen Republik“, „Die Central-Idee des Christenthums“, „Die ächte Christin“ und „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“

3. Edward Gayer Andrews, D. D.,

trat unmittelbar aus der praktischen Laufbahn des Predigers in das Bischofsamt über, eine der seltenen Ausnahmen in der Kirchenpolitischen Praxis der Bisch. Meth. Kirche. Indessen fand ihn die hohe Stellung in jeder Hinsicht wohl vorbereitet. Geboren am 7. August 1825 zu New Hartford, Oneida Co., N. Y., hielt er sich schon in früher Kindheit, seit seinem zehnten Lebensjahre, zur Kirche, wiewohl ihm erst das reifere Jünglingsalter während seiner Studienzeit tiefere religiöse Erfahrungen brachte. Seine theologische Bildung verdankt er hauptsächlich dem Cazenovia Seminar, dem er später als Lehrer angehörte und als Leiter und Führer vorstand. Doch besuchte er eine Zeitlang auch noch die Wesleyan Universität, an welcher er am 7. August 1847, seinem 23. Geburtstage, graduirte.

Nachdem er schon im Jahre 1844 die Licenz als Prediger bekommen und dann nahezu ein Jahr lang als Hilfsprediger auf dem Morrisville Bezirk gedient hatte, trat er 1848 in die Oneida Conferenz ein, welcher er volle zwanzig Jahre angehörte, bis er später in die New York Oestliche versetzt wurde. Von Bischof Janes zum Diakon ordinirt und dann in volle Verbindung aufgenommen, wurde er schon nach Verfluß von zwei Jahren von Bischof Scott in Utica zum Aeltesten ordinirt und nahm seinen Wohnort in Stockbridge. Ein Halsleiden veranlaßte ihn, im Jahre 1854 zuerst als Lehrer und später, nachdem er kurze Zeit Präsident an der Frauenhochschule zu Mansfield, O., gewesen, vom Jahr 1855 an als Prinzipal und Nachfolger des an das theologische Seminar zu Evanstone versetzten Dr. Bannister seine Zeit und Kraft dem Cazenovia Seminar zu widmen, dessen einstiger Schüler und Zögling er gewesen. Erst im Jahre 1864, wo er als Delegat der General-Conferenz beiwohnte, trat er wieder in das aktive Predigtamt zurück und bediente als Glied der New York Oestlichen Conferenz die Sand Straße Kirche zu Stamford und später diejenige an der 7. Avenue, sowie die St. James Kirche in Brooklyn. Von hier erwählte ihn die in dieser Stadt versammelte General-Conferenz von 1872 zum Bischof, als welcher er 1876 Europa und Vorderasien bereiste, um die Conferenzen in Schweden und Norwegen, sowie in Südindien zu organisiren und diejenigen in Deutschland, der Schweiz und Italien zu besuchen. Seinen stehenden Wohnsitz hat der vielbeschäftigte aber noch rüstige Mann in Des Moines, Jowa.

Das seltsame Mittagessen.

Von Ph. P.

Das Jahr 1816 war für Deutschland und insbesondere für Württemberg ein Regenjahr. Das Sprichwort: „Auf Regen folgt Sonnenschein" traf nicht mehr ein. Es schien, als wollte die Sonne ihr strahlendes Angesicht für immer verhüllen. Die ohnedies geringe Ernte konnte der nassen Witterung halber zum größten Theile nicht eingeheimst werden und das meiste verdarb auf dem Felde. Die Folge war ein rasches Steigen der Preise aller Lebensmittel und zwar in so gewaltigen Sprüngen, wie es seit Menschengedanken nicht vorgekommen war. Schon im Herbste 1816 gingen die Vorräthe an Mehl und Kartoffeln so zusammen, daß man an manchen Orten, um das Mehl zu sparen, darauf verfiel, Obsttröster zu dörren und zu mahlen und mit einem kleinen Zusatz Mehl Brod daraus zu backen. Allein da die Stiele sich nicht ganz vermahlen ließen, so zeigten sich diese dann im Brode als kleine Splitter, die den Kindern im Halse stecken blieben. Ein Bruder meines Vaters, der durch dieses Brod einige Male in die Gefahr des Erstickens kam, rief einmal verzweifelnd aus: „O Mutter, Mutter, nur kein Stachelbrod mehr!" Auch Schnürgras sammelte man an vielen Orten und dörrte es und bereitete dann ein Mehl daraus, das ein rauhes, schwarzbraunes, geschmackloses Brod lieferte, das in der Suppe wie Stein zu Boden fiel. Die höchste Höhe erreichte die Hungersnoth im Frühjahr und Vorsommer des Jahres 1817. Tausende standen damals am Rande der Verzweiflung und kochten in der Noth jungen Klee und Rapunzeln aus dem Walde (eine Art Waldlauch) und fuhren damit fort, auch als es sich herausstellte, daß den davon Essenden der Leib aufschwoll. Ueberall aber zeigten sich je länger je mehr die Folgen längerer Dauer des Hungers in gänzlicher Abmagerung und allgemeiner Schwäche des Körpers, und diese steigerten sich bei nicht Wenigen bis zum Wahnsinn und zur Raserei, so daß der Tod, wenn er zuletzt erschien, nur als Erlösung aus einem jammerwürdigen Zustand betrachtet werden konnte.

In diesem Hungerjahre lebte in einer der volkreichsten und gewerbsamsten Städte des württembergischen Unterlands eine arme Mutter von 9 Kindern, eine trotzdem noch rüstige Wittwe, die bei unermüdetem Fleiß und Sparsamkeit bis dahin sich und ihre Kinder ehrlich durchgebracht hatte. Allein in dieser Zeit der täglich wachsenden Theurung kam sie, wie noch Tausende neben ihr zuletzt auch so in's Gedränge, daß sie

eines Morgens im Vorsommer 1817 ihre Kinder ohne Frühstück lassen und ihnen sagen mußte, daß sie nichts mehr habe und auch nicht wisse, woher sie etwas bekommen könne. Das wollte natürlich den Kindern nicht einleuchten, und Eines sagte: „Ja, Mutter, warum gehst du denn nicht zu den Bauern? Ich hörte sagen, es gebe Bauern, die noch die ganze Bühne voll Frucht haben." „Das mag wohl sein, mein Kind," antwortete sie, „allein die gebens nicht her. Hörte ich doch erst gestern von einem, der, als man in ihn drang, die Frucht, die er noch in Hülle und Fülle auf der Bühne habe, herauszugeben, antwortete: „er gebe sie nicht her, bis jedes Körnlein einen Groschen koste." „Aber," nahm jetzt ein Anderes das Wort, „ich habe auch gehört, daß von Stuttgart aus alle Tage ganze Fässer voll Mehl und Brod ins Land hinaus geschickt werden; warum holen wir nicht auch davon?" „O gutes Kind," versetzte die Mutter, „das ist wohl wahr, aber diese Fässer kommen auf den Schwarzwald, auf die Alb, auf den Schurwald u. s., w., wo die Noth am größten und allgemeinsten ist, aber hiehier, wo man es nicht für so dringend nöthig hält, kommt nichts und darum haben wir von Menschen nichts zu hoffen. Uns muß Gott helfen, sonst sind wir verloren. Darum blicket auf zu Ihm und rufet Ihn an, daß Er sich über uns erbarmen wolle." Da gaben sie sich zufrieden und verliefen sich. Die Mutter aber, die voraus sah, daß sie auf den Mittag so wenig ihnen etwas geben könne als am Morgen, kam nicht so leicht darüber weg, und ehe sie sich's versah, überfiel sie die Sorge und der Kummer wie ein Riese und es ging ihr wie Hagar in der Wüste, als sie mit ihrem Sohne Ismael ausgetrieben wurde und bei Bersaba irre ging und kein Wasser mehr in der Flasche war. Da heißt es von ihr: „Da warf sie den Knaben unter einen Baum und setzte sich gegenüber von ferne, eines Bogenschusses weit. Denn sie sprach: Ich kann nicht sehen des Knaben Sterben. Und sie setzte sich gegenüber und hub ihre Stimme auf und weinte." So ging es auch unsrer Wittwe jetzt; sie konnte nichts mehr thun als weinen und Hände ringen.

Inzwischen rückte die Zeit des Mittags heran, da sie sonst den Tisch zu decken pflegte. Auf einmal, wie sie so sich jammernd und verzweifelnd fragt, was fang ich an? da heißt es in ihrem Innern: „Deck nur den Tisch und laß Gott für das Essen sorgen!" Gedacht, gethan! Sie setzt die Teller auf den Tisch und stellt die Schüsseln leer, wie sie waren, auf. Dann ruft sie die Kinder und sagt: „Kommt, Kinder, laßt uns beten und uns zu Tische setzen!" Die Kinder, die die leeren Schüsseln sahen und sich nicht denken konnten, was das für ein Essen abgeben werde, kamen mit fragenden Angesichtern und stellten sich erwartungsvoll ein jedes an seinen Platz. Da faltet die Mutter die Hände und betet: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheeret hast. Amen!"

Früh am Morgen desselben Tages erwachte ein vermöglicher, gottesfürchtiger Bauer in einem vier Stunden entfernten Dorfe mit dem Bibelspruch: „Und Abraham stund frühe auf," und der Gedanke, der sich ihm dabei unwillkürlich aufdrängte, war der: „Die Hungersnoth ist jetzt so groß. Wie viele arme Leute werden, wenn der Tag anbricht, hungrig aufwachen und rathlos fragen: was werden wir essen? und vielleicht sind auch Wittwen und Waisen unter denen, die jetzt so nach Brod fragen. Du aber hast noch Mehl und Brod, Butter und Eier genug. Du mußt es machen wie Abraham und früh aufstehn und von dem Ueberfluß, den du hast, diesen Hungernden etwas bringen." Gedacht, gethan. Er steht auf, nimmt einen Sack, füllt ihn mit Mehl, Brod, Butter und Eiern, wirft ihn über seine Schultern und zieht aus. Wohin er ihn tragen solle, wußte er freilich nicht, aber er dachte: „Der Herr wird's schon leiten, daß du an den rechten Ort kommst." So geht er mit seinem Zwerchsack und sieht im Gehen an allen Häusern hinauf, ob nicht im Innern eine Stimme in dieses oder jenes Haus ihn weisen möchte. Allein er vernahm nichts. Da denkt er: „Vielleicht ist's im nächsten Dorf," und faßt, dahin gekommen, auf's Neue Haus um Haus in's Auge. Allein in seinem Innern blieb auch da wieder Alles still. Da denkt er wieder: „Vielleicht ist's im nächsten," und geht weiter. Der Sack aber fing allmählich an, schwer zu werden, so daß er nicht umhin konnte, zu sich zu sagen: „Ja, wenn ich gewußt hätte, daß ich ihn so weit tragen muß, hätte ich nicht so viel hinein gethan." Doch es war nicht mehr zu ändern, und so trägt er ihn eben in Geduld, und kommt in das nächste und übernächste Dorf, ohne ihn abgeben zu dürfen. Endlich gelangt er in die Oberamtsstadt, tritt zum Stadtthore hinein und beginnt von Neuem die Häuser zu mustern. Diese aber sind alle so groß und so schön, daß er unwillkürlich zu sich sagen muß: „Ja, sollte denn erst in diesen schönen und großen Häusern die Noth anfangen, und in allen Dörfern, durch die du deinen Sack getragen, keine Noth sein?" Doch kaum war er noch einige Schritte, Haus um Haus prüfend, weiter gegangen, siehe! da heißt's auf einmal in seinem Innern: „Da hinein!" Froh in der Hoffnung, seiner Last endlich los zu werden, tritt er hinein, und die Stimme, die ihn hineingewiesen, leitet ihn zu einer Thür. Er öffnet, ohne zu klopfen, die Thür, sieht ein Weib mit neun Kindern mit gefalteten Händen um den Tisch herumstehen

und hört sie noch „Amen!" sagen. Ueberrascht und verwundert stellt er schnell seinen Sack an der Wand neben der Thür nieder, sagt, innerlich seltsam ergriffen: „Da sendet der Herr euch etwas zu essen," und verschwindet so schnell wieder, als er gekommen. Er wußte nicht, wer die Frau war, und wie es um diese Familie stand, aber die Stimme, die ihn dahin gewiesen, bezeugte ihm: Gott habe den Sack da haben wollen. Der Wittwe mit ihren neun Kindern dagegen, vor deren Augen er in demselben Augenblicke, als sie das Amen ihres inbrünstigen Tischgebets aussprach, erschien, däuchte er trotz seines Bauernrocks nicht ein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel gesandt zu sein. Ein heiliger Schauer ergriff ihre Seele und hinterließ in derselben einen unauslöschlichen Eindruck von dem Walten einer höheren Hand über uns und unserem Leben.

Fünf Jahre später wurden der Bauer und die Wittwe an einem dritten Ort wieder zusammen geführt und lernten einander kennen. Da löste sich das Räthsel vor beider Augen, und sie mußten fortan, so oft sie einander wieder sahen, nicht nur der Noth der Armen im Jahre 1817, sondern zugleich auch der noch größeren Hilfe von Oben gedenken, die wie die Sonne durch die Wolken bricht, wenn wir auf den unsre Hoffnung setzen, der gesagt: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten.

Deutscher Gruss.

Es wankt das Schiff auf hohen Wogen
Und durch die Segel braust der Wind —
Von Deutschland kommen sie gezogen
Ein junger Mann mit Weib und Kind;
Krank von der ungewohnten Reise
So lehnt er schweigend an dem Mast;
Amerika — so klingt es leise —
Sei segensreich dem neuen Gast.

Wohl hat er drüben schwer gerungen,
Des Vorurtheiles armer Knecht,
Bis endlich auch zu ihm gedrungen
Ein Wort vom heil'gen Menschenrecht;
Frei sollst du sein! zerbrech' die Bandel
Die Fessel, die so hart dich drückt!
Glück auf, zu dem gelobten Lande,
Wo dich ein beff'res Loos beglückt!

Wohl Mancher ist davon gezogen
Die Brust mit Hoffnungen gefüllt,
Ihm winkte über Meereswogen
Der Freiheit hehres Zauberbild;
Mit kräft'ger Hand und festen Willen
So trat er jubelnd an den Strand, —
Wird sich der Hoffnung Traum erfüllen
Von einem beff'ren Vaterland?

Ja, schaut um Euch, wo Deutsche wohnen,
Da blüht das Leben doppelt schön,
Heut' zählen wir nach Millionen
Die treu zum Sternenbanner steh'n;
Doch habt Ihr vieles auch gelitten,
Bis Euch ein neues Heim erstand,
Mit Schweiß und Blut so ward erstritten
Das Recht im neuen Vaterland.

Jetzt steht Ihr da nach schweren Stürmen,
Vom deutschen Stamm der beste Zweig,
Jetzt heißt es treu und stark zu schirmen
Das eig'ne Recht im neuen Reich;
Was Euch von Kind auf lieb gewesen,
Was lieb und treulich Euch umschlang,
Den deutschen Sinn, das deutsche Wesen
Und deutscher Sprache Zauberklang.

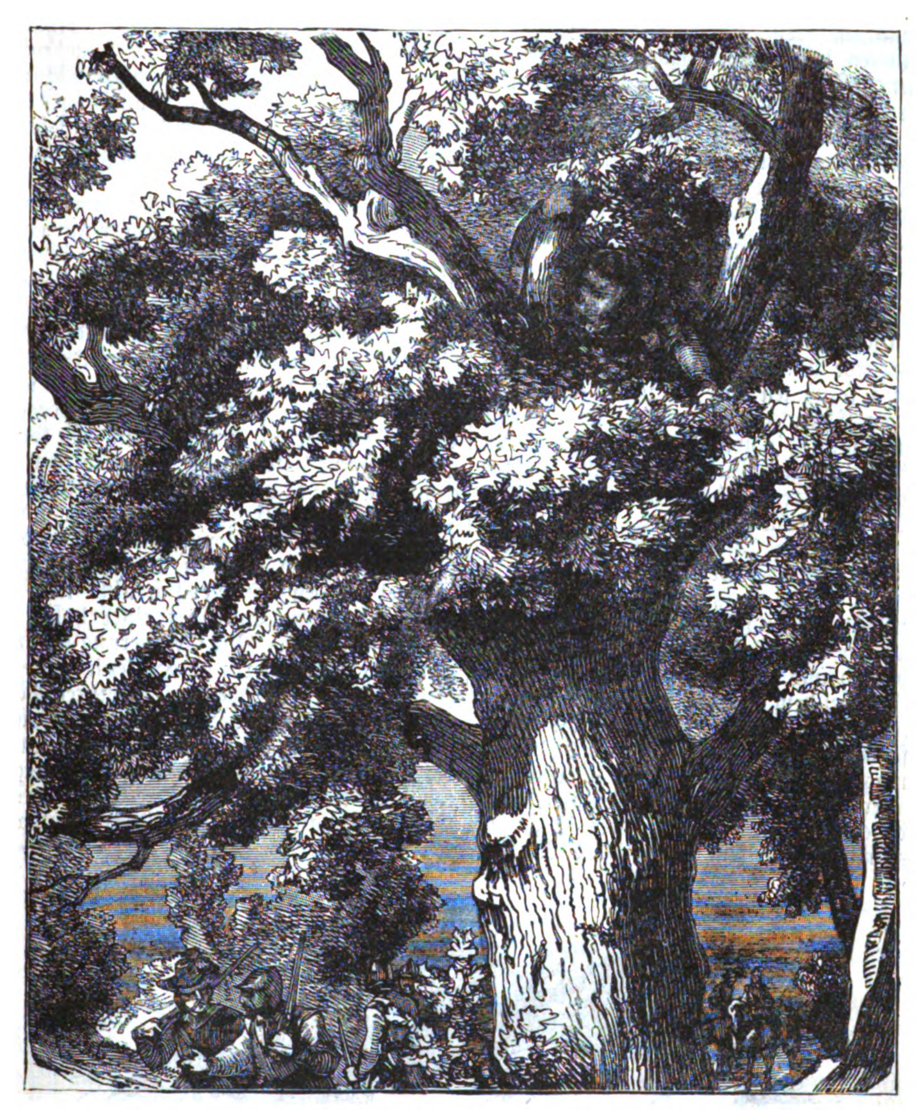
O wahret diese heil'gen Güter,
Wenn auch so vieles Euch betrog,
Seid Eurer Sprache treue Hüter
Und haltet deutsche Sitte hoch!
Dann wird der Zukunft glänzend blühen
Ein Volk, das Recht und Freiheit ehrt,
Es wird gesegnet sein dein Mühen,
Du deutsches Volk, am neuen Herd.



„Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn" — so hat Schiller gesungen, der Dichter der deutschen Kraft und der deutschen Freiheit; und Kraft und Freiheit sind es, die uns in der „deutschen Eiche" gleichsam als die lebendig verkörperten Grundelemente des deutschen Volksgeistes entgegentreten. Nicht umsonst haben daher schon von Alters her unsere Ahnen ihre Eichenwälder heilig gehalten; unter ihrem kühlen Schattendach, im dämmernden Halbdunkel ihrer grünen Hallen, unter dem geheimnißvollen Säußeln und Flüstern ihrer Blätterkonen haben ihre Priester und Sänger, die Druiden, ihre Opferlieder angestimmt, mit Eichenkränzen auf dem Haupt und Eichenzweige in den Händen: in der Eiche, dem „starken König des Waldes", sah man das Sinnbild des Volkes selbst. Tiefgegründet, wie für Jahrtausende gefestet, ruhen die Wurzeln im mütterlichem Boden, aus dem sie ihre Lebenskräfte saugen, und der Gipfel ragt auf zum ewigen Himmel. Auch unser deutscher Volksgeist gleicht der Eiche. Er wurzelt ebenso fest in den Tiefen des Gemüthslebens als er hoch empor strebt ins freie Reich des Gedankens, in die Welt der Ideale. Wie dort die knorrige Wurzel die nährende Erde stark umschließt und durch Fels und Gestein sich mühsam durchwindet bis hinab zum feuchten Grunde, so klammert sich auch das deutsche Herz zäh und eng an den Boden der Heimath, die mütterliche Erde des Volkslebens, mit festhaltender Treue an, so sucht auch der deutsche Geist rastlos alle Hemmungen und Hindernisse mit andauerndstem Fleiße zu überwinden, bis er hinab zu den tiefsten Quellen dringt. Und wie der Eiche Wipfel emporstrebt zur Höhe, so hat auch dem deutschen Wesen, wo immer es rein und voll



Die „Freibrief-Eiche".



Karl der Zweite in einem Eichbaum verborgen.

zur Geltung kam, nie ganz dieser aufwärts gerichtete Zug gefehlt, dem es das Beste verdankt, was es aus seinem Schooße hervorgebracht und was ihm geschenkt ward.

Die Eiche hat nicht die gefällige, leichte, schlanke Gestalt jenes anderen deutschen Lieblingsbaumes, der Linde, die darum auch in unseren Volksliedern von einem lichten Hauch der Freude, vom Duft und Glanz des Glücks und der Liebe umflossen ist, sie hat etwas Ernstes, fast Düsteres. Auch unser deutscher Volksgeist ist bei aller ihm angeborenen „Frohnatur" doch seinem innersten Wesen nach nicht so vorwiegend eingetaucht in jenes Element leichten, lebensfröhlichen und genußseligen Behagens, wie es sich bei den Kindern einer wärmeren Sonne unter einem ewig blauen Himmel und mitten im Ueberfluß einer freigebigen Natur als der heitere Grundton ihrer ganzen Lebensanschauung gebildet hat. Wir haben meist mit Mühe dem oft kargen Erdreich seine sparsame Frucht abgewonnen und in harter Arbeit die Muskeln gestählt, die Glieder geregt und der Ernst des Lebens hat mit seinen Sorgen bei uns mit eisernem Finger angeklopft. Darum gleicht unser Wesen auch mehr der ernsteren Natur unserer Landschaft, mit ihren eintönigeren Farben und ihrem trüberen Himmel, als

dem sonnigen freudeathmenden Süden, mehr dem düsteren schweigenden Eichwald mit seinen stummen Riesenstämmen, als den blüthenreichen Hainen des Lands, wo die Citronen blühen.

Und endlich noch Eines: spiegelt sich nicht im Bilde der vielzerklüfteten Eiche, durch manchen Sturm zerrissen, von manchem Blitz zerspalten, noch ein Grundzug unseres Wesens? Wir meinen jene oft fast eigensinnig zugespitzte Eigenart, die unserer ganzen Nation, wie den einzelnen Gliedern anhängt, und beiden ebenso oft Glück als Unheil gebracht, zu gleich großem Schaden und Segen geworden? Auch bei der Eiche hat jede Wurzel, jede Furche des rauhen Stammes sozusagen ihren eigenen scharf geschnittenen Charakter, jedes Blatt seine eigene fest ausgeprägte individuelle Art, jeder Ast springt in trotzigen Windungen vom Stamme ab, jeder Zweig reißt sich wie in unabhängigem Freiheitsdrang vom Ganzen los. Fast möchte es scheinen, als liege dort wie hier, im Reich der Natur wie in dem der Geschichte, ein und dasselbe Gesetz des Wachsthums zu Grunde, eine vielleicht oft einseitig durchgeführte Begünstigung in der Entwickelung von Nebenknospen, die, ob auch aus Einer Gesammtwurzel stammend, doch bei dem Ganzen, auch wenn sie seine Triebkraft nicht lähmen, sein innerstes Leben nicht schwächen, doch den Eindruck des Zusammenhangslosen, Willkürlichen bei aller in sich selbst beruhenden gediegenen Festigkeit und Stärke hervorrufen. Und dennoch ist gerade der Baum, der wie kein anderer das Bild der Zersplitterung bietet, derselbe, der Jahrhunderte lang den Wettern trotzt in der ungebrochenen Kraft seiner wurzelfesten kernigen Natur und auf die vielfach wechselnden Wandlungen seiner Nachbarn siegend herniederschaut, so sehr diese auch die Erscheinung einer in sich geschlosseneren Einheit darbieten.

Nun noch ein paar Worte zu unseren Bildern. Wer in unserem Lande, der nur einigermaßen mit seiner Geschichte bekannt ist, wüßte nichts von der bekannten „Freibrief-Eiche“ bei Hartford, Conn., worin der Freibrief jenes Staates vor den Bevollmächtigten des Königs Karl II. von England versteckt wurde, und die vor noch nicht langer Zeit umgehauen werden mußte, wobei man ihr von Staatswegen eine Art Leichenfeier mit Trauermusik und Glockengeläute gab? Uebrigens verdankte der ebengenannte Monarch selbst einst einer Eiche seine Lebensrettung. Er mußte nach der unglücklichen Schlacht von Worcester fliehen und wäre sicher von seinen Feinden, die ihn verfolgten, getödtet worden, hätte er sich nicht noch rechtzeitig im dichten Laubwerk einer hohen Eiche verstecken können. Zur Erinnerung daran trugen seine Anhänger und Hofleute noch lange Zeit ein goldenes Eichenblatt an ihren Mützen, wie denn das goldene „Eichenlaub“ auch in Deutschland noch bis auf den heutigen Tag eine der höchsten Ordensauszeichnungen bildet, gerade wie schon die alten Römer ihre Sieger mit dem Eichenkranz als dem Sinnbild der Unsterblichkeit schmückten.



Das unentbehrlichste und billigste Volksnahrungsmittel!

Eine Hauptursache der socialen Noth ist schlechte Ernährung. Mit Recht ist daher der Kampf gegen Verfälschung der Nahrungsmittel überall auf der Tagesordnung. Aber mit Unrecht hält man das Essen und Trinken für die Hauptsache der menschlichen Ernährung. Die Gesundheitspflege stellt im Gegensatz zu dieser landläufigen Meinung die Luft, oder wie sie der Erfinder des Sauerstoffs nannte, die Lebensluft als die eigentliche Lebensnahrung (pabulum vitae) hin. Während das „Schlucken" dieses Nährmittels sich unter naturwüchsigen Verhältnissen von selbst vollzieht, läuft der in der Tretmühle des Binnenraums arbeitende Culturmensch Gefahr, das Athmen zu vergessen, sich in „Lufthunger" hineinzuleben und davon luft-, oder wie man sagt, lungenschwindsüchtig zu werden. Die Befreundung mit der Athemkunst, d. h. der Kunst, mit Willen und Methode Luft zu holen, ist daher der wichtigste, weil „Appetit" machende Schritt zu einer besseren Ernährung. Erste Vorschrift ist, daß wir, wie wir täglich mehrmals dem Magen eine Mahlzeit gewähren, so auch mit der Lunge „Hauptluftmahlzeiten" anstellen, nämlich durch Uebung des Vollathmens, das wir aber erst vom neugeborenen Kinde wieder erlernen müssen. Während dieser „geborene Athemkünstler" die Brust in der Richtung von oben nach unten ausdehnt, haben wir Erwachsene uns das gesundheitswidrige Athmen von unten nach oben so sehr angewöhnt, daß wir die Lungenspitzen förmlich veröden („tuberculös" werden) lassen. Wir müssen nicht blos mit dem äußern Körper, sondern auch mit der Lunge Gymnastik treiben und vor allen Dingen neben dem blosen Vollathmen auch die Athemhaltung wieder erlernen. Von rechtzeitiger, ausdauernder Uebung dieser Praxis ist nichts weniger zu erwarten, als die Ausrottung jener chronischen Volksseuche, der Abzehrung, und Heilung des „Schwindsuchtskandidatenthums", und ebenso hat man mit der Athemhaltung, wie übrigens schon J. Kant gelehrt, eine „Universalselbstkur" in der Hand wider das Heer eingewurzelter, durch Vernachlässigung der Athempflege unterhaltener Krankheitszustände: Asthma, Kopfweh, Nasenbluten, Blutsturz, Leberleiden u. s. w. Der durch seine Bestrebungen für volksverständliche Gesundheitspflege bekannte Dr. Niemeyer hat die Frage der Luftnahrung jüngst in einem ansprechenden Vortrage behandelt, der als ein Stück der echten hippokratischen „Naturheilkunde" aufgefaßt werden kann und zu der alten Mahnung führt, daß man lieber mit dem Verstande, als mit Medizin heilen solle. (Medica mente, non medicamentis.) Reiche und Arme mögen sich nur vor Allem an das unentbehrlichste und billigste Nahrungsmittel gewöhnen lernen. Das ist der erste kostenfreie Schritt zur Hebung der Volksgesundheit.

Nur ein Nickel.

(Nach dem Englischen.)

„Fahrgeld, Madam!" rief der Schaffner; allein die Fahrende schien davon keine Notiz zu nehmen. Es war eine alte schäbig aussehende Frau in einem abgetragenen, bereits stark ins röthliche spielenden schwarzen Kleid, mit zerknitterter Halskrause und einem altmodischen Schleier von grobem Gewebe auf dem Hute.

„Ihr Fahrgeld!" wiederholte der Schaffner. Jetzt schaute sie auf und fuhr mit der Hand in die Tasche und suchte lang in dem kleinen seltsam geformten Arbeitsbeutel, den sie trug, hin und her und nachdem sie so den ganzen Vorrath von Geduld, der bei einem Schaffner billigerweise vorausgesetzt werden kann, völlig erschöpft hatte, sagte sie langsam:

„Ich habe auch nicht Einen Pfennig mehr; entweder hab' ich mein Geld verloren oder hat mich ein Taschendieb ausgeraubt; und ich muß doch nach der .... Straße."

Jetzt entstand eine Pause; der Schaffner sah auf die Frau und zögerte. Es war ein trüber nebeliger Abend und die Straßen knöcheltief mit Schmutz bedeckt. Nach der .... Straße war es noch fast drei Meilen und der Wagen kaum halb voll. Es schien nur die einfachste Menschenpflicht zu sein, ein armes altes Weib an den Ort ihrer Bestimmung mitzunehmen, mit oder ohne Fahrgeld. Aber dort draußen auf dem Trittbrett stand, wie der Schaffner durch die Glasthüre wohl bemerken konnte, ein Spion, der mit dem gierigen Blick seiner unheimlichen, grünlich funkelnden Augen darauf lauerte, ihn auf frischer That abzufangen.

Denn so schlecht bezahlt auch seine Stelle war, so warteten doch schon zwanzig andere ihm auf den Dienst. Seine Einnahmen mußten am Schluß der Woche bei der Abrechnung mit der genau controllirten Anzahl der beförderten Passagiere stimmen, oder die Gesellschaft entließ ihn gleich am nächsten Samstag, das wußte er nur zu gut. Dennoch konnte er's nicht über's Herz bringen, die arme alte Frau hinauszuweisen. Es blieb ihm mithin nur noch die Eine Wahl: daß er selbst für sie bezahlte.

Das Billet kostete auf dieser Strecke nur fünf Cents; indessen, es war bald sechs Uhr und der Schaffner verspürte einen gewaltigen Hunger. Das Abendessen aber, das er um diese Zeit gewöhnlich einzunehmen pflegte, in aller Eile, ehe er wieder seinen Posten für die Nachtdienst antreten mußte, kostete ihn zehn Cents, fünf für eine Tasse heißen Kaffee und fünf für Butterbrod und Käse. Wollte er für die Alte bezahlen, so mußte er auf Eins von beiden verzichten. Außerdem hatte er aber selbst noch eine kranke Großmutter daheim, für die er sorgen mußte, und dann gab's noch Kleider und Schuhe anzuschaffen u. s. w., kurz — er konnte von seinem schmalen Einkommen nicht allzuviel erübrigen. Und doch war es gerade die Erinnerung an seine Großmutter, die in ihm auftauchte, als er das Geld herauszog, das Billet coupirte und freundlich ihr zunickte: „Ist schon recht." Und als er bald darauf vom Wagen stieg, seine kurze Rast zu halten, da half er auch der Alten heraus und brachte sie auf den rechten Weg.

„Ich nehme heute blos eine Tasse Kaffee," rief er dem Kellner zu, als er ihm den Teller mit den belegten Brödchen zuschob, „stell das andere nur wieder zurück." Kaum aber war dies geschehen, als er sich auf einmal ganz besonders hungrig fühlte. Zu gleicher Zeit geschah's aber auch, daß eine alte Frau den Kutscher am Arm faßte und ihn frug: „Bitte, sagen Sie mir, wie heißt denn der Schaffner von No. 5?" Er erwiderte: „Dort sitzt er eben und trinkt seinen Kaffee." Und nach einer kurzen Weile fügte er bei: „Er heißt Varnham, Tom Varnham, glaub' ich, und wenn Ihr irgend eine Beschwerde über ihn zu führen habt, dort ist die Office." Doch die Alte schüttelte leise den Kopf und schlurfte weiter.

Da kam der lange, lange, bitterkalte, harte Winter, der einen Schneesturm um den andern brachte. Mehrere Kutscher von der .... Linie hatten heftigen Frostschaden genommen, andere waren sogar an der Lungenschwindsucht gestorben. Auch der Schaffner von No. 5 war erkrankt, wenn auch nicht sehr bedeutend, dazu seine Großmutter, und das alles kostete Geld, viel Geld, für Arzneien und kräftige Krankenkost; dazu noch hatte ein Dieb in der Nacht Tom's alten dicken Mantel gestohlen. So mußte er sich nun ohne denselben behelfen und oft dachte er daran, wie gut warm er ihm gäbe und wie schön es wäre, sich jetzt zu einem ordentlichen Essen hinsetzen zu dürfen. Sein Leben kam ihm recht hart vor, aber seine ärmliche Stelle ganz aufzugeben und eine bessere zu suchen, daran war gar nicht zu denken, so lange seine alte Großmutter noch auf ihn angewiesen war. Die Reisenden, welche den Wagen No. 5 benützten, nahmen meist sehr wenig Notiz von ihm; sie machten ihn höchstens für alle etwaigen Unbequemlichkeiten verantwortlich, die sie zuweilen zu tragen bekamen, ja sie spotteten seiner bei ihren wohlbesetzten Tischen und vor ihren wohlgeheizten Oefen, an denen sie sich die Zehen wärmten, während er halb erfroren und zitternd vor Frost auf dem kalten Trittbrett draußen stand. Schwerlich aber hätte je jene ärmlich gekleidete Alte mit dem löcherigen Schleier mit eingestimmt, und doch fuhr sie sehr oft in dem genannten Wagen, hatte aber seither nie wieder ihr Fahrgeld vergessen.

„Was gibts?" frug plötzlich Einer der Mitreisenden. „Die drei Wagen vor uns halten plötzlich," rief ein Anderer, „was ist denn los, Schaffner?"

„Der Schaffner auf No. 5 ist heruntergestürzt," erwiderte dieser, „man sagt, er sei todt." Und wirklich, Tom Vornham lag mitten unter der ihn umgebenden Gruppe, völlig bewußtlos und todesbleich. Man redete von ihm. „Er ist an Hunger und Kälte gestorben," hieß es, „er hatte für seine alte Großmutter zu sorgen und war vorher Buchhalter oder so etwas gewesen und nicht daran gewöhnt im Kalten zu arbeiten. Ich hab's schon längst so kommen sehen."

„Sind Sie nicht der Arzt?" frug plötzlich eine schäbig aussehende alte Frau und legte ihre Hand auf den Arm eines der Herren, der neben Tom auf den Boden kniete. Er sah auf.

„Letzte Woche erst haben Sie mir ja selbst erklärt, ich verdiene nicht, Einer zu heißen, wissen Sie's nimmer, Frau Hower?" murmelte er.

„Ach! bester Dr. Jones," erwiderte diese, „das sagte ich ja blos damals, als es Ihnen gar nicht gelingen wollte, mich von Gichtschmerzen frei zu machen. Aber nun wünsche ich, daß Sie wirklich etwas für mich thun möchten. Lassen Sie diesen jungen Mann in m e i n e Wohnung bringen, er hat mir einst auch eine Gefälligkeit erwiesen, und geben Sie sich alle Mühe mit ihm, Ihre Rechnung aber schicken Sie m i r. Verstanden?"

Der Arzt nickte und als Tom Varnham wieder zu sich selbst kam, da lag er in einem großen weichen altmodischen Federbett in einem geräumigen wohleingerichteten Zimmer, das er niemals je zuvor gesehen, und die alte Frau, für die er einst das Fahrgeld bezahlt hatte, saß an seiner Seite und schaukelte sich in ihrem bequemen Lehnstuhl hin und her. „Ihr dürft noch nicht sprechen," sagte sie, und wedelte ihm mit ihrem großen schwarzen Fächer frische Luft zu, „aber seid ganz ruhig, es steht alles vortrefflich. Eurer Großmutter Kostgeld habe ich Eurer gierigen Kostfrau längst bezahlt und so braucht Ihr Euch wegen nichts Sorge zu machen. Schlaft ruhig weiter! Ihr habt mir einst für Euer Butterbrod ein Fahrbillet gegeben und

das habe ich noch nicht vergessen, obwohl ich nicht, wie Ihr damals dachtet, eine arme alte Frau bin, sondern eine reiche."

Tom horchte auf, und da er lediglich nichts darauf zu erwidern wußte, so schlief er bald wieder ein. Als er aber erwachte und später gesundete, da waren seine schlimmsten Tage vorbei. Sobald er wieder arbeiten konnte, bekam er eine sehr gute Stelle als Buchhalter in einem großen Handelshaus, er konnte sich nun ein paar hübsche Zimmer miethen und für seine alte Großmutter ein Dienstmädchen halten und mit ihr vergnügt und fröhlich zusammenleben. Ja, es ist allgemein bekannt, daß Frau Hower, obwohl sie keine Verwandte ist, Tom Barnham dennoch ihr großes Vermögen vermacht hat.

„Sie brauchen mich nicht nach den Gründen zu fragen," hatte sie dem Advokaten erklärt, der ihr Testament aufsetzte, „denn Sie können sich's doch schwerlich denken, was es heißt, in einer stürmisch kalten Winternacht wegen eines armen alten Weibes sterben müssen. Ich hätte mir können einen Wagen kommen lassen und hatte blos, ohne daß ich's wußte, meine Börse vergessen, aber immer und immer und immer wieder mußte ich daran denken, wie er den Brodteller fortschob. Ich weiß, er ist ein guter Mensch und ich habe das Recht, mein Geld zu geben wem ich will!"

Ich und mein Haus.

Zwei Stadtherren gingen einstens über Land, denn sie wollten sich die grünen Wälder und frischen Wiesen auch einmal in der Nähe ansehen, den Bücherstaub abschütteln und Landluft athmen. Der ältere trug eine große, grüne Kapsel umgehängt und sah so gelehrt aus, als wollte er die ganze Welt und den Frühling dazu unter sein Vergrößerungsglas bringen; sein Gefährte hingegen sah mit verwunderten Augen hinein in alle Gottesherrlichkeit; ob ihm vielleicht der Psalm einfiel, da es heißt: Kommet her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderlich ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern.

So waren sie denn etliche Stunden von der Stadt entfernt in einen hohen Wald gerathen und wanderten langsam fürbaß im kühlen Schatten, aber daß Wolken sich am Himmel zusammenzogen und ein Gewitter drohend und schwarz heraufstieg, das merkten sie nicht eher, als bis der Wind durch die Kronen der Bäume fuhr und die ersten großen Tropfen auf Busch und Blatt fielen.

Nun galt es zu eilen dem Dorfe zu, um unter dem nächsten Dache Schutz zu suchen; es war ein Bauerngehöft; sie traten ein, aber wo stecken denn nur die Leute? Alles ist still, nur der Hofhund bellt. So schritten sie dann über die Diele und öffnen eine Thür, da sitzen die Gesuchten, andächtig wie in der Kirche, oben an dem Tische im alten Lederstuhl der greise Hausvater, sein Käppchen in den gefalteten Händen, vor sich ein offenes Buch, denn er liest vor. Den Eintretenden winkt er zu, und die Knechte wie Mägde rücken still zusammen auf der Holzbank, den Fremden Platz zu machen. Die nahmen ihre Mützen ab und der Alte las weiter, indeß draußen die Blitze leuchten, der Donner rollt; aber keiner der Zuhörer zuckt mit der Wimper, denn sie hören es ja und sprechen es inbrünstig nach im Herzen: „Es wird dir kein Uebels begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen, denn Er hat seinen Engeln befohlen über dir, auf daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen."

Der gelehrte Herr weiß nicht wie ihm geschieht, denn er kam lange in kein Gotteshaus, und den Spruch: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen," den hatte er wohl längst vergessen; aber nun rührte ihn doch dies feste Vertrauen, diese schlichte Weise, und bei sich beschloß er, willst doch einmal den Psalm lesen zu Hause, es muß doch viel Tröstliches darin stehen, daß die Leute so festiglich daran halten.

Der Vorsatz allein war schon etwas werth, zumal wenn er das erste Glied zu einer Kette wurde, die den Glaubensanker halten soll. Dem Gefährten aber wurde es heimatlich und feierlich zu Muthe; es war ihm, als sei er nach langer Reise nach Hause gekommen.

Indessen das Gewitter ist vorüber, leise und schweigend entfernen sich die Dienstboten, der Hausvater macht das Buch zu, und dann erst heißt er die Fremden willkommen. Da ist denn noch mancherlei geredet und gesprochen worden, dabei es umgekehrt zuging wie sonst üblich, indem der gelehrte Herr Professor und seine Stadtherr bei dem schlichten Landmann in die Schule ging und von ihm manch Bibelwort ausgelegt bekam. Auf dem Heimweg aber sprach er zum Gefährten: „Wahr ist's, man vergißt gar leicht, daß man verantwortlich ist auch für die Seelen der Dienstboten, zumal inmitten allen Schaffens, und in der Arbeitszeit, aber nun weiß ich ja, daß geschrieben steht: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht."

Und nun frage ich dich, lieber Leser, denkst du wohl täglich daran und sprichst mit Josua: Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen?

Abschied und Heimkehr.

Behüt dich Gott!



Geleit dich Gott!



Behüt dich Gott! Nun ziehst von Haus
Du in die weite Welt hinaus,
Läßt Weib und Kind alleine —
Wir denken deiner in der Fern',
Befehlen dich dem Herrn der Herrn;
Und ob das Auge weine,
Bleibt doch das Herz in Gott vergnügt,
Der Alles wohl und herrlich fügt.
Behüt dich Gott!

Geleit dich Gott! An seiner Hand
Zieh' durch das unbekannte Land,
Sie wird dich sicher leiten:
Wo sie dich führt, da irrst du nicht,
Da wird die Nacht dir lauter Licht,
Die Wüste dir zur Weide,
Zum trauten Heim die Einsamkeit
Der schwerste Tag zur Segenszeit;
Geleit dich Gott!

Behüt dich Gott! Und bist du dort,
So fern von uns am fremden Ort,
Behalt uns treu im Herzen! —
Doch nun, dieweil man scheiden muß,
So nimm den letzten Kuß und Gruß,
Sei's auch mit tausend Schmerzen!
Der ew'gen Liebe Lebensquell
Halt's Herz dir stark und 's Auge hell —
Behüt dich Gott!

Geleit dich Gott! Sein Gnadenblick
Leucht' über dir, bring' dich zurück
Zu unser aller Freude!
Sein Segen bleib' dein Wanderstab,
Geht's steil hinan, geht's tief hinab,
Sein Engel dein Geleite,
Sein Antlitz deine starke Wehr! —
Zu einer frohen Wiederkehr
Geleit dich Gott!

P. Hg.

Dr. John Kitto.

Bearbeitet von J. H. Rey.

Dr. John Kitto, einer der hervorragendsten Commentatoren und Schriftausleger, wurde am 4. Dezember 1804 zu Plymouth in England geboren. Seine Eltern lebten in den ersten Jahren ihres Ehestandes in versprechenden Verhältnissen; denn der Vater, ein intelligenter Maurer, hatte schon als Jüngling durch Fleiß und Talent sich zum Baumeister emporgearbeitet, und die Mutter besaß neben anderen guten Eigenschaften gesunden Verstand und einen energischen Charakter. Leider aber ergab der Vater sich später dem Trunke und brachte damit über die ganze Familie alle Leiden, welche der Trunksucht in der Regel auf dem Fuße folgen.

John war ein schwaches, kränkliches Kind, er mußte noch auf den Armen getragen werden, als andere Knaben seines Alters schon längst nach Herzenslust umherliefen, und zeigte in Folge dessen wenig Neigung zu ihren jugendlichen Belustigungen. Eine der frühesten Erinnerungen, die ihm aus seiner Jugendzeit geblieben, war ein heftiges Kopfweh, an welchem Uebel er bis an das Ende seines Lebens mehr oder weniger zu leiden hatte. Während jedoch diese körperlichen Gebrechen ihn in den Augen Mancher zurücksetzten, gewannen sie ihm die besondere Zuneigung seiner Großmutter, erweckten bei ihr um so größere Sympathie, und um ihn dem im väterlichen Hause herrschenden Elende zu entreißen, nahm sie ihn im Alter von vier Jahren gänzlich zu sich in's Haus. In dieser ihrer mütterlichen Liebe und ängstlichen Sorgfalt ließ sie ihn nicht lange aus den Augen kommen, und wenn er auch nur für kurze Zeit zur Erholung in's Freie gegangen, hörte man sie sehr bald aus dem Dachfenster rufen: „Johnny! Johnny!" wovon er oft sagte, daß er noch nach zwanzig Jahren auf seinen Reisen im Orient diesen Ruf in den Ohren habe klingen hören. Doch blieb ihm die im Hause der Großmutter verlebte Zeit stets in lieblicher Erinnerung, sowohl wenn er wie ein Mädchen mit Nadel und Faden in der Hand an ihrer Seite gesessen und ihren Geschichten gelauscht, als auch wenn er in ihrer Begleitung durch die blühenden Felder Spaziergänge gemacht und sie dann von der Liebe und Güte des himmlischen Vaters zu ihm geredet hatte.

Im Nachbarhause wohnte ein alter Schuhmacher mit Namen Roberts, dessen Sohn es gern sah, wenn Johnny sich zu ihm setzte, um seinen Erzählungen zuzuhören, und ohne Zweifel erweckten diese Erzählungen in ihm die erste Liebe zur Literatur, da er bald erfuhr, daß diese Geschichten sich nicht mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, sondern mit schön illustrirten Bildern gedruckt im Schaufenster der Frau Barnicle an der Market Straße zum Verkauf ausgeboten und dort für etliche Pence zu haben seien. Diese wundervolle Entdeckung nahm ihm allen Reiz nach Gingerbrod und Zuckerwerk, und da er nun alle Pfennige zusammensparte und Bücher dafür kaufte, hatte er bis zu seinem zwölften Jahre schon eine Bibliothek von etwa einem Dutzend Bände gesammelt, worunter eine alte Bibel, die Pilgerreise und die poetischen Werke von Spencer und Young waren. Obgleich er sich am liebsten mit der Pilgerreise beschäftigte, so studirte er, obschon noch sehr jung, doch auch jetzt schon etliche weniger anziehende Werke älterer Theologen, und daß er sie nicht oberflächlich, sondern gründlich studirte, beweisen seine sorgfältig ausgearbeiteten Inhaltsverzeichnisse.

Leider aber erfuhren Johnny's Verhältnisse um diese Zeit einen traurigen Wechsel, indem seine geliebte Großmutter ihr geringes Vermögen verlor und dann beide in das väterliche Haus zurückkehren mußten. Damit waren seine Schuljahre beendigt, und trotzdem er ihnen nur die kurze Zeit vom achten bis zum elften Jahre hatte widmen können, und selbst diese noch häufig durch Krankheit unterbrochen worden waren, ward er doch jetzt gezwungen, entweder seinem Vater, der wieder Geselle geworden, zu helfen, oder auf die kleinen Geschwister Acht zu geben, während die Mutter ebenfalls zum Broderwerb auf Arbeit ging. Doch war der Trieb zum Studiren bereits so stark geworden, daß er es unmöglich ganz aufgeben konnte, und da ihm für seine Bücher und andere Sammlungen oben im Hause eine kleine schmutzige Kammer eingeräumt wurde und er wenigstens die Nächte hier für sich hatte, wußte er diesen die glücklichsten Stunden abzugewinnen.

Aber selbst diese geringe Freude blieb ihm nicht lange vergönnt; denn am 13. Februar 1817 begegnete ihm ein Unfall, an dessen schweren Folgen er zeitlebens zu leiden hatte. Als er nämlich seinem Vater bei der Reparatur eines Hauses in der Bale Straße half und nebenan ein plötzlicher Todesfall vorgekommen, über den eine Coroners-Untersuchung angeordnet worden war, machte John sich solch schreckliche Vorstellungen davon, wie die Aerzte diesen Körper aufschneiden und zurichten würden, daß seine Nerven dadurch bedeutend angegriffen wurden. Unglücklicherweise stand im Hofraume ein Schlachthaus, in dem an jenem Morgen geschlachtet worden war und nun ein starker Blutstrom davon in den Rinnstein floß. John stand gerade auf der Spitze einer hohen Leiter, als er das Blut erblickte, und wähnend, es käme von

jener ärztlichen Untersuchung, ward er davon so bestürzt, daß seine Sinne anfingen zu schwinden und er aus einer Höhe von 35 Fuß auf das Steinpflaster hinabstürzte. Bewußtlos ward er aufgehoben und nach Hause getragen, und mit einer Unterbrechung von nur etlichen Minuten kam er erst nach vollen vierzehn Tagen wieder zum Bewußtsein. Als er dann die Augen aufschlug und eine lautlose Stille um ihn her herrschte, meinte er, die Freunde wären seiner Schwäche halber so ruhig; aber als er sich bald darauf nach einem Buch erkundigte, welches er kurz vor seinem Fall geliehen, bemerkte er mit Erstaunen, daß die Umstehenden zuerst einander und dann ihn mit Verlegenheit anblickten, bis endlich Jemand eine Tafel nahm und die Antwort darauf schrieb. Dann sagte er: „Warum schreibst du die Antwort? Warum sprichst du nicht? So sprich doch!“ Wieder verlegene Mienen und scheinbares Flüstern untereinander. Wohl war es eine schreckliche Mittheilung, doch konnten sie ihm die Wahrheit jetzt nicht länger verbergen, einer der Anwesenden nahm den Stift und schrieb auf die Tafel: „Du bist taub.“

Darauf vergingen noch acht Monate bis zu seiner völligen Genesung, und da man ihn, als einen Tauben, für jede Beschäftigung unfähig hielt und ihn nun sich selber überließ, machte er mehr als je zuvor die Bücher zu seinen Freunden, verbrachte seine Zeit entweder mit Lesen oder suchte Mittel zu erwerben, um die nöthigen Bücher anzuschaffen. Sehr spärlich jedoch flossen ihm diese Mittel zu, bei aller Mühe verdiente er nicht mehr als durchschnittlich fünf Cents die Woche. Als jedoch in seinem fünfzehnten Jahre noch keine Aussichten vorhanden waren, daß er je durch eigene Arbeit sich auch nur den nothdürftigsten Lebensunterhalt werde sichern können, wandte man sich an den Armenvater, der ihn am 15. November 1819 in's Arbeitshaus schickte. Das war ihm eine unbeschreibliche Qual, seiner Freiheit beraubt zu sein, in seiner gewohnten Einsamkeit dem geliebten Studium nicht mehr obliegen zu können, und oft beschäftigte er sich mit dem Gedanken, zu entfliehen; denn, pflegte er zu sagen, er wolle, wie jener Wolf in der Fabel, im Besitze der Freiheit lieber verhungern, als an der Kette sich mästen.

Obwohl er zu dieser Zeit eine gründliche Wiedergeburt an seinem Herzen noch nicht erfahren hatte, legte er doch einen tiefen, religiösen Ernst an den Tag; Herzensgebet und Lesen der heiligen Schrift hatte er sich zur täglichen Gewohnheit gemacht, und wenn seine Kameraden durch verächtliche Behandlung ihn von sich stießen, suchte er sich im Gedanken an die göttliche Liebe und Barmherzigkeit zu trösten. In sein Tagebuch schrieb er: „Warum werde ich mit solcher Verachtung behandelt? Weil ich zu den — Verunglückten gehöre. Macht denn Unglück, o Gott, mich auch in Deinen Augen verächtlich? Nein, vor Dir gilt kein Ansehen der Person. Vergieb mir, o Herr, daß ich in meinem Zweifel Deiner Barmherzigkeit Schranken setzen wollte und gieb mir solche Ergebung, die Deine Ruthe als willkommen küßt.“ Ein schwerer Schlag war es für ihn, als jetzt auch seine geliebte Großmutter starb. Darüber schrieb er: „Für immer genommen! Das ist ein Wort bitteren Schmerzes. Doch nicht für immer — nein, höchstens etliche Jahre, dann darf ich hoffen, sie wieder zu sehen. Dieses gewährt mir Trost.“

Der Vorsteher des Arbeitshauses, Herr Burnard, nahm jedoch ein besonderes Interesse an ihm, lieh ihm Bücher aus seiner Bibliothek und leitete ihn an, über gewisse Themata Aufsätze zu schreiben, die er dann im väterlichen Geiste durchsah und corrigirte. Doch scheint der Herr es nothwendig befunden zu haben, ihn noch länger in der Leidensschule zu behalten; denn als er zwei Jahre später einem Schuhmacher in der Stadt in die Lehre gegeben ward, harrten seiner wieder schwere Trübsalstage, da sein Meister, ein sehr gottloser Mann, ihn in grausamer Weise behandelte und antrieb, über seine Kräfte zu arbeiten. Aber das Verlangen, seine geistigen Kräfte und Talente weiter auszubilden, zeigte sich auch in diesen Verhältnissen so stark, daß er nach sechzehn und achtzehnstündiger Arbeit seiner so nöthigen Ruhe des Nachts doch noch Zeit genug zum Studiren abbrach, um auch hier bedeutende Fortschritte zu machen. Diese hatten aber bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ein gewisser Herr Harvey, ein angesehener Mathematiker in der Stadt, beschloß in Verbindung mit andern Freunden, ihm behilflich zu sein, seine Talente weiter auszubilden und sie auf eine nützlichere Weise zu verwenden. Nachdem sie deßhalb eine ansehnliche Summe Geld für ihn gesammelt, ward er endlich nach vierjährigem Aufenthalte aus dem Arbeitshause entlassen, von Herrn Burnard in Kost genommen und durfte freien Gebrauch von der Plymouth Bibliothek machen.

Während er hier rasche Fortschritte in den Wissenschaften machte, bekam er auch immer mehr Licht über das Heil seiner Seele, und wie dieses an Werth in seinen Augen stieg, wuchs zugleich die Unzufriedenheit mit sich selber. Am 2. April 1824 legte er ein Bekenntniß ab von der Verdorbenheit seines Herzens, dem Bedürfniß nach einem Erlöser, und erklärte, es sei seine innige Ueberzeugung, daß er nur durch Christi Blut Gnade und Vergebung erlangen könne. Nachdem seine Freunde sich längere Zeit über

Pläne bezüglich seines künftigen Lebenslaufes berathen, öffnete jetzt der Herr auf unerwartete Weise den Pfad, indem Herr Groves, ein christlicher Mann und Zahnarzt aus Exeter, ihm das Anerbieten machte, zu ihm zu kommen, welchem Anerbieten Kitto folgte und nach Exeter übersiedelte. Hier publizirte er bald sein erstes Werk und hatte somit das Ziel, nach dem er von früher Jugend an so beharrlich gestrebt, endlich erreicht.

So glücklich Kitto sich auch in seinen jetzigen Verhältnissen fühlte, so hatte er doch noch keinen Ruheplatz gefunden; denn Herr Groves faßte bald den Entschluß, sich dem Missionswerk zu widmen, gab daher sein Geschäft auf und verschaffte seinem tauben Freunde eine Stelle im Missions-Collegium zu Islington, um das Schriftsetzen zu erlernen, damit er später in den Druckereien der ausländischen Missionen arbeiten könne. Diese Verbindung mit der Missionsgesellschaft dauerte etwas länger, als drei und ein halbes Jahr, wovon er die ersten zwei in London und den Rest auf der Insel Malta verlebte; doch hatte er wegen seines Eifers in der Literatur an beiden Plätzen Unannehmlichkeiten mit seinen Vorgesetzten, weil sie glaubten, er könne dabei nicht seine volle Pflicht als Setzer erfüllen, weßhalb er sich schließlich von diesem Geschäft zurückzog.

Zu Anfang des Jahres 1829 kehrte er nach England zurück und kam, da seine Aussichten ziemlich trübe schienen, mit einem tief bekümmerten Herzen nach seinem Geburtsort. Aber gerade aus dieser Zeit datirte er den Tag seiner geistlichen Geburt; denn zwei Jahre später schrieb er an seine Mutter: „Ich bezweifle, daß mein Herz gründlich zu Gott bekehrt war bis zu meinem letzten Besuch in Plymouth."

Herr Groves traf nun Anstalten, mit seiner Familie eine Missionsreise nach dem Orient zu machen, und machte Kitto das Anerbieten, sie als Lehrer seiner Söhne zu begleiten, worauf er mit Freuden einwilligte und dadurch Gelegenheit bekam, die biblischen Länder zu bereisen und sich die Kenntnisse am Orte zu sammeln, die ihm später in der Erklärung und Auslegung der heiligen Schrift so nothwendig waren. Im Sommer 1829 segelten sie von London ab und erreichten sechs Monate später Bagdad, den Ort ihrer Bestimmung. Kitto widmete sich seinem Beruf als Lehrer sogleich mit großem Fleiß; aber schon nach kurzer Zeit ward diese Arbeit durch schreckliche Unglücksfälle unterbrochen, indem die Stadt zuerst mit Ueberschwemmung und Pestilenz heimgesucht ward, worauf dann noch Belagerung und Hungersnoth folgten. Schrecklich waren die Leiden, welche sich über die einst so stolze Stadt des Kalifen ergossen, und furchtbar die Lage der wenigen Christen, welche sich innerhalb ihrer Mauern befanden.

Frau Groves ward unter den ersten Opfern mit hinweggerissen, und man fürchtete, daß ihr Gatte, der als Krankenwärter sich mit ihr eingeschlossen hatte, zunächst fallen werde. Das war eine Zeit großer Angst und Sorgen für Kitto, da er dann allein mit drei Waisen in der fremden Stadt zurückgeblieben wäre. Aber glücklicherweise blieb Herr Groves verschont. Diese Ereignisse machten natürlich eine Veränderung in der Erziehung der Söhne wünschenswerth und Kitto entschloß sich, nach England zurückzukehren, mußte jedoch zuvor noch Zeuge eines schrecklichen Aufruhrs sein. Am 12. Juni 1831 hatte ein aufgeregter Pöbel den ganzen Morgen die Stadt in seiner Gewalt und ergötzte sich daran, Christen und Juden zu plündern. Soeben hatte Herr Groves das Familiengebet beendet, als er einen Zusammenlauf des Volkes vor seinem Hause gewahrte und bald darauf Schüsse durch die Thür gefeuert und Versuche gemacht wurden, sie mit Gewalt aufzubrechen. Nach längerem angstvollen Harren brachten sie jedoch in Erfahrung, daß der Pöbel nur ein Geschenk begehrte, und als Herr Groves einen Zimmermann unter ihnen bemerkte, der früher schon für ihn gearbeitet, rief er diesem zu, daß er ihnen die Thür nur unter der Bedingung öffne, daß nur vier eintreten sollten. Dieses wurde versprochen und vier bewaffnete Männer traten in's Haus, während das übrige Volk draußen harrte. Herr Groves suchte sie zu besänftigen, bot ihnen 100 Piaster (5 Dollars) an, womit sie sich zufrieden erklärten und von dannen zogen.

Auf seiner Heimreise besuchte Kitto verschiedene Städte des Morgenlandes, verweilte fünf Wochen in Constantinopel, wo er von den amerikanischen Missionären auf's Herzlichste bewillkommt wurde, und landete Anfangs Juni 1833 in seinem geliebten Vaterlande. Durch das Bemühen seiner Freunde in Plymouth ward er als Correspondent des „Penny Magazin" aufgenommen, nebstdem gab Herr Knight, der Eigenthümer desselben, ihm beständige literarische Arbeit, und von jetzt an beschäftigte er sich nur mit der Feder. Hierfür hatte dieselbe Vorsehung, die ihn für die meisten andern Beschäftigungen unfähig gemacht, in besonderem Grade ausgerüstet, und sein scheinbar größtes Unglück mußte in der Hand Dessen, der aus dem Uebel auch Gutes hervorzubringen weiß, dazu dienen, seine Fähigkeiten allein diesem Beruf zuzuwenden und sie deßhalb in besonderem Grade zu entwickeln.

An Fräulein Fenwick, mit welcher er sich am 21. September 1833 verehelichte, bekam er eine treue Lebensgefährtin, und der Herr erhöhte

das Glück, indem er ihre Ehe mit mehreren Kindern segnete und sie in angenehmen Verhältnissen erhielt. Die Doktorwürde wurde ihm im Jahre 1844 von der Universität zu Gießen, in Hessen, verliehen.

Da er den Rest seines Lebens dem Schreiben widmete, knüpft sich seine fernere Geschichte an die Geschichte seiner Werke, welche ihn zu solchem Ansehen emporgehoben. Es sind dies namentlich seine „Bilderbibel", seine „Geschichte Palästina's und des gelobten Landes", „Encyclopädia der biblischen Literatur," und etliche andere Werke ähnlichen Inhalts. Sein letztes und in mancher Beziehung auch sein bestes Werk: „Daily Bible Illustrations", welches acht Bände umfaßt und der Königin gewidmet ist, die ihm eine jährliche Pension von $500 bewilligt hatte, fing er an im Jahre 1849 und vollendete es erst 1854, als seine letzte Krankheit schon im ernstlichen Zunehmen begriffen war. Nachdem der letzte Satz geschrieben, vereinigte er sich mit seiner Gattin zu inbrünstigem Danke gegen Gott. Als sein Leiden so bedenklich geworden, daß er sich völliger Ruhe hingeben mußte, reiste er mit seiner Familie im August nach Cannstatt, Württemberg, wo einen Monat nach ihrer Ankunft der jüngste Sohn starb und der älteste nur drei Wochen später folgte. Diese harten Schläge brachen ihn vollends zusammen und am 25. November 1854 ward auch er den Leiden dieser Welt entrückt. Sein letzter Anfall war kurz; er konnte nur fragen, ob das der Tod sei, und als man es bejahte, sagte er: „Betet zu Gott, daß Er mich bald von hinnen nehme." Trotz der harten Schicksalsschläge hatte er sein Leben doch zu einem nützlichen gemacht, und als der Tod herantrat, erfüllte er nur das Wort des Meisters: „Hephata — thue dich auf!" — Dann durfte sein Geist, der lange in trübem Schweigen verharrt, sich Bahn brechen und mit der unzählbaren Schaar der Erlösten das Loblied anstimmen: „Denn, der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut, und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater, demselben sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!"

Musikalische Instrumente.

Sinnig in zarter Berücksichtigung der Alles überwältigenden — Ohnmacht, und der Echo gleich das Mitgefühl weckenden Wirkung sowie in Würdigung der tiefsinnigen Zugehörigkeit zur Wesenheit des Menschen, wiesen bereits die Alten der Musik die Centralstellung im Kreise der freien Künste an. Und in der That, als die beseligendste unter ihnen verdient sie — wenn nicht allen vorangestellt zu werden — wenigstens als Herzenskündigerin jenen ehrenvollen Platz. Während die Poesie auf den Geist wirkt und erst mit in Anspruchnahme des Verstandes Gemüthsstimmungen hervorzurufen im Stande ist, wirkt die Musik unmittelbar auf die Seele und zaubert unerklärliche Stimmungsbilder hervor. Darum ist sie auch die Universalsprache aller Zeiten und Nationen.

Natürlicherweise hat diese auch ihre Geschichte, mit welcher sich auf's Innigste diejenige der Instrumente verbindet, die heute unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Das vollkommenste — leider nur ausnahmsweise in seiner ganzen unübertrefflichen Vorzüglichkeit vorkommende — Instrument ist das königliche Wiegengeschenk unseres allgütigen Schöpfers, das Jedem zu Theil wird, die menschliche Kehle. Und wenn wir das bedenken, dann sollte keines verziehen, diesem gütigen Geber ein Loblied anzustimmen.

Aber — da drängt sich uns auch schon wieder ein leidiges Aber auf — vielleicht gerade wegen der unvergleichlichen Vollkommenheit will sich dies Instrument nicht in die gebräuchliche Eintheilung fügen. Die Kehle steht indeß nicht einzeln in dieser Widerspenstigkeit da, denn die Harmonika, die Aeolsharfe, die Zungenpfeifen und andere wollen sich auch nicht in die bestehende Ordnung zwängen lassen, die wir deßhalb — ohne Rücksicht auf das Kopfschütteln aller Kritiker — nicht umstoßen wollen, sondern in gewohnter Weise vorführen: 1) Saiteninstrumente, 2) Blasinstrumente, 3) Schlaginstrumente.

Die Saiteninstrumente

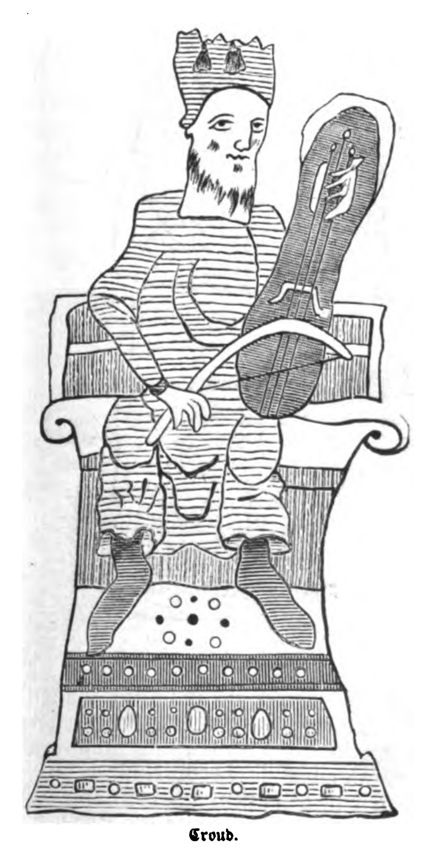
umfassen eine gewaltige Reihe und zerfallen in verschiedene Unterabtheilungen: Streichinstrumente, bei welchen der Ton den Saiten durch Streichen mit einem Bogen entlockt wird; Lauteninstrumente, deren Ton durch Reißen der Saiten mit den Fingern oder einem künstlichen Werkzeug erzeugt wird; Klavierinstrumente, welche entweder direkt durch Klöpfel oder durch eine Tastatur, welche die Klöpfel bewegt, gespielt werden.

Wenden wir uns nun zu der geschichtlichen Entwicklung dieser Klasse, so hören wir wundersame Mähr. Aus einem der Kindheit fast aller Völker entstammenden Waffenstück, dem Bogen, soll das erste Saiteninstrument hervorgegangen sein. Und so unwahrscheinlich dies auch Manchem scheinen mag, spricht doch der Umstand dafür, daß auch die Wilden der Gegenwart sich dieses Instruments bedienen. Als

Beispiel stellt sich uns das N k u n g u dar, welches die Angolen in Afrika noch heute benützen. Dasselbe besteht aus einem biegsamen Stabe, der vermittels gewundener Holzfaser gespannt ist. Nahe einem Ende ist die Spannung durch ein Stück Saite vermehrt, über der sich ein kleiner hohler Kürbis zur Verstärkung des Tones befindet. Der Spieler hält das Nkungu mit dem Kürbis auf die linke Hüfte gestützt, und während er mit einem durch die rechte Hand geleiteten Stöckchen die Saite in Schwingungen versetzt, läßt er die linke über dieselbe gleiten, um den Ton zu erhöhen oder zu erniedrigen.

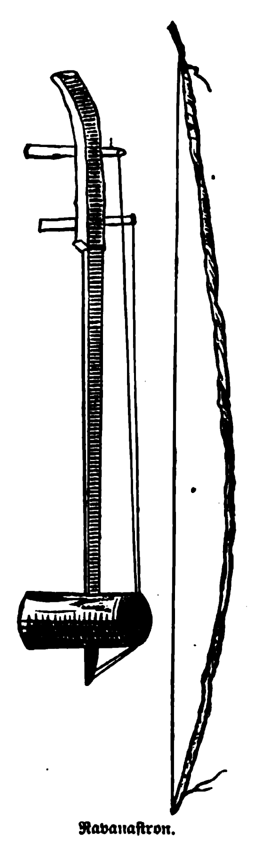
Nkungu.

Vom Bogen zum Instrument, jetzt heißt's zum Bogen zurück. Wo der Bogen zum Streichen der Saiten zuerst angewandt — darüber sind die Gelehrten noch nicht eins. Sicher ist, daß das classische Alterthum Nichts davon wußte; dagegen besaßen die so gering geachteten Kelten Westeuropa's, wie bereits Schriften des sechsten Jahrhunderts darthun, ein derartiges Instrument. Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, erwähnt dieses Instrument unter dem Namen chrotta, die Kelten nannten es crouth oder cruit, während die spätere Zeit es unter dem Namen crowd allgemein kennt. Dieses Instrument wird von vielen Musikhistorikern als Vorläufer, ja sogar als Vater unserer heutigen so allgemein beliebten Violine hingestellt. Unser Bild ist einem Manuscripte entlehnt, welches dem elften Jahrhundert angehört und in der Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von der Kopfbekleidung des Spielers auf dem Crouth, der allein derartig ausgezeichnet ist — sei es nun eine Krone oder keine — wird geschlossen, daß dies Instrument zu jener Zeit als das vornehmste betrachtet worden ist. Aus dieser ältesten bildlichen Darstellung ist zu ersehen, daß bereits vor achthundert Jahren die Chrotta mit dem Bogen gestrichen wurde.



Crouth.

Aber es sind noch Rivalen zu vermerken, welche beanspruchen, viel, viel früher auf obige Weise gespielt worden zu sein. Zunächst das Ravanastron, welches die buddhistischen Bettelmönche zur Begleitung ihres eintönigen Gesanges benützen, soll nach den unter jenen gangbaren Traditionen bereits vor fast 5000 Jahren von Ravanna, dem Könige von Ceylon, erfunden worden sein.

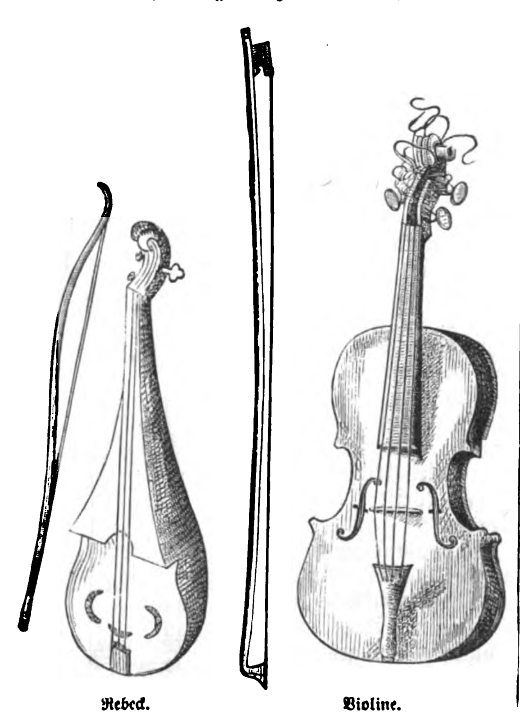


Ravanastron.

Auch besitzen die Araber eine Stammverwandte, die R e b e b, welche unbedingt Vorläuferin der durch die Mauren in Europa eingeführten R e b e c k ist. Diese bürgerte sich bald in Südeuropa ein und wurde mehr und mehr vervollkommnet, bis sie die uns in alten Kirchen bildlich aufbewahrte gefällige Gestalt erhielt. Wahrscheinlich ist, daß aus dieser sich nach und nach die Geigen entwickelt haben.

Leider können wir im Hinblick auf die Geschichte nicht den schönen Mythen der alten Griechen beistimmen, welche die Instrumente als ein Geschenk der Götter ansehen; wir wissen vielmehr, daß es Jahrhunderte und mühevolles Studium erforderte, ehe wir in den Besitz der

allgemein geschätzten Geigen gelangten. In der verschiedensten Größe wurden die Geigen im Laufe der Zeit angefertigt, von denen die wenigsten dem gegenwärtigen Zeitgeschmack genügen und in Folge dessen außer Gebrauch gekommen sind. Der Klang all dieser hat eine eigene ausgezeichnete Schönheit und reiche Mannigfaltigkeit, welche natürlich erst unter des wahren Künstlers Hand zur Geltung kommt.



Rebeck. Violine.

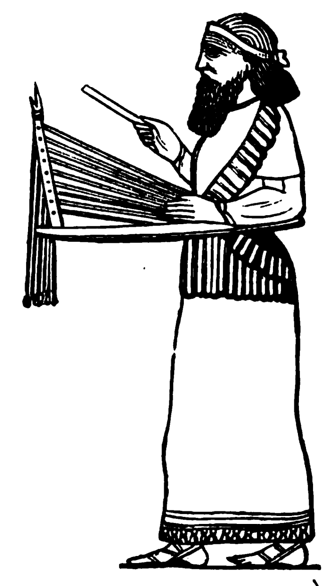
Kerlino, Gasparo, Amati und Straduari sind die Meister, welche erstere Brescia, letztere Cremona durch ihre Violinen Unsterblichkeit gesichert haben. Und zwar in immer überraschenderer Güte und Vollkommenheit überbot jeder von ihnen seinen Vorgänger, bis Straduari schließlich ein Instrument schuf, welches bis auf die Gegenwart nicht übertroffen werden konnte.

Da die Geige ein so weit verbreitetes und beliebtes Instrument ist, wollen wir noch ein wenig bei ihr verweilen. In ihren Bestandtheilen und in ihrer Bauart sind sie sämmtlich im Wesentlichen gleich. Und zwar besteht der Körper der Geigeninstrumente aus der in der Mitte ausgeschweiften Resonanzdecke aus gut getrocknetem Fichtenholz — auch Dach genannt, mit den F Löchern, dem gleich großen, auch gewölbten eigentlichen Boden, aus Ahornholz, welche beide Theile vermittels der gleichfalls aus Ahorn verfertigten Zarge verbunden sind.

Von der größten Bedeutung ist die Dicke und Wölbung der Decke, des Hauptresonanzbodens; nächstdem hat die Stimme — von den Franzosen Seele genannt —, ein kleines, rundes Hölzchen, welches Decke mit Boden so verbindet, daß die Schwingungen gehörig fortgesetzt werden, nach Stellung und Beschaffenheit, wie auch die Schwere des Steges gewichtigen Einfluß. Das auf der inneren Seite unter den schwereren Saiten angebrachte stützende Resonanzstückchen, der Hals mit Griffbrett, Sattel, Kopf und Wirbelkasten sammt dem am andern Ende befestigten Saitenhalter haben je ihre Wichtigkeit, von welcher man gewöhnlich kaum eine Vorstellung hat.

Doch genug davon, sonst möchten uns die Streichinstrumente einen Streich spielen und für sich den Raum beanspruchen, der ihren gleichartigen Genossen gebührt. Somit kommen wir zu den Lauteninstrumenten. Wie von den vorgenannten, so kann auch von diesen nicht mit Sicherheit die Zeit ihrer Entstehung angegeben werden.

Doch sehen wir bereits in den assyrischen uns aufbewahrten Bildern, daß schon in jener frühen Zeit Instrumente der Art im Gebrauch sich befanden; und zwar waren dieselben von verschiedener Form.



Assyrische Harfe.

Mit noch größerer Bestimmtheit können wir von den Saiteninstrumenten der Juden reden, welche bereits im ersten Buch Mose erwähnt werden, und von deren Wirkungen und Gebrauch wir mehr wissen, als von ihrer Gestalt. Denn nicht allein zum Preise des Höchsten wird



Psalm 33, V. 3

dieselbe verwandt, sondern auch zur Besänftigung des erregten Gemüthes, wie dies uns die Geschichte von Saul und David uns lehrt. Ach, daß doch auch heute in manchem Hause so ein kleiner David wäre, der mit mildem Saitenklang die harten Herzen erweiche und die bösen Geister des Unfriedens banne!

Bezüglich der griechischen Instrumente behaupten viele, daß sie ägyptischen Ursprungs seien, während andere mit größerer Wahrscheinlichkeit aus der Saitenzahl und Form der Instrumente schließen, daß dieselbigen asiatischen Ursprungs seien. Eine prächtige griechische Vase im Museum zu München, deren Echtheit kaum angezweifelt werden kann, ist mit der bildlichen Darstellung der Musen geziert, von denen Polyhymnia mit den beiden Händen die Harfe greift, während Kalliope und Erato die Leier spielen. Die Leiern der Griechen zeichneten sich, wie ihre Kunsterzeugnisse insgesammt, durch guten Geschmack und wirkliche Schönheit aus. Leider sind uns nur so unvollkommene Bruchstücke verspart geblieben, daß dieselben nur geringen Werth besitzen.



Griechische Harfen.

Für das beliebteste und angenehmste Instrument galt ehemals die Laute. Mit 24 Darmsaiten bezogen, von denen einige übersponnen waren, lagen 14 von diesen auf dem Sattel des Griffbretts und wurden mit der linken Hand gegriffen, mit denen der rechten aber pizzicato angeschlage.n Die übrigen 10 Saiten liefen nebenher in gleicher Richtung, bildeten die Grundstimme und dienten zum Wechsel der Tonart.

Manes, der Stifter der Manichäer-Sekte, soll um das Jahr 270 n. Chr. dieses Instrument erfunden haben. Der Ursprung des Wortes Laute soll aus dem Arabischen al oud, d. h. die Schildkröte, herstammen, was auch das Wahrscheinlichste ist, da alle Sprachen Europas das sehr ähnliche dem entsprechende Wort ihr eigen nennen. Auch ihre Verbreitungsweise spricht für ihren orientalischen Ursprung. Die Mauren brachten sie zuerst nach Spanien, von da gelangte sie nach Italien und dann erst nach Deutschland. — Sodann war ihre Urgestalt wirklich der Schale einer Schildkröte sehr ähnlich. Später verfertigte man sie jedoch in ähnlicher Gestalt aus d ü n n e n Ahornspähnen, die zusammen geleimt wurden, daß sie einen Bauch bildeten, welcher oben etwas oval zulief. Griffbrett



Polyhymnia, Kalliope, Erato.

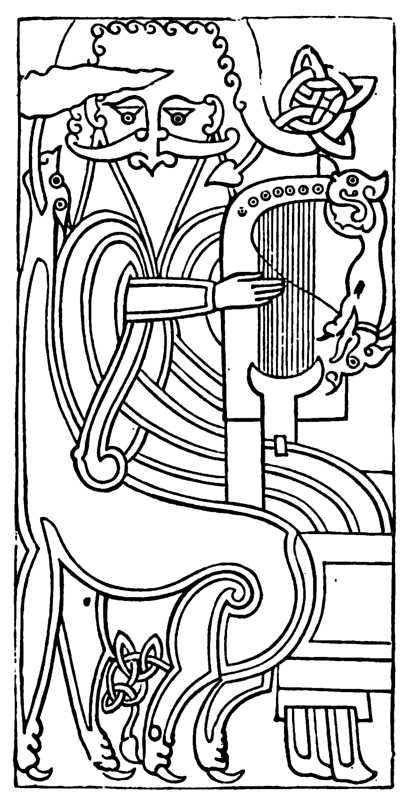


Bild aus der Kirche zu Ullard.

und Saitenhalter sind wie bei der Guitarre. — Auch die Perser und Chinesen müssen, wie die Araber, sich mit Vorliebe der Musik angenommen und es auch in Ausbildung der Instrumente weiter als über die Uranfänge gebracht haben, wenn man ihren Ueberlieferungen Glauben beimessen will. Das Santin ist eines der persischen Instrumente, welches mit kleinen gebogenen Stöckchen geschlagen wurde.

Eine arabische Sage berichtet uns, daß Al Farabi, ein spanischer Künstler, solche Berühmtheit erlangt hatte, daß er von dem Kalif von Bagdad an seinen Hof entboten wurde. Al Farabi, besorgt, der Kalif möchte ihn an der Rückkehr zur Heimath verhindern, entschloß sich zuletzt, incognito dem Kalifen etwas vorzuspielen. Er wurde vorgelassen und begann seine Laute zu schlagen. Zuerst wirkte er so auf die Lachmuskeln der sämmtlichen Höflinge, daß diese vor Lachen bersten wollten. Dies hielt so lange an, bis der Spieler das Thema wechselte, und es nahm nicht lange, so seufzten die lustigen Lacher und Thränen entströmten den vorher so heiteren Augen. Wiederum veränderte Al Farabi sein Spiel und regte die Gemüther der Menge so gewaltig auf, daß ein Tumult zu befürchten war, weßhalb der Meister die wogende Brandung durch neue Weisen besänftigte.

Unter den Anglo-Saxen war die Harfe ein sehr begünstigtes Instrument, und in einem alten Kirchengebäude zu Ullard, Kilkenny Co., finden wir eine wunderbare Zeichnung. Und zwar als ein Theil der Verzierung eines geschnitzten Kreuzes, dessen Aeußeres den unwiderleglichen Beweis seines Alters trägt, glaubt man mit Sicherheit folgern zu dürfen, daß dasselbe bereits einer Zeit vor 800 n. Chr. entstammt.

Aus all dem sehen wir, daß diese Instrumente ein hohes Alter haben, und je nach dem Volke, das sich ihrer bediente, eine relative Vollkommenheit besaßen.



Das Santin.

Wir aber schätzen uns glücklich, daß wir uns erfreuen dürfen an der Instrumente Klang, natürlich nur, wenn zum gefühlvollen Vortrag die Töne sich gliedern; denn es wird Keinem einfallen, mit Wohlbehagen den stundenlangen Tonleitern eines Anfägners zu lauschen, oder dem Gekratze eines schlechten Spielers lange zuzuhören, selbst wenn er auf einer Cremoneser Geige fiedelte.

H. A. Schrötter.

Schloß und Hütte.

Erzählung eines englischen Pastors, mitgetheilt nach **Elise Oehler**.

(Fortsetzung.)

Als wir weiter gingen, bemerkte Herr M., daß Marie sehr bleich war, er schenkte ihr seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt so sehr, daß er nicht bemerkte, welchen Weg wir eingeschlagen hatten, bis wir vor der Thür einer andern Hütte standen. Die einsame Bewohnerin derselben hätte man wohl am besten mit dem Wort bezeichnet: „Jammerbild", und doch widersetzte sie sich Gott, der sie schlug.

Der Verlust ihres jüngsten Kindes bildete den Anfang ihres Unglücks, ihr Schmerz war heftig und sogar zornig, eher würde sie von all den Ihrigen geschieden sein, als von diesem Kleinen.

Nach und nach wurden ihr all ihre Kinder genommen. Trauer verbitterte ihr Gemüth, statt es zu besänftigen. Sie wollte nicht an die Liebe Gottes glauben und verhärtete ihr Herz gegen seine Furcht. Auch der Hinweis auf Gottes Güte, die ihr noch den Gatten gelassen hatte, war vergeblich, sie konnte in solchen Gerichten keine Güte finden. Nun starb auch ihr Mann, und das unglückliche Weib wurde die Beute einer schmerzhaften Krankheit, die sie beinahe des Gebrauchs ihrer Glieder beraubte und mehrere Jahre andauerte, ohne ihr die gewünschte Erlösung zu bringen.

In eine solche Wohnung führte ich jetzt meine Freunde.

Unser Besuch war kurz, denn mit einem Gemüth, wie das der armen Hanna sich näher einzulassen, ist schwer.

„Bei mir, Herr," schrie sie, „ist Ihre Mühe verloren. Wenn es je einen Gott giebt, so kümmert er sich nicht um das, was auf Erden vorgeht."

„Wenn ein Gott ist," sagte ich, als wir diese Wohnung der Sünde und Empörung verließen und uns auf einen gefällten Baum in einiger Entfernung niedersetzten, „was für ein schreckliches „Wenn" ist das! Legt doch das Gewissen, so lange man ihm Gehör giebt, Zeugniß ab, daß es einen Gott giebt und eine Stunde des Gerichts und der Vergeltung."

„O," sagte Marie, „wie elend erscheint doch der Zweifler, wenn man einmal den Segen des Glaubens erfahren hat."

„Es ist in der That ein kalter, herzloser Glaube,"*) bemerkte Herr M., „und die sind zu bemitleiden, nicht zu tadeln, deren Vernunft einen Glauben an die Geheimnisse verbietet, welcher so viel Begeisterung, so viel Trost den Gemüthern Anderer mittheilt."

„Aber gewiß, Eduard," versetzte Marie, „sind sie auch tadelnswerth, sonst würden sie nicht verdammt, und wir wissen aus der Bibel, daß die Ungläubigen, ob Menschen sie verdammen oder nicht, doch von Gott verdammt werden."

„Sagt nicht die Bibel auch, daß der Glaube eine Gabe Gottes ist?" sagte M. „Können die Menschen deßhalb verdammt werden, wenn ihnen etwas fehlt, was sie nicht haben können, bis es ihnen gegeben wird? Könnte nicht der Blinde ebenso gut getadelt werden, daß er nicht sieht?"

„Aber sagt nicht Christus selbst," antwortete Marie etwas zitternd, „daß, wer Seinen Willen thun will, auch an Seiner Lehre erfahren werde, ob sie von Gott sei? So daß es scheint, als ob jene, welche behaupten, nicht glauben zu können, in Wirklichkeit nicht glauben wollen."

„Marie," versetzte freundlich Herr M., „wir wollen ein Gelübde thun, nie zu disputiren und vor allem nie einen religiösen Streit zu führen. Das letztere verabscheue ich, und zudem streite ich nie mit Damen."

„Warum nicht?" fragte Marie.

„Weil es in erster Linie sehr unhöflich ist, ihnen zu widersprechen, und zweitens, weil sie eben keine Denker sind."

Marie lächelte. „Ich weiß kaum, ob du jetzt gegen die Genannten höflich oder unartig bist, Eduard; aber ich bin geneigt, das Streiten für immer aufzugeben. Doch deßhalb können wir ja doch über die wichtigsten Fragen des Lebens sprechen; denn du weißt, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über."

„Und erlauben Sie, Herr M.," redete ich ihn an, „Ihnen noch eins zu sagen: Die Bibel sagt dem Menschen, daß der Glaube eine Gabe Gottes ist, und daß ohne Glauben es unmöglich sei, Gott zu gefallen, aber sie sagt auch, daß Gott allen Menschen Freiheit giebt, daß der, welcher sucht, findet, und daß dem, welcher anklopft, aufgethan werden soll. Sie sagt uns, daß der Fehler in dem menschlichen Willen mit seiner Gottentfremdung und nicht in der Beschränkung der göttlichen Liebe liege, denn sie bietet sich allen verlangenden Herzen voll und frei an. „Wen da dürstet, der komme zu dem Wasser;" aber eben hier ist der Punkt, da man sich an die rührendste und zugleich wunderbarste Klage unsers theuren Erlösers erinnert: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, damit ihr das Leben haben möget."

„Mein lieber Herr," sagte M. nach einer gedankenvollen Pause, „wenn ich Jemand begegnen sollte, der wahrhaft wünscht, in den Lehren des christlichen Glaubens unterrichtet zu werden, so will ich ihn zu Ihnen senden."

Als wir Oakfield näher kamen, überließ ich es Herrn M., Marie zum letzten Mal an die Thür ihres väterlichen Hauses zu begleiten. Ich sah, ihr Herz war voll Bewegung, und das merkte und fühlte er mit ihr.

Mit einem Gebet, daß das Leben dieser Beiden Gott geweiht und all das Ihre zu seinem Dienst angewandt werden möge, war ich im Begriff, sie zu verlassen, als er seine Geldbörse in meine Hand legte, wie als Antwort auf die Wünsche, die soeben mein Herz bewegt hatten, und mich bat, dies für die arme Hanna zu nehmen, die er nun auch auf seine Unterstützungsliste setzen wolle. „Und da es dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, so wäre es gut für dieses grämlich hoffnungslose Geschöpf, wenn es todt wäre."

„Aber hernach das Gericht," rief Marie in einem Ton, der klang, als ob dieses Wort ihr unwiderstehlich abgenöthigt worden wäre.

M. schien sehr betroffen über ihr Benehmen, er

*) Bezeichnung des zweifelnden Glaubens.

sah sie besorgt an, legte rasch ihren Arm in den seinigen. Mit den Worten — sie wäre bleich, müde und aufgeregt, eilte er mit ihr in's Haus. Sehr bald nachher holte er mich ein auf seinem Weg in's Schloß, er hatte sie bei ihren Eltern zurückgelassen. „Wollen Sie mir sagen," sagte er ganz plötzlich, als wir von anderen Dingen sprachen, „sind die Worte Mariens, die sie soeben sprach, eine Fortsetzung von jenen, die ich vorhin wiederholte? Sie wurden von mir beinahe unbewußt geäußert, ich hörte einmal einen Geistlichen eine Leichenpredigt darüber halten, aber den Zusatz vernahm ich dort nicht."

„Der Text," erwiderte ich, „heißt: Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. Es ist nicht erlaubt, nur die eine Hälfte dieses Wortes anzunehmen. Während die eine Hälfte den Thieren, Vögeln und allen lebenden Geschöpfen gilt und keine Offenbarung enthält, da sie blos die tägliche Erfahrung ausspricht, erscheint die andere Hälfte als eine Offenbarung von der größten Wichtigkeit."

So verging jener denkwürdige Abend.

Nach ihrer Verheirathung ging Marie mit ihrem Gemahl auf den Continent. Sie wollte die schöne Schweiz besuchen und freute sich wie ein Kind, als sie ihren Wunsch erfüllt sah.

Längere Zeit waren sie von Hause abwesend. Herr M. hatte einige seiner Freunde getroffen, die ihn bestimmten, seinen Reiseplan zu ändern, und Marie fand bald, daß sie nicht so sehr ihrer eigenen Gesellschaft überlassen waren, als sie vorher gedacht hatte.

In einem Brief, den sie inmitten der großartigen Schönheiten der Schweiz schrieb, kam ein Abschnitt, der beinahe ausschließlich davon handelte, daß sie in ihren Gefühlen mit ihrem Gemahl nicht überein stimmen könne. „Erinnern Sie sich noch, daß Sie einst Ihrem Enkelkind erzählten," schrieb sie, „daß Sie sich schwer denken könnten, daß zwei Personen, die eine mit religiösen Gefühlen, und die andere ohne dieselben, selbst bei der Betrachtung derselben Naturscene in den Gefühlen harmoniren könnten? Das fühlte ich hier schon oft. Es ist wahr, es giebt keine Vereinigung der Seelen, wenn der eine Theil Gott in seinen Werken sieht und der andere nur die Natur. Der Eine blickt hin nach der Ewigkeit, der Andere rückwärts nach der Zeit. Ein einziges Wort zeigt, was fehlt, ein Mißklang trübt die Stimmung der Seele, welche in den geschaffenen Dingen die ewige Macht und Gottheit des Schöpfers las."

Aber Marie sprach nie von ihres Gemahls Religion oder Irreligion. Sie sprach von seiner Liebe, seiner Sorge, seiner Zärtlichkeit; von dem Wunsche, das Glück seiner Mitmenschen zu fördern, von seiner unwandelbaren Nächstenliebe und seinen unaufhörlichen Bemühungen, ihr zu gefallen und ihre Wünsche zu befriedigen.

Ja in einigen ihrer Briefe hieß es, sie fühle, wie ihre Verbindung schon eine Veränderung in ihrem Wesen bewirkt habe, sie fühle sich oft einsam inmitten der Gesellschaft.

Endlich kehrten sie in's Schloß zurück. Das Ereigniß erregte große Freude. Die Glocken wurden geläutet, die sämmtlichen Pächter des Guts versammelten sich, der Wagen fuhr durch die Allee, und die junge Frau, die bald Mutter zu werden hoffte, wurde von ihren glücklichen Eltern und von mir empfangen.

Nicht lange hernach klangen unsere Glocken wieder, und diesmal noch freudiger als das erstemal.

Wieder versammelten sich die sämmtlichen Pächter des Guts mit noch größerer Freude als damals.

Der Gutsherr hatte einen Erben für seine großen Ländereien, — meine theure Marie war die Mutter eines lieblichen Knaben.

Die Thränen der jungen Mutter fielen auf des Kindes Gesicht, als man es ihr zuerst in die Arme legte.

O, wer konnte die Gedanken errathen, die ihr diese Thränen auspreßten!

Ende des Monats sollte die Taufe des Sohnes und Erben stattfinden.

Doch ehe vier Wochen hingingen, kam ein Eilbote, der mich nach dem Schloß berief. Das Kind war krank. Welche Scene bot sich meinen Augen, als ich das große Zimmer betrat, das Herr M. für sein Kind so prächtig hatte ausstatten lassen!

Neben der schönen Wiege kniete die junge, angstvolle Mutter in Weiß gekleidet mit kaum wieder erlangter Kraft. Ihre glühenden Wangen verriethen das unregelmäßige Klopfen des Herzens, dessen Unruhe sie durch ihre Hand, die sie darauf preßte, zu hemmen suchte, während sich die andern Anwesenden mit dem Kinde beschäftigten.

Da lag das Kind, der Erbe so vieler Hoffnungen — seine rosige Farbe war zu einem düsteren Rothbraun geworden, seine Züge schienen gealtert, seine Lippen stießen unaufhörlich ein leises, ängstliches Stöhnen aus, eine Qual, die man sich nicht vorstellen kann, so lange man sie nicht durchgemacht.

Der Vater konnte nicht dabei weilen, er war vor dem Schreien des Kindes geflohen, aber die Mutter war da, zitternd und schwach, mit thränenlosen Augen und mit einem Herzen, das, wie ich gewiß glaubte, zum Himmel erhoben war.

Marie reichte mir die Hand, als ich eintrat, und zog mich zur Wiege. „Warum leidet es so sehr?" fragte sie noch knieend und richtete ihre großen Augen mit schmerzlichem Ausdruck auf mich.

Ich wußte, diese Frage war nicht an einen Arzt für körperliche Leiden gerichtet, und indem eine Thräne, die ich nicht zurückhalten konnte, meinem Auge entquoll, antwortete ich ihr: „Wie in Adam alle gestorben, werden sie in Christus alle leben."

„O ja, wenn es nicht die Folge der Sünde seiner Mutter. Steht nicht geschrieben: der Herr ist ein eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern? Ach, die Sünde der Mutter wird an ihm heimgesucht werden!"

Ich antwortete ihr: „Theure Marie, laß keine argen Gedanken über den Herrn in deinem Herzen aufsteigen! Gott nimmt in seiner Barmherzigkeit dein Kind zu sich und giebt ihm die Krone der Herrlichkeit, ohne daß es zuvor sein Kreuz ihm nachtragen darf. Wolltest du seine Hand aufhalten und fragen: was machst du? Auch für dein Kleines starb Christus, und durch seine Versöhnung für die Sünden der Welt wird auch die Sünde, die Adam auf uns gebracht, weggenommen."

„Wie sehr bedarf ich Ihrer!" rief Marie, und indem sie ihr Gesicht auf meine Hand drückte, brach sie in heftige Thränen aus — die ersten, die sie

vergossen hatte. „Beten Sie für mich!" flüsterte sie, während die Mägde einstimmig zu weinen begannen und sogar der Arzt sein Taschentuch an seine Augen drückte.

„Will sich dein Gemahl nicht mit uns vereinen?" fragte ich, nach ihm spähend.

„Versuchen Sie es," war ihre Antwort. Ich fand Herrn M. in dem Bibliothekzimmer, er winkte mit der Hand als einzige Erwiderung und sagte: „Beten Sie für mein Kind, retten Sie es, wenn Sie können'

Ach, der Lebende, der so sprach, war des Betens bedürftiger, als das sterbende Kind!

Ich kehrte zu dem reich ausgestatteten Kindszimmer zurück. Wir knieten alle nieder und baten Gott für sie beide. Dennoch um Mitternacht starb das Kind.

Der Gutsherr war wieder ohne Kinder. Armer Mann! Er hatte die arme Hanna getadelt wegen unnützen Klagens, und nun — er konnte noch auf andere Kinder hoffen. Dennoch murrte er und war unzufrieden, sein Betragen war unvernünftiger als Hanna's, aber er begriff sein Unrecht nicht. Er glaubte, sein Erbe müßte leben, obgleich er sich nicht wunderte, daß das Kind des armen Weibes gestorben war. Er sah nicht ein, daß Gott alle Dinge nach dem Rath seines eigenen Willens thue, und so wie er es für das Beste halte unter seinen Menschenkindern.

In der Stimmung und dem Betragen Mariens zeigte sich ein eigenthümlicher Wechsel: der Anblick des Leidens ihres Kindes war die schrecklichste Qual für das zärtliche Mutterherz gewesen, — Leiden, die man nicht einmal kannte, geschweige noch lindern konnte. Als sie vorüber waren und das kleine befreite Lamm im Frieden schlief, erhob sich die Mutter wie der König von Israel, und beinahe hätte man sagen können, um nicht mehr zu weinen.

Mit einem Lächeln voll himmlischen Friedens wies sie auf die schöne, kleine Leiche, die so ruhig und friedevoll dalag, und wiederholte die Worte: „Ich werde zu ihm gehen, aber es wird nicht wieder zu mir zurückkehren."

Ich verstand ihre Gefühle nicht vollkommen, doch bald sollten sie mir klar werden.

Ob die Menschen murren oder nicht, so mildert doch die Zeit gewöhnlich die Qual solchen Kummers, wie ihn der Vater fühlte.

Einige Monate nach dem Tod seines Erstgebornen war er wieder glücklich und sein Mißgeschick war beinahe vergessen, als er auf ein zweites Kind hoffen durfte. Aber nun wurde die Mutter krank.

Eines Tages wurde ich rasch in das Schloß gebeten. Wieder bot sich mir in den Hallen ein Anblick des Kummers, den Worte schwach beschreiben können.

An beiden Seiten des Bettes, wo Marie lag, wo ihr junges Leben so rasch entfloh, kniete ihr Vater und ihre Mutter. Hier war das Ende ihrer irdischen und weltlichen Hoffnungen, — ihre Ehrbegierde hatte an diesem Todtenbett ihr Ende erreicht. Zu Füßen stand ihr Gemahl aufrecht — thränenlos, mit gekreuzten Armen; seine Augen alles Ausdrucks baar auf das bleiche Gesicht geheftet, wo schon der Tod sein Zeichen aufgedrückt hatte. Sein Gesicht war noch farbloser, die Hoffnungslosigkeit unaussprechlicher Verzweiflung — Verzweiflung, die Trost von Gott und Menschen ausschlägt, war auf seinen Zügen zu lesen. Als ich eintrat, trat ein süßes, ihr ganz besonders eigenthümliches Lächeln auf Mariens Lippen, sie bat mich kaum vernehmbar, die Andern zu bitten, sich für einige Minuten zu entfernen.

Wir waren allein und Marie öffnete mir ihr Herz, das sie in der letzten Zeit beinahe vor mir verborgen hatte.

Nachdem Marie erst kurze Zeit verheirathet war, bemerkte sie schon den wesentlichen Unterschied, der zwischen ihr und ihrem Gatten stattfand. Doch liebte sie ihn immer mehr. Sie brauchte nicht mehr zu überlegen, ob es ihre Pflicht sei, zu gefallen, zu gehorchen, zu dienen und herauszufinden, wie sie ihn glücklich machen könne: das alles war ihr eignes Glück, die Freude ihres Lebens. Aber sie erwog, ob es ihre Pflicht sei, Gott zu gefallen, Ihm zu gehorchen und zu dienen, und ach, sie fand, daß das Eine gar oft mit dem Andern im Gegensatz stand. Die irdische Natur zog sie auf den einen Weg und der geistliche Wille auf den andern — und doch liegt die wahre Glückseligkeit nur in der Herrschaft des letzteren.

Marie hatte, ich glaube eher aus Unwissenheit als aus Vorsatz, es unternommen, zwei Herren zu dienen, doch in ihrer gegenwärtigen Lage konnte sie sich nicht entschließen, den einen zu verlassen und dem andern anzuhangen. Die Größe ihrer Liebe vertiefte ihre Sorge. Das Eheband war sogar für die Zeit unvollkommen, denn es vereinigte nicht Seele und Seele mit demselben Band fortdauernder Vereinigung mit Christus — aber vollends für die Ewigkeit! —

Die Bekanntschaft vor ihrer Verheirathung war zu kurz gewesen, als daß sie einen gehörigen Einblick in ihre wirkliche Lage hätte bekommen können, und ihre Jugend und Unkenntniß des Lebens hatte sie verhindert, schon im Voraus die Schwierigkeiten zu ahnen, die auch bei all ihrem christlichen Sinn in ihren neuen Verhältnissen auf sie warteten. All dies kam ihr erst während ihres Ehestandes zum Bewußtsein. Sie hielt ihre Gefühle und Kämpfe in ihrem eigenen Herzen verborgen, sie wußte, daß wie ihr Gemahl jetzt war, er von jeher gewesen sei. Sie tadelte ihn nie, sie tadelte nur sich selbst; er war fest in seinen Grundsätzen, während sie unbeständig in den ihrigen war. Dies verlieh ihm das natürliche Uebergewicht, und sie konnte nie hoffen, ihn zu überzeugen, daß sie den besseren Weg gewählt habe, wenn er ihr beweisen konnte, daß sie ihren eigenen Grundsätzen untreu geworden war. Sie lebten in Liebe, doch Marie fühlte, daß sie eigentlich getrennt lebten. Ihr Herz war nicht wie sein Herz, sein Herz verstand nicht das göttliche Geheimniß, welches das ihre aufnahm. Doch erst, als Marie Mutter wurde, fühlte sie vollständig den Irrthum, den sie begangen hatte. Eine neue Liebe wurde in ihrem Herzen geboren, eine wundervolle Liebe, die Liebe einer jungen Mutter für ihren Erstgeborenen.

Andere begrüßten das Kind als den Erben von M.'s Besitzungen, sie betrachtete ihn als den Erben der Ewigkeit. Furcht und Angst mischten sich mit Freude und Dankbarkeit, als sie das Kind in ihren Armen hielt, das ihr Gott gegeben hatte, um es für den Himmel aufzuziehen. Sie sah des Vaters

Freude, des Vaters Stolz, und dachte dabei, wenn sie in Bezug auf seine Erziehung zu ihm sagen würde, wie Manoah zu dem Engel: „Wozu sollen wir das Kind bestimmen und wozu sollen wir es erziehen?" würde sicherlich seine Antwort ganz verschieden von der ihrigen gewesen sein. Bei all seinen Berechnungen war die Ewigkeit nicht im Spiel. Dieselben waren nur für die Zeit bestimmt, an die Zeit gebunden, und insofern als sie für unsterbliche Wesen bestimmt waren, waren sie unvernünftig.

Seine Pläne waren glänzende Täuschungen, der Bau, den er auf ihnen errichtete, war gleich einem großartigen Hause auf Sand gebaut. Das Meer der Ewigkeit verschlang sie alle und ließ auch nicht eine Spur zurück.

Marie hatte das entdeckt. Ist es nun zu verwundern, wenn sie weinte im Gefühle der Verantwortung, die sie auf sich lade, wenn es ihr nicht gelänge, ihr Kind auf ein nie endendes Leben zu erziehen?

Sollte ihre christliche Liebe als Mutter sie von ihrer gehorsamen Liebe als Weib ableiten? Sollte ihre Unterwerfung unter das Wort und den Willen Gottes für sie zur Ursache werden, mit sich über die Autorität des Vaters in Streit zu gerathen? War es zu verwundern, daß das liebende Weib, die ängstliche Mutter, weinte?

Als das Kind starb, sah ich die Angst der Mutter; aber diese Angst war durch das Leiden ihres Kindes verursacht, und durch ihre Furcht, daß die Sünde der Eltern an ihm heimgesucht würde.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Pionierleben in Texas.

Von Praktikus.

IV.

Nach der rechten Heimath.

Hat der freundliche Leser bisher Geduld gehabt, unsern Helden auf seinen Wanderungen und in seinem Ringen um eine irdische Heimath zu begleiten, so wird er wohl auch durch dies Schlußkapitel uns begleiten, welches den Zweck hat, die Gnadenwege Gottes zu zeigen, soweit menschliche Augen dieselben erkennen mögen. Hat doch Gott überall und in allen Führungen Seiner Menschenkinder ein höheres Ziel im Auge, und ein Menschenleben, das fern von diesem Ziel endet, ist ein verfehltes. Alle unsere Erdenwege sind gewissermaßen Pionierarbeit Gottes an unseren Seelen. Gelingt sie — freuen sich ja die Engel im Himmel darüber. Da wir von solchem Gelingen reden dürfen, hoffen wir, du freust dich auch mit, lieber Leser.

An Pastoren fehlte es zwar damals nicht. Waren doch mit dem Adelsverein in den Jahren 1844 eine große Anzahl verunglückter Studiosen der Rechte wie auch der Theologie in Texas eingewandert. Jedoch — theils waren sie mit vollen Segeln in das Lager des Unglaubens übergegangen, wie z. B. Einer, dessen Bekanntschaft Paul machte, der sich rühmte, eine einträgliche Stelle in Deutschland aufgegeben zu haben, weil er, wie er seiner Gemeinde in der Abschiedsrede sagte: „Nicht länger mit Lügen sich nähren wolle;" — oder es waren formelle Kirchenmänner, deren Würde und Ansprüche bei dem Farmer keine Anerkennung fanden und die daher genöthigt waren, auf andere Weise ihr Brod zu verdienen. Da hatte sicherlich der Methodismus eine Mission zu erfüllen. Ist er doch mit seinem kirchlichen Organismus ganz dazu geeignet, die geistlichen Bedürfnisse der zerstreuten Schafe Christi zu befriedigen, und in Gottes Hand wurde er auch das Werkzeug zur Rettung Pauls.

Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Diese Wahrheit bestätigte sich auch an Paul. Trotz seines redlichen Bestrebens, ein guter Mensch zu werden, verstand er weder Gottes Locken noch Sein Strafen, an dem es der Herr nicht hat fehlen lassen. Wohl war er nie, trotz ernsten Ringens darnach, mit sich selbst recht zufrieden, und oft unruhig, oft gerührt durch göttliche Liebeszüge. So war ihm wunderbar zu Muthe, als er nach langen Jahren seinen alten Vater wieder sehen durfte, und als nun am ersten Sonntag nach diesem Wiedersehen die neuen Ankömmlinge sich gar nicht in einen Sonntag ohne Kirchengehen finden konnten, und deßhalb der Vater das alte deutsche Gesangbuch hervorsuchte und freundlich einlud: „Kommt, laßt uns wenigstens ein Lied mit einander singen," da erwachten alte Erinnerungen und unverstandene Sehnsucht nach Gott so mächtig in seiner Seele, daß er den herrlichen Lobgesang: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren," nicht mitsingen konnte, denn Thränen erstickten seine Stimme. Wie gut ist es doch, daß der, der im Himmel sitzt, „sieht, ob Jemand nach Gott frage," und Er versteht solch Fragen, noch ehe der Frager selbst recht weiß, was ihm fehlt. Wo aber Gott solch Fragen sieht, da sendet Er Sein Wort als Antwort durch treue Knechte, denn: „Weg hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht."

Der Philippus aber, den der Herr sandte, war ein schlichter Methodistenprediger, ohne Priesterrock, aber mit desto wärmerem Priesterherzen. Rauh waren des Mannes Hände von harter Arbeit; ärmlich seine ganze Erscheinung; ohne Pomp seine Predigt, aber unermüdlich sein Eifer im Dienst Christi. Er sagte nichts vom Contraktmachen, dagegen bat er so herzlich, doch zu kommen und wieder zu kommen, und wenn die Leute dann doch nicht kamen, dann suchte er sich noch am Sonntagmorgen Einige zusammen, oft sogar aus den Baumwollenfeldern, wo Manche, wenn es drängte, auch am Sonntag die Ernte einsammelten. Hatte er zwei oder drei versammelt, so predigte er Christum, den Sünderheiland, erzählte, welche Seligkeit er selbst in Ihm genieße, und bat Alle herzlich, doch zu diesem Heiland zu kommen, und das Alles klang so, als ob es der Mann wirklich meinte. So arbeitete der treue Knecht Christi ein ganzes Jahr, ohne daß er Frucht ernten konnte. Ihm war das Säen, seinem Nachfolger das Ernten beschieden. Doch sein Fleiß brachte es dahin, daß man in der Ansiedlung wieder einen Sonntag, mit Gottes Wort als Würze desselben, kennen und lieben lernte.

Zur Schande Pauls müssen wir es sagen, daß er trotz mancherlei Rührungen doch so voll war von Vorurtheil und Dünkel, daß er dies nahe gebrachte Wort Gottes nur wenig hörte. Wer sich aber stark und weise dünkt, den kann der Herr demüthigen. Auch Paul erfuhr unter tiefen Demüthigungen, wie schwach die eigne Kraft und wie mächtig die Sünde sei. Glauben aber, daß Gottes Gnade mächtiger sei als seine Sünde, konnte er deßhalb doch noch nicht. Gottes Schlagen bekehrt Niemand. Wohl ist es eine oft nöthige Zucht, um das trotzige Menschenherz empfänglich zu machen, doch wie oft verfällt dann der Sünder vom Trotzen in's Verzagen. Da offenbaren sich dann solch wunderbare Tiefen göttlicher Barmherzigkeit, ein Suchen und Ziehen zu Dem, der helfen kann. So wußte Gott auch in Paul das Interesse am Prediger und der Predigt zu wecken, und zwar auf folgende Weise: Ein Nachbar wollte jetzt, weil es Gelegenheit dazu gab, seine drei Kinder taufen lassen. Da sollte Paul die Stelle eines Taufzeugen vertreten. Solcher Familien gab's damals viele, in denen eine ganze Anzahl Kinder aufwuchsen, ohne Taufe oder christlichen Unterricht, weil keine Gelegenheit dazu da war. Obgleich Paul auf das Ansuchen des Mannes erwiderte: „Wie kann ich Pathe sein? Bin selbst kein gläubiger Christ," so behauptete der Nachbar doch: „Du bist ein so guter Christ, wie wir alle." Dies mochte nun wohl wahr sein, Paul wich auch dem Argument und sagte die Gevatterschaft zu; aber tröstliche Gewißheit hat ihm dieser Beweis seines Christenthums nicht gebracht.

Am nächsten Sonntag führte denn auch Paul sein Pathchen, einen kräftigen Jungen von sieben Jahren, an der Hand zur Taufe. Aus Höflichkeit hatte er auch der Predigt beigewohnt, die der Taufhandlung voranging. Den Schluß bildete ein Taufschmaus, der jedoch sehr unschuldig war und in einigen Tassen Kaffee mit Kuchen bestand. Da Paul und der Prediger Tischnachbarn waren, entspann sich eine Unterhaltung zwischen ihnen, die bald zur lebhaften Debatte wurde. Diesmal bildete aber nicht Viehzucht und Baumwolle das Thema, sondern die Frage: Ob Glauben oder Wissen den Menschen weise, gut und glücklich machen könne.

Diese Unterhaltung beschäftigte Pauls Gemüth während der zwei Wochen, bis der Mann wieder kam und ihn bewog, den Gottesdienst nochmals zu besuchen, freilich weniger aus Lernbegierde, sondern um auf's Neue, wie er meinte, besser gerüstet den Kampf jetzt aufzunehmen. Doch der Prediger ließ sich darauf nicht ein, kam aber am Schluß des Gottesdienstes zu Paul, und indem er ihm ein kleines Buch überreichte, sagte er: „Wollen Sie wohl mit Nachdenken dies Buch lesen?" Paul sah den Mann an und dachte: jetzt will er dich mit einem Traktätchen bekehren, — doch zurückweisen, das hätte ja geschienen, als fürchte er die Wahrheit. Er erwiderte deßhalb: „Wenn es Ihnen Freude macht, will ich mich der Arbeit unterziehen."

Zu Hause angekommen, nahm er das Buch zur Hand. Es war eine von der amerikanischen Traktat-Gesellschaft herausgegebene Abhandlung über die Frage: „Ist die Bibel von Gott eingegeben?" Wahrlich, Gott hatte Seinem Knecht das Herz gelenkt, daß er ihm gerade dies Büchlein geben mußte. Hier wurde die Axt der Wahrheit an die Wurzel seines Unglaubens gelegt. Ohne daß er sich selbst darüber klar war, hatten doch deßhalb die Bibelwahrheiten keine Kraft auf sein Herz, weil er sie nicht als *wahrhaftes Gottes Wort* aufnahm. Wie nur der die Kraft der Worte Christi erfährt, der an den Sohn Gottes glaubt, so liegt ja auch die Kraft der Bibel im Glauben an Den, der da redet. Und gerade diese Fundamentalwahrheit bewies und vertheidigte dies Büchlein mit einfachen und klaren Vernunftgründen so kräftig, daß Paul, der beim Lesen, alles Andere vergessend, noch nach Mitternacht saß, las, dachte, wieder las, es endlich mit den Worten aus der Hand legte: „Die Bibel ist wahrhaftig Gottes Wort und du — bist auf dem Weg zur Hölle." — In selbiger Nacht kam kein Schlaf in seine Augen.

Gewaltig war die Revolution in seinem Innern, die diese Ueberzeugung hervorbrachte. Das Haus, gebaut auf Sand, that großen Fall. Den ganzen Tag beschäftigten ihn diese Gedanken. Kam der Abend, dann griff er nach der Bibel, die er auf's Neue, vom ersten Blatt an, zu lesen begann. Es war dieselbe Bibel, die er von Jugend an gelernt hatte, und doch war jetzt Alles neu. Da war gleich am Anfang die Geschichte des Sündenfalles, längst bekannt, und doch die Wahrheit darin, daß der Mensch ein gefallnes Wesen, — die Erde um seinetwillen unter dem Fluch Gottes seufze. — Das waren ganz neue Gedanken, die ihm der Schlüssel zum Verständniß der Uebel zu sein schienen, welch Räthsel zu lösen er wohl versucht, aber nie vermocht hatte. Da war ein heiliges und gerechtes Gesetz, dessen Forderungen er tausendfach verletzt hatte, dessen Drohungen und Flüche ihm galten. Oft sank ihm muthlos die Hand mit dem heiligen Buch. Paul widerstrebte der Wahrheit nicht, er suchte sie, und was er fand, scheute er sich auch nicht, frei zu bekennen. Sehnlichst wartete er auf das nächste Kommen des Predigers. Von da an versäumte er keinen Gottesdienst mehr. Das Wort Gottes war jetzt seiner hungernden Seele köstliche Speise geworden.

Ein ganz neuer Geist regte sich jetzt durch die ganze Ansiedlung. Der früher oft entheiligte Tag des Herrn war wieder ein Gottestag geworden, an dem man aus jeder Farm die Leute zum Versammlungshaus wandern sah.

Und noch immer hatten diese Prediger nichts gesagt vom Contraktmachen. Sie hatten sogar Kinder getauft und auf die Frage: „Was sind wir schuldig?" geantwortet: „Gar nichts." — Als aber einmal ein Br. Verwalter mit dem Prediger kam, der Paul bei Seite nahm und ihm erklärte, wie es ihnen, einer kleinen, armen Gemeinde, schwer werde, den Unterhalt des Predigers aufzumachen, da erbot sich Paul, sofort das Seine zu thun und zugleich auch bei seinen Nachbarn die Sache anzuregen. Dies that er denn auch und mit solchem Erfolg, daß er schon am nächsten Dienstag mit drei Wagen, die Korn, Speck, Eier und Kartoffeln geladen hatten, und mit $50 baar in der Tasche für den Prediger, den Weg nach dessen Wohnung antrat, der über solche Wirkung des Worts ohne Contrakt höchst erfreut war.

Monate vergingen so im Suchen nach Licht, Buße, Glauben. Es erging Paul wie so vielen

erweckten Sündern, sie wollen durch selbst erdachte Buße Anspruch auf Seligkeit erwerben. Während Gottes Gnade schon manch rechtschaffene Frucht der Buße an ihnen gewirkt hat, verzagen sie an ihrem, wie sie meinen, verstockten Herzen. Da fand Paul in dem Prediger einen treuen Freund und Rathgeber. Die Kirche, durch die der Herr sich seiner gnädig angenommen hatte, wurde ihm eine liebe Heimath. In ihr wünschte er das Heil seiner Seele zu schaffen und den Herrn zu ehren durch ein freudig Bekenntniß. Auf seine Frage nach den Bedingungen und Pflichten der Gliederschaft reichte ihm der Prediger die Kirchenordnung. Nach gründlicher Bekanntschaft mit derselben bat Paul um Aufnahme, wozu ihm denn auch bald Gelegenheit gegeben wurde. Obwohl der Erste, der jener ersten Einladung folgte, war doch nichts von Scham oder Menschenfurcht in ihm, sondern das herzliche Verlangen, Gott möchte den Bund mit ihm, dem tausendfach Bundbrüchigen, erneuern. Zu seiner Freude folgten noch andere sechs Personen der Einladung, deren Zahl wenige Wochen nachher noch um weitere acht Seelen vermehrt wurde.

Wo aber eine solche Anzahl hungernder Seelen beieinander wohnen, da macht sich das Bedürfniß nach etwas, das einer Methodisten-Klasse gleicht, fühlbar, auch wenn sie der Prediger nicht zu organisiren weiß, weil kein Bruder mit alten Erfahrungen da ist. So ging es da. Bald waren zwei wöchentliche Abendstunden bestimmt, wo diese jungen Probeglieder zusammen kamen, sangen, das Wort Gottes lasen und beteten, und wo solcher Hunger ist, da fällt auch heute das Manna noch vom Himmel und Wüste und Einöde stehen lustig. Der gesagt hat: „So ihr Mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen," der ließ es auch Paul endlich gelingen, daß er glauben konnte an den, der Sünder gerecht macht. Ein neues Leben begann damit für ihn. War ihm Anfangs die Leitung jener Versammlungen aufgedrungen worden, so war es ihm jetzt Bedürfniß, von dem zu zeugen, was er in Jesu gefunden, und Gott segnete sein Pflichtzeugniß an mancher Seele. Freilich offenbarte sich nun, wo Seelen bekehrt wurden, auch die entgegengesetzte Wirkung des Wortes Gottes. Die Menge spaltete sich. Während Einige den Herrn suchten und fanden, verhärteten Andere ihre Herzen gegen die Wahrheit und traten dem Werk Gottes feindlich entgegen. Der Herr wirkte, darum tobte die Hölle.

Auch an mancherlei komischen Auftritten fehlte es nicht. Die provisorischen Einrichtungen der Versammlungslokale waren der Art, daß wohl zuweilen mal eine Bank mit andächtigen Zuhörern zusammen brach. Ein andermal verschwand der Prediger plötzlich hinter der Kanzel. Im Eifer der Rede war der Fußboden mit ihm durchgebrochen, doch den Faden der Predigt verlor er darob nicht. Bald war er wieder oben, und was nicht hinter der Kanzel vollendet werden konnte, setzte er vor derselben fort.

So arm aber auch die äußere Form der Gottesdienste war, so offenbarte doch das Wort seine Gotteskraft in herrlichen Wirkungen. Feindliche Nachbarn reichten sich die Hand zur Versöhnung. Familien, die in Unfrieden lebten, fingen ein neues Leben an. Mitten in der Predigt wurden oft Seufzer und Sündenbekenntnisse laut, und gar mancher Gottesdienst endete mit einem allgemeinen Rufen nach Gnade, dem Gott durch mächtige Gebetserhörungen antwortete. So betete eine Frau am Altar ernstlich für die Bekehrung ihres Mannes. Während sie noch betete, kam auch der Mann an den Altar, ohne daß die Frau es gewahr wurde. Als sie nun mit viel Thränen fortfuhr, Gott zu bitten, Er wolle doch auch ihren Mann hierher bringen, da faßte der Mann die Frau am Arm und sagte unter Thränen: „Sei man still, Mutter, ich bin schon hier."

So hatte nun Paul im Lande seiner Hoffnung nicht nur ein irdisch Heim gefunden, sondern auch die rechte Heimath, die im Himmel ist. Beides nicht ohne ernstes, beharrliches Suchen und Ringen darnach. Dafür bewahrt er auch so viel treuer den durch Gottes Gnade empfangenen, im Blut Christi unterzeichneten Besitztitel an das Erbe droben. — Seit er hat gelernt, zuerst trachten nach dem Reiche Gottes, hat er auch reichlich die Wahrheit der Verheißung erfahren: „So wird euch das Andere alles zufallen." Wofür er aber am meisten Gott dankt, ist, daß der Herr ihm auch all die Seinen geschenkt und sie nun Hand in Hand die Himmelsreise pilgern.

Pilgerst du auch dahin, lieber Leser? Dann hofft dich Paul einst dort oben zu finden und mit dir in Ewigkeit zu rühmen die Wunderwege Gottes mit den Seinen.

Edle Wohlthätigkeit.

Von G. Baum.

Unwillkürlich erinnerte mich der herrliche Artikel: „Ein Werk der Barmherzigkeit" in der September-Nummer von „Haus und Herd" an ein Ereigniß, das sich im verflossenen Frühjahr hier zutrug und zeigt, wie auch noch in der Königin des Westens am lieblichen Ohiostrande der Engel des Erbarmens eine Heimstätte hat.

Zu einem deutschen Geschäftsmanne kam kurz vor der Confirmationszeit eine arme katholische Frau und bot ihm die Uhr ihres verstorbenen Gatten zum Kaufe an, damit, wie sie sagte, sie mit dem Erlöse ihr Töchterlein, das confirmirt werden sollte, kleiden könnte.

„Kaufe keine Uhr, behalten Sie dieselbe und heben Sie sie als ein theures Andenken an den Verstorbenen, den Vater Ihrer Kinder auf," erwiderte trocken der Angeredete.

Eine Entschuldigung stammelnd, wollte sich die blasse Frau wieder entfernen, aber der Hausherr vertrat ihr den Weg und bat sie freundlich, einen Augenblick Platz zu nehmen, worauf er an sein Schreibpult trat, flüchtig einige Zeilen auf's Papier warf, es faltete und sodann der bekümmerten Mutter mit den Worten reichte: „So, liebe Frau, gehen Sie jetzt in Gottes Namen und holen Sie Ihr Kind und bringen Sie diesen Brief nach der bezeichneten Adresse, dort werden Sie das Weitere erfahren."

Dankend nahm die Frau das gelbliche Couvert

entgegen, das nichts anderes enthielt, als eine Anweisung an eine bekannte Weißwaarenhandlung, die Tochter der Ueberbringerin auf Kosten des Schreibers mit einem vollständigen Confirmations-Anzug versehen zu wollen.

„Bitte," sprach der menschenfreundliche Mann zu der gebeugten Wittwe, „wickeln Sie den kleinen Liebesdienst sofort in das tiefste Schweigen der Vergessenheit und sagen Sie keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon."

Gedankenvoll blickte er ihr einen Moment lang nach, dann griff er hastig nach seinem Hute und eilte nach der Wohnung seines Predigers.

„Herr Pfarrer," redete er denselben an, „ich suche einen Partner!"

„Wie, was, einen Partner?" fragte der etwas betroffene Geistliche. „Sie haben ja doch, so viel ich weiß, ein gutes Geschäft, das unter Ihrer tüchtigen Leitung sich trefflich rentirt."

„Das wohl, aber dennoch suche ich einen Partner, oder besser ausgedrückt, einen verschwiegenen Freund, der mir hilfreich die Hand reicht; doch Sie verstehen mich noch immer nicht, weßhalb ich bitte, mir die nöthige Aufklärung zu gestatten." Kurz erzählte er nun den bereits geschilderten Vorgang in seinem Hause, und fügte dann hinzu: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, die traurige Nothlage des katholischen Weibleins hat in meinem Herzen die Frage wachgerufen: sollten nicht auch in deiner protestantischen Kirche und ganz besonders in deiner Gemeinde solche Bedrängte sein, die der Hilfe bedürftig sind und denen zu helfen deine heilige Bruderpflicht ist? — Lange schwere Jahre mußte ich wie ein Ertrinkender um meine Existenz kämpfen und ringen, aber gottlob, es ist mir durch des Höchsten Beistand gelungen, festen Fuß zu fassen und die Stufe eines behäbigen Wohlstandes zu ersteigen. Reich bin ich zwar nicht, aber zufrieden und dankbar mit dem, was mir Gott bescheert hat. Meine amerikanische Sturm- und Drangperiode, die mich so recht durch die Wasser der Trübsal führte, reinigte mein Herz von gar manchen Schlacken, besonders der des Hochmuths, und so kommt's, daß ich selbst im größten Glücke nie die ernste Vergangenheit mit Gottes wunderbaren Führungen aus dem Auge verliere, am allerwenigsten aber der Armen und Nothleidenden vergesse. Das liebende Mutterherz, das um ihres Kindes willen vielleicht ihr letztes Kleinod veräußern wollte, mahnte mich daran, daß bis Ostern auch in unserer Kirche gegen hundert Kinder ihren Taufbund erneuern sollen, und daß darunter ohne Zweifel auch manch armes Kind, wenn nicht gar Waisen sich befinden, deren Angehörige nicht wissen, wo sie die Mittel hernehmen sollen, um sie für diesen festlichen Tag zu schmücken. Ich möchte nun unter dem Siegel der Verschwiegenheit sechs Ihrer bedürftigsten Confirmandenkinder vom Fuß bis zum Kopfe kleiden, hierzu aber, mein Lieber, brauche ich einen Partner, und nun frage ich, wollen Sie mir zu diesem Geschäfte die Hand reichen?"

„Von Herzen gern!"

„Gut denn; dann suchen Sie drei Knaben und drei Mädchen aus und sorgen für eine anständige Bekleidung derselben. Sparen Sie nichts, hier ist ein Check für zweihundert Dollars. Aber bitte nochmals, über die ganze Sache reinen Mund zu halten, und dann," fuhr er, sich zum Gehen wendend, fort, „wenn Sie in irgend einer Angelegenheit meiner Hilfe bedürfen, so klopfen Sie nur herzhaft bei mir an."

Wahrlich, war das nicht edel gedacht und gehandelt?

Indem ich dieses Denkmal, gesetzt dem unbekannten Wohlthäter, abschließe, schreibe ich noch an seinen Sockel die königliche Verheißung: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan," und rufe allen denen, die der barmherzige Vater im Himmel mit irdischen Gütern gesegnet hat, zu: „Gehet hin und thut deßgleichen, Arme habt ihr allezeit, und wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn."

Eine Generation auf dem Marsche.

Der Marsch einer Generation von der Wiege bis zum Grabe ist äußerst interessant in einem klaren und sorgfältig ausgearbeiten Bericht des Doktors Farr, eines englischen Arztes geschildert. Folgendes ist die zu erwartende Sterblichkeit irgend einer Million Menschen.

Das Verhältniß würde etwa dieses sein: 511,745 Knaben und 488,255 Mädchen, eine Ungleichheit, welche nach und nach sich ändert durch die größere Sterblichkeit der Knaben, so daß das Verhältniß ein umgekehrtes wird, ehe noch dieser Generationslauf beendet. Ueber ein Viertel der Zahl dieser Kinder wird sterben, ehe sie das fünfte Jahr erreicht haben, die genaue Zahl ist 141,387 Knaben und 121,795 Mädchen. Hierdurch wird die Zahl schon fast eine gleiche. Die nächsten fünf Jahre werden die Zahl nicht so stark vermindern. Vom 10. bis zum 15. Jahr wird die Sterblichkeit noch geringer. Es ist für beide Geschlechter die gesundeste Lebensperiode. Dann folgen fünf Jahre, die wieder mehr Todesfälle zeigen, und die folgenden fünf Jahre steigern dieselbe; doch werden von der ganzen Zahl sicher 634,045 ihr 26. Jahr anfangen.

Ehe dann die nächsten zehn Jahre abgelaufen, werden zwei Drittel der Fräulein verheirathet sein. Die Sterblichkeit in dieser Zeit beträgt 62,052, von welcher nicht weniger denn 27,134 durch Schwindsucht dahingerafft sind. Zwischen dem 35. und 45. Jahre ist eine größere Todessteuer zu zahlen, und nur 502,914 werden in ihr 46. Jahr eintreten. Nur 161,124 werden ihr 75. Jahr erreichen, und von diesen werden 122,550 gestorben sein bis zum 85. Jahre des Marsches. Die übrigen 38,565 werden dann bald ihre Last niederlegen; 2153 jedoch werden bis zum 95. Jahre gelangen, und 223 sogar werden 100 Jahre alt. Schließlich in dem 108ten Jahre des großen Marsches wird das letzte übrig gebliebene Leben leise ausgelöscht. Dies ist denn das Durchschnittsloos von einer Million Männer und Frauen.

Das ist ein ernstes Kapitel, lieber Leser, solches ist auch dein Loos; nur 223 von 1,000,000 Menschen werden 100 Jahre alt und doch leben Alle dahin als würden sie sämmtlich 108 Jahre alt, in Wahrheit indeß nur — Einer!



Erste Danksagungsfeier in Neu England.

Der nationale Danksagungstag.

Von J. Pauly.

Das Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika feiert jedes Jahr einen Danksagungstag. Der Danksagungstag ist nicht etwas Neues, sondern etwas Geschichtliches. Alle Völker denken und danken einmal ganz besonders. Unser christlichen Bürger danksagen einen Tag besonders ihrem lebendigen Gott. Es ist dies auch recht und schicklich. Wer Gutes erhält, soll dankbar dafür sein. Der liebe Gott hat auch dieses Jahr noch nicht aufhören lassen Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Er, der Herr Himmels und der Erde, theilte uns noch mit nach allen unseren Bedürfnissen. Leben, Gesundheit, Segen, Wohlfahrt und Gedeihen kommen aus unseres lieben Gottes Hand. Auch hat sich der schwarze Tod und die Prophezeiung vom Untergang der Welt im Jahr 1881 noch nicht eingestellt. Manches Uebel hat somit der Allmächtige von uns abgewendet, und wir befinden uns noch in der kostbaren Zeit der Gnade und Vorbereitung für ein besseres Leben. Leider hat eine feige, meuchlerische Mörderhand unsern Präsidenten James A. Garfield dahingestreckt; die Hoffnungen und Gebete des ganzen amerikanischen Volkes für seine Genesung hat der Herr in seinem unerforschlichen Rathschluß nicht erfüllt: Präsident Garfield ist am 19. September Abends ½11 Uhr nach elfwöchentlichem Leiden in Long Branch gestorben. Doch des Herrn Wille geschehe! Auch unter Thränen danken wir. Alles, was wir sind und haben, haben wir vom lieben Gott. Und wer darüber undankbar sein kann, hat sich selbst und seinen Gott vergessen. Dieser nationale Danksagungstag findet statt den letzten Donnerstag im Monat November eines jeden Jahres. Jeder Bürger der Ver. Staaten verflichtet sich, diesen Tag zu halten, und wer ihn nicht hält, macht sich eines sittlichen Vergehens schuldig, wie der, der den Sabbath bricht. Darum:

Preist Gott, der allen Segen giebt,
Preist ihn, ihr Menschen, die er liebt,
Ihr Himmelschöre alle preist
Den Vater, Sohn und heil'gen Geist.

Das tausendjährige Reich.

Von F. Kopp.

Um dieses umfassende Thema so bündig und deutlich als möglich zu betrachten, wollen wir versuchen, folgende vier Fragen zu beantworten:

1. Worauf gründet sich die Lehre von dem tausendjährigen Reich?
2. Wann wird es seinen Anfang nehmen?
3. Auf welche Weise kommt und offenbart es sich?
4. Welches ist die Beschaffenheit dieses Reiches?

Die Lehre über das tausendjährige Reich ist weder in dem apostolischen Glaubensbekenntniß, noch in den Glaubensartikeln unserer Kirche enthalten. Es hängt auch unsere Seligkeit nicht davon ab, ob wir ein solches Reich überhaupt erwarten und welche Ansicht wir von der Beschaffenheit desselben haben. Dennoch ist es für die Gläubigen ein großer Trost, annehmen zu dürfen, daß eine Zeit kommen wird, wo die ganze Erde mit der Erkenntniß des Herrn erfüllt sein wird, wie des Meeres Grund mit Wasser bedeckt ist, und die Einflüsse der christlichen Religion die Macht des Teufels, der Welt und Sünde, des Un- und Aberglaubens werden besiegt und völlig überwunden haben.

Die Hauptstelle, worauf sich die Lehre über das Millenium gründet, finden wir in der Offenbarung Johannes, wo es in Kap. 20, Vers 1—7 unter Anderem heißt: „Und ich sah einen Engel vom Himmel fahren, mit einer großen Kette in seiner Hand, der griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und der Satan, und band ihn tausend Jahre, — daß er nicht mehr verführen sollte die Heiden, bis daß vollendet würden tausend Jahre; und die Seelen der Enthaupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen — lebten und regierten mit Christo tausend Jahre. — Die andern Todten aber wurden nicht wieder lebendig, bis daß tausend Jahre vollendet wurden."

Sechsmal wird in diesem Abschnitt der Ausdruck „tausend Jahre" gebraucht, und zwar immer als eine Zeit des Sieges und Triumphes über Satan und das Böse, oder als eine Zeit des Friedens und der Glückseligkeit für Gottes Volk.

Wir finden aber noch viele andere Stellen in der heiligen Schrift, in denen ein völliger Sieg des des Reiches Gottes über alle Reiche der Welt geweissagt wird. Besonders ist der Prophet Jesaias ganz voll von den herrlichsten Verheißungen dieser Art. So finden wir dort in Kap. 2, Vers 2—4: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, gewiß sein, höher denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben werden; und werden alle Heiden dazu laufen, und viele Völker hinzu gehen und sagen: Kommet, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre Seine Wege und wir wandeln auf Seinen Steigen. Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Heiden und strafen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen."

So ist auch in dem Propheten Daniel der Sieg des Reiches Christi über alle Reiche der Welt, in dem Traum des Königs Nebukadnezar und der Erklärung desselben durch Daniel auf's Deutlichste dargestellt. Nebukadnezar sah ein großes Bild, „dessen Haupt war von seinem Golde," — die babylonisch-assyrische Weltmacht; „Brust und Arme von Silber," — das medisch-persische Weltreich; „Bauch und Lenden von Erz," das griechische Reich, das sich unter Alexander dem Großen über die ganze civilisirte Welt erstreckte; — „seine Schenkel von Eisen, und seine Füße eines Theils Eisen und eines Theils Thon," — das römische Reich, das sich später gleich den Zehen an den Füßen des Bildes in viele Theile theilte, und welches bis auf unsere Zeit die Weltmacht bildet, denn Deutschland, Frankreich, Oestreich, Italien und England gehörten zum alten römischen Reich, und die alten deutschen Kaiser wurden, nachdem sie vom Papst gekrönt waren, „römische Kaiser" genannt. „Bis daß ein Stein herabgerissen ward ohne Hände," — ohne menschliche Gewalt; — „der schlug das Bild an seine Füße, die Eisen und Thon waren, und zermalmete sie; da wurden miteinander zermalmet das Eisen, Thon, Silber und Gold, und wurden wie Spreu auf der Sommertenne; und der Wind verwehete sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte. Der Stein aber, der das Bild schlug, ward ein großer Berg, daß er die ganze Welt füllete." Wer erkennt nicht in diesem Steine Christus und sein Evangelium, als eine göttliche Macht vom Himmel herabgekommen auf die Erde, um alle Gewalt des Satans und der Sünde zu zerstören und die Ihm im Wege stehenden Weltmächte zu stürzen, und an deren Stelle ein herrliches Friedensreich aufzurichten?

Diese Stellen aus dem Worte Gottes werden hinreichen, zu beweisen, daß die Erwartung einer großen herrlichen Friedenszeit für das Volk Gottes auf Erden keine leere Einbildung ist, und daß vielleicht in nicht ganz ferner Zeit große und wunderbare Veränderungen in Kirche und Welt stattfinden mögen. Es giebt daher auch in unsern Tagen nur sehr wenige bibelgläubige Personen, die nicht ein sogenanntes „goldenes Zeitalter" erwarten.

Wann wird aber dieses Reich seinen Anfang nehmen? Einige nehmen an, daß es schon mit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts angefangen habe. Dieses ist jedoch nicht anzunehmen; denn erst nach dem Untergang des falschen Propheten (Muhamed) und des Thiers (Rom) fängt nach der Schrift das tausendjährige Reich an. Auch sind die furchtbaren Kriege, die seitdem wütheten, und ganz besonders der grausame Religionskrieg, der „dreißigjährige Krieg" genannt, ein deutlicher Beweis, daß der Satan noch los war nach der Reformation. Es ist überhaupt etwas gewagt, die Zeit genau bestimmen zu wollen, da sich schon Viele bei der Auslegung prophetischer Stellen in Bezug auf die Zeit sehr verrechnet haben. Im Allgemeinen aber dürfen, ja sollen wir auf die Zeichen der Zeit achten.

Manche Schriftausleger wollen in der heiligen Siebenzahl einen Schlüssel für die Bestimmung

der Zeit des Milleniums gefunden haben. Wie der siebente Tag der Woche der Sabbath oder Ruhetag ist, so soll nach dieser Auslegung das siebente Jahrtausend das Sabbath-Jahrtausend oder das Millenium sein. In diesem Fall wäre der Anfang des tausendjährigen Reiches nicht mehr ferne.

Im Millenium sollen die Juden wieder in Kanaan wohnen und die Mehrzahl von ihnen den Messias im Glauben angenommen haben. Auch dazu sind die Aussichten nicht ganz ungünstig. Vor kaum 50 Jahren war es den Juden noch verboten, sich in Palästina anzubauen, und gegenwärtig wohnen bereits in Jerusalem allein 13,000 Israeliten. Auch ist es ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß der tief in Schulden sitzende Türke dem reichen Rothschild das Land Kanaan verpfändet hat, und er wahrscheinlich diese Schuld nie wieder abtragen kann; somit besitzt schon jetzt ein Jude faktisch das Land seiner Väter. Auch giebt es bereits eine bedeutende Anzahl bekehrter Juden, und wenn es dem Herrn einmal gefällt, seine Geisteswinde unter den Todtengebeinen Israels wehen zu lassen, mögen sie sich in ganz kurzer Zeit bei Schaaren bekehren.

Zu beachten ist weiter die wunderbare Thätigkeit der christlichen Kirche in der Gegenwart, wie sie sich bekundet in der einheimischen und ausländischen Mission, in der Verbreitung der Bibel, nahezu in allen bekannten Sprachen der Welt, in Verbreitung christlicher Literatur, in der Sonntagschul-Arbeit, in der Mäßigkeitssache, in der Abschaffung der Sklaverei und der Verbannung aller Rohheit und Barbarei bis zur Bestrafung der Thierquälerei, in der Erhebung des Weibes, nicht wie einige Weiberrechtlerinnen wollen, an die Stelle des Mannes, sondern zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, als Gehilfin desselben.

Wenn wir ferner erwägen, welche Macht und welchen Einfluß gegenwärtig die protestantischen Nationen, wie Deutschland, England und die Vereinigten Staaten um ihrer höheren Wissenschaft und Civilisation willen, die sie dem Geist des Christenthums und der Bibel verdanken, auf die andern Nationen der Erde ausüben, wie sie die Kräfte der Natur in den Dienst der Menschheit gezogen haben, so daß Feuer und Wasser unsere Schiffe, Eisenbahnzüge und Schnellpressen treiben, der Blitz als Botschafter dienen muß von einem Ende der Erde bis an's andere, und die Tiefen der Erde nicht nur Gold, Silber, Erz und Kohlen, sondern selbst das Oel liefern, um Häuser und Straßen zu beleuchten, — so sind dieses für ein geöffnetes Auge deutliche Zeichen, daß das tausendjährige Reich in Bälde seinen Anfang nehmen mag.

Zu Obigem kommt noch der Zug zur Vereinigung verschiedener Kirchen und Nationen. Die Missionäre in der Heidenwelt empfanden das Bedürfniß einer innigen Verbindung unter einander, um dem gemeinschaftlichen Feind mit Erfolg begegnen zu können; die Bibelgesellschaften thun ihre große Arbeit durch die gemeinschaftliche Unterstützung der Kirchen; der Evangelische Bund versucht, die Herzen der Christen verschiedener Benennungen in der Liebe zusammenzuschmelzen, und einige Früchte dieser Bemühungen sind: die Gebetswoche am Anfang eines jeden Jahres, wo von den Christen aller Benennungen zur selben Zeit für die nämlichen Gegenstände vereinigt gebetet wird. Eine andere Frucht ist die Sonntagschul-Lektion, nach welcher ebenfalls in den Sonntagschulen der verschiedenen Kirchen in der ganzen Welt zur selben Zeit der gleiche Bibelabschnitt studirt und gelehrt wird. So sind auch die Weltausstellungen und die Friedens-Congresse, die durch Vertreter großer Nationen hie und da gehalten werden, die Morgenröthe einer besseren Zeit.

Was sollen wir aber sagen zu der Behauptung, daß die Menschheit in unserer Zeit schlimmer statt besser werde? Ist dieses nicht ein Irrthum, der dem Pessimismus entsprungen ist? Paßt nicht bei solchen Lamentationen das Wort des weisen Salomo: „Sprich nicht: Was ist es, daß die vorigen Tage besser waren, denn diese; denn du fragest solches nicht weislich." Wohl brüstet sich der Unglaube und der Materialismus mächtig, aber es ist doch nur wie die Wuth eines tödtlich verwundeten Thieres, das nach seiner letzten Anstrengung ohnmächtig niedersinkt. Das Licht des Evangeliums leuchtet so helle in unserer Zeit, daß die Herzensgedanken Vieler offenbar werden und die Menschen sich für oder wider Christum entscheiden müssen. Vor dieser Entscheidung brauchen wir aber nicht bange zu sein; denn ehe wir zu ihnen fallen, müssen sie zu uns fallen.

Auch wird das Urtheil und die Strafe über den Unglauben mitten in der erleuchteten Christenheit viel schärfer sein, als wenn der Mensch in heidnischer Unwissenheit gelebt hat.

Im Ganzen aber ist die Menschheit gegenwärtig nicht schlimmer als in früheren Zeiten. Im Gegentheil giebt es in unserer Zeit mehr wahre Christen, mehr Missionäre, mehr gute Schulen und gute Bücher, mehr Bibeln und Bibelleser in der Welt, als je zuvor. Auch werden weniger Gräuelthaten verübt, als früher. Wo sind die Märtyrer unserer Zeit? Wo die Scheiterhaufen, auf denen fromme Christen verbrannt wurden? Wo sind die Exulanten unsrer Zeit, wie die aus ihrer Heimath vertriebenen und gleich dem Wild gejagten Waldenser, Hugenotten, Salzburger und bömischen und mährischen Brüder? Der häßliche Sektengeist treibt heute sein Wesen nur noch ganz heimlich. Ist dieser veredelte Zustand nicht eine Frucht des biblischen Christenthums, und ist es nicht unsere Pflicht, diese Fortschritte anzuerkennen und Gott dafür zu danken?

Das Senfkorn ist zu einem Baum herangewachsen. Der Sauerteig des Evangeliums hat seine umwandelnde Kraft bereits bewiesen. Der Stein Daniels ist am Rollen. Japan sendet seine begabtesten Söhne nach den Schulen Deutschlands und Englands, und führt christliche Civilisation in seinem Staatswesen ein. China's Mauer ist niedergerissen, das bevölkertste Heidenland ist offen für die Mission, und die 400 Millionen Menschen dort sind verlangend nach dem Evangelium. Indien ist eine christliche Provinz und der heidnische Kindermord wie die Verbrennung der Wittwen auf ihres Gatten Leiche hat aufgehört.

Mohrenland streckt seine Hände aus zu Gott, und die Söhne Hams jauchzen im Lichte des Evangeliums. In Spanien wird Gottes Wort von Vielen mit Lust gelesen und Religionsfreiheit wird von seinen besten Bürgern verlangt. Italien ist offen für das Evangelium, und in Rom befindet sich dem Palast des Papstes gegenüber eine Bibelniederlage. Der „falsche Prophet" kann dem Evangelium seinen Siegeslauf in der Türkei nicht länger streitig machen, und der „kranke Mann" muß sich seine Rezepte von England und Deutschland verschreiben lassen. Der Unglaube muß verstummen und sich seiner Einwendungen gegen die göttliche Offenbarung schämen, da nicht nur gelehrte Theologen dieselben gründlich widerlegten, sondern selbst Steine, die aus den verschütteten Städten Babylon und Ninive und anderwärts ausgegraben wurden, für die geschichtlichen Wahrheiten der Bibel Zeugniß ablegen. Und wenn sich auch nur erst der dritte Theil der Menschheit zum Christenthum bekennt, und unter diesen wieder kaum der dritte Theil wahre Herzensreligion besitzt, so ist doch nicht zu läugnen, daß jetzt schon das Bibelchristenthum eine größere Macht in der Welt ist, als alle Mächte zusammen.

(Schluß folgt.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. Nov. 1881. 3 Mos. 16, 16—30.

Der große Versöhnungstag.

Haupttext: Nicht allein aber das; sondern wir rühmen uns auch Gottes, durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir nun die Versöhnung empfangen haben. (Röm. 5, 11.)

Einleitung. Unter den großen jährlich wiederkehrenden Hauptfesten Israels bildete der große Versöhnungstag die eigentliche Spitze. Am zehnten Tage des siebenten Monats (V. 29) Tisri (etwa unserem Oktober entsprechend, vgl. Kap. 3, 1 Mos. 23, 27), also im eigentlichen Festmonat der Israeliten gefeiert, war er als der allgemeine Buß-, Bet- und Fasttag des ganzen Volkes darum der wichtigste Tag im ganzen Jahre, weil an ihm die Gesammtschuld der ganzen Gemeinde auf eine besonders ausdrucks- und eindrucksvolle Weise gesühnt ward. Wegen dieser hervorragenden Bedeutung und Würde des Tages im Rang der übrigen Festzeiten fungirte an demselben auch ausschließlich nur der Hohepriester allein, nachdem er für sich und sein Haus, d. h. die andern Priester aus seinem Geschlechte ein besonderes Sündopfer, und zwar einen Farren als das am höchsten stehende Opferthier (V. 3 und 6) dargebracht, und die heiligen Kleider (V. 4), d. h. eine durchaus weißlinnene Gewandung als Sinnbild der Reinheit und Heiligkeit, ohne die sonstige dem Sündebüßenden nicht anstehende Pracht des gewöhnlichen und eigentlich hohepriesterlichen Schmuckes (vgl. 2 Mos. 39) angelegt, sowie gewisse Bäder und Waschungen (V. 4), gleichfalls als Sinnbild der Reinigung vorgenommen hatte. Die höchste Auszeichnung des Tages bestand aber darin, daß an ihm das einzigemal im ganzen Jahre (Hebr. 9, 7) der Hohepriester und wiederum nur er ausschließlich das durch einen dichten Teppich vom Heiligthum geschiedene (Vers 12) Allerheiligste mit dem Opferblut der beiden Böcke, die V. 7 ff. zum Sühnopfer für das Volk erwählt worden waren, sowie des schon genannten Farren als seines eignen Sühnopfers (V. 14) betrat, um es gegen den auf oder über der Bundeslade befindlichen Gnadenstuhl oder goldenen Sühndeckel derselben (als den Ort der persönlichen Gegenwart Gottes unter seinem Volke oder seinen von Engeln umgebenen Thron, vergl. Ps. 18, 9; Jer. 30, 31) zu sprengen (V. 15). Hieran schlossen sich dann noch weiter die folgenden gottesdienstlichen Handlungen an:

I. Das Sühnopfer für das verunreinigte Volk (V. 16—19), das in ganz ähnlicher Weise vor sich ging, wie das schon besprochene Sündopfer für Aaron und seine Söhne, nur daß seine besondere Bedeutung als Sühnopfer noch ausdrücklich hervorgehoben wird, und zwar schon sogleich in

V. 16. Er (Aaron) soll versöhnen das Heiligthum, und ganz besonders den geweihtesten Theil desselben, seinen Hinterraum, das Allerheiligste (V. 15), denn auch dieses Heiligthum Gottes, d. h. die Stiftshütte, die gleich darauf (V. 17) ja ebenfalls noch besonders genannt ist, und hier im Unterschied von jenem nur das Vordertheil, oder das sog. Heilige mit Einschluß des Vorhofs bezeichnen kann, ist durch des Volkes Sünde verunreinigt, wie ja die Sünde immer und überall auch die ganze Umgebung eines Menschen befleckt und ihr Verderben ihr mittheilt. In allen ihren Sünden, denn dieser Tag soll die vollständige und allseitige Sühne für alle Verfehlungen der ganzen Gemeinde an Haupt und Gliedern, d. h. der Priesterschaft und des Volkes, nach innen und außen, d. h. aller Befleckungen an der Seele als dem geistlichen Tempel des Herrn sowohl wie an den wirklichen gottesdienstlichen Räumen des irdischen Heiligthums selbst bringen, und nicht etwa blos für die, welche im Laufe des vergangenen Jahres unerkannt und ungesühnt geblieben sind, sondern aller ohne Ausnahme, der erkannten und unerkannten, der bereits gesühnten und der noch ganz oder theilweise ungesühnten. Die umherliegen, nämlich die Kinder Israel, die in ihren Zelten die Stiftshütte umgaben; daher ist auch diese gleichsam von dieser unreinen Luft mit angesteckt und bedarf ganz ebenso gut wie die lebenden Personen, Priester

und Volk der Entsündigung, erst durch die geschehene Blutsprengung wird sie wieder rein.

V. 17. Kein Mensch, also auch von den gewöhnlichen Priestern und Leviten, obwohl diese sonst nicht blos den Vorhof, sondern auch das „Heilige", nur nicht das Allerheiligste, betreten durften, sollte Keiner bei diesem ganzen Sühnegeschäft des Hohepriesters zugegen sein, weil die Gegenwart eines Unreinen ja nur das Heiligthum wieder verunreinigen und die durch die Blutsprengung geschehene Sühne wieder zerstören, also die Entsündigung der Stiftshütte geradezu wieder aufheben würde. Bis er (nach Vollendung dieser Weihe) wieder herausgehe, nämlich in den Vorhof. So hat also der Hohepriester in völligem Alleinsein das Volk Gottes und das Haus Gottes in dessen Mitte zu versöhnen. (Bild auf Christum, vergl. Jes. 63, 3, der auch allein Gottes Zorn für uns trägt.)

V. 18. Der Altar, der vor dem Herrn steht, ist nach V. 12 der im Heiligthum stehende, also nur noch durch den Vorhang vom Allerheiligsten mit dem Gnadenstuhl, und somit von der unmittelbaren Nähe Gottes getrennte Rauchopferaltar. Auch dieser und mit ihm das ganze Heiligthum überhaupt muß erst wieder versöhnt, d. h. gereinigt werden, denn auch das Gebetsleben Israels, wovon das Rauchopfer, das gen Himmel steigt und gleichsam den ganzen Menschen vor dem heiligen und gerechten Gott bedeckt wie eine Wolke (V. 13), nur ein irdisches Sinnbild ist, ist von der Sünde befleckt. Dagegen ist der am Schluß des Verses ohne allen weiteren Zusatz erwähnte Altar der eigentliche Hauptaltar der ganzen Stiftshütte, auf welchem sämmtliche Arten von Opfer außer dem Räuchwerk dargebracht und namentlich alle blutigen Opfer geschlachtet wurden, nämlich der im Vorhof stehende große Brandopferaltar; auch diese nebst den daran befindlichen Hörnern (Erhöhungen an den Ecken) und mit ihm der ganze Vorhof mußte entsündigt werden, und zwar mit dem ineinander gemischten Blut beider dargebrachten Thiere, des Farrens als des Opfers für den Hohepriester selbst (V. 14), und des jungen Bockes als des Sühnopfers für das Volk (V. 15), um anzudeuten, daß derselbe nun wieder sowohl für die das tägliche Brandopfer dort darbringenden Priester als für die Gemeinde, in deren Namen dies geschah, neu geweiht sei. Somit erstreckte sich die Reinigung auf alle drei Abtheilungen (Allerheiligstes, Heiligthum und Vorhof), wie im Gegenbild bei der geistlichen Beziehung und Deutung des ganzen Vorgangs auf die Heiligung des ganzen Menschen nach Geist, Seele und Leib (1 Thess. 5, 23). Ueber das Blut als Sitz der Seele (Kapitel 17, 11) und darum das Hauptsühnmittel, vergl. Hebr. 9, 12 ff., V. 22, und 1 Joh. 1, 7. 9. Das Opfer ist also stellvertretende Lebenshingabe (wenn auch nicht immer stellvertretende Strafe).

V. 19. Darauf sprengen, nämlich auf die obere Altarfläche oder auch auf die Vorderseite desselben. Der Kinder Israel, weil dieser Altar nämlich als blos im Vorhof, nicht im Heiligsten stehend, sich gleichsam auch nicht im Bereiche Gottes, sondern nur inmitten des Volkes befindet und von ihren Sünden mit angesteckt ist.

II. Das Verfahren mit dem „ledigen Bock" (V. 20–22). **V. 20.** Ueber den „ledigen Bock" selbst vergleiche V. 8 ff. Während der eine dem Herrn als Sündopfer für das Volk geweihte Bock (V. 9. 15) getödtet wurde, sollte jener lebendig bleiben und dem Herrn blos vorgestellt oder vorgeführt („dargestellt," V. 10), nicht aber geschlachtet und dann nach Vollendung der zur Vervollständigung der Sühne nöthigen Gebräuche in die Wüste (als die Region der bösen Geister, vergl. Jes. 13, 21; 17, 7; 34, 14; Matth. 12, 43; Luk. 11, 24; Offenbg. 18, 2) losgelassen, oder eigentlich entsandt, hinausgeführt (V. 21) werden, daher ihn Luther in seiner Bibelübersetzung den „ledigen", d. i. losgelassenen, (von der Strafe des Todes) frei ausgehenden Bock genannt hat. Im hebräischen Grundtext steht das sehr verschieden erklärte und sehr schwer zu erklärende Wort asasel, das am wahrscheinlichsten nach V. 8 auch als Eigenname, dem Namen Gottes gegenüber, zu fassen ist: wie der eine Bock dem Herrn, so war der andere als gerader Gegensatz dazu dem Asasel geweiht, d. h. dem Satan, der bei den Rabbinern sogar diesen Namen selber trägt, als der gänzlich Entfernte, völlig Abgesonderte, in der unzugänglichen Einöde wohnende Fürst der Finsterniß. Der einfache Sinn des ganzen Vorgangs ist dann dies: auch dieser zweite Bock soll zwar herzugebracht werden, nämlich zum Brandopferaltar als Schlachtstätte, aber nicht, um hier wie der erste den stellvertretenden Straftod für das sündige Volk zu erleiden (V. 15), sondern es wurde ihm vielmehr nur

V. 21, die Hand aufgelegt, ganz wie es auch bei dem Farren als dem Sühnopfer für den Hohepriester (V. 11) vorauszusetzen ist, und zwar unter Bußgebet und Sündenbekenntniß im Namen des Volkes, als Sinnbild davon, daß die durch den Tod des ersten Bockes schon vollbrachte Sühne, wodurch des Volkes Sündenschuld bereits versöhnt, getilgt und weggeschafft ist, nun auch öffentlich durch diese ganze besonders feierliche Handlung vor Jedermann erklärt, ausgesprochen und gleichsam sichtbar und thatsächlich dargestellt werden soll. Diesem zweiten Bock wird also nicht wie dem ersten, dem bei oder vielmehr vor seiner Tödtung ohne Zweifel auch die Hände aufgelegt wurden zum sichtbaren Zeichen, daß er der unschuldige Stellvertreter des schuldigen Volkes sei, die von Letzterem begangenen, sondern die durch das geschehene Opfer bereits gesühnten Sünder auf's Haupt gelegt. Der vorhanden ist — der zu diesem Geschäft schon in Bereitschaft stehen mußte.

V. 22. In eine (unwegsame) Wildniß trage, aus der er sich nicht wieder zurückfinden konnte, und wo er von seinem bisherigen Führer losgebunden und seinem eignen Schicksal überlassen wurde. Zweck: Er soll dem in der Wüste wohnenden Asasel (Teufel) die geschehene vollständige Wegschaffung der Sünde triumphirend vor's Angesicht stellen und ihm nunmehr kund thun, daß er kein Recht der Anklage und keine Gewalt der Herrschaft mehr über das nun wieder vollständig mit Gott versöhnte Israel habe, wie sich dies auch bei Christus als dem wahren Versöhner unserer Sünde erfüllt (vergl. Col. 2, 13—15; Eph. 2, 13 ff.). Damit ist nun die geschehene Wiederversöhnung so vollständig klar und unwidersprechlich ausgedrückt,

daß selbst dieser Verkläger der Menschen vor Gott (Hiob Kap. 1 u. 2; Sacharja Kap. 3 u. 4; Offb. 12, 10. 11) es anerkennen muß. Es ist also ein Vorbild der einmal geschehenen, nun aber ewig giltigen Erlösung durch Christum (vergleiche Hebr. 9, 12; Jes. 53, 6). Dieser zweite Bock macht also zusammen mit dem ersten, als dem eigentlichen Träger der Sündenschuld und Sündenstrafe des Volkes nur ein einziges Sündopfer aus, wie z. B. auch die beiden Vögel Kap. 14, 4 ff. (Luk. 2, 24) zu Einem einzigen Opfer zusammengehören; und zwar stellt der zweite diejenige Seite der Sache dar, die an dem ersten als bereits getödteten nicht mehr dargestellt werden kann, nämlich jenen Triumph über das Böse und den Bösen. Der erste Bock zeigt mehr die Aufhebung der Sündenschuld, der zweite mehr die der Sündenmacht, jener ist mehr das Bild der Versöhnung, dieser mehr das der Erlösung, als völliger Scheidung von der Sünde selbst, nicht blos äußerlich von ihrer Strafe, sondern auch innerlich von ihrer Kraft, von ihrer drückenden Last, wie von ihrer verführenden Lust, Macht, Gewalt und Herrschaft; daher hier die Entführung in die Wüste, wo Niemand ihr mehr begegnet, Niemand mehr etwas mit ihr zu schaffen hat, zugleich als Hingabe der gleichsam in dem Bock selbst persönlich dargestellten Sünde an ihrem Urheber (vergleiche 1 Cor. 5, 5).

III. Das Brandopfer der wieder versöhnten Gemeinde (V. 23—30). **V. 23.** Die (besonderen) Kleider, die er V. 4 angezogen hatte, sollten blos zur Vollziehung der verschiedenen Entsündigungsakte des großen Versöhnungstages dienen, dann aber wieder ausgezogen und im Heiligthum, damit sie ja mit nichts Unreinem in Berührung kommen, wieder aufbewahrt werden bis zu weiterem Gebrauch im nächsten Jahre.

V. 24. Abermals wie V. 4; sein Fleisch, d. h. den ganzen Leib, nicht blos wie bei seinen andern Amtsverrichtungen Hände und Füße, vergl. 2 Mos. 40, 31 ff. An heiliger Stätte, nämlich in dem „ehernen Meer" (Waschbecken) des Vorhofs, seine eigenen Kleider, d. h. die gewöhnlichen hohepriesterlichen Gewänder, sein Brandopfer 2c., nämlich die zwei Widder, V. 3. 5.

V. 25. Zugleich mit diesem doppelten Brandopfer nach vorschriftsmäßiger Weise dargebracht (3 Mos. 1, 10 ff.), das immer das Verhältniß der wiederhergestellten oder noch ganz ungestörten Gemeinschaft mit Gott ausdrückt, im Gegensatz zum Schuldopfer als Ausdruck der Störung derselben und Mittel zu ihrer Erneuerung und zugleich auch durch den Akt des völligen Verbrennens die gänzliche Hingabe an Gott darstellt, war aber auch noch ein besonderes Festopfer verbunden: das Fett vom 2c., nämlich von dem Farren (V. 11) und dem ersten Bock (V. 15), woran sich dann noch mehrere weitere Opfer anschlossen, vergl. 4 Mos. 29, 7 ff.

V. 27. Aus gleichem Grunde müssen auch die Leichen der beiden geschlachteten Sündopfer (V. 3 und 5) nach der Vorschrift Kap. 6, 30 draußen vor dem Lager verbrannt werden, und zwar so, daß ihre Ueberreste so weit immer möglich verzehrt wurden.

V. 28. Endlich hat auch der vom Hohepriester hierzu verordnete Mann (vergl. Kap. 4, 11. 21) sich derselben Reinigung zu unterwerfen, wie der Führer des Bockes (V. 26).

V. 29. 30. Auch sollen 2c. weitere Vorschriften über die fernere Festfeier des großen Versöhnungstages: euren Leib kasteien = fasten, und zwar volle 24 Stunden vom Abend des neunten bis zum Abend des zehnten Tages (vergl. Kapitel 23, 32; Apstg. 29, 9), als Zeichen der Demüthigung und Beugung der Seele durch Bezähmung aller leiblichen Begierde und sinnlichen Lust, und des alle irdische Freude verleugnenden Ernstes der Buße, während sonst im ganzen Gesetz nie und nirgends ein solches allgemeines Fasten des ganzen Volkes geboten, sondern nur das Privatfasten als freiwillige Uebernahme eines Gelübdes berücksichtigt ist (vgl. 4 Mos. 30, 14). Kein Werk thun, d. h. nicht blos jedes Geschäft, das um Lohn betrieben wird, einstellen, also namentlich Feld- und handwerksmäßige Berufsarbeit, auch Handel 2c. einstellen, wie an anderen Festen (2 Mos. 31, 15), sondern überhaupt und ganz ausnahmlos gar keine Arbeit, auch keine Hausarbeit, wie Feueranzünden 2c. Es ist also die strengste Enthaltung von allem und jedem Geschäft, ganz wie am Sabbath (2 Mos. 20, 10), ja sogar noch strenger, weil dies der große Sabbath war (V. 31).

Disposition. „Das volle Heil in Christo;" es besteht:

1) V. 16—19: in der vollen Versöhnung des Herzens mit Gott;

2) V. 20—22: in der vollen Erlösung von der Herrschaft der Sünde;

3) V. 23—28: in der vollen Reinigung unseres Leibes und Geistes;

4) V. 29—40: in der vollen Heiligung unserer Seele (beim Genießen und Entbehren, beim Wirken und Ruhen).

Sonntag, 13. Nov. 1881. 3 Mos. 23, 33—44.

Laubhüttenfest und Danksagungstag.

Haupttext: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Psalm 103, 2.

Beides hat nach unserem Text eine dreifache Beziehung, nämlich als:

I. Ein Tag festlicher Ruhe (V. 33). **V. 33:** Redete, nämlich vom ersten und zweiten Jahresfest, Ostern und Pfingsten als Feier der Frühlings- (Gersten-) und der Sommer- (Weizen-) Ernte, nun zu diesem dritten Hauptfest als dem eigentlichen Alles zusammenfassenden Herbst- und Erntedankfest übergehend.

V. 34. Des siebenten Monats, d. h. Tisri (= Oktober, vergl. vorige Lektion), sieben Tage lang, also bis zum 21. einschließlich.

V. 35. Zusammenkommt zu gottesdienstlicher Feier und sabbathlicher Versammlung, gerade wie auch beim Osterfest (V. 7), zu häuslicher und heiliger Ruhe.

V. 36. Sieben Tage, also während des

ganzen Verlaufs des Festes, an jedem einzelnen Tag, auch an den nicht sabbathlich gefeierten Zwischentagen. Opfer, nämlich die 4 Mos. 29, 13 bis 34 vorgeschriebenen. Der achte Tag (der 22. Tisri) wird abermals in ganz gleicher Weise wie der erste (V. 35) als Sabbath ausgezeichnet; während in der Zwischenzeit (16. bis 21. Tisri) die Arbeit natürlich fortging, soll jetzt wieder Festversammlung sein und abermals besonders geopfert werden (vergl. 4 Mos. 29, 36—38). Versammlungstag, besser: Festabschluß (vgl. Joh. 7, 37), der hier nicht wie an Ostern auf den siebenten Tag der ganzen Festfeier selber fällt, sondern erst auf den achten, also gewissermaßen jenseits derselben als ein selbstständiger abgesonderter Nachtrag oder Anhang, weil er ja nicht blos dieses Laubhüttenfest allein abschließt, sondern den ganzen Kreis der jüdischen Jahresfeste, oder die festliche Hälfte des israelitischen Kirchenjahrs. Mit Einschluß dieses Schlußtages belief sich also die Gesammtsumme aller sabbathlich gefeierten Festtage (natürlich ohne die eigentlichen Wochensabbathe) wieder auf die heilige Zahl sieben, nämlich: je zwei am Anfang und am Ende des Passah und Laubhüttenfestes als der zwei Erntefeste, und je einer am Pfingstfest, Versöhnungstag und Posaunentag.

II. Ein Tag williger Opfer (V. 37 und 38).

V. 37. Das, nämlich alles von V. 5 an Gesagte, es bezieht sich dies also als kurze Zusammenfassung nochmals auf die sämmtlichen schon genannten Hauptfeste, nicht blos auf unser Fest allein, zu dem erst V. 39 wieder zurückgegangen wird. Und andere Opfer, namentlich die sonst nicht aufgezählten Dank- und Sündopfer, wie sie der Festopferkalender 4 Mos. 28 und 29 auf jeden dieser Tage besonders vorschreibt.

V. 38. Der Sabbath des Herrn ist der gewöhnliche Wochensabbath (V. 3) mit seinem feststehenden Sabbathopfer (4 Mos. 28, 9 ff.), die Gaben &c. sind Weihgeschenke, Erstlinge, Zehnten u. s. w., wovon 4 Mos. 7 handelt, vergl. mit 18, 11. 29; ferner 7, 16; 37, 9 ff. 28 über die Gelübde und freiwilligen Gaben, welche natürlich auch an den Festen selbst dargebracht werden konnten, aber nicht nothwendig mußten. Das rechte Opfer für uns Christen ist unser Herz, Sprüche 23, 26, wiewohl Röm. 12, 1 ausdrücklich auch den Leib mit einschließt, also mit Einem Wort unsere ganze Person.

III. Ein Tag fröhlichen Dankes (V. 39—44).

V. 39. Das Einkommen &c. (vollständig) eingebracht, damit folgen nun noch weitere abschließende Verordnungen für das Laubhüttenfest allein, und zwar zunächst: a) in seiner landwirthschaftlichen Bedeutung; der letzte Grund für diese selber liegt darin, daß das Land nicht dem Volk gehört, sondern Gott, und ebenso natürlich also auch sein Ertrag; die Frucht der Erde ist also zuerst und vor allem Gott zu weihen, und in dankbar demüthigem Opfersinn ihrem himmlischen Urheber und Eigenthümer gleichsam zurückzugeben, dann erst kann und darf der Mensch sie wieder aus seiner Hand nehmen und mit Danksagung geheiligt sie genießen, vgl. 1 Tim. 4, 4; 1 Cor. 10, 30. Das Fest des Herrn ist eben das Laubhüttenfest selber, auch „Fest der Einsammlung" genannt (2 Mos. 23, 16), nach Vollendung der ganzen Ernte, nicht blos des Getreides, sondern namentlich auch des Obstes, Weines und Oels, also auch der erfrischenden und erquickenden Frucht der Kinder, des Alters und der Priester, neben dem nothwendigen Alle ernährenden Korn und Brod.

V. 40. Früchte, d. h. mit Früchten behangene Zweige von schönen Bäumen, nach Lev. 23, 40 den Zierbäumen der Gärten, wie zum Beispiel Palmen-, Orangen-, Mandelbäumen, Oliven und Myrten; dichte (dichtbelaubte) Bäume, darunter namentlich die Bachweiden (Cypressen); die einst die stummen Zeugen von Israels Trauer waren (Psalm 137, 2), sollen sein Freudenschmuck werden; aus ihnen wurden die Festhütten gebaut (Neh. 8, 15 ff.)

V. 41. Das Fest halten als ein wahres Freudenfest, 5 Mos. 16, 14 ff., „fröhlich in ihrem Gott," denn die wahre Gottesfurcht macht nicht traurig, sondern das Gegentheil, Röm. 14, 17.

V. 42. Laubhütten, auf den Dächern der Häuser, in den Höfen, Straßen und auf öffentlichen Plätzen errichtet. Was einheimisch ist, der Fremdling war gesetzlich nicht dazu verpflichtet.

V. 43. Daß eure Nachkommen wissen = durch diesen Gebrauch stets im Gedächtniß behalten (5 Mos. 8, 2). Damit wird nun auch noch b) die heilsgeschichtliche Bedeutung des Festes besonders hervorgehoben. Sie gründet sich auf Israels „Wohnen in Hütten" nach dem Auszug aus Aegypten. Man könnte meinen, gerade der Zug durch die Wüste mit seinen vielen Gefahren und Entbehrungen könne unmöglich der Gegenstand der fröhlichsten aller Freudenfeste gewesen sein, sondern müßte ihm eher einen düsteren Charakter statt dieses Frohsinns heiterer Lust und Kindesunschuld in paradiesischem Naturgenuß gegeben haben. Allein es ist nicht sowohl an die ganze lange mühselige Wanderung selber zu denken, die durch des Volkes eigene Schuld allerdings eine bange und schwere Leidensschule und harte Prüfungszeit wurde, sondern nur an den ersten Anfang derselben und die verhältnißmäßig kurze Dauer des Aufenthalts am Sinai, der im Gegensatz zu dem früheren Wohnen in Aegypten in dumpfigen, kalten, finstern, todten Häusern der Knechtschaft allerdings eine Zeit frischen und freien, luftigen, ja lustigen Lebens war unter Gottes offenem Himmel und frei vom Druck der Gefangenschaft (Ps. 124, 7); für uns Christen zugleich ein Vorbild für das künftige Wohnen in den „ewigen Hütten" (Luc. 16, 9). Erhöht wurde dieser Eindruck vollends durch die späteren Festgebräuche des Wasserschöpfens aus dem Siloahquell (vgl. 1 Sam. 7, 6; Jes. 12, 3), wohl als Bild des „Wassers aus dem Felsen", worauf auch Joh. 7, 37 ff. anspielt, und des Lichterfestes mit Musikbegleitung und Fackeltanz, woran sich wohl Joh. 8, 12 anschloß. (Symbol der Feuersäule?)

V. 44. Solche Feste des Herrn, nämlich eben diese sämmtlichen Wallfahrtsfeste, von denen er nun gleich das erste, das Passah, mit dem Volk feierte (4 Mos. 9, 1 ff.).

Disposition. „Lobe den Herrn, meine Seele!" Wie denn?

1) V. 33—36: Rühm' ihn mit seinem Volk im Bund;

2) V. 37—38: Mach' deinen Dank in Thaten kund;
3) V. 39—42: Preis' ihn, der segnet und erfreut;
4) V. 43—44: Denk' deß, der herrlich dich befreit.

Sonntag, 20. Nov. 1881. 3 Mos. 25, 8—17.

Das Jubeljahr.

Haupttext: Wohl dem Volk, das jauchzen kann! Herr, sie werden im Licht deines Antlitzes wandeln. (Ps. 89, 16.)

Eingang. Es war dies eine der israelitischen Gesetzgebung ganz eigenthümliche Einrichtung, wie sie theils nur bei einem Volke, das sich selbst und sein Land völlig als alleiniges Eigenthum Gottes erkannte und einzig seiner väterlichen Fürsorge sich anvertraute, theils nur von einem Gesetzgeber gewagt werden konnte, der sich der göttlichen Einsetzung derselben vollständig bewußt war, denn an sich schien sie allen Regeln natürlicher Klugheit und blos menschlicher Berechnung geradezu zu widersprechen; alle Versuche einer Erklärung und Ableitung derselben aus blos äußeren Nützlichkeitsrücksichten sind völlig verkehrt, wie etwa Erhöhung der Fruchtbarkeit des Bodens durch öfteres Brachliegen, Erschwerung des Handels und Verkehrs mit fremden Völkern zum Zweck der Absonderung und Reinerhaltung Israels durch Verhinderung jeder das eigene Bedürfniß überschreitenden Ueberproduktion, Beförderung der Jagd durch Schonung des Feldes, Waldes und Wildes, oder gar der Düngererzeugung durch das freie Weiden des Viehs &c. An dem allem ist nur so viel richtig, daß das Halljahr allerdings neben seiner nächsten und hauptsächlichsten religiösen Bedeutung, von der sogleich die Rede sein wird, auch noch mehrere andere Beziehungen hatte, an die wir dem Text gemäß unsere Betrachtung und Erklärung desselben am besten anknüpfen, nämlich: eine rein humane, eine ökonomische und eine soziale. Dasselbe ist nämlich:

I. Eine Zeit der Erlösung (V. 8—10). **V. 8:** Feierjahre, d. h. die Sabbathjahre, von denen vorübergehend schon 2 Mos. 23, 10 ff., und ausführlich hier V. 1—7 unmittelbar zuvor die Rede gewesen war, dort mehr im Sinn einer Fürsorge für die Armen, hier mehr nach dem allgemein religiösen Gesichtspunkt der ganzen Gesetzgebung überhaupt, daß nämlich Gott der Oberherr des Volkes, und also auch seines Landes, des Bodens und seiner Früchte, seiner Felder und Häuser, seiner Menschen und Thiere &c. sei (vergl. Kap. 25, 23. 42—55). Diese alle sieben Jahre wiederkehrenden Sabbathjahre sind also zunächst Ruhezeiten auch für das durch den Ackerbau gleichsam erschöpfte Land selber, nicht blos für Mensch und Vieh, und als solche theils ein Nachklang der Schöpfungsruhe der ganzen Erde im ersten paradiesischen Urstand, 1 Mos. 2, 2. 3 (namentlich gegenüber der mühseligen Arbeit im „Schweiße des Angesichts", Kap. 3, 17. 19), theils aber auch ein Vorschmack der ewigen himmlischen Sabbathruhe des neuen Paradieses (Ebr. 4, 9 ff.) Dieser Sabbathcharakter prägt sich außerdem noch besonders darin aus, daß am Laubhüttenfest je des siebenten Jahres das Gesetz vorgelesen werden mußte (5 Mos. 31, 10 ff.). Auch hier tritt ferner die heilige Siebenzahl (vergl. Einleitung der letzten Lektion) bedeutsam hervor, und zwar jetzt in ihrer Verdoppelung, siebenmal sieben = 49 Jahre, und in dieser Beziehung entspricht die Sache genau dem Pfingstfest (50 Tage nach Ostern gefeiert, Kap. 23, 16).

V. 9. Da, nämlich beim Abschluß des 49. und Anfang des 50. Jahres; das Jubeljahr fing nämlich mit dem Versöhnungstag (vergl. Lektion vom 6. Nov.) an, und reichte somit auch noch in's 50. Jahr hinüber; auch dies hat sowohl eine landwirthschaftliche Beziehung, weil der Monat Tisri (= Oktober) der Beginn des bürgerlichen Jahres nicht blos, sondern auch des ökonomischen ist, mit welchem die neue Wintersaat anfängt, als auch eine religiöse, sofern der Empfang des Segens dieses ganzen Gnadenjahres die geschehene vollständige Versöhnung des Volkes mit seinem Gott voraussetzt und zugleich die dadurch erlangte Sühne und Vergebung der eigenen Schuld von selbst das Herz zum Verzeihen fremder Schuld, zum Vergeben und Vergessen, zum Nachlassen und Erlassen, zur Nachgiebigkeit, Milde und Versöhnlichkeit stimmen mußte. Posaunen, wie solche auch schon bei der Gesetzgebung ertönten, 2 Mos. 19, 13; 16, 19; 20, 18, und einst wieder bei der Auferstehung erschallen sollen (1 Cor. 15, 52), also sowohl ein Nachbild wie ein Vorspiel. Sie waren entweder aus Thierhörnern oder auch aus Metall gemacht; Manche wollen dorther auch den Namen Jubel- (eigentlich Jobal-) jahr ableiten, nämlich vom Hebräischen Wort Jobal = Bock, Andere vom Namen Jubal (1 Mos. 4, 21); am besten aber nimmt man das Wort Halljahr von dem weithin dröhnenden Klang, der zugleich ein Klang der Freude und des Jubels ist über das „angenehme Jahr des Herrn," vergl. Apstg. 3, 20; Luc. 4, 19; 2 Cor. 6, 2, sowie auch schon auch schon Jes. 49, 8; 26, 13; 41, 1 ff. Die „Zeit der Erquickung", das Gnadenjahr (Jes. 61, 2) und Erlaßjahr, vergl. V. 10. 13. 40, wegen der Nichteinforderung der verfallenen Schulden, die übrigens auch schon bei gewöhnlichen Sabbathjahren wegfielen (5 Mos. 15, 1 ff.) Durch all' euer Land, wahrscheinlich in sämmtlichen Priesterstädten.

V. 10. Das 50. Jahr (nicht 49. selbst) und zwar vom 10. Tisri als Anfangspunkt für die neue Saatzeit bei Beginn des Herbstes, bis zum nächsten Herbst. Der natürliche Reichthum des Landes war so groß, daß sehr wohl zwei Ernten übersprungen werden konnten, ohne daß man eine Hungersnoth oder Theuerung zu befürchten gehabt hätte, selbst jetzt wächst noch fast alles wild. Erlaßjahr, Jahr der Freiheit; darin lag der eigentlich festliche Charakter derselben: Befreiung für ganz Israel, wo jeder wieder zu seinem Besitz und Geschlecht, zu seinem ursprünglichen Stammes- und Standesverhältniß zurückkehrt, namentlich durch Aufhebung der Schuldhaft für alle israelitischen Bürger, so daß jeder, der in Verlegenheit und Geldnoth seine Person oder sein Eigenthum hatte verpfänden müssen, nun wieder freie Verfügung darüber erhält

(Vers 13. 40); Bild der rechten inneren Befreiung durch Christum (Joh. 8, 34 ff.; vergleiche Gal. 5, 1).

II. Eine Zeit der Erholung (V. 11—12), nämlich für das Land selber. **V. 11.** Euer Halljahr: auch in Bezug auf den Natursegen des Landes, ähnlich wie schon das gewöhnliche Sabbathjahr (V. 1 ff.), nur noch gesteigert und verstärkt. Was von ihm selber wächst, d. h. der freie Ertrag der Erde ohne Bebauung; auch nicht ernten, die mühsame Einsammlung der Feld- und Baumfrüchte, sowie die Weinlese soll aufhören, frei von Feld und Baum, von Busch und Stock sollen sie wie die glücklichen Kinder einer paradiesischen freigebigen Natur Alles genießen.

V. 12. Was das Feld trägt (andere: die Nachlese oder den Nachwuchs), d. h. ohne besondere Mühe des Anbaus, das dürfen sie hereinholen zum augenblicklichen Gebrauch, aber nicht eigentlich einheimsen oder gar aufspeichern zum Verkauf, zur Kornspekulation 2c., denn es ist nicht das Privateigenthum einzelner Besitzer, sondern Gemeingut Aller (Allmand), für Mensch und Vieh, namentlich die Armen: Wittwen, Waisen und Fremdlinge, ja selbst das Wild des Waldes (V. 6. 7). Gott verheißt deßhalb hiezu seinen besonderen Segen und Fürsorge für die Seinen (V. 20 ff.). Ganz ähnlich wie beim Manna, wo auch immer nur das tägliche Bedürfniß, nicht ein ganzer Vorrath auf einmal gegeben wurde, und zwar über den Sabbath jedesmal doppelt so viel, vergl. auch die vierte Bitte im Vaterunser, ferner Jes. 37, 40; Ps. 132, 15; 34, 10. Folgerung: Matth. 6, 32 ff.; 1 Pet. 5, 7; 1 Tim. 6, 6 ff. Dennoch scheint das Halljahr nicht lange streng gefeiert worden zu sein, wenigstens weiß weder die heilige Schrift selbst noch die jüdische Tradition darüber etwas sicheres; gewiß ist, daß selbst die gewöhnlichen Sabbathjahre schon seit Salomo's Tod nicht mehr regelmäßig eingehalten wurden, daher die Strafe, daß das Land unfreiwillig und gezwungen siebenzig Jahre lang während des Exils wüste liegen mußte, vergleiche Kap. 26, 34 ff.; 2 Chron. 36, 21. Nach demselben scheint aber diese Ruhezeit wieder besser beobachtet worden zu sein. (Neh. 10, 31; 1 Makkabäer 6, 49. 53.)

III. Eine Zeit der Erstattung (V. 13—17). **V. 13.** Ein Halljahr, wo der Herr gleichsam sein ganzes Volk zur Musterung ruft um alle im Laufe der Zeiten entstandene Trübungen seiner äußeren Verhältnisse wieder zu klären und auszugleichen (parallel der jährlichen innern Wiederherstellung am Versöhnungstag). Zu den Seinen = zum Besitz seines ursprünglichen Eigenthums. Nach diesem Grundsatz, daß je nach 50 Jahren jedes Erbgut wieder an den ursprünglichen Eigner zurückfallen sollte, regelt sich nun auch das Kaufrecht.

V. 14. Etwas, etwa einen Acker, Garten, Haus oder sonst ein Grundstück, übervortheilen: weder der Verkäufer den Käufer durch einen zu hohen, noch der Käufer den Verkäufer durch einen zu niedrigen Preis.

V. 15. Dieser soll vielmehr genau bemessen und geregelt werden nach der Zahl (der Jahre) vom (letztverflossenen) Halljahr an 2c., d. h. nicht mehr als diese Zahl vom durchschnittlich berechneten Ertragswerth des Feldes durfte in Abzug gebracht werden; die Jahre hernach, nämlich bis zum nächsten Jubeljahr, so hoch und nicht höher durfte derselbe angeschlagen werden, um es nämlich im Erlaßjahr ihm wieder ohne bedeutenden Schaden zurückgeben zu können. Der Kaufpreis wird also nach der Schätzung des möglichen oder wahrscheinlichen Ertrages während dieser bestimmten Zeit bestimmt, weil aber auch da immer noch Uebervortheilung möglich ist, so erfolgt noch eine besondere Warnung vor Bedrückung der Brüder (V. 17). Ueber das neutestamentliche Verhalten zu denselben, das noch über die bloße Billigkeit, Rechtlichkeit und Ehrlichkeit einer redlichen Behandlung hinausgeht als Pflicht der christlichen Bruderliebe, vergl. z. B. Col. 3, 12 ff., und viele andere Stellen, die mehr als blos die gesetzliche Gleichheit des Verkehrs im Handel und Wandel verlangen.

V. 16. Der Jahre, nämlich zwischen dem Termin des Verkaufs und dem Beginn des Erlaßjahres, sollst du (als Käufer) den Preis steigern, oder mindern (als Verkäufer), nach dem es tragen mag 2c., d. h. nach Maßgabe der abgeschätzten Jahresernten, die er dir überläßt, nicht aber nach dem eigentlichen Grundwerth, so daß es förmlich und rechtlich das Eigenthum eines andern Besitzers würde (V. 23), denn gerade das sollte ja verhindert werden durch diese ganze Maßregel. Ursprünglich war das Land nach der Kopfzahl der einzelnen Familien vertheilt worden (4 Mos. 26, 52 bis 56; 33, 54 ff.), und diese Familienerbgüter sollten dadurch bei den betreffenden Geschlechtern und Stämmen erhalten werden, indem jeder am Jubeljahr das während der letzten 50 Jahre aus Armuth verkaufte oder als Bürgschaft für eine Schuld an Zahlungsstatt verpfändete Land wieder in seinen Besitz bekam als freies Eigenthum. Der Zweck war die Reinhaltung der Stämme und ihres Gebietes, was auch wenigstens bis zur Zeit der Geburt Christi mit äußerster Pünktlichkeit geschah, später aber nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Dies wehrte zugleich als das einfachste und doch wirksamste Mittel der unersättlichen Habgier der Einen und der unsinnigen Verschwendung oder auch totalen Verarmung der Andern, dem Monopol des Kapitals und der Geldaristokratie, wie dem Proletariat des „vierten Standes"; es weckte die Pflege des Familiensinnes und einer geordneten Lebensführung in gesichertem Besitz des Eigenthums und der persönlichen Freiheit, hätte also große sittliche Wirkungen haben können, wenn das Volk selbst diese Wohlthaten besser verstanden und zu würdigen gewußt hätte.

V. 17. Uebervortheilen durch falsche Angaben über den Ertragswerth oder Ausnützung der bedrängten Lage des Andern zu möglichst geringer Bezahlung, sowie andere derartige schlechte Kniffe. Denn ich bin 2c., der alle derartigen Bedrückungen nicht ungestraft hingehen läßt.

Disposition. „Das frohe Jubeljahr bricht an." Was bringt es:

1) Freiheit (V. 8—12): a) von der Schuldhaft der Sünde, b) von der Mühsal des Lebens.

2) Freude und Frieden (Vers 13—17) durch göttlichen Segen und brüderliche Liebe unter einander.

Sonntag, 27. Nov. 1881. 4 Mos. 21, 1—9.

Die eherne Schlange.

Haupttext: Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden. Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Joh. 3, 14. 15.)

Einleitung: Unsere Geschichte setzt mit einem einzigen Schritt über etwa 38 Jahre hinweg, von denen die Schrift nichts näheres erwähnt, weil während dieser ganzen Zeit das von Gott verworfene und in der Wüste umherirrende Volk den heiligen Bund nicht hält, Beschneidung, Sabbathfeier und Opferdienst völlig unterläßt und dafür heidnischen (ägyptischen) Götzendienst treibt (Apostelgesch. 7, 43. Amos 5, 25 ff.) und nach seinen eigenen Lüsten dahinlebt ((Ezech. 20, 21. 24); darum schweigt auch die heilige Geschichte darüber ganz und versetzt uns mit einem Schlag in eine ganz andere Zeit und an einen ganz anderen Ort; nicht mehr an den Anfang, sondern sogleich an den Schluß ihres Zuges, nicht mehr an den Sinai, sondern an den Berg Hor, nahe an der Südgrenze des heiligen Landes, das nun nach fast völligem Aussterben des alten sündigen Geschlechts erst die neue Generation ihrer Nachkommen wirklich einnehmen soll. Der ursprüngliche und natürliche Plan, auf geradem Weg nach Norden vordringend, es zu erobern, mußte aber wegen der Schwierigkeiten des Weges durch die steilen Gebirgspässe aufgegeben werden, aber auch der Zugang vom Osten her wird durch die feindliche Haltung der Edomiter zunächst noch versperrt, die den Durchgang durch ihr Land verwehrten und gegen welche als Stammesverwandte Israel doch nicht streiten sollte. Dagegen hat es zuvor noch einen anderen Kampf zu bestehen:

I. Israels Gehorsam und Sieg (V. 1—3). **V. 1:** Der Kanaaniter *x.*, eigentlich der kanaanitische König zu Arad (nicht Personen-, sondern Ortsnamen) etwa 20 Meilen südlich von Hebron am Südabhang des Amoritergebirgs. Hörte wahrscheinlich schon vor dem Aufbruch Israels von Kades (20, 22). Um ihnen rechtzeitig zuvorzukommen, will er sie noch während ihres Aufenthalts am Berge Hor, an der Westseite des Gebirgs von Edom, wo indessen Aaron gestorben und 30 Tage lang beweint worden, sein Sohn Eleaser aber zum Nachfolger im Hohepriesteramt erwählt worden ist (20, 28 ff.), angreifen. Durch den Weg der Kundschafter, d. h. auf demselben Weg, den 38 Jahre früher diese gemacht hatten (13, 18 ff.) wider Israel, um ihn den Eingang zu wehren.

V. 2. Verbannen = der völligen Vernichtung weihen, 3 Mos. 27, 29. Dies setzt voraus, daß bereits ein Theil der streitbaren Mannschaft, vielleicht unter Josua, sich aufgemacht hatten, um Arad zu begegnen. Diese Maßregel war keineswegs eine unmenschliche Grausamkeit, sondern wohlverdiente Strafe für die besonders abscheulichen und gräuelhaften Sünden der Kanaaniter und zugleich eine nothwendige Maßregel, um Israel selbst von der Vermischung mit ihnen zu bewahren und rein zu erhalten. Vergl. 2 Cor. 6, 14.

V. 3. Erhörte, zum Zeichen, daß er jetzt wieder dem zum Gehorsam gegen ihn zurückkehrenden Volk, das er übrigens auch während seiner langjährigen Widerspenstigkeit noch mit großer Geduld getragen, gespeist und getränkt hatte, in neuer Gnade sich zuwende und die Zeit der Erlösung nun nahe bevorstehe. Die Kanaaniter sind ohne Zweifel die ganze feindliche Streitmacht, ebenso die Städte, wahrscheinlich das ganze feindliche Gebiet. Harma = Verbannung, Bannort, diese Namengebung sollte Israel gleichsam zur künftigen thatsächlichen Ausführung des vorläufig blos mündlich ausgesprochenen Zerstörungsurtheils in feierlicher Weise verpflichten, vergl. Jos. 12, 14. Das ganze war zugleich die erste glückliche Waffenübung der jungen Generation als Vorbereitung für künftige schwerere Kämpfe.

II. Israels Unwille und Schuld (V. 4. 5). **V. 4.** auf dem Weg zum Schilfmeer, d. h. vom Berge Hor aus wieder südlich bis Ezeongeber, am Nordende des sogenannten älanitischen Meerbusens (Golf von Akabah), um von hier aus, das Hügelland der Wüste Seir überschreitend, die den Durchzug verweigernden Edomiter und Moabiter zu umgehen und so von Osten her mittelst eines Durchmarschs durch das nun eroberte Amoritenland an den Jordan vorzudringen. Hinzögen, also in nördlicher Richtung. Das Land Edom durften sie selber nicht angreifen (Einl.), weil die Edomiter die Nachkommen Esaus, des Bruder Jakobs, waren. Ward verdrossen, ungeduldig, weil der lange mühselige und gefährliche Wüstenweg (Ps. 107, 4 ff.) gar kein Ende nehmen wollte; zugleich liegt darin aber auch die geheime Angst des Mißtrauens, als müßten auch sie wie ihre Väter in der Wüste sterben. Wie oft will es auch uns Christen schwer werden durch's Thränenthal dieser Erde zu pilgern! Aber da sollen wir nur nicht klagen und verzagen oder gar murren wider Gott, sondern den Blick des Glaubens und der Hoffnung fest auf das himmlische Kanaan richten und auf den, der uns den Weg dorthin, auch durch den Jordan des Todes hindurch bahnt (Hebr. 12, 1 ff.)

V. 5. Und redeten ganz in der alten frevelhaften Weise, wie früher (Kap. 11 und 12). Wahrscheinlich befand sich noch ein Rest des vorigen Geschlechts unter ihnen, vielleicht sogar noch von dem als Urheber der Unzufriedenheit 11, 4 genannten ägyptischen „Pöbelvolk,“ eine Art Fellah's (2 Mos. 12, 38. 5 Mos. 29, 10 ff.), das alle Gnade Gottes für nichts achtete und durchaus in keine Zucht sich fügen wollte. Kein Brod noch Wasser ist genau genommen eine offenbare Lüge; vielleicht wollten sie aber auch blos sagen, daß ihnen das etwas süßlich und weichlich schmeckende Mannah das eigentliche kräftigere Brod nicht ersetzen könne, daher nennen sie es eine lose (lockere) Speise, d. h. eine, die sie nun bis zum Ekel und Ueberdruß gegessen haben. Geht es uns mit dem Wort Gottes nicht auch oft so?

III. Israels Strafe und Gericht (V. 6. 7). **V. 6.** Sandte, vergl. 1 Cor. 10, 9, feurige Schlangen, entweder feuerfarbige, mit feuerrothen Flecken gezeichnet, oder solche, deren feuriger Biß glühende tödtliche Fieberhitze und brennende Wunden zugleich mit Anschwellung des ganzen Leibes und einen fast unlöschbaren Durst hervorbrach-

ten, also die gerechte Vergeltung für ihre lästerlichen und gottlosen Klagen über angeblichen Wassermangel. Ein groß Volk = eine zahlreiche Menge. Auch jetzt noch sollen diese besonders giftigen Schlangen in jener Gegend sehr häufig und gefürchtet sein; eine weit gefährlichere Schlange ist aber der Teufel (1 Mos. 3, 1; Offbg. 12, 9) und die Sünde, vergl. Sirach 21, 2 ff.

V. 7. Kamen, in ihrer Angst, da sie sich dieser Noth nicht selbst mehr erwehren konnten, zu Moses, den sie soeben noch verhöhnt hatten. Sie trauen seiner Fürbitte als der eines Gerechten (Jac. 5, 16) mehr Kraft, als ihrem eigenen Gebet zu, und wollen ihn daher zu ihrem Mittler und Fürsprecher bei Gott machen (vergl. 2 Mos. 29, 19 ff.) Unser Hohepriester und einziger Stellvertreter ist aber Christus.

IV. Israels Hilfe und Rettung (V. 8 und 9). **V. 8.** Mache dir ꝛc. Der Herr vertilgt nicht einfach blos durch ein Wunder die Schlangen, sondern läßt die Plage absichtlich noch eine Zeit lang währen, um das Volk zuvor zu rechter Buße und ernster Erkenntniß seiner Sünde, aber auch zu wahrem, lebendigem Glauben zu bringen. Eherne (eigentlich kupferne) Schlange, d. h. ein Bild, an Gestalt und Farbe jenen Schlangen gleich oder doch ähnlich. Zum Zeichen ꝛc., daß Alle, auch die schon Gebissenen und damit unter gewöhnlichen Umständen dem gewissen Tode Verfallenen, auch jetzt noch volle Genesung finden können durch ein göttliches Gnadenwunder unter der einzigen Bedingung des vertrauensvollen Aufblicks zu ihr als des einzigen Mittels zur gänzlichen Wiederherstellung. Das ist wenigstens unzweifelhaft der einfache Wortsinn der Stelle selbst, womit zugleich alle sog. „natürlichen", in Wahrheit aber höchst unnatürlichen Erklärungen des Wundervorgangs von selber als bloße Willkürlichkeiten, ja Unmöglichkeiten erscheinen, z. B. die psychische Wirkung durch Belebung des Muthes beim furchtlosen Anschauen des Bildes; oder auch rein körperlich vermittelt: durch die wohlthätige (?) Bewegung von den entfernten (?) Zelten her bis zu dem Panier, welche lindernd und schmerzstillend gewirkt habe (?); oder gar: die Schlange sei blos das Wappen des Feldlazareths gewesen (etwa wie jetzt das „rothe Kreuz")!

V. 9. Biß, dies kam also immer noch öfters vor und sollte sogar auch nach Gottes Absicht nicht sogleich aufhören (V. 8, Erklärung), und blieb leben, wobei natürlich zu ergänzen ist: wer aber dieses Wundermittel ebenso verachtete, wie das Volk vorhin verächtlich vom Mannah geredet, der hatte keine Heilung mehr zu hoffen, sondern mußte in seiner Sünde sterben. Ueber die spätere abgöttische Verehrung der ehernen Schlange, die man als Denkmal der göttlichen That mit nach Kanaan genommen hatte, und die Ausrottung dieses Götzendienstes durch Hiskia, der sie zertrümmern ließ, vergleiche 2 Kön. 18, 4 (Weisheit 16, 6). Uebrigens war es der Gesammtglaube der ganzen alten Welt an die Heilkraft der Schlange, der diesem Schlangendienst zu Grund lag und sich vielleicht auf die uralte Erfahrung stützte, daß die stärksten Gifte zugleich auch die wirksamsten Arzneimittel sind.

Schlußbemerkung. Von je her und nach dem eigenen Wort des Herrn (Joh. 3, 14 ff.) ist diese eherne Schlange als Typus auf Christum betrachtet worden und zwar mit vollem Recht; die wichtigsten Vergleichungspunkte sind nach Luther folgende:

a) Die eherne Schlange hatte Gestalt und Farbe der natürlichen Schlangen, nur nicht ihr Gift, so ist auch Christus in der Gestalt des sündlichen Fleisches erschienen (wie ja auch die Schlange stets das Bild des Bösen ist) und uns Menschen in allem gleich worden, nur ohne Sünde, vergl. Röm. 8, 3; 2 Cor. 5, 21; 1 Petr. 2, 22 ff.

b) Jene Schlange war zum Zeichen, daß ihre lebendigen Gegenbilder nicht mehr schaden können, an eine Stange oder einen Pfahl erhöht, so auch auch Christus an's Kreuz als Abbild und zugleich Mittel seines Sieges über die Mächte der Finsterniß, vergl. Col. 2, 14 ff.; Röm. 8, 31 ff.; Gal. 3, 13.

c) Wie dort, so ist auch hier der Glaubensblick die einzige Ursache und Bedingung der Rettung (Apstg. 16, 31): im Alten Testament haben wir das Gnadenvorbild, im Neuen Testament die Gnadenthatsache, dort die Verheißung, hier die Verwirklichung, dort die Weissagung, hier die Erfüllung, und zwar so, daß beide einander immer auf's Genaueste entsprechen.

Disposition.

Der Blick auf's Kreuz, das einzige Heilmittel für Alle.

1) V. 1—3: für die äußerlich Gerechten, die trotz aller Gesetzeserfüllung dennoch Schuldner vor Gott bleiben und den schwersten inneren Sieg noch nicht errungen haben;

2) V. 4. 5: für die Verzagenden und Ungeduldigen, die an Gottes Hilfe verzweifeln wollen und gegen ihn murren;

3) V. 6. 7: für die unter Gottes Zorn und Gericht Stehenden, die dem Tod als ihrer Sünde Sold verfallen sind;

4) V. 8. 9: für die durch solche gerechte Strafe Gedemüthigten, die zu wahrer Buße und lebendigem Glauben kommen.

Textstudien.

Textstudie über Phil. 4, 4—7.

Phil. 4, 4—7: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch! Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe. Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu.

Thema: Christenfreude — wahre Freude!
1) Die Wurzel, daraus sie stammt,
2) Die Weise, darin sie sich zeigt,
3) Die Wirkung, die sie zurückläßt.

Winke für die Ausführung:

Einleitung: Protest gegen die vielverbreitete falsche Meinung, das Christenthum raube (oder

verwehre doch) uns alle Freude; im Gegentheil: nur ein wahrer Christ kann sich recht freuen, denn

1) nur seine Freude hat die rechte Wurzel: freuet euch in dem Herrn, also eine ewig nie versiegende Quelle, während alle Freude der Welt mit der Welt und ihrer Lust wieder vergeht.

2) Nur seine Freude hat die rechte Weise:

a) als Freude in dem Herrn ist sie geistlicher Art gegenüber der fleischlichen Lust der Weltfreude (die stille Freude in Gott und an Gott gegenüber dem lauten Lärm der sogenannten Vergnügungen 2c.);

b) als göttliche Freude macht sie den Menschen auch frei von aller Selbstsucht seines Genießens und lehrt ihn den Geist der Liebe, die sich und ihre Freude gerne auch andern mittheilt („eure Lindigkeit" 2c.), während die Welt in ihrer Lust immer nur sich selber sucht;

c) als heilige Freude hält sie sich selbst in strenger Zucht und vergißt nie, daß sie auch im Genuß sich stets vor den Augen Gottes, des Allgegenwärtigen, wissen muß („der Herr ist nahe"), also alles das zu meiden hat, was vor Ihm nicht Stich hält, was sich störend zwischen Gott und das Herz hereinstellen könnte (praktisch zu verwenden: Frage dich bei jedem Genuß, ob du dabei mit gutem Gewissen an deinen Heiland, oder auch an Tod, Gericht und Ewigkeit denken kannst 2c.).

3) Nur Christenfreude hat die rechte Wirkung:

a) „Sorget nichts," sie macht das Herz recht sorgenfrei und leicht, während so manche falsche Weltfreude das Herz beschwert und das Gewissen befleckt;

b) sie zieht immer näher und tiefer in die Gemeinschaft Gottes hinein als des Urquells aller wahren Freude (vergl. bei 1. Theil), „sondern in allen Dingen" 2c. (V. 6);

c) sie füllt die Seele mit bleibendem Frieden (V. 7), hier heißt es: „Euer Herz soll sich freuen" 2c., während die irdische Lust meist gerade das Herz, also das beste und edelste am Menschen leer läßt.

Schluß: Wer also wahre Freude, echte Seelenerquickung sucht, der suche sie bei Christo; nur dort kann er und wird er sie finden.

Predigtskizzen für den Anfang des Conferenzjahres.

1. Text: Joh. 17, 17. Einleitung: Dies Wort aus den Abschiedsreden des Herrn heute ein Wort der Begrüßung zwischen Prediger und Gemeinde; es hat beiden etwas zu sagen.

Thema: Die Bitte des Herrn ein Ruf an die Prediger und die Gemeinden:

a) Es mahnt den Prediger zur Verkündigung der göttlichen Wahrheit (nur diese allein, sie aber auch ganz, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, zur Zeit und zur Unzeit, öffentlich und sonderlich, auf und unter der Kanzel).

b) Es wünscht der Gemeinde Heiligung durch die göttliche Wahrheit (sie ist hierzu das einzige, aber auch ausreichende Mittel, und nur so wird die Gemeinde von innen heraus das, was sie werden soll — ein heiliger Tempel des heiligen Gottes. Schluß: 1 Cor. 3, 16. 17.

2. Text: 1 Cor. 15, 58 giebt das folgende Thema: Des christlichen Predigtamtes

a) Heiliger Grund — Christus als der Eckstein; b) Herrliche Arbeit — Werk des Herrn, Seelenrettung; c) Seliger Lohn — nicht vergeblich!

In diese drei Theile kann auch Luther's bekanntes Wort eingeflochten werden:

a) Hier stehe ich — vor Euch, aber auch vor Gott;

b) Ich kann nicht anders — vergl. Apstg. 4, 20; 2 Cor. 5, 14;

c) Gott helfe mir — und helfet auch Ihr mir durch Willigkeit, Vertrauen und Fürbitte.

3. Text: Joh. 4, 38. Einleitung: „Ich sende Euch!" Des Predigers Trost und seine Kraft bei jedem neuen Amte; es fragt sich:

Thema: Womit der Prediger sein neues Amt beginnt? Der Text nennt zwei wichtige Dinge:

a) Dankbaren Rückblick — richtige Stellung zum Vorgänger und zur Gemeinde selbst;

b) Betenden Aufblick auf den Herrn der Ernte, richtige Stellung zu Gott und sich selber.

Schluß nach Joh. 15, 16.

4. Text: Sprüche 2, 7: Die Bürgschaft des Gelingens: die Aufrichtigkeit a) gegen Gott, und b) gegen einander.

5. Text: 2 Cor. 4, 13: Das schöne Bekenntniß: „Ich glaube, darum rede ich."

a) Das Bekenntniß ruht auf dem Glauben;

b) Der Glaube führt zum Bekenntniß.

6. Text: Luk. 5, 4 ff.:

a) Der Befehl des Meisters („fahre auf die Höhe");

b) Der Gehorsam des Knechts („auf dein Wort will ich das Netz auswerfen" — die Gewißheit der inneren Berufung giebt allein Muth und Kraft zur Hoffnung auch auf äußeren Erfolg; auch bei aller eigenen Untüchtigkeit, „wir haben die ganze Nacht nichts gefangen").

7. Text: 2 Cor. 12, 14 ff.: Was der Prediger an seiner neuen Gemeinde suchen soll und was nicht. (Ein sehr fruchtbarer Text.) Dazu dann noch als

Gegenstück: Luk. 7, 24—26: Was die Gemeinde in ihrem neuen Prediger finden soll und was nicht (Johannes der Täufer überhaupt ein wichtiges Vorbild eines echten Predigers: Ernst der Buße, Zeugniß mit dem Wandel, Hinweis auf das Lamm Gottes u. s. w.).

8. Ueber Offenbg. 2, 10. Zwei Gottesworte, die den Prediger auf der Schwelle des neuen Amtes begrüßen:

1) Ein Wort heiliger Mahnung: Sei getreu: a) im Glauben, nichts andres predigen als Christum allein, den Gekreuzigten, und das Wort vom Kreuz; b) im Lieben, suchende, rettende, erbarmende Liebe gegen alle in der Gemeinde; c) im Gebet für dich und die Heerde; d) im Wandel, vorsichtig, würdig des Evangeliums; e) im Arbeiten an dir selbst und den dir anvertrauten Seelen; f) im Leiden, ja bis in den Tod.

2) Ein Wort seligen Trostes: Fürchte dich nicht! a) fürchte dich nur vor Einem, vor deinem Gott, b) dann braucht du vor Niemand sonst und nichts dich zu fürchten, was auch auf dich warten mag.

P. H.

Schule und Erziehung.

Kein geschriebener Bericht. An einem sehr heißen Nachmittag wurde eine Vereinssitzung in der Kirche gehalten, in Sachen der Sonntagschule; doch waren außer denen, die selbst in diesem Fach arbeiteten, noch Manche als Zuhörer da, welchen die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Kindern am Herzen lag.

Wir hatten zwei Stunden lang die Berichte von den Sonntagschulen der Provinz angehört, welche von den Sekretären vorgelesen wurden. Jeder derselben nannte die Zahl der Schulen in einer Stadt, die Zahl der Lehrer und Schüler, die Zahl der vorhandenen Bücher, die Geldsummen, welche für allerlei Bedürfnisse der Schulen eingegangen waren, die bisher vorgekommenen Bekehrungen 2c.

Als ich mich jetzt umsah, bemerkte ich mehrere Personen in halbem Schlummer, und ich muß gestehen, daß ich selbst nicht mehr aufmerksam zuhörte. Da sprach der Präsident des Vereins mit lauter Stimme: „Ist ein Mitglied aus der Stadt H. gegenwärtig, so würden wir uns freuen, auch von dort etwas berichten zu hören."

Sogleich erhob sich gerade vor mir ein ganz gering aussehender Mann, sein Anzug sah noch geringer aus, als er; überhaupt schien er der Letzte, den man zu einer solchen Vereinssitzung hätte abordnen sollen. Er zeigte sich auch zuerst recht verlegen, als ob er seine Fähigkeit zum Sprechen bezweifelte. Endlich sagte er, eine Thräne aus den Augen wischend: „Liebe Brüder, so lange ich heute Nachmittag hier sitze, habe ich mich von Herzensgrund gefreut und Gott gedankt, indem ich alle die Berichte von den Sonntagschulen unserer Provinz hörte. Nun wird auch die Stadt H. aufgerufen. Aber ich habe keinen geschriebenen Bericht vorzulegen. Ich habe nicht einmal daran gedacht, als ich herkam, daß man dies verlangen würde. Es ist auch nicht viel zu sagen. Gerade vor einem Jahr kam ein Missionar zu uns ins Gebirge, als ich gerade Bauholz zu fahren hatte, und sagte mir, er möchte gern auch für unsere Kinder eine Sonntagschule einrichten und ich sollte der Vorsteher sein. Liebe Brüder, ich meinte, ich hörte nicht recht, als er das vom Vorsteher sagte. „O," erwiderte ich, „daran darf ich ja gar nicht denken." Denn ihr müßt wissen, lieben Brüder, daß ich durchaus keine Bildung habe; außerdem fühlte ich mich ganz unwürdig. Ich dachte: „Wie kann ich Andere den rechten Weg lehren, wenn ich doch selbst so oft davon abweiche?" — Aber ich kann euch nicht die ganze Geschichte erzählen. Kurz, die Schule wurde eingerichtet und ich sagte, ich wollte mein Bestes thun. Am ersten Sonntag hatten wir sieben Kinder; am zweiten waren es fünfundzwanzig, und Väter und Mütter kamen auch hin. Nach drei Monaten mußte ich von den Latten des Zaunes rings um das Haus noch Bänke machen, damit Alle sitzen konnten. Unsere Schule bestand etwa sechs Monate, da kam eines Tages eine fromme Frau, die etwa eine Stunde von uns entfernt wohnt, und bat mich, auch an ihrem Ort eine Sonntagschule zu halten. „O, ich kann nicht," sagte ich; „ich bin kaum genug, hier meine Pflichten zu erfüllen. Wie kann ich noch eine Schule anfangen?" Aber da kam meine Frau dazu, legte mir die Hand auf die Achsel und sprach: „Lieber Mann, Gott verlangt nicht mehr von uns, als wir vermögen. Ich meine, du solltest thun, was sie will." Und so geschah es. Einen Sonntag nach dem andern, sobald ich unsere Schule in H. gehalten habe, gehe ich über den Berg zu meiner zweiten Schule. Da müssen wir jetzt auch schon die Latten aus dem Zaun nehmen, um mehr Bänke zu bekommen. Fast jeden Sonntag kommen wieder neue Schüler zu den alten, und wir haben auch oft erwachsene Zuhörer. Aber ich kann nichts über eine Volks- oder Jugend-Bibliothek berichten, denn wir haben keine; wir besitzen sogar nur wenige Bibeln und neue Testamente. Geld haben wir noch gar nicht für unsere Sache zusammengebracht, da wir dort im Gebirge Alle arm sind; doch hoffen wir, mit der Zeit etwas thun zu können. Wie Viele sich bekehrt haben, könnte ich auch nicht sagen, vielleicht noch Niemand. Nur dies weiß ich, gar oft sind Leute mit sündenbeschwertem Herzen nach dem Schluß der Schule dageblieben, um mich mit Thränen zu bitten, ich sollte für sie beten. — Unsere beiden Schulen haben zwei und einen halben Thaler zusammengelegt, damit ich meine Fahrt auf der Eisenbahn hierher bezahlen konnte; aber bis zur Bahn hatte ich einen halben Tag zu Fuß zu gehen. Morgen, liebe Brüder, gedenke ich wieder in mein Gebirgsstädtchen zurückzukehren, und nächsten Sonntag wird Freude und Danksagung in unseren beiden Schulen sein, wenn ich erzähle, was für wunderbare Dinge der Herr gethan hat und thut in den vielen Sonntagschulen der Provinz."

Als der Redner sich niedersetzte, blickte ich um mich, und sah kein schlaftrunkenes Auge mehr, wohl aber manches, das voll Thränen stand. Niemand hatte mehr an die Hitze oder die lange Dauer der Sitzung gedacht während dieses nicht geschriebenen Berichtes. Mehrere Leute in meiner Nähe sagten halblaut: „Gott segne den Sonntagschullehrer von H." Ich aber sprach bei mir selber: „Gott **hat** ihn schon gesegnet; nicht mit Macht, noch mit Gewalt, aber mit meinem Geiste, spricht der Herr der Heerschaaren."

Am nächsten Morgen kehrte der gute Mann in seine Heimath und zu seiner Arbeit zurück und hatte die Freude, eine große Zahl von Bibeln, Neuen Testamenten, Jugend-Schriften, Liederbüchern, Spruchzetteln und Traktaten mitzunehmen. Eine beträchtliche Summe Geld war ihm auch übergeben worden, welche er nach bestem Gutdünken zur Beförderung des Reiches Gottes bei Alten und Jungen in seiner Gegend verwenden sollte. — Gerade einen Monat nach jener Sonntagschul-Conferenz wurde der Abgeordnete des Städtchens H. plötzlich hinweggerufen in die obere Stadt, das himmlische Jerusalem.

Wahrlich, „selig sind die Todten, welche in dem Herrn sterben; sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach."

(Chrischona-Blättchen.)

Die Arbeit für den Herrn. Der Schweiß unseres Angesichts ist kein Fluch mehr, wenn wir für den Herrn arbeiten, sondern vielmehr eine Stärkung für den inneren Menschen und ein wesentlicher Genuß. Dr. Livingstone.

Der heilige Antonius, der Stifter des Mönchthums, hatte einen Bruder, welcher häufig von großer Traurigkeit und schweren Gedanken geplagt ward. Er bat seinen Bruder um Rath und Hülfe. Antonius antwortete ihm: „Du mußt Krankenpfleger werden!" Das schien dem Geängsteten anfangs ein Spott; doch er gehorchte und erfuhr bald, wie sehr sein Bruder Recht hatte. An der fremden Noth ward ihm das Herz wieder warm und weit, er lernte lieben; die Arbeit machte ihn froh, sie lehrte ihn auch für sich und Andere beten und der alte gute Glaube zog wieder in sein Herz. Das gilt auch bei der Arbeit in der Sonntagschule.

Ein Tagwerk für den Heiland,
Die Arbeit ist so süß!
Das Heil von Sünden
Froh zu verkünden,
Das bringet Lohn gewiß;
Auf Erden schon
Giebt Er uns Seinen Lohn.

Zur Ermuthigung. Bei Gelegenheit des letzten Basler Missionsfestes trafen sich unter Anderen auch einige Brüder in einem kleinen gesellschaftlichen Kreise. Nachdem dies und das gesprochen war, kam man auch auf das Heil der Seele zu sprechen. Und da war hauptsächlich, daß der Gegenstand der Unterhaltung, daß man in christlichen Kreisen das „ja, es sollte so sein mit uns," so oft höre, aber anstatt wirklich Ernst zu machen, bei dem bloßen Bedauern, dieser unfruchtbaren Buße, stehen bleibe. Einer sprach's gerade heraus: Da heißt's immer: „Es sött, es sött, es sött, (es sollte, es sollte, es sollte) und bei Allem „es sött" geht's rückwärts anstatt vorwärts." Da stand ein ganz schlichtes Männchen auf, seines Berufs ein Schuhmacher, und sprach tief bewegt: „Nun, Brüder, bei mir ist's gottlob etwas geworden. Als Mittel hiezu gebrauchte Gott die Sonntagschule. Ich war ein unbekehrter unglücklicher Vater. Da wurde mein kleiner Knabe Gottlieb schwer krank, so daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Als ich eines Tages bewegt vor dem Schmerzenslager des Kleinen stand, kam mein etwas älterer Knabe, der seit einiger Zeit die Sonntagschule besucht, zu mir her, ergreift meine Hand und sagt, ebenfalls tief bewegt, mich anschauend: Vater komm, wir wollen beten; der liebe Gott kann unsern Gottlieb gesund machen. Ich erwiderte ihm: Nun, bete du. Aber allein wollte er nicht beten. Er faßte meine Hand und zog mich auf die Seite. Ich folgte unwillkürlich. Noch konnte ich mich halten, obgleich ich tief ergriffen war. Da faßte er auf's Neue meine Hand und sprach: Vater, „abe loh" (laß dich nieder) — er meinte, ich sollte mich mit ihm niederknieen —; da brach mein Herz und ich kniete hin, neben meinem kleinen Knaben, der mit kindlicher Einfalt Gott bat, sein Gottliebli wieder gesund zu machen. Einige Tage nachher genas in der That der kleine Gottlieb.

Aber auch ich gottlob genas. Ich wurde ein neuer Mensch und als Werkzeug hiezu brauchte Gott ein Sonntagschulkind. Nun ist's anders geworden; gesollt hat's schon lange."

Darum nur treu und — fortgemacht.
Klein gesät und dennoch dicht,
Fehlet in der Ernte nicht.

Wann sollen die Kinder mit den Thaten Gottes, wie sie uns in der heiligen Schrift erzählt werden, bekannt gemacht werden? Darauf erwidert Herr Pastor Bank in einer Monatsversammlung der Berliner Sonntagschulhelfer sehr schön: „So frühe als möglich. Wenn beim Laubhüttenfest auch die „kleinen Kinder" kommen und hören sollten, wollen wir sie aus dem Heiligthum ausschließen? In die Rinde der jungen Bäume kann man leicht Namen schreiben und schneiden; wenn dann der Baum wächst, wächst der Name mit und verwächst mit dem ganzen Baum. Das gilt auch von den Namen der heiligen Geschichte und vor Allem von dem Namen, der über alle Namen ist."

Bibel-Albums. Die erfinderischen Engländer, bei denen strenge Sonntagfeier und große Ehrfurcht vor der Bibel sich die Hand reichen zu allerlei nützlichen und zugleich unterhaltenden Beschäftigungen für Jung und Alt, empfehlen die Anfertigung von Bibel-Albums. Man sammelt allerlei biblische und andere Bilder, wie sie einem aus Zeitungs-Blättern u. dgl. in die Hände kommen, klebt dieselben in weiten Zwischenräumen in ein Heft und sucht dann zu jedem Bild einen passenden Bibelspruch, den man darunter und rund herum schreibt, z. B. zu einer Kirche Psalm 84; zu einem Palmbaum Psalm 92, 13; zu einem Felsen Psalm 18, 3; zu einem Telegraphendraht Hiob 38, 35; zu einem Sonnenaufgang Spr. 4, 18. In einem Familien- oder Sonntagschulkreis kann dergleichen leicht ausgeführt werden. Die fertigen „Bibel-Albums," die natürlich von kunstfertiger Hand ausgeschmückt oder gar selbst gezeichnet noch schöner werden, kann man an Kinder oder Kranke u. s. w. verschenken. Wer sich dafür interessirt, kann sich weitere Anweisung verschaffen aus einem Schriftchen, das bei Herrn Williams, 124 Oxford-Street, London, für 1 Penny zu haben ist, entnehmen.

Rettet die Knaben. Mit den Knaben, die sich soeben für die Sonntagschule zu groß dünken, muß unsre Arbeit begonnen werden. Die Amerikaner haben dazu mancherlei Vorkehrungen getroffen, in deutschen Kreisen scheint man doch nicht so recht auf diesen Punkt aufmerksam geworden zu sein. Die Nothwendigkeit dieser Arbeit aber wird mehr und mehr offenbar. In Deutschland hat man seit einiger Zeit „Jugendgottesdienste" mit bedeutendem Erfolg abgehalten. Diese sind keine „Sonntag-Schulen," wohl aber „Schulen", welche Sonntags Nachmittags für die Jugend zwischen dem Kinder- und Mannesalter gehalten werden. Diese müssen geschickt geleitet werden, sonst ziehen sie nicht.

Am Kamin.

Kindliche Ehrfurcht. Zu Ascalon war einst einer der kostbaren Steine verloren gegangen, mit denen das Kleid des hohen Priesters verziert war. Die Priester wußten, daß Damah der Heide, ein Sohn des Nethina, einen Stein besaß, der dem verlornen täuschend ähnlich war. Sie gingen zu ihm und boten ihm eine ansehnliche Summe Geld für denselben. Damah war mit der genannten Summe zufrieden und ging in ein Nebengemach, um den Edelstein zu holen. Als er jedoch sah, daß sein Vater in dem Gemache schlief, hemmte er seinen Fuß auf der Schwelle. Ohne den Schlummer seines Vaters zu stören, kam er zurück und sagte den Priestern, „da Ihr den Stein sofort haben müßt, weil, wie Ihr sagt, der hohe Priester im Tempel auf Eure Rückkehr dringend harrt, muß ich den Gewinn fahren lassen, denn mein Vater schläft in dem Zimmer." Die Priester, welche glaubten, er wolle durch die Zögerung nur einen höheren Preis erreichen, boten das Doppelte der früheren Summe. Damah, der fromme Sohn, aber weigerte sich auf's Entschiedenste, den Stein zu holen, da er um alles in der Welt die Ruhe des alten Vaters nicht stören wolle. Da mußten sich die Priester entschließen zu harren, bis der alte Mann erwacht war. Damah übergab ihnen nun den Stein, für den sie jetzt den zuletzt gebotenen doppelten Preis zahlen wollten. Der junge Heide aber lehnte denselben ab, nahm nur den anfangs gebotenen Preis und sagte: „Die Freude, meine Pflicht gethan zu haben, verkaufe ich nicht." — Die Priester aber fragten sich auf dem Heimwege: „Wenn ein Heide so handelt, was müssen wir thun, die durch die heiligsten Gesetze zur Elternliebe verpflichtet werden?

Sprüche eines Pythagoräers. Pythagoras, ein Weiser des griechischen Alterthums, gestorben um's Jahr 500 vor Christus, war der Stifter einer philosophischen Schule, in welcher die Religion und Moral in einer so reinen Gestalt geübt wurden, wie sonst selten im Heidenthum. Zum Beleg mögen folgende Sprüche des Demophilus, eines Schülers des Pythagoras, dienen:

„Habe immer in Gedanken, daß wo auch dein Körper und deine Seele etwas vorhat und thut, Gott dich sehe und zugegen sei."

„Gaben und Opfer ehren Gott nicht und Tempelschmuck schmückt ihn nicht, aber eine göttliche Gesinnung vereinigt uns innig mit ihm, denn gleich und gleich gesellt sich gern."

„Der Mensch, der nackt und bloß in diese Welt hergeschickt worden ist, muß den, der ihn hergeschickt hat, nackt und bloß anrufen; denn Gott erhöret den stattlich Bekleideten nicht."

„Thue, was du für recht hältst, wenn du auch deßwegen nicht öffentlich gelobt würdest; denn die Welt ist ein schlechter Richter über gute Thaten."

„Der ist ein wahrhaft kluger und bedachtsamer Mensch, der es sich so sauer um seine Seele werden läßt, als Andere es sich um ihren Körper werden lassen."

„Das halte sonderlich für ein wahres Gut, das, wenn du es Andern mittheilst, für dich nicht ab-, sondern zunimmt."

„Da wir aus Gott entsprungen sind und abstammen, so lasset uns fest an der Wurzel kleben und halten; denn des Wassers Bäche und die Gewächse der Erde vertrocknen und verderben, wenn sie von ihrem Ursprung und ihrer Wurzel getrennt werden.

Abhärtung bei Naturvölkern. Der englische Reisende Kennan erzählt, daß er bei einer Kälte von 32 Grad Reaumur, Jakuten, welche am Lenaflusse in Sibirien nomadisiren, antraf, wie sie, nur mit einem langen, hemdähnlichen Gewande und einem dünnen Pelz bekleidet, im Freien zusammen saßen und gemüthlich miteinander plauderten. Georg Steller berichtet von seinen Reisen in Kamtschatka: „Wenn ich im Winter in meinem Bette unter meinen schweren Pelzdecken am Morgen fror, sah ich, daß die Itelmen, sogar ihre kleinen Kinder, in ihrer Kublanka, die nicht einmal den Körper vollständig einhüllte, ohne Decken und Betten dalagen und wärmer anzufühlen waren als ich." Alle werden noch überboten von den Feuerländern; diese harren bei jedem Wetter in fast gänzlicher Nacktheit aus. Darwin, der eine Frau in diesem Zustande gewahrte, theilte hierüber mit: „Es regnete heftig, und das süße Wasser mit dem Gischt der salzigen Meeresbrandung rann an ihrem Leibe herunter. In einem zweiten Hafen besuchte uns eine andere Frau mit einem Kinde, das nur wenige Wochen alt sein konnte, und trieb sich aus lauter Neugierde auf dem Schiffsverdeck herum; dabei hagelte es stark und die Schlossen thauten ihr und ihrem Kleinen auf der Haut." An einer späteren Stelle heißt es: „Wir alle waren bekleidet, und obgleich dem Feuer sehr nahe, doch keineswegs von der Hitze geplagt, während unsere nackten Wilden, obgleich sie viel ferner saßen, von Schweiß überströmten und eine Art Röstung erlitten."

Werth der Arbeit. Nicht der Reichthum macht ein Land reich, sonst müßten die Länder, in denen das meiste Gold ist, die reichsten sein, und sie sind oft die ärmsten. Spanien war ein reiches, mächtiges Land und wurde arm, als es in den Besitz der Goldländer Amerika's kam; Deutschland war ein armes Land im Vergleich zu anderen, es ist reich und mächtig geworden durch den Fleiß, durch die Arbeit seiner Bewohner. Die Arbeit macht Gold aus dem Unscheinbarsten; die Körnchen, welche der Landmann in den Boden wirft, sie werden Aehren, sie geben Korn, sie geben Brod durch des Menschen Arbeit und Gottes Segen; was wird nicht Alles aus den Fäden, die der Weber bearbeitet, und was schafft Menschenhand aus einem Stück Holz! Das Stück hat wenig gekostet, der Zimmermann macht einen glatten Balken daraus und es ist dreimal so viel werth, oder der Tischler verarbeitet es und es hat den doppelten, ja viel höheren Werth, je nach-

dem er es behandelt. Ein Stück Eisen, das drei Mark kostet, gewinnt auf folgende Weise an Werth:

Zu Hufeisen verarbeitet gilt es	9 Mark,
zu Nadeln	225 Mark,
zu Messerklingen	270 Mark,
zu Hemdenknöpfen	18,000 Mark,
zu Uhrfedern	150,000 Mark.

Da seht Ihr's recht deutlich, was die Arbeit werth ist, denn wie mit dem Eisen ist's noch mit unzähligen auf der Erde, darum Ehre der ehrlichen Arbeit allezeit!

Das todte Kätzchen. Der Herzog Karl August von Weimar war einst auf einem Spaziergang begriffen, als er durch einen Regen genöthigt war, in ein nahe liegendes Bauernhaus zu treten. Die Bäuerin, die gerade Butter machte, kannte den Herzog nicht, bot ihm aber gutmüthig Obdach an. Der Herzog nahm auf einem umgekehrten Kübel Platz, unter dem eine Katze mit Jungen lag, deren eines aber bereits todt war. Als kurz nach dem Eintritt des Herzogs die Bäuerin die Stube verließ, nahm derselbe das todte Kätzchen und warf es in das Butterfaß. Unterdessen hatte der Regen aufgehört und der Herzog entfernte sich ebenso unbekannt, wie er gekommen war. Nach einigen Wochen kam er ebenfalls incognito in dasselbe Bauernhaus und fragte die Bäuerin unter anderem, was sie mit der Butter angefangen, in welcher sie jenes Mal die todte Katze gefunden habe. Die Frau gab treuherzig zur Antwort: „Die ham mer uf Weimar an den Hof verkooft, da fressen se Alles."

Ein Mittagsmahl beim Schah von Persien. — Dr. J. E. Polak, ehemaliger Leibarzt des Schah von Persien, erzählt: In dem Palast des Schahs wird gewöhnlich um die Mittagsstunde der Befehl ertheilt: „Nähar biar!" (Bringt das Dejeuner!) Diese Mahlzeit ist jedoch weder an eine bestimmte Stunde noch an ein bestimmtes Gemach gebunden; es wird immer je nach dem Bedürfnisse und dem Orte, wo der König eben weilt, servirt. Der Befehl erfolgt an den Kämmerer; dieser giebt ihn an Kammerdiener, dieser an den Pagen, dieser an den Laufburschen u. s. w. So geschieht es nicht selten, daß der Befehl vergessen wird, bis endlich auf einen neuen Befehl die Sendung erfolgt. Die königliche Küche befindet sich in einem entfernten Theil des weiten Schlosses; da jedoch alle Perser die Speisen fast kalt genießen, überdies große Quantitäten nicht so leicht auskühlen, so wird dieser Uebelstand weniger empfunden. Nur der Braten wird in der Nähe des Speisesaales bei offenem Feuer frisch bereitet; ja manchmal unterhält sich Seine Majestät damit, in höchsteigener Person den silbernen Spieß am Kaminfeuer selber zu drehen. Ein hoher Würdenträger fungirt als Dirigent und Koch. Endlich rückt die Brigade der Speisenträger, etwa zwanzig an der Zahl, an. Jeder trägt auf seinem Kopf ein großes rundes Silberbrett (Cabaret), auf dem sich allerhand Schüsseln, mit einem Shawltuch bedeckt, befinden. An der Spitze der Truppe schreitet der oberste Hofintendant, Ayn el mulk (das Auge des Reiches). Im Saale angelangt, wird das Erdtuch, weil die Perser keinen Tisch besitzen und Alles auf dem Boden verrichten — ausgebreitet. Von Speisewerkzeugen: Messer, Gabel, Trinkglas, Serviette, ist keine Spur; es wird bekanntlich mit den Fingern der rechten Hand gegessen, und die Speisen, selbst die Braten, sind so gar, daß ein Abreißen der Stücke leicht möglich wird. Auch wird in die Suppe so viel Brod gebrockt, daß ein Löffel vollkommen entbehrlich wird. Mit dieser großen Zahl von Schüsseln und Gerichten ist jedoch die königliche Tafel nicht vollständig; jetzt erst rückt der Eunuche en chef mit seinem großen Silberbrett an; auf diesem sind die verschiedenen Schüsseln mit einem weiten Tuche umhüllt, unter Band und Siegel, damit unterwegs nicht eine unlautere Beimengung stattfinde, denn die Speisen sind unter besonderer Aufsicht der Favorite-Sultanin bereitet. Erst nach Verificirung des Siegels wird der Inhalt auf den Boden gestellt, womit auch die Vorbereitung beendet ist. Nachdem alsdann noch der Leibarzt den Puls des Monarchen gefühlt, setzt sich dieser der Etikette gemäß allein, mit untergeschlagenen Beinen an die Tafel. In bedeutender Entfernung stehen die Höflinge mit verschränkten Armen, deren Aufgabe es ist, während des Mahles für die Unterhaltung ihres Gebieters zu sorgen.

Musikfest in Salzburg. Zu Salzburg (Oesterreich) wurde drei Tage lang ein Musikfest, Mozart zu Ehren, gefeiert. Aus der Reihe der zahlreichen Beiträge in gebundener Rede und in Prosa, welche dem „Mozart Album" in Salzburg zugingen, heben wir den von Emanuel Geibel hervor:

Mag die Welt vom einfach Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen:
Nimmer trägt sie's auf die Dauer,
Schnöder Unnatur zu fröhnen.
Zu dem Gipfel treibt sie's heimwärts,
Den die echten Lorbeern krönen,
Und mit Wonne lauscht sie wieder
Goethe's Liedern, Mozart's Tönen.

Der Ertrag des Peterpfennigs hat sich in einer für die Finanzen der Curie (des päpstlichen Hofs) empfindlichen Weise vermindert. Während derselbe unter Pius IX. bis auf nahezu 20 Millionen Franken gestiegen war, ist er im Jahre 1879 auf 4 und 1880 auf 3 Millionen zurückgegangen. Der päpstliche Haushalt kostet jährlich 6—7 Millionen; darum muß schon jetzt von den Ersparnissen Pius' des Neunten gezehrt werden.

Gedicht - Räthsel.

Ich bin ganz kunstgerecht gebaut,
Ein eng und niedlich Haus;
D'rin liegt das Allersüßeste,
Das giebt Natur und Schmaus.

Und wenn es nun erst Weihnacht ist,
Erleucht' ich hell das Haus.
Nur schade, daß ich bald zerfließ';
Dann ist die Freude aus.

☞ Die Auflösung folgt im nächsten Heft.

Auflösung des Räthsels in der Oktober-Nummer:

Nebel — Leben.

Chronik der Gegenwart.

Ein edles Herz hat ausgeschlagen! Was zitterst du, mein armes Herz? Auch sein Herz stürmte einst im Jugenddrang und wogte im Manneseifer; es brannte für Recht und Freiheit und flammte in heißer Liebesgluth; es bebte in Anfechtung und Trübsal und zuckte im Leiden und Schmerz; jetzt aber ist es kalt und starr. Fast unfaßbar und doch wahr! Diese alle Herzen ergreifende und tief schmerzende Thatsache hat wohl das Schwungrad erzittern lassen, aber zum Stillstand zu bringen vermochte sie es nicht. Die Herzen schlagen rastlos fort. Mit alter Kraft, mit alten Trieben hämmern sie, tosen und zagen, kosen und klagen und weichen und wanken nicht, bis auch ihr letzter Schlag gethan. Dann hat das arme, vielgeplagte Herz ausgelitten und ruht der Arbeit entzogen, der Mühsal enthoben. Der Erdenwurm verpuppt und liegt nunmehr gebettet in kühler Gruft.

Oft stehen wir davor und schauen hinab wie in bange Oede und bedauern das Geschick des Dahingegangenen. Und unserem Martyrer-Präsidenten klagt mancher nach:

Im Herzen des Volkes kaum eingebürgert, zu bald entführt;
Im Herzen der Seinen eingenistet, zu früh entzogen;
Im Herzen der Mutter eingewurzelt, zu jäh entrissen.

So mögen die denken, welche keine Hoffnung haben, wir aber eine feste Zuversicht: Er sitzt im Regimente und führt Alles wohl. Wenn Wolken uns umhüllen und wenn die Sonne sinkt, wird Gnadenthau uns füllen, der uns den Segen bringt. Ja die Herzen schlagen fort. Und zwar die Lebenden in Hoffnung, die Abgeschiedenen im Genuß.

Die allgemeine Trauer über den Verlust des so heroisch leidenden Dulders hat wirklich selbst die beim Tode Lincolns übertroffen. Damals trauerte blos der Norden, um Garfield trauerte die Union, Süden und Norden, Demokraten und Republikaner. Nach langem Hoffen auf Genesung starb der Präsident Garfield am 19. September 1881, Abends 10.35. Und als die Trauerbotschaft vor Mitternacht in den verschiedenen Städten und Ortschaften kund ward, da verkündeten Glocken und Feuerglocken auf eine nur zu verständliche Weise das schreckliche Ereigniß. Bald suchte man der Trauer äußerlich Ausdruck zu geben. Flaggen auf Halbmast, Fahnen gerafft mit Flor, Trauerwimpel und Trauerfahnen mit dem Bildniß des Verstorbenen und "Died on Duty," "We mourn the nations loss," "Dead but not forgotten" und ähnlichen Inschriften bewiesen bald das allgemeine tiefe Mitgefühl. Nicht nur einzelne Häuser hüllten sich ganz in Schwarz, sondern ganze Straßen und Städte legten Trauerkleider an. Selbst die Armen und Aermsten wollten nicht zurückstehen und man weiß wirklich nicht recht, ob man über die schlichte Einfalt weinen oder lachen soll, wenn man gelegentlich einen alten schwarzen Frauenrock zum Fenster hinaus aufgehangen sieht. Daß natürlich die Zeitungen und Zeitschriften hinter dem allgemeinen Gefühle nicht zurückstehen konnten, ist selbstredend.

Auch das Ausland zeigte seine Theilnahme, zumal das lange Leiden allerwärts die Theilnahme, nicht nur der Politiker, sondern vielfach auch der Volksmassen erweckt hat. Deutschland, Oestreich, Schweiz, Italien, Papst, Spanien, Rußland, Belgien, Frankreich und besonders England haben ihr Beileid bezeugt und ihre Theilnahme aufs herzlichste bewiesen. Daß unter solchen Umständen die europäischen Zeitungen, noch dazu bei der an politischen Ereignissen so armen Zeit von unserem Martyrer-Präsidenten gebührend Notiz nehmen, ist wohl nicht mehr als billig.

Unser Präsident hat vollendet; fest, unbeweglich und stark stand er in seiner Ueberzeugungstreue und Gewissenhaftigkeit dem Gegner im Kampfe muthig die hehre Stirne bietend, und ist seine Person auch gefallen, sein Geist lebt fort. Nicht blos in den Herzen des Volkes, denen er kaum nahe getreten, zu früh entrissen wurde. In dem Ringen der egoistischen Parteiführer gegen den freien Willen des Präsidenten, ja des ächt republikanischen Volks, hatte er sich die Gunst, Hochachtung und den Beifall aller Unparteiischen erworben und als er der in Guiteau verkörperten, hirnverbrannten Idee der politischen Selbstsucht zum Opfer fiel, da entzündete das Mitgefühl die Zuneigung, welche sich mehr und mehr zur Liebe entfaltete, als der bis dahin vom Glück begünstigte Streiter, auch in Trübsal und Elend ohne Zucken und Zagen sich als ächter Held bewährte. So bürgerte er sich in den Herzen des Volkes ein und dort wird sein Gedächtniß leben. Sein Geist aber weckte den Geist der Massen und da wird er weiter wirken zum Segen des Landes und Volkes, dessen Repräsentant der Abgeschiedene war.

Das Begräbniß fand am 26. Sept. zu Cleveland, O., auf dem prachtvoll gelegenen Lake View Friedhof statt. Was Dankbarkeit, Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes thun kann, um einen seiner größten Söhne auch noch am Grabe gebührend zu ehren, das vereinigte sich hier an seinem geschlossenen Sarg, an der geöffneten Gruft. Tausende und Abertausende zogen in feierlichem Trauermarsch an seinem letzten einfach, aber reich geschmückten Ehrenbett vorüber und unter den Klängen seines Lieblingsliedes sank die sterbliche Hülle seiner edlen Seele in die heimathliche Erde.



James A. Garfield, der zwanzigste Präsident der Ver. Staaten, ist zu Orange, Cuyahoga Co., Ohio, am 19. November 1831 geboren. Seine Vorfahren wanderten aus England nach den Ver. Staaten ein und ließen sich im Jahre 1635 in Watertown, Mass., nieder. Sein Vater, Abram Garfield, wurde in New York geboren, seine Mutter, Eliza Ballon, in New Hampshire. In 1830 siedelte das Ehepaar nach Orange Township über, wo 1833 Abram Garfield starb und vier Kinder hinterließ, von denen James das jüngste war. Beim Tode seines Vaters blieb die Erziehung des Kindes einzig der Sorgfalt seiner Mutter, mitten in der rauhen Umgebung ihrer Hinterwäldlersheimath überlassen. Von Natur mit außerordentlicher Willenskraft und einem hohen Maß körperlicher Stärke begabt, brachte er als Knabe aus der harten, ländlichen Arbeit eine feste Gesundheit und aus der ländlichen Schule wenigstens die ersten Anfangsgründe der Bildung mit. Sein eiserner Fleiß und fester Wille ermöglichten es ihm, sich eine Bildung anzueignen, welche die Umstände in Betracht gezogen, bewunderungswürdig genannt werden darf. Als Junge leistete er den Farmern der Umgegend mancherlei häufig von ihm verlangte Dienstleistungen, wobei er auch ein ungewöhnliches Geschick für mechanische Arbeiten an den Tag legte. Später diente er als Pferdeknecht und Steuermann eines Kanalbootes beim Bau des Ohio und Pennsylvania Kanals. Mit siebzehn Jahren bezog er die Hochschule in Chester, wo er sich mit großem Fleiß auf das Studium der Algebra, der lateinischen und griechischen Sprache warf. Im Herbst 1851 bezog er das Hiram College, Portage Co., Ohio, wo er als Student und Instructor bis 1854 blieb, dann nach dem Williams College übersiedelte und hier 1856 ehrenvoll graduirte. Hierauf kehrte er nach Ohio zurück und wurde zuerst Professor, später Präsident des Hiram College, welche Stellung er bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges bekleidete, um dann in die Armee einzutreten. Indessen hatte er auch die Rechtswissenschaft studirt, eine Vorliebe für die Politik gewonnen und war in den Senat des Staates Ohio gewählt worden.

Bei der Armee wurde Garfield zuerst Lieutenant-Colonel, dann Colonel beim 42. Regiment der Ohio Freiwilligen. Bald aber rückte er an der Spitze seiner Mannschaft vor den Feind, wurde zum Brigadegeneral befördert und leistete als solcher vortreffliche Dienste in Kentucky und Tennessee. Er wurde Generalstabschef des General Rosecrans und nahm hervorragenden Antheil an der Schlacht von Chicamauga. Bald darauf wurde er, noch im Felde stehend, 1862 von der Bevölkerung seines Distrikts ins Repräsentantenhaus des Congresses gewählt und diente demselben als Mitglied siebzehn Jahre lang ohne Unterbrechung. Im Jahre 1879 wurde er in den Senat der Ver. Staaten gewählt und fast unmittelbar darauf erfolgte die Ernennung und später seine Wahl zum Präsidenten. Die Geschichte Amerikas kennt nur sehr wenige Fälle eines gleich stetigen und so glänzenden Aufschwungs aus den armseligen Verhältnissen einer ruhmlosen Jugend zu der einflußreichsten Stelle, welche man durch freie Wahl zu erlangen vermag.

Sonntagsgottesdienst für Juden klingt gewiß seltsam, und doch hat die bedeutende Gemeinde, deren Synagoge an 63. Straße und Lexington Avenue, New York, gelegen, beschlossen, regelmäßigen Gottesdienst am Sonntage zu halten. Von den angesehensten Rabbinern seit vielen Jahren geleitet, hat diese Maßnahme große Tragweite. Zwar hat nur eine geringe Mehrzahl der Gemeindeglieder diesen Beschluß nach heftigen Debatten durchgesetzt, indessen können wir der entgegenstrebenden Partei nur beistimmen, daß der Gottesdienst an einem anderen Tage als am Sabbath dem jüdischen Gesetz widerstreitet, und durch den Umstand, daß der Sonntag der Christliche Ruhe- und Feiertag ist, dem Judenthum Gefahr drohe. — In der That ist dies der treffendste Beweis, daß sich das Judenthum überlebt hat und wohl oder übel dem Christenthum die Palme zuerkennt. Denn welcher echte Israelite hätte wohl in alten Zeiten gewagt, einen derartigen Antrag zu stellen, weil die männlichen Glieder der Gemeinde am Samstage ihren Geschäften obliegen müssen, was das unerbittliche Gesetz des Handels und der Concurrenz, namentlich in den Großstädten, gebietet; und in Folge dessen, wenn Sonntags kein Gottesdienst gehalten, auf den Genuß desselben gänzlich verzichten müssen. — Wer aber sich am Sabbath über das Gesetz stellt, wozu bedarf der das Gesetz überhaupt noch? Es giebt Juden, welche am Sabbath und am Sonntag ihre Geschäfte schließen, nicht nur in Deutschland und Europa, sondern auch hier und zwar in Cincinnati, die dabei aber ebenso gut und besser im Geschäfte vorwärts kommen, als irgend welche ihrer Stammesgenossen, die womöglich keinen Tag feiern.

Das Heerwesen der französischen Republik weist Riesenzahlen auf, welche selbst die Deutschlands in den Schatten stellen. Die Feldarmee, bei Beschränkung der Besatzungstruppen, in 19 Armeecorps eingetheilt, umfaßt:

473 Bataillone Infanterie	475,000 M.
152 Escadrons Cavallerie	22,800 M.
342 Batterien Artillerie	54,700 M.
76 Compagnien Pioniere	19,000 M.
5 Reserve Armeecorps:	
130 Bataillone Infanterie	130,000 M.
144 Escadrons Cavallerie	21,600 M.
90 Batterien Artillerie	14,400 M.
20 Compagnien Pioniere	5,000 M.
Weitere 12 Comp. Pioniere	4,000 M.
Gesammtsumme: Infanterie	605,000 M.
Cavallerie	44,400 M.
Artillerie	69,100 M.
Pioniere	28,000 M.
Zusammen:	746,500 M.

Sodann sind im Staatsgebiet weiter zu errichten: 649 Bataillone Linie und Territorialtruppen, 160 Bat. Douaniers, Jäger und Forstaufseher, 234 Escadrons Depot- und Territorial-Cavallerie, 74 Batterien Depot- und Territorial-Artillerie, 185 Festungsartillerie-Compagnien, 90 Pontonier-, Genie-, Eisenbahn- xc. Compagnien, im Ganzen 783,000 Mann, aus welchen den im Felde stehenden Armeen jederzeit Verstärkungen zu Diensten stehen.

Wo Englands Flotte weilt und wacht. 23 Schiffe, darunter ein Panzerschiff, kreuzen in den chinesischen Gewässern; 21, davon 6 schwere Panzerschiffe, bilden das Geschwader des Mittelmeeres; Nordamerika ist von 14 Kriegsschiffen freundschaftlichst bewacht; der ostindische Archipel wird von 12 Fahrzeugen beobachtet, und 10, darunter 2 Panzerschiffe, durchstreichen den Stillen Ocean. Am Kap und der Westküste Afrikas stehen 10 Kriegsschiffe im Dienste, und in den australischen Gewässern befinden sich 9. Die heimische Kanalflotte zählt 3—6 Panzerschiffe, und gegen 12 Panzerschiffe stehen zum wenigstens halb bemannt in erster Reserve. Außerdem befinden sich 12 Kriegsschiffe auf besonderem Dienste, einige sind auf dem Heimwege begriffen und andere sind mit Vermessungsarbeiten beschäftigt.

Wo aber ist unsere Seemacht? Wie lange werden die Ver. Staaten zu Wasser hinter anderen Nationen zurückstehen, die lange nicht über die Mittel verfügen, welche uns zu Gebote stehen?

Dr. Schliemann, der Auffinder Ilions, wurde seinem deutschen Vaterlande, wie er selbst anläßlich eines Banquets zu Berlin erklärte, gewonnen, daß er durch die Ausdauer, den Forschungsdrang und unermüdliche Arbeitskraft Dr. Rudolph Virchow's von Berlin an seine eigene Abstammung gemahnt wurde. Und wie er diesen Landsmann auf seiner Erholungsreise nach Troja sich allen Strapazen und Entbehrungen freudig aussetzen sah und ihn in elender Bretterhütte unerläßlich Tag und Nacht schaffen und studiren sah, wie zehn Andere, da erwachte in ihm die Liebe und Dankbarkeit für seine Nation, deren Vorzüge auch ihm als Wiegengeschenk verliehen waren. Und seine Stimmung war keine oberflächliche, sondern bewies sich in ihrer Tiefe dadurch, daß er seine werthvollen Sammlungen trojanischer Alterthümer bereits bei Lebzeiten Berlin vermachte.

Ein edler Sohn, der edel selbst am Vaterlande handelte, obgleich seine Landsleute seiner spotteten, nachdem er unter den größten Opfern namhafte Erfolge aufzuweisen hatte.

Das Dunkel weicht in Spanien. Seit Vertreibung der Königin Isabella hat die Regierung Freischulen allerwärts gegründet und befördert die Volksbildung auf jede nur mögliche Weise. Man berichtet, daß etwa 10 Prozent die Schulen besuchen, deren es bereits 30,000 im Lande giebt. Die Ausgaben für den Unterhaltung derselben beläuft sich auf über $5,000,000.

Ungarns Protestantismus darf sich auch eines erfreulichen Wachsthums rühmen. Die Zahl der Gemeinden hat sich in den letzten hundert Jahren mehr denn verdoppelt und entfaltet sich der protestantische Geist auffallend. So zählt man gegenwärtig 3 protestantische Universitäten, 19 Gymnasien und 1543 Volksschulen.



JUGENDLAND

[illegible]
Verantwortlichkeit zu betrachten und ein gutes Verständniß und herzliches Einvernehmen Aller untereinander zu befördern.

Ländern kommend und verschiedenen Nationen und Sprachen angehörend, haben wir uns „der Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens“ erfreut. Wir haben mit so viel Gründ-



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Neunter Band. Dezember 1881. Zwölftes Heft.

Gott Lob!



Bin ich früh Morgens aufgewacht,
Zwei Worte sprech' ich still und sacht:
„Gott Lob!"

Kommt dann der Tag mit seiner Plag',
So greif' ich munter an und sag':
„Gott Lob!"

Ob sonnig, wolkenlos der Tag,
Ob Blitz und Donner dräuen mag:
„Gott Lob!"

Winkt endlich mir zur Ruh die Nacht,
So sprech' ich wieder still und sacht:
„Gott Lob!" F. Güll.

Offener Brief

der Oekumenischen Methodisten-Conferenz an die Gemeinden.

Jn's Deutsche übertragen von P. Schweikher.

Vierhundert Delegaten, welche 4,800,000 Glieder und nahezu 20 Millionen Anhänger repräsentiren, haben sich in der City Road Kapelle in London am 7. September 1881 versammelt, um sorgfältig unsere gegenwärtige Stellung, unsere Geschichte und unsere Verantwortlichkeit zu betrachten und ein gutes Verständniß und herzliches Einvernehmen Aller untereinander zu befördern.

Alle die bekannten methodistischen Kirchengemeinschaften, 26 an der Zahl, waren zwölf Tage lang im Geiste des Gebets beisammen unter vielen herrlichen Zeugnissen göttlicher Kraft und göttlichen Segens. Aus entfernten Ländern kommend und verschiedenen Nationen und Sprachen angehörend, haben wir uns „der Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens" erfreut. Wir haben mit so viel Gründ-

lichkeit, als Zeit und Gelegenheit erlaubte, viele der großen Fragen behandelt, welche den Fortschritt des Methodismus berühren, und freuen uns sagen zu können, daß wir zu einem wesentlichen Einverständniß in allen wichtigen Fragen gekommen sind, welche in den Bereich unserer ökumenischen Conferenz gehören.

Mit den Pflichten wahrer Frömmigkeit und Tugend seid Ihr bekannt, und es ist daher unnöthig, dieselben im Einzelnen aufzuzählen; jedoch halten wir es für nöthig, Euch einige praktische Vorschläge zu machen.

Indem wir gering von uns selbst denken wollen, laßt uns auf Gott allein vertrauen.

Wir haben mit Freuden das entschiedene Streben zu engerer, wenn nicht gar organischer Verbindung miteinander beobachtet. Das Beispiel, welches uns unsere Brüder in Canada und Irland gaben, zeigt deutlich, daß wenn die Vorsehung Gottes den Weg bahnt, unsere verschiedenen Gemeinschaften in einem und demselben zusammengeschmolzen werden können zu einem kirchlichen Körper, und daß daraus eine bedeutend vermehrte Nützlichkeit entsteht. Wir glauben, daß solche Vereinigungen mit großer Weisheit ausgeführt, und wenn sie endlich stattfinden, mit herzlicher Freude begrüßt werden sollten.

Aber während Viele für eine solche Sache wirken und beten, lasset uns gegenseitig mit aller Achtung begegnen, und besonders in allen Fragen der Disciplin, und lasset uns aufrichtige, brüderliche Gemeinschaft pflegen. „Und da wir Eins sind in der Lehre, in unsern Zielen und besondern Methoden, und in Wahrheit Einen geistlichen Bau bilden, so wollen wir jedes Jahr in einem Jahrbuch alle Erfolge unserer Arbeit in dem Herrn zusammentragen, so daß wir allenthalben bekannt werden können als Eine Methodistenkirche; und um diese höchst wünschenswerthen Resultate zu erzielen, möchten wir unseren respektiven kirchlichen Körpern rathen, wieder und immer wieder brüderliche Gefühle zu pflegen durch Briefe und besonders zu diesem Zwecke abgeordnete Personen."

Im weiteren Verlauf der Adresse wird dann zunächst Bezug genommen darauf, daß die Kirche zu betrachten sei als eine göttliche Institution zum Heil der Menschheit, um sie zur Bekehrung, zum Glauben an Christo durch die Kraft des heiligen Geistes zu bringen, und zu einem beständigen Wachsthum in der Gnade zu führen, und um alle Glieder zu treuer Arbeit anzuhalten.

Die Glieder werden aufgefordert zu gewissenhaftem Gebrauch aller von Gott verordneten Gnadenmittel der Kirche, als da sind: die Predigt des Wortes Gottes, das Sakrament der Taufe und des heil. Abendmahls, die Gebetsstunden, die Liebesfeste, die Erfahrungsstunden. Ferner werden sie ermahnt zu systematischer Traktatvertheilung, zu Hausbesuchen bei den Armen und Verkommenen, um sie zum Hause Gottes zu bringen, und daß die Kinder in Sonntagschulen gesammelt werden. Prediger und Lokalprediger werden zur Predigt in Häusern und im Freien aufgefordert; die warme Hand christlicher Gemeinschaft soll allen Brüdern anderer evangelischer Kirchen gereicht werden, und so wir Andere sehen „Teufel austreiben", wollen wir es ihnen nicht wehren, auch wenn sie uns nicht folgen.

Im Weiteren wird daran erinnert, daß man die Kirche zur lieblichen Heimath unserer Kinder und unserer Jugend machen solle, daß die Gottesdienste und Einrichtungen der Kirche also sein sollten, um alles reine und heilige Verlangen nach wahrer Glückseligkeit befriedigen zu können, so daß die Jugend möchte bewahrt bleiben vor Allem, was nicht im Namen Jesu Christi kann genossen werden. Auf diese und andere Weise soll der weltliche Geist und Einfluß zerstört werden, der auf die Kirche hereinzubrechen droht wie eine mächtige Fluth.

Die Kirche hat festzuhalten an einem Predigtamt, das von Gott berufen ist und stets nach der höchsten Bildung strebt. Die Predigt soll stets im Einklang stehen mit dem Gesetz und Evangelium, und soll begleitet sein mit dem Geist der Kraft.

Die Bekehrung und christliche Erziehung der Kinder ist von größester Wichtigkeit; sie sollen in der christlichen Taufe feierlich Gott geweiht und als durch das Blut Christi erlöst betrachtet werden und als berechtigt zu der zartesten Sorgfalt der Kirche. Sowohl in unsern Familien wie Schulen sollen sie in den Lehren unserer Kirche unterwiesen und in den Grundsätzen des Christenthums erzogen werden.

Jedes Jahr soll ein Tag als ein Kindertag (ein gemeinsamer Tag des Gebets für Kinder) beobachtet werden. Sie sind zu regelmäßiger Anhörung des Wortes Gottes anzuhalten. Die Sonntagschule ist vom höchsten Werth für das Studium der Bibel und den gnädigen Einfluß des heiligen Geistes. Die Millionen, die jetzt die Schule besuchen, sollen beständig neuen Zuwachs erhalten. In ihrer gegenwärtigen schulmäßigen Einrichtung verspricht sie noch eine große Aufgabe für die Zukunft zu erfüllen. Passende Mittel müssen dieselbe unterstützen und erwachsene Personen sollten sich daran betheiligen. Nie aber soll die Schule an die Stelle des öffentlichen Gottesdienstes treten.

Alle methodistische Schulen und Collegien sollen dem höchsten Grad der Tüchtigkeit in

Wissenschaft, Literatur und Kunst zustreben und die Studenten mit aller Vorsicht zu den tiefsten Quellen des Wissens zugeführt werden. Sowohl in dem Charakter der Professoren und in den Grundsätzen, die sie lehren, wie auch in den christlichen Vorrechten, deren unsere Schulen und Seminare sich erfreuen, sollen sie Jesu Christo untergeordnet nnd durch und durch methodistische Anstalten sein. Eltern werden besonders ermahnt, ihre Kinder dem schädlichen Einfluß der römischen Kirche fern zu halten und sie ja nicht in katholische Schulen zu schicken.

In Ausübung christlicher Philanthropie sollte sich der Methodismus in den ersten Reihen befinden. Alt und Jung soll gelehrt werden, Hab und Gut dem Dienste des Herrn zu weihen, und namentlich zu systematischer Freigebigkeit angeleitet werden, um so die Kassen der Kirche zu füllen und auch den Reichen die passende Gelegenheit zu gewähren, sich an all den Institutionen der Barmherzigkeit zu betheiligen, die nöthig sind, um die Lage der menschlichen Gesellschaft zu verbessern.

Es ist unsere Pflicht, im Verein mit andern Christen, die heilige Schrift allem Volk in allen Sprachen zugänglich zu machen.

Der Missionsgeist muß aufs Neue erwachen. Der Herr hat uns allenthalben offene Thüren gegeben, in die wir eintreten müssen, wenn wir uns nicht das göttliche Mißfallen zuziehen wollen. Millionen von Seelen gehen rings um uns her verloren und wir geben im Durchschnitt nur einige Pennies per Jahr pro Glied für die Sache der Mission, während wir unser Einkommen zu einem großen Theil für Luxus ausgeben. Der ganze Methodismus muß sich auf's Neue erheben zur Bekehrung der Welt. In unseren Gaben müssen wir weniger das Gefühl herrschen lassen und mehr zu Grundsätzen übergehen. Das Volk sollte besser über Mission unterrichtet und Schriften aller Art in Bezug darauf verbreitet werden. Die monatlichen Missions-Gebetsstunden sollten allenthalben in regelmäßigen Gebrauch kommen. Nicht nur an gewissen, der Mission gewidmeten Tagen soll derselben gedacht werden, sondern das ganze Jahr hindurch sollen wir ihrer gedenken. Unsere Sonntagschulen sollen sich zu Hilfs-Missionsgesellschaften organisiren, im geheimen Gebet sollen wir die Sache der Mission dem Herrn vortragen, während bei den Kindern unserer Familien Interesse zu erwecken und zu erhalten ist; dann werden aus den Tausenden Millionen und unsere Arbeit wird von einem Erfolg begleitet werden, von dem wir bisher noch nie gehört haben.

Es ist Zeit, daß Kirchen, Kapellen und Erziehungs-Institute schuldenfrei gemacht werden. Wenn die Kirche es sich nur ernstlich vornähme das auszuführen, so würde es in kurzer Zeit geschehen sein und die verschiedenen Zweige des Methodismus seien darum ermahnt, dies ernstlich zu erwägen und schnellstens so viel als möglich allenthalben in Angriff zu nehmen. In der Errichtung neuer Kirchen und Kapellen sollte man sich vor Verschwendung hüten und nach Sparsamkeit, Bequemlichkeit, edler Architektur und gutem Geschmack streben. Und während in der Errichtung von gottesdienstlichen Häusern für alle Klassen der menschlichen Gesellschaft rascher Fortschritt gemacht werde, solle nicht versäumt werden, die Aermsten auch in den besten Kirchen willkommen zu heißen und hülfreiche Hand zu leisten in der Errichtung von passenden kirchlichen Gebäuden für die allerverkommenste nnd verwahrloseste Klasse, die über das Land zerstreut sein mag.

Alle unsere Familien und unsere Sonntagschulen sollten mit Zeitschriften und Büchern unserer eigenen Verlagshäuser versorgt werden und durch die Verbreitung frischer und bildender Literatur soll Jung und Alt von dem verderblichen Einfluß einer verdorbenen Presse bewahrt bleiben.

Das schreiende Uebel der Unmäßigkeit fordert laut die Aufmerksamkeit aller wahren Menschenfreunde. Die Welt seufzt unter dem schrecklichen Druck dieses Uebels und dieses Uebel ist so allgemein und schrecklich gemacht durch das Interesse, das manche Klassen daran haben und durch die verdorbene Lust des natürlichen Menschenherzens, daß milde Mittel hier nicht angebracht sind, und es ist eine Thatsache, für welche wir dankbar sein können, daß sich eine erbarmende Macht bereits kräftig dagegen erhoben hat. Verdanken wir es nicht dem Gedächtniß unseres großen Gründers, dessen ergreifende Worte noch rings um die Erde gehört werden, und verdanken wir es nicht der Geschichte unserer Kirche, welche zeigt, daß wir mehr als ein Jahrhundert lang die öffentliche Meinung gegen dieses große Uebel erregten und daß wir in dieser Reform auch jetzt in den ersten Reihen der Philanthropen stehen sollten.

Während wir zugeben, daß die Verhältnisse der Länder, aus welchen wir kommen, verschieden sind und unsere Brüder selbst beurtheilen müssen, welche Methoden durchführbar sind und welche nicht, so können wir dieselben doch versichern, daß Diejenigen, welche in diesem Kampf stehen, mehr denn vier Millionen Methodisten hinter sich haben, welche willig sind dieselben mit dem Beispiel der Einigkeit in dieser Sache und mit all ihrem Einfluß zu unterstützen, um so bald als möglich dieses furchtbare Laster aus der Welt zu verbannen! — In gleicher Weise

bitten wir unsere Freunde, ihren Einfluß gegen das verderbliche Kriegssystem aufzubieten &c.

Zuletzt, meine Brüder, ist es unser ernster Wunsch, daß alle unsere Leute von allem Selbstruhm abstehen sollten. Wir sind eine große Zahl geworden; wir haben Wohlstand und Macht empfangen und diese Dinge setzen uns mächtigen Versuchungen zu kirchlichem Stolze aus. Wenn wir diesen Versuchungen nachgeben, werden wir uns schwer gegen Gott versündigen. Es giebt nur einen Weg diesen Gefahren zu entgehen: Wir haben uns in den Staub zu beugen. Wir müssen uns, die Millionen, die uns zugehören mit allem, was wir sind und haben, Christo und Seinem heiligen Werk widmen. Wir müssen in das Thal der Demuth hinabsteigen, zum Fuß des Kreuzes fliehen und daselbst bleiben! Die Macht eines starken Glaubens, eines alles überwindenden Gebets und einer zunehmenden und offenkundigen Heiligkeit wird uns bewahren können. Dies ist der Ruf, den wir in dem Namen unseres Meisters von dieser ökumenischen Conferenz ausgehen lassen.

Lasset uns zu Gott schreien Tag und Nacht um eine mächtige Erweckung, um eine Neubelebung, welche die Nationen erbeben macht. Lasset uns anziehen die alte Einfachheit, Aufrichtigkeit und heilige Energie, durch die wir wurden, was wir sind und auf diese Weise lasset uns eintreten in eine neue Aera der Kraft, um „schriftmäßige Heiligkeit über alle Länder zu verbreiten."

Als unsere Instruktion wollen wir auf's Neue die Worte Wesley's empfangen:

„Die Welt ist mein Kirchspiel" und „das beste ist, daß Gott mit uns ist."

„Und nun, liebe Brüder, befehlen wir euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden."

Das Geheimniß einer Handwerks-Frau.

Frau Neson bemerkte einst, daß zwei Freunde ihres Gatten in einen unordentlichen Lebenswandel geriethen. Es that ihr das sehr leid, schon um ihres eigenen Mannes willen, von dem sie fürchtete, er möchte dadurch auch wieder zu der schlimmen Lebensweise verführt werden, aus der Gott ihn vor Jahren mit großer Mühe herausgezogen hatte. Sie redete daher mit ihrem Manne darüber, und er nach seiner etwas rauhen und raschen Weise sagte: „Wenns so steht, breche ich noch heute allen Umgang mit Lange und Schäfer ab!" — „Nicht doch," erwiderte die Frau, „das würde unklug sein und die Männer nicht bessern! Ueberlaß mir die Sache; giebst du mir nur einen Monat Zeit, so hoffe ich es dahin zu bringen, daß es anders kommt." — „Du, Marie?" sagte der Mann erstaun, „du willst die Männer einen andern Weg lehren? Willst du ihnen etwa ins Wirthshaus folgen, wie die Nachbarin es zuweilen macht, um ihren Mann heim zu bringen?" — „Das nicht; ich weiß ein anderes Geheimniß; laß mir nur einen Monat Zeit." — Der Mann gab sich zufrieden und wartete in aller Stille darauf, was wohl seine Frau anfangen werde. Aber er konnte nicht das Mindeste von ihrer Thätigkeit entdecken. Dessenungeachtet bemerkte er, daß die zwei Männer je länger desto ordentlicher und häuslicher wurden. Inzwischen war der Monat zu Ende gegangen, und jetzt konnte er es sich nicht mehr versagen, seine Frau zu bitten, ihm doch das geheime Zaubermittel zu entdecken, das sie bei den beiden Freunden in Anwendung gebracht habe. „Ein Zaubermittel," sagte sie, „habe ich nicht angewendet, es ist Alles mit ganz natürlichen Mitteln zugegangen. Statt an die Männer, habe ich mich an die Frauen gewendet, hatte aber Mühe, mich ihnen verständlich zu machen. Sie wünschten allerdings beide, daß ihre Männer mehr zu Hause bleiben möchten und weinten darüber, daß sie oft so spät mit einem Branntweinrausch nach Hause kämen. Es war ihnen ganz neu, daß ich ihnen sagte, sie selbst seien Schuld daran, daß es ihre Männer so machten. „Aber was sollen wir denn thun?" fragten sie. Vor Allem, sagte ich, sollten sie es so einzurichten suchen, daß es ihre Männer *behaglicher im Hause fänden*. Das würde geschehen, wenn sie ihnen freundlicher entgegen kämen, wenn sie dafür sorgten, daß sie eine wohlaufgeräumte und geheizte Stube träfen, daß das Essen zur rechten Zeit fertig und wohlschmeckend gekocht wäre, daß die Kinder reinlich und ordentlich angezogen dem Vater entgegen eilten. Sodann sollen sie den Männern den Mund zu öffnen suchen, daß sie gerne von Dem erzählen, was ihnen den Tag über widerfahren sei u. s. w. Allmälig verstanden mich die Frauen und gaben sich Mühe, mir zu gehorchen, und wirklich ging es von Tag zu Tag besser. Das ist Alles, was ich gethan habe, und ich denke, du wirst damit zufrieden sein." — Neson erinnerte sich jetzt, daß seine Frau es ebenso mit ihm gemacht habe und welch eine glückliche Veränderung dadurch in seinem Hause zu Stande gekommen sei, und sagte: „Wie gut wäre es, wenn auch noch Andere dein Geheimniß wüßten und es versuchten, ob nicht ihre Männer umgewandelt werden könnten." (Ev. Botschafter.)



Platte Cannon, ehe die Eisenbahn angelegt war.

Erinnerungen an Colorado.

Von J. G. Leist.

Wie ein Phönix sich aus der Asche verjüngt emporschwingt, so erhob sich der jugendliche, lebenskräftige Staat Colorado aus der langen und schweren Geschäftsstockung, die für einige Jahre, wie eine dunkle Unglücks-Wolke, auf dem ganzen Lande lag, und von der Colorado sehr empfindlich heimgesucht wurde. Gleichzeitig mit einer Krisis kamen ungeheure Heuschrecken, Schwärme, die in ihrem Fluge die Sonne verfinsterten und alles Gras und Kraut vernichteten. Traurig war es zu sehen, wie die prächtigen Weizenfelder wie von unsichtbarer Hand abgemäht wurden. Felder, die des Morgens noch in voller Pracht prangten, waren Mittags kahl. Rüben und andere Wurzelfrüchte wurden von den unersättlichen Fressern im Grund ausgehöhlt. Eine allgemeine Entmuthigung bemächtigte sich der Land-Bevölkerung und im Geheimen befürchteten Viele, daß diese Gegend endlich doch wieder den Rothhäuten als Jagdgrund überlassen werden müßte. In den Städten ging es nicht viel

besser. Allgemeine Einschränkung mußte zur Tagesordnung gemacht werden, und wer bis jetzt noch nichts von Einschränkungen wußte, fand eine gute Gelegenheit, es zu lernen.

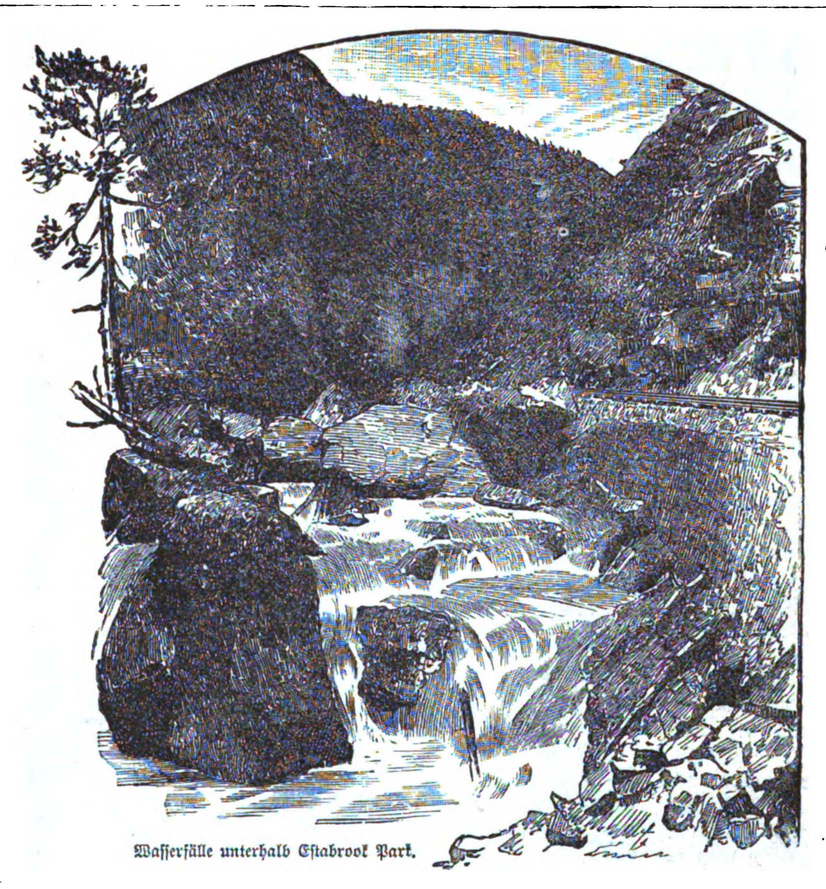


Ansicht von Stevens Gulch.

Die Weiterentwicklung der Minen wurde gehemmt, weil kein östliches Kapital mehr zufloß. Die Prosperität Colorados gründet sich auf den Ertrag seiner zahlreichen Minen, auf den Landbau und auf Viehzucht, und wenn diese Quellen verstopft werden, so muß eine allgemeine Dürre im Geschäftsleben eintreten.

Es war in jener Zeit, daß ein lieber Bruder mich besuchte. Gott hatte ihn nicht mit großen Reichthümern gesegnet, desto mehr aber mit einer zahlreichen, munteren Kinderschaar. Seine Range mußte er den Gläubigern überlassen und mit den Seinen in die Stadt ziehen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Aber trotz allem Suchen konnte er keine Arbeit finden. Seine Lage war eine traurige. Das Mehl im Faß und das Oel im Krug gingen auf die Neige, und noch keine Aussicht auf Verdienst. Der liebe Bruder schüttete sein betrübtes Herz bei mir aus, und als er seine traurige Lage geschildert hatte, sagte er, in einem Ton, den ich nie vergessen werde, und der mir tief zu Herzen ging: „Ich weiß jetzt nichts mehr anzufangen, wir haben nichts mehr zu essen, geborgt können wir auch nichts bekommen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als wir legen uns hin und sterben.“ Ich munterte ihn auf und wies ihn auf Gottes wunderbare Hülfe hin, und der Herr half ihm aus seiner Noth, denn gleich darauf fand der Bruder Arbeit. Der liebe Bruder lebt noch mit seiner Familie, und seither hat er dem Herrn alles anvertraut. Ja, liebe Leser, wir haben es Alle schon erfahren dürfen: Wenn die Noth am größten, so ist Gottes Hülfe am nächsten. Und der, der gesagt hat: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen, hat seine Zusage stets gehalten.

In einem solchen Zustand allgemeiner Entmuthigung trat das Territorium von Colorado, als jüngster Staat, in die Union ein, und die allgemeine Erwartung, daß diese Aenderung sich als ein Segen für den Staat erweisen würde, hat sich in den letzten Jahren herrlich bewährt. Der erste Anstoß zur Belebung des Geschäftslebens war die Nachricht von der Entdeckung fabelhaft reicher Erzlager im California Gulch. Diese Nachricht wurde zwar wohl zuerst mit etwas Mißtrauen aufgenommen, aber wenn auch keine solche Erzadern gefunden worden sein sollten — dachten manche — so ließ sich doch ein gutes Geschäft machen, wenn die Nachricht so weit als möglich und so laut als möglich ausposaunt würde, und auf den Schall der Glücksposaune, die Glücksritter von allen vier Himmelsrichtungen in Denver zusammenkommen würden, um ihre Ausrüstung zur Expedition zu kaufen. Aber dieses Mal war es keine bloße Sensation, sondern es war wirkliche Wahrheit. Erzlager wurden offen gelegt, wie sie reicher und großartiger auf der Erde noch nie gefunden

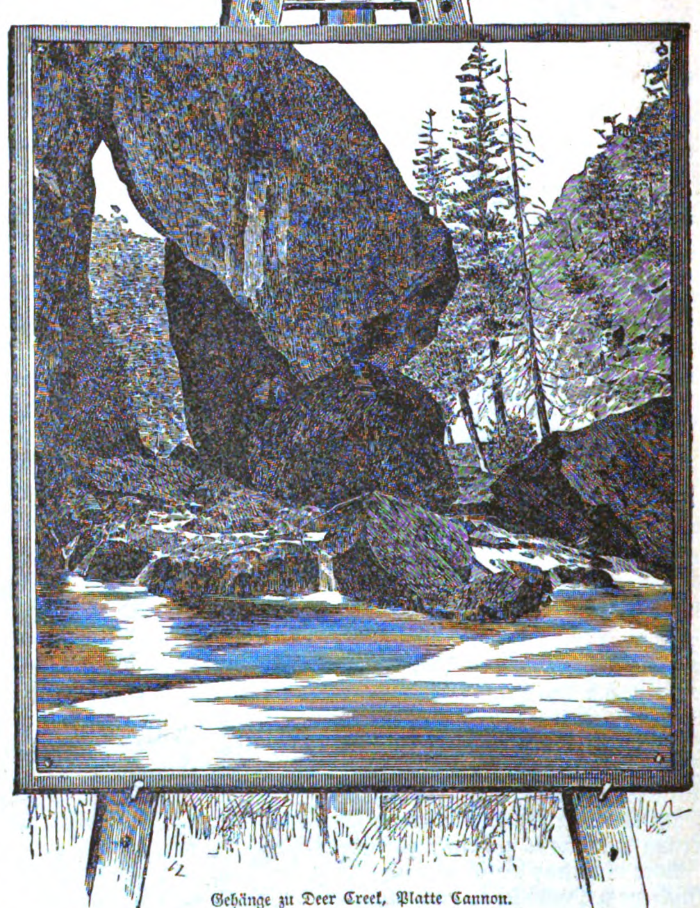

Wasserfälle unterhalb Estabrook Park.

wurden. Leute, die gestern noch arm waren, konnten sich heute unter die Millionäre zählen. Wie aus der Erde hervorgewachsen erstand Leadville, die Wunderstadt im California Gulch. Seit dieser Zeit hat Colorado einen ungeheuren Aufschwung genommen und Geschäfte aller Art stehen in voller Blüthe, während sich die Bevölkerung wenigstens um ein Drittel vermehrt hat.

Aber nicht nur die Glücksritter richteten ihre Blicke nach Leadville, sondern auch einige Eisenbahngesellschaften fanden es vortheilhaft, ihre Schienenwege nach Leadville zu verlängern. Die Denver South Park und Pacific bemächtigte sich des Platte Cannons, und die Denver und Rio Grand des Arkansas Cannons, um Leadville zu erreichen. Beide Bahnen sind engspurig und vereinigen ihre Geleise in Buena Vista, um von da aus gemeinschaftlich dieselbe Bahn nach Leadville zu benutzen. Wie der Indianer, so wird auch die alte Postkutsche immer weiter westlich gedrängt. Diese „Schiffe der Wüste" wurden, nachdem die Eisenbahn die Ebenen durchkreuzte, in die Berge zurückgedrängt, allwo sie hoffen durften, von der Concurrenz der Eisenbahnen verschont zu bleiben, aber auch hier mußten sie weichen und tiefer in die Gebirge eindringen. Doch so zweckentsprechend diese Postkutschen auch gebaut waren, das reisende Publikum ist über deren Verschwinden nicht betrübt. Wer je eine Reise in den unvermeidlichen Postkutschen durch die Berge gemacht hat, der sehnt sich sobald nicht nach einer zweiten; denn durch die widerstrebendsten Bewegungen wird bei den meisten Passagieren eine der Seekrankheit ähnliche Postkutschenkrankheit hervorgerufen. Während man mit den Postkutschen auf schwindelnder Höhe an den steilsten Abgründen vorbeifuhr, und auf abschüssigen Wegen oft der Gefahr ausgesetzt war, beim Stolpern eines Pferdes oder beim Brechen eines Rades oder der Hemmkette Tausende von Fuß in den schrecklichen Abgrund gestürzt zu werden, fährt man jetzt in dem gemüthlich eingerichteten Eisenbahnwagen unter himmelhohen, oft weit über das Bahnbett hervorhängenden Felsen vorbei, und mit Schaudern blickt man hinauf zu den stummen Granitriesen, jeden Augenblick fürchtend, daß die Colosse sich lösen und uns mit sammt den Wagen erdrücken möchten.

An der Spitze der Denver, South Park und Pacific Gesellschaft steht Gouverneur Evans, und seiner Energie und persönlichen Opfern hat Denver hauptsächlich seine Verbindung mit Leadville durch den Platte Cannon zu verdanken. Die Scenerien dieses Cannons übertreffen an wilder Romantik alles, was außerhalb Clear Creek, Boulder Cannon oder dem Royal George des Arkansas zu sehen ist. Die Eisenbahn windet sich schlangenartig in größeren und kleineren Bogen um die Felsen herum. Beständig werden wir durch die ausgesprengten Felsen daran erinnert, daß Dynamit und Sprengpulver den Platz der Picken und der Schaufeln einnehmen mußten; und daß jeder Fußbreit des Bahnbettes in hartnäckigem Kampfe den gewaltigen Felsen abgerungen werden mußte. Während wir nun auf der einen Seite diese abgesprengten Felsen anstaunen, werden wir auf der andern Seite der Bahn, dem Flusse zu, hohe künstliche Mauern gewahr, welche das Bahnbett vor dem reißenden Strom schützen sollen. An wenigstens zwölf Plätzen mußte der Fluß in ein neues Bett gezwängt werden, um Raum für die Bahn zu gewinnen. Es ist oft auf beiden Seiten des Flusses nicht Platz genug, daß ein menschlicher Fuß Halt fassen könnte, denn unten sind die tobenden Fluthen, oben die senkrechten Felsen der Granitriesen. Es giebt zwar auch einzelne Plätze, wo die Ufer nicht aus senkrechten Felsenwänden bestehen, aber diese Plätze sind selten und weit voneinander. Die kühnste Einbildungskraft hätte kaum daran gedacht, daß in diesem Cannon auch nur ein menschlicher Fuß- oder Eselspfad, geschweige eine Wagenstraße eröffnet werden könne.

Von der schwindelnden Höhe der Felsen wurden die Arbeiter oft an tausend Fuß mit Seilen hinuntergelassen, um Löcher in den Felsen zu bohren; in diese Löcher wurden hölzerne Zapfen eingetrieben, dann darauf eine Plattform aus Brettern erbaut, um zum Sprengen der Felsen die Vorarbeiten thun zu können. Die erste Meile dieser Bahn kostete $4000, die zweite, dritte und vierte kosteten jede $8000, die fünfte kostete $15,000, die sechste $17,000, die zwei nächsten kosteten jede $8000. Glücklicherweise ging das nicht so fort, denn im oberen Theil des Cannons wird das Thal etwas weiter und die Berge werden niedriger und anmuthiger.



Gehänge zu Deer Creek, Platte Cannon.

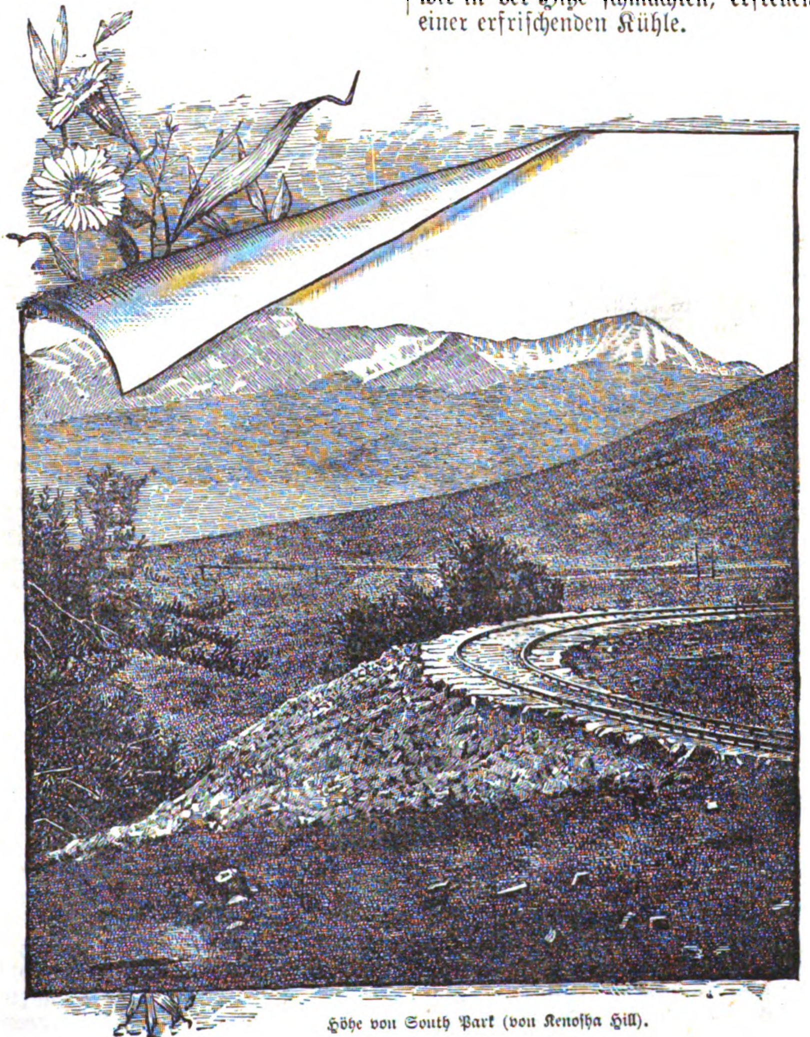
Die Bahn kreuzt Kenosha Summit in einer Höhe von 10,200 Fuß über dem Meeresspiegel, und erreicht hiermit den höchsten Punkt, den eine Eisenbahn in Nordamerika ersteigt. Von hier aus fällt die Bahn beständig dem South Park zu, bis sie endlich den Park selbst erreicht. Wir biegen eben bei Kenosha Summit um einen kleinen Hügel, und plötzlich eröffnet sich unseren Blicken die erhabene Aussicht auf den South Park. Wir denken an Moses, als der Herr ihm von Nebo das Land Kanaan zeigte. Wie Inseln aus der aufgeregten See, so sehen

wir die einzelnen Berggipfel ihre Riesenhäupter über die Wolken emporheben, welche um ihren Fuß herumschweben. Vor uns liegen: der Buffalo Peak, Torrey, Rosa, Elbert, Buckskin, Evans, Broß, Grays und Camerons Peaks und die grauen Häupter der Saguache Range weit über dem Mosquito. Zweihundert Berggipfel, jeder über 13,000 Fuß hoch, können bei schönem Wetter von hier aus gezählt werden, während eine große Zahl kleinerer Bergspitzen zwischen den größeren zerstreut liegen.

Die Wasser des Platte Flusses sind hell und klar und kann man selbst bei einer beträchtlichen Tiefe auf den Grund sehen, das heißt an solchen Stellen, wo das Wasser ruhig ist.

Aus diesem Grunde ist denn auch der Platte Fluß eine gern besuchte Erholungsstätte. Während z. B. in der Clear Creek das Wasser in Folge der vielen Stampfwerke ganz morastig ist und durch das viele Quecksilber, das zum Auffangen des Goldes gebraucht wird, alle lebenden Wesen ersterben, so ist der Platte bis jetzt davon verschont geblieben und unzählige Bergforellen tummeln sich in dessen klarem Wasser.

Da wo das Thal sich etwas ausdehnt, finden wir im Sommer zahlreiche Zelte, die den Erholungssuchenden Schutz gegen die Sonne und den Regen gewähren. Durch die Eisenbahn können sich die Touristen ihren täglichen Bedarf von Denver kommen lassen, und haben eine prächtige Gelegenheit zum Fischfang. Während wir in der Hitze schmachten, erfreuen sich jene einer erfrischenden Kühle.



Höhe von South Park (von Kenosha Hill).

Ein selbstgemachter Mann.

(Nach dem Englischen.)

Unlängst hat England den hundertjährigen Geburtstag George Stephenson's, des Mannes, dem die Welt mehr als irgend einem Andern die Vortheile des Eisenbahnverkehrs zu danken hat, mit großer Begeisterung gefeiert. Ein kurzer Abriß seiner Lebensgeschichte wird wohl auch für unsere Leser interessant sein.

Geboren wurde derselbe am 9. Juni 1781 zu Wylam, einem kleinen Kohlengräberdorfe etwa acht Meilen westlich von Newcastle am Tyne. Noch steht die Hütte, die einst seine Eltern dort bewohnten, ein gewöhnliches zweistöckiges Häuschen mit rothen Ziegelsteinen gedeckt und innen mit vier kleinen Zimmern, wovon das untere links der Familie Stephenson gehörte. Das Haupt derselben, Robert Stephenson, gewöhnlich nur „der alte Bob" genannt, war Heizer an dem alten Pumpwerk der Kohlengrube von Wylam und verdiente als solcher etwa $3 die Woche. Er hatte aber sechs Kinder zu erhalten und mußte sich die Familie während ihres Aufenthalts daselbst sehr kümmerlich durchbringen; selbst bei der äußersten Sparsamkeit reichte der Arbeitslohn des Vaters kaum für das tägliche Brod, für Kleider und Schuhe blieb sehr wenig, für Schulgeld gar nichts übrig. Auch sein nachmals so berühmt gewordener Sohn „Geordie Stevie" konnte weder lesen noch schreiben, als er in's Mannesalter eintrat. Wohl aber hatte ihm eine fromme und strenge häusliche Zucht seine Pflichten gegen Gott und den Nächsten frühzeitig und fest in's Herz geprägt.

Er wuchs ganz wie die übrigen Kinder der Arbeiterfamilien auf. Schon mit sieben Jahren mußte er das Vieh eines Nachbars hüten, damit es nicht den eisernen Schienenweg betrete, der von der Mündung der Grube nach den Werften am Flußufer führte. In seinen Freistunden sah man ihn schon damals oft in der nahen Ziegelbrennerei sich damit beschäftigen, Modelle von den in der benachbarten Grube verwendeten Maschinen in Thon nachzubilden, wobei ihm ausgehöhlte Hollunderstäbchen statt der Dampfröhren dienten.

In seinem 14. Lebensjahre mußte er seinem Vater beim Heizen seiner Pumpmaschine helfen, wofür er täglich eine Schilling Lohn bekam. Eigentlich war er für diese Arbeit noch zu jung, und pflegte sich daher, wenn der Besitzer der Kohlengrube seinen Rundgang machte, zu verstecken, aus Furcht, derselbe möchte ihm als noch zu klein und schwach keine so große Summe bezahlen. Beständig ging sein Dichten und Trachten darauf, einmal Maschinenbauer zu werden, und derselbe Sinn für die Mechanik, der ihn einst zu jenen Versuchen mit den Thonmodellen geführt hatte, ließ ihn auch jetzt, wo er eine wirkliche Maschine vor sich hatte, keine Ruhe: gar manche Stunde des Feierabends verwendete er nach harter Tagesarbeit dazu, dieselbe in ihre Bestandtheile auseinander zu legen, zu reinigen und wieder zusammen zu setzen. Sie wurde in Wahrheit sein Liebling, Begleiter und Spielgenosse.

Mit 18 Jahren hatte er sich bereits über seinen Vater empor geschwungen. Allein damit nicht zufrieden, dachte er alsbald daran, die nächste Stufe auf der Leiter zu ersteigen; aber freilich erforderte dieser Schritt einen festen, entschlossenen Muth. Er stand auf der Schwelle des Mannesalters und konnte noch keinen Buchstaben lesen oder schreiben, war auch sonst in mancher Beziehung unwissender als mancher Knabe, der ihm kaum bis an die Brust reichte. Gar mancher Andere hätte sich durch falsche Scham, Ungeduld und Zeitmangel (denn er hatte jeden Tag volle zwölf Stunden anstrengende Arbeit) von einem solchen Unternehmen, das Versäumte jetzt noch vollständig nachholen zu wollen, abhalten lassen. Nicht so Gordie Stevie, der jede freie Stunde auf's Lernen verwandte, und bald hatte er es soweit gebracht, daß er endlich, ein neunzehnjähriger Jüngling, seinen Namen richtig zu buchstabiren und zu schreiben verstand — daneben hatte er bis zum 21. Lebensjahr durch unermüdlichen Fleiß und regelmäßige Sparsamkeit so viel Geld zusammen gebracht, um in die Ehe zu treten und einen eigenen Haushalt beginnen zu können.

Unmöglich können wir George Stephenson's weitere Laufbahn Schritt vor Schritt verfolgen, so merkwürdig sie auch sein mag. Nur so viel sei gesagt, daß er unablässig fortfuhr, jeden freien Augenblick, den Andere mit bloßen und oft sogar sehr schädlichen Vergnügungen vergeuden, auf seine Weiterbildung zu verwenden. Selbst seine junge Gattin half ihm oft an den langen Winter-Abenden bei'm Erlernen und Einüben der Anfangsgründe der Mechanik, bei'm Ausführen von allerlei Experimenten und Verfertigen von verschiedenen Modellen. Er hatte auch jetzt noch immer sich aufs äußerste anzustrengen, um das nöthige Geld zum Unterhalt seiner Familie herbeizuschaffen und war froh an jedem, auch dem kleinsten Nebenverdienst, z. B. durch Schuhmachen und Schuhflicken, Leistenschneiden, namentlich aber auch Reinigen und Ausbessern von Uhren, worin er eine bedeutende Fertigkeit besaß und schließlich eine große Berühmtheit in der ganzen Gegend als der beste „Uhren-Doktor" sich erwarb. Ja selbst das ehrbare Schneiderhandwerk betrieb er nicht ohne Geschick; noch jetzt existirt an den

Gestaden der Tyne unter den Bergleuten eine gewisse Tracht, die nach dem „Geordie Stevie's Schnitt" gemacht ist.

Am 16. October 1803 wurde ihm sein erster Sohn geboren, der nachmals in der Fabrikwelt einen fast ebenso berühmten Namen, wie der Vater erlangen sollte. Leider aber brach bald darauf eine Zeit schwerer Heimsuchung über die friedliche Heimath des Letzteren herein, seine Gattin starb an der Schwindsucht. Von Noth und Kummer ruhelos umgetrieben, nahm er bald hernach eine besser bezahlte Stelle in einer großartigen Spinnerei bei Montrose in Schottland an. Zu Fuße reiste er dorthin, sein Gepäck auf dem Rücken und war eine Zeit lang als Aufseher an einer der damals noch ganz neuen Maschinen von Boulton und Watt. Aber das Heimweh trieb ihn bald, nachdem er sich die nöthigste Summe erspart hatte, wieder in das alte Haus und zu seinem verwaisten Kinde zurück.

Hier traf ihn ein neues Unglück. Sein Vater war erblindet und lag hilflos und arbeitslos da; kaum reichten seine sauerverdienten Nothpfennige hin, ihn wieder schuldenfrei zu machen und ihm eine kleine Wohnung zu miethen, wo er mit dem Enkel ganz auf den knappen Verdienst seines Sohnes angewiesen war. Dazu kamen die schlechten Zeiten: Kriege, Theurung, Lohnverkürzung und zuletzt Aushebung für den Militärdienst, wovon ihn nur die Bezahlung eines Einstehers befreite, die seine letzten Ersparnisse vollends verschlang. So begann endlich auch ihm der Muth zu entsinken und er entschloß sich zur Auswanderung nach Amerika. Seltsamerweise war es aber gerade sein hartes Mißgeschick und seine äußerste Armuth, die ihn davor bewahrten, denn nur seine gänzliche Mittellosigkeit hielt ihn schließlich davon ab, sich seinen Verwandten anzuschließen und über den Ocean zu setzen.

Doch allmählich wurde seine Lage auch wieder besser und dazu half ihm vor allem seine außerordentlich eingehende und sichere Kenntniß aller Einzelheiten des Maschinenbaus. Wie er früher weit und breit der berühmteste „Uhren-Doktor" gewesen war, so berief man ihn jetzt mit seinem genauen sicheren Blick und seiner kundigen erprobten Hand zur Verbesserung der oft höchst mangelhaft gebauten und ungenügend arbeitenden Dampfmaschinen, welche das Wasser aus den Schachten zu pumpen oder die Kohlen-Wagen auf den Eisenschienen fortzuschieben hatten. Ein paar wohlgelungene Versuche machten ihn auch in diesem Fach bald zum weitberühmten Meister. Besonders verdient einer dieser Erfolge nähere Erwähnung, da derselbe zur ganzen glänzenden Zukunft Stephenson's den Grund legen half: die Abänderung einer für die Grube von Killingworth bestimmten Pumpe. George hatte dieselbe aufsetzen sehen, aber gleich damals, nachdem er sie flüchtig geprüft, mit Gewißheit vorausgesagt, daß sie nichts tauge. Ein ganzes Jahr lang arbeitete man an ihr ohne Erfolg. Der Besitzer ließ endlich Stephenson kommen und versprach ihm, wenn er Abhilfe leiste, so sei sein Glück gemacht. Schon nach vier Tagen war er damit fertig, der Schacht war trocken gelegt und man konnte mit dem Graben beginnen.

In seinem 31. Lebensjahr (1812) wurde er als Maschinist in der Killingsworther Grube angestellt und hatte als solcher auch die Pumpwerke der übrigen demselben Eigenthümer gehörigen Kohlenschachte in der Umgegend zu überwachen. Jetzt brauchte er wenigstens keine grobe Handarbeit mehr zu thun und hatte Muße genug sich auch praktisch seinen Lieblingsstudien zu widmen. Zehn volle Jahre blieb er auf jener Stelle und beschäftigte sich vorwiegend mit den technischen Einzelheiten des Lokomotivbaus, den man damals noch für ein seltenes und gänzlich theures Spielzeug ohne großen Werth für das Leben hielt. Er selbst nannte sie die „Riesenmaschine," die zunächst nur dazu dienen sollte, die Kohlen von der Mündung der Grube nach den einige Meilen entfernten Einschiffungsplätzen am Tyne zu befördern, wofür ein billigeres Mittel als die bisher benützte Pferdekraft zu finden, allmählich ein dringendes Bedürfniß geworden war. Nach jahrelangem mühsamem und eingehendem Studium, glaubte er sich berechtigt, seinen Plan den Pächtern des Killingworther Bergwerks vorlegen zu können. Der einflußreichste derselben, Lord Ravensworth, war bald für denselben gewonnen und so fuhr zum ersten Mal am 25. Juli 1814 eine von Stephenson erfundene und gebaute Lokomotive auf den Schienenstrang jenes Kohlenwerks. Nur lief sie leider nicht viel schneller als ein Pferd (nämlich drei englische Meilen in der Stunde), während ihre Herstellung und Unterhaltung die Kosten eines solchen bei weitem überstieg. Der Erfolg war also ein höchst unbefriedigender.

Aber schon im nächsten Jahre konnte er sich eine neue Lokomotive patentiren lassen, die als das eigentliche Vorbild aller späteren, auch der jetzt noch im Gebrauche befindlichen, angesehen werden darf. Zu diesem Fortschritt trug aber wesentlich auch der Umstand bei, daß sich die Nothwendigkeit einer besseren Verbindung der Großstädte Englands allmählich immer allgemeiner fühlbar machte und die Besprechungen und Vorschläge über die beste Methode derselben damals das öffentliche Interesse in hohem Grade auf sich gezogen hatten. Bis jetzt hatten acht Jahre lang Stephenson's Lokomotiven ihre

tägliche schwere Arbeit auf den Schienen der Killingworther Kohlenbahn zu voller Zufriedenheit gethan, ohne daß man sonderlich darauf geachtet hätte; um so genauer und sorgfältiger aber hatte ihr Erfinder und Erbauer diese ganze Zeit über jeden Fortschritt eines neu aufgetauchten Plans zu einer Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington überwacht.

Eines schönen Morgens klopften an der Thüre des Herrn Pease in Darlington, des Hauptunternehmers des dortigen Bahnbetriebs, zwei Fremde an, wovon der Eine im breitesten Northumberland-Dialekt sich ohne weitere Umschweife als den „Maschinisten von Killingworth" vorstellte und sehr zuversichtlich von seinen Plänen und Vorschlägen redete. Er behauptete, die von ihm schon seit Jahren daselbst benützte Lokomotive repräsentire 50 Pferdekräfte und suchte Herrn Pease und die übrigen Direktoren zu bestimmen, dieselbe statt der Pferde, womit sie den Verkehr auf ihre Bahn zu betreiben beabsichtigten, in Anwendung zu bringen; und als jener sein Erstaunen über diese Zumuthungen nicht länger verbergen konnte, erwiderte ihm Stephenson ganz einfach: „So kommen Sie nach Killingworth und überzeugen Sie sich selbst!" Herr Pease that es und sein Besuch fiel so befriedigend aus, daß er mit Stephenson in Geschäftsverbindung trat und eine Lokomotivwerkstätte in Newcastle errichtete, zugleich vermittelte er Jenem eine Anstellung als Ober-Ingenieur der Stockton und Darlington Eisenbahngesellschaft mit sehr gutem Gehalt.

Von jetzt an begann für George Stephenson ein ganz neues Leben, worin sich Erfolg an Erfolg reihte, bis er zuletzt in der öffentlichen Achtung eine der hervorragendsten Stellen einnahm. Doch fehlte es auch nicht an mancherlei Kämpfen und Schwierigkeiten. So hatte sich z. B. bei der Vermessung der Bahnstrecke von Liverpool nach Manchester ein Volksaufstand gegen die Vermessungsbeamten erhoben, als sie mit ihren Instrumenten die Felder der Farmer betraten. Von den Landeigenthümern aufgereizt, setzten sich dieselben zu handgreiflicher Gegenwehr mit Mistgabeln, Sensen, Schaufeln und Dreschflegeln, selbst Weiber und Kinder griffen zu Steinen und Stöcken. Auch sonst erhoben sich allerlei zum Theil höchst seltsame Einwendungen gegen die Lokomotiven: sie stören die Kühe in ihren Weiden und die Hennen in ihrem Legen, sie vergiften die Luft und tödten die Vögel, verscheuchen das Wild und machen durch ihren Rauch das Land unbewohnbar 2c.

So stieß die Vorlage zur Genehmigung der genannten Bahn selbst im Parlament auf unsägliche Schwierigkeiten und Stephenson mußte sich vor demselben einer mehrtägigen, sehr genauen Prüfung unterwerfen, und zwar vor einer ihm sehr feindseligen und an Macht weit überlegenen Kommission. Ja selbst seine Freunde wurden nun etwas mißtrauisch gegen ihn; man sagte, er mache sich doch wohl etwas zu übertriebene Hoffnungen in Bezug auf seine Lokomotiven, ja der „Rath" der Eisenbahn-Gesellschaft erklärte ihn sogar, wenn er glaube zehn Meilen in der Stunde machen zu können, für reif für das Irrenhaus! Auch viele seiner eigenen Fachgenossen stellten sich gegen ihn und er hatte viele Beleidigungen von ihnen zu erfahren, nicht blos an seinem gesunden Menschenverstand, sondern selbst an seiner Ehrlichkeit schienen Viele zu zweifeln. Er selbst sagte später oft, er habe damals auch nicht einen einzigen Ingenieur in ganz England auf seiner Seite gehabt. Er stand ganz allein, ein einfacher Mechaniker vom Lande, der ganzen geschlossenen Schaar der einflußreichen und zunftgelehrten Meister des ganzen Landes gegenüber. Schließlich aber sollte doch seine Lieblingsidee, wie überhaupt alle großen Gedanken und Wahrheiten, trotz allen anfänglichen Schwierigkeiten, zum Ziele kommen.

Aber zunächst schienen allerdings seine Aussichten unsicherer als je. Jenes Gesuch zum Bau einer Bahn wurde vom Parlament zuerst ganz abgewiesen, dann zwar von den Direktoren das Jahr darauf erfolgreich durchgesetzt, aber doch galt Stephenson in Folge einer Aeußerung des späteren Baron Alderton, der behauptet hatte, derselbe sei das absurdeste Ding, das je in eines Menschen Kopfe gewachsen, bei der oberflächlich urtheilenden Menge noch immer für einen Ignoranten, ja sogar für wahnsinnig und seine Freunde zogen sich mehr und mehr von ihm zurück. Es wurden zur Herstellung der Bahn andere Ingenieure angestellt und damit stillschweigend zugestanden, daß man vom Betrieb durch Lokomotiven ganz absehen und nur Pferdekraft benutzen wolle. Schließlich sah man sich aber doch wieder genöthigt, Stephenson als Oberingenieur der Gesellschaft mit einem jährlichen Gehalt von tausend Pfund Sterling anzustellen.

Der Bahnkörper war nahezu schon vollendet, als es sich noch immer um die Frage handelte, welche bewegende Kraft man benützen wolle. Stephenson, der es jetzt nur noch mit den Direktoren zu thun hatte, suchte seinen alten, einst mit Verachtung zurückgewiesenen Plan wieder auf's Neue mit aller Kraft zur Ausführung zu bringen. Die Direktoren ließen sich schließlich dazu bewegen, einen Preis von $500 für die beste Maschine auszusetzen, die an einem bestimmten Tage gewisse Leistungen auf die zweckmäßigste Weise erfülle.

Die „Gelehrten" zuckten darüber lächelnd die Achseln, George Stephenson aber und sein Sohn begannen in aller Ruhe mit den Zurüstungen, und am bestimmten Tage war die berühmte Lokomotive „Rakete", in Newcastle gebaut, mit drei andern zum Wettkampf bereit. Derselbe war schnell entschieden und machte jedem weiteren Zweifel ein Ende. Von den andern Maschinen kam die eine überhaupt gar nicht in Gang, die andere kam schon unterwegs in Unordnung, die dritte brach in Folge eines Zerspringens des Dampfkessels auseinander, die „Rakete" blieb Siegerin. Stephenson hatte ihr einen Wagen für dreißig Personen angehängt und sauste mit ihr in einer Geschwindigkeit von 25 Meilen die Stunde dahin zum Erstaunen und Entzücken einer zahlreichen Zuschauermenge und gewann den Preis.

Von jetzt an folgte eine Verbesserung der andern mit unglaublicher Geschwindigkeit, und die Welt schaute fortan mit Ehrerbietung und Hochachtung auf den Mann, der als armer bildungsloser Bauernknabe seine Laufbahn begonnen hatte, aber durch seine staunenswerthe Ausdauer ein Wohlthäter für die Menschheit geworden war, wie wenige. Selbst seine Feinde beugten sich der Macht seines Genies und wurden seine willigen Diener.

Im Jahre 1842 zog sich Stephenson vom praktischen Geschäft zurück und widmete seine Zeit theils dem Betriebe seiner zahlreichen Kohlengruben, theils dem Studium der Gartenbaukunst, kehrte aber immer wieder zu seinen Lokomotiven zurück und brachte immer neue Vervollkommnungen des Mechanismus an. Der Tod ereilte ihn am 12. August 1848, mitten unter diesen friedlichen Beschäftigungen und ohne daß seine geistigen Fähigkeiten und seine energische Kraft spürbar abgenommen hätten, in Folge einer plötzlich sich einstellenden Lungenblutung. Er war 67 Jahre alt geworden und ist auf dem Friedhof der Trinity Church in Chesterfield begraben. Ein einfacher Grabstein bezeichnet den Ort.

Schloß und Hütte.

Erzählung eines englischen Pastors, mitgetheilt nach **Elise Oehler.**

(Schluß.)

Mariens Herz hatte in letzter Zeit gar vieles gelernt, aber sie behielt es alles für sich. In Folge ihrer Verheirathung fühlte sie sich ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Heiligen auf Erden. Jene Gemeinschaft konnte sie mit ihrem Gemahl nicht haben, und Gefühl, Nachsicht und Liebe verhinderten sie, von dem Mangel, den sie in ihrem Herzen so nahe dem seinigen fühlte, Andern zu erzählen.

Von dem Tod ihres Kindes an war sie zu ihrem ersten Stand zurückgekehrt. Sie hatte sich wieder unbedingter in die Hände ihres himmlischen Vaters übergeben, um von ihm gelehrt und geleitet zu werden. Sie hatte ihre Schwäche und Sündhaftigkeit gefühlt, und anstatt ihre Kräfte im Klagen zu erschöpfen, bat sie um mehr Treue, um auf dem Weg, der zum Leben führt, ohne Abweichen weiter zu pilgern. Ihr Leben war Gott mehr gewidmet, und doch habe ich Grund zu glauben, daß es in den Augen ihres Gemahls deßhalb nicht weniger lieblich war; ihr Herz war voll Friede und Liebe, sie besänftigte seine Sorge und belebte seine Hoffnungen. Doch die ganze Zeit fühlte Marie, daß sie sterben würde. Meine theure Freundin hatte seit der Geburt ihres ersten Kindes ihre Gesundheit nicht wieder erlangt. Sein schmerzhafter Tod war für ihre zarte Natur ein zu heftiger Sturm gewesen, und obgleich sie ihn besser zu ertragen schien, als ihr Gemahl, so daß sogar ihre eigenen Eltern dachten, des Vaters Kummer sei der heftigste, so fühlte sie, daß sie zuerst es sein würde, die ihrem Liebling in das Land des Friedens nachfolgen werde. Sie schien zu scherzen; denn ihr Aussehen war besser als je und ihr Lächeln lieblicher, aber die Saite sprang, als die Harmonie am schönsten war.

Marie sollte nicht zum zweiten Mal Mutter eines lebenden Kindes werden. Als ich sie zum ersten Mal in ihrem Bette sah, von dem sie nie wieder aufstehen sollte, hatte der Arzt soeben die Worte gesprochen: „Keine Hoffnung."

Ich verließ das Schloß nicht wieder, außer wenn ich eine Amtshandlung verrichten mußte. Als ich von einem solchen Gang nach kurzer Abwesenheit zurückkehrte, sah ich sie zum letzten Mal, die ich wie mein eigenes Kind geliebt hatte.

Marie ruhte halb aufgerichtet in den Armen ihres Gemahls, ihr Kopf ruhte an seiner Brust, ihre Augenlider waren geschlossen, und eine genaue Beobachtung war nöthig, um sich zu überzeugen, daß noch ein schwacher Lebensstrahl über ihre Züge gleite, welche schon beinahe die Ruhe des Todes angenommen hatten. Sie schlief nicht, sie war vielmehr augenscheinlich in einer jener geheimnißvollen Entzückungen, die oft bei Sterbenden wahrgenommen werden, wo wir nicht wissen, ob sie beim Bewußtsein sind, oder nicht, ob sie unsere Worte hören, oder unsern Kummer fühlen. Während sie so da lag, knieten wir Alle um ihr Bett, wir beteten nicht,

wir hielten unsere Gedanken in feierlicher Sammlung, und unsere Seelen beugten sich in Ehrfurcht vor dem Herrn. Plötzlich flüsterte ihre Mutter in großer Erregung die Worte: „Seht!"

Unsere Augen wandten sich auf Marie, die ihrigen waren vollkommen geöffnet — aber welch' ein Ausdruck! er war nicht mehr von dieser Welt. Sie hefteten sich in's Leere, aber mit dem anbetenden Ausdruck eines Seraphs. Dann leuchtete ein Lächeln als eines lieblichen Willkomms über ihr ganzes Gesicht hin und von überirdischer Schönheit übergossen sprach sie mit sanfter Stimme: „Mein Kind."

M. zitterte, seine Züge waren krampfhaft verzerrt in Todesangst. Aber im Anschauen von Dingen, die kein anderes Auge bemerkte, strahlte das Gesicht der Sterbenden wieder in entzückter und anbetender Bewunderung, und ihre Lippen murmelten leise: „Wie schön! — sie sind alle da — und Heinrich!" *)

Ihre Hand erhob sich sachte — ein weiteres süßes Lächeln, das einem Beifallslächeln ähnlich war — und die Hand fiel herab, der Kopf sank leicht zurück auf die Kissen — ein Augenblick — und ich nahm sie aus den Armen des verwittweten Gemahls, der wankte und ohnmächtig zu Boden fiel.

Ich übergehe die nachfolgenden Jammerscenen. Ueber zwei Monate hielt sich Herr M. in dem Schloß eingeschlossen. Alle Zimmer, mit Ausnahme des Bibliothekzimmers, waren abgeschlossen. Da begrub er sich selbst, er weigerte sich, Jemanden zu sehen, oder die Räume zu verlassen. Plötzlich verließ er das Schloß und reiste auf den Continent. Die Last des Kummers und der Einsamkeit waren ihm unerträglich geworden, aber in der Selbstsucht eines Weltmannes reiste er ab, ohne von Mariens verlassenen Eltern Abschied zu nehmen. Er konnte den Schmerz nicht ertragen, den ihre Gegenwart ihm verursacht haben würde. Ich hatte ihn seither nur einmal gesehen nach der Beerdigung, wo er kalt erschien, zurückhaltend und stolz, und da er den Trost nicht kannte, vor Gott sein Herz auszuschütten und durch Temperament oder Gewohnheit abgeneigt war, es seinen Mitmenschen gegenüber zu thun, so verschloß er seine Gefühle in seiner leidenden Brust. Er hinterließ indessen einen sehr freundlichen Brief für die T—'s und machte seinen Schwiegervater zum Vollstrecker aller Liebeswerke, die nach dem Sinn und Willen seiner seligen Frau ausgeführt werden sollten. Was die Ausführung selbst betraf, so überließ Herr T. mir die näheren Bestimmungen.

*) Ihr zehn Jahre früher verstorbener Bruder.

Mariens betrübte Eltern blieben allein, sie beugten sich unter die züchtigende Hand Gottes, fühlten jedoch auch bei dieser Heimsuchung seine väterliche Liebe.

Mit zerbrochenen und zerknirschten Herzen waren sie zurückgekehrt. Sie wandten ihr Angesicht nach Zion. Wo ihre Liebsten waren, dorthin ging fortan all ihr Sehnen. Ihr Ehrgeiz war bei jedem Schritt vereitelt worden. Sie hatten gehofft, ihr Name würde sich durch den Sohn ihrer Tochter forterben. Das erste Kind hatte Eduard T— M— geheißen, das zweite sollte nur den Namen T— tragen und ihr Gut erben, während der älteste Sohn seines Vaters Namen und Ländereien einst erhalten sollte. Das waren ihre irdischen Hoffnungen — und so endeten sie. —

Ich glaube, das Hauptrezept für alle Leiden war damals wie jetzt — Luftveränderung. Mehrere Monate, nachdem der Schloßherr fortgereist war, wurden Herr und Frau T— angewiesen, seinem Beispiel zu folgen.

Ich hatte in der letzten Zeit viel gelitten und erschrak bei dem Gedanken, nun von Allen, die meine ausschließliche Gesellschaft gebildet hatten, vollständig verlassen zu werden, und obgleich ich über zwanzig Jahre nie meine Stelle geändert hatte, noch gewünscht, sie zu ändern, konnte ich meinen Freunden die dringende Bitte nicht abschlagen, sie zu begleiten.

Nachdem ich einige Zeit mit ihnen verweilt und viel Gutes genossen hatte, ließ es mir keine Ruhe, wieder heimzukehren.

Als ich wieder in der Stille des Abends durch Oakfield kam, beschäftigten sich meine Gedanken mehr mit der Vergangenheit, und ich schlug den Weg durch die Felder ein, den ich mit M. und Marie den Abend vor ihrer Hochzeit gegangen war. Damals stand das hohe Gras noch und jetzt war es abgemäht. Unwillkürlich mußte ich an das Wort des Herrn denken: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume, das Gras verdorret und die Blume fällt ab, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit."

Die große Buche, unter der Marie gestanden war, als die Abendsonne ihr sanftes Gesicht beleuchtete, war noch da und noch grün. Da stand sie, als wir von der Glückseligkeit des jungen Mannes sprachen, den wir kurz zuvor sterben gesehen hatten mit dem festen Glauben und der gewissen Hoffnung auf Unsterblichkeit. Sie hatte an dieser Hoffnung Theil genommen und nun war bei beiden die Hoffnung zu Ende. Sie hatten erreicht, was sie gehofft. Während ich so dachte, sah ich die elende Hütte der armen unglücklichen Hanna vor mir liegen. In diesem Augenblick bekam ich den wunderbaren Eindruck, als ob sich plötzlich vor mir ein düsteres, finsteres

Gefängniß aufgethan hätte inmitten einer sonnigen Landschaft. Der Contrast zwischen jener „Hoffnung auf die Unsterblichkeit" und dieser Stätte der Verzweiflung war schmerzlich. Der Riese Verzweiflung hielt seinen elenden Hausgenossen fest gebunden in Elend und Eisen. Dunkler Unglaube schloß das Licht und die Freiheit des Evangeliums von ihrer Seele aus. Ich hatte für einige Zeit meine Besuche bei ihr aufgegeben und mich damit begnügt, ihr das geringe Almosen, das von den Reichen zusammen gelegt wurde, zu schicken. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß meine Beweisgründe nur zur Gotteslästerung Veranlassung gaben, meine Ermahnungen nur Aerger erregten, daß es wirklich hieße, „die Perlen vor die Säue werfen." Doch konnte ich nach einer solch langen Abwesenheit nicht an ihrem Hause vorbeigehen, ohne mich nach ihr zu erkundigen. Ich ging auf die Thür zu, aber als ich eine Stimme hörte, stand ich still. Des feierlichen Tones halber dachte ich, es wäre der Geistliche, dem ich sie empfohlen hatte, der mit ihr über ihr Seelenheil spreche, und war begierig zu erfahren, ob er eine bessere oder erfolgreichere Methode aufgefunden habe, als ich schon angewandt hatte. Ich blieb stehen und lauschte, ich verstand leicht alles, was gesprochen wurde.

„Und warum nicht, meine arme Freundin," sagte eine sanfte, mitleidige Stimme, „wenn Sie drei Theile Ihres Lebens im Irrthum verlebt haben, so ist dies kein Grund, weßhalb Sie im letzten Viertel nicht zur Wahrheit zurückkehren könnten. Sie brauchen Trost unter allen Leiden dieser Welt, und ich kann Ihnen aus Erfahrung sagen, daß es keinen Trost giebt, als in der Hoffnung auf eine Zukunft, auf eine selige Ewigkeit. Wollen Sie mir dies nicht glauben?"

„Sie haben selbst gelitten, Herr," sagte Hanna, einer bestimmten Antwort ausweichend. „Sie haben Kummer genug durchgemacht, und Sie verdienten das nicht, denn Sie waren stets gut und freundlich, aber doch ist Ihr Schmerz nicht wie der meine. Sie sind reich und angesehen, Sie können Freunde haben."

„Ach," entgegnete hierauf eine wehmüthige Stimme, „was nützen mir Reichthum, Ansehen und Freunde, sie machen nicht glücklich. Ich fühlte das wie Hiob, es waren leidige Tröster. Ich war mit ihnen so elend, vielleicht noch viel elender, als Sie es sind ohne sie. Nun habe ich alles, was ich wünschte. Denn Gott hat die schmerzhafte Leere meines Herzens ausgefüllt, ich habe einen Frieden, den die Welt nicht geben kann. In meinem Kummer hörte ich des Erlösers Stimme: „Komm zu mir, so will ich dir Ruhe geben." Nun wünschte ich, daß Sie, arme Leidende, Ihr Herz demselben Erlöser geben wollten, daß Sie verstehen möchten die geheimnißvollen Wege Gottes mit seinen Geschöpfen, und erkennen, daß manche mehr als andere gezüchtigt und bestraft werden müssen, um zu Christus geführt und zur frommen Ergebung in Gottes Willen bereitet zu werden. Das ist das Ende aller unserer Leiden hier unten, daß die natürliche Sündhaftigkeit abgethan werde, daß wir bereuen möchten und an Jesum glauben, und daß die Frömmigkeit und Ergebung Jesu in uns eingepflanzt werde."

„Ich habe Ihnen schon gesagt," entgegnete Hanna in aufgebrachtem Ton, „daß ich nichts von solchen Dingen weiß. Keines von uns kann in die Zukunft blicken, und eines mag so gut Recht haben, als das andere. Ich habe nicht mehr gesündigt, als andere, und ich habe für dieses Leben genug gelitten; wenn ich im andern Leben wieder leiden muß, so kann ich nichts dafür."

„O ja, Sie können dafür. Sogar in diesem Leben können wir die Leiden, die über uns kommen, vermeiden, denn sie sind gewöhnlich die Folge unserer eigenen Fehler und Sünden. Gott züchtiget und lehrt uns als Kinder, die er nicht dem Tod überlassen will, sondern für das ewige Leben vorbereiten. Aber in Hinsicht auf jene Welt können wir unzweifelhaft unsere Leiden abwenden, da Gott uns einen mächtigen Helfer geschenkt hat. Er hat so die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denken Sie an diese Liebe, arme Dulderin, das wird Sie trösten. Sie liebten Ihre Kinder und wagen es, Gott zu tadeln, daß er sie Ihnen genommen hat. Gott liebte seinen Sohn, und doch gab er Ihn für uns alle."

„Denken Sie an diese Liebe, dann werden Sie den lieben, der Sie zuerst geliebt hat. Ihr Pastor ist abwesend, ich habe nur als Leidensbruder zu Ihnen gesprochen. Aergern Sie sich nicht über das, was ich gesagt habe! Und nun Gott befohlen! Möge Sein Friede mit Ihnen sein!"

„Aergern, Herr!" rief Hanna, als der Sprechende sich anschickte, fort zu gehen, „es ist nur Güte von Ihnen, daß Sie, ein solcher Herr, mich ein solch armes Geschöpf besucht haben. Es ist nicht Ihr Beruf, Religion zu lehren, — Ihr Herz muß in Wahrheit davon erfüllt sein."

M—, denn er war es, hob seine Hand warnend auf und schüttelte mißbilligend seinen Kopf. Ich sah ihn jetzt, doch er sah mich noch nicht, als er Hanna entgegnete: „Denken Sie nur an die Liebe Gottes, und hüten Sie sich, ferner gegen diese Liebe zu sündigen, indem Sie Seine Diener beleidigen."

Er trat aus der Hütte, fuhr zurück und

ergriff meine Hand. Ich nahm seinen Arm mit bewegtem Herzen, ich war so überwältigt, daß ich nicht im Stande war zu sprechen. Wir gingen einige Augenblicke stillschweigend neben einander her. Herr M.... brach zuerst das Schweigen. „Der Tod meiner Marie," begann er in einem Tone ehrerbietigen Gefühls, bei dem Namen eine Pause machend, als ob er ihn in seinem Gedächtniß wiederhallen lassen wolle, „hat mehr für mich gethan, als ihr Leben je gethan haben könnte. Er hat mich von der Wirklichkeit einer zukünftigen Welt überzeugt und von der Nothwendigkeit des christlichen Glaubens."

Dann fuhr er fort, mir ohne seine frühere Zurückhaltung von der Veränderung zu erzählen, die in ihm vorgegangen sei. Er sprach frei und offen von seinem ehemaligen und jetzigen Stand. Er erzählte mir, wie er zur Einsicht von der Eitelkeit alles Irdischen gekommen sei, er gestand mir, wie trotz aller besseren Vernunft, auf die er sich verlassen habe, ein Gefühl des Unbefriedigtseins sein Herz ergriffen habe, als er zum ersten Male in das Schloß gekommen sei und im Umgang mit unserer edlen, durchaus wahren Marie etwas ganz anderes, ganz Neues, ja Erneuerndes gefunden habe. Dort habe er häufiger als je zuvor von der Wahrheit der christlichen Religion gehört. Wenn sie jedoch der Religion halber ihm abgeschlagen hätte, sein Weib zu werden, so hätte er dies für scheinheiliges Wesen und blinden Eifer gehalten. So groß und tief ist die Verkehrtheit des menschlichen Herzens, daß ihre Einwilligung zur ehelichen Verbindung ihn in der traurigen Verfassung seines Herzens von damals bestärkte.

Der Mangel an Uebereinstimmung machte sie ihm nicht weniger lieb. Doch für den Eifer, mit dem sie ihn für ihre Ansicht gewinnen wollte, hatte er nur ein Lächeln.

Mariens Gefühle nach ihrer Verheirathung habe ich erzählt, doch erst auf ihrem Sterbebett wurden sie ihrem Gemahl vollständig bekannt. Erst da gestand sie ihm, wie der Mangel an Uebereinstimmung bittere Reue in ihrer Ehe verursacht habe. Erst sterbend beklagte sie die Liebe, die keine Hoffnung habe, die in dem Grab ende, das sie trenne. Hier drückte sie die Angst ihrer Seele aus, die von den zärtlichsten Banden der Erde abgerissen werde, ohne die Aussicht auf eine Vereinigung im Himmel.

M— war nun zur Erkenntniß gekommen, daß Christen fallen können und bestraft werden mögen, aber ihnen auch wieder aufgeholfen werde.

Er liebte es nicht, Jemanden seine Gedanken zu offenbaren, er suchte Zuflucht vor ihnen in der Gesellschaft seiner ehemaligen Bekannten. Aber der Stachel saß in seinem Herzen, und diese Gesellschaft drückte ihn noch tiefer. Er sah einen von ihnen, einen Ungläubigen sterben — sterben wie er, der ausrief: „alles vor mir ist dunkel, und alles hinter mir ist Eitelkeit." Dann dachte er an den armen Hüttenbewohner „Hoffnung voll Unsterblichkeit", er dachte an das sterbende Angesicht seiner Marie, und er fühlte, daß es sich hier um wirkliche Dinge der unsichtbaren Welt handle, welche durch göttliche Einwirkung den Einen zu Theil werde und den Andern nicht.

Er kehrte in sein Schloß zurück.

Der unsaubere Geist war aus dem Mann ausgefahren und der göttliche Geist regierte ihn ferner, nicht mehr seine Vernunft.

M— erzählte mir, daß er bald nach seiner Rückkehr in das Schloß nach Oakfield gegangen sei, in der Voraussetzung, dort Niemand anzutreffen. Dort ging er in das hübsche, kleine Wohnzimmer, das Mariens Zimmer von ihrer Kindheit an genannt worden war. Ihre zärtlichen Eltern hatten dort alles genau so gelassen, wie sie es verlassen hatte. Sogar ihre Bibel lag noch auf dem kleinen Tisch, wo sie immer gelegen hatte. Hier lagen ihre Musikalien und ihre Arbeit. Jasmin und Rosen hingen in Büscheln über dem Fenster, gerade so wie damals, als sie das Zimmer für immer verlassen hatte.

Doch während der verwittwete Gatte und der kinderlose Vater hier saß, und während der Geist der Verstorbenen mit all seinen süßen und traurigen Erinnerungen seine Seele erfüllten, fühlte er einen tiefen Frieden und eine Freude bei dem Gedanken, daß seine Marie selig sei. Dann stiegen in ihm die alten Zweifel auf, ob auch er einst selig werden würde, wenn der Tod, um den er in seinem tiefsten Kummer unüberlegt gebeten hatte, ihn in die unsichtbare Welt riefen, wo seine Einbildung weilte.

Er rief sich den Satz, der ihn so mächtig ergriffen hatte, als ihn Marie den Abend vor ihrer Hochzeit wiederholte, ins Gedächtniß. Er erhob sich beinahe unbewußt von seinem Sitz, wo er so oft an ihrer Seite gesessen hatte, ging auf den Tisch zu und öffnete die Bibel, welche ihr Vater ihr gegeben hatte, so bald sie im Stande war zu lesen, und welche Vater und Mutter zum Andenken an sie zurückbehalten hatten.

Marie wußte, daß dieser Vers einen Eindruck auf seinen Geist gemacht hatte. Bevor sie ihre Heimath als seine Braut verlassen hatte, hatte sie an dieser Stelle ein Zeichen eingelegt. M— öffnete das Buch, das Datum des Monats und Jahres war mit Bleistift auf dem Rand bemerkt. Das Datum ihres Hochzeitstages war gegen die Worte geschrieben: „es ist dem Men-

schen gesetzt, einmal zu sterben, darnach das Gericht."

M— schloß das Buch. Er blieb noch in dem verödeten Zimmer, aber er lag auf seinen Knieen. Er bat, er flehte und er empfing, er suchte und fand. So war es denn wahr, daß das Sterbliche sich einsenkt in das Unsterbliche, das Endliche in das Unendliche, das Geschöpf in den Schöpfer. Die menschliche Vernunft unterwarf sich der Offenbarung Gottes, und das schmerzerfüllte einsame Herz, das einen Ruheplatz suchte, das sich nach Frieden sehnte, das nach Liebe verlangte, fand Alles, indem es den Erretter fand, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt.

Es war ein schöner und wahrhaft natürlicher Beweis von der Geburt der göttlichen Liebe in seiner Seele, daß dieser ehemals hochmüthige und eingebildete Mann zuerst an die arme elende Gotteslästerin dachte, deren zorniges Temperament und empörende Gottlosigkeit sie zum Gegenstand des Abscheus der ganzen Gemeinde gemacht hatten. Er gedachte ihrer als des ersten Gegenstandes seiner neugebornen christlichen Liebe. Wie Christus gethan hätte, so ging er in ihre elende Hütte. Er war schon einmal dort gewesen, bevor ich ihn dort getroffen hatte. Er hatte ihr von seiner Bekehrung von einem Tod in Sünden zu einem Leben der Gerechtigkeit und Liebe erzählt. Er hatte ihr gesagt, daß nun Gott sein Vater sei durch Christum Jesum, daß in seines Vaters Hause viele Wohnungen bereit seien für die erlösten Sünder der Erde. Unter diesen könnte auch sie voll Sünde und Gottlosigkeit, wie sie war, durch Reue und Glauben einen Platz finden.

Selbst bekannt mit dem Unglück hatte er Andere zu bemitleiden gelernt.

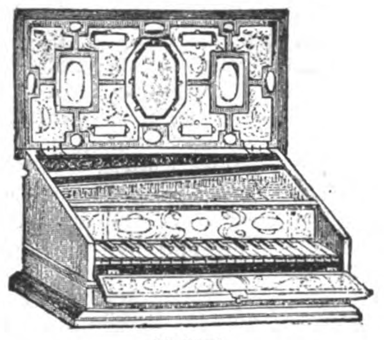
Als Herr und Frau T — heimkehrten, fanden sie anstatt ihrer verlornen Tochter einen Sohn. M— war eine von den verschlossenen Naturen, die man nur im allernächsten Umgang kennen lernen kann. Die Eltern seiner Frau hatten oft zu mir gesagt, sie haben sich beim ersten Zusammentreffen bei Tisch eben so wenig vertraut mit ihm gefühlt, wie hernach. Eben diese Zurückhaltung hatte er gegen Marie allein nicht beibehalten, weßhalb er ihr so theuer wurde, und dies war es, was ihm ihren Verlust zehnfältig verbittert hatte. Aber nun war das Alte vergangen. Der Mann lebte nicht länger sich selbst, die Selbstsucht der gefallenen Natur wurde durch die Liebe Christi überwältigt. An den Verlust der Eltern hatte er nicht gedacht, so lange sein eigener ihn so tief schmerzte. Nun fühlte er für sie; er suchte sie wieder glücklich zu machen, er wollte denen ein Sohn sein, für die er nach göttlichem Willen der Grund für den Verlust ihrer Tochter gewesen war. Und es gelang ihm, sie wurden glücklich — glücklich, indem sie sahen, wie der Tod ihres theuren Kindes die Quelle eines neuen Lebens geworden war, glücklich in dem Gedanken, daß durch sie eine weitere Seele zur Erkenntniß gekommen war. — Eine weitere? — mehr als eine, denn M — war das Mittel, Viele zur Gerechtigkeit zu führen. Zu diesen gehörte auch die alte Sünderin Hanna.

Musikalische Instrumente.

Von H. A. Schrötter.

Soweit haben wir die Saiten streichen oder reißen müssen, um denselben Töne zu entlocken. Daß es dabei ganz bedeutend auf das „Wie" der Ausführung ankömmt, wird wohl schon jeder empfunden haben, der ein einigermaßen wohlgebildetes Ohr besitzt. Dies ist aber eine gemeinsame Eigenthümlichkeit aller Instrumente, daß sie sich nicht in eines jeden Hand in ihrer geheimen Schönheit und tiefen Fülle zu erkennen geben. Am meisten ist dies aber bei den Tasten-Instrumenten der Fall, weil da der Ton nicht erst vom Spieler durch einige gewisse schöpferische Thätigkeit geschaffen zu werden braucht, sondern nur in der einmal vorhandenen Höhe oder Tiefe angeschlagen werden braucht. In Folge dessen spielen so viele Tasten-Instrumente, denen es weit besser wäre, wenn sie statt dessen Kraut hobelten. Zuweilen trägt an den Jammerklängen allerdings auch

Clavichord.



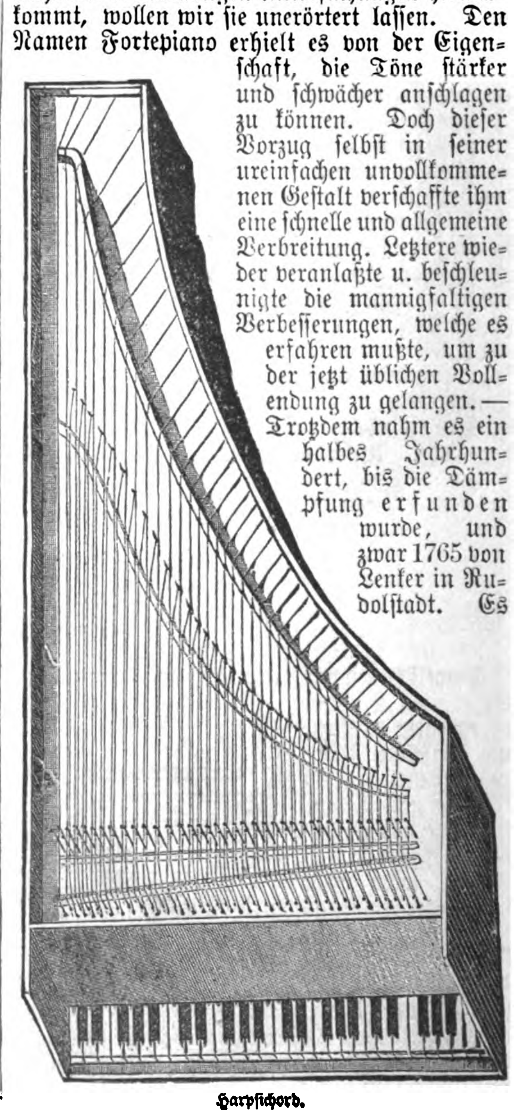
Clavichord.

der Verfertiger der Instrumente Mitschuld, doch selbst den vorzüglichsten Instrumenten werden oft ohrenzerreißende Harmonien entlockt. Drum denke doch nicht Jeder, der da mit einiger Fingerfertigkeit die geduldigen Tasten hämmern kann, daß er vom lieben Gott mit besonderen musikalischen Gaben ausgerüstet sei.

Die Entstehung der Tasten-Instrumente hat eine umfassende Geschichte, und von Jahr zu Jahr wird dieselbe durch alle mögliche sogenannte Verbesserungen bereichert. Wie alle Saiteninstrumente, haben sie sich von dem Monochord (Einsaiter) nach und nach entwickelt. Die über einem Resonanzkasten gespannte Saite lief über einen beweglichen Steg, der verschoben werden konnte und nach den auf dem Resonanzkasten angegebenen Stellungen den klingenden Theil der Saite abgrenzte nnd dadurch verschiedene Töne bestimmte. Mit der Zeit wurde die Zahl der Saiten vermehrt, bis man deren acht aufgezogen hatte. Um nun das ewige Verstellen und Richten der Stege zu vermeiden, erfand Tangentenmechanismus, Stifte, welche durch Anschlag von Tasten gegen die Saite als Steg gedrückt wurden.

Damit sehen wir das Clavichord vor uns; ein dreieckiger, wohl auch länglich viereckiger Kasten mit Messingsaiten und Klaviatur sammt Anschlagvorrichtung. Anfangs hatte das Clavichord nur zweiundzwanzig Töne, im sechzehnten Jahrhundert wurde der Tonumfang auf vier Octaven gebracht. Mit manchen anderen Verbesserungen versehen, ging es nun vielfach unter dem Namen Clavicitherium. Bald erweiterte man das Instrument durch eine fünfte Octave, um in diesem Umfang für lange Zeit zu bestehen.

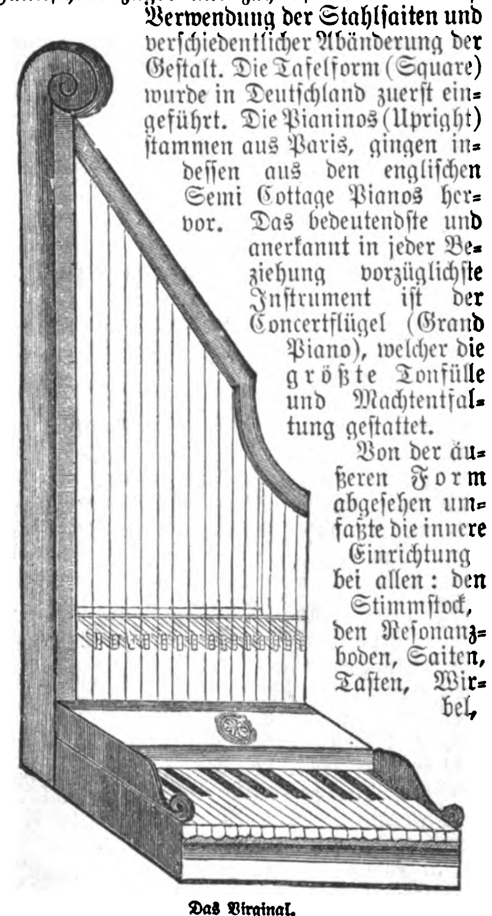
Aus diesem Instrument entwickelte sich das Clavicymbal in Form eines abgestutzten Flügels, auch Kielflügel genannt, weil die Saiten durch Rabenkiele angeschlagen wurden. Das Clavicymbel entstand zu dem Zweck, um die tieferen Saiten auf die nöthige Länge zu bringen, damit ein kräftiger Ton erzeugt würde. Es erfreute sich einer großen Beliebtheit und wurde bis in unser Jahrhundert hinein nicht nur daheim, sondern sogar in Concert- und Orchestervorstellungen benützt. Ihm nahe verwandt war das Virginal, in Deutschland Hackebrett genannt. Dieses vervollkommnete Pantaleon Hebenstreit im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu dem nach ihm benannten Pantaleon, dessen Saiten mit Hämmern, die frei in den Händen geführt wurden, stärker oder schwächer angeschlagen werden konnten. Nach dieser Erfindung mußte die Tangenteneinrichtung bald der Hammerverbindung mit der Tastatur weichen. Um letztere Erfindung streiten sich Deutsche, Franzosen und Italiener, da aber nicht viel bei derartigen Untersuchungen herauskommt, wollen wir sie unerörtert lassen. Den Namen Fortepiano erhielt es von der Eigenschaft, die Töne stärker und schwächer anschlagen zu können. Doch dieser Vorzug selbst in seiner ureinfachen unvollkommenen Gestalt verschaffte ihm eine schnelle und allgemeine Verbreitung. Letztere wieder veranlaßte u. beschleunigte die mannigfaltigen Verbesserungen, welche es erfahren mußte, um zu der jetzt üblichen Vollendung zu gelangen. — Trotzdem nahm es ein halbes Jahrhundert, bis die Dämpfung erfunden wurde, und zwar 1765 von Lenker in Rudolstadt. Es



Harpsichord.

folgt nun die Erfindung der Transponir-Vorrichtung der Octaven-Koppelung, des Janitscharenzuges und zahlloser anderer nebst Verwendung der Stahlsaiten und verschiedentlicher Abänderung der Gestalt. Die Tafelform (Square) wurde in Deutschland zuerst eingeführt. Die Pianinos (Upright) stammen aus Paris, gingen indessen aus den englischen Semi Cottage Pianos hervor. Das bedeutendste und anerkannt in jeder Beziehung vorzüglichste Instrument ist der Concertflügel (Grand Piano), welcher die größte Tonfülle und Machtentfaltung gestattet.

Von der äußeren Form abgesehen umfaßte die innere Einrichtung bei allen: den Stimmstock, den Resonanzboden, Saiten, Tasten, Wirbel,

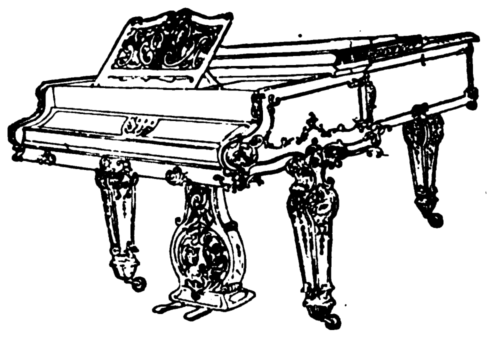


Das Virginal.

Mechanik 2c., bei letzterer unterscheidet man englische und deutsche, von denen jetzt jener unbedingt der Vorrang gebührt. Ein Langes und



Upright Piano.



Grand Piano.

Breites ließe sich über diese Dinge schreiben, doch genug davon, und da wir zu Anfang ein Jammerlied angestimmt, müssen wir doch zum Schluß auch das Loblied nachklingen lassen.

Gewissermaßen als Repräsentant aller Instrumente hat sich das Pianoforte so zu sagen die Stelle eines unentbehrlichen Hausrathes erworben und hat viel für die Verbreitung und Veredelung des Schönheitssinnes und der Vorliebe für Musik beigetragen. Es ist das angemessenste und bequemste Instrument zur Begleitung des Gesanges und kann ohne Schaden für den Körper von Jugend auf bis in's späte Alter gespielt werden. Deßhalb ist es bei allen Kulturnationen das verbreitetste Instrument. Ehre dem Ehre gebühret.

Der „Königische“ noch einmal.

Die Geschichte des „Königischen“ hat allgemeines Interesse erregt und zu zwei weiteren Einsendungen Veranlassung gegeben, welche wir mit Vergnügen publiziren:

I.

Lieber Editor!

In der Oktobernummer Ihres Blattes habe ich zu meinem großen Vergnügen die Geschichte von dem „Königischen“ unter den deutschen Methodisten gefunden, und muß sagen, daß Ihr Berichterstatter ein gutes Gedächtniß hat, denn es ist alles wortgetreu wiedergegeben. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß die Sache zur Zeit ein großes Aufsehen erregte und Seine Hoheit von den deutschen Zeitungen hart mitgenommen wurde. Als man ihn in Belleville, Jll., sogar persönlich zu Rede stellte, erwiderte er ganz freimüthig das schöne Wort: „Aber meine Herren, wie können Sie mir übel nehmen, daß ich meinem Gott dankbar bin, der mir das Leben gerettet hat?“

Der Herzog war wirklich auf seiner Reise durch die Felsengebirge in großer Lebensgefahr. Einmal hatten ihn die Indianer schon beim Schopf, ließen ihn aber wieder los, weil er sie reichlich beschenkte und französisch sprach. Ein andermal wurde er von einem furchtbaren Schneesturm überfallen, aber noch rechtzeitig von der Ueberlandpost aufgenommen.

Herzog Paul war eine sehr weiche, religiöse Natur. Sein Vater war ein Herrnhuter und er schämte sich niemals, seinen Glauben öffentlich zu bekennen.

Er erzählte mir, daß er eines Tages der Bestattung einer Leiche auf dem Schiffe beiwohnte und daß der Kapitän die üblichen Gebete sprach, sich auch ganz andächtig zu den Betenden stellte, bis die Feierlichkeit vorüber war. Nun war auch eine Anzahl 48er auf dem Schiffe, die den Herzog gut kannten und ihn folgendermaßen anredeten:

„Aber Hoheit, wie ist es denn möglich, daß ein Mann von Ihrer Bildung noch einen solchen Humbug mitmachen kann; wir hielten Sie für einen aufgeklärten Mann, der längst über diesen alten Firlefanz hinweg ist, und nun mußten wir sehen, daß Sie sich auch noch zu diesen Muckern gesellen."

Seine Antwort war: „Ich will Euch was sagen, meine Herren; wenn Ihr einmal an's Sterben kommt, seid Ihr schlimmer daran, wie die Katzen, wenn sie —"

Herzog Paul ist nun schon mehrere Jahre todt, und wir dürfen glauben, daß Der, den er so treu bekannte vor den Menschen, ihn auch bekennen wird vor seinem Vater im Himmel.

Trenton, Ill. A. E.

II.

Lieber Redakteur!

In der Oktobernummer Eures so sehr geschätzten und immer willkommenen Magazins fand ich zu meiner großen Freude einen Artikel über eine Persönlichkeit, die mir sehr nahe stand, und deßhalb erlaube ich mir, einige kleine Irrthümer zu berichtigen.

Es handelt sich nämlich um „Herzog Paul von Württemberg", welcher nicht ein Neffe, sondern ein Bruder des damaligen Königs Wilhelm war. Er war ein unfreiwillig Reisender, da er zur Zeit verbannt war. Als er nach langer Zeit wieder zurückkehren durfte, war es ihm jedoch nicht mehr vergönnt, seine Heimath zu sehen, denn er starb am Hofe des Herzogs von Weimar, wie man sagt: fest im Glauben an die Gnade des Herrn.

Dieser Fall ist übrigens, gottlob, nicht der einzige, daß Angehörige des Herrscherhauses unseres lieben Schwabenlandes Gott erkannten und die Heilkraft des vergossenen Blutes Christi an ihrer Seele erfahren haben und freudig sich zur Fahne des Herrn bekannten.

Die Angehörigen des Hauses Württemberg sind zahlreich und in vieler Herren Länder zerstreut; sie sind Schwaben im echten Sinne des Wortes, von altem Schrot und Korn, ehrlich und bieder und wie ihr Wahlspruch sagt: „Furchtlos und treu."

New Orleans, La. C. D. L.

Frag' und Antwort aus meiner Reisetasche.

Editor.

Schriftlich und mündlich bin ich über viele Dinge, von denen meine Freunde voraussetzten, daß ich auf meiner Reise darüber unterrichtet wurde, gefragt worden, und erlaube mir, mehrere dieser Fragen in diesen Spalten zu beantworten.

I.

Was denkt man in Deutschland von Amerika?

Das Volk hält Amerika für das Land, wo Milch und Honig fließt; der Gebildete aber zuckt die Achseln und beschaut dich nach allen Seiten, ob nicht etwas „Indianisches" zum Vorschein komme, denn trotz aller Information ist er immer noch der Meinung, daß es mit der amerikanischen Kultur sehr schlimm bestellt sei. Alle jedoch, die Gebildeten und die Ungebildeten, nehmen es als ausgemachte Thatsache an, daß der in Europa reisende Amerikaner alle Taschen voll Goldstücke stecken habe, welche Meinung manche amerikanische Großhanse gar sehr bestärken. Darum erwartet man auch vom amerikanischen Onkel einen wahrhaftigen Goldregen. Der Hausknecht, das Stubenmädchen, der Droschkenführer, der Kellner, die Base und der Vetter — sie alle jauchzen — „der Amerikaner!" und hoffen von ihm auf Gold, wenn sie von andern Kupfer bekommen.

Das Interesse aller Bevölkerungsklassen an Amerika könnte kaum stärker sein. Ich habe dicht gedrängten Versammlungen stundenlang amerikanisch-kirchliche Zustände geschildert, bis wohl ich, nicht aber die Zuhörerschaft, gänzlich ermüdet war, und wurde alsdann noch gefragt, ob morgen Abend nicht noch einmal amerikanische Bilder entfaltet werden könnten.

II.

Welches ist der beste Seeweg — über England oder direkt nach Deutschland?

Für denjenigen, welcher vornehmlich Deutsch-

land und den Continent besuchen will, sind die direkt nach Deutschland segelnden Dämpfer die vortheilhaftesten. Zwar ist der Preis auf den englischen Dampfschiffen gewöhnlich etwas niedriger, namentlich fahren die Glasgow-Dampfer billiger. Bis man jedoch von Glasgow in Schottland nach London (406 Meilen) und von da hinüber nach Deutschland kommt, kostet es immerhin noch ein hübsches Sümmchen, so daß der Gesammtpreis am Ende höher zu stehen kommt, als wenn man gleich nach Bremen oder Hamburg fährt.

Außerdem wird jeder Reisende wohl thun, nicht solche Compagnien zu wählen, welche die **Fracht**beförderung zum Hauptgeschäft machen, wie zum Beispiel die State-Line von Glasgow. Man wähle Compagnien, deren Hauptaufgabe Personenbeförderung ist, und welche deshalb auch schneller segelnde Dampfschiffe besitzen. Eine Seereise bietet des Unbequemen so viel, daß das Sprichwort — „je länger je lieber," keine Anwendung findet, und Dampfer, welche 10—11 Knoten per Stunde in gutem Wetter zurücklegen, zu meiden sind.

Wer nach Deutschland reisen und reell bedient werden will, wende sich an die Herren Heidelbach, Baur u. Co. in Cincinnati, O. Sie verschaffen nicht blos Passage, sondern auch Wechsel, und stehen mit den besten Häusern in Europa und andern Welttheilen in Verbindung. Wir wurden von ihren Geschäftsfreunden so ausgezeichnet bedient und dermaßen zuvorkommend behandelt, daß wir nicht umhin können, hier Notiz davon zu nehmen.

III.

Was ist an der Judenfrage?

Wenig und ziemlich viel. Wenig, sehr wenig, wenn man nur die Hetzereien wühlerischer Schreier betrachtet, denn solche Hetzereien sind gänzlich unberechtigt, gehen gewöhnlich aus unreinen Motiven hervor, werden nur von pöbelhaften Menschen genährt und veranlaßt und von allen besser denkenden verabscheut, weshalb solche Hetzjagden auch bald im Sand verlaufen und heute schon zu den gewesenen Dingen zählen. Insofern ist — wenig an der Judenfrage.

Es ist aber auch gar viel daran, denn dieselbe greift bis in das innerste Werk des religiösen, geistigen und materiellen Volkslebens, und ich bin durch den in Deutschland empfangenen Anschauungsunterricht mehr als je überzeugt, daß die gegen die Uebergriffe der Juden gerichtete Agitation ihre Berechtigung hat. Was immerhin auch von oberflächlichen Beobachtern gegen diese Berechtigung gesagt werden mag, und ob sie oder andere, welche eben etwas absonderliches vorbringen wollen, auch behaupten, die Gottlosigkeit sogenannter Christen habe die Ausschreitungen der Judenpresse erzeugt und es saugten auch viele christliche Wucherer am Wohlstande des Volkes — trotz allen diesen und andern wahren und halbwahren Behauptungen sind einige Thatsachen dennoch unumstößlich:

1) Die meisten der großen Zeitungen Deutschlands werden von Juden herausgegeben und redigirt.

2) Fast alle diese Zeitungen nehmen die gehässigste Stellung gegen das Christenthum ein und bewerfen den christlichen Glauben, christliche Feste und christliche Einrichtungen bei jeder Gelegenheit mit Koth. Gegen das rechtgläubige Judenthum aber haben diese emancipirten Kinder Israels nichts zu sagen, ja — dies wird sogar von ihnen bei jeder Gelegenheit beweihräuchert.

3) Giebt es wohl auch christliche Wucherer; wer aber hinaus geht aufs Land, wer hineinschaut in die mit Juden gesegneten Landdistrikte, der wird erkennen, daß es vornehmlich Söhne Israels sind, welche den Wucher treiben. Es ist der Jude, welcher dem leichtsinnigen Bauern Geld anbietet, der eitlen Bäuerin hinter des Mannes Rücken den Thaler verschafft, oder dem verschwenderischen Bauernsohn Vorschüsse bietet, falls derselbe nämlich ein reiches Erbe erwartet. Auch habe ich auf genue Erkundigung hin nicht entdecken können, daß diese Handels-Juden ihr Wesen mit ihren Glaubensgenossen treiben, nein — ihr Feld ist die christliche Landbevölkerung.

Ist es nun ein Wunder, wenn solches von einer Rasse ausgehendes gegen das Christenthum und den Wohlstand der christlichen Landbevölkerung gerichtetes Treiben von Freunden des Volkes bloß gestellt und gebrandmarkt wird?

IV.

Wie lange wird der Friede zwischen Frankreich und Deutschland gewahrt bleiben?

Täuschen nicht alle Anzeichen, so wird unser Geschlecht wohl kein Blutvergießen zwischen diesen beiden Nationen erleben, wofür jeder Menschenfreund Gott Dank sagen wird. War solches meine Ansicht, ehe ich Europa besuchte, so ist dieselbe durch meine Reisebeobachtungen zehnfach verstärkt worden. Das Ziel der französischen Regierung ist nicht Rückeroberung, sondern Hebung des Volkswohlstandes. Sie mag den unruhigen, ehrgeizigen Geistern militärische Schauspiele vorführen und Algier und Tunis zum Tummelplatz benützen — im letzten Grunde aber strebt sie darnach, Handel, Ge-

werbe und Industrie zur Blüthe zu bringen, was ein so wohlthätig Ziel ist, daß man nur Gottes Segen zu diesem Streben wünschen kann.

Deutschland steht mit seiner unvergleichlichen Militärorganisation bis an die Zähne dermaßen gerüstet da, daß es die französischen Heere, wollten dieselben einen Eroberungszug unternehmen, einfach erdrücken würde. Wer daran zweifelt, der beschaue sich nur einmal die französischen und die deutschen Truppen bei einer Feldübung und der Zweifel wird augenblicklich schwinden. Während aber die französische Regierung nicht an Rückeroberung denkt, noch denken kann, ist die deutsche weit davon entfernt, an den Angriff zu denken.

V.

Was sollte man vor allem in Europa sehen?

Wenn der liebe Leser nur Deutschland besuchen kann — vor allem — die alte Heimath, wo die Wiege stand, wo vielleicht das liebe Mütterchen noch lebt und ein treues Schwesterherz schlägt. Geh' dort hin, auch wenn du nichts fändest als Gräber. Solcher Besuch wird wohlthätig wirken.

Sodann fließt für den Naturfreund der Rhein mit seinen Burgen und Städten, Klöstern und Kirchen immer noch so klar und grün zur Nord-See hinab, wie vor dreißig Jahren. Ich habe mir so lange vorsagen lassen, daß im letzten Grunde der Missouri und der Ohio ebenso schön seien als das Rheinthal zwischen Coblenz und Mainz, bis ich diese Phrase zuletzt beinahe selbst geglaubt hätte. Heute aber bin ich bereit, dieselbe als Unsinn zu bezeichnen und werde die Zustimmung jedes unparteiischen Wanderers erhalten, wenn ich sage, daß ein Vergleich nicht zulässig ist.

Wer in Deutschland Kunstgegenstände — Gemälde und Skulpturen — sehen will, gehe nach Dresden, München und Berlin. Uebrigens bietet jede größere Stadt Deutschlands wenigstens Etwas des Sehenswerthen aus dem Reiche der bildenden Künste.

Ueber den Grenzen Deutschlands winkt dem Naturfreund die Schweiz, welche ebenfalls nirgends in Amerika in zweiter Auflage vorhanden ist. Sodann liegen weiter draußen Rom und Florenz mit ihren Kunst- und Alterthumsschätzen, und wer kann und will, sehe sich die prächtigste, die eitelste Stadt Europas an — Paris.

Den schottischen Hochlanden aber wird der Reisende kaum sehr viel Geschmack abgewinnen, welcher die Schweiz **gründlich** kennt. Ueberhaupt bieten — außer dem historischen Interesse — England und Schottland nicht gar viel an großartigen Natur- und Kunstgenüssen, darum reisen die Engländer auch zu vielen Tausenden in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien, während von diesen Ländern kaum ein Dutzend Touristen in England und Schottland angetroffen werden.

VI.

Wie verhalten sich die Preise der Lebensbedürfnisse in Deutschland zu denen in den Vereinigten Staaten?

In den Großstädten — Berlin, Hamburg, Frankfurt ꝛc. — sind welche der Lebensmittel, so zum Beispiel Mastochsenfleisch so theuer, oder noch theurer als in New York und andern amerikanischen Großstädten. In den kleineren deutschen Städten aber kauft man auch die Lebensmittel im Durchschnitt billiger als in den kleineren Städten Amerikas. Andere Lebensbedürfnisse dagegen, zum Beispiel — Schuhwerk, Kleidung, Möebel, Linnenzeug, Hausmiethe u. s. w. sind um die Hälfte billiger als in den Vereinigten Staaten. Diese Angaben mache ich auf genaue persönliche Erkundigungen hin.

VII.

Welcher Eindruck wird durch einen Vergleich zwischen Europa und Amerika erzeugt?

Ein junger, im ganzen noch unentwickelter Riese läßt sich eigentlich mit einem Manne, welcher über die Lebensmitte hinausgetreten, nicht wohl vergleichen. Jedenfalls könnte man aber ein Buch darüber schreiben. Ich danke Gott — dem freien Reiche der Zukunft anzugehören, bin aber durchaus der Meinung, daß das amerikanische Volk noch gar manches von Europa lernen kann, und bin von der Neuheit und Unfertigkeit unseres großen herrlichen Landes mehr als zu überzeugt.



Wanderers Abschied.



Zum letzten Mal! — dann muß ich scheiden
Vom Haus, wo meine Wiege stand! —
Leb' wohl, du Stätte meiner Freuden,
Leb' wohl, geliebtes Heimathland!
Lebt wohl, ihr fruchtbedeckten Felder,
Du Kirchlein dort im Thal versteckt,
Ihr fernen, schattenreichen Wälder,
Mein Hüttchen du, mit Stroh gedeckt!

Lebt wohl, ihr blumenreichen Wiesen,
Ihr Berge, dort im Dämmerschein! —
Nie wird mein Auge mehr euch grüßen,
Ich ziehe fort, laß euch allein! —
Doch wenn mir einst in fremden Fernen
Jenseits des Meers, am stillen Strand,
Die Nacht erglänzt mit ihren Sternen,
Dann denk' ich deiner, Heimathland! —

Hg.

Der Bergsturz im Sernftthale.

Von J. Breiter in der Schweiz.

Wer hat nicht schon von dem traurigen Loose des einst so schönen und reichen Dorfes Goldau gehört, welches den 2. September 1806 vom Roßberg (dem Rigi gegenüber) verschüttet wurde! Der 11. September 1881 hat uns leider ein zweites Goldau gebracht. Unter den Felstrümmern des Tschingel liegt das Dorf Elm im Glarnerlande zum großen Theil begraben.

Den 13. September machte ich mich auf, die Stätte der Verwüstung zu sehen. Der Frühzug, welchen ich in Horgen bestieg, war überfüllt mit Leuten, welche alle dasselbe Ziel im Auge hatten, und in Gesellschaft von Tausenden

pilgerte ich von Schwanden aus das enge und sonst einsame Sernftthal hinauf. Vielleicht daß unter den Lesern des „Haus und Herd“ auch hier und da ein früherer Bewohner dieses Thales oder gar Elmerkind ist, und es wird besonders diesen Betreffenden nicht unlieb sein, eine Schilderung des traurigen Ereignisses zu erhalten, welches ihre einstige Heimath getroffen hat.

Bei Schwanden, eine kurze Strecke oberhalb Glarus, zweigt sich von dem wunderschönen Linththal das Sernft- oder Kleinthal ab, weniger großartig als jenes, aber für den Naturfreund nicht weniger anziehend. Das Thal ist eng, steigt von Schwanden aus fortwährend, und der in der Thalsohle dahin wühlende, an tausend Felsblöcken sich stoßende Sernftfluß erscheint deßhalb weiß wie Milch. Etwa 80—100 Fuß über der Sernft zieht sich auf der rechten Thalseite eine schöne, zum Theil in Felsen gesprengte Straße durch das ganze Thal hinauf. Steil steigen die beiden Bergzüge empor und einzelne Gipfel derselben sind um diese Jahreszeit (im September) schon mit Schnee bedeckt. Rechts und links stürzen und schäumen silberweiße Bäche und Bächlein in die Tiefe und gewähren einen prächtigen Anblick.

Hinten im Thale, etwa drei Stunden von Schwanden, erhebt sich der 1460 Meter hohe Tschingel. Etwas links von demselben schauen die Flimsergletscher herab in's Thal, und über diesen ist das sogenannte Martinsloch. Das ist eine Höhle in der hohen Felswand, durch welche die Sonne zweimal des Jahres an gewissen Tagen im Frühling und Herbst) den Elmer Kirchthurm bescheint. Am Tschingel verzweigt sich das Thal. Rechts, von der Gegend des Vorab oder Bündnerbergfirn her, schäumt die Sernft, und mit ihr vereinigt sich hier ein anderer Bergbach, der links vom Saurenstock her sich Bahn gebrochen hat. Beide umarmen also den Tschingel.

In dieser Spitze nun, hart am Fuße des hier senkrecht emporstrebenden Tschingelstocks, liegt oder lag das friedliche Bergdorf Elm, über welches am Abend des 11. September das furchtbare Unglück hereinbrach. Es war Sonntag und deßhalb die meisten Leute wohl zu Hause, ob auch noch Fremde da waren, habe ich nicht erfahren; da löste sich plötzlich ein großer Theil der hochaufsteigenden Bergwand, und stürzte, Alles zermalmend und verschüttend, in die Tiefe. Auf diesen ersten Sturz wollten aus den verschont gebliebenen Häusern eine Anzahl Männer zu Hilfe eilen, aber ein zweiter Sturz folgte und begrub auch sie. Unter diesen befindet sich auch der im Bädecker als Bergführer empfohlene, weit berühmte Gemsjäger Elmer nebst seinem Bruder. Das ganze sogenannte Unterthal mit dreißig Häusern und etwa 200 Menschen ist verschüttet. Die Kirche mit der sie umgebenden Häusergruppe steht noch unversehrt. Aber auch dieser Theil des Dorfes scheint gefährdet und man hat den Leuten gerathen, auszuziehen. Außerdem haben sie kein Land mehr, wo sie pflanzen können. Tief unter Felsenblöcken liegen ihre Aecker begraben, und nach Hunderten von Jahren wird wohl da noch kein Pflug gehen.

Der Schutt soll an manchen Stellen mindestens hundert Fuß tief sein und hat sich eine englische Meile vorgeschoben. Darüber hinaus sind weit thalabwärts die Bäume noch grau von Schlamm und Staub. Ein Elmer Einwohner, welcher der Katastrophe zugesehen hat, erzählte mir, der bloße Luftdruck habe die eiserne Sernftbrücke wie Stroh gehoben und fortgeschleudert, und vor der Schuttmasse her wären Menschen geflogen wie Fliegen. Dies bestätigt auch die Thatsache, daß man auf der andern Seite des Thales ziemlich oben auf der Höhe einen Mann und einen Knaben todt fand. Sie sind hinauf geschleudert worden. Von den Verschütteten ist, wie ich hörte, nur ein neunzigjähriger Mann gerettet worden, die andern sind, ob todt oder theilweise noch lebendig, unerreichbar — die Schuttmasse ist zu ungeheuer. Auch ist es undenkbar, daß Jemand den Augenblick des Sturzes hätte überleben können. Die leichten Holzhäuser müssen mit ihren Einwohnern von den Felsblöcken zu Brei zerdrückt worden sein; wenn aber irgend Einer der Unglücklichen nicht gleich getödtet wurde, so ist er seither ertrunken, denn die Sernft fließt über einen großen Theil der Wüste hinweg und ihr Wasser muß das Gerölle ganz durchdrungen haben.

In der Kirche fand ich etwa zwanzig Leichname, meist unkenntlich, für welche eben ein großes Grab gegraben wurde. Im Hinweg das Thal entlang hatte ich Manche so frohmüthig gesehen, als gälte es eine Lustreise zu machen, aber aus der Kirche trat Keiner ohne tiefen Ernst. Der Anblick der Verstümmelten war auch zu entsetzlich. Da lag ein Rumpf ohne Glieder, dann wieder ein einzelnes Bein, ein Arm u. s. w. Ein kleines Kind, welches auf dem Sopha sitzend vom Tode überrascht worden war, lag da mit eingedrückter Brust, die kleinen Händchen geballt, aber sonst wie im friedlichen Schlaf versunken; neben ihm ein Greis mit silberweißen Haaren.

Erschütternd war auch der Anblick der wenigen Uebriggebliebenen aus den verunglückten Familien. Ein Mann war aus der Ferne gekommen, um nach den Seinigen zu sehen. „Wo sind meine Brüder?“ war seine bange Frage, als er ankam. Schweigend wies man hinunter auf den Schutt.

Ein Hausvater war während des Ereignisses droben auf der Alp gewesen. Als er herunterkam, fand er Haus und Hof mit seiner Frau und sechs Kindern verschüttet. Ach, ich konnte es wohl begreifen, daß er immerfort jammerte: „Wenn i nu au hinene wär!" „Wenn i nu au hinene wär!" (Wenn ich nur auch bei ihnen wäre!) Aus einem andern Hause sind zwei kleine Kinder am Leben geblieben. Sie hatten auf der andern Seite des Thales gewohnt und kamen nach dem Sturze weinend und mit Schlamm bedeckt den Berg hinaufgekrochen. Vater und Mutter waren verschüttet; wie sich die Kleinen retten konnten, weiß ich nicht. Eine 70jährige Frau und neben ihr eine blühende Jungfrau standen händeringend da. Ihr alter Mann und ihr Sohn, der Bräutigam der letzteren, wollten auf den ersten Sturz zur Hülfe eilen und wurden beide mit verschüttet. Ach, wie wird einem so weh ums Herz, diese Scenen des Jammers mitanzusehen!

Aber brach denn das furchtbare Ereigniß so ganz ohne warnende Anzeichen herein? Nein. Schon vor mehr als zwanzig Jahren zeigten sich bedeutende Risse am Tschingel. Aber es blieb dabei und man gewöhnte sich daran. Zwei Tage vor der Katastrophe vermehrten sich dieselben, und doch zog man nicht aus. Das alte, vom Großvater herererbte Heim hält eben seine Bewohner mit tausend Banden fest. Das mag dem sich in beständiger Bewegung befindenden Amerika vielleicht schwer begreiflich sein, aber die Bewohner unserer einsamen Bergthäler sind eben an ihre Heimstätten festgewurzelt und lassen selten davon, bis man sie todt hinaus trägt. Am Sonntag stürzten fortwährend kleinere Partien von der Höhe herab, ja, man nahm sogar eine größere Erdbewegung wahr. Da endlich wurden die Leute wohl ängstlich, blieben aber doch, denn Niemand glaubte, daß der Sturz eine solche Ausdehnung annehmen könne. So wartete man bis zum letzten Augenblick und dann war in wenigen Sekunden alles verschüttet.

Man mag über diese Saumseligkeit den Kopf schütteln, aber handeln nicht viele Tausende ebenso der größeren Gefahr gegenüber, welche sie in Folge ihrer Sünden bedroht? Sie kennen die Gefahr, sie werden lange gewarnt, immer dringender gewarnt und gehen doch zuletzt darin unter. Das macht die Gleichgültigkeit, die Liebe zum altgewohnten Wesen, wovon man nicht lassen will, um in Christo ein neues Leben zu beginnen.

Oekumenische Conferenz des Methodismus.

Editor.

II.

Die große Conferenz ist vertagt. So eben besah ich noch einmal den Saal der City Road Kapelle. Wie einsam es darin aussieht! Die Rednerbühne ist noch vorhanden, die Tische der Berichterstatter stehen noch an ihrem Platze, Pamphlete und Zuschriften aller Art liegen herum; aber das belebende Element — die Conferenz, die Zuhörer fehlen. Wir werfen noch einen melancholischen Blick auf die noch vor wenigen Stunden so belebte und jetzt so einsame Stätte und verlieren uns alsdann mit den andern in der großen Weltstadt. Kaum gewahrt man dann und wann noch einen der Delegaten im Menschengewühle der Metropole. Ein flüchtiger Gruß; eine freundliche Frage — wohin und die freudige Antwort — so bald als möglich h e i m; und wir sind wieder allein und können ruhig über die ökumenische Conferenz nachsinnen.

Und da drängt sich denn vor allem das massenhafte Material auf, welches das Programm innerhalb der zwölf Sitzungstage vorführte. Die Geschichte und die Statistik des Methodismus, sein Einfluß auf die Gesellschaft und andere Kirchen, sein Reisesystem, seine Lokalprediger, die Aufgabe seiner Frauen, seine Lehre von der Heiligung, seine Fürsorge für die Jugend und ihre Erziehung, seine Stellung zur Sonntagsheiligung, die ihm drohenden Gefahren, die Heranbildung seiner Prediger und Missionare, seine Literatur, seine Missionen, seine Hilfsquellen und sein ökumenischer Charakter — alles dies fand Platz. Jedes Thema wurde durch eine eingehende geschriebene Abhandlung eingeleitet, auf welche eine kürzere vorbereitete Rede folgte, worauf alsdann die allgemeine Diskussion begann.

Daß bei dieser fast ungeheuren Anhäufung des Materials vieles nicht so gründlich besprochen werden konnte, als es wünschenswerth gewesen, ist leicht zu erkennen. Man beging den alten Fehler der Programmaufstellung, indem man zuviel unternahm. Jedoch werden die im Druck erscheinenden Abhandlungen und Reden der Welt ein getreues Bild des Methodismus bieten, und aus diesem Grunde ist die vielfältige Fülle des Programms zu bewillkommnen.

Waren es nun der zu besprechenden Gegenstände gar viele, so fanden sich noch ungleich mehr Redner für die Besprechung derselben. Welch gewaltige nicht zu bemeisternde Redelust diese Angelsachsen und Anglo-Amerikaner

doch besitzen! Wer je einer General-Conferenz des Methodismus in den Ver. Staaten beigewohnt, kann sich einen Begriff bilden, welch ein Ringen um's Wort stattgefunden in einer aus den besten Rede-Königen der ganzen Welt zusammengesetzten Versammlung! Zehn, fünfzehn, zwanzig der Gewaltigen schossen jedes Mal auf wie so viele Raketen und riefen aus Leibeskräften: „Herr Präsident, ich bitte um's Wort." Zurückgezogene Charaktere warfen sich gewöhnlich umsonst in diesen Ringkampf und ergaben sich entweder dem vollständigen Schweigen oder es gelang ihnen endlich, vielleicht einmal während aller Sitzungen Gehör zu erhalten. Die deutschen Delegaten kämpften zum öfteren gar männiglich um das Vorrecht, zum Wort zu kommen, wurden aber dermaßen von den energischen Bestrebungen ihrer anglosächsischen Collegen überwältigt, daß es nur einmal einem Germanen gelang etwas mitzusprechen. Außerdem verlas Dr. Sulzberger aus Frankfurt eine gute Abhandlung über die Missionsarbeit unter katholischen und vom Unglauben durchdrungenen Völkern vor. Unsere Brüder der afrikanischen Rasse haben recht wacker mitgesprochen und wurden von dem Londoner Publikum, dem solche schwarze Redner noch eine Neuheit sind, stets mit Applaus begrüßt. Jedoch ist es die Meinung vieler, daß manche dieser lieben Farbigen ihrer Sache sowie sich selbst nützlicher gewesen, wenn sie nicht so viel geschwatzt hätten.

Die Führung des Präsidiums war unter den obwaltenden Umständen ein nicht geringes Kunststück. Jegliche der repräsentirten „Kirchen" ist in ihren Geschäftsversammlungen an andere Ordnungsregeln und Gebräuche gewöhnt und jeglicher der nacheinander aus den verschiedenen Delegationen gewählten Präsidenten wandte die parlamentarischen Regeln an, sowie er sie gewohnt war — doch verlief das Präsidium, wie überhaupt die ganze Conferenz viel glatter als zu erwarten.

Von den deutschen methodistischen Zweigen waren vertreten: Die Evangelische Gemeinschaft durch Bischof Bowman und Rev. Hintze von Deutschland; die Wesleyaner durch Dr. Barratt aus Württemberg; die Südliche Bisch. Meth. Kirche durch Dr. Ahrens aus New - Orleans und die Bisch. Meth. Kirche durch Dr. Sulzberger aus Frankfurt a. M., Hon. D. C. Smith aus Pekin, Ill., und den Editor von Haus und Herd. Pastor P. Schweither, der Prediger der deutschen Wesleyaner in London, hatte mit seiner lieben Gemeinde für die Aufnahme und Beherbergung der deutschen Delegaten auf's Beste gesorgt, so daß sie in „Albert Square" fröhlich beisammen waren und sich auch der Gesellschaft von Br. C. Weiß, dem emsigen Redakteur des Evangelisten, erfreuten.

Nicht nur aber war die von den deutschen Wesleyanern bestellte Herberge ausgezeichnet, sondern sie veranstalteten auch für die deutschen Delegaten einen förmlichen Empfang in ihrer hübschen Kirche an Commercial Road. Mitten in dieser Weltstadt mit ihren vier Millionen Menschen, wo man nur dann und wann ein deutsches Wort hört, findet der Wanderer eine sehr schöne, solid gebaute, zweistöckige und mit allen modernen Einrichtungen versehene Methodisten-Kirche, woselbst sich allsonntäglich eine ebenso zahlreiche als thätige Gemeinde versammelt, welche unter den 70,000 Deutschen Londons eifrig Mission treibt und mit Recht ein ächtes Salz genannt werden darf.

In diesem Gotteshause wurden die deutschen Delegaten empfangen, bewillkommt und mit Wort, Sang und Klang freudig begrüßt. Hier saßen sie auf einer Plattform — die von Deutschland und von Amerika, Prediger und Laien, die Wesleyaner, die Evangelischen und die Episcopal-Methodisten und redeten aus vollem Herzen von der Einigkeit im Geiste, von der brüderlichen Liebe, von der Nothwendigkeit innigerer Verbindung, daß man hätte glauben können, das Millenium sei vor der Thüre und die organische Vereinigung aller dieser Zweige nicht mehr ferne. Jedenfalls aber kann jener Abend nur gute Früchte bringen und sollten deßhalb alle deutschen Zweige des Methodismus den deutschen Wesleyanern und ihrem freundlichen Pastor recht dankbar für dieses schöne, aufs beste gelungene Fest sein.

Auch in den Gottesdiensten, welche wir mit dieser Gemeinde feierten, war uns sehr wohl, und durften wir die Nähe unseres Gottes empfinden.

Die englischen Wesleyaner wetteiferten ebenfalls miteinander in nobler Gastfreundschaft. Der Lord Mayor lud beinahe jeden Tag eine Anzahl der Delegaten zum Diner in's Mansion Haus, andere sandten Einladungen für dieses und jenes Fest, so daß man fast jeden Abend in einem andern Hause, oder bei einem andern Verein zu Gaste war.

Der letzte Tag der Conferenz war der Trauertag. Schon mehrere Tage zuvor harrten wir mit gespannter Aengstlichkeit auf jede Nachricht über das Befinden unseres geliebten Präsidenten. Jetzt hatte der längst erwartete Schlag getroffen. Der Conferenzsaal ist in Schwarz ausgeschlagen. Ernst und traurig schreiten die Mitglieder der ökumenischen Conferenz zu ihren Sitzen. In den Augen mancher starken Männer glänzen edle Thränen. Die Engländer beweisen eine wahrhaft brüderliche Theilnahme und leiten den Trauergottesdienst, in welchem

sie in einer Weise beten, singen und sprechen, als ob ihre Königin Viktoria gestorben sei. Nach diesem allgemeinen Gottesdienst und nach der Vormittagssitzung des letzten Conferenztages versammelte sich die engere Trauerfamilie aus den Ver. Staaten, um ihrem Schmerz Ausdruck zu geben. Es war eine melancholische Scene — diese Hunderte im fremden Lande um das Bundeshaupt trauernde Männer! Man hatte uns ganz allein gelassen, und ich habe Bischof Simpson's Antlitz noch nie mit blasserem Glanz übergossen gesehen, als in jener Mittagsstunde des 20. September, als er die amerikanischen Delegaten zur Ordnung rief.

Nachmittags kam der Abschied, der mit Gebet und kurzen Ansprachen gefeiert ward. Dr. Osborn, der Präsident der Wesleyanischen Conferenz, sprach zuerst, worauf Bischof Simpson in so schmelzender, hinreißender Weise antwortete, daß er die ganze Versammlung bewegte und zu lautem Dank gegen Gott stimmte.

Was aber ist denn das Resultat dieser großen allgemeinen Methodisten-Conferenz?

Wer zu viel, und namentlich mächtige direkte Resultate erwartete, wie z. B. organische Vereinigung gewisser methodistischer Zweige, der wird in seiner Täuschung sagen, das Resultat ist gleich Null. Wer weniger hohe Ansprüche machte und die Früchte nicht sogleich ernten will, wird mancherlei Erfolge aufzählen können.

Ich selbst ging mit nicht geringen Bedenklichkeiten nach London, und nahm den Ruf schließlich nur an, weil wir uns hätten schämen müssen, wären die deutschen Methodistenprediger der Ver. Staaten gar nicht vertreten gewesen. Heute aber erkenne ich doch, daß die Conferenz fruchtreicher sein wird, als ich mir vorstellte.

1) Schon die Thatsache, daß dieselbe überhaupt zu Stande kam und in solch augenfälliger Eintracht tagen konnte, darf als Erfolg bezeichnet werden, namentlich, wenn man die Geschichte der Trennung mancher dieser **26** methodistischen Kirchen in's Auge faßt.

2) Hat diese Conferenz ohne Zweifel viel zur Annäherung der verschiedenen methodistischen Zweige beigetragen, und wird gewißlich zur Folge haben, daß man künftig weniger an die Differenzen, als an das dem Methodismus allgemein Wesentliche denkt.

3) Dürfen wir hoffen, daß diese große Conferenz die Veranlassung zu andern derartigen Zusammenkünften werden wird — eine für Amerika, eine andere für England u. s. w.

4) Hat die Conferenz Meinungsausdruck über Tages- und sittliche Fragen abgegeben, welcher nicht ganz umsonst gegeben sein kann. Und somit wollen wir einstweilen mit den Resultaten der ersten Oekumenischen Conferenz zufrieden sein und das große Haupt der Kirche bitten, bis zur zweiten noch andere herrlichere Früchte reifen zu lassen.

Durch Fluch zum Segen.

Von Marie Rebe.

Wer weiß, wie wunderschön Zürich gelegen ist, geht gerne mit mir nach dieser Stadt. Zieht doch hier auch ein Wanderer auf staubiger Landstraße hin. Er kommt vom Aargauerlande. Doch, wie freundlich sich auch die Gegend vor seinen Blicken entfaltet, wie stattlich auch die Bauten sich erheben, ja wie blau und durchsichtig der See durch die Bäume schimmert, es bleibt Alles unbeachtet. Das Männlein schwankt nur so dahin; sein Auge ist trübe, sein Gesicht erdfahl; blos die Nase erhebt sich hochroth in demselben, gleich einem Morgenroth, das nichts Gutes prophezeit.

Es ist der Rudi vom Baſtberg. Seine Familie ist ein rechtes Geschlecht, nicht so blos hergelaufen. Der Aetti, der Großätti, der Aehni und der Urähni waren alle Ammann gewesen und hatten im Sittengericht gesessen. Auch Rudi wurde zum Ammann erwählt und hatte Sitz und Stimme im Sittengericht. Ehrbar und stattlich war immer noch der schöne Hof, denn das Vreneli von der Hintermühle, mit dem adeligen Wesen, mit dem frommen Gemüth, waltete darin.

Aber Rudi ging einen bösen Weg. Wohl hatte er vom Aetti den Hof geerbt und so viel Gut dazu, daß man kaum wußte wie viel; aber was er nicht geerbt, war der ehrenfeste, unwandelbare Bauernadel, der auf solider Grundlage fußet, nämlich auf Gottes Wort. Er hatte Freundschaft gemacht mit leichten Gesellen, die auf nichts fußen, sondern hin und her tanzen, wie der schmutzige Schaum auf dem Wasser. In solcher Umgebung hatte Rudi die Bibel von einer andern Seite kennen gelernt, als er sie bis jetzt gekannt; er hatte gründlich das Trinken und Hudeln gelernt, also, daß er darüber alles vergaß, sein braves Weib mit dem tiefen Jammer im Herzen, seine Kinder, seinen Hof, ja selbst das Ammannsamt, das die Gemeinde ihm anvertraut. Als dies Amt von ihm genommen wurde, suchte er seine Schande im Trinken zu vergessen. Ja, er kam dazu, daß er vor dem Sittengericht stehen mußte, er, der früher selbst in demselben gesessen. Es stand übel um unsern Rudi, denn fürchterlich rächte sich die Schlemmerei, welche ihre verheerenden Folgen an Leib und Seele verspüren ließ.

Da fragt ihn eben ein Wanderer, der dieselbe Straße zieht: „Wo wollt Ihr hin?"

„Zum Doktor," entgegnete der Gefragte. „Ich bin übel z'weg: ich mag nicht mehr essen. Und da hab' ich erfahren, es sei ein grausam geschickter hier . . ."

„Ihr werdet den Schönlein meinen. Wenn Ihr zu dem kommt, da geht Ihr nicht fehl; denn der kann mehr als Brod essen . . . doch do isch si Hus, gang do ine."

Nicht lange nachher stand unser Mann vor dem weltberühmten Arzt. Dieser betrachtete den Eintretenden einen Augenblick, dann fragte er etwas barsch: „Wo fehlt's?"

„Herr Doktor, ich bin krank, ich schlottere auf den Beinen und der Magen will nicht; es grust mir vor dem Essen."

„Aber der Durst wird ebbe nit fehle . . . ." schob der Arzt fein lächelnd ein.

„Nein, an dem fehlt's nicht," sagte Rudi, erfreut, daß Schönlein den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Da meint Ihr denn, weil Ihr Durst habt, müßt Ihr Branntwein saufen, wie Euer Vieh Wasser am Brunnen. Das, Mannli, ist Eure Krankheit und sonst nichts."

„Ich kann nicht anders," sagte Rudi trübe, „es brennt mir die Leber schier ab . . ."

„Das ist gleich gesagt," polterte der Doktor heraus. „Mit Guterli-Zeug (Arzneien) kann ich Euch nicht helfen. Wenn Ihr Lump's genug seid, um nicht anders zu können, so macht's wie Andere und sauft Euch zu todt, so ist's fertig."

Rudi kratzte hinter den Ohren. „Herr Doktor," bat er, „ich will thun, was ich kann, nur gebt mir was!"

„Nun," sagte Schönlein etwas besänftigt, indem er die Hand hinstreckte, „versprecht mir, daß Ihr keinen Branntwein mehr anrühren wollt, so will ich noch etwas probiren!"

Rudi schlug ein und wanderte nachher, von neuer Hoffnung belebt, wieder der Aare zu. Im „Schimmel" stellte er seinen Stecken in die Ecke. Da nahm die Wirthin wie gewöhnlich das Glas vom Brett, um Branntwein zu holen. Der Aargauer aber wehrte: „Nit, nit, e Taßli Kaffee und meinetwegen ein Eiertätschli (Eierkuchen) . . . es ist mir nit baß (nicht wohl)," setzte er entschuldigend hinzu. Schwer ist's ihm wohl angekommen und er mußte manchmal die Augen zudrücken, um der Versuchung zu entgehen, wenn die Wirthshäuser die Arme nach ihm ausstreckten. Aber nach etlichen Tagen war ihm wohler. War es das Mittel, das Schönlein ihm gegeben, war's das Wasser, das er trank? überhaupt die veränderte Lebensart? oder war's Alles zusammen? Man weiß es nicht. Kurz, nach vierzehn Tagen lief Rudi wieder nach Zürich, und da war er ein ganz Anderer, als er vor Schönlein stand. Dieser betrachtete ihn wohlgefällig, gab ihm neue Arzneimittel und nahm ihm auf's Neue das Versprechen ab, nichts zu trinken als Wasser und Kaffee.

Als Rudi wieder dem Bastberge nahe kam und sein Haus unter dem himmelhohen Nußbaum durchschimmern sah, war ihm, wie lange nicht, wohl zu Muth; er meinte, es würde ihm Alles noch einmal geschenkt. Als aber Breneli mit den schönen weißen Hemdärmeln unter die Thür kam und so freundlich „Bis mer Gott wilche" (sei mir willkommen) sagte, da wohlte es ihm noch mehr. Er setzte sich an die Erdäpfelbräußi (geröstete Kartoffeln), die Breneli besonders für ihn gerüstet. Die Kinder kamen und suchten in des Vaters Taschen und fanden duftende „Morren" (ein Weck, den man in Zürich findet). Und so war das Haus, über dem es so lange gedunkelt, wieder helle geworden. Doch der, von welchem der Heiland sagt, daß wenn er die Wohnung gekehrt und geschmückt findet, er hingeht und sieben Geister zu sich nimmt, die ärger sind als er — der versuchte den Rudi vom Bastberg aufs Neue. Am Sonntag kam der Sami über die Aare herüber, um den Rudi zur Hochzeit seiner Tochter einzuladen. Als Vetter und Bekannter konnte er's nicht abschlagen, und so fuhren denn Rudi und Breneli sammt den Kindern dahin. Da wurde nun getrunken und gegessen und gegessen und getrunken, einmal wegen des Durstes und des Hungers, der da war, und dann wegen des, der noch kommen sollte. Item, Rudi machte mit und recht ordentlich, als wolle er nachholen, was er in drei Wochen versäumt, so daß er leuchtete wie ein „Aempeli".

So lange der Branntweindurst ihn umnebelte, hatte er reinweg den Doktor Schönlein vergessen. Doch, als wieder zu Hause Alles so recht klar vor seine Sinne kam, da war ihm gar jämmerlich zu Muthe. Die alten Gebrechen waren alle wieder da. Zittern, Ekel am Essen, Unmuth und Bangigkeit. „Breneli," sagte er zu seiner Frau, „es ist mir nit just: ich will nach Zürich zum Doktor." — „So geh," sagte diese. Rudi nahm seinen Stecken und als er den Weg hinabwankte, sah ihm Breneli nach, und eine Thräne um die andere schlich über ihre Wangen und fiel auf das schöne Hemd. Aber die arme Frau achtete nicht, so untadelig rein sie sonst auch diesen „Staat" der Aargauer Bauersfrau hatte. Ihre Hände falteten sich und Gebete begleiteten wie Engel den Mann auf seinem trüben Weg!

Wieder steht Rudi vor Schönlein, der ihn mit seinen klaren Blicken durchbohrt. „Wo fehlt's?" schnurrt er ihn an. — „Herr Doktor," seufzt der Bauer, „ich bin übel z'weg." — „Das

glaub ich," zürnte Schönlein; „Ihr habt wieder getrunken?"

„Ich habe nicht anders können," erwiderte Rudi, „es war bei einer Hochzeit. . . ."

„Nun," polterte der Arzt heraus, „so sauf' in des — Namen und glaub nur, daß du in drei Monat kr . . . . t bist." Somit schob er den unglücklichen Mann zur Thüre hinaus und als er allein war, sagte er: „Wenn die Lumpen dem lieben Gott nicht mehr folgen, so mag die Teufelsangst sie kuriren!" Rudi wankte auf der Straße hin; wie im Traum sah er die Häuser, die reichen Läden und die Fuhrwerke neben sich. Er sah nicht mehr den Staub, der auf der Straße aufwirbelte; er fühlte nicht mehr die drückende Hitze; er hörte nur Eines, was der Arzt gesagt. . . Und dieses Eine hakte sich in seine Seele. Die Wunde, die das Wort gemacht, eiterte tief und tiefer nach innen.

Auch dies Mal stand Vreneli vor der Thür mit seinem freundlichen „Gott wilche." Aber Rudi schauderte; an solchem Gruß hatte er keinen Theil mehr. Unberührt blieben die „Bräuße," umsonst suchten die Kinder in den Taschen des Vaters. Er trank nicht mehr, nur schlich er so hin und schrak zusammen, wenn blos eine Krähe mit ihrem widerlichen Geschrei über ihn hinflog. Wenn er den Kalender, die Uhr ansah, überkam ihn eine unnennbare Angst. Da tönte so schauerlich: In drei Monat! Auch im Bette litt's ihn nicht, denn da mußte er denken: bald liegst du draußen und sechs Schuh Erde über dir. . . . Und wenn die Seele fortlebt, wo werde ich da sein? . . . Bei diesen Gedanken wand sich der Arme, und wenn Mitternacht schlug, die Stunde, in welcher finstere Mächte sich regen, zählte er bang die Schläge und fühlte das Nahen Desjenigen, dem er mit Leib und Seele verfallen war! Seiner Frau hatte er nichts gesagt; nur hatte dieselbe schaudernd geahnt, daß etwas Fürchterliches vorgegangen sein mußte. Sie klagte ihre Noth dem Herrn in immer heißeren Gebeten. Und der Herr, der Gebete erhört über Bitten und Verstehen, erbarmte sich. Wieder war eine schwere Nacht für den armen Rudi heraufgezogen. Verzweifelnd wie ein Wurm wandte er sich auf dem Bette. Näher und näher zog die Mitternachts-Stunde. Unheimlich lugte die Nacht zu dem Fenster herein. Geheimnißvolles Wehen erfüllte die Luft, während der Todtenwurm in der Wand pochte. . . Das gilt dir! dachte der Mann. Nun heulte der Hund auf dem Hofe und das Käuzlein flog mit schwerem Flügelschlag und mit schauerlichen Schrei über das Haus. . . „Ja, er hat Recht . . . in drei Monat," fabelte Rudi dem Wahnsinne nahe . . . Da wollte der armen Frau, die neben ihm lag, das Herz brechen . . . Ihr Gebet löste sich in die Worte auf: „O Herr, erbarme Dich!

Rudi lauschte: war das nicht ein rettendes Tau, das dem Ertrinkenden zugeworfen wurde. Also ist noch ein Erbarmen möglich! Er brach in Thränen aus und nun löste sich der Krampf, der sein ganzes Wesen erfaßt. Er erzählte der Frau sein letztes Begegnen mit Schönlein; er schilderte die Höllenqual, die über seine Seele gekommen.

„Nicht doch, Rudi," sagte Vreneli, als er geendigt. „Das mußt du nicht meinen, daß der Doktor dich habe verfluchen wollen, das kann übrigens kein Mensch: nur, wenn wir uns selbst dem Teufel übergeben durch wüstes Leben, hat er ein Recht an uns; wenn wir uns aber durch Wort und That zu Gott halten, so hält er sich zu uns und kein Fluch und kein Teufel kann uns schaden. . . Hör doch! . . . Du weißt es jetzt, wie Einem geht, wenn man sich dem Teufel durch wüstes Leben ergiebt; deßwegen wollen wir wieder neu anfangen und du wirst sehen, daß es gutet."

Wie Vreneli gesagt, geschah's. Rudi hat sich das Hudeln abgewöhnt und recht. Dies Mal war er in der Wolle gefärbt und nicht im Stück, wie's erste Mal. Der Schönlein hat gelacht, als er erfuhr, daß es geholfen, indem er mit dem Rudi vom Bastberg den Wauwau gemacht. Es hätte aber doch letzen können, wenn Vreneli nicht der Engel gewesen wäre; denn solches Mittel allein treibt in Verzweiflung und zum Selbstmord. Nur wo Hände zum Gebete sich falten, da löst sich der Fluch in Segen! Wünschen möchte man daher, daß jeder Rudi ein Vreneli an seiner Seite hätte. Das bleibt aber beim Wünschen, denn der Rudi sind gar Viele, der Vreneli aber alle Tage weniger.

Rudi ist wieder ein rechter Mann geworden und was noch mehr ist — ein Christ. Er ist wieder Ammann geworden und hat nachher beim Sittengericht mancher gefallenen Seele wieder aufgeholfen. So ist's denn auch ein Mal durch Fluch zum Segen gegangen!



Jugendland.

(Zum Stahlstich.)

Heil'ge, friedenvolle Auen,
Meiner Jugend schönes Land,
Könnt' ich euch noch Einmal schauen,
Wär' ich ewig nicht verbannt.

Schönes Land, so heiß ersehnet,
Trüge Sehnsucht mich von hier!
Ach, umsonst! Ein Weltmeer dehnet
Wild sich zwischen mir und dir.

Dürft' in deinen lieben Armen,
Selig ich, nicht mehr verbannt,
Noch an deiner Brust erwarmen,
Ferner, goldnes Jugendland!

W. Zimmermann.

Skizzen aus meinem Reiseprediger-Leben.

Von W. Ahrens.

III.

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

(Gal. 6, 7.)

In einem Gespräche mit Bruder S. in Bezug auf Spötter und Lästerer und Gottes Gerichte über solche, sagte er: „Ich weiß davon traurige Exempel. Vor vier Jahren, als ich noch im Unglauben gefangen lag, kam ich manchmal nach Feierabend in der Schenke mit gleichgesinnten Kameraden in Louisville, Ky., zusammen. Unsere Unterhaltung lenkte sich dann auch zuweilen auf die christliche Religion und die Bibel. Natürlich, weil wir alle Ungläubige waren, wurde über diese Gegenstände nur gespottet. Eines Abends, als wir beim schäumenden Bier unser Gespötte mit dem Heiligen trieben, sagte ein gewisser Götz unter anderem: „Nichts wollte ich lieber, als daß, wenn ich todt bin, man mich auf die Straße würfe und mich die Schweine fräßen; dann würde mein Fleisch die Schweine mästen helfen und die Christen müßten es fressen. Ja, das wäre mein größtes Plaisir, wenn die Christen Menschenfleisch fressen müßten!" Da fiel ihm Einer in's Wort und sagte: „Horch, Götz, du machst es denn doch ein wenig zu schlimm; schäme dich, solche Reden auszustoßen. Du weißt ja gar nicht, wie du noch zu Tode kommen magst, oder was dein Ende sein wird und wie bald es kommen mag!"

Entrüstet über die Strafe rief Götz aus: „Was? ich sterben? ich lebe länger als ihr Alle." Und sich zu mir wendend und seine Hemdärmel aufrollend sagte er: „Sieh hier, S., meine Arme!" Sie schienen ungewöhnlich muskulös und kräftig. Dann zog er die Lippen auseinander und zeigte mir sein Gebiß. „Sieh hier, meine Zähne," sagte er; „ich bin zwar älter als du, aber dich lebe ich zweimal aus. Nein, ich sterbe noch nicht; damit hat es noch Zeit!" und dergleichen Lästerung mehr.

Am nächsten Morgen kam Einer in die Oelmühle, wo ich arbeitete, in großer Hast und rief: „Der Götz ist am Sterben!" Da er grade gegenüber an der Straße wohnte, lief ich sofort, um ihn zu sehen. Vor seinem Hause stand ein großer Haufe Menschen; ich drängte mich hindurch und fand ihn mit dem Rücken auf dem Bette liegen, während die Füße auf dem Boden ruhten; alle seine Glieder waren starr wie Holz, der Mund geschlossen, daß er kein Wort mehr reden konnte. Bei einem Gang zur nahen Schenke, um einen „Trunk" zu nehmen, trat er sich einen Nagel in den Fuß und bekam gleich darauf den Starrkrampf. In ein paar Stunden war er todt. Seine Frau, von derselben Gesinnung wie er, hätte ihn denselben Nachmittag schon beerdigen lassen, wenn die Nachbarn ihr nicht gewehrt hätten.

Ein anderes Beispiel. Auf einem Bauerngute nahe meinem Geburtsorte steht ein etliche hundert Jahre altes Haus, stark wie eine Festung. Man nannte es nur das steinerne Haus. Es war an eine kleine Anhöhe gebaut, so daß die Flur des zweiten Stockwerks, der die eigentliche Wohnung ausmachte, mit der obern Anhöhe gleich war, während der untere Stock, auch mit der Erde gleich, als Stallung für das Vieh diente. Der Bewohner, ein schon bejahrter Junggeselle, war zwar ein dienstfertiger, aber sonst ein überaus rauher, grober Mann und

und ein entsetzlicher Flucher; die Worte: „Mich soll ein Donnerkeil erschlagen!“ führte er allgemein im Munde. Er hatte zwei schöne Pferde, die er fast vergötterte; und wenn er von diesen redete, so setzte er gewöhnlich hinzu: „Mich soll ein Donnerkeil erschlagen, wo meine Pferde bleiben, da bleibe ich auch!“ Wirkliche Freunde hatte er keine, Jedermann suchte ihn zu meiden wegen seiner Grobheit, Brutalität und seines Fluchens. Und doch fand er endlich ein Mädchen willig, ihn zu heirathen. Landesgebräuchlich wurden die Bedingungen gerichtlich festgestellt, der Hochzeitstag bestimmt und die Verlobung für drei Sonntage in der Kirche veröffentlicht. Am dritten Sonntage des Aufgebots gingen Beide nach Landessitte zur Kirche und von da zusammen nach seiner Wohnung, wo Nachmittags die Hochzeit gehalten werden sollte. — Die Hochzeitsgäste kamen und füllten die Stuben, während zugleich ein schweres Gewitter heraufstieg, welches eine Verzögerung der Hochzeit verursachte. Verdrießlich hierüber stand er auf, schrecklich fluchend und wie gewöhnlich die Worte ausstoßend: „Mich soll ein Donnerkeil erschlagen!“ daß es den Gästen schauderte. Er trat dann vor den Spiegel, um das Halstuch zu ordnen, während seine Braut gerade hinter ihm stand, als im nächsten Augenblicke ein Blitzstrahl von oben in's Haus schlug, ihn auf der Stelle tödtete, durch den Fußboden fuhr und seine beiden Pferde im Stalle erschlug. Jedoch außer diesem war kein Schaden geschehen, weder an Menschen noch an Vieh.

Ich war zwar noch ein Knabe, aber das schreckliche Schauspiel, das meine Augen sahen, hat sich so lebendig meinem Gedächtnisse eingeprägt, als sähe ich es heute noch.

Rüstung und Sieg.

I.

„Haben Sie schon mit Herrn Rogers über sein Seelenheil gesprochen?“ So sprach ein alter ehrwürdiger Seelsorger zu einem seiner Gemeindeglieder, Herrn B., der ein ernster Nachfolger Christi war.

„Ja, ich habe es oft und wiederholt gethan, bin aber nicht im Stande gewesen, irgend welchen Eindruck auf ihn zu machen. Sie wissen, er ist ein belesener Mann, hat die besten Werke ungläubiger Schriftsteller bemeistert und sich gewaltig verschanzt.“

„Dann halten Sie also seinen Fall für hoffnungslos?“

„Das thue ich in der That; doch glaube ich, Gott hat ihn der Lüge übergeben, und ich erwarte, daß er das Maß seiner Bosheit bis an den Rand füllt.“

„Soll und kann dann nichts mehr für ihn gethan werden?“ So sprechend ging der Seelsorger tief ergriffen die Stube auf und ab.

Die Gemeinde war neu belebt, Sünder wurden erweckt und ein allgemeines Interesse für Religion schien die Gemüther zu beseelen. Es war eine Zeit der Erquickung vom Angesicht des Herrn.

Doch da war Einer, der sich um dies Alles nichts kümmerte. Dies war Herr Rogers, ein Ungläubiger, der sich nicht schämte, wo er eine Gelegenheit fand, seine Gesinnung kund zu thun. Er gehörte auch nicht zu jener Klasse von Ungläubigen, denen man grobe Unwissenheit zur Last legen kann. Vielmehr hatte er der Sache Aufmerksamkeit geschenkt und war in Beweisgründen gegen das Christenthum wohl bewandert. Kein Wunder daher, daß er sich für unüberwindlich hielt.

Der Pastor des Bezirks hatte schon oft den Versuch gemacht, ihn zu überzeugen, war aber stets abgefertigt worden. Als einen letzten Versuch hatte er Herrn C., einen gewandten christlichen Advokaten bewogen, den Versuch zu machen, aber auch dieser hatte nichts ausgerichtet. Alles schien vergebens zu sein.

II.

Auf dem Herd eines kleinen Zimmers brannte noch zu später Nachtzeit ein Feuer. Draußen heulte der Wind und trieb den Schnee gegen die Fenster des Stübchens, denn es war eine kalte Januar Nacht. Auf seinen Knieen lag ein alter Mann, es war Herr B. Seine Seele fühlte offenbar eine große Noth, denn sein Beten und Ringen währte die ganze Nacht, wie einst bei Jakob. Was war ihm? Für wen betete er? Für Herrn Rogers.

III.

Unser Pastor hält im untern Raume der Kirche eine Betstunde. Bald wird gesungen, dann gebetet und immer ist das Wehen des Geistes spürbar. Heiße Seufzer steigen aus mancher Brust, stille Thränen rollen über manche Wange. Ein tiefes Interesse ist auf allen Gesichtern zu lesen.

Jetzt giebt der Führer Gelegenheit zum Reden. Einer nach dem Andern steht auf und erzählt, was an seiner Seele geschehen. Jetzt steht ein schlanker Mann auf, der ganz besonders das Interesse der Anwesenden zu erwecken scheint. Es ist Herr Rogers, einst der Ungläubige, jetzt ein demüthiger Jünger Christi. Ein neuer Geist scheint ihn zu erfüllen. Sein Angesicht glänzt vor Freude, sein ganzes Auftreten

zeugt von dem Frieden, welchen seine Seele besitzt.

Herr Rogers, der hartnäckige Ungläubige, ein Christ! Wie ist das zugegangen? Laß ihn selbst erzählen.

„Ich stehe vor euch," sprach er mit zitternder Stimme und bewegtem Herzen, „euch meine Bekehrungsgeschichte zu erzählen. Ich bin wie ein Brand aus dem Feuer gerissen. Der Wechsel in meinem Innern setzt mich selbst in Staunen und wurde durch Gottes Gnade und ein unwiderlegbares Argument hervorgebracht."

„Es war ein kalter Morgen im Januar, und ich war gerade bei meiner Arbeit am Ambos, als ich Herrn B. heran reiten sah. Er stieg schnell ab und trat herein. Als er näher kam, sah ich, daß er sehr ergriffen war. Seine Augen waren mit Thränen gefüllt. Er nahm mich bei der Hand und mit unbeschreiblicher Zartheit sagte er: „Ich bin sehr bekümmert um Ihr Seelenheil! — Ich bin sehr bekümmert um Ihr Seelenheil!" und brach in Thränen aus. Mehr konnte er nicht sagen, sondern verließ die Werkstätte, bestieg sein Pferd und ritt davon."

„Sehr bekümmert um mein Seelenheil," sagte ich. „Sehr bekümmert um mein Seelenheil." Hier ist ein neues Argument für die Wahrheit der Religion, von welchem ich nie etwas gehört hatte, und welches ich nicht beantworten konnte. Hätte der alte Mann mit mir disputirt, so hätte ich ihn zum Schweigen bringen können, aber dies war kein abgedroschenes Argument für die Wahrheit der Religion. Die Religion muß wahr sein, oder dieser Mann würde nicht so fühlen. „Sehr bekümmert um mein Seelenheil" — es klang in meine Ohren wie ein Donner aus heiterem Himmel. „Ich sollte sehr bekümmert sein um mein eigenes Heil," sagte ich. „Was soll ich thun?"

Ich ging nach Hause. Mein armes Weib, die ich oft wegen ihrer Frömmigkeit verspottet hatte, rief aus: „Aber lieber Mann, was fehlt Dir?" „Mir fehlt genug," sagte ich, vom Gefühl der Angst und Sünde überwältigt. Der alte Herr B. kam an diesem kalten Morgen zwei Meilen geritten, mir zu sagen, daß er um mein Seelenheil sehr bekümmert sei. Was soll ich thun? Was soll ich thun?

„Ich weiß nicht, was Du thun kannst," sagte meine Frau erstaunt. „Ich weiß nicht, was Du besser thun kannst, als Dein Pferd besteigen und zu Herrn B. selbst reiten. Er kann Dir bessern Rath geben als ich, und Dir sagen, was Du thun mußt, um selig zu werden."

Ich bestieg mein Pferd und ritt zu Herrn B. Ich fand ihn allein in dem Zimmer, in welchem, wie ich nachher erfuhr, er die ganze Nacht für mich gebetet hatte. „Ich komme," sagte ich zu ihm, „Ihnen zu sagen, daß ich sehr um mein Seelenheil bekümmert bin."

„Gott sei Dank!" sagte der alte Mann, „das ist gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, ja auch die Größten." Und er fing mit dieser Schriftstelle an und predigte mir Christum, dann knieten wir uns nieder und beteten und trennten uns nicht, bis der Herr Frieden zu meiner Seele gesprochen hatte.

Und nun laßt mich sagen: Ihr müßt eure Ausrüstung bekommen, wo er sie bekam, in eurem Kämmerlein, auf euren Knieen. So soll es bei mir sein. Ich will versuchen das Herz meiner ungläubigen Freunde durch das Gebet im Kämmerlein zu erreichen.

Er setzte sich von seinen Gefühlen überwältigt, während Thränen und unterdrücktes Schluchzen in der Versammlung zu hören war. Alle waren tief ergriffen, denn alle wußten, was er einst gewesen war, und sahen nun, was er durch Gottes Gnade geworden. — Wahrlich, hier ist ein Wunder geschehen.

C. Ott.

Quelle und Strom,

oder: Die Macht des Einflusses.

Von Georg Guth.

Vor mehr als zweihundert und fünfzig Jahren, gegen das Ende der Regierung der Königin Elisabeth, fand ein damals wenig bekannter puritanischer Prediger Englands, Namens Edmund Buny, ein Büchlein, von einem Jesuiten, Parson, geschrieben mit dem Titel: „Fromme Resolutionen," welches nebst der katholischen Auffassung von Pflichten und dergleichen mehr, manchen guten Gedanken enthielt.

Dem puritanischen Prediger erschienen diese Gedanken zu werthvoll, als daß sie ohne weiteres verloren gehen sollten. Er nahm daher dieses päpstliche Büchlein, faßte das Gute aus demselben zusammen, arbeitete es nach einem andern Muster um und übergab dasselbe dem Druck, unter dem Titel: „Buny's Resolutionen."

Dieses Büchlein fand eine sehr beschränkte Cirkulation und wurde hauptsächlich nur von den persönlichen Freunden des Autors gelesen. Zuletzt fand eine alte, zerrissene Copie ihren

Weg in ein bescheidenes Landhäuschen in Shropshire und fiel in die Hände eines fünfjährigen Knaben, Namens **Richard Baxter.** Von der Stunde an, nachdem Richard dieses Büchlein gelesen hatte, entschloß er sich ein Christ zu werden, welchen Entschluß er auch sofort ausführte. Und während seines ganzen gesegneten und thatenreichen Lebens konnte man in Allem, was er redete und schrieb, den durchdringenden, bestimmten und inbrünstigen Geist der Resolutionen Buny's wieder erkennen.

Ausgezeichnet war Baxter besonders durch seine Thätigkeit als praktischer Geistlicher; dem Ideal eines solchen, wie er es in seinem Buch: "The reformed Pastor," einer noch jetzt in England vielgelesenen Pastoraltheologie niedergelegt hat, ist er selbst sehr nahe gekommen; Kidderminster ward durch ihn eine wahre Muster-Gemeinde. Außerdem war er auch ein sehr fruchtbarer Schriftsteller im praktischen und dogmatischen Gebiet. Unter seinen praktischen Werken sind vorzugsweise zwei zu nennen, die seinen Ruhm in der ganzen protestantischen Welt begründeten, nämlich: „**Die ewige Ruhe der Heiligen,**" und „**Baxters Zuruf an Unbekehrte,**" beide durch warme und zugleich überzeugende Darstellung ausgezeichnet.

Richard Baxter starb am 7. Dezember 1691 in London. Fünf und zwanzig Jahre nach Baxters Tode fiel sein Buch: „**Baxters Zuruf an Unbekehrte,**" — von welchem in einem Jahre allein über 20,000 Exemplare verkauft wurden — in die Hände des **Philipp Doddridge,** der damals ein Student zu St. Alban war. Dieses Buch wurde das Mittel zur Bekehrung dieses jungen Studenten, welcher später der berühmte und erfolgreiche Prediger zu Northampton wurde. Hier wirkte er zwanzig Jahre als Prediger und Lehrer mit großer Auszeichnung. Er gründete ein Seminar, in welchem er junge Männer für das Predigtamt heranbildete. Er hatte gewöhnlich zwanzig bis dreißig Studenten. Hier schrieb er sein „**Family Expositor,**" ein Werk, welches seinen Weg in zehntausende Familien fand. Zuletzt schrieb er das Buch vom „**Anfang und Fortgang des neuen Lebens im Menschen,**" ein Buch, welches in Deutsch, Französisch und andere europäische und heidnische Sprachen übersetzt wurde und Millionen zum Segen gereichte. Doddridge war ein Mann von liebenswürdigem Charakter, entschiedener Frömmigkeit, als Prediger, Lehrer und Schriftsteller gleich geachtet und geliebt. Er war ferner einer der besten Liederdichter unter den Dissidenten. Viele seiner Lieder werden noch heute gesungen. Er starb am 26. Oktober 1751.

Drei und dreißig Jahre nach dem Tode Doddridges fand eine Copie seines „Anfang und Fortgang des neuen Lebens im Menschen" ihren Weg auf den Tisch eines Herrn **Unwin,** welcher ein Correspondent des berühmten **Cowper's** war.

Ein junger englischer Staatsmann, im Begriff eine Reise durch Süd-Frankreich zu machen, suchte ein Buch als Lektüre auf seiner Reise. Er nahm dieses Buch vom Tische Unwin's in die Hand und frug nach dessen Charakter. „Eines der besten Bücher, das je geschrieben wurde," lautete die Antwort seines Reisegefährten, **Millner;** „laßt uns dasselbe mitnehmen und auf der Reise lesen." Der junge Staatsmann willigte ein und wurde durch das Lesen desselben auf das Tiefste ergriffen. Er fing an die Bibel zu lesen, das Christenthum zu prüfen und das Resultat war — **er wurde ein Christ.**

Dieser junge Mann wurde der später so berühmte englische Staatsmann, **William Wilberforce,** dessen Name auf alle Zeiten verbunden ist mit der Abschaffung des Neger-Sklavenhandels, wofür er unermüdet wirkte und der Einführung des Christenthums in Indien. Wilberforce unterstützte außerdem die Bestrebung für die Hebung und Verbesserung des Volks-Unterrichts, für Beobachtung der Sonntagsfeier und für das Missionswesen. Er schrieb "A practical view of the prevailing religious system of professed Christians contrasted with real Christianity," ein Werk, welches fünf und vierzig Auflagen erlebte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Dieses Buch machte die Runde um die Welt. Es wurde sowohl an den Ufern des Ganges wie an den Ufern des Mississippi gelesen. Der berühmte **Edmund Burke** brachte die letzten zwei Tage seines Lebens mit Lesen dieses Buches zu und erklärte, daß es ihm zum großen Segen geworden sei und dankte dem Autor, daß er ein solches Buch in die Welt sandte. Ebenfalls war Wilberforce im Jahre 1803 bei der Gründung der **Englischen Bibelgesellschaft** betheiligt. Er starb am 27. Juli 1833.

Wilberforce's Buch: „Praktische Anschauung des Christenthums," fand auch bald seinen Weg auf die **Insel Wight** und fiel in die Hände eines jungen Diakonus, der, als er anfing dasselbe zu lesen, nicht aufhören konnte, bis er damit fertig war. Eine entschiedene Veränderung in seiner Auffassung der göttlichen Wahrheit wurde dadurch bewirkt, welche von solcher Bedeutung war, daß er selbst später bekannte: „Ich fühle die Pflicht der Dankbarkeit, welche ich Gott und Menschen schuldig bin für die ungesuchte und unerwartete Einführung des Buches von Herrn Wilberforce, durch welches ich durch Gottes Gnade die ersten heiligen Eindrücke

der geistlichen Natur der christlichen Religion erhielt." Jener junge Diakonus war Leigh Richmond, der Autor des „Armen Afrikaners" und „Das Milchmädchen", zwei Bücher, welche heute noch in verschiedenen Sprachen gelesen werden und tausenden Seelen den Weg zu Christo zeigten.

Herrn Wilberforce's Buch kam ebenfalls in die Hände eines jungen schottischen Predigers von besonderem Talent, von welchem Andrew Fuller einmal sagte: „Würde jener junge Mann seine Papiere wegwerfen und extempore predigen, könnte er der König unter den Predigern Schottlands werden." Aber mit allen seinen Gaben widmete er sich den wissenschaftlichen Studien so sehr, daß die schwere Verantwortlichkeit seines heiligen Berufes in den Hintergrund gedrängt wurde. Er war gelehrt und beredt, aber ehrsüchtig und weltlich gesinnt, — wie leider manche Prediger heutigen Tages.

Doch das Lesen von Wilberforce's Buch über praktisches Christenthum wurde der Wendepunkt in seiner Laufbahn, so daß er selbst von seiner Bekehrung sagte: „Wilberforce's Buch verursachte eine gewaltige Revolution in meiner Anschauung des Christenthums und unter dessen Einfluß erfuhr ich eine große Veränderung in meiner Gesinnung." Dieser junge schottische Prediger war Dr. Chalmers. Durch Gottes Gnade wurde er durch das Lesen jenes Buches ein neuer Mann; es führte ihn zu einem höheren Leben und erfüllte ihn mit edleren Begierden; es machte seine außerordentlichen Gaben der evangelischen Wahrheit dienstbar und befähigte ihn, die freie Kirche Schottlands von der Abhängigkeit zur Staatsanerkennung und Selbstregierung zu führen. Bis zum Schlusse seines Lebens blieb er in voller geistiger Kraft. Sein Motto war: „Je einfältiger und kindlicher, desto besser." Seine vielen Schriften sind in 34 Bänden gesammelt. Am Morgen des 31. Mai 1847 fand man ihn still entschlafen in seinem Bette.

Doch halten wir hier inne und schauen zurück. Welch' ein mächtiger Strom des Einflusses entquoll der kleinen Quelle, an welcher wir zuerst gestanden! Welch' eine Frucht des kleinen Büchleins „Bunny's Resolutionen!" Sehen wir uns den Stufengang dieses Stromes ein wenig näher an. Die Stationen desselben sind: Chalmers, Leigh Richmond, Wilberforce, Doddridge, Baxter, Bunny und Parson.

1) Das Material für Bunny's Büchlein war Weizen aus der Spreu gesammelt. 2) Es war nicht originell, sondern zusammen getragen. 3) Der Verfasser war ein wenig bekannter Mann und sein Buch sehr klein. 4) Bunny ruhte längst im Grabe, ehe der Knabe Richard Baxter dessen Resolutionen las. 5) Baxter war bereits 25 Jahre todt, als Philipp Doddridge dessen Zuruf in die Hände bekam. 6) Doddridge ruhte 33 Jahre im Grabe, als sein Buch: „Anfang und Fortgang" in Wilberforce's Hände fiel. 7) Chalmers und Wilberforce waren Zeitgenossen und wirkten miteinander im Reiche Gottes. Obwohl diese Männer todt sind, reden sie noch und verbreiten durch ihre Schriften Segen unter die Menschen. Ja, „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben; sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach." Gott bedient sich des Einflusses frommer Personen, um Seelen zu Jesu zu führen. Er wirkt mittelbar.

Nachdem Wesley zehn Jahre den Herrn in der Vergebung seiner Sünden gesucht hatte, wurde er durch Luther's Vorrede über den Römerbrief, welche er lesen hörte, zum Glauben geführt. Der verstorbene Bischof Hamline wurde durch „Fletcher's Appellation", welche eine christliche Frau ihm überreichte, erweckt und zu Christo geführt. Chemiker sagen uns, ein Gran Jodinum färbt Wasser 7000 Mal seines eigenen Gewichts. So verbreitet sich der persönliche christliche Einfluß und läßt seine Spuren in dem Ocean menschlicher Wesen. Wie ein in's Wasser geworfener Stein größere Kreise um sich zieht, so ziehen „Bunny's Resolutionen" immer größere Segenswirkungen um sich her. Ein Buch, eine Predigt, ein Wort, ein Gebet, ein Versuch mag seine Wirkung auf das Leben und den Charakter Tausender nach sich ziehen. Darum, „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten ohne Aufhören." (Gal. 6, 9.)

Kampf in uns.

Es giebt ein Farbenspiel — ich will es so nennen — in unserer Brust, das so zart ist, daß so bald wir es aussprechen wollen, es zur Lüge wird; ich sehe die Worte, wenn sie sich aus meiner Brust herausgearbeitet haben, wie in der Luft vor mir schweben; und sie bilden eine Lüge; ich suche andere, die Zeit geht vorüber und auch sie wären nicht besser geworden: diese Scheu hält mich ab zu sprechen. — Eine Empfindung ist schön: so lange sie nicht zur Geschichte wird; mit dem Leben selbst ist es so zu leben, die volle Empfindung der Existenz ist schön; und im Abhaspeln und Dahinleben Tag auf Tag und Stunde auf Stunde hat man beständig den Kampf mit dem Unschönen, Unreinen, Unwahren zu bestehen und daher schmerzhaft — die hohe, freie Seele soll Bedingungen ertragen.

Willkommen.





Dem Vielgereisten, der vom Themsestrand,
Der Riesenweltstadt und des Hochlands Seen,
Der Heimathflur im alten Vaterland,
Dem Rheinstrom und den Schweizer Alpenhöhen,
Nachdem er vielgeschäftig, vielgewandt,
Sich gründlich hat die Fremde angesehen,
Nach wohlvollbrachter Wand'rung wiederkehrt:
Ein „Gott zum Gruß!" am eig'nen Haus und Herd!

Willkommen hier! — Nachdem du Vieles hast
Erschaut, erlauscht, gesprochen und geschrieben,
Geplant, gewirkt, winkt dir die süße Rast
Vom Lärm der Welt im stillen Kreis der Lieben,
Warst lang genug dort draußen nur ein Gast,
Bei Tag und Nacht gleich ruhlos umgetrieben!
Sei's noch so schön in Nord, Ost, Süd und West,
Das „Home sweet Home" bleibt doch das beste Nest!

Hier wirke nun und pflanze still den Kern,
Befruchtet von der Fülle fremden Lebens,
Wie sich's dir spiegelte dort in der Fern'
Und manches Ziel dir bot, wohl werth des Strebens:
Was dort, was hier im Dienst des Einen Herrn
Und seines Reichs geschieht, bleibt nie vergebens!
Sein Reich, sein Dienst, das ist das feste Band,
Das all' die Seinen dort und hier umspannt! —

Ha.

Das tausendjährige Reich.

Von F. Kopp.

(Schluß.)

Aber auf welche Weise kommt das tausendjährige Reich?

Wenn wir es recht verstehen, so ist dieses Reich noch kein himmlisches, sondern das Himmelreich auf Erden, die Vollendung und die Krone des Reiches, das der Sohn Gottes auf Erden stiftete, und darum muß es seiner Natur nach innig verwandt sein mit seinem Ursprung und Anfang. Es ist immer noch das Gnadenreich, denn das Reich der Herrlichkeit kommt erst völlig nach der Auferstehung und dem jüngsten Gericht, und ist nicht auf Erden, sondern im Himmel. Darum gilt auch hier das Wort Jesu: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, sondern es ist inwendig in euch."

Aber wie die Juden, zur Zeit als Christus auf der Erde war, erwarten Manche die Herstellung des Milleniums durch die persönliche Erscheinung und sichtbare Offenbarung des Sohnes Gottes auf Erden. Doch haben wir keine derartige Verheißung in Gottes Wort. Wenn nach der Schrift Jesus wieder kommt, dann kommt er in den Wolken des Himmels mit viel tausend Heiligen, Gericht zu halten. Wenn es sonst scheint, daß bei großen Gerichten über Völker und irreligiöse Mächte, wie über die jüdische Nation, den „Falschen Propheten" und das Thier mit den sieben Köpfen, von einem Kommen die Rede ist, so ist dieses entweder unsichtbar in Seinen Gerichten zu verstehen, oder auch vorbildlich auf das jüngste Gericht. So wurde auch die Stelle mißverstanden, daß „die Theil haben an der ersten Auferstehung, mit Christo leben und regieren tausend Jahre." Es steht nicht dort, daß sie mit Christo auf der Erde wohnen; wohl aber kann man annehmen, daß sie mit Christo dürfen im Himmel leben und regieren,

wo es für einen seligen Menschen auch viel angenehmer sein muß, als auf Erden. Es ist auch anzunehmen, daß die Menschen in dem tausendjährigen Reich durch dieselben Mittel und auf ähnliche Weise bekehrt und geheiligt werden müssen, wie gegenwärtig, nur daß sich die Kraft Gottes auf eine viel herrlichere Weise offenbart, und die Hindernisse durch das Binden des Satans fast gänzlich aus dem Wege geräumt sind. Aber die Herzen müssen immer noch wie jetzt durch das Wort vom Kreuz und durch die Liebe für den Herrn gewonnen, und können nie mit Gewalt erobert werden. Die Idee, daß Christus durch Seine persönliche Erscheinung auf der Erde Schaaren von Menschen mit Gewalt unter sein Scepter beugen und die Bekehrung der Nationen herbeiführen werde, ist im Widerspruch mit Gottes Wort und wäre das gerade Gegentheil von seinem früheren Wirken; denn am Pfingstfest wurden mehr Seelen durch die Kraft des heiligen Geistes bekehrt, als in den drei Jahren, da Jesus persönlich auf Erden wandelte. Auch übt die Idee, daß Christus durch seine persönliche Ankunft auf Erden die Welt zur Bekehrung bringe, einen lähmenden Einfluß auf die Missionsthätigkeit der Kirche aus.

Die chiliastischen Ansichten sind jedoch nichts Neues in der Kirche. Schon im apostolischen Zeitalter faßte Papias, Bischof von Hierapolis, die bildlichen Ausdrücke der Schrift wörtlich auf; aber der Presbyter Cajus bekämpfte diese Ansichten mit solchem Erfolg, daß sie gegen Ende des vierten Jahrhunderts fast keine Anhänger mehr in der Kirche hatten. Von Zeit zu Zeit tauchten diese Anschauungen wieder auf, sie fanden aber weder in der katholischen Kirche, noch bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts, und eben so wenig bei John Wesley Gunst.

Fast immer ging der Glaube an einen persönlichen Antichrist und an ein persönliches Kommen Christi zum tausendjährigen Reich Hand in Hand. Wir halten aber dafür, daß der Muhamedanismus, Rom und der Unglaube in ihren verschiedenen Phasen die höllische Dreieinigkeit des Antichristen ist; dieses ist aber keine Persönlichkeit, sondern ein furchtbarer Irrthum und finsterer Wahn, der nur mit Gottes Wort, „dem Schwert Seines Mundes," durch die Predigt des Evangeliums und das Zeugniß Seiner Heiligen überwunden werden kann.

Mit dieser Ansicht stimmt Dr. Kurz völlig überein: „Nach all den schweren Leiden und Kämpfen feiert nun endlich die Kirche ihren herrlichsten, umfassendsten und anhaltendsten irdischen Triumph. Denn einmal muß es rein und ungehemmt zur Erscheinung kommen, was das Christenthum in diesem irdischen Leben vermag, einmal muß es sich offenbar zeigen, daß alles Streben und Ringen, alle Leiden und Siege der Kirche, die scheinbar ohne Frucht geblieben, doch nicht vergeblich waren. Darum wird der Fürst der Finsterniß mit seiner ganzen Macht gebunden und in den Abgrund gestoßen auf tausend Jahre. Damit hört dann aller Einfluß des Satans, alle seine Versuchungen und Verführungen, seine List und Bosheit auf. Die heiligen Blutzeugen der Wahrheit aus allen Jahrhunderten gelangen zur ersten Auferstehung und leben und regieren mit Christo tausend Jahre. Dies Regiment ist zwar kein sichtbares, irdisches und weltliches Regiment, wie der Unverstand (Chiliasmus) häufig gemeint hat, sondern ein unsichtbares, himmlisches, — denn noch hat Himmel und Erde nicht ihre letzte Vollendung erhalten, noch ist der Tod nicht aufgehoben, noch ist das letzte Gericht, das die Bösen ausscheidet von den Frommen, nicht gewesen, — aber die Folgen und Einflüsse dieser unsichtbaren Regierung werden sichtbar, irdisch und weltlich sein. Das Christenthum wird zum vollsten äußeren Sieg, zur unbedingten Anerkennung vor allen Machthabern und Obrigkeiten, zur herrlichen Ausbildung in allen Beziehungen und Lagen des Lebens, in der Kunst und Wissenschaft, in Handel und Wandel gelangen, die höchsten wie die niedrigsten Beziehungen des Lebens werden im Herrn gegründet und geheiligt sein."

Aehnlich drückt sich Dr. Sulzberger in seiner Glaubenslehre, Paragraph 97, aus: „In die Zeit der Vorbereitung zum Weltgericht fällt nach dem prophetischen Wort alten und neuen Testaments eine Periode der ausgedehntesten und erfolgreichsten Wirksamkeit der Kirche, der herrlichsten Siege des Christenthums und eines universellen Friedensreiches. Es wird zu einer ungehemmten, universellen Entfaltung der verklärenden Macht des Christenthums kommen, da die antichristlichen Feinde vernichtet sind; das Völkerleben und die socialen Verhältnisse werden in höchstem Grade vom christlichen Prinzip durchdrungen und beherrscht, das Volk Gottes wird zu einer Heerde unter einem Hirten vereinigt sein und so die Welt ihrer Vollendung zum Reiche Gottes entgegen geführt. Es bleibt unstreitig die Hauptsache, durch die Predigt der Grundlehren von der Buße und dem Glauben, von der Wiedergeburt und von der Heiligung solchen Reichssinn zu pflanzen und zu pflegen, daß das Reich Gottes in den Herzen der Menschen sich mehre, ohne welches ein richtiges Verständniß und ein wahrer Nutzen von der Lehre des tausendjährigen Reiches nicht möglich ist.

Bei der richtigsten und vollkommensten Darstellung vom Millenium darf das Eine nicht versäumt werden, der Ermahnung des Herrn nachzukommen: „So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget zu entfliehen diesem Allen, das geschehen soll und zu stehen vor des Menschen Sohn.“

Welches ist die Art und Beschaffenheit dieses Reiches?

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten; denn Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Es hatten ja zur Zeit als Christus auf Erden wandelte, nicht die Juden blos, sondern selbst die Jünger des Herrn gar wunderliche Vorstellungen von Seinem Reiche, das Er gekommen war auf Erden zu gründen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn unter den Christen der Gegenwart die Ansichten über die Beschaffenheit des Milleniums auseinander gehen. In einem Punkte aber kann man sich nicht irren: die Bibel wird das Hauptgesetzbuch sein, nach dem sich die Bürger jenes Reiches richten werden. Die Liebe Jesu und seine Gesinnung, wie Sanftmuth, Demuth, Geduld, wird in den Herzen Seines Volkes regieren. Dieser Geist wird sich auf alle Lebensverhältnisse und Berufsarten erstrecken und dieselben veredeln. Das Familien-, Gemeinde- und Geschäftsleben, das Schul- und Staatswesen wird von diesem Geiste durchdrungen sein, „daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; daß Treue auf der Erde wache und Gerechtigkeit vom Himmel schaue.“ Dann wird von Millionen Zungen der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren wiederhallen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Und weil der Friede auf Erden regieren wird, so ist an keinen Krieg zu denken, denn fromme und weise Männer werden die etwa eintretenden Schwierigkeiten zwischen den verschiedenen Nationen befriedigend schlichten. Daß „Wolf und Lamm, Löwe und Rind friedlich beisammen wohnen,“ sollte vielleicht bildlich verstanden werden, und das glückliche Verhältniß der Menschen zu einander darstellen im Vergleich zu früheren Zeiten; jedoch wird auch die ganze Natur und somit auch das Thierreich etwas von der Herrlichkeit der Kinder Gottes genießen und wird sowohl von dem Mißbrauch der Gottlosen, als auch von dem Fluch, der um der Sünde willen die ganze Wohnstätte der Menschen betroffen hat, befreit sein.

Es ist aber nicht anzunehmen, daß dann gar keine unbekehrte Menschen mehr leben werden, denn die Menschen sind immer noch „Fleisch vom Fleisch geboren,“ aber die Einflüsse des Guten sind dann viel stärker als die Einflüsse des Bösen. Es ist aber auch dann noch möglich ohne Gott in der Welt dahin zu leben, sonst wäre es ja unmöglich, daß sich am Ende der tausend Jahre, so viele gottlose Menschen zusammenrotten könnten, wie Vers 7 u. 8 andeutet: „Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängniß und wird ausgehen zu verführen die Heiden in den vier Oertern der Erde, den Gog und Magog, sie zu versammeln in einen Streit, welcher Zahl ist wie der Sand am Meer.“

Weil nun in dem Millenium der Teufel keine Macht mehr hat, die Menschen zu verführen, dagegen aber Christus mit den seligen Menschen und den heiligen Engeln überall das Gute fördert und das Böse hindert, so wird das Reich Christi auf der ganzen Erde zur völligen Herrschaft gelangen, und wie in den früheren Jahrtausenden die Gottlosen und die Feinde Christi fast immer regierten und das Volk Gottes unterdrückten und verfolgten, so werden jetzt die Heiligen des Höchsten die Herrschaft haben, denn die Gott feindlichen Weltmächte haben ihre Macht gänzlich verloren und die Gerichte Gottes sind über sie hereingebrochen.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß die gottlosen Mächte an einem Tage oder in einem Jahre vernichtet werden, und ebensowenig mag das tausendjährige Reich plötzlich als vollendet dastehen. Wie manchen Schlag hat der falsche Prophet schon bekommen! Aus wie mancher Wunde blutet das Thier, das von dem Blute der Heiligen trunken ist! Welche schmähliche Niederlagen hat nicht schon der Unglaube, vom scheinheiligsten Rationalismus bis hinab zum grassesten Materialismus, — der den Menschen zum Nachkommen des Affen stempelt, erlitten! Und wie viel christliche Staaten — wie die Vereinigten Staaten, England, Deutschland, die Schweiz u. s. w. schon von den Elementen des Milleniums in sich aufgenommen haben, wird sich seiner Zeit offenbaren; denn Holz, Heu und Stoppeln werden verbrennen, aber Gold, Silber und Edelsteine bleiben.

Todeswürfel.

Im Schlosse zu Berlin befinden sich zwei Spielwürfel, die unter dem Namen „Todeswürfel“ nunmehr schon auf ein Alter von 200 Jahren zurücksehen. Unter dem großen Kurfürsten erregte nämlich ein Mord in Berlin allgemeines Entsetzen, um so mehr, als die Ermordete, ein ebenso junges, wie schönes Mädchen, die einzige Tochter des allgemein geachteten Waffenschmieds Walther war. Der That

verdächtigt wurden zwei Soldaten, die sich die Gunst der Jungfrau zu erwerben gesucht hatten, gefänglich eingezogen. (Der Eine, Namens Ralph, hatte wirklich in einer Anwandlung von Eifersucht den Mord verübt, während der Andere, augenscheinlich begünstigtere Bewerber, mit Namen Alfred, unschuldig war.) Die Folter vermochte weder Alfred noch Ralph zu einem Geständniß zu bewegen; die Richter erhielten kein Licht in der Sache. Die vernommenen Zeugen hatten beide Soldaten an jenem Abend gesehen; Alfred hatte seine Zusammenkunft am Brunnen mit Röschen nicht geleugnet, aber erklärt, daß er freundlich von ihr geschieden sei; Ralph dagegen konnte sich nicht gehörig ausweisen, leugnete aber stets, die That vollbracht zu haben, und doch war keine Spur vorhanden, daß ein Anderer, als Einer dieser Beiden, der Mörder sei. Der Kurfürst befahl nun in gerechtem Zorn, daß das Gottesurtheil an Beiden vollzogen werde, und zwar sollten sie um den Tod würfeln; wer die niedrigsten Augen werfe, solle als Mörder gerichtet werden. Der Kurfürst erschien, umgeben von seinem ganzen Hofstaat, den Beamten des Gerichts, der Geistlichkeit u. s. w.; auch der alte Walther gehörte heute zu der Umgebung des Fürsten. Ralph (der Mörder) nahm lachend die auf einer Trommel liegenden verhängnißvollen Würfel und warf zwei Sechsen, die scheinbar höchstmögliche Zahl. Die Umstehenden sahen sich gegenseitig erschüttert an, weil man allgemein den sanften Alfred für unschuldig hielt, und doch nach diesem Wurfe schien keine Hoffnung mehr für ihn vorhanden zu sein. Alfred kniete nieder, sah gläubig gen Himmel und betete, während Alles still wie in der Kirche war; dann stand er auf, rief laut: „Hilf Du, Allmächtiger, da Du weißt, daß ich unschuldig bin!" und mit freudiger Hoffnung warf er die Würfel auf die Trommel, und zwar so stark, daß der eine in zwei Hälften zersprang; die eine Seite des zerbrochenen Würfels zeigte sechs, die andere eins, der ganze Würfel aber sechs, mithin zusammen dreizehn. Eine allgemeine Verwunderung der Umstehenden erfolgte; doch diese stieg noch höher, als plötzlich Ralph, wie vom Blitze getroffen, zu Boden stürzte. Nach langer Bemühung gelang es, ihn in's Leben zurückzurufen; doch kaum hatte er seine Besinnung wieder erhalten, da gestand er, die That aus Eifersucht vollführt zu haben. Der große Kurfürst war sehr gerührt; Gott hatte dem Unschuldigen geholfen. Zum Andenken daran und zum Beweise, daß Gottes Gnade und Hülfe stets nahe ist, wenn man Ihm gläubig vertraut, werden die Todeswürfel noch heute in der Kunst-Kammer des königlichen Schlosses zu Berlin aufbewahrt. (Kleines Journal.)

Garfield's Lieblingslied.

(Auch an seinem Grabe gesungen.)

Ihr Schnitter in der Ernte,
Was steht ihr müßig da?
Des Tages Stunden schwinden,
Die Nacht ist euch schon nah!

Was steht ihr da und wartet,
Auf andrer Schnitter Nah'n?
Der goldne Morgen fliehet
Und noch ist Nichts gethan!

Frisch an das Werk, ihr Schnitter!
Die Frucht heimst eilig ein,
Schon sinkt der Abend nieder;
Bald bricht die Nacht herein.

Der Herr beruft euch Schnitter;
Soll sein umsonst sein Ruf?
Soll edle Frucht verderben,
Die seine Güte schuf?

Erklimmt der Weisheit Höhen,
Kämpft nieder Trug und Wahn!
Und bietet allen Menschen
Der Wahrheit Heilkraft an.

Seid treu in dem Berufe,
Treu in dem Dienst des Herrn!
Dem Treuen winkt die Krone,
Dem Trägen bleibt sie fern.

(Deutscher Volksfreund.)

Zu viel und zu wenig Gedanken!

Manch Einer sitzt auf der Ofenbank, legt die Hände übereinander, oder dreht mit seinen beiden Daumen, jetzt den Weg und dann wieder den andern. „Was machst, Großvater?" fragt das Kind. „Sei still, Anni," sagt die Mutter, „der Großvater ist in Gedanken." Das will aber so viel sagen, als: er sitzt ohne Gedanken.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit," sagte der Vetter, denn als ich den kleinen Burschen dort in die Luft hinausstarren sah und freundlich frug: „Hänschen was denkst?" — antwortete er treuherzig: „Ha — nix!" Und wenn mir die Küchenmagd die Suppe versalzt oder das Mus angebrannt hat, sagt sie fast immer: „Verzeiht, ich hab's eben in Gedanken gethan."

Und Jener hat gewiß gerade dieselben Gedanken gehabt, wie meine Küchenmagd, der seine

Tabakspfeife auf dem Tische ausklopfte, und rief immer: „Nur herein! nur herein! wer klopft denn? So kommt doch endlich herein, mein guter Nachbar!" — Und der Andere, den ich meine (es ist ein grundgelehrter Herr gewesen), der war vermuthlich des Klopfers naher Verwandter. Denn als ihn eine Mücke in's Bein stach, bückte sich der gelehrte Mann, kratzte ein paar Minuten lang in einem fort das Bein seines Nachbars, der neben ihm saß, und konnte nicht begreifen, warum ihn die Mücke immerfort stach.

Einem anderen gelehrten und braven Manne ist über seiner tiefen Gedankenarbeit ein noch fataleres Stücklein passirt. Er hatte eine Anzahl Freunde bei sich zum Essen, und als nun der Nachtisch kam, wurde eine feine Torte herum gereicht. Die stellt unser Freund gemüthlich vor sich hin, und während er seinen Gästen eins um das andere erzählt, ergreift und ißt er in Gedanken ein Stück der Torte ums andere, bis die Platte leer ist. Am Ende seiner Rede angekommen, wird er mit Entsetzen seiner Unthat gewahr, faßt sich aber schnell und sagt: „Das hat das Thier in mir gethan." Während der Geist sich empor geschwungen, hatte der Leib die Gelegenheit benutzt, zu seinem Rechte zu kommen.

Merke: Es ist eine fatale Gewohnheit, den Kopf nicht bei dem zu haben, was man thun soll. Aber, wenn das Herz nicht auf dem rechten Fleck ist, kommt's noch übler heraus.

Item: In gute und ernste Gedanken vertieft sein und wachen über sich selber, macht weise. Aber Maulaffen feil haben und schlafen, macht weder zu diesem noch zu jenem Leben geschickt.

Etwas vom alten Nettelbeck.

Als Nettelbeck als Schiffskapitän sich in Lissabon aufhielt, trat eines Tages auf der Börse ein ihm ganz unbekannter portugiesischer Kaufmann freundlich an ihn heran und bat ihn höflichst, Mittags sein Gast zu sein. Nettelbeck stutzte, sagte aber zu. Nach dem Schluß der Börse ward er mit noch acht anderen Kapitänen aus allerlei Volk in das Haus des Gastgebers geleitet, wo bereits einige Kaufleute versammelt waren. Ein ganz vorzügliches Mahl wurde aufgetragen und in crystallenen Gläsern perlte der Wein. Tapfer ward gegessen und getrunken; denn der Portugiese übte in liebenswürdigster Weise die Kunst des Nöthigens. Als die Tafel aufgehoben war, ließ der Wirth neuen Wein kommen und allgemach begannen die Kapitäne heiß und laut zu werden. Einer und der Andere vergaß schon Maß und Anstand; nur um so liebenswürdiger aber nöthigte der Wirth zum Trinken. Dem wackern Nettelbeck ward's widerwärtig zu Muthe, und als auch ihm der Hausherr den Wein in beredtester Weise weiter anpries, nahm er sein Glas, stieß es auf den Tisch und sagte: „Basta und keinen Tropfen mehr!" Unterdeß sank einer nach dem andern von den Herren Schiffskapitänen trunken unter den Tisch. Nettelbeck, des unwürdigen und wüsten Treibens müde, empfahl sich und ging an Bord seines Schiffes.

Am andern Morgen früh trat der Gastgeber in Begleitung jener Kaufleute, welche Theilnehmer des Gelages gewesen waren, in Nettelbeck's Kajüte. Dieser traute seinen Augen nicht; sie aber schüttelten ihm die Hand und sagten lachend:

„Nettelbeck, Sie haben die schwere Probe bestanden! Das gestrige Trinkfest war absichtlich veranstaltet, um unter den neun Kapitänen den solidesten und besonnensten auszusuchen, dem wir eine volle, kostbare Ladung Thee nach Amsterdam mit ruhigem Gewissen anvertrauen könnten. Sie sind der Mann! Wir geben Ihnen außer dem Nebengewinnst baar 35,000 Thaler Preußisch. Sind Sie zufrieden?"

„Fünfunddreißig Tausend Preußisch!" rief Nettelbeck, sich vergnügt die Hände reibend: „Topp, ich nehme die Fracht."

Ein Zug aus Lord Byron's Leben.

In dem Tagebuche einer jungen, früh verstorbenen Lady Somersett fand man nach ihrem Tode ein rührendes Gebet für den berühmten Dichter, dessen Werke und dessen Schicksale ihr bekannt waren; und Lord Byron selbst erfuhr davon. Wild und „ohne Gott in der Welt", wie er war, war er doch nicht unempfindlich für edle und tiefere Seelenäußerungen, und so schrieb er an einen Freund (oder in sein Tagebuch?): „Er möchte die Bitte dieser engelgleichen Frau für sein ewiges Heil nicht gegen den Ruhm Homers, Cäsars und Napoleons, und könnte er auch diesen insgesammt auf sein einziges Haupt vereinigen, vertauschen." Aber leider blieb es bei diesem Worte, und Byron's Leben und Wesen blieb nach wie vor dasselbe.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Dez. 1881. 4 Mos. 24, 10—19.

Bileam.

Die rasche Bewältigung der beiden mächtigen Amoriterkönige Sichon und Og durch das Volk Israel erfüllte die Moabiter mit Grauen, so daß ihr König Balak sich mit den Fürsten Midians verbindet und an der Macht seiner eigenen Götter verzweifelnd, durch Vermittelung des weithin bekannten Magiers Bileam in Mesopotamien, der als Prophet Jehovas bekannt war, die Hilfe des Gottes Israels zu gewinnen sucht. Bileam, Anfangs ein gewöhnlicher heidnischer Magier, war wohl in ähnlicher Weise wie Jethro (2 Mos. 18) durch den überwältigenden Eindruck, welchen die Thaten Gottes in Egypten und in der Wüste auf alle umwohnenden Völker machten (2 Mos. 15, 14; Jos. 5, 1), zur Anerkennung Jehovas gelangt. Er entschloß sich nun, Jehova zu dienen und fortan in Jehovas Namen seine Magie zu üben. Diese Doppelherzigkeit konnte nicht von Dauer sein. Er mußte bei weiterem Fortschreiten das Eine oder das Andere fallen lassen. Balaks Ruf führte die Stunde der Entscheidung für ihn herbei. Und er bestand nicht in ihr. Die erste Aufforderung Balaks, zu ihm zu kommen und mit seinen magisch wirkenden Flüchen die Israeliten so zu schwächen, daß er sie schlagen könne (V. 22, 1—7), lehnte Bileam zwar zufolge göttlicher Weisung ab (V. 8—14). Da er aber dennoch nach Balaks Schätzen lüstern war und gerne gehen wollte, erlaubte ihm der Herr, einer zweiten Gesandtschaft von Balak zu folgen; doch sollte er nur das thun, was Jehova zu ihm reden werde (V. 15—21). Diese Warnung wurde ihm unterwegs durch das Wunder der sprechenden Eselin nochmals eingeschärft. Als daher Balak bei seiner Ankunft ihm entgegenkam, um ihn feierlich zu empfangen, erklärte ihm Bileam, daß er nur reden könne, was ihm Jehova in den Mund lege. Hierauf verkündigte er in vier Sprüchen, was Gott ihm eingegeben; zuerst auf der Höhe Baals, sodann auf dem Haupte des Pisga, und endlich auf dem Gipfel des Peor, wo er Israel, nach seinen Stämmen gelagert, überschauen konnte. Hier weissagte er in zwei Sprüchen die gottgesegnete Ausbreitung Israels in seinem Erbtheile (Kap. 23, 25—4, 9) und das Hervorgehen eines Sternes aus Jakob in der fernen Zukunft, das Auftreten eines Herrschers in Israel, der alle seine Feinde zerschmettern werde (Kap. 24, 10-24), worauf Balak ihn verabschiedete (V. 25). Ein Theil dieser letzten Weissagung Bileams bildet den Inhalt unserer Lektion.

I. Balak und Bileam. (V. 10—14.) Wie auf der Höhe Baals und auf dem Berge Pisga, so hatte Bileam nun auch auf dem Berge Peor, anstatt, wie Balak wollte, Israel zu verfluchen, vielmehr dasselbe gesegnet und ihm Heil und Sieg über seine Feinde verheißen. Darüber wird Balak auf's Aeußerste aufgebracht. Er hatte geglaubt, Bileam könne segnen und fluchen, wem er wolle; nun aber sah er sich in seinen Hoffnungen getäuscht, da er anstatt der Flüche immer kräftigere Segenssprüche hörte. In seinem Zorn fordert er (V. 11) den Bileam auf, schleunigst in seine Heimath, nach Pethor in Mesopotamien, zurückzukehren, damit er sich nicht an ihm noch vergreife. In den Worten: Ich gedachte, ich wollte dich ehren; aber der Herr hat dir die Ehre verweigert, läßt sich die Ironie, mit der Balak das Vertrauen Bileams auf Jehova verspottet, nicht verkennen. Er will sagen: „Jehova hat es dir nicht zugelassen, meiner Forderung zu entsprechen; nun gut, so ersetze er dir, um was er dich bei mir gebracht hat."

V. 12. 13. Bileam erinnert nun den Balak an die Erklärung, welche er gleich Anfangs seinem Boten gegeben, daß er um keinen Preis, und wenn Balak ihm sein Haus, d. h. seine Schatzkammer, voll Silber und Gold gäbe, etwas wider Jehovas Befehl reden könne. Dieses „nicht können" fließt aus sittlicher Scheu vor Gott und Furcht vor seiner Strafe. Durch seine natürliche Sehergabe und seine bisherige Erfahrung war dem Bileam von Anfang an klar, daß er in dem Werke, zu welchem ihn Balak aufforderte, nichts gegen Jehova thun dürfe und könne. Aber diese Erkenntniß wurde ihm durch seine Lüsternheit nach Balaks Schätzen wieder verdunkelt. Wohl wußte er sich im Widerspruch gegen Jehova, wenn er Balaks Aufforderung folgte, aber in seiner Blindheit hoffte er Jehova gegen Israel und für Balaks und seines eigenen Herzens Wünsche umstimmen zu können. Daher hatte er trotz des ersten Verbotes abermals den Herrn gefragt, ob er nicht Balaks Aufforderung folgen dürfe, und sich so die Einwilligung Jehovas gleichsam erzwungen. Weiter aber gab der Herr den Wünschen des geldgierigen Propheten nicht nach. Bileam mußte wider seinen Willen Israel segnen. Der für höhere Eindrücke nicht unempfängliche Prophet sollte daran die Allmacht und wahre Gottheit Jehovas, sowie die göttliche Erwählung Israels erkennen, und diese Erkenntniß sollte ihn zur völligen Entscheidung für oder wider Jehova drängen. Leider geschah das letztere. „Widerstehe den Anfängen des Bösen!" Das kann man nicht laut genug sagen. Thust du's nicht, so wisse, daß das Ziel in Nacht und Dunkel gehüllt ist! Denn es giebt einen Geist aus dem Abgrunde, der mit einer dämonischen Gewalt und wie magnetisch den in seinen Strudel zieht, der sich mit ihm einläßt. Wehe dem, der diesen Geist für eine gewisse Zeit und bis auf einen gewissen Punkt zu benützen und sich dann von dieser Allianz loszumachen gedenkt! Er ist verloren. Der Tag kommt, da er entdecken wird, daß er mit tausend Ketten, die erst wie Blumengewinde aussahen, gebunden ist und keine einzige freie Bewegung mehr hat.

V. 14. Ehe Bileam, der Aufforderung Balaks

folgend, von dannen zieht, treibt ihn der Geist des Herrn noch einmal, den Segen über Israel auszusprechen. So wurde einst auch Saul wider seinen Willen von dem Geist der Weissagung ergriffen. Ich will dir rathen, eigentlich: rathend verkündigen, was dies Volk u. s. w. Die Verkündigung von dem, was Israel in der Zukunft den Moabitern thun würde, enthielt den Rath für Balak, wie er sich gegen Israel zu verhalten habe, wenn dieses Volk dem seinigen Segen statt Fluch bringen solle. Da nämlich jeder Widerstand vergeblich war, so gab es für die Moabiter keine andere Rettung als die, daß sie sich dem unüberwindlichen Israel unterwarfen.

II. Die vierte Weissagung Bileams über Israel. (V. 15—19.) **V. 15. 16.** Einleitung der Weissagung. Es saget Bileam, der Sohn Beor u. s. w. V. 15 sollte nach richtiger Uebersetzung anstatt: „der Mann, dem die Augen geöffnet sind," stehen: „der Mann, dem die Augen verschlossen sind." Dagegen ist die Uebersetzung V. 16: „dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederkniet" richtig. Bileam bezeichnet sich als „den Mann mit verschlossenem Auge" in Beziehung auf die Ekstase (Entzückung), bei welcher die Verschließung der äußeren Sinne mit der Oeffnung der inneren Hand in Hand geht. Bei Propheten, deren Geistesleben gefördert ist, kann Eingeistung eintreten, ohne ein Verschließen der äußern Sinne. Aber auf Männer wie Bileam, dessen religiöses Leben noch sehr unlauter und unentwickelt war, konnte der Geist Gottes nur so einwirken, daß er sie durch Verschließung der äußeren Sinne der irdischen Welt entriß und zu Anschauungen der höheren Welt des Geistes erhob. Der Geist Gottes kommt mit solcher Macht über Bileam, daß er niederfällt (vergl. 1 Sam. 19, 24), nicht blos aus ehrfurchtsvoller Scheu „niederkniet", sondern von dem Geiste Gottes zu Boden geworfen wird, und zwar so, daß beim Niederfallen seine Geistesaugen geöffnet werden. Diese Einleitung seiner Weissagung ist nicht Ausdruck prahlerischer Eitelkeit, sie soll nur die nun folgende Rede als wahre Offenbarung Gottes ankündigen.

V. 17. Ich werde ihn sehen oder „sehe ihn". Das „ihn" bezieht sich auf den Stern, welchen Bileam im Geiste erblickt, aber „nicht jetzt", d. h. nicht als bereits erschienen, sondern als erst in ferner Zukunft aus Israel hervorgehend. Der Stern ist ein so natürliches Bild der Herrschergröße und des Herrscherglanzes, daß sich der Gebrauch desselben bei allen Völkern findet. Hieraus erklärt sich der Glaube der alten Welt, daß die Geburt und die Thronbesteigung großer Könige durch Erscheinen von Sternen angekündigt werde. Könnte aber darüber, daß der Stern hier das Auftreten eines Königs abbilde, noch ein Zweifel obwalten, so würde er durch das parallele: ein Scepter wird aufgehen aus Jakob, vollständig gehoben. Das Scepter ist offenbar ein Bild des künftigen Herrschers in Israel. Dieser Herrscher wird alle Feinde Israels vernichten. Von diesen werden zunächst Moab und Edom genannt, die beiden Israel stammverwandten Völker, die in der Gegenwart feindlich gegen dasselbe aufgetreten waren. In dem Ausdruck „alle Kinder Seth" sollte „Seth" nicht als Eigenname genommen, sondern übersetzt sein und zwar entweder mit: „alle Söhne des Trinkers, nämlich Lots (die Bezeichnung ginge dann auf die Moabiter und Ammoniter, die Nachkommen Lots von seinen Töchtern), oder mit: „Söhne des Getümmels", d. h. kriegerische Leute, womit dann zunächst die Moabiter gemeint wären.

V. 18. 19. Darnach wird der Herrscher Israels auch an die übrigen Widersacher seines Volkes der Reihe nach sich machen und sie zur Unterwerfung zwingen. Edom (Esau), gegen welches Israel zu Moses' Zeit noch nicht streiten sollte, als es ihm den friedlichen Durchzug verweigerte (20, 21), wird er einnehmen, und Seir (Edom's Gebiet) wird seinen Feinden unterworfen sein. Der von Bileam angekündigte Herrscher ist zunächst David und dann dessen Urbild Christus. Daß er Vorbild und Urbild in einem prophetischen Bilde schaut, entspricht ganz dem perspektivischen Charakter der Prophetie. Demgemäß beginnt denn auch die Erfüllung unserer Weissagung mit der Unterjochung der Edomiter durch David (2 Sam. 8, 14), vollendet sich aber erst am Ende der Tage, wenn alle Feinde Gottes und seiner Gemeinde Christo werden zum Schemel seiner Füße gelegt werden (Ps. 110).

Da Bileam trotz der herrlichen Blicke, welche ihn Jehova in die Zukunft Israels hatte thun lassen, sich nicht ganz dem Herrn weihen will, sondern auch jetzt noch an seiner Lust am ungerechten Mammon festhält, geräth er mehr und mehr in den Zustand der Verstockung und versinkt zuletzt in den schauerlichen Abgrund der erklärten Gottesfeindschaft. Als Feind Gottes und seines Volkes ertheilt er den Midianitern, den Bundesgenossen Moabs, den diabolischen Rath, sie sollten durch ihre Töchter Israel erst zur Hurerei und auf diese Weise zu ihrem unsittlichen Götzendienst verführen, was nur zu wohl gelang, so daß eine Plage vom Herrn binnen Kurzem 23,000 Mann in Israel tödtete. Als später Israel an den Midianitern Rache nimmt, ist auch Bileam unter denen, die verbannt werden. Als Gegenstand der Besprechung empfiehlt sich die interessante Parallele zwischen Bileam und Judas Ischarioth.

Disposition. Bileam ein Exempel der Warnung für die Halbherzigen.

1. Bileams Charakter. Seine Unentschiedenheit. Nur ganz mit Christo, das giebt Grund.

2. Die Versuchung. Bileam fällt, weil es unmöglich ist, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen.

3. Bileams Ende. Ein Ende mit Schrecken. Der einst so hoch begnadigte Seher wird als Feind Jehovas erwürgt; und welches Schicksal seiner in der Ewigkeit wartete, kann uns nicht zweifelhaft sein.

Sonntag, 11. Dez. 1881. 5 Mos. 32, 44—52.

Moses' letzte Tage.

Wenn ein Familienvater die Stunde seines Todes herannahen fühlt, so versammelt er die Seinigen

noch einmal um sein Sterbebette, um ihnen seine letzten Ermahnungen und Segenswünsche mitzutheilen. Mose hatte unter seinem Volke wie ein Vater gelebt. Vierzig Jahre lang hatte er Freud und Leid mit ihnen getheilt und so innig war seine Liebe zu dem Volke, daß er einst den Herrn, welcher die Abtrünnigen, die sich an dem gegossenen Kalb versündigt hatten, bat: Willst du dies Volk vertilgen, so tilge auch mich aus deinem Buche, das du geschrieben hast (2 Mos. 52, 32). Wie hätte er von seinem Volke scheiden können, ohne noch einmal das Gefühl der unendlichen Liebe und Treue sprechen zu lassen, welches ihn mit dem Erbe des Herrn verband! Dies that er denn auch, indem er zunächst dem Volke noch einmal das Gesetz einschärfte, sowie Gottes Verheißungen und Drohungen hinzufügte. Darauf weihte er Josua zu seinem Nachfolger, vertheilte das Ostjordanland unter die Stämme Ruben Gad und halb Manasse, verfaßte das erhabene „Lied Moses" und sprach es vor den Ohren der ganzen Gemeine Israel. Das Lied umfaßt die ganze Zukunft Israels und giebt sich durch seinen Inhalt, nämlich dadurch, daß es dem Volke dessen ganze Geschichte bis an's Ende der Tage: Israels Schöpfung und Erhebung, Israels Undank und Abfall, Israels Dahingabe an die Heiden und zuletzt Israels Wiederannahme und Verherrlichung, in großen Zügen vorhält, als ein prophetisches Zeugniß aus dem Munde Moses zu erkennen. Das Lied voll des erhabensten Schwunges, in einer Fülle von Anschauungen der Gegenwart und Zukunft sich bewegend, in gedrängter, bilderreicher Sprache, herb, durchdringend, scharf, aber voll heiligen Ernstes, wiederholt uns im Kleinen das Bild des ganzen Lebens und Wirkens des großen Mannes Gottes, welcher vorzugsweise das Amt hatte, das die Verdammniß predigt.

I. Worte Moses. (V. 44—47.) **V. 44.** Mose redete die Worte dieses Liedes, er und Josua, der Sohn Nun; der letztere hieß ursprünglich Hosea, das ist Rettung, Mose aber hatte ihm (nach 4 Mose 13, 9. 17) den Namen Josua, d. h. der, dessen Hülfe Jehova ist, gegeben. Wahrscheinlich war Josua bei dem Vortrag des Liedes in der Weise betheiligt, daß ihm die Gegenstrophe zufiel. Das Lied wurde also im Wechselgespräch vorgetragen. V. 1 z. B.: Mose: „Merket auf, ihr Himmel, ich will reden;" Josua: „Und die Erde höre die Rede meines Mundes."

V. 45—47. Da nun Mose solches alles, was ihm befohlen worden war, Kap. 31, 16—21, ausgeredet hatte, sprach er in einer dem Liede noch beigefügten Schlußermahnung zu dem Volke: Nehmet zu Herzen u. s. w. Die Worte, die Mose hier redet, zeugen von der liebevollsten Theilnahme für das Wohlergehen des Volkes. Er weiß, daß dieses von dem Gehorsam gegen das Gesetz des Herrn abhängig ist, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöhet, die Sünde aber der Leute Verderben ist; daher seine ernste, väterliche Mahnung. Zur Begründung dieser Mahnung fährt er fort: denn es (das Gesetz) ist nicht ein vergeblich Wort, bei dem es sich gleich bleibe, ob ihr so oder so euch gegen dasselbe verhaltet, sondern es ist euer Leben, d. h. es hängt euer ganzes Bestehen und Gedeihen von seiner Befolgung ab. Es ist nun freilich dem natürlichen Menschen nicht möglich, in eigener Kraft die Forderungen des Gesetzes zu erfüllen. Ein solcher Versuch muß immer mit dem geistlichen Bankrott endigen; der Mensch muß zuletzt zu der Ueberzeugung gelangen, daß er die Kraft nicht habe, sich der Uebermacht der Sünder zu erwehren, er muß zur Verzweiflung an sich selbst geführt werden, in welcher er ausruft: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?" Aber wo diese Sehnsucht nach Erlösung in dem Herzen wach geworden ist, da hat das Gesetz sein Werk gethan. Es ist ein Zuchtmeister auf Christum geworden, welcher uns durch seine Erlösung die Kraft zur Erfüllung des Gesetzes anbietet und uns der Gerechtigkeit theilhaftig macht, die vor Gott gilt.

II. Worte Gottes. (V. 48—52.) **V. 48.** Der Herr redet hierauf mit Mose, erneuert die bereits 4 Mos. 27, 12—14 erwähnte Ankündigung seines Todes; fügt nun aber zugleich die Weisung bei, daß sein Sterben jetzt wirklich erfolgen werde.

V. 49 und 50. Das Lager Israels befand sich in dem Gefilde Moab, Jericho gegenüber. Südöstlich vom Gefilde Moab (östlich von der Nordspitze des Todten Meeres) liegt der Berg Nebo im Gebirge Abarim. Auf diesen Berg heißt der Herr Mose hinaufsteigen. Dort soll er noch einen Blick thun in das Land der Verheißung und dann sterben, wie sein Bruder Aaron auf dem Berge Hor gestorben war (4 Mos. 20, 22 fg.) Wie mag dem Mose zu Muth gewesen sein, als er, wie wir ausdrücklich lesen (V. 48), noch an demselben Tag, an welchem er sein unnachahmliches Abschiedslied vorgetragen hatte, den Befehl des Herrn vernahm: „Gehe auf das Gebirge Abarim und stirb auf dem Berge!" So sind demnach nicht allein seine Tage, sondern selbst seine Stunden gezählt: wenn die Abendsonne hinter jene Hügel sinkt, wird ihr letzter Strahl seine einsame Ruhestatt vergolden! Es war eine dunkle Führung! Kanaan, das war der Name, den Mose schon als Kind mit Ehrfurcht stammelte, das der Punkt, auf welchen sich das Auge des Jünglings, des Mannes, des Greises nun länger als ein Jahrhundert hinwandte, das der einzige Lohn, den er für ein Leben voller Arbeit und Kampf erflehte. Darauf hatte er geharrt, darin gelebt, dafür gearbeitet und gelitten, und nun, da er an der Schwelle der Wohnung steht, die alles, alles vergüten soll, spricht eine Stimme, die keinen Widerspruch duldet: „Gehe auf das Gebirge Abarim und stirb daselbst!" Mose soll das Land seiner Hoffnung nicht betreten wegen seiner scheinbar so verzeihlichen Versündigung am Haderwasser zu Kades in der Wüste Zin.

V. 51. Die Geschichte jener Versündigung wird 4 Mos. 20, 1—13 erzählt. Da das Volk wegen Mangels an Wasser wider Mosen und Aaron murrete, befahl der Herr dem Mose: „Nimm deinen Stab (den Wunderstab, 2 Mos. 4, 17 ff.) und versammle die Gemeinde, du und dein Bruder Aaron und redet mit dem Fels, der wird sein Wasser geben" (V. 8). Mose aber redete in seinem Unmuth zu dem Volk, was der Herr ihm nicht befohlen hatte: „Höret, ihr Ungehorsamen, werden wir euch auch Wasser bringen aus diesem Fels?" und anstatt mit dem Fels zu reden, schlägt er ihn zweimal (V. 10 und 11). Diese Sünde bezeichnet der Herr selbst (V. 12)

als „Unglauben." Dieser Unglaube bestand entweder darin, daß Mose an Gottes Macht zweifelte, in so gesteigerter Noth zu helfen, oder an Gottes gnädiger Gesinnung, sich dieses sündigen Volkes jetzt zu erbarmen. Anderswo (Kap. 27, 4) gebraucht der Herr von dieser Sünde das strenge Wort: „Ungehorsam;" und allerdings hatte Mose den Befehl des Herrn nicht befolgt. Der Grund seines Unglaubens wie seines Ungehorsams lag wohl in seinem Unmuth über das mürrische Volk. Hierin wenigstens liegt diesmal der Zwiespalt zwischen der Gesinnung Gottes und der Mosis. Gott will vergeben und sein Volk erquicken, Mose möchte lieber strafen; Gott ist barmherzig, Mose erbittert, Gott will seine Gnade verherrlichen, bei Mose trit das eigene Ich in den Vordergrund. Er ist es müde geworden Israels Hartnäckigkeit länger zu ertragen. Die Sünde Moses mag uns freilich klein und verzeihlich scheinen; aber vergessen wir nicht, daß „von dem, welchem viel gegeben ist, auch viel gefordert" wird. An seinen Heiligen kann Gott keinen einzigen Flecken ertragen, und darum sucht er gerade ihre Sünden — und dies ist zu ihrer Läuterung nöthig — oft viel schwerer heim als die Sünden der Unbekehrten.

V. 52. So hart auch das göttliche Strafurtheil über Mose lautet, so wird dasselbe doch wieder gemildert durch den Zusatz: Du sollst das Land dir gegenüber sehen. Ueberhaupt war das Ende Mosis, wie es nachher im 34. Kapitel beschrieben wird, durchaus kein trauriges, vielmehr starb er, wie aus Kap. 34, 4—4 hervorgeht, im seligen Umgang mit dem Herrn. In Israel und in der Christenheit hat sich von Geschlecht zu Geschlecht die Sage fortgepflanzt, Mose sei an einem Kusse Jehova's gestorben, in den Liebesarmen des Heilandes, unter den süßesten Aeußerungen seiner Zärtlichkeit sei seine Seele in ihre Heimath, in das himmlische Kanaan gezogen. Welch ein Gedanke, daß der Tod ein Kuß des Heilandes ist, unter welchem die Seele heimzieht! und der Tod des Frommen mag wohl in der That etwas Aehnliches sein. Vielleicht ist die Freundlichkeit, der tiefe Friede, welcher so häufig in dem Angesicht des Todten sich ausdrückt, der sanfte, selige Wiederschein von dem Kusse des Herrn, unter welchem die Seele geschieden ist.

Disposition. Mosis Sünde und ihre Strafe.

1) Die Sünde. a. **Trotz ihrer scheinbaren** Bedeutungslosigkeit — folgenschwer. Unglaube und Ungehorsam sind immer schuldvoll, wenn sie auch in noch so unscheinbaren Punkten zu Tag treten. b. Die Sünden der Auserwählten des Herrn werden schwerer bestraft als die Sünden anderer Menschen, weil sie Sünden wider den Glauben sind und Gott an seinen Heiligen keine Sünde duldet.

2) Die Strafe. a. Sie scheint hart. Mose steht bereits an der Grenze des gelobten Landes und soll nicht hineinkommen! b. Sie ist trotzdem verdient. Mose selbst erkennt ihre Gerechtigkei an und unterwirft sich schweigend dem göttlichen Befehl. c. Die sogleich nach der Versündigung angekündigte Strafe diente Mose jedenfalls zur sittlichen Läuterung. Dies ist die Absicht Gottes bei allen Züchtigungen, mit welchen er die Seinen heimsucht. d. Trotz seiner Strenge liebt Gott die Seinen als seinen Augapfel. Im Tode bezeugt er sich dem Mose in höchster Huld und Liebe. Seliges Ende! Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Weihnachts-Lektion.

Sonntag, 25. Dez. 1881. Jesajas 9, 6. 7.

Das göttliche Wunderkind.

Nennt man den Propheten Jesajas den Fürsten unter den Propheten, so verdient er diesen Beinamen im vollsten Maaße. Mit ebenso großem Rechte nennt man ihn den Evangelisten des alten Bundes. Von keinem Propheten haben wir so viel, so herrliche Weissagungen theils überhaupt, theils insbesondere über Christus und sein Reich, wie von ihm. Sein Flug, wenn er weissagt, ist der des Adlers. Er reißt uns allgewaltig fort und erfüllt uns bald mit dem Schrecken der göttlichen Gerichte, bald mit den Wonnen des irdischen und himmlischen Paradieses. Jesajas weissagte von dem Todesjahre des Usia bis in die Regierungszeit Manasse's, also gegen 100 Jahre lang. Zu seinen wunderbarsten Weissagungen über den zukünftigen Messias gehört die in unserer Lektion enthaltene, von dem göttlichen Wunderkind und seiner ewigen Herrschaft.

I. Das göttliche Wunderkind. V. 5. Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben u. s. w. So spricht Jesajas, der gewaltige Prophet. Etwa 800 Jahre lebte er vor der Geburt Christi, aber mit hellem Blick schaut er in das Wunder der Weihnachtskrippe hinein. Ein Kind, wie jedes andere, dem Anschein nach, liegt darin. Die äußeren Umstände deuten auf die größte Armuth. Eine rauhe Krippe ist das Bett des Kindleins, nur ein paar Windeln umschließen seine zarten Glieder. Ein kalter Stall, mitten auf dem Felde ist's, in dem er in kalter Winternacht das Leben begrüßt. Aber durch die äußere Niedrigkeit hindurch schaut der Prophet die Herrlichkeit des Herrn: „seine Herrschaft ist auf seiner Schulter." Das heißt nichts anderes als: er beherrscht schon jetzt die ganze Welt. Und wenn's die Menschen nicht ahnen, wenn Maria selbst es nur von Ferne sieht, die Heerschaaren Gottes huldigen schon bei der Geburt des Kindes: „Ehre sei Gott in der Höhe" u. s. w.

Nicht zu übersehen ist das Wörtchen „uns." „Uns ist ein Kind geboren." Die ganze Menschheit ist in diesem Wörtchen eingeschlossen. Nicht blos den Zeitgenossen des Propheten, nicht blos den frommen Israeliten späterer Zeiten, nicht blos der Maria und den Hirten auf Bethlehems Fluren, nicht blos den Glücklichen, unter welchen der Herr in den Tagen seines Fleisches wandelte — nein, allen Zeiten, allen Herzen, allen armen verlorenen Sündern, dir und mir gilt das Wort: „Uns ist ein Kind geboren!" Das Weihnachtsfest gilt der ganzen Menschheit. Und wenn du die ärmste, verkommenste Wittwe in der Gemeinde wärest, um die kein Mensch sich kümmert, oder die verlassenste Waise, der auf Erden jede menschliche Stütze fehlt;

freue dich, auch dir ist ein Kind geboren! Und wenn ein anderes dich noch schmerzlicher drückte, wenn deine Sünden bergeschwer dir auf dem Herzen lägen und der göttlichen Gnade dich unwerth fühltest, freue dich, dir ist ein Sohn gegeben, und dir gerade erst recht, denn er ist gekommen, daß er die Mühseligen und Beladenen zu sich rufe und sie erquicke.

Nachdem der Prophet zuerst im Allgemeinen die Verheißung des Messias ausgesprochen, geht er zur Schilderung seines Charakters über. Er heißt Wunderbar. So heißt er nicht blos seiner Thaten wegen, weil er den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Blinden das Gesicht und den Todten das Leben wieder gab; auch nicht blos seiner Lebensschicksale wegen, weil er, dessen Herrschaft auf seiner Schulter ist, in Armuth und Niedrigkeit auf Erden wandelte und von denen, welche er glücklich und selig machen wollte, verworfen und an's Kreuz geschlagen worden ist, sondern vor allem darum, weil seine Persönlichkeit selbst das größte Wunder war, denn in ihm war Gott selbst Mensch geworden, er war Gott, geoffenbart im Fleisch.

Rath. Mit diesem Worte thut sich uns eine neue Welt der Herrlichkeit des Christkindes auf. Christus ist nicht nur der Rathgeber, sondern der Rath, d. h. das Rettungsmittel — für innere und äußere Nöthen, für die Noth der Sündenschuld und Sündenknechtschaft, des Todes und der ewigen Verdammniß. Er wurde Mensch, damit er die Menschheit erlösete. „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." „Friede auf Erden" haben die Engel gesungen, weil durch Christum Gott und die Menschheit wieder vereinigt wurden.

„Kraft, Held." Diese beiden Namen gehören zusammen. Das Wort „Held" allein bezeichnet vorzüglich den Muth: aber der Muth reicht nicht immer zu, wenn nicht auch Kraft da ist; daher die Bezeichnung: „Kraft-Held" oder „starker Held". Seine Kraft war so groß als sein Muth; sonst hätte er nicht Sünde, Tod, Teufel und Hölle besiegt, sonst wäre er nicht im Stande, seine Widersacher zum Schemel seiner Füße zu legen. Wenn das Weihnachtskind in der Krippe ein bloßer Mensch, ja wenn es ein Engel und Erzengel wäre, wäre es nicht eine Gotteslästerung, wenn der Prophet ihn „Kraft-Held", wenn er ihn den „starken Gott" — denn das bedeuten eigentlich die Worte — genannt hätte? Schon dieser eine Name schlägt alle Zweifel an dem Wunder im Stalle zu Bethlehem nieder.

Aber Jesajas rühmt noch mehr von dem Kinde; er nennt es: „Ewig Vater," wörtlich: „Vater der Ewigkeit" oder „Vater eines neuen Aeons", d. h. Begründer einer neuen Weltordnung. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben, bezeugt die Schrift. Ihm werden Kinder geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe, und so lange Menschenherzen auf Erden schlagen, werden sich Kniee beugen in dem Namen Jesu Christi und bekennen, daß er der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Und dieser Ewig-Vater, aus dem ein unvergängliches Geschlecht seliger Menschen zu seligen Himmelserben geboren ist — er sollte ein bloßer Mensch gewesen sein! Unmöglich.

Friedefürst. Jesus ist ein Fürst, in dessem Reich immer Friede ist: a) der innere Friede in seinem unsichtbaren Reich (das Reich Gottes ist Friede und Freude im heiligen Geist); b) der äußere in seinem dereinstigen sichtbaren Reiche. Jesus ist das alles, was wir für unser äußeres und inneres Leben brauchen, für unsere speziellen, wie für die Angelegenheiten der ganzen Welt wünschen. Er ist Held im Kriege, Friedefürst auf dem Thron, Vater und Berather zu Haus und auf unserem Lebenswege, dabei nicht an gewöhnliche menschliche Mittel gebunden, sondern wunderbar.

II. Sein Reich. (V. 7.) Auf daß seine Herrschaft groß werde u. s. w. Ausdehnung der Herrschaft und innerer Friede ist bei den Weltreichen nie verbunden. Je größer diese wurden, desto mehr gab es Unruhen und innere Kriege. Im Reiche Jesu allein ist beides beisammen. Nach außen giebt es wohl auch noch Kampf und Streit, bis die Weltherrschaft errungen ist; aber wie auf David Salomo folgte, so endet das Herrschen Jesu in Sieg und Frieden. — Gerechtigkeit ist die Hauptstütze eines jeden Thrones. In weltlichen Reichen ist die Pflege der Gerechtigkeit oft sehr mangelhaft, daher die Unzufriedenheit der Unterthanen, daher oft sogar Revolutionen. In Christi Reich ist's anders, weil die Gerechtigkeit des Königs und sein Gericht, d. h. seine Rechtssprüche absolut vollkommen sind. Seine Unterthanen werden, je länger sie ihm dienen, um so anhänglicher an ihn. Daher liegt in dem Charakter des Reiches schon die Bürgschaft für seine ewige Dauer. — Wie hätte der Prophet solches alles weissagen und sammt den anderen Frommen glauben können, ohne auf den Grund, daß der, von welchem er redete, Gottes Sohn im speziellsten Sinne des Wortes sei! Solches wird thun der Eifer des Herrn Zebaoth, d. h. der Eifer, welchen der ewige Vater für die Erfüllungen aller seiner Verheißungen, für die Ausführung aller seiner Rathschlüsse, insbesondere des Rathschlusses der Erlösung an den Tag legt.

Disposition. Der Friedenskönig und sein Reich.

1) Der Friedenskönig ist Jesus Christus, der vom Kripplein bis zum Grabe, ja bis zum Thron, da man ihn ehrt, ganz uns Sündern zugehört. „Uns ist ein Sohn gegeben." — Schilderung dieses Königs nach Vers 6: Wunderbar, Rath u. s. w. Siehe die obige Erklärung.

2) Das Reich des Friedenskönigs. Ein Reich nicht von dieser Welt. a) Es ist ein stets zunehmendes Reich. Es werden täglich hinzugethan, die da selig werden. b) Ein Reich des Friedens, in welchem die Liebe das Scepter führt. c) Ein Reich der Gerechtigkeit, wo Jedem das Seine wird, weil der König als Herzenskündiger sich niemals irren kann. d) Ein ewiges Reich. e) Ein Reich, dessen Gründung, Ausbreitung und Vollendung der Gott der Allmacht selbst unternommen hat und gewiß zum Ziele bringen wird.

Aus der Homiletik.

Aphorismen.

Die Predigt ein Zeugniß. Zur Predigt ist nur der recht tüchtig, der wirklich ein Zeuge ist und wirklich weiß, nicht aber blos gehört und gelernt hat, daß Jesus die Sünder selig macht. Als ein Zeuge der großen Thaten Gottes muß er reden können, nicht blos aus menschlicher Meinung und Ueberzeugung, sondern aus dem Erleben und Erfahren von ganzem Herzen. Die Beweisführung für das, was er predigt, liegt nicht darin, daß er mühsam die natürliche Vernunft zu gewinnen sucht, sondern darin, daß er sich auf dieses Zeugniß und auf Gottes helles und klares Wort berufen kann. Auf der Kanzel darf dem Prediger das Bewußtsein nicht fehlen, daß er ein Botschafter an Christi Statt ist, und mit besonderer Zuversicht hat er den Bußfertigen die Vergebung der Sünden durch Christi Blut zuzusprechen und mit besonderem Ernst von denen, die da glauben, die Heiligung zu fordern; denen aber, die ohne Buße und Glauben dahin leben, ist immer wieder aus Gottes Wort der Ernst und die Güte Gottes vorzuhalten, und immer wieder der Beweis zu führen, daß die Lügen, mit denen sie den Jammer ihrer Seelen zu stillen suchen, vor der Heiligkeit Gottes wie ein Nebel vor der Sonne zerrinnt und nur Ein Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie können selig werden. Wahrheit und Liebe sind unsere einzigen Waffen, sie müssen aber nicht getrennt werden, sondern vereinigt bleiben. Die Liebe ohne die Wahrheit bessert nicht, und die Wahrheit ohne die Liebe verwundet wohl, aber sie heilet nicht.

Dr. Büchsel in Berlin.

Illustrationen. Darunter versteht man die Mittheilung von allerlei Geschichten aus der geistlichen und weltlichen Erfahrung, eignen und fremden Erlebnissen, charakteristischen Aussprüchen u. dergl., soweit dieselben zur Veranschaulichung, Erklärung oder Beweisung einer Schriftwahrheit dienen. Wir haben auch in den Reden Jesu solche Illustrationen, z. B. die Geschichte vom barmherzigen Samariter — statt einer Definition des Begriffs Nächster; auch die Geschichte vom reichen Mann kann man hierher rechnen. Vor allen ist das alte Testament in seinen geschichtlichen Partieen eine ganz unerschöpfliche Fundgrube der gesundesten und oft überraschendsten Illustrationen, wenn wir nur mehr Fleiß auf sein Studium verwenden wollten. Die deutsche Predigt ist, wenige Ausnahmen, z. B. Scriver, Ahlfeld, Kapff, L. Harms, abgerechnet, an solchen Illustrationen ziemlich arm, und doch dürfte gerade in ihnen ein sehr wesentliches Moment zur Befruchtung der Kanzelrede liegen. Wir werden alle schon die Erfahrung gemacht haben, daß auch sonst schläfrige Zuhörer die Ohren spitzen, sobald eine Geschichte kommt und daß, wenn sonst auch nichts von der Predigt behalten wird, doch die Geschichte dem Gedächtniß sich einprägt. Verba docent, exempla trahunt, sagten schon die Alten. Also mehr Exempel statt des vielen schulmeisterlichen Docirens; in guten Illustrationen liegt ein sicheres Antidoton gegen die unpopuläre Abstraktion und die unfruchtbare Definition. Freilich gut, gesund, wahr müssen die Illustrationen sein, keine Fiktionen, die die im Leben stehenden Zuhörer sofort als gemacht erkennen und belächeln; auch keine süßlichen Anekdötchen, gekünstelte Bekehrungsgeschichtchen und sonstige Zuckerbäckerwaare, die sehr bald widerlich werden, sondern kernige, nüchterne, dem wirklichen, auch dem alltäglichen Leben entnommene Geschichten und Erlebnisse, wie sie z. B. bei Funcke, bei Spurgeon und bei Moody in großer Menge sich finden. Nur ein Beispiel aus den in dieser Beziehung sehr lehrreichen Reden des Letzteren sei hier anzuführen gestattet: „Ich hatte das Glück, bei dem Heere zu sein, welches unter General Grant Richmond einnahm. Kurze Zeit darauf wurde bekannt gemacht, daß die Neger ein Jubelfest halten wollten. Diese Leute waren frei erklärt worden. Ihre Ketten fielen, sie erwachten gerade zum Bewußtsein ihrer Freiheit. Ich dachte mir, es werde ein großes Fest geben und ging in die Afrikanerkirche. Ich fand sie gedrängt voll. Einer der schwarzen Feldkapläne vom nördlichen Heere hatte sich als Prediger angeboten. Ich habe manchen großen Redner in Europa und Amerika gehört; aber nie eine Beredtsamkeit wie an jenem Tage. Der Mann rief: Mütter, freuet euch heute, ihr seid frei auf ewig; zum letzten Male hat man euch ein Kind aus den Armen gerissen und nach einem fernen Staate verkauft. Kein solch Herzbrechen mehr; ihr seid frei. Und die Weiber klatschten in die Hände und riefen so laut sie konnten: Ehre sei Gott in der Höhe. Das war gute Botschaft für sie, sie glaubten und waren voll Freude. Dann wandte er sich an die jungen Männer und rief: Junge Männer, freuet euch heute; ihr habt die Peitsche des Sklaventreibers zum letzten Male gefühlt. Eure Kinder sollen frei sein. Jubelt heute, ihr Männer, ihr seid frei auf ewig. Und sie klatschten in die Hände und riefen: Ehre sei Gott in der Höhe, denn sie glaubten die gute Botschaft. Ihr Mädchen, rief er weiter, jubelt heute, zum letzten Mal hat man euch versteigert und verkauft, ihr seid frei, auf ewig frei. Sie glaubten's, erhoben ihre Stimmen und riefen: Ehre sei Gott in der Höhe. Mein Leben lang bin ich nicht wieder in solcher Versammlung gewesen. Die haben an das Evangelium ihrer Freiheit geglaubt." Solch eine Geschichte kann an sich selbst die Zuhörer kaum unbewegt lassen, und daß sie wirklich klar macht, was „gute Botschaft", was „Freiheit in Christo", was „Glaube" und „Freude im heiligen Geiste" sei, liegt auf der Hand.

Um Erlebnisse mitzutheilen, muß man freilich etwas erlebt haben, und um etwas zu erleben, darf

man kein Stubenhocker sein und besonders sich nicht von der eigenen Gemeinde isoliren lassen. Darauf kommen wir also immer wieder zurück: will man lernen ins volle, frische Menschenleben hineingreifen, so muß man mitten in diesem Leben drinstehen. Die Lektüre allein thuts lange nicht, obgleich besonders das Studium der Geschichte und der guten Volksliteratur, auch der weltlichen, einem viel Material liefern kann, wenn erst der Sinn geweckt ist, es zu suchen und man Augen bekommen hat es zu sehen.

„Nach Verlesung des Textes sagen: Lieben Freunde, hier hat Luther falsch übersetzt, — das geht nicht an; wenn es überhaupt gesagt werden muß, so doch in anderer Wendung, in andern Ausdrücken. Man nimmt dem Volke viel, wenn man ihm den Glauben an die Richtigkeit der Uebersetzung nimmt, und es sprechen lehrt: Ist das nicht richtig und das nicht richtig und das nicht, so ist wohl Alles falsch." (Cl. Harms, Pastoralth.) Am allererbärmlichsten ist es, wenn Prediger Luthers Uebersetzung kritisiren, um gelehrt zu erscheinen, während sie vielleicht kaum das hebräische und griechische Alphabet hersagen können.

Die Hauptsache. Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß der Prediger selber wirklich in lebendigem Glauben steht und von der suchenden und rettenden Liebe des Heilands erfüllt ist. Die bloße Rechtgläubigkeit läßt sich lernen, wie jedes andere System, aber die lebendige fruchtbringende Predigt ist nur bei denen zu finden, die in der Zucht des heil. Geistes stehen und die seltsame Gnade an ihrem eigenen Herzen als eine Kraft Gottes zur Seligkeit schon erfahren haben. Wenn auch die Worte dieselben zu sein scheinen, so hört doch die Gemeinde längst, ob die Zunge vom Kopf oder vom Herzen regiert wird. Wer aber die Noth des eigenen Herzens nicht kennt, sondern nur in Büchern davon gelesen oder Andere hat reden hören, der kann auch nicht recht den Frieden verkündigen, der aus dem Glauben an die Barmherzigkeit kommt. Wer selbst das Land der Verheißung nur aus Reisebeschreibungen kennt, aber selbst noch nicht seine Heimath darin gefunden hat, kann auch den Weg dahin nicht weisen; er kann vielleicht die Erlösungs nothwendigkeit äußerlich andemonstriren, aber nicht die Erlösungs bedürftigkeit innerlich wecken und zum Bewußtsein bringen, nicht die Seelen von innen heraus überzeugen, zur Buße nöthigen, zum Kreuze locken, zum Gebete reizen, zum Himmel ziehen. Endlich genügt es auch nicht, daß man nur das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes in den Händen habe, sondern man muß auch seine Hände selbst reinigen und stärken durch wahre Demuth und durch die Geduld, die der Herr denen giebt, die ihn darum bitten.

„Strafpredigten." Hier besonders kommt es auf den richtigen Takt an, den sich zwar viele zutrauen, aber bekanntlich nur sehr wenige haben. Wenn einzelne Laster, grobe Sünden und Verbrechen dazu nöthigen, sie auf der Kanzel zur Sprache zu bringen, so muß der Prediger vor allem von jeglichem fleischlichen Eifer sich völlig frei wissen und frei machen, indem er zuvor selbst ernstlich Buße thut und sich vom Geist Gottes strafen läßt, ehe er die Gemeinde straft und zur Buße mahnt. Er darf nicht vornehm als ein Richter hoch über ihr seinen Standpunkt einnehmen, sondern soll in der Stimmung bleiben, in der einst Paulus war, da er von dem Frieden des Kreuzes Christi redete „mit Weinen."

Klagen über schlechte Predigten hört man sehr oft, aber wie die Bibel am meisten von denen verachtet wird, die sie nicht lesen noch kennen, so auch wird die Predigt am schärfsten und gewöhnlich auch am ungerechtesten von denen beurtheilt, die sie am seltensten hören und sie suchen sehr oft dadurch nur eben eine Entschuldigung für ihren schlechten Kirchenbesuch. Wer wirklichen Hunger hat, ist auch mit geringerer Kost zufrieden, wenn sie nur nahrhaft ist, und verlangt nicht, daß sie erst künstlich schmackhaft gemacht werde; wer aber einen verdorbenen Magen hat, dem behagt gar keine Speise, und selbst die schärfste Würze und die feinste Zubereitung ist umsonst.

Von Herzen zu Herzen. Die Psychologie, die ein Prediger nöthig hat, ist nicht allein aus Büchern zu lernen, sondern muß in der Schule des heiligen Geistes und des eigenen Lebens studirt werden. Ein unbekehrter Mensch kennt sein eigenes Herz noch nicht, wie will er das Herz eines andern erkennen? Darum ist es das Erste, daß der Prediger selbst sich ehrlich und aufrichtig zu dem Herrn bekehrt habe und in der Gnadenzucht des heiligen Geistes steht, daß er die Heilsordnung nicht blos gelernt und richtig aufgefaßt habe, sondern selbst darin lebe und in den Wegen Gottes wandle. — Wer aber im eigenen Herzen nicht dem alten Menschen nachgespürt hat auf seinen Irrwegen, und ihn belauscht hat in seinen Lügen und in seinem hochmüthigen Selbstbetrug der stolzen eigenen Gerechtigkeit und natürlichen Tugend, der kann auch anderen die Binde nicht von den Augen ziehen. Wer selbst einst den Kampf mit sich selbst und dem eigenen Fleische angefangen hat und ihn täglich fortsetzt, wer nicht die helfende Hand des Herrn dabei erfahren hat in der Kraft seines Wortes und Geistes, der mag immerhin darüber Worte machen und sich in hohlen klingenden Phrasen ergehen, aber ein geängstetes Herz wird daraus keine Befriedigung finden. Wer nicht an des Heilands Brust geruhet hat und weiß, wie selig seine Liebe macht, der kann auch nicht andere zu ihm führen, daß sie seinen Frieden schmecken. Nur wer aus Erfahrung weiß, daß Christus allein aus armen Sündern Gotteskinder machen kann, der kann auch andere in der rechten Weise auf den Heilsweg leiten. Selbst die homiletisch vollendetste Predigt eines theologisch durchgebildeten Mannes, der auf der Höhe der Wissenschaft steht und alle Gelehrsamkeit der Schule besitzt, kann wohl Bewunderung für seine Leistung als „Kanzelredner" finden, aber um das Netz des Herrn auszuwerfen und daran zu ziehen mit wirklichem Erfolg, dazu gehören andere Gaben, die auf keiner Universität erworben werden.

Gesetz und Evangelium. Je weniger Christenthum noch in der Gemeinde zu finden ist, desto

mehr muß in der Predigt das Evangelium vorwalten, und je mehr Kirchlichkeit in ihr schon vorhanden, desto weniger darf man es daran fehlen lassen, das Gesetz zu treiben. Denen, die schon in der Gnade stehen, soll man Gottes Ernst predigen, damit sie mit Furcht und Zittern wandeln, den Verlorenen aber die Gnade und den Abgefallenen die Barmherzigkeit predigen, damit sie umkehren und gerettet werden. Man soll ihnen sagen, wie gut sich's im Vaterhaus lebt, daß in ihnen das Verlangen und die Sehnsucht nach der Heimath erwache. Wie sehr irren doch die, die mit Schelten und Eifern die Herzen gewinnen wollen. Wenn auch Viele und vielleicht die Meisten verirrte, ja verlorene Kinder sind, so müssen sie eben gerade als solche auch behandelt werden, der Prediger darf sie nicht mit Gesetzespredigten und Gerichtsdrohungen abschrecken, sondern er soll ihnen entgegenkommen und die Hand bieten; sein Herz muß ihm brechen über die abtrünnigen Kinder, die so reich sein könnten und durch des Teufels List so arm sind, die so fröhlich sein könnten und doch um der Sünde willen so traurig sein müssen, die so großen Frieden haben könnten und doch sich unter einander beißen und fressen, die so stark sein könnten und doch so schwach geworden sind, daß sie in der Wüste darnieder liegen und nicht mehr aufzustehen vermögen in eigener Kraft, die so frei sein könnten, und doch sich haben berücken lassen, die Ketten ihres Fleisches und die Fesseln ihrer Lust zu tragen! So allein kann er in der Liebe zu seiner Gemeinde bleiben und wachsen, damit er auch unter allen Züchtigungen und Strafgerichten Gottes ihr seine Heils- und Gnadenwege zeige und seinem Auge die Thränen der Trauer nicht fehlen um die „Erschlagenen Seines Volkes" und die irrenden Schafe, die keinen Hirten haben.

Sich selber predigen. Es giebt kein Amt, das in seiner Ausübung täglich und stündlich so viel Nöthigung und Gelegenheit zur Ausübung der Gottseligkeit darbietet, als das Predigtamt. Darum muß der Prediger auch recht sorgfältig darauf achten, daß ihm der Segen und der hohe Lohn, den ihm selbst das Amt reichlich geben will, nicht durch eigene Schuld verloren gehe oder doch verkümmert werde. Wer das Wort Gottes predigt und selbst dadurch nicht getröstet und gestärkt, gestraft und gedemüthigt wird, ist einem Manne gleich, der an der Quelle sitzt und verschmachtet, der das Brod in Händen hat und verhungert. Wer sein Predigtamt handwerksmäßig betreibt, der empfängt auch nur seinen Handwerkslohn und ist damit reichlich abgefunden, und wenn es auch nur wenige Thaler sind, so ist es eigentlich schon zuviel. Wer aber mit denen lebt und empfindet, mit ihnen leidet und sich freut, an die er Gottes Wort zu verkündigen hat, der wird auch mit ihnen zugleich selber gespeist und getränkt mit dem Brod und dem Wasser des Lebens, und Gott der Herr selbst zahlt ihm seinen Gnadenlohn mit einer Münze, die Motten und Rost nicht verzehren, den auch die Diebe nicht wegtragen und womit Er niemals im Rest bleibt. Wer in der Predigt, statt an den Herzen Anderer und an seinem eigenen mit zu arbeiten, nur seiner Eitelkeit dient und seiner eigenen Ehrsucht, mag vielleicht eine kurze Zeit lang Beifall und Lob finden, wenn er natürliche Gaben hat und den Kindern der Welt solche Speise bietet, die ihrem Gaumen schmeichelt, aber einst wird es heißen: „Du hast deinen Lohn dahin."

Schule und Erziehung.

Das Sonntagschul-Weihnachtsfest. In den meisten Sonntagschulen, fern und nah, werden jetzt Vorbereitungen auf das Sonntagschul-Weihnachtsfest getroffen; und es ist gut, wenn man möglichst bald damit beginnt. Besonders sollte der Superintendent bei Zeiten auf die Sammlung und Auswahl des nöthigen Materials bedacht sein und ein entsprechendes Programm machen, die Gesänge einüben und den Kindern genügend Zeit lassen zum Auswendiglernen für die Stücke, welche vorgetragen werden sollen. Ueberhaupt ist die Sorge für ein passendes Programm keine kleine, wie jeder gewissenhafte Superintendent aus Erfahrung weiß. Sind auch unsere Sonntagschul-Weihnachtsfeste keine Schaustellungen der Talente und Fertigkeiten unserer Sonntagschüler, so wird doch Niemand zweifeln, daß durch unpassendes Material, unrichtige Vertheilung und fehlerhafte Ausführung des Ganzen überhaupt, der Zweck solcher Feste verfehlt und der davon zu erwartende Genuß und Segen verkümmert wird.

Die ganze Anordnung sollte bei allem nothwendigen Wechsel möglichst einfach sein; ebenso auch die einzelnen Stücke, damit sie um so schöner und vollkommener ausgeführt werden können. Nie wähle man solche, welche die Kraft und das Verständniß derer, welche sie vortragen, übersteigen. Einfache und kunstlose Gesänge, gut vorgetragen, sind tausendmal schöner und erhebender, als schwerere, complicirtere Stücke, die nur unvollkommen gesungen werden. Ueberhaupt lege man auf das „Wie" des Vortrags ebenso viel Gewicht, als auf das „Was". Inhalt und Form müssen passen, und wenn man dazu noch den rechten Geist mitbringt, so wird es in Wahrheit ein Fest.

Zum Auswendiglernen auf diese Gelegenheit eignen sich die darauf sich beziehenden Bibelstellen jedenfalls am besten. Wie schön lassen sich die Verheißungen des Alten und die Erfüllungen des Neuen Testaments zusammenstellen, und bieten dann durch solche Gruppirung eine reiche Abwechslung. Zu Gunsten unserer alten schönen Weihnachtslieder möchten wir hier auch ein Wort reden. Warum sollen es immer neue Sachen sein? Die alte frohe Botschaft, welche sie verkündigen, veraltet nie, sie wird immer wieder neu und bewährt ihre Kraft. Zudem sind sie für die Kinder, welche sie auswendig lernen, ein Schatz für's ganze Leben.

Auch andere einfache und entsprechende Gedichte mag man mit einfließen lassen, nur dürfen sie nicht die Hauptsache, nicht die Mehrzahl bilden. Was uns aber nicht recht gefallen will, das sind die meisten der Gespräche.

Wir sind nicht grundsätzlich gegen alle Gespräche, nur gebrauche man ihrer wenige und nur die einfachsten und schönsten nach Inhalt und Form. Ein Liederverschen, von einem dreijährigen Kindchen hergelallt, hören wir viel lieber, als das gezwungene „Guten Tag, Marie, es freut mich, dich auch einmal wieder zu sehen;“ das steife Herleiern und Herhaspeln, das ängstliche Suchen und Stottern, der unkindliche Lehrton und Inhalt, womit jene Gespräche und die, welche sie vortragen, gewöhnlich glänzen.

An einigen Orten ist man gewöhnt, die Kinder beim Hersagen ꝛc. allerlei Bewegungen machen zu lassen. Gewöhnlich bringen sie es dann auch wenigstens so weit, daß sie abwechselnd die rechte und linke Hand mehr oder weniger erheben und wieder fallen lassen. Es soll dies schön sein, aber — wir haben die so unzeitgemäß angewandten, steif und ungeschickt ausgeführten Bewegungen immer bedauert. Die Sonntagschule ist keine Vorschule für das Theater, das sieht man zum Glück auch jedesmal jenen Bewegungen an. Aber darum lasse man dieselben auch weg. Dagegen gewöhne man die Kinder an eine *anständige, ungezwungene* Haltung, an eine *deutliche, laute* Aussprache und an eine dem Inhalt angemessene Betonung. Gut ist's, wenn die Lehrer oder andere Erwachsene, welche auch etwas vortragen, mit gutem Beispiel vorangehen.

Nie sollte man es unterlassen, auch einige der kleinen Kinder ins Programm aufzunehmen. Man muß sie auch zu ihrem Hosianna kommen lassen, und wir haben als Wirkung davon öfters Thränen der Rührung und Freude in solchen Augen gesehen, die sonst wohl trocken geblieben wären.

Wenn unsere Gesangvereine, gemischte oder auch Männerchöre, sich an diesen Festen betheiligen, so wird es nur zur Hebung derselben dienen. Nur geschehe es bescheiden, wir meinen, mäßig; denn man darf nicht vergessen, daß es *Kinderfeste* sind.

Wir können nicht erwarten, daß Jedermann alle obigen Bemerkungen gefallen, und thun es auch nicht. Aber sicherlich sind sie wichtig genug, daß Sonntagschul-Superintendenten und Lehrer darüber nachdenken. Nur ein schönes, gelungenes Sonntagschul-Weihnachtsfest ist ermuthigend für Lehrer und Kinder, und segensreich für die Gemeinde, welche sich daran betheiligt.

(Sonntagschul-Magazin.)

Systematisches Wohlthun. Halten wir unsere Sonntagschüler zum systematischen Geben an? Wie viele von ihnen haben erkannt, daß sie nur Haushalter des Herrn sind? Wie viele haben einen bestimmten Theil dessen, das ihnen der Herr giebt und geben wird, ihm und seines Reiches Sache gewidmet?

Ich kenne eine Schule, welche dadurch große monatliche Missionscollekten zu erlangen sucht, daß sie der Klasse, welche die größte Summe aufbringt, für die Dauer eines Monats ein Banner übergiebt. Es ist ein kunstvoll gearbeitetes Banner und jede Klasse strengt ihr Aeußerstes an, seinen Besitz zu erringen, und es als Trophäe in ihren Sitzen aufzupflanzen. Zuweilen ist es Monate lang an einen Sitz gebannt, zuweilen macht es auch in einem Jahre fast die Runde durch die ganze Schule. Ich weiß aber auch, daß dies Banner Gefühle des Neides und der Zwietracht erregte, und daß mitunter List und Unaufrichtigkeit Waffen liefern müßten. Ich hörte einst eine Lehrerin zu ihrer Klasse sagen: „Es ist für diesmal keine Aussicht vorhanden, daß das Banner unser wird, wir wollen deßhalb den größten Theil der Collekte zurückbehalten und ihn erst nächsten Monat berichten, dann ist uns der Sieg gewiß.“ Da sich die gesammte Schule an diesem Wettkampfe betheiligte, und in manchen Klassen zufällig mehr Kinder reicherer Leute, in andern dagegen mehr ärmere Kinder waren, so verloren letztere nach und nach ihr Interesse an der Schule, weil ihnen alle Aussicht fehlte, je das Banner zu erhalten. Sie zogen sich vom Wettkampfe zurück und brachten wenig oder gar keine Missionsgaben fortan. Mitunter will es mir scheinen, manche Sonntagschulen huldigen, um an der Conferenz eine möglichst große Collekte berichten zu können, dem Grundsatze: „Geld müssen wir haben. Können wir es auf christliche Weise erschwingen, sehr wohl, können wir es aber nicht, dann laßt es uns dennoch zusammenbringen.“

In einer anderen Sonntagschule wollten die Schülerinnen der Bibelklasse an dem jährlichen Missionsfeste eine größere Summe aufweisen, als irgend eine der andern Klassen. So hatte dieses Vornehmen sie in Besitz genommen, daß es sie mit Aerger erfüllte, so oft in einer andern Klasse eine reichliche Collekte erhoben wurde, weil sie dadurch das Erreichen ihres Zieles erschwert sahen. Endlich nahte das Jahresfest, aber sie waren noch nicht im Besitze der gewünschten Summe. Deßhalb beschlossen sie, eine öffentliche Unterhaltung im Interesse ihrer Klasse zu veranstalten. Doch was sollte es sein? Es mußte etwas Komisches sein, etwas, das im Stande war, die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen. Nach reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, ein „Mumm Sociable“ abzuhalten.

Ein Committee sammelte in der Nachbarschaft Beiträge an Orangen, Kuchen u. s. w. für die beabsichtigte Abendunterhaltung. Diese Erfrischungen sollten denen verabreicht werden, welche ein Eintrittsgeld entrichteten. Dieses war sehr niedrig, doch hatte man es nur aus kluger Berechnung herabgesetzt, um eine möglichst große Anzahl von Leuten zusammenzubringen. Die Regel des Abends war nämlich, daß Niemand sprechen durfte. Wer diese Regel übertrat, hatte eine Geldbuße zu entrichten. Aufseherinnen waren angestellt, welche die Strafgelder eintreiben sollten. Da ich nicht gegenwärtig war, so kann ich nicht aus eigner Anschauung über das Vorgehen sprechen, ich hörte aber, daß wegen auferlegter Strafgelder heftige Wortwechsel stattgefunden hatten, und ich richtete die Frage an mich: Was ist das Gute, das durch solche Missionsgaben bezweckt wird? Während Christi Reichssache durch Geldbeiträge in Heidenländern gefördert wird, wird hier seine Herrschaft untergraben.

Auf was für eine Weise wurden vor zwei Jahren

die Geldbeiträge für die gesammelt, welche durch das gelbe Fieber litten? Wohl steuerten sehr viele freiwillig von ihrem Ueberflusse bei, oder auch vom sauer Ersparten, andere aber bedurften des Vergnügens der Concerte, Theater-Unterhaltungen als Lockspeise. Nun däucht es mir aber selbstverständlich, daß, wenn ich für mein Geld dessen Werth erhalte, ich keine milde Gabe gebe. Ich mag einer guten Sache helfend unter die Arme greifen, aber Entsagung und Selbstverleugnung übe ich nicht. Der Herr bedarf unseres Geldes, unserer Schätze keineswegs, er will unser Herz haben. Er will, daß wir von dem uns Anvertrauten ihm einen Theil zurückgeben. Nicht um seinet-, sondern um unsertwillen.

Eines meiner Kinder brachte aus der Sonntagschul-Bibliothek ein Buch heim, welches in der entgegen gesetzten Richtung irrte. Es forderte, daß jeder Cent, den ein Kind erhalte, sofort in die Missionsbüchse wandern solle. Mit scharfen Zügen wurde des Knaben Gewissensangst gezeichnet, welcher der Versuchung unterlegen war, und für den Cent, welchen ihm ein Freund geschenkt, sich Naschwerk gekauft hatte. Mit gesuchten Worten wurde seine Qual geschildert, als er gedachte, wie viel Gutes er mit dem Penny hätte thun können, den er aber so nutzlos vergeudet hatte. Wäre es nicht besser gewesen zu sagen: „Weihe einen gewissen Theil dessen, das dir der Herr giebt, seiner Sache. Was du aber dem Herrn gelobest, sei es der fünfte, der zehnte oder der zwanzigste Theil, das bist du schuldig ihm zu geben“?

Ich könnte von einer Lehrerin erzählen, welche ihren Schülerinnen beim Jahresanbruche sagte: „Ich weiß, daß auch in diesem Jahre eure Gaben verschieden sein werden, da ihr über unterschiedliche Mittel verfügt. Geht gewissenhaft zu Werke. Bestimmt unter gläubigem Gebete, wie viel ihr dem Herrn geben könnt, sodann, wie viel ihr davon monatlich in die Missionskasse geben wollt, und überreicht mir die betreffende Gabe in verschlossenem Couvert. Laßt es euch einerlei sein, ob es mehr oder weniger ist, was andere Glieder der Klasse geben. Seid nur gewiß, daß ihr Gott und euer Gewissen zufrieden stellt. Keine von uns soll wissen, was die Andere giebt, aber wenn es betend und freudig gegeben wurde, dann ruht sicherlich Gottes Segen darauf.“

Ich bin der Ueberzeugung, daß die Sache der Mission in dem Verhältnisse gedeihen wird, wie die Missionscollekten dazu beitragen, den Segen und das Herrliche des Gebens zu lehren.

Eröffnungsrede am Bundesfeste der Sonntagschullehrer im Canton Zürich, gehalten in Zürich am Ostermontag, 18. April 1881, von J. Breiter. — Das Werk, in dessen Interesse wir heute hier zusammen gekommen sind, das Werk der Sonntagschule, ist ein großes, schönes und gutes. Nun kann kein gutes Werk recht gethan werden ohne Begeisterung für dasselbe. Das ist eine Wahrheit, welche uns die Geschichte des menschlichen Wirkens in jedem seiner Gebiete lehrt. Wo je etwas Großes und Gutes gethan worden ist, hat Begeisterung für die betreffende Sache mitgearbeitet, ja sie hat wohl gar die Hauptarbeit gethan. Diesen Enthusiasmus nun brauchen wir auch gar sehr für unser Werk; ohne ihn können wir uns allenfalls müde arbeiten, aber wir bringen nichts fertig.

Unter Enthusiasmus aber verstehen wir nicht eine unklare, ungesunde, schwülstige Gefühlsschwärmerei, sondern einen von Weisheit und Einsicht geleiteten Eifer im Guten, wie er da sich finden muß, wo göttliches L i c h t und göttliche K r a f t ein Menschenherz erfüllt.

Die Menschen begeistern sich für verschiedene Dinge, z. B. für Kunst, Wissenschaft, Natur rc. Das ist nicht unrecht, aber keines dieser Dinge ist der Liebe und Hingebung so werth, wie unsere Arbeit. Wir malen nicht todte Ideale auf Leinwand, sondern wollen mit Gottes Hilfe Menschenherzen gut und glücklich machen, wir meißeln nicht an kaltem Marmor, sondern arbeiten an denen, von welchen Jesus sagt: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf;“ und ebenso: „Ihre Engel sehen alle Zeit das Angesicht des Vaters im Himmel.“ Wir lehren nicht eine Weisheit, der bei allem Reiz, den sie für sich hat, doch die Hauptsache fehlt — sie läßt das Herz leer — sondern jene höhere, von welcher Jesus sagt: „Sie ist das ewige Leben.“

Man kann aber für eine und dieselbe Sache ganz verschieden begeistert sein, je nach dem Geist, der einen erfüllt und antreibt. Gewinnsucht, Genußsucht und Ruhmsucht sind die drei Hauptströmungen der Begeisterung, welcher sich die Menschen überlassen. Gewinn nun, was die Welt Gewinn nennt, ist bei unserem Wirken ausgeschlossen, denn wir thun eine Arbeit freier Liebe; Genuß ist zwar darin zu finden, aber ein edler, reiner, den zu suchen kein Fehler ist; desto mehr aber mögen wir uns vorsehen vor jenem Geist der Ruhmsucht. Wer davon getrieben seine Hände an das heilige Werk legt, verunreinigt es. Der Gedanke, etwas zu sein und zu können, das selbstgefällige Beurtheilen seines Wesens und Wirkens ist im Sonntagschulwerk, wie überhaupt im Dienste Christi, eine böse Sache. Es ist ein falscher, unreiner Trieb, weckt verkehrte Erwartungen und Ansprüche, und gebiert allerlei Böses. Wir müssen uns ja davor hüten, denn wir sollen nicht unsere, sondern des Herrn Ehre suchen.

Was ist denn nun die Begeisterung, deren wir bedürfen? Es ist das r e i n e F e u e r, welches sich an der Liebe Gottes zu uns entzündet, d a s E r f ü l l t s e i n m i t d e m G e i s t e G o t t e s, der die Apostel und ersten Jünger des Herrn fähig machte, Alles zu wagen, zu thun und zu leiden, nicht für sich, sondern für den Herrn; es ist dieser h e i l i g e E i f e r, den keine Hindernisse ermatten und keine Erfolge eitel machen.

Diese Begeisterung bedürfen wir Sonntagschullehrer schon wegen der Schwierigkeiten, welche an unserer eigenen Person hängen. Wir müssen uns für unsere Arbeit selbst erziehen und heranzubilden suchen, nicht nur der Anfänger, sondern Jeder, nicht nur für einige Zeit, sondern so lange wir in diesem Werke thätig sind.

Ein erfolgreiches Lehren ist nicht möglich, ohne ein fleißiges, fortwährendes Lernen. Dieses sich selbst ziehen, bilden, beschneiden, ist zwar nicht so schwer, wenn es nur kurze Zeit währen soll, wo es aber zu einer bleibenden Aufgabe wird, da erschlafft man leicht. Wenn das bei dem Sonntagschullehrer eintritt, so kommt er entweder in einen schläfrigen

Schlendrian hinein, oder er legt die Arbeit aus irgend einem Grunde aus den Händen. Vor dem Einen oder dem Andern bewahrt uns nur jene Begeisterung der Liebe und des Geistes Gottes, die nicht nur Tage oder Wochen, sondern bis zum letzten Athemzuge fortdauert.

Sie ist uns ferner nothwendig, der Schwierigkeiten wegen, auf welche wir bei den Kindern stoßen. Allerdings ist der Umgang mit den Kindern sonst belebend und erfrischend; und so hat denn auch der Unterricht in der Sonntagschule etwas sehr freundliches. Dennoch ist er für den, der nicht blos spielen und die Zeit vertreiben will, ernst und ermüdend. Das Menschenherz ist eben trotzig und verzagt, schon von Jugend auf. Die Behandlung der Kinder erfordert viel, viel Weisheit und Selbstbeherrschung. Gerade der treue und aufrichtige Sonntagschullehrer aber wird sich oft seiner Fehlgriffe bewußt werden, und ihn drücken sie am meisten. Es ist ganz begreiflich, daß der gewissenhafte Arbeiter auf die Frucht seines Wirkens wartet, und eben das Warten ist dann oft schwer. Wenn der Gärtner sein Bäumchen vorsichtig festgebunden hat, so reißt es nicht leicht wieder los, wir aber sehen oft, was wir heute gethan haben, in acht Tagen wieder zerstört. Da giebt es gar viele Geduldsproben. Geduldsproben aber sind schwere, wohl gar die schwersten Proben. Was soll und kann uns trotz allem denn treu, fleißig und frisch erhalten? Jene Begeisterung wahrer Liebe; sonst wüßte ich nichts.

Auch ist der Charakter unserer Arbeit hier wohl zu beherzigen. Unser Wirken ist kein mechanisches. Die kalte Hand der Pflicht allein kann die Arbeit eines Sonntagschullehrers nun einmal nicht erfolgreich thun. Das warme Herz der Liebe darf nicht fehlen. Ein fester Wille, Einsicht und Begabung gehören auch dazu, vor Allem aber warme und erwärmende Liebe. Ohne diese sind jene sicher fruchtlos. Ohne eine gewisse Begeisterung für seine Aufgabe kann weder der Handwerker, der Geschäftsmann, noch der Mann der Wissenschaft oder Kunst Tüchtiges leisten. Auch der Sonntagschullehrer nicht. Es muß etwas in ihm sein, das die Kleinen weckt, anzieht und electrisirt, und das ist die Liebe von oben.

Diese Begeisterung nun kann allerdings nicht gelernt werden, doch hängt sie sehr viel davon ab, wie man die Sache erkennt und beurtheilt. Blicke auf die Größe der Liebe Gottes zu dir und den Kindern, fühle sie, erkenne in einem jeden Kinde einen Liebling Gottes, eine unsterbliche Seele, die theuer erkauft ist und durch deine Arbeit für den Himmel gewonnen werden kann und soll, wenn da dein Herz nicht warm wird, so muß es wohl alles göttlichen Lebens entbehren. Wir haben große Kunstwerke aus alter und neuer Zeit, aber stelle neben eines derselben, z. B. den Kölner Dom, an dem Jahrhunderte lang gearbeitet wurde, ein kleines Kind, auf welcher Seite ist der größere Werth? Und siehe, dieses Kind ist deiner Arbeit anvertraut. Das Wort aus deinem Munde, deine Lehre, Ermahnung, Bitte und Fürbitte kann ihm zum ewigen Segen werden; deine Nachlässigkeit und Kälte aber kann sein ewiges Verderben zur Folge haben.

Das Ziel unserer Arbeit ist ein hohes. Halte es stets vor Augen. Wenn man einen Berg zu besteigen beabsichtigt, dessen Gipfel einen besonderen Genuß, eine unvergleichliche Aussicht verspricht, wahrlich, man ermüdet nicht leicht. Unser Berg mag hoch und steil sein, aber das Ziel ist aller Mühe und Ausdauer werth.

Dann aber laßt uns nicht vergessen, wer warm werden will, darf nicht blos von der Sonne sprechen, er muß sich ihrem feurigen Strahl aussetzen. Ihr wüßt, was ich damit meine. Wir müssen recht oft im Gebet vor dem Angesichte unseres Herrn und Heilandes suchen, was wir sonst nicht haben. Da werden unsere Herzen warm, da finden wir Weisheit, Kraft und Gnade, aber auch Freudigkeit und Liebe zu unserer Arbeit.

Auf solche Weise zu unserer Arbeit entflammt, wird bei gewissenhafter Pflichterfüllung im Kleinen wie im Großen es uns möglich werden, treu auszuhalten in diesem hohen Werke bis an's Ende.

Erziehungsrecht des Staates. Die Sorge für moralische, politische und intellektuelle Bildung ist eine Pflicht, welche der Schöpfer unseres Daseins ebenso der Gesellschaft, wie dem Einzelnen anvertraut hat. Zur Erfüllung dieser Aufgabe ist dem Staate eine Macht gegeben, welche zu dem genannten Zwecke auszuüben eine seiner heiligsten und unweigerlichsten Pflichten ist.

John Quincy Adams.

Nichts kann politisch recht sein, was moralisch unrecht ist, und keine Noth vermag ein Gesetz zu heiligen, das unbillig ist. Die Tugend ist die Seele des Staates. Aber zur Beförderung derselben genügen bloße Gesetze zur Unterdrückung des Lasters ebenso wenig, als bloße Vermehrung oder Vergrößerung der Gefängnisse. Es giebt nur ein einziges Mittel, dem Verbrechen vorzubeugen und einer freien Staatsform beständige Dauer zu sichern, und dieses besteht darin, daß die Samenkörner der Tugend und Bildung selbst überall im ganzen Staate ausgestreut werden und zwar durch besondere Mittel und Stätten des Unterrichts, was aber nur dann wirksam geschehen kann, wenn die Gesetzgebung selbst die Sache in die Hand nimmt und unterstützt. Ich bin davon so fest überzeugt, daß ich, falls der heutige Tag der letzte meines Lebens wäre, nicht blos der Freistatt meiner Ahnen und meinem geliebten Vaterland mit jenem Patrioten Venedigs zurufen würde „Bleibe beständig", sondern als ein Zeugniß meiner wahren Liebe zu ihm den Wächtern seiner Freiheit noch als mein letztes Abschiedswort den Rath geben würde: „Sorget dafür, daß überall im Staate öffentliche Schulen errichtet und unterhalten werden."

Benjamin Rush.

Spruch.

Nütze deine jungen Tage,
Lerne frühe weise sein!
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer sein.

Göthe.

Am Kamin.



Gut heimgeschickt. In einem Dorfe machte sich eines Tages ein junger Mann aus der nahen Stadt mit seinem Unglauben breit. Zuletzt rief er aus: „Eher wird's nicht besser, bis an den Plätzen, wo jetzt Kirchen stehen, Gras wächst." — „Und Sie als Esel darauf weiden werden," fügte ein neben ihm sitzender Bürger hinzu.

Das Wetter ist immer gut.

Beim nassen Wetter solltest Du nicht klagen,
Beim trocknen Wetter mußt Du nicht verzagen,
Beim kalten Wetter solltest Du nicht murren,
Beim warmen Wetter mußt Du niemals knurren;
Sei vielmehr immer dankbar und zufrieden
Was für Wetter uns auch Gott beschieden.

Ein guter Trumpf. In einer landwirthschaftlichen Ausstellung wollte ein naseweises Herrchen einen Bauern, der eben eine neue Dreschmaschine genau betrachtete, necken, indem er zu ihm sagte: Gelt, da schaut ihr Bauern, daß es nun gar zum Dreschen auch noch Maschinen giebt! — Bauer: O na, da wunder i mi gar net darüber, aber das kommt mir spassig vor, daß 's trotzdem noch so viele Flegel giebt.

Die ersten gedruckten Zeitungen. Drei Nationen bestritten früher einander die Ehre, die erste gedruckte Zeitung eingeführt zu haben, die Italiener, die Deutschen und die Engländer. Die letztern waren die ersten, welche den Kampf aufgaben. Sie stützten ihren Anspruch auf drei Copien des „English Mercurie" vom 23. Juli 1588; allein Herr Watts, der Bibliograph des Museums, prüfte die Copien und erkannte, daß sie Fälschungen waren, da weder die Typen, noch das Papier der Zeit des Datums entsprachen, sondern einer viel neuern Zeit angehörten. Damit blieben nur noch die Italiener und Deutschen übrig. Bei den erstern beanspruchte Venedig und bei den letztern Nürnberg die Ehre. Die Nürnberger beanspruchten, daß ein Blatt unter dem Titel „Die Gazette" 1457 zuerst in ihrer Stadt erschienen sei; die Venetianer stellten dies in Abrede und behaupteten, daß die „Gazetta," welche in 1570 in ihrer Stadt erschien, die erste gedruckte Zeitung gewesen sei. Wir wissen nicht, ob die Venetianer ihren Anspruch aufgegeben haben: allein es wird nun ziemlich allgemein anerkannt, daß Nürnberg diese Ehre gebührt. In „Harpers Magazine" wird Nürnberg diese Ehre zuerkannt, und da dieses Magazin eine große Cirkulation in den Ver. Staaten hat, so mögen wir annehmen, daß die Amerikaner nun auch Deutschland diese Ehre zusprechen werden. In dem besagten Artikel wird bemerkt:

„Allein spätere Entdeckungen begründen anscheinlich den Anspruch der alten deutschen Stadt Nürnberg auf diese hohe Ehre. Ein Blatt, genannt „Die Gazette," wurde, vertrauenswerthen Autoritäten zufolge, so früh als 1457, fünf Jahre nachdem Schöffer die gegossenen Metall-Typen eingeführt hatte, in jener Stadt gedruckt. Deutschland gebührt also die Ehre, nicht allein die Buchdruckerkunst erfunden, sondern auch die erste Zeitung gedruckt zu haben."

Es wird hierauf die folgende Liste über das Erscheinen der ersten Zeitungen gegeben:

1. Die Gazette, Nürnberg, ... 1457
2. Chronik, Köln, ... 1499
3. Gazetta, Venedig, ... 1570
4. Die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, Frankfurt, ... 1615
5. Weekly News, London, ... 1622
6. Gazette de France, Paris, ... 1631
7. Postosch Inrikes Sidning, Schweden, 1644
8. Mercurius Politicus, Schottland, . . 1653

9. Courant, Harlem, Holland, ... 1656
10. Public Occurrences, Dublin, Irland, 1700
12. Gazette, St. Petersburg, Rußland, 1703

Es erhellt hieraus, daß Deutschland in der Zeitungs-Literatur Frankreich um 174 Jahre voraus ist, und daß das junge Amerika (Boston) Rußland um 13 und Spanien um 14 Jahre überflügelte.

Wenn Deutschland auch die Ehre zukommt, die erste gedruckte Zeitung herausgegeben zu haben, so kann es keineswegs Anspruch auf die Erfindungen der Zeitungen machen. Diese Ehre gebührt den Italienern, wenn sie Anspruch auf die Erfindungen der alten Römer machen dürfen. In dem alten Rom erschien nicht allein die erste Zeitung, sondern auch die erste tägliche Zeitung, die „Acta Diurna," aber natürlich nur in geschriebenen Copien. Ebenso erschienen vor der Erfindung der Buchdruckerkunst Zeitungen, gewöhnlich „Neuigkeitsbriefe" genannt, in Venedig, Nürnberg, Augsburg und andern Städten. In Venedig wurden diese geschriebenen Neuigkeits-Berichte für eine Gazeta (der Name einer Münze) verkauft, und daher erhielten in Italien Zeitungen diesen Namen, was zweifelsohne die Veranlassung war, daß die erste gedruckte Zeitung in Nürnberg auch diesen Namen erhielt, und dieser Name hat wohl viel dazu beigetragen, den Anspruch Venedigs auf die erste Herausgabe einer gedruckten Zeitung zu fördern.

Die „Truth" erzählt folgende Anekdote aus London: Bei einem Wohlthätigkeitsfest, welches kürzlich in der Albert-Halle veranstaltet wurde, verkaufte eine vornehme Dame Thee in einem kleinen Kiosk. Ein ernst aussehender Gentleman nähert sich dem Kiosk und fragt nach dem Preise einer Tasse. „Ein Shilling!" erwidert die liebenswürdige Verkäuferin. Der Gentleman bezahlt. Aber bevor die Dame ihm die Tasse gibt, führt sie dieselbe an ihre Lippen. „Jetzt kostet sie einen Sovereign." Der Gentleman zieht ein Goldstück aus der Tasche, überreicht es der Dame mit Würde und sagt: „Hier, nun bitte ich aber auch um eine reine Tasse."

Professor Braun redete die theologischen Studenten bei ihrem Eintritt in ihre Klasse gewöhnlich auf folgende Weise an: „Meine Herren, drei Dinge sind nöthig, um einen guten Prediger zu machen. Ihr müßt K e n n t n i s s e, G n a d e und M u t t e r w i tz (oder gesunden Menschenverstand) haben. Was das erste betrifft, dafür will ich sorgen; für die Gnade müßt ihr fortwährend beten, aber wenn ihr keinen gesunden Verstand mitgebracht habt, dann könnt ihr nur wieder heimgehen und etwas anderes treiben."

Der einzige Sohn einer frommen Wittwe war während seiner Abwesenheit vom elterlichen Hause durch bösen Umgang auf verderbliche Abwege gerathen, davon er sich auch durch die liebevollsten und dringlichsten Ermahnungen der Mutter nicht abbringen ließ. Als sie nun eines Tages erfuhr, daß ihr Sohn wieder mit seinen schlechten Genossen zu einem Trinkgelage wollte, so versuchte sie nochmals alle ihre Ueberredungskunst, ihn davon zurückzuhalten, aber vergeblich. Der Gottvergessene gab ihr die trotzige Antwort: „Spare deine Worte, ich gehe doch hin." — Der Mutter drang sie wie ein Schwert durch's Herz, und unter einem Strome von Thränen sagte sie: „Nun weiß ich schon, was ich thun will; ich werfe mich vor Gott auf meine Kniee nieder, und höre nicht auf, für dich zu beten, bis ich dein Antlitz wieder sehe." Der Sohn stürmte hinweg, aber das thränenvolle Bild der bekümmerten Mutter folgte ihm wie ein Schatten, er hatte keine Ruhe unter den Trinkgenossen und machte sich endlich auf, nach ihr zu sehen. Er findet sie auf ihren Knieen, fällt ihr um den Hals, erfleht sich ihre Verzeihung und — wandelt von Stunde an mit ihr den Weg zum Himmel.

Sonderbare aber inhaltsreiche Grabschriften.

B e n j a m i n F r a n k l i n s.

„Der Leib B. Franklins, Buchdruckers, ruht hier als Speise für Würmer, wie der Einband eines alten Buches, woraus das Werk gerissen, Aufschrift und Vergoldung abgerissen ist. Aber das Werk wird nicht verloren gehen, denn es wird wieder erscheinen in einer neuen zierlichen Auflage, durchgesehen und verbessert vom Verfasser."

M a g i s t e r K n o p f s.

„Hier Wanderer, liegt ein müder irdener Topf,
Der Auferstehung harrend still in Scherben.
Hier mußte der Herr Magister Heinrich Knopf
In dunkler Erd' ein Knopfloch sich erwerben."

Der Mutter werth. Aus Bedford (England) erzählen die Blätter folgenden hochherzigen Zug. Im ärmlicheren Theil des Städtchens wohnten seit einer langen Reihe von Jahren eine Wittwe mit ihrem Sohne, einem jungen Mediziner. Sie hatten in ärmlichen Verhältnissen gelebt und erst mit der Zeit, als sich der jugendliche Arzt durch Fleiß und Geschicklichkeit ausgezeichnet hatte, verbesserte sich ihre Lage. Da starb die Mutter. Am Abend des Begräbnißtages erschien im Hause des trostlosen Sohnes der Rechtsanwalt L. und bat um Erlaubniß, dem Hinterbliebenen das Testament der Mutter vorzulegen. Jener war erstaunt, von seiner armen Mutter eine letzte Verfügung vorzufinden; wie überrascht, zugleich aber innig gerührt war er, als er aus derselben ersah, daß seine Mutter reich — sehr reich gewesen, daß sie es aber für besser gehalten, wenn ihr Sohn sich aus eigener Kraft und nicht unterstützt von schnödem Golde, zu Einfluß und Bedeutung emporschwinge. Aus diesem Grunde habe sie lieber selbst alle Entbehrungen getragen, war es doch zum Wohle des einzig geliebten Kindes! Doch der Sohn war solcher Mutter würdig. Anstatt den ihm so plötzlich zufallenden Reichthum zu eigenem Vortheil zu benutzen, ließ er der theuren Verstorbenen ein Denkmal errichten und gründete von dem Rest des großen Vermögens einen Stipendienfond für arme sittlich gebildete Waisenkinder. Auf diese Weise glaubte er die Hinterlassenschaft der Theuren am meisten ihrem Sinne entsprechend anzuwenden, und alle Mitbürger sind mit dem Edlen einer Meinung: Alle segnen die aufopfernde Mutter und ihren hochherzigen Sohn.

Auflösung des Räthsels in der November-Nummer:

W a ch s k e r z e.

Chronik der Gegenwart.

Geschah Dr. H. W. Thomas Recht oder Unrecht? Wie man doch auch nur so fragen kann! Freilich geschah ihm Recht. Persönlich haben wir durchaus nichts gegen den Doktor; wir achten ihn, weil er ein liebenswürdiger und fähiger Mann ist. Da er aber fort und fort Lehren verbreitete, welche im Widerspruche mit den Lehren der Bisch. Methodisten-Kirche stehen, so hätte er eigentlich schon längst aus derselben austreten sollen. Er that dies nicht, und so hat ihn die Rock-River Conferenz ausgeschlossen, was ganz und gar Recht ist.

Die Bisch. Methodisten-Kirche läßt Jedem innerhalb gewisser Grenzen hinlänglich Spielraum für selbstständiges Denken; sie zieht Niemand die Zwangsjacke an und ist deßwegen auch schon gar sehr verschrieen worden, als ob sie gar kein Lehrsystem hätte und Jedweder lehren könne, wie ihm beliebe. Dem ist aber nicht also. Die Grenzen sind vorhanden, nur ist zu beklagen, daß die Kirche mit solchen, die wirres unbiblisches Zeug lehren, oft viel zu viel Nachsicht hat. Es hat immer Leute gegeben in der Welt, — und sie sind noch nicht ausgestorben — die sich um jeglichen Preis bemerkbar machen und die Augen der Leute auf sich und das Volk nach sich ziehen wollen, und müßte zu diesem Zwecke auch die Bibel ganz und gar verkehrt werden.

Wir können solches Zappeln nach Berühmtheit Niemand verwehren, aber die Kirche kann und muß sich dagegen wahren, daß solche, die ihr angehören, ihren Lehren oder ihr selbst nicht schaden, deßhalb ist dem Dr. Thomas Recht geschehen.

Nach Canossa? Wir wurden von mehreren unserer Leser gefragt, ob es wahr sei, daß Graf Bismarck doch noch nach Canossa gehe, das heißt, daß er zu guter letzt dem Papst und den Jesuiten nachgebe und sich vor ihnen demüthige.

Wir glauben an solche Mähr' durchaus nicht. Der große Staatsmann mag um des Friedens willen — wie es sich auch ziemt — in Nebensachen nachgeben; aber gewiß nie bezüglich der Grundsätze und ihrer Ausführung. Da heißt es immer noch: Nach Canossa gehn wir nicht.

Es wird allmählich doch besser in der Welt! Davon ist z. B. auch die hundertjährige Feier des großen Sieges (19. Oktober 1781) Zeugniß, welchen die Amerikaner über die Engländer bei Yorktown, Va., im Unabhängigkeits-Kriege erfochten haben. Bei dieser Siegesfeier waren Engländer anwesend. Englische Schiffe haben amerikanische und französische Schiffe salutirt, und diese erwiederten den Gruß. Die Feinde, welche so heftig um den Besitz Yorktowns und der neuen Welt kämpften, sind gute Freunde geworden. Da sage man, es werde nicht besser in der Welt!

Die Herren Franzosen zwar, die auch zum Fest geladen und herüber gekommen waren, haben sich gegen die deutschen geladenen Gäste — Verwandte des bekannten General Steuben — flegelhaft benommen. Da ist es also noch nicht besser geworden. Wir geben jedoch auch hier die Hoffnung noch nicht auf.

Regierungswechsel. Als in England die Trauerbotschaft über Präsident Garfields Tod kund ward, hörte der Editor von den Engländern gar oft die Bemerkung: „Was wird es jetzt in Amerika geben? Solch Ereigniß muß doch Erschütterungen herbeiführen. Wir zittern beinahe für Amerika!"

„Braucht gar nicht zu zittern," antworteten wir Amerikaner; „es ist zwar schrecklich, und wir sind tief betrübt ob dem großen Verluste, aber eine Revolution giebt es deswegen nicht. Die Dinge werden ihren gewohnten Verlauf haben, und wir meinen sogar, daß die Parteien sich um dieses traurigen Ereignisses willen dieses Jahr nicht so schonungslos bekämpfen werden wie sonst."

Und also war es auch. Alles behält seinen früheren Lauf. Die durch den Sieg übermüthige Elemente mußten ihre Leidenschaften bändigen, und das nächste was nach Garfields Tod geschah, war die Vereinigung der beiden republikanischen Fraktionen im Staate New York!

Im Bundes-Senat sah es einmal ein wenig stürmisch aus. Aber die Demokraten fügten sich ruhig, als sie sahen, daß sie nicht mehr die Mehrheit hatten und ließen ihren schon erwählten Senats-Präsidenten Bayard gemüthlich vom Stuhle steigen, welchen nun der durch die Mehrheit republikanischer Stimmen erwählte Davis einnimmt. Auch die vom Präsidenten Arthur in seinem Cabinet vorgenommenen Wechsel verliefen aufs glatteste, nur daß es bei den Getäuschten einige Runzeln setzen mochte, und alles in allem — arbeitet die Staatsmaschine ungestört weiter.

Daß diese Veränderungen im Senat und Cabinet nicht gleichgültig sind, prägt sich augenblicklich ein, sobald man sich erinnert, daß der Senatspräsident nunmehr Nachfolger Arthurs ist, im Fall dieser stirbt, und daß der Einfluß der Cabinets-Mitglieder ein weitgehender ist.

Deutschländischer Dünkel. Wir können in Amerika vom lieben, alten Vaterlande manches lernen, das ist wahr. Aber die drüben sollten sich wenigstens, wenn sie auch meinen, nichts von uns lernen zu können, doch über unsere Verhältnisse und Umstände unterrichten, so daß sie wissen, was hier geleistet wird, und was sie selbst zu leisten haben, wenn sie einmal herüber kommen. Aber man unterrichtet sich unbegreiflicher Weise in Deutschland nicht über Amerika, wie der Editor auf seiner Reise sehr oft wahrgenommen hat. Tausende der lieben Landsleute sind ganz fest überzeugt, daß dieses Land nur von Wilden, Halbwilden, Kaffern und Dummköpfen bewohnt ist, denen der simpelste deutsche Amtsschreiber oder Dorfschulmeister zu rathen aufgeben kann, die aber einen Sekundaner

oder Primaner sofort, wie einst die Peruaner den vom Himmel geschneiten Inka, auf den Thron setzen und sich von seiner Weisheit willig regieren lassen müssen. Obgleich diese Leute Abonnenten großer illustrirter Wochenblätter und vielleicht sogar Leser sogenannter deutscher „Weltblätter" sind und, wenn nirgends anders, wenigstens in den Anzeigenspalten derselben mit der Nase d'rauf gestoßen werden, daß Amerika die alte Welt in den meisten Industrien bereits überflügelt hat und sogar im Begriff steht, ihr auch in Wissenschaft und Kunst über den Kopf zu wachsen, so können sie sich doch gar nicht denken, daß es andere Leute, als Deutsche waren, welche Dampfschiff und Telegraph, Telephon und Phonograph, Nähmaschine und Mähmaschine, künstliche Zahngebisse und Papierwäsche u. s. w. erfunden haben, denn die zahlreichen Deutschen, welche in Amerika ihr Glück gemacht haben und reich geworden sind, konnten dieses jedenfalls nur auf ganz außerordentliche Weise fertig bringen; dem deutschen Philister ist es ganz undenkbar, daß der Sohn des Gänsehirten, der d'rüben barfuß bettelte, hier als gewöhnlicher Schuster, Schneider oder Maurer ein reicher Mann geworden sein soll, während er selbst (der deutsche Philister nämlich), obgleich der tüchtigste Schuster, Schneider oder Maurer in der Stadt und von Hause aus schon wohlhabend, seit zwanzig Jahren Nichts vor sich gebracht hat.

Wie eine solche bodenlose Unwissenheit über amerikanische Verhältnisse wuchern kann bei dem regen Brief- und Zeitungsverkehr zwischen Amerika und Deutschland, ist fast unbegreiflich; die Erscheinung läßt sich wiederum aus dem Dünkel der gebildeten Deutschen erklären. Macht man dieselben auf die Entfaltung und Entwicklung der deutsch-amerikanischen Zeitungen aufmerksam, so heißt es: „Eure Blätter sind ja in einem so entsetzlichen Stile geschrieben, daß kein Gebildeter sie lesen kann." Weil ihnen nicht aus jeder Spalte unserer Blätter die „Enquetten," „Entrevüen'" „Recherchen" u. s. w., wie die journalistischen Kunstausdrücke der Deutschen lauten, die d'rüben unbedingt zur Bildung gehören, entgegen schwirren, deshalb sind wir ihnen nicht gebildet genug und ist unser Stil schlecht. Das erinnert an die thüringischen und steyerischen Gebirgsbewohner, die sich keine weibliche Schönheit ohne — Kropf denken können, die selbst der Venus von Canova den Preis vorenthalten würden, weil sie keinen Kropf hat.

Glücklicherweise sind es nur die gebildeten Deutschen, welche solche verschrobene Ansichten über Amerika haben, und auf diese kommt es in unserem Falle sehr wenig an. Die deutschen Hof- und Commerzienräthe oder die ihnen nachahmenden Bildungs-Philister können uns nicht glücklich und nicht unglücklich machen, denn sie wandern nicht aus, und wenn je einmal ein Sprosse eines solchen Hauses zum Besten seines Vaterlandes, resp. seiner Familie, herüberkommt, so vermehrt er hier höchstens die Zahl der „Barkeeper" oder wird New Yorker Correspondent der „Kölner Zeitung;" in keinem Falle kann er als solcher dem Lande nützen oder schaden.

Die Leute, auf welche es ankommt, sind in der Regel gut über unsere Verhältnisse unterrichtet. Hunderttausende von Briefen und Tausende von Zeitungen gehen wöchentlich über den Ocean und kommen in die Hände von Personen, die nicht vom Chauvinismus der „besseren Kreise" angekränkelt, sich vielmehr recht wohl bewußt sind, daß sie nicht Alles wissen, und daß Amerika ein Land ist, wo man nicht nur Besitzthümer, sondern auch nützliche Kenntnisse erwerben kann. Gar manches deutsche Dorf kennt als alleinige intellektuelle Leuchte ein deutsch-amerikanisches Wochenblatt.

Ein merkwürdiges Bekenntniß legt das Belletristische Journal von New York betreff der letzten Wahlen ab, und fügt eine ebenso merkwürdige Mahnung bei; jenes Blatt schreibt: „Die jüngsten Wahlen in Ohio und Iowa mit ihren glänzenden republikanischen Siegen haben wieder einmal den Beweis geführt, daß der Temperenz-Tyrannei auf politischem Gebiete sehr schwer beizukommen, und daß Temperenz- oder selbst Prohibitions-Gesetzgebung einer, aus politischen oder finanziellen Gründen, bevorzugten Partei kaum wesentlich zu schaden vermag."

Nachdem die Belletristische nun geschildert, wie es in Ohio zugegangen, fährt sie fort: „Daß das allerentschiedenste Eintreten für Temperenz-Prinzipien eine politische Partei nicht benachtheiligt, zeigt das Wahlresultat Iowas, wo den Republikanern selbst das von ihnen durchgesetzte Prohibitions-Amendement nicht den allergeringsten Nachtheil gebracht. Obwohl die Zahl der abgegebenen Stimmen eine verhältnißmäßig geringe war, sind die republikanischen Siege womöglich glänzender denn je, und die Majorität dieser Partei in der Gesetzgebung wird volle 90 Stimmen betragen. Die nothwendigen Folgen dieses Wahlresultats in zwei maßgebenden westlichen Staaten können nun wohl keine andern sein, als daß der politische Einfluß der Temperenzler steigt, daß ihre Bundesgenossenschaft, weit entfernt, anrüchig zu sein, emsig umworben wird, und daß es wohl in der nächsten Zukunft keine der beiden politischen Parteien wagt, ihnen entschieden den Fehdehandschuh hinzuwerfen."

Und nun klagt das Journal in ganz jämmerlichem Ton, daß die Hoffnung der deutschen Bevölkerung des Westens, sich auf politischem Gebiete Hilfe gegen die Temperenzler zu verschaffen, leider zu Wasser geworden sei, denn die letztern hätten dies Gebiet betreten und verständen mit ungleich größerem Erfolg zu operiren als die Anti-Temperenzler.

Schließlich giebt die Belletristische in ihrer Verzweiflung ihren letzten guten Rath, indem sie schreibt:

„Es giebt zur Bekämpfung der Temperenzler schließlich nur ein wirksames Mittel: Verbreitung vernünftigerer und liberalerer Anschauungen unter den Massen. Die Sitten müssen sich nach und nach ändern und abschleifen, die moralische Selbstbestimmung muß die Oberhand gewinnen über das Zopfwesen des Scheins und Zwanges. Statt sich ewig in Extremen zu bewegen, muß man den ruhigen, sicheren Mittelweg einschlagen lernen. Indem die deutsche Bevölkerung den Temperenzhumbug bekämpft und sich das Recht des Genusses stimulirender Getränke nicht verkümmern läßt, muß sie fortfahren, ein Beispiel vernünftiger Mä-

ßigkeit und weiser Enthaltsamkeit zu geben, und den Beweis zu liefern, daß diese Eigenschaften zur allgemeinen menschlichen Bildung und Gesittung gehören." Das heißt aber doch viel bekannt und viel ermahnt in einem Athemzug.

Das Bekenntniß lautet: Wir sind auf politischem Gebiete von den Temperenzleuten aus dem Felde geschlagen.

Die Ermahnung heißt: Wir müssen auf dem geistigen Gebiete durch die Erziehung ꝛc. operiren und ein Beispiel vernünftiger Mäßigkeit und weiser Enthaltsamkeit geben. — Na, das lautet ja recht hübsch. Wollen 'mal sehen, was dabei heraus kömmt, und aufpassen, ob der letzte Rath — übers Beispielgeben — schön befolgt wird.

Was aber können die Temperenzleute aus diesem Bekenntniß lernen?

Zum Ersten — muthig fortzufahren auf dem politischen Gebiete zu operiren, denn sie haben keine Ursache die Köpfe hängen zu lassen.

Zum Zweiten — nicht müde zu werden in weiser Erziehung.

In Wien ist ziemlich plötzlich der Freiherr von Haymerle gestorben, der österreichische ungarische Minister des Auswärtigen. Er erlag einem Herzleiden. Haymerle übernahm bekanntlich sein Amt unmittelbar nachdem sein Vorgänger Andrassy das Bündniß mit Deutschland abgeschlossen hatte, und er hat die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland nicht nur zu erhalten, sondern auch zu befestigen gewußt. Im Uebrigen war er wohl ein fleißiger und treuer Arbeiter, aber kein Mann von selbstständigen Ideen. Er ließ die Dinge gehen und Oesterreich befand sich unter seiner Leitung auf dem besten Wege, in einen Krieg mit Rußland zu treiben, als eine kräftigere Hand als die seinige die Danziger Kaiserbegegnung zu Stande brachte. Oesterreich ist nicht gerade reich an hervorragenden Staatsmännern, es ist aber auch nicht im Stande eine selbstständige auswärtige Politik zu befolgen und so wird sich schon irgend eine Mittelmäßigkeit finden, die Oesterreichs Politik in dem jetzigen Fahrwasser hält.

Daß die Politik Oesterreichs mit der Deutschlands und Rußlands zusammen gehen wird, dafür bürgen die letzten Ereignisse. Der drei Kaiserbund scheint geschlossen zu sein.

Der König Humbert von Italien besuchte am 20. Oktober den Kaiser von Oesterreich in Wien.
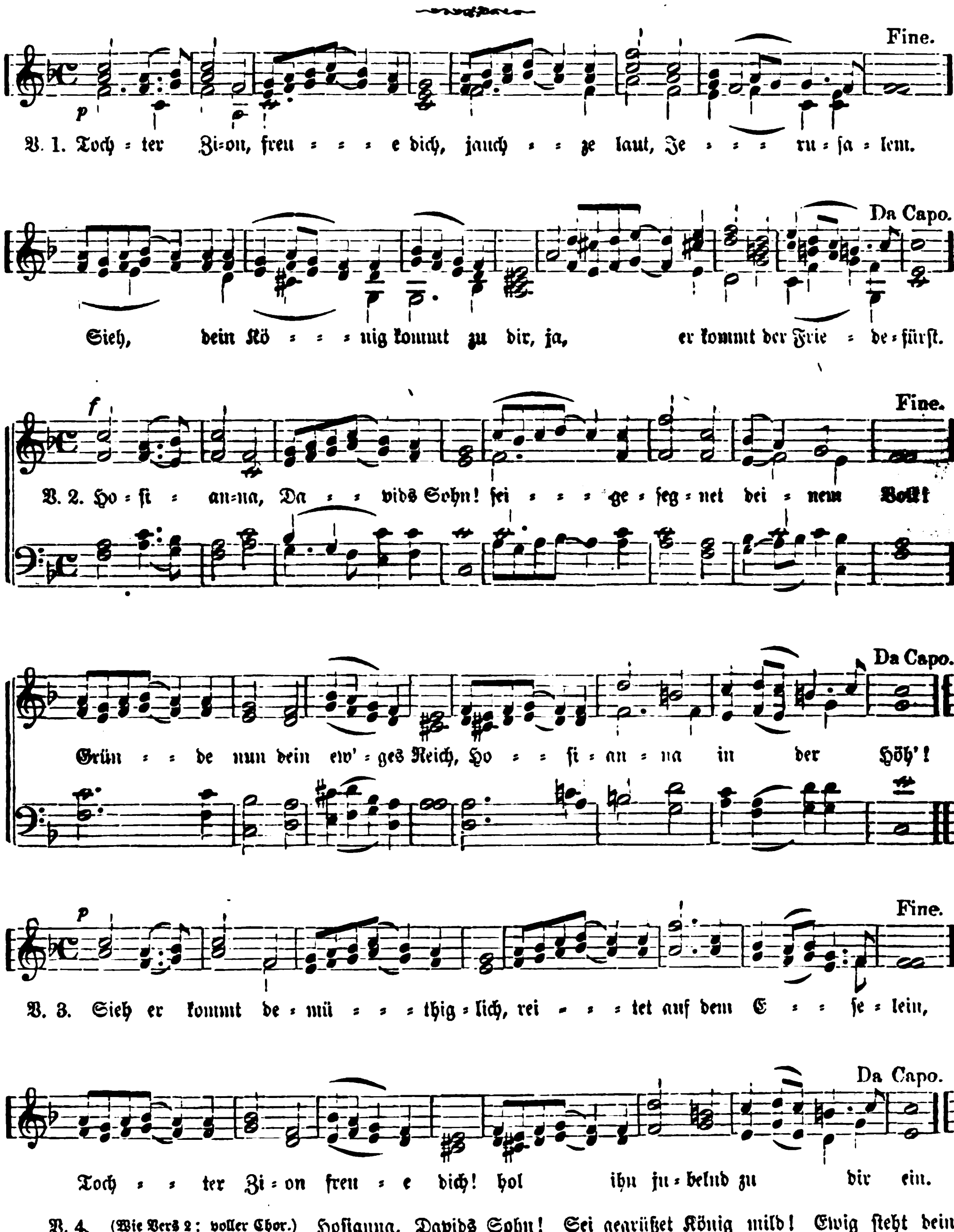
Die europäische Rasse in hundert Jahren.

Folgende von dem berühmten Statistiker Dr. Hübbe-Schleiben angestellte Berechnung ist des Nachdenkens werth:

Völker.	1850.	1875.	pCt.	1980.
Großbritannien und Irland	27 523 694	32 749 167	19	67 640 000
Canada	(1861) 3 355 000	(1877) 4 130 000	23	15 300 000
Australien	(1861) 1 266 000	(1877) 2 516 000	98	189 500 000
Kapland	(1861) 230 000	(1877) 340 000	48	4 150 000
Andere Besitzungen	250 000	275 000	10	410 000
Vereinigte Staaten	23 191 876	(1880) 50 553 829	118	650 000 000
englischer Stamm	55 816 570	90 563 996		927 000 000
Deutschland	35 395 496	42 727 360	20·7	93 500 000
Oesterreich	(1851) 17 534 950	(1876) 21 742 884	24	52 600 000
deutscher Stamm	52 930 446	64 470 244		146 000 000
Holland	3 075 000	3 865 456		
Belgien	4 425 000	5 336 185		
niederländischer Stamm	7 500 000	9 201 641	21¼	20 500 000
Dänemark	1 400 000	1 907 000	36	6 850 000
Norwegen	1 390 000	1 807 000	30	5 400 000
Schweden	3 482 500	4 420 000	27	12 050 000
skandinavischer Stamm	6 272 500	8 134 000		24 300 000
Europäisches Rußland	60 122 670	80 350 000		
Sibirien	2 887 180	3 440 362		
russischer Stamm	63 009 850	83 790 362	33	275 000 000
Frankreich	34 805 000	36 905 000	6	47 100 000
Italien	23 472 000	27 482 174	17	52 600 000
Spanien	14 500 000	16 550 000	14	28 510 000
Portugal	3 415 000	4 441 037	30	13 190 000
Mittel- und Südamerika	36 950 000	42 210 000	13	70 800 000
romanischer Stamm	113 142 000	127 588 211		212 200 000
Europäische Rasse	298 671 366	383 748 454		1605 000 000

Tochter Zion, freue dich.

Georg Friedr. Händel 1685, † 1759. (Aus Judas Maccabäus „Seht er kommt.")



V. 4. (Wie Vers 2: voller Chor.) Hosianna, Davids Sohn! Sei gegrüßet König mild! Ewig steht dein Friedensthron, Du des ew'gen Vaters Bild.

